Die Weltbühne

Der Schaubühne XXIII. Jahr

Wochenschrift für Politik · Kunst · Wirtschaft

Begründet von Siegfried Jacobsohn

Unter Mitarbeit von Kurt Tucholsky
geleitet von Carl v. Ossietzky

23. Jahrgang

Zweites Halbjahr

1927

Verlag der Weltbühne
Charlottenburg · Kantstrasse 152

Register der ‚Weltbühne‘

XXIII. Jahrgang (1927), 2. Band

Nationalfeiertag von Carl v. Ossietzky

In der demokratischen Fraktion, wo schon so manche wertvollen Anregungen zum Schmuck der republikanischen Außenseite entstanden sind, keimte zuerst die Idee, den 11. August zum Nationalfeiertag zu erklären. Seit den armen Demokraten auch die bescheidenste Einflußnahme auf die Innenarchitektur verwehrt ist, bemühen sie sich desto eifriger um die farbenfreudige Ausgestaltung der Fassade. So gelang es vor Jahresfrist Herrn Erich Koch, den Flaggenstreit zur cause célèbre zu machen. Mit dem unerwarteten Effekt allerdings, daß nicht ein Kabinett Koch kam, sondern ein mittelmäßiges Kabinett Luther durch ein ganz schlechtes Kabinett Marx abgelöst wurde, womit jener Rechtsabmarsch der ohnehin ewig schaukelnden Mittelparteien begann, der dann zu Hergt und Keudell geführt und damit gewiß noch nicht sein Ende gefunden hat.

Über den nunmehr vorliegenden Antrag der Demokraten, den Verfassungstag zum gesetzlichen Feiertag avancieren zu lassen, ließe sich disputieren, wenn die Herrschaften nicht in einer so bedenklichen Selbsttäuschung gefangen wären. Würden sie ihren Antrag nur als Demonstration betrachten, als Versuch, der gegenwärtig regierenden Koalition noch mehr Verlegenheiten zu bereiten, so könnte man ihren Eifer sogar noch anspornen. Denn es ist das gute Recht der Opposition, den Regierenden Knüppel zwischen die Beine zu werfen und sie durch Vexierfragen zur Selbstentlarvung zu zwingen. Aber solche Teufeleien liegen der Demopartei fern. Sie meint es bierehrlich. Wenn am 11. August Herr v. Keudell befrackt auf schwarz-rot-golden drapierter Regierungsestrade erscheint, wenn Herr Schiele eine strohtrockne liberale Professorenrede über die Ideologie des Volksstaates schluckt wie ein orthodoxer Jude eine den rituellen Vorschriften zuwiderlaufende Mahlzeit, dann wird man in den großen demokratischen Redaktionen schlau blinzeln und den geduldigen Lesern verkünden: „Seht, wie es vorwärts geht, langsam zwar, doch so groß ist die Macht der republikanischen Tatsachen, daß sie selbst die deutschnationalen Reichsminister zur Reverenz zwingt."

Nie wird man es den guten Menschen beibringen, daß mit ihrem Antrag nur ein einziges ernsthaftes Risiko verknüpft ist: er kann nämlich angenommen werden.

*

Für die demokratischen Blätter ist der Verfassungsfrack des Herrn v. Keudell eine dominierende Tatsache. Sie sehen nicht und wollen nicht sehen, daß in diesen Jahren sich nur das Decorum der Republik konsolidiert hat, daß bei dieser Entwicklung aber der Sinn der Republik hoffnungslos unter die Räder geraten ist. Gewiß war die Hindenburgwahl ein schwerer Chok und geeignet, selbst die Harmlosesten aufzutrommeln. Aber da der Marschall-Präsident sich widerspruchslos in die republikanische Form einordnete, waren schnell alle

Sorgen begraben. Seinem Beispiel ist das offizielle Deutschland gefolgt, die hohe Bureaukratie und alles, was zum Rayon der Wilhelm-Straße zählt. Die früher alltäglichen Herausforderungen haben aufgehört. Der oberflächliche Beurteiler kann danach leicht zu verfehlten optimistischen Schlüssen gelangen. Fragen wir lieber, wie es außerhalb dieser engbegrenzten Bezirke aussieht.

Hier lautet die Antwort weniger befriedigend. Ein Blick in die Zeitungen belehrt, daß es überall im Lande, wo sich die Weimarer Farben zeigen, Tumulte gibt. Man holt sie zwar nicht mehr von den Amtsgebäuden herunter wie früher, aber jede Einzelperson, die ein schwarz-rot-goldnes Bändchen trägt, ist selbst mitten im roten Berlin einem Scheltwort, einer Anrempelung ausgesetzt. Republikanische Kundgebungen imponieren immer durch die Masse der Teilnehmer, aber es gibt kaum eine, wo nicht nachher in den Vororten kleine Gruppen von Heimziehenden von Stahlhelmern oder Bismarckbündlern angefallen werden. Die schändliche Ermordung eines Reichsbannermanns in Arensdorf ist ein schrilles Signal dessen, was eigentlich los ist und ein härteres Faktum als die offizielle Republikanisierung innerhalb der Bannmeile. Die Fahrt eines berliner Reichsbannerwagens durch ein märkisches Kaff genügt, um die Bewohner in hörnertolle Wut zu versetzen. Wie Amokläufer stürzen sie auf den nachfolgenden Radfahrer und schlagen auf ihn ein. Ein unzurechnungsfähiger Narr kommt hinzu, sieht die Raufszene, hört die Hetzreden, holt aus dem väterlichen Hause das schlecht bewachte Gewehr und schießt blindlings zwischen die Menschen mit den Farben der Republik. Das war mehr als die Tat eines Verwirrten, der plötzlich Rot sieht und nicht mehr zu bändigen ist. Dieser Bursche mit dem sichern Attest des § 51 in der Tasche hat für alle gehandelt, die dabei waren. Er hat auf das geschossen, was sie alle gleichermaßen hassen. Es war ein Schuß gegen die Republik, und alle Erbitterung sturer Menschen hatte dies Gewehr geladen. Denn niemals wird ein Krieg zwischen Völkern mit so stupider Unerbittlichkeit geführt wie der zwischen Bürgern eines Landes. Der Krieg zwischen den Völkern ist für den einzelnen Kombattanten aufgezwungene Pflicht; Morden ist Dienst wie Kartoffelschälen oder Latrinenfegen. Wo Capulet und Montague gegeneinander stehen, gibt es keine Momente von Müdigkeit und Überdruß, keine großartige und kostenlose Geste gegen den schwächern Feind; persönliche Überzeugung stachelt anders als Kommandorufe und kennt nur ein Ziel: die Ausrottung der Andern. Wenn der Weltkrieg mit solchem Fanatismus geführt worden wäre, gäbe es in Europa heute keine Männer mehr.

*

Was besagen gegenüber den Ausbrüchen so instinktiven Hasses die stattlichen Zahlen von Reichsbanner und Rotfront? Wo das Weichbild der großen Stadt endet, ist auch der Wirksamkeit ihrer Ideen die Grenze gesetzt.

Der Mordfall von Arensdorf hat auch die republikanische Presse gesprächig gemacht. Jetzt wird verraten, daß auch

diese Bluttat sich auf klassischem Femeboden ereignet hat, daß dort nicht etwa der preußische Landrat regiert, sondern ein früherer Roßbachoffizier, daß diese Gegend überhaupt ein kleines Dorado der Wehrverbände bildet, die, ebenso wie vor ein paar Jahren, hier als Komitatschis das Feld beherrschen und unmittelbar vor den Toren Berlins ein wahres Mazedonien geschaffen haben. Warum muß solche Erkenntnis so spät mitgeteilt werden? Muß denn immer erst Einer gemeuchelt werden, ehe ein Stückchen Wahrheit durchkommt?

Der preußische Justizminister hat jetzt versprochen, in die Untersuchung des Falles mehr Dampf zu bringen. Man kann überzeugt sein, daß Herr Doktor Schmidt sein Wort halten wird. Aber dieses ministerielle Eingreifen war auch bitter notwendig. Denn die Behörden haben sich wie gewöhnlich vorsichtig zurückgehalten. Was sich in Arensdorf rund um die Bluttat abgespielt hat, ist ein Skandal für sich. Auf der Landstraße lag ein zu Tode Getroffner zwischen zehn Schwerverletzten. Es dauerte Stunden, ehe Polizei zur Stelle war. Mürrisch waltete ein Arzt seines Amtes, um schnell wieder zu verschwinden. Der Vertreter des auf Urlaub befindlichen Regierungspräsidenten von Frankfurt an der Oder war, für den Sonntag nach Berlin gefahren und lehnte ab, zurückzukommen, obgleich er von dem Vorgefallenen unterrichtet worden war. Der Amtsvorsteher weigerte sich, eine Untersuchung anzustellen; alles, was Behörde war, verschanzte sich hinter Sonntagsruhe und mangelnder Kompetenz. Es war auch nur ein Republikaner erschlagen worden. Mehr nicht, mehr nicht. Jetzt, wo ministerielle Autorität treibt und stößt, wird sich das Bild gewiß geändert haben. Aber das scheint uns eben auch das Deprimierende zu sein, daß ein Mord an einem linksgerichteten Mitbürger von dem amtlichen Apparat zunächst als Privatsache der Beteiligten behandelt wird. Die höchste Spitze muß erst drohend zur Erscheinung kommen, ehe sich ein paar Gendarmenbeine in Bewegung setzen. Die Beamtenhierarchie, die vor einem kleinen Flurschaden oder einem zerbrochenen Lattenzaun automatisch in Funktion tritt, bleibt vor einem erschlagenen Republikaner regungslos. Dabei ist die Art, wie Reichsbannerleute behandelt werden, wahrscheinlich noch höchst honorig zu nennen neben dem Vorgehen gegen Kommunisten. Da wird wohl gleich scharf geschossen.

*

Es mutet bei solcher Situation seltsam an, die Verfassung, die so etwas möglich macht, durch gesetzlichen Akt zum anbetungswürdigen Gegenstand zu erheben. Gewiß, man könnte sich den Verfassungstag als ragendes Kampfsymbol denken, aber das will man doch eben nicht, das will man doch eben nicht. Man will durch eine laue Festivität einen Zustand heiligen, den zu ändern es an Kraft und Willen fehlt. In dieser Art von Feierei liegt kein begeisterndes „Wir wollen weiter!", sondern nur ein sanft zuredendes „Es ist genug!" Man schaut sich um, freut sich, es so herrlich weit gebracht zu haben und schickt die Kindlein nach Hause. Man hat Furcht, sich die Republik zu erkämpfen und versucht nun, sie zu erfeiern.

Es ist aber ein Unding, freudige und freiwillige Devotion für ein Verfassungsdokument zu fordern, das mindestens von der Hälfte des Volkes abgelehnt wird. Die Einen verwerfen es, weil sie Monarchisten sind, die Andern, weil sie als Parteigänger des Kommunismus in der Verfassung selbst schon den Sieg der Gegenrevolution sehen. Wenn aber der Nationalfeiertag Sinn haben soll, dann muß sich doch mindestens die Hälfte der Staatsbürger zu seiner Idee bewußt bekennen. Es würde auch niemand auf den Gedanken kommen, einem protestantischen Volke einen katholischen Feiertag aufzunötigen oder ein katholisches Land den Gedenktag der Reformation festlich begehen zu lassen.

Alle Parteien haben sich im Kalender ihre denkwürdigen Daten rot angekreuzt. Die Sozialisten begehen den 1. Mai, die Kommunisten den Tag der russischen Revolution, die Konservativen kleben am 18. Januar und mögen dort kleben bleiben, und in einigen bayrischen Städten hat man für den 28. Juni Tanz und öffentliche Lustbarkeiten untersagt, weil das bayrische Staatswesen so schrecklich unter den Folgen des Friedensvertrages schmachtet. Alle Parteien haben also die Frage für sich selbst gelöst, und jetzt tritt der Staat selbst auf den Plan, um an seinen Geburtstag zu erinnern. Und wenn irgend etwas kennzeichnend ist für dies sogenannte neue Deutschland: selbst dieses Datum ist eine Fälschung. Die deutsche Republik ist am 9. November 1918 geboren und nicht am 11. August 1919. Was in Weimar beschlossen wurde, ist nur eine nachträgliche und sehr schüchterne Legalisierung des neuen Zustandes, ein Grundgesetz, bei dessen feierlicher Erwähnung wir uns nur erinnern, daß seine wichtigsten Sätze nie und nirgends in die Praxis umgesetzt worden sind. Daß neben sehr unglücklichen und steifleinenen Formulierungen auch sehr gute und nützliche Dinge drinstehen, werden wir gern anerkennen, wenn sie zur täglichen, selbstverständlichen Übung geworden sind. Bis jetzt ist die Konstitution von Weimar niemals die magna charta der Freiheit, niemals der große Schutzbrief des Werdenden gewesen, sondern immer nur der nachsichtige Paravent reaktionärer Schändlichkeiten. Wenn sich heute immer mehr Kreise der Rechten mit ihr abfinden, so ist das nicht ein Beweis ihrer wachsenden Werbekraft, sondern nur, daß sie nicht mehr stört. Sie ist Kompromißprodukt; nicht aus dem Elan, nicht aus der Flamme geboren, sondern die bewußte und gewollte Ignorierung jener revolutionären Tatsachen, in deren Schatten Deutschland damals noch stand. Die Legislatoren von Weimar, großenteils Mitglieder des letzten wilhelminischen Parlaments, wollten die Ruhe, die fette, satte bürgerliche Ruhe. Für sie war die Republik ein Zwischenstadium, das steht zwar nicht in der Verfassung, aber so haben sie gemeint, und so ist es geworden. Dieser Geist, in dem die Verfassung beschlossen wurde, hat sich stärker erwiesen als ihr Buchstabe. Deshalb still vom 9. November! Denn das wäre auch Erinnerung an beklagenswerte Unordnung, an Matrosenrevolte, rote Fähnchen und vor allem: an den Zusammenbruch des alten Militarismus.

Kalendarium in Sachen Max Hölz von Alfred Apfel

1. April 1921: Ende des mitteldeutschen Aufstandes.

16. April 1921: Auslobung des Polizeipräsidiums zu Berlin: „Für aufklärende Mitteilungen, die zu einer Verurteilung (!) des Hölz führen, setze ich 50 000 Mark Belohnung aus."

17. April 1921: Verhaftung von Max Hölz in Berlin.

29. Mai 1921: Datum der Anklageschrift.

13.—22. Juni 1921: Verhandlung vor dem außerordentlichen Gericht beim Landgericht I in Berlin.

22. Juni 1921: Verurteilung zu lebenslänglichem Zuchthaus und zu dauerndem Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte wegen Hochverrats in Tateinheit mit Totschlag, versuchtem Totschlag sowie Verbrechen und Vergehen gegen §§ 110, 115, 120, 124, 125, 126, 127, 130, 239, 240, 249, 250, 253, 255, 256, 306, 315, 317, 43, 47, 48 St.G.B. sowie wegen Sprengstoffgebrauch.

In der mündlichen Urteilsbegründung wurde hervorgehoben, daß für den Totschlag, begangen am Gutsbesitzer Heß, die höchstzulässige Strafe von 15 Jahren Zuchthaus und Ehrverlust ausgesprochen worden sei. Der Totschlagsversuch bezieht sich auf die Verwundung eines gewissen Hildebrandt, auf den Hölz während der Eislebener Straßenkämpfe geschossen haben soll, als er aus einem Hotelfenster heraussah.

16. Dezember 1922: Antrag, von Max Hölz persönlich eingereicht, auf Wiederaufnahme des Verfahrens im Falle Heß.

16. Februar 1923: Beschluß des Staatsgerichtshofs zum Schutz der Republik in nichtöffentlicher Sitzung: „Der Antrag wird als unzulässig verworfen. In dem Beschluß prüft der Staatsgerichtshof, ob nicht der Fall des § 403 St.P.O. (jetzt § 363) vorliegt, wonach eine Wiederaufnahme des Verfahrens zum Zwecke der Änderung der Strafe innerhalb des durch dasselbe Gesetz bestimmten Strafmaßes nicht stattfinden darf. Der Staatsgerichtshof erklärt prinzipiell einen Wiederaufnahme-Antrag, gestützt auf den Fall Heß, für zulässig, ‚da der Wiederaufnahme-Antrag des Verurteilten nicht lediglich die Änderung der Strafe bezweckt, sondern die Änderung der Verurteilung im Falle des am Gutsbesitzer Heß verübten Totschlages'."

6. November 1923: Sitzung des beim Reichsjustizministerium gebildeten Amnestie-Ausschusses (Ausschuß zur Gewährung von Straffreiheit). Beschluß: Vertagung. (Sämtliche vom Amnestie-Ausschuß anberaumten Sitzungen vom November 1923 bis November 1926 hatten dasselbe Ergebnis: Vertagung.)

23. Oktober 1924: Schriftliche Erklärung der Frau Alice Heß, abgegeben dem Rechtsanwalt Laskowski, Breslau, dem verstorbenen Mitverteidiger: „In der Strafsache gegen Max Hölz habe ich wegen des Täters bezüglich der Tötung meines Mannes Zweifel, ob Hölz der Täter war. Einer Begnadigung des Hölz könnte ich in diesem Punkte so lange nicht zustimmen, bis der wirkliche Täter gefunden worden ist."

31. Oktober 1926: Widerruf der Zeugenaussage des Schlossers Uebe vor Rechtsanwalt Doktor Apfel.

Das Sondergerichtsurteil gegen Hölz hatte die Bekundungen des Uebe als die eines Tat- und Hauptbelastungszeugen bewertet. Ebenso hatte der Staatsgerichtshof die Aussagen Uebes zur Begründung der Ablehnung des ersten Wiederaufnahme-Antrages vom Dezember 1922 herangezogen.

Aus der Aussage Uebes: „Zusammenfassend erkläre ich, daß ich heute fest überzeugt bin, daß Hölz im Falle Heß unschuldig verurteilt ist und daß ich keine Zweifel habe, daß Friehe der Täter ist."

2. November 1926: Sitzung des Amnestie-Ausschusses im Reichstag: Felix Halle, Vertreter von Max Hölz im Amnestieverfahren, be-

antragt: Rechtsanwalt Doktor Apfel als Auskunftsperson zu hören, daß „sich bei ihm ein Mann (Erich Friehe) gemeldet hat mit der Erklärung, daß er, um sein Gewissen zu entlasten, folgendes Geständnis ablegen wolle:

Er sei Teilnehmer an dem Hölzschen Zuge 1921 und als solcher auch auf dem Gute Roitzschgen gewesen. Er habe die Revolverschüsse, die im Urteil des Sondergerichts Max Hölz als Totschlag zur Last gelegt werden, auf den Rittergutsbesitzer Heß abgegeben und auch ferner mit seinem Karabiner auf Heß geschossen, um ihn kampfunfähig zu machen, ferner seine Kameraden aufgefordert, ihrerseits auf Heß zu schießen, da er sich von Heß noch bedroht fühlte. Aus dem Gefühl seiner Bedrohung und aus seiner sinnlosen Angst und Wut heraus habe er auch den Heß, der von andern beschossen worden war, vollends getötet."

Der Mann ist bereit, sich den Behörden zu stellen und will nur, da er verheiratet ist und Familie hat, seine Angelegenheiten ordnen.

Weitrer Antrag Halles:

„den Schlosser Uebe als Auskunftsperson darüber zu hören, daß er zu der Überzeugung gekommen ist, daß seine Aussage vor dem Sondergericht 1921 in der Strafsache gegen Max Hölz insofern objektiv unrichtig gewesen ist, als Uebe seine damalige Aussage, Max Hölz habe gegen den Rittergutsbesitzer Heß mehrere Schüsse abgegeben, nicht mehr aufrechtzuerhalten vermag. Nach den Angaben, welche der wirkliche Täter ihm über die Vorgänge gemacht hat, ist Uebe zu der Überzeugung gekommen, daß seine Angabe auf einer Personenverwechslung beruhe."

Beschluß des Amnestie-Ausschusses: Es soll von einer Beschlußfassung in Sachen Hölz zur Zeit Abstand genommen werden.

3. November 1926: Friehe wiederholt zu notariellem Protokoll des Notars Oborniker in Berlin seine Doktor Apfel gegenüber abgegebene Erklärung.

Auf Vorhalt des Notars gibt er in detaillierter Weise an, daß er die entscheidenden Revolverschüsse auf den Gutsbesitzer Heß abgefeuert und auch das Feuerkommando gegeben hat, das Max Hölz von dem Urteil zur Last gelegt wird.

11. November 1926: Friehe versucht, sich dem Chef der Preußischen Justizverwaltung im Preußischen Justizministerium zu stellen. Unterhaltung Professor Halles mit dem damaligen preußischen Justizminister, in der der Sachverhalt mitgeteilt wird.

15. November 1926: Schriftlicher Antrag Halles in Vollmacht Erich Friehes (als dessen Vertreter vor dem Preußischen Amnestie-Ausschuß), gerichtet an den Justizminister:

„die ihm unterstellte ortszuständige Anklagebehörde anzuweisen, ein Ermittlungsverfahren gegen Friehe einzuleiten und den Antrag auf Eröffnung einer gerichtlichen Voruntersuchung zu stellen, damit die Beteiligung des Friehe an der Tötung des Heß im ordentlichen Gerichtsverfahren nunmehr festgestellt wird.

Ich beantrage insbesondere, die Anklagebehörde anzuweisen, so bald als möglich einen Lokaltermin mit gerichtlichem Augenschein in Gegenwart aller an den damaligen Vorgängen Beteiligten, insbesondere auch des verurteilten Hölz, sowie der Verteidiger und Rechtsbeistände, sowohl im Amnestie- und Wiederaufnahmeverfahren, am Tatort in Roitzschgen stattfinden zu lassen."

Am gleichen Tage Antrag Halles im Auftrage des Friehe, gerichtet an den Preußischen Amnestieausschuß (Ausschuß zur Ausführung des preußischen Gesetzes über die Gewährung von Straffreiheit) vom 26. Juli 1922: Der Ausschuß wolle beschließen:

„Obwohl es sich nach der Selbstbezichtigung des Friehe bei dem Totschlag an dem Rittergutsbesitzer Heß um eine bereits fünf Jahre lang zurückliegende Straftat handelt, Friehe damals

das achtzehnte Lebensjahr nur um Weniges überschritten hatte und Friehe bereits wegen seiner Beteiligung an den Märzunruhen schwer bestraft ist und diese Strafe zum Teil verbüßt hat, dem Staatsministerium zu empfehlen, von seinem Rechte der Niederschlagung im gegenwärtigen Stadium der Angelegenheit keinen Gebrauch zu machen, sondern zur Feststellung der Wahrheit ein Ermittlungsverfahren durch die zuständige Staatsanwaltschaft einleiten zu lassen und auch gerichtliche Voruntersuchung zu beantragen."

Weitrer Antrag:

„Der Ausschuß möge sich vorbehalten, von seinem Rechte, eine Strafmilderung oder einen Straferlaß für die nachträglich eingestandene strafbare Handlung des Friehe vorzuschlagen, erst dann Gebrauch zu machen, wenn im ordentlichen Gerichtsverfahren mit Lokaltermin und gerichtlichem Augenschein unter Teilnahme aller zur Zeit der Tat anwesend gewesenen Personen sowie der Verteidiger und Rechtsbeistände im Wiederaufnahme- und Amnestieverfahren die tatsächliche Beteiligung des Friehe an der Tötung des Heß festgestellt ist."

22. November 1926: Sitzung des Reichsamnestie-Ausschusses im Reichstag: Antrag Felix Halles, der Ausschuß möge beschließen:

„In den Sitzungen des Reichsamnestie-Ausschusses vom 2. November 1926 sind dem Ausschuß durch den Vertreter des Verurteilten neue Tatsachen, Beweismittel, Geständnis des Erich Friehe, Änderung der Aussage des Uebe, beigebracht worden, die es im Sinne des § 19 Abs. 2 Satz 2 der Verordnung des Reichspräsidenten Nr. 8057 über die Bildung ordentlicher Gerichte vom 22. März 1922 (Rgbl. 21 Seite 371—74) notwendig erscheinen lassen, die Verurteilung des Hölz, soweit sie wegen Totschlags im Falle Heß erfolgt ist, im ordentlichen Verfahren nachzuprüfen.

Der Ausschuß empfiehlt daher dem Reichsjustizministerium, den Herrn Oberreichsanwalt anzuweisen, von Amts wegen die Wiederaufnahme des Verfahrens im Falle Hölz zu beantragen."

Weitrer Antrag Halles:

„Der Ausschuß wolle beschließen:

In der Sache des wegen seiner Führung des mitteldeutschen Aufstandes (Märzunruhen 1921) zu lebenslänglichem Zuchthaus und bürgerlichem Ehrverlust verurteilten Max Hölz dem Reichsjustizministerium die volle Anwendung der Amnestie auf Grund des § 2 Abs. 2 des Gesetzes über die Gewährung von Straffreiheit für politische Straftaten vom 7. Juli 1922 zu empfehlen, da alle Handlungen des Hölz aus politischen Gründen und weder aus Roheit, Eigennutz oder sonst nicht politischen Beweggründen begangen worden sind und ein Straferlaß aus Gründen der gleichmäßigen Rechtsanwendung für Angehörige der verschiedenen Parteien geboten ist."

Der Ausschuß sah von einer Beschlußfassung ab, da der Vertreter des Reichsjustizministeriums erklärte, daß der Herr Oberreichsanwalt, sobald ihm seitens der Verteidigung die neuen Tatsachen und Beweismittel zugänglich gemacht sein werden, nicht zögern wird, das Material in objektiver Weise zu prüfen und gegebenenfalls zugunsten des Verurteilten die Wiederaufnahme von Amts wegen zu beantragen.

Am Nachmittag des gleichen Tages: Private Zusammenkunft der Mitglieder des Amnestie-Ausschusses in Gegenwart von Doktor Apfel und Felix Halle, in der Friehe und Uebe Gelegenheit gegeben wurde, sich zur Sache zu äußern.

30. November 1926: Richterliche Vernehmung Friehes in Bündheim bei Harzburg wegen eines Steuerrückstandes.

Dezember 1926: Doktor Apfel und Professor Halle tragen dem Reichsjustizminister Doktor Bell den gesamten Sachverhalt vor.

3. Dezember 1926: Dem Reichsjustizminister Doktor Bell werden die dem Reichsamnestie-Ausschuß überreichten Anträge durch Professor Halle noch ein Mal schriftlich mitgeteilt.

8. Dezember 1926: Mündliche und schriftliche Mitteilung an das Preußische Justizministerium, daß die Adresse des Erich Friehe jederzeit angegeben werden kann.

17. Dezember 1926: Die Berliner Kriminalpolizei fragt bei Doktor Apfel nach der Adresse des Friehe an.

20. Dezember 1926: Vernehmung Friehes durch das Berliner Polizeirevier 15, in einem von der Amtsanwaltschaft Halle anhängigen Verfahren wegen einer strafrechtlichen Anzeige, die aus Anlaß eines Möbelabzahlungsgeschäftes entstanden war.

7. Januar 1927: Die Deutsche Liga für Menschenrechte erhält von dem Beauftragten für Gnadensachen beim Landgericht I Berlin auf ein für Max Hölz eingereichtes Gnadengesuch nachstehenden Bescheid:

> A. 3. 27.
>
> Der Herr Reichspräsident hat durch Erlaß vom 29. Dezember 1926 — Nr. IV a 6113 Ri — auf das Gesuch vom 19. November 1926 einen Gnadenerweis für den Verurteilten Max Hölz abgelehnt.
>
> Demgemäß werden Sie hiermit ablehnend beschieden.
>
> gez. von Drigalski, Landgerichtsrat.

8. Januar 1927: Erklärung des Reichsjustizministeriums gegenüber der Presse: „Die eventuelle Aufklärung des Falles Heß würde nicht ausreichen, um Hölz aus dem Zuchthause zu entlassen, da Hölz nicht nur wegen dieses Falles, sondern außerdem wegen einer großen Anzahl von Sprengstoffdelikten, zwei Beraubungen, einer Brandstiftung und eines versuchten Totschlags verurteilt worden sei. Zur Beseitigung der wegen dieses Verbrechens verhängten Strafe sei das Wiederaufnahmeverfahren im Falle Heß in keiner Weise ausreichend."

9. Januar 1927: Gegenerklärung der Verteidigung. „Die Verteidigung erhebt schärfsten Protest dagegen, daß jetzt, nachdem die Beweisgrundlagen der Verurteilung im Falle Heß durch neue Tatsachen offensichtlich erschüttert sind, von amtlicher Seite der Versuch gemacht wird, die Bedeutung der Verurteilung im Falle Heß herabzusetzen. Es trifft nicht zu, daß der vom Sondergerichtsurteil angenommene Totschlag an dem Gutsbesitzer Heß für die Gesamtverurteilung nur von untergeordneter Bedeutung war. Im Gegenteil, in der Anklage bildete der Fall Heß das Kapitalverbrechen, indem Hölz des „heimtückischen Meuchelmordes" an dem Gutsbesitzer Heß bezichtigt wurde. Der Staatsanwalt hat sogar am Schluß der Beweisaufnahme wegen des Falles Heß die Todesstrafe gegen Hölz beantragt. Noch am Schluß der Hauptverhandlung stand die Entscheidung, ob ein Todesurteil wegen des Falles Heß ausgesprochen werden sollte, auf des Messers Schneide. In der mündlichen Begründung hat der Vorsitzende, Landgerichtsrat Braun, erklärt, daß das Gericht für den Totschlag an Heß die höchstzulässige Strafe von fünfzehn Jahren Zuchthaus eingesetzt hat. Ferner ist die Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte auch mit der angeblichen Nichtachtung des Lebens seiner Mitmenschen — unter ausdrücklicher Bezugnahme auf den Fall Heß — gestützt worden.

Was einen weitern, in offiziösen, anscheinend vom Reichsjustizministerium ausgehenden Kommentaren, erwähnten Totschlagsversuch anbelangt, wird er gleichfalls von der Verteidigung im Wiederaufnahmeverfahren angefochten werden. Es handelt sich in diesem sogenannten Fall Hildebrandt, um dessentwillen Hölz gleichfalls verurteilt wurde, um einen Schuß, der während der Straßenkämpfe in Eisleben von der Straße aus, aus einer größern Menschenmenge heraus, auf einen am Fenster seines Hotels stehenden

Reisenden abgegeben worden ist. Der Reisende wurde durch den Schuß am Oberarm verwundet. Dieser Schuß ist dem Max Hölz als versuchter Totschlag zur Last gelegt worden, obwohl Hölz, der sich mit seltenem Mut zu seinen Taten bekannt hat, die Abgabe dieses Schusses bestreitet. Es sind neue Zeugen aufgefunden worden, die auf das bestimmteste versichern, daß nicht Hölz diesen Schuß abgegeben hat. Bei seiner ersten polizeilichen Vernehmung hat der Verletzte selbst bekunden müssen, daß er nicht behaupten könne, daß Hölz der Schütze gewesen sei...

Alle Hölz zur Last gelegten Handlungen stehen in unmittelbarem Zusammenhang mit den Märzunruhen des Jahres 1921. Sie sind aus politischen Motiven hervorgegangen, und die Anwendung der Amnestie ist nach dem Wortlaut des Gesetzes auch für diese Handlungen, die an sich von der Amnestie ausgeschlossen waren, mit Rücksicht auf die Beweggründe des Täters durchaus möglich. Es sei insbesondere darauf hingewiesen, daß in den Fällen Lüttwitz, Ehrhardt u. a. nicht nur Hochverrat, schwere militärische Meuterei, die Übergabe von Kriegsgerät in größtem Umfange mit Einschluß von Sprengstoffen in bedeutender Menge, die auch in zahlreichen Fällen von der meuternden Truppe gegen die verfassungsmäßige Regierung angewendet wurden, sondern auch die strafrechtliche Verantwortung für die Tötungen, die während des Kapp-Putsches seitens der rechtsradikalen Angreifer vorgenommen worden sind, eine Amnestierung der Täter nicht verhindert hat. Im Falle Ehrhardt kommt noch hinzu, daß Meineid vorlag, ein Verbrechen, bei dem das geltende Strafgesetz nur Zuchthausstrafe mit schweren Nebenfolgen vorsieht und keine mildernden Umstände kennt. Die Verteidigung des Hölz hat einen Straferlaß durch Anwendung der Amnestie im Falle Heß niemals abgelehnt, vielmehr hat der Vertreter des Hölz im Amnestieverfahren durch einen in der Sitzung vom 27. November 1926 überreichten schriftlichen Antrag ausdrücklich die sofortige Amnestierung des Hölz im vollen Umfang — mit Einschluß des Falles Heß — beantragt und bei der mündlichen Begründung ausdrücklich darauf hingewiesen, daß nach geltendem Recht ein Straferlaß die Wiederaufnahme nicht hemmt, wie dies der Öffentlichkeit erst kürzlich durch den Fall Fechenbach bekanntgeworden ist.

Es ist auffällig, mit welcher Beschleunigung die Reichsjustizverwaltung einen ungünstigen Bescheid in der Sache Max Hölz herbeigeführt hat. Dieser Eifer ist geeignet, um so mehr Aufsehen zu erregen, als die Angelegenheit des Wiederaufnahmeverfahrens nach umgekehrten Grundsätzen von der Reichsjustizverwaltung und preußischen Justizverwaltung betrieben zu werden scheint. Obwohl den Behörden seit mindestens zwei Monaten das Geständnis des Erich Friehe bekannt ist, der sich selbst der Max Hölz vom Sondergerichtsurteil zur Last gelegten Tötung des Gutsbesitzers Heß bezichtigt hat, ist bis jetzt Friehe in dieser Angelegenheit amtlich noch nicht vernommen worden. Ebensowenig hat die Behörde es für notwendig befunden, den früheren Belastungszeugen Uebe über den Widerruf seiner Aussage und die Feststellung seines Irrtums zu vernehmen."

10. Januar 1927: Mitteilung des Oberreichsanwalts, daß die Akten an die Staatsanwaltschaft in Halle (Saale) abgegeben worden seien.

26. Februar 1927: Mitteilung der Oberreichsanwaltschaft an die Verteidigung, daß nach Mitteilung der Oberstaatsanwaltschaft in Halle gegen Friehe die gerichtliche Voruntersuchung wegen Totschlags beantragt sei.

18. März 1927: Mitteilung des Oberstaatsanwalts Halle an die Verteidigung, daß die Voruntersuchung gegen Friehe am 24. Februar 1927 eröffnet worden sei.

April 1927: ‚Uebe wiederholt vor dem Untersuchungsrichter in Halle den Widerruf seiner Aussage im Hölz-Prozeß.

11. April 1927: Doktor Apfel teilt dem Untersuchungsrichter in mündlicher Unterredung die Adresse Friehes in Halle mit.

23. April 1927: Brief der Verteidigung an den Vorsitzenden des Reichsamnestie-Ausschusses beim Reichsjustizministerium, Herrn Doktor Moses, M. d. R.:

Sehr geehrter Herr Abgeordneter!

In meiner Eigenschaft als Verteidiger von Max Hölz beantrage ich hierdurch ergebenst, der Verteidigung Gelegenheit zu geben, in einer baldigst anzuberaumenden Sitzung des Reichs-Amnestie-Ausschusses über den Stand der Angelegenheit zu berichten.

Seit der letzten Sitzung des Ausschusses, am 2. November 1926, sind fast 6 Monate verflossen. Trotz des vorliegenden Materials hat sich die Lage meines Mandanten noch nicht geändert. Der Herr Vorsitzende des Reichs-Amnestie-Ausschusses hat bei der Vertagung des Ausschusses die Zusicherung abgegeben, daß der Ausschuß seinerseits dazu beitragen wolle, für eine beschleunigte Abwicklung des Verfahrens Sorge zu tragen.

27. April 1927: Publikation des Reichsdienstes der Deutschen Presse im ‚Berliner Tageblatt' u. a.: „Wie der Reichsdienst der Deutschen Presse erfährt, ist die Beweisaufnahme in der Voruntersuchung gegen den Arbeiter Friehe, der sich selbst der Erschießung des Gutsbesitzers Heß bezichtigt hat, soweit gediehen, daß mit einem baldigen Abschluß der Voruntersuchung gerechnet werden kann. Das Preußische Justizministerium hat in Anbetracht der Wichtigkeit, den die restlose Klärung dieses Falles für die Angelegenheit Hölz hat, der Staatsanwaltschaft in Halle a. S., von der die Sache bearbeitet wird, Anweisung gegeben, die Untersuchung mit größtmöglicher Beschleunigung durchzuführen."

30. April 1927: Der Oberreichsanwalt erklärt, seinerseits alles zur Beschleunigung beitragen zu wollen.

9. Mai 1927: Schreiben des Justizministers an den Verteidiger:

Der Reichsminister der Justiz
Nr. IV a 1843 Ri.

An
Herrn Rechtsanwalt und Notar Dr. Apfel,
Berlin W 8.

Betrifft: Strafsache gegen Hölz.

Im Einvernehmen mit dem Herrn Vorsitzenden des Amnestie-Ausschusses, der mir Ihre Eingabe vom 23. v. M. zugeleitet hat, teile ich ergebenst mit, daß eine neue Beratung des Amnestie-Ausschusses in Aussicht genommen ist, sobald das Ergebnis der von den zuständigen Stellen veranlaßten Prüfung der Angaben des Bergmanns Friehe vorliegt. Dieser Zeitpunkt ist noch nicht eingetreten. Das gegen Friehe bei einem Preußischen Gericht anhängige Verfahren ist noch nicht beendet. Der Herr Oberreichsanwalt beabsichtigt vor seiner abschließenden Stellungnahme den Ausgang dieses Verfahrens abzuwarten.

Im Auftrage: gez. Richter.

12. Mai 1927: Besuch von Doktor Apfel und Professor Halle bei dem Preußischen Justizminister Doktor Schmidt und Staatssekretär Fritze: Vortrag über den gesamten Fall Hölz und über den Gang des Verfahrens gegen Friehe.

16. Mai 1927: Beginn der verantwortlichen Vernehmung Friehes vor dem Untersuchungsrichter des Landgerichts Halle.

24. Mai 1927: Beendigung der Vernehmung Erich Friehes. Friehe hält seine Selbstbezichtigung in schärfster Form aufrecht.

Frankreich und Moskau von Camille Loutre

Die diplomatischen Verwicklungen, die während der ersten Wochen des letzten Monats den europäischen Frieden zu bedrohen schienen, haben sich fast alle leicht gelöst. Die Gewitterwolken, die sich von neuem in diesem schicksalschweren Monat Juni im slavischen Osten zu ballen schienen, haben sich schnell zerstreut, und wieder einmal müssen Publizisten und Leser feststellen, daß trotz sensationeller Meldungen — aus mehr oder weniger interessierten Quellen — die europäische Politik auf romantische Plötzlichkeiten verzichtet und endgültig zu den langwierigen Verhandlungsmethoden der Kanzleien zurückgekehrt ist.

Die lärmenden Schlagzeilen der Tagesblätter ändern nichts an diesen augenscheinlichen Tatsachen: obwohl Europa noch nicht ganz „befriedet" ist, ist es doch friedlich gesinnt und müde; seine Genesung wird lange dauern; wenn auch nicht aus moralischen Gründen, so zwingt doch der allgemeine Geldmangel die Staaten zur Vernunft, und, für unsre Generation wenigstens, zeigt sich auch nicht der geringste kleine Krieg am Horizont. Es ist vielleicht traurig (für manche), es ist aber so. Die auswärtige Politik ist wieder für lange Zeit zu einer ruhigen Rubrik geworden — nicht aufregender wie etwa hierzulande die Frage des Finanzausgleiches oder von Groß-Hamburg — einer Rubrik, in der fortan die Phantasie der genauen Aktenkenntnis Platz machen muß. Und die große Presse muß mehr und mehr mit interessanten Verbrechen, Ozeanflügen und Klatschgeschichten ihre Leser in Atem halten, wenn sie nicht enttäuschen will. Was gewisse Sonderberichterstatter über Außenpolitik betrifft, so müssen sie in Zukunft, um sich nicht lächerlich zu machen, auf Hintertreppenromane verzichten und in ihren Kommentaren sowie in ihren Voraussagungen zu Ruhe und Gelassenheit zurückkehren.

*

Diese Einleitung scheint nicht überflüssig, wenn man an die Nachrichten denkt, die die europäische Presse überschwemmt haben — und sicherlich auch Glauben bei der Mehrheit der Leser gefunden haben —, namentlich bei der Reise Doumergues nach London, dem Abbruch der englisch-russischen Beziehungen und der kürzlichen russisch-polnischen Spannung. Schon sprach man, besonders in Deutschland, von dunklen Plänen, die bei der Erneuerung der Entente cordiale geschmiedet worden wären, und die gegen die Locarno-Politik gerichtet sein sollten; dann zeigte man Deutschland, wie es von Chamberlain vor die Wahl zwischen dem kommunistischen Osten und dem kapitalistischen Westen gestellt wurde; endlich kündigte man einen geplanten „Kreuzzug" gegen Sowjetrußland an, bei dem Frankreich sich zum Sekundanten Englands abwechselnd in Warschau, Prag und Belgrad machte, und zwar in einem absolut Moskau feindlichen Sinne.

Diese ganze romantische Betrachtung wäre verständlich gewesen, wenn die Außenminister journalistische Naturen wären, besorgt vor allem um den zugkräftigen Leitartikel. Aber es

handelt sich doch um Staatsmänner meist reifern Alters, die jeder ihr kleines Steckenpferd reiten und gezwungen sind, bei ihren Entschlüssen einer Menge Faktoren, die die Öffentlichkeit nicht kennt, Rechnung zu tragen, und die darum ihrer Phantasie keinesfalls die Zügel schießen lassen. Wer besonders Herrn Briand kennt, kann ihn sich nur sehr schwer als Organisator eines Kreuzzugs vorstellen und ganz bestimmt nicht persönlich als Kreuzfahrer.

Weit entfernt davon, sich an einer offnen oder heimlichen Koalition gegen das russische Volk zu beteiligen, treibt Frankreich im europäischen Osten eine Politik traditioneller Freundschaft, die von praktischen Erwägungen diktiert ist und ebenso von der Sorge, sich im eignen Land ausländischer Propaganda, die sich breit machen will, zu widersetzen.

*

Als die Maiwahlen von 1924 Herriot und das Linkskartell zur Herrschaft brachten, zeigte sich in der öffentlichen französischen Meinung eine starke Bewegung für die Anerkennung der Sowjetregierung. Die Freunde des Ministerpräsidenten Herriot, die seinen Idealismus kannten, erinnerten ihn daran, daß nicht umsonst in seiner Stadt Lyon ein den Jakobinern und der französischen Revolution geweihtes Denkmal stünde und daß er sich deshalb schuldig sei, die normalen diplomatischen Beziehungen mit der Sowjetrepublik aufzunehmen. War dieser Gedanke glücklich? Im Augenblick kann man nur sagen, daß er schlecht belohnt wurde und daß die französischen Verfechter der „Freundschaft mit Rußland um jeden Preis" viel von ihrem Einfluß verloren haben. Herr Herbette, ehemaliger ‚Temps'-Redakteur, der von dem selben Herriot als Botschafter nach Moskau geschickt wurde, stand bald mit seiner Meinung allein da, als er noch vor einigen Monaten dem Quai d'Orsay eine ausschließlich russenfreundliche Politik anriet. Nach Frankreich zurückgekehrt, scheint der Moskauer Botschafter in der Pariser Luft ganz andrer Ansicht geworden zu sein, wenigstens wenn man bestimmten außerordentlich pessimistischen Erklärungen, die kürzlich in der Presse erschienen, Glauben schenken will und die die Enttäuschung eines Diplomaten verrieten, der vielleicht Aufrichtigkeit in der Opportunitätspolitik der Herren im Kreml gesehen hatte, während diese nur nach ausländischen Krediten hungerten.

Obwohl Frankreich 1917 im Stich gelassen wurde, hat sich doch die öffentliche Meinung in ihrer ungeheuren Mehrheit ihre Sympathien für das russische Volk bewahrt, besonders in Erinnerung an die für eine gemeinsame Sache ertragenen Leiden, und sie hütet sich wohl, dem Volk die Verantwortung für die Irrtümer aufzuladen, die durch eine revolutionäre Diktatur begangen worden sind.

Praktischerweise hat Frankreich in seiner russischen Politik keine andre Sorge, als sich aus diesem Teil Europas nicht verdrängen zu lassen. Wegen des ungeheuren Kapitals, das es seiner Zeit in dieses Land investiert hat, verlangt es, im angemessenem Verhältnis an dem wirtschaftlichen Austausch mit Rußland teilzunehmen und wünscht daher aufrichtig den mate-

riellen Wiederaufbau Rußlands. Andre Staaten, Deutschland zum Beispiel, machen auch mutatis mutandis, Rußland gegenüber eine Politik „auf alle Fälle". Wenn man im Ausland die Absichten der Wilhelm-Straße Rußland gegenüber richtig auslegt, so kann man sie zusammenfassen: 1. in dem Wunsche, zu vermeiden, daß Rußland sich in Zukunft in einer antideutschen Weise westlich orientiert und 2. in dem Willen, in weitestem Maße an der Ausbeutung der reichen russischen Bodenschätze teilzunehmen. Ebenso strebt die französische Diplomatie — und mit Recht — danach, daß sich keine russisch-deutsche Allianz, die gegen den Westen gerichtet ist, bildet, und daß Frankreich weder jetzt noch später vom russischen Markt ausgeschlossen wird.

Die Wiederaufnahme der diplomatischen Beziehungen zwischen Paris und Moskau wurde vor drei Jahren mit besondrer Freude von den unzähligen Franzosen aufgenommen, die im Besitz russischer Staatspapiere und verschiedener russischer Anleihen waren, und die hofften, endlich wieder etwas von ihren vorübergehend verschwundenen Kapitalien zu haben. Die französisch-russischen Verhandlungen über einen Schuldenausgleich kommen dennoch nicht nur nicht vorwärts, sondern scheinen überhaupt nicht zu einem Ende zu führen. Unabhängig von der grundsätzlichen Stellung, die den Sowjets untersagt, zaristische Schulden anzuerkennen, ist die Differenz zwischen den von beiden Seiten aufgestellten Ziffern so groß, daß schon das genügt, um nicht an eine Einigung zu glauben. Wenn die Sowjets die Coupons der ehemaligen russischen Anleihen vollständig einlösen wollten, würde Frankreich jährlich 700 Millionen Goldfranken erhalten. Herr Rakowsky, der russische Botschafter in Paris, bietet aber Herrn de Monzie und seinen Mitarbeitern die lächerliche Summe von ... 60 Millionen Goldfranken an und noch dazu unter der Bedingung, daß Frankreich den Sowjets langfristige Kredite gewährt und auf eine ganze Reihe andrer finanzieller Ansprüche verzichtet. Da die Sowjets in letzter Zeit nötig hatten, ihrer etwas ramponierten Diplomatie zu neuem Glanz zu verhelfen, wird man ihnen verzeihen, daß ihr Propagandadienst mehrmals, sowohl in Paris als auch in Berlin, das falsche Gerücht verbreiten ließ, der Abschluß über die Schuldenregelung stehe nahe bevor oder sei sogar schon zustandegekommen. Dieses Gerücht ist von einigen deutschen Zeitungen in gutem Glauben weitergegeben worden. Was die Sowjetpropagandisten in Berlin betrifft, so haben die schon zugestehen müssen, daß diese Informationen erfunden waren. Die endlosen und vergeblichen Finanzverhandlungen in Paris haben sich allmählich zum Skandal ausgewachsen. Man ist dahintergekommen, daß sie vielleicht zuletzt nur dazu geführt würden, um gewisse Börsenspekulationen mit russischen Papieren zu begünstigen, und die pariser Presse hat gegen diese Komödie protestiert.

Trotzdem kann die französische Regierung nicht ohne äußerst ernste Gründe durch einen diplomatischen Bruch mit Moskau die zähen Hoffnungen von hunderttausend kleinen Sparern enttäuschen, die wenigstens einen Teil ihrer verflüch-

tigten Ersparnisse wiedersehen möchten. Ebenso kann das französische Kabinett nicht mit dem Kreml brechen, ohne nicht nur die Gefühle der Kommunisten zu verletzen, sondern auch die der sozialistischen und radikalsozialistischen Gruppen, die immer Anhänger einer liberalen und linksgerichteten äußern Politik sind.

*

Immerhin ist die Propaganda der Komintern im Begriff, die Ansicht der ganzen nichtkommunistischen Linken der französischen Kammer ins Schwanken zu bringen. Die Propaganda der Dritten Internationale zeitigt in Frankreich solche Reaktionen, daß die sowjetistischen Führer in kurzer Zeit die wenigen Trümpfe, über die sie heute noch in einigen Kreisen verfügen, verlieren könnten. Briand hat vor kurzem in einer Kammerrede eine unerwartete Unterscheidung zwischen der Moskauer Regierung und der Dritten Internationale gemacht. Der französische Minister ist viel zu gut unterrichtet, um an seine eigne Unterscheidung zu glauben. Er hat wahrscheinlich kein andres Ziel dabei im Auge gehabt als das, seinen Kollegen im Ministerium des Innern und der Justiz die Möglichkeit zu lassen, die Agitatoren, die im Solde der Komintern stehen, zu verfolgen und festzusetzen.

Tschitscherin und Rakowsky gelten im allgemeinen für Männer von Geist. Sie bringen aber ihren Ruf in Gefahr, wenn sie fortfahren, ersterer seinen Zuhörern — Diplomaten und Staatsmännern — vorzuhalten, daß in jeder europäischen Kanzlei eine antimoskowitische Komplottabteilung bestehe, die vom Foreign Office unterhalten werde, der zweite, zu behaupten, daß ihm nichts über die Hintergründe der kommunistischen Bewegung in Paris und gewissen andern großen Städten Frankreichs bekannt sei. Die europäischen Staaten hatten schon lange einen mächtigen Verwaltungsdienst, als Herr Tschitscherin noch ein ganz untergeordneter Diplomat in zaristischen Diensten war und Herr Rakowsky ein kleiner ausgewiesener Advokat, der sich nach Paris geflüchtet hatte. Nachdem sie nun die höchsten Posten in der russischen Außenpolitik erreicht haben, wäre es von diesen beiden Diplomaten unangebracht, in zu sichtbarer Weise die Intelligenz ihrer ausländischen Partner zu unterschätzen. Die zuständigen französischen Kreise kennen genau die bezahlten Agitatoren, die die Meutereien in den Kasernen organisieren; sie kennen auch sehr wohl die Anstrengungen der Komintern, die französische Armee zu verseuchen; ebenso entgeht ihnen nicht das fiktive Einkaufssystem, die Luftgeschäfte mit sofortigem Wiederverkauf, selbst mit Verlust, im gleichen Land, die gewisse russische Handelsdelegationen in einigen Ländern machen, um in den einheimischen Industriekreisen einen günstigen Eindruck von dem Moskauer Regime zu schaffen.

Als Verbündete Polens und unempfänglich für die Drohungen bewaffneter Konflikte von Riga bis Odessa, übt die französische Diplomatie in bezug auf Sowjet-Rußland eine Politik der Korrektion und des Abwartens. Diese Politik müßte sich aber ändern, wenn die Moskauer Regierung trotz ihrer unange-

nehmen Erfahrungen fortfährt, sich nach ihren bekannten Methoden in die Angelegenheiten fremder Staaten einzumischen. Dann müßte sie sich darauf gefaßt machen, daß sie in der Tat die Schaffung eines antisowjetistischen Kreuzzuges heraufbeschwören würde, dessen Gespenst schon heute ihren Geist verwirrt aus Angst vor dem Morgen.

Intellektuelle und Bourgeoisie von Clara Zetkin

Aus einer Rede Clara Zetkins auf dem Weltkongreß der Kommunistischen Internationale von 1925 in Moskau.

Heute ist die bürgerliche Kultur trotz staunenswerter Fortschritte im einzelnen außerstande, die Ergebnisse von Natur- und Geisteswissenschaften in organischer Synthese zu einer Weltanschauung zu verknüpfen, die mit dem Leben verbindet und sich als soziale Energie entwickelt. Wenn die Wirtschaft über die engen Schranken der Einzelforschung hinausblickt, so starrt sie entsetzt ins Leere und findet keine andre Rettung, als sich entweder an einen müde resignierenden oder kalt lächelnden Relavivismus zu klammern, oder aber auf den Flugsand des Mystizismus zu treten.

Solange die Bourgeoisie eine aufsteigende, eine revolutionäre Klasse war, suchte sie den Sinn ihres geschichtlichen Daseins in einer zusammenfassenden Weltanschauung, in einer großen Philosophie. Heutzutage ist die bürgerliche Wissenschaft nicht mehr zu einer Weiterentwicklung der Philosophie fähig. Was sie bringt ist kalte, öde Nachbeterei der Systeme der klassischen Philosophie, ist das Stück- und Flickwerk eklektischer Philosophie ohne Schwung und Größe, ist oberflächliche Salonphilosophie, Modephilosophie von feuilletonistischem Charakter für den Snob. Die Bourgeoisie hat keine einheitliche zusammenfassende Weltanschauung mehr, durch die sie sich, geschweige denn dem Proletariat, ihre Existenzberechtigung als herrschende Klasse, als Führerin zu höherer Kultur, nachweisen könnte. Die Bourgeoisie kann nicht mehr glauben, sie darf aber auch nicht mehr wissen. Dieses Wissen wäre so niederschmetternd, daß sie nicht mehr in einer Philosophie den Anblick ihres eigenen Antlitzes zu ertragen vermöchte. An Stelle der frühern Philosophie tritt für die Bourgeoisie immer mehr ein Religionsersatz in Gestalt karikierter Ideologien untergegangener oder nicht mehr lebensfähiger Kulturen.

Besonders stark wirken sich der Verfall der bürgerlichen Kultur und ihre Begleiterscheinungen unter den Intellektuellen aus. Ohne kraftvollen Ansporn zum Denken, Hoffen, Handeln flüchten sie in das Dunkel der Vergangenheit, der Mystik, des Buddhismus usw., in den Dämmerzustand jener Grenzgebiete zwischen Bewußtem und Unbewußtem, zwischen Empfindung und Erkenntnis, Traum und Wachen, Wissenschaft und Taschenspielerei wie Theosophie, Spiritismus usw., in die Abseitigkeit von der bürgerlichen Kultur in Bauerkolonien, Inselsiedelungen von mehr oder minder sektenhaftem Charakter. Die gleiche

Entwicklung beherrscht die Kunst. Sie ist nicht mehr der künstlerisch gestaltete Ausdruck eines großen Gemeinsamkeitsempfindens und Gemeinsamkeitserlebens und damit wirksames Mittel der Volkserziehung. Die Kunst ist zu einem Geschäft, zu einem kapitalistischen Unternehmen geworden, das gut zinsen muß; was der Maler, der Zeichner schafft, es soll sich nach der Nachfrage beim Kunsthändler richten. Der Dichter, der Schriftsteller hat Rücksicht zu nehmen auf den Markt, auf die Kundschaft seines Verlegers. Und so auf allen Gebieten künstlerischen Schaffens. Afterkunst entsteht als einträgliches kapitalistisches Unternehmen. Die bürgerliche Gesellschaft zeitigt die Produzenten solcher Afterkunst. Sie reizt Unbegabte, indem sie ihnen die Vorzugsstellung Weniger vorspiegelt, und das Profitinteresse läßt vergeblich künstlerische Bildungsanstalten entstehen, die nicht nur dem Talent, sondern auch der Talentlosigkeit offenstehen. Sie drückt durch den Hunger Begabte zu Dienern der Geschmacklosigkeit und Unkultur herab. Die bürgerliche Gesellschaft schafft aber auch die Abnehmer der Afterkunst in Gestalt abgestumpfter, genießenwollender Parvenus oben und der Unbildung breiter Massen unten. Sie bringt den kapitalistischen Ausbeuter hervor, der sowohl die Künstler, oder was sich so nennt, gründlich plündert, wie auch den Konsumenten. Die einträglichste aller Afterkünste ist in allen kapitalistischen Ländern die gezeichnete, gemalte, gemeißelte, gesprochene, gesungene Pornographie. Der kapitalistische Unternehmer beutet den Künstler genau so skrupellos aus wie der Fabrikherr den Proletarier, dem nach Kunst Begehrenden verkauft er ebenso lächelnd und skrupellos gefälschte Kunstwerte, wie der Fabrikant von Lebensmitteln kraftlosen, ja schädlichen „Ersatz" verschachert...

Wie wenig die Kunst mit dem Leben verbunden und Gemeinschaftsempfinden ist, dafür ein Beispiel. Der Krieg war ein ungeheuerliches Erlebnis, für die meisten das ungeheuerlichste Erlebnis. Und dies ungeheuerliche Erlebnis hat auf keinem Gebiete der Kunst, in keinem Lande ein Kunstwerk von monumentaler Größe entstehen lassen. Gewiß! „Le Feu" von Barbusse ist erschütternd, „La Nuit" von Martinet ebenfalls. Allein beide sind nicht Kunstwerke, in denen der ganze furchtbare geschichtliche Sinn und Widersinn des imperialistischen Völkermordens lebt und atmet. Es gibt nur ein einziges Dokument von wirklich weltgeschichtlicher Größe, das aber nicht auf dem Gebiete der Kunst und der Wissenschaft, sondern auf dem Gebiete der Politik. Es ist die proletarische russische Revolution. Sie ist das Werk stärksten Gemeinsamempfindens von Millionen, getragen von dem Willen dieser Millionen nach Freiheit und Kultur, erfüllt von ihrem Glauben an die kommunistische Idee und deshalb aus dieser traurigen Gegenwart hinüberweisend in eine lichte Zukunft. Wie die Bourgeoisie keine leitende, zukunftsfrohe Ideologie mehr hat, so kann auch die Kunst der bürgerlichen Gesellschaft keinen Inhalt haben, der quellende Lebenskraft ausdrückt und hervorleitet. Die Künstler suchen den mangelnden großen Inhalt zu ersetzen, indem sie nach

neuen Formen, neuen Stilen fieberhaft suchen. Aber Formen, die die Kunst mit den breitesten Massen, mit dem werktätigen Volk in seiner Gesamtheit verbinden, solche Formen lassen sich nicht ertüfteln. Neue, überzeugend wirkende Kunstformen werden aus neuen Ideen geboren. Die Auflösung aller Formen der bürgerlichen Kunst ist die Folge des Suchens und Tastens nach neuen Formen und Stilen. Sie spiegelt die Auflösung der bürgerlichen Ideologie und Kultur wider. Form und Stil wechseln wie die Moden der Saison, nichts befriedigt, das Kunstwerk bleibt aus. Es fehlt der Inhalt, der zum Kunsterlebnis macht. Die Künstler empfinden, daß die breitesten Massen dem Kunsterlebnis der abgelaufenen Periode ablehnend gegenüberstehen. Sie streben danach, die Kunst wieder mit dem Leben organisch zu verbinden. Im Futurismus, Expressionismus usw. greifen sie zu diesem Ziel zurück auf Formen der Vergangenheit. Sie vergessen dabei, daß die Formen, die sie dort entnehmen, Symbole waren, Ausdrucksmittel einer alten magischen Ideologie, die Gemeinschaften miteinander verbanden und von allen verstanden wurden. In diesem individualistischen Zeitalter bleiben dagegen solche Formen unverstanden und scheiden zwangsläufig die Kunst noch mehr von den Kunstgenießenden. Sie werden empfunden als Spielereien, als individualistische Launen oder auch als Nichtkönnen. Besonders charakteristisch für den heutigen Stand der bürgerlichen Kultur ist der Verfall auf einem Gebiete, das die Ergebnisse von Wissenschaft, Technik und Kunst, kurz, der gesamten Kultur verbinden und an dem lebendigen Menschen wirksam machen sollte. Es ist das Gebiet der Erziehung. Die Pädagogik als Wissenschaft hat die größten Fortschritte gemacht. Sie stützt sich auf grundlegende Erkenntnisse der Geistes- und Naturwissenschaften, sie ist sich klar darüber, wie stark sie durch die Kunst gefördert werden kann, Menschen zu bilden. Die bürgerliche Ordnung verhält sich feindlich zur Verwirklichung entscheidender pädagogischer Fortschritte. Die Erziehung steht in ihr im Zeichen des Klassengegensatzes zwischen Proletariat und Bourgeoisie. Ihr Ziel ist nicht, Menschen zu bilden, sondern Angehörige verschiedener Klassen zu drillen. Volksbildung ist gleichbedeutend mit Armeleutebildung. Die Schule ist Dressuranstalt, nicht Erziehungsmittel. Der Schulbetrieb, die Bildung und Besoldung der Lehrer, die Lehr- und Lernmittel: alles trägt den Stempel des Klassengegensatzes. Und das rächt sich über die Gegenwart hinaus auf das härteste in der Zukunft. Die Erziehung ist nicht Naturentfaltung, sondern Naturvergewaltigung. Die größten geistigen Schätze in der Jugend bleiben ungehoben, unberechenbarer kultureller Reichtum wird vernichtet. Die Gebrechen und Verbrechen auf dem Gebiete der Erziehung setzen sich fort, verlängern sich in der sogenannten Volksbildung, mag sie vom bürgerlichen Staat organisiert und unterhalten werden oder das Werk „Wohlmeinender" sein, die da wähnen, mit Brocken bürgerlicher Bildung den Abgrund des Klassengegensatzes auszufüllen und die Arbeiter von dem großen Schlachtfelde des revolutionären Klassenkampfes hinüberzulocken in ein bescheidenes Gärtlein bürgerlicher Pasto-

ren- und Oberlehrer-Kultur. Die absteigende Entwicklungslinie der Volksbildung endet im Sumpfe der kapitalistischen Pressekorruption. Sie ist eines der abstoßendsten Merkmale der Zersetzung der bürgerlichen Kultur.

Mädchenhandel in Buenos Aires von Peter Panter

Hier, in Kopenhagen, unterhielt ich mich jüngst über den Mädchenhandel mit einer Frau, deren Gesellschaftsroman viel dänischen Staub aufgewirbelt hat. Sie wies eine amerikanische Publikation vor mit schönen Photos, auf denen zu sehen war, wie bebrillte Krankenpflegerinnen ihren gefallenen Schwestern mitleidig — o, so mitleidig! — einen Weg ins sittliche Heim zeigten. „Come in! There is hope for all!" Der selige Wedekind hätte seine ungeläuterte Freude gehabt. Aus mir muß wohl ähnliches zu spüren gewesen sein, denn die Dame schwoll an vor sozialem Kämpfermut. „Hier! sehen Sie!" und sie wies auf eine Abbildung hin, auf der ein elendes Stück Frauenzimmer vor einer dreckigen Cauane breitbeinig saß — „ist das menschenwürdig? Das ist das Niedrigste, was einer Frau zugemutet werden kann ..." Hm.

Ich mag die Frauen nicht, die den Mädchenhandel bekämpfen. Erstens gibt es keinen. Es gibt nämlich den nicht, den sie bekämpfen, gibt diese lächerliche Filmereignisse nicht, wie sie in Berlin erst jüngst in den Kinos gezeigt worden sind, es gibt die unschuldigen Opfer kaum, und diese Bewegung hat etwas peinlich Puritanisches, zu kurz Gekommenes, Vermurkstes. Und weil, zweitens, Frauen, deren Betätigungsdrang nachts keine rechte Stütze findet, am Tage häufig rabiat werden, so sind jene würdigen Frauengestalten der Bourgeoisie, die da Rosen ins irdische Elend weben, zu jener Karin Michaelis, der ungefährlichen Alten, zu legen, deren banales Geschnatter so viel gute Handlungen begleitet und kompromittiert. Das ist nichts.

Es gibt in Deutschland — außer ein paar kümmerlichen Statistiken — wenig gescheite Literatur über das, was die Leute so Mädchenhandel nennen. In Frankreich ist jetzt ein Buch darüber erschienen, das wenigstens instruktiv ist. Es stammt von einem der geschicktesten Journalisten, Albert Londres, heißt „Le Chemin de Buenos Aires" und ist bei Albin Michel in Paris erschienen. Ich habe meinen Wedekind nicht bei mir — aber von dem hätte ein Motto vorn stehen sollen.

Londres hat sich auf den Weg gemacht und ist nach Argentinien gegangen, um einmal zu sehen, was denn Wahres an der „traite des Blanches" sei, von der man drüben so viel hört. Nicht ohne erst einmal die Cafés zu frequentieren, wo die Pariser Händler dieses Artikels verkehren. Ich habe sie da sitzen sehen, habe mit ihnen gesprochen — diesen Teil der Schilderung Londres kann ich als authentisch garantieren.

Da zeigt er diese merkwürdige Familienvertraulichkeit der Sittenpolizei mit der Händlerschaft, die gegenseitig etwa wie der Kaufmann zur Kundschaft stehn — alles kennt sich, wie an der Börse —, man macht eben Geschäfte zusammen, meistens

peinliche ... Das schwirrt von Fachausdrücken: „Ein falsches Gewicht transportieren“, heißt: ein Mädchen, die noch nicht volljährig ist, herüberbringen — und das ist verboten. Nicht verboten ist nach französischem Gesetz hingegen, ein Mädchen mit jenem ausdrücklich vorher verabredeten Zwecke nach Südamerika zu schaffen. Die Mädchen sind, gesetzlich, frei. Daß ein Mädchen gegen ihren Willen verschleppt wird, kommt wohl überhaupt nicht vor — das sind Wunschträume schlafloser alleinliegender Damen. Daß die Mädchen unter falschen Vorspielungen herübergelockt werden, mag sich öfter ereignen. Wer schafft sie hinüber —?

Was das Buch von Londres so überaus anziehend macht, ist die Bestätigung vom völlig kleinbürgerlichen Charakter des „Lasters“. Die Händler und Zuhälter, die das Geschäft betreiben, sind sehr gevivfte Jungen, aber in ihrem Idealen durchaus bourgeois. Zuerst mutet es komisch an, wenn man die bewegten Klagen dieser Leute liest: „Sie ist wie verdreht, wenn man sie ohne Aufsicht läßt! Sie sauft und fängt mit den Weibern was an und beträgt sich überhaupt nicht anständig!“ Das ist ihnen aber mächtig ernst, und für jemand, der das „milieu“, wie es sich selbst nennt, auch nur mehrere Male besucht hat, durchaus natürlich. Ein wirklich ungeregeltes Leben führt ja zu gar nichts. Denn was wollen diese Menschen? Sie wollen — und das ist durchaus französisch: „la vie bourgeoise“. Noch zwei, noch vier Jahre Arbeit; denn es ist, von ihnen aus gesehen, eine Arbeit, die sie da leisten, dann wird man sich eine kleine Kneipe in Marseille kaufen — „et puis ça sera la vie bourgeoise“.

Ich sagte, daß es eine Arbeit ist, was sie tun. Man muß sich wohl abgewöhnen, mit geringschätzigem Lächeln von der Tätigkeit eines zu reden, dessen Ziele unsittlich erscheinen oder sind. Zum Einbruch gehört eine Summe von Geschicklichkeit, Mut, Umsicht und Lebenskraft — zur Kriegführung auch — zum Mädchenhandel auch. Man lese einmal bei Londres die Lebensläufe dieser Leute, und man wird das verstehen.

Da sind Flüchtlinge aus Guyana dabei, die sich hier rehabilitieren wollen. Rehabilitieren: indem sie eben auf diese Weise Geld verdienen. Guyana ... das ist eines der dunkelsten französischen Kapitel. Ich habe dem jetzigen Generalgouverneur des Landes sehr nahe gestanden, als er noch in Paris lebte — er ist einer der edelsten und reinsten Franzosen, mit denen ich umgehen durfte. Was er tun kann, um das Geschick dieser Unglücklichen zu erleichtern, wird er tun — aber was kann er tun? Das Prinzip ist irrsinnig — jenes Prinzip übrigens, das neuerdings einer der gefährlichsten und übelsten Reaktionäre des Strafvollzuges, Herr Heindl, in Deutschland zu propagieren versucht. Man sollte ihn eine Weile nach seinem Rezept behandeln.

Ja, aus Guyana sind da also welche, die natürlich unter einem falschen Namen leben, und dann richtige Pariser Jungen, die auf diese Weise Geld verdienen, denen Paris nicht mehr gefällt, oder die unter das berüchtigte „interdict de séjour“ fallen, das Aufenthaltsverbot (das das deutsche Recht

nicht mehr kennt) —: das sind so die Leute, die zwischen Europa und Argentinien hin- und herreisen. Mit wem —?

Londres hat die „Ware" kennengelernt.

Es sind das meist Mädchen, die stellungslos sind, oder die der Zuhälter aus der Fabrik herauslockt, und das gelingt ihm sehr leicht — denn was haben die Mädchen da zu verlieren? Den Arbeitslohn? Und welches Leben? Das frage du bei der Villa des Fabrikdirektors. Nun ist Londres Buch kein sehr tiefes Buch, weil dieser Journalist einer Schule angehört, die etwa der Wiener entspricht — er macht sichs leicht. (Allerdings ohne die Klugschmuserei der Oesterreicher. Wenn ein kluger Wiener über einen Gegenstand spricht, denkt man immer, er habe ihn bis auf den Grund studiert — er hat aber meist nur zugesehen, wie ihn ein andrer studiert hat.) Londres also macht sichs leicht: so erklärt er uns nicht recht, woher dieser ungeheure Import für die argentinische Prostitution nötig ist.

Die Bedarfsfrage allein machts nicht. Die ist übrigens sehr lustig geschildert: wie die Argentinier in den kleinen Häusern, deren jedes von einem Mädchen bewohnt wird, anstehen wie unter Ludendorff die Zwangs-Patriotinnen nach Butter — „welche Rasse!" ruft Londres aus. Diese Augenblicksbilder, wie die Wartenden Zeitungen lesen und „Bitte, nach Ihnen!" spielen — das ist sehr gut gesehn.

Ja, in den kleinen Häusern werden nur die bessern Mädchen von ihren Händlern untergebracht. Ihre Beschäftigung ist dort enorm — Londres erzählt von vierzig, sechzig Besuchern am Tage, was lamentabel zu lesen ist. Und doch lieben sie ihren Kerl. „Du willst mein Geld nicht mehr nehmen?" sagte eine. „Ja, liebst du mich denn nicht mehr?" Das fällt nun schon ein wenig aus der Vorstellungssphäre amerikanischer Sittlichkeitspastöre und moralbrünstiger Frauen heraus — aber es ist doch so. Und wie sie überhaupt noch lieben können? „Ein Weinkellner", sagt Londres, „kann hundertmal am Abend probieren, ob die Flasche nach dem Korken schmeckt — einmal wird er doch auf eigne Rechnung trinken wollen . . ."

Und wenn die Händler die Mädchen nicht so reich ausstatten und nicht so viel Geld in das Unternehmen hineinstecken wollen, dann tun sie sie in die gewöhnlichen Bordelle, aber da werden sie von ihren Aushältern regelmäßig überwacht. Die Reichen haben zwei Mädchen: und die zweite weiß genau, daß sie nicht diejenige ist, die vielleicht einmal geheiratet werden wird. Und doch —

Die Händler sind keß, sie sind gewitzt, sie sind sehr, sehr lebenstüchtig — und sie leben von der Reputation der französischen Frau, der „Franchucha"! Argentinien, sagt Londres einmal, importiert die Maschinen aus Deutschland, den Mostrich aus England, die Rasierapparate aus Amerika und die Frauen aus Frankreich.

Die Händler sind natürlich unter sich diskret organisiert. Sie müssen das schon gegen die argentinische Polizei sein, deren Lumpenhaftigkeit auch aus diesen Berichten herrlich ins Auge springt. Was da an Erpressungen verübt wird, gehört eigentlich schon zum Kapitel „Steuerwesen" — und die Kenner

nehmen es mit Langmut, mit Schlauheit und mit Gelassenheit hin. Das gehört so zum Leben...

Londres hat den Überseetransport gesehen — einen von jenen Transporten, wo die Mädchen, deren Papiere nicht in Ordnung oder die minderjährig sind, wochenlang in den Ventilationsröhren der Dampfer versteckt bleiben, wo von Offizieren und Mannschaften die Ware ans Land verschoben wird — und er hat die Mädchen aufgesucht.

Da war eine, deren Eltern hatten Geld von ihr bekommen (darauf halten die Zuhälter sehr), und die Mutter hatte an das französische Konsulat geschrieben: ihr käme die Sache nicht geheuer vor, sie möchte ihre Tochter zurückhaben, und sie bäte doch den Herrn Konsul... Der Herr Konsul lud das Mädchen vor. Das Mädchen kam, heulte, log — und weigerte sich, zurückzugehen. Auch Londres konnte nichts ausrichten. Nein, sie hätte es hier sehr gut, und sie wollte nicht. Daneben gibt es natürlich Tausende, die nicht zurückkommen können, die elend verrecken, die verlassen, krank, zerschlagen zugrunde gehen.

Am besten ist jenes Kapitel, wo beschrieben wird, wie Londres mit zwei Zuhältern und ihrem Mädchen in der kleinen Haushütte, im Atelier, sozusagen diniert. Der letzte Kunde wird hinausbegleitet, Madame hat zwischendurch nach dem Essen gesehen, und während des Essens wickeln sich nun weise und schöne Gespräche darüber ab, wie es so zugeht im menschlichen Leben. „Zieh dein schwarzes Kleid an!" hat er zu ihr vorher gesagt. „Na klar!" sagt sie. „Oder meinst du, ich werde im Arbeitsmantel erscheinen...?" Während sie so sitzen und essen und plaudern, klingelt es, das Häuschen scheint sehr, sehr gesucht zu sein. Aber niemand öffnet — jetzt ist Feierabend. Und als es dann zum sechsten Mal und immer stürmischer klingelt, da sagt der Oberlouis: „Bon dieu! on n'a jamais vu de cochons pareils!" So sieht das Leben von hinten aus.

Und Londres gibt eine Schilderung der polnisch-jüdischen Prostitution, die in Buenos Aires neben der französischen wirkt, die aber auf der sozialen Skala drei Stufen tiefer liegt, und wenn er nicht die kindliche Angewohnheit hätte, sich die verdienten Beträge der Mädchen in Francs umzurechnen, so einen ganz falschen Eindruck ihrer Revenuen erweckend, dann wäre es noch schöner.

Im ganzen also: ein Prospekt zur Auswanderung? So töricht ist Londres nicht.

Aber er sagt — viel zu wenig scharf sagt ers —: Wer ist schuld? Wer ermöglicht das? Die Händler? Die Zuhälter? Die Polizei? Nein, ganz jemand anders.

Er sagts zu leise — also muß mans lauter sagen.

Jede Prostitution niederer Art ist nur möglich, wenn es sich für die Mädchen nicht zu arbeiten lohnt. Wie stark müssen Widerwille, Hemmungen, Erziehung sein, wenn Tausende von Mädchen bei den schmierigen Gehältern, die sie beziehen, nicht auf die Straße gehen! Es ist ja nicht nur die Erbärmlichkeit der Löhne, die freche Ambition der Unternehmer — es ist die Aussichtslosigkeit dieser Arbeit, die die Mädchen in allen Län-

dern zu Hunderttausenden untergehen läßt. Wozu ein Leben in Arbeit und Ehren?

Dazu: damit sie am Schluß dastehn, mit schlaffen Brüsten, und leer gearbeitet, gearbeitet, ein paar Bettelpfennige in der Kommode, und, wenns gut gegangen ist, ohne Tuberkulose. Meist gehts aber nicht gut. Und da gehen sie denn so oft, in Frankreich, nach Buenos Aires.

Hildegard in Schutzhaft von Albert Koßwitz

„... Ob Sie sich vielleicht idiotischer Weise einbilden, Sie Hetzer, daß die jungen Mädchen heute glücklicher sind, als damals, da sie noch nach dem bewährten Rat ihrer Eltern ...", fragt mich Einer, dem es nachts den ruhigen Schlaf stört, was ich letzte Woche hier feststellte: daß die Lisbeths wissend geworden sind. Lieber Zeitgenosse, wie Sie mich und meine schriftstellerische Wirksamkeit überschätzen, aber die der paar Helläugigen überhaupt, die die neuen Tatsachen sehen und sie aussprechen. Ich tue es, seien Sie versichert, rein um der Wahrheit willen und um die journalistische Ehre zu retten, die verlangt, zu sagen „was ist". Hetzer? seien Sie bedankt für den Ehrentitel! Aber ich wäre größenwahnsinnig, wollte ich ihn akzeptieren. Nicht für mich, nicht für die wenigen andern darf ich ihn annehmen. Dünn gesät sind wir und einflußlos, während rings herum um uns und um Sie die Zeiten mit dem ungeheuren Getöse des Sonnenaufgangs rauschen, die Erde kreißt und ihr Innerstes nach außen kehrt, die Grundlagen der Gesellschaft schon zusammenstürzen, ehe die dumpfe Menge noch ihr Wanken spürt. Wie könnte ein Hetzer, auch der hetzerischste, nachkommen, wenn eine Entwicklung in diesem historisch nicht erlebten Tempo dahinrast. Nachhinken, kläglich nachhinken müssen auch die Beine der fortschrittlichsten Köpfe. Die Ewig-Fühllosen aber haben bei solcher Schnelligkeit die Empfindung der Bewegung verloren. Sie glauben, stillzustehen; ja, wenn im Leibblättchen ein Lob der guten alten Zeit steht, so denken sie, es gehe sachte schon wieder rückwärts.

Ob sie glücklicher sind, die jungen Mädchen von heute? Nein, nein, Sie haben mich mißverstanden, wie hätte ich das behaupten können! Sie sind so unglücklich, wie nur je Geschöpfe sein konnten, die vom Umsturz ihrer Lebensgrundlagen geschüttelt und zerrüttet werden. Man hat die Hühner in den Äther geschleudert und ihnen gesagt: Seid Adler, nein, Adlerinnen! Aus dem Serail, wo sie gepflegt und gefüttert wurden, hat man sie mit der Peitsche auf die Straßen gejagt, mit der unbarmherzigen Peitsche einer Weltbewegung, die niemand kennt, niemand hemmen, niemand mäßigen kann. Grade haben wir Lisbeth im Kerker der Syphilitischen verenden gesehen, anklagend sind ihre brechenden Augen noch auf uns gerichtet. Und schon sehen wir verzweifelt Hildegard in der Schutzhaft die Hände ringen. Was werden ihre Eltern sagen, kommen sie von dieser Erholungsreise zurück! Der Sohn Mörder und Selbstmörder, die Liebesnacht der Tochter in den

Zeitungen aller Sprachen! Wie konnte es dahin kommen? Mittags noch flüsterte man achtungsvoll: „Rächer der Ehre seiner Schwester", „Von altem Schrot und Korn", und der Jungstahlhelm bereitete sich zu einer solennen Trauerfeier. Aber schon in den deutschnationalen Abendblättern stands zu lesen: Kinäde, der selbst die Sechzehnjährige dem Freund zuführte und mit Blut nicht die Schmach der Familie, sondern den Verrat an der mann-männlichen Liebe reinwusch. Der Hamlet, der auf die Badelakentapete schießt, — oh, ahnungsvoller Jessner Du — kennt kein Gebot der Keuschheit für irgend einen Platz des Körpers und der Seele. Wo ein Sternheim scheu sein Haupt vor der Hemmungslosigkeit der Wandervogelgeneration verhüllt und die Fabrikantensöhne Rekruten der Wehrverbände Triole mit Schwester und Freund spielen, da wächst kein veilchenblaues Glück heimlich-trauten Verlobungsgekoses mehr.

Ob sie glücklicher sind? Man hat ihre Gefängnisse geöffnet, und sie taumeln in der berauschenden Luft der Freiheit. Taumeln, straucheln, fallen, kein sorgsames Geländer warnt sie vor den Abgründen, die nicht weniger grimmig dräuen, als da sie noch in fensterverhüllten Sänften ängstlich-zärtlich durch das unwegsame Gebirge des Lebens getragen wurden. Krieg und Inflation brausten heran und jagten sie in die Spitäler, auf die Verbandplätze, an die Labestellen, in die Munitionsfabriken, in die Bureaus, auf die Sportplätze, in die Freibäder. Gestern noch gehütet und beherrscht durch die Zinsen des altererbten, mündelsicher angelegten Mittelstandsvermögens, heute mitten ins Schlachtfeld des Erwerbs geworfen, in keinem Punkt der männlichen Konkurrenz gewachsen, elend entlohnt, Beute jedes Kontorchefs. Lues und Schwangerschaft grinsen rechts und links der Gefahrenzone, in der einzig schmalste Liebesfreude zu erhaschen ist. Die Frisur, in der keine Umarmung Spuren zurückläßt, das Röckchen, das keinen männlichen Zugriff mehr hindert, sind nur Symbole der Unbedenklichkeit, mit der plötzlich jede Schranke um Jahrtausende hindurch gehegtes Wild weggerissen worden ist. Glücklicher? Sie sind Objekte einer Weltrevolution, die herbeizuführen sie kaum den Finger gerührt haben. Sie keuchen mühsam unter der unmenschlichen Last, die ihrem untrainierten Rückgrat ohne Warnung auferlegt wurde. Sie werden entweder, sich heroisch aufraffend, Subjekte der Gesellschaft werden, oder eine Katastrophe naht heran.

Rußland kennt die Fünfminutenehe und eine Liebeskameraderie, die trotz aller sozialen Fürsorge nur den Weibern Verantwortungen aufbürdet. Amerika hält nur mühsam nach außen an seinem Keuschheitsideal fest. Ich erinnere mich noch des Scheidungsprozesses, der unter entrüstetem Skandal in Kansas U.S. gegen die Verworfene geführt wurde, die sich dem eignen Gatten ohne Hemd gezeigt hatte. Heute gehen sie im Trikot durch alle Großstadtstraßen, Schönheitskonkurrenzen und Picture News. Bei Herrn Scherl prangt gefeiert auf der ersten Seite Freiin von Bredow, in Schwimmhöschen über die Hürden setzend. Aber sind ihre Beinmuskeln auch

männlich gehärtet, sie und die, denen sie Vorbild ist, sind zwischen ihnen so empfindlich verwundbar, wie ihre Mütter waren.

Glücklicher? Ja, trotzdem, sind viele weit glücklicher, weil sie ehrlicher sein dürfen, stolz auf sich, bekennerisch, erlöst. Aber Hekatomben von Opfern fallen für dieses Glück. Ist das Äußerste geschehen, schwimmt das Schlafzimmer in Blut, so naht die Polizei und setzt Hildegard in Schutzhaft. Die Schutzhaft, in der vor wenigen Jahren noch die Gesellschaft die Hildegards hielt, ist, grausam und wohltätig, wie sie zugleich war, unwiederbringlich dahin.

Heimgefunden von Theobald Tiger

Na, Gottseidank! Nun sind wir ja soweit,
daß jeder: Hoch die Republike! schreit —
es war auch höchste Zeit.

Ja, früher! Ohne daß du es verlangst,
da hatten alle vor dem Dingrichs Angst —
man kann nie wissen, wie? Sie schlichen dumm
mißtrauisch um den neuen Balg herum.
Und faßten leise tappend auch mal hin...
Beißt sie? Beißt sie nicht? Beißt sie? Beißt sie nicht?...

Der armen Republik war nicht danach zu Sinn.
Die biß nicht, als der Wilhelm kniff;
die biß nicht, als der Kapp was pfiff;
die biß nicht, als Erzberger fiel,
als Rathenau fiel,
und als Haase fiel —
die biß keine Reichswehrkompagnie —
die biß nie.

Hat sich, im Gegenteil, schön gewandelt.
Hat nachgelassen und kuhgehandelt,
mal lag sie unten, mal lagen die andern oben,
und heute darf jeder das Dingrichs loben.
Kaiserreich? Republik? Welches von beiden?
Sie sind kaum noch zu unterscheiden.

Und nun kommen in hellen Haufen
alle, alle angelaufen.
Die schlimmsten, ältesten Reaktionäre,
Pastöre, Generale — ganze Heere — —
ist das ein Konjunkturisten-Rennen!
Man darf sich, ob Sies glauben oder nicht,
ruhig zur Republik bekennen.
Die ist nicht aus Eisen — die ist aus Holz.
Und die Republikaner sind noch so stolz —!

Gut ausgestopft und richtig gemischt.
Gehn Sie ruhig ran.
Die tut Ihnen nischt.

Zwei Jugendrichter von Wolf Zucker

„Leg die Hände an die Hosennaht, wie du es in der Schule gelernt hast."

Ein Jugendrichter.

Der eine ist Ben Lindsey, der Freund der Jungen, von dem schon Holitscher vor fünfzehn Jahren erzählt hat, und der seine Erlebnisse und Erkenntnisse in einem Buch veröffentlicht hat. (Die Revolution der modernen Jugend, Deutsche Verlagsanstalt.) Der andre ist ein anonymer Herr in Berlin. Wie geht es bei beiden zu? In Berlin sind Verhandlungen gegen Jugendliche im Sinne des Gesetzes nicht öffentlich, aber gegen Achtzehn- bis Zwanzigjährige wird nach denselben Grundsätzen wie beim eigentlichen Jugendgericht verfahren, und diese „Grundsätze" sind schon ganz interessant: Da ist vorweg zu nehmen, daß die Strafen, soweit ich sehen konnte, nicht übermäßig hoch ausfallen. Meistens wird die Bewährungsfrist auch Vorbestraften und Fürsorgezöglingen zugestanden; es wird Rücksicht darauf genommen, daß der Angeklagte den materiellen Schaden, den er angerichtet hat, wiedergutmachen kann; man erläßt ihm sogar die Haft, wenn er fleißig und ordentlich war. Natürlich wird es auch unter den Jugendrichtern brutale Kanaillen geben, die einen jungen Menschen das Leben ein für allemal zerstören, und es wäre sogar ein Wunder, wenn es sie nicht gäbe — ich selber habe sie nicht gesehen. Aber die, die ich gesehen habe, waren darum durchaus noch keine Engel, und jener Ben Lindsey, der in jedem Jugendverbrecher zunächst einmal ein erfreuliches Temperament sieht, auch wenn damit irgendwelche Grenzpfähle umgeworfen wurden, ist mit ihnen nicht in einem Satz zu nennen, und sei er selbst so lang wie dieser. Also jene Jugendrichter sind gewiß brave Menschen, die auch durchaus von der Notwendigkeit einer Jugendfürsorge überzeugt sind, und die in gelegentlichen Publikationen die schönsten Ziele proklamieren. Aber in Wirklichkeit?

Vom Amtsanwalt braucht nicht gesprochen zu werden. Der ist wie überall: verkrochen, meist feige, kompensiert er seine Subalternität durch Schneidigkeit. „... Angeklagter hat durch sein ganzes Verhalten vor Gericht nicht die Überzeugung wecken können, das ... hartnäckige Leugnen ... gemäß § 943 Absatz 4 ... auf sechs Monate Gefängnis zu erkennen. Mildernde Umstände beantrage ich zu versagen." Diese Entrüstung, die schematisch und eingeübt klingt, ist stets dieselbe; beim Raubmord dieselbe wie beim heruntergeworfenen Blumentopf. Der junge Mensch ist „Angeklagter gemäß § 943", und seinen Verteidigungsworten braucht der Amtsanwalt nicht zuzuhören, er ist schon bei den Akten des nächsten Falles. Die Schöffen schlafen pflichteifrig ihr Pensum ab; und der Vorsitzende? Auf ihn kommt es bei Verhandlungen gegen junge Menschen ja am meisten an. Aber der, und das ist das Schlimmste, der macht nichts aus seiner Stellung. Ich habe keine wirkliche Schändlichkeit erlebt, aber an keiner Stelle der Verhandlung spürte man etwas wie ein wärmeres mensch-

liches Anteilnehmen, ein freundliches Interesse. Der Ton der Verhandlung ist, wie wenn ein Lehrer, den sein Beruf nicht sehr interessiert, einen widerspenstigen Schüler abkanzelt. „Haben Sie sich denn schon öfters so unmäßig betrunken?", fragte ein Vorsitzender. „Was soll denn das einmal mit Ihnen werden? Ich muß Sie dringend verwarnen!" Na, da wird er ja wohl nie wieder trinken. Der Vorsitzende ist völlig uninteressiert, und das ist wohl der schlimmste Vorwurf, den man diesen Herren machen muß: Es ist ihnen ja viel wichtiger, daß die Sitzungen um ½1 zu Ende sind, als daß dem jugendlichen Verbrecher irgendwie geholfen werde. Das richtet da so stumpf daher, und Herzensträgheit regiert die Stunde.

Da ist Ben Lindsey ein andrer Kerl. Jemand, der wie er, Fälle von vor zehn oder zwanzig Jahren noch so lebendig vor Augen hat, der hat wohl auch einmal zu Hause die Suppe kalt werden lassen, wenn ein Angeklagter „hartnäckig im Leugnen verharrte". Aber das haben seine jungen Klienten gar nicht nötig gehabt, denn sie kamen meist selbst zu ihm, als seine Klienten. Er sollte Rat schaffen, wenn ein Mädchen ein Kind und keinen Vater dazu hatte, wenn ein Junge von zuhause weggelaufen war. Und er hat ihn geschafft. Er bringt das Mädchen irgendwo in Pension und ihr Kind zu guten Pflegeeltern und entreißt damit das Mädchen den Gewaltkuren eines Abtreibers; er rät dem Jungen freundlich zu, einmal für ein paar Monate in ein Gemeinschafts-Erziehungshaus zu reisen. Bei uns würde das heißen: „Der Angeklagte wurde der Fürsorge-Erziehung übergeben". Ben Lindseys kleine Diebe und Strolche bekommen das Fahrgeld in die Hand gedrückt und müssen allein hinfahren. Es ist nie Jemand nicht angekommen. Worin liegt das Geheimnis dieses Erziehers? In der Skepsis, die er selber den Gesetzen, die er von Staats wegen vertreten muß, entgegenbringt. Typisch ist jener Fall, wo er einem Jungen, der nicht reisen will, sagt: „Siehst du die beiden Grünen da? Die haben mit mir gewettet, daß du nicht freiwillig reisen wirst. Willst du sie die Wette gewinnen lassen?" Nein, das will er grade nicht. Er würde allenfalls den guten Ben Lindsey seine Wette verlieren lassen, aber seinen natürlichen Feinden, den Grünen, wird er den Gewinn nicht gönnen. Lindsey steht nicht nur aus taktischen Gründen auf Seiten des Angeklagten, sondern wirklich und mit seinem Herzen. Er ist dazu angestellt, „die Unsittlichkeit", das heißt die freie Liebe zu bekämpfen. Statt dessen bekämpft er die Ehegesetze seines Landes; und wenn es ihm auch nicht erlaubt ist, Dinge wie die Probe-Ehe und die Verhütung eines unerwünschten Kindersegens zu propagieren, so läßt er doch die jungen Leute, die solches versuchen, ruhig gewähren. Und er bewundert aufrichtig die Standhaftigkeit und Klugheit eines jungen Mädchens, das sich durch keine Schikane davon abbringen läßt, mit ihrem Freund unverheiratet zusammenzuleben, da sie der Ansicht ist, daß die Ehe sie und ihren Freund nur auseinanderbringen würde.

Es ist manche Forderung in diesem Buch, die uns schon gewohnt ist, und um deretwillen wir nicht auf das Buch ge-

wartet haben. Sicherlich sind die Vorurteile in Amerika noch weniger durchlöchert als heute schon bei uns. Und so ist wohl Ben Lindsey auch für Amerika ein Ausnahmefall. Die Mehrzahl der Jugendrichter wird da drüben nicht besser sein als bei uns. Aber grade auf die Einzelfälle kommt es an. „Solange es solche Menschen gibt", schreibt Dostojewsky einmal an eine kleinmütige Dame über einen edlen Landarzt, „solange es solche Menschen gibt, brauchen wir noch nicht zu verzweifeln."

Rezepte für Kritiker von Paul Cohen-Portheim

I. Rezept

(Kritik von Importware)

Zunächst beachte man, daß nur in Deutschland dramatische Literatur zu finden ist, die diesen Namen verdient. Bei anspruchsvollem Lesepublikum kann man diese Tatsache als bekannt voraussetzen, doch macht auch diesem ein kurzer Hinweis hierauf stets Vergnügen. Alle andern Länder produzieren Kitsch, Schund und Reißer. Diese werden nach Deutschland importiert, und hiervon leben die deutschen Theater. An dieser Tatsache ist nicht etwa das Publikum schuld (das nicht gekränkt werden darf), sondern der Theaterdirektor (respektive in rechtsstehenden Blättern: die Juden). Man versäume nicht, zu fragen: War es nötig, diese Boulevard-Fabrikware ... oder: Konnte man nicht in Deutschland ... oder: Weshalb dieser englische Schmarren ... Damit beweist man unabhängige Gesinnung, Unbestechlichkeit und nationales Gefühl.

Hat der Kitsch (Schund, Reißer) Erfolg, so ist das stets Verdienst der Regie oder der vorzüglichen Darstellung, insbesondere des weiblichen Stars. Doch versäume man nicht hinzuzufügen, daß man hofft, Frl. X. bald in einer ihrer würdigern Rolle zu sehen. — Ist das Stück ein Mißerfolg, so weise man darauf hin, daß auch das unerreichte Spiel der X. das Publikum nicht über die Minderwertigkeit des Importschmarrens täuschen konnte. Man ende mit: Wann werden unsre Bühnenleiter endlich einsehen ...!

Die Regel lautet: Die Welt zerfällt in zwei Teile: Deutschland und Ausland. Letzteres zählt nicht mit, weil es von Drama, Regie und Spiel keine Ahnung hat. Doch hat diese Regel zwei Ausnahmen: 1. Bernard Shaw, 2. Moskau. Bernard Shaw ist ein großer englischer Dramatiker, aber erstens verstehen ihn nur die Deutschen und zweitens ist er ein Irländer. An dem Urteil über England ändert sich also nichts. — Was aus Moskau kommt, ist beim ersten Erscheinen je nach der politischen Richtung des Blattes restlos zu verdammen („Kunstbolschewismus") oder ebenso restlos zu bewundern („Ex oriente lux!"). Beim zweiten Erscheinen beginne man mit: „Die Moskowiten bringen nichts, was nicht längst Gemeingut ..." etcetera.

II. Rezept

(Kritik einheimischer dramatischer Erzeugnisse)

Von Zeit zu Zeit erfüllt eine Bühne den Schrei des Kritikers nach dem eingeborenen Kinde, und führt ein neues deutsches Drama auf.

Es gibt zwei Sorten eingeborene Dramatiker: die „Jungen" und die „Alten". Der Kritiker hat den Unterschied der Gattungen stets im Auge zu behalten. Handelt es sich um das Drama eines „Jungen" (auch Dichter genannt), so hat er zu bedauern, daß grade dieses Drama aufgeführt werden mußte, während so viele andre würdiger gewesen wären. Es ist nicht mehr wie noch vor wenigen Jahren notwendig, die „Junge Dichtung" zu preisen und ihre Gegner als verkalkte Greise zu brandmarken — das ist nicht mehr ganz modern. Ganz provinzmäßig ist natürlich Entrüstung: die Lieblingsthemen revolutionärer Jugend, als da sind: Lustmord, Blutschande, Kindersexualität mit exotischer, chinesischer, afrikanischer Sauce, behandle man mit weltmännischer Selbstverständlichkeit — ohne jede Erregung, etwa mit wohlwollender, leiser Ironie, indem man den Wunsch ausdrückt „einmal etwas nicht so alltägliches zu sehen". Will man die „junge Dichtung" preisen (wie gesagt, ist das nicht mehr der letzte Schrei, aber man trägt es noch), so versäume man nicht, sich des hierzu notwendigen Vokabulars zu bedienen. Man spreche von Belangen, Wallung, Ballung, steiler Gier, triebhafter Animalität (besonders bei korpulenten Darstellern beliebt), dumpfer Brunst, die wuchtet, etcetera. (Es gibt hierfür Diktionäre.) „Ethos" ist ganz passé, und „Dämonie" ist sächsisch.

Bei Beurteilung von Werken der „Alten" kann der Kritiker heute gar nicht vorsichtig genug sein! Man hüte sich, etwa bei Hauptmann oder Schnitzler von veraltetem Naturalismus oder bürgerlicher Sentimentalität zu schreiben. Das galt vor einigen Jahren als Kennzeichen des „neuen Menschen", ist aber jetzt ebenso unmöglich wie etwa eine gestreifte Kravatte oder kurze, enge Hosen. Andrerseits lobe man nicht zu stark; die Zeit ist noch nicht ganz reif hierfür. Am besten ist es „historisch" zu urteilen, die Dramen aus dem Geiste der Zeit zu verstehen, der zwar nicht der unsre... aber immerhin. So bereitet man seine Stellungnahme zu der bevorstehenden Sudermann-Renaissance am besten vor.

III. Rezept

(Kritik von Operette und Revue)

Der Kritiker hat hier leichte Arbeit und kann unmöglich fehlgehen.

Alle einheimischen Erzeugnisse (Wien ist Inland) sind glänzend. Dieses ist möglichst ausführlich darzulegen, braucht aber keineswegs begründet zu werden. Man spreche von Tempo, Rhythmus und Schlagern. Die Musik sei prickelnd, pikant, an manchen Stellen auch eines ernsten Musikers nicht unwürdig. Den Schlager summten beim Verlassen des Theaters... Wiegt der Jazz vor, so begrüße man in ihm unsern rastlosen Großstadtgeist, falls der Walzerrhythmus, so lasse man sich gern wiegen... Im Gegensatz zum Drama entdeckt in der Operette (Revue etcetera) der seriöse Kritiker plötzlich, daß es hübsche oder elegante Darstellerinnen gibt, sowie, daß sie Beine besitzen (beim ernsten Drama wäre es ein Zeichen höchster Oberflächlichkeit, wollte er auf sowas achten!). Auch ein Bühnenbild gibt es hier, dessen Erzeuger genannt werden darf, sowie Kleider. Diese erwähne man, aber es ist stets sehr neckisch, hinzuzufügen, daß man ihre Schilderung einer berufeneren Feder überläßt. Die Erzeuger der Kleider und Schuhe dürfen nur

im Programm, nicht in der Kritik erwähnt werden, das gebietet die Standesehre. — Ausländische Operetten übersehe man.

Auf dem Gebiete der Opernkritik ist nichts zu sagen, da neue Opern nicht vorkommen. — Der Tanzkritik behalte ich ein eignes Kapitel vor.

Dies sind die großen Richtlinien der Mode 1926/27.

Das Lachen hinterm Stacheldraht

von Erich Gottgetreu

Dies Lachen ist Papier geworden, Brief geworden, Dokument und Photographie geworden, dies Lachen liegt in Mappen jetzt und unter Glas. In unsern Ohren klingt und klang dies Lachen nicht und unsre Augen sehen und sahen nicht den Mund, dem es entsprang. Zu dem Mund gehörte ein Kopf, und zu dem Kopf ein Leib, ein Leib ohne Liebe, ein Leib ohne Leben, ein Leib ohne Freiheit: unheimlich war dies Lachen hinter Stacheldrähten, zwischen Wächtern, kahlen Wänden, dies Lachen der Gefangenen im Krieg, dies Lachen im Weinen.

Papier, Brief, Dokument und Bild sieht man jetzt in zwei Kojen der Magdeburger Theaterausstellung. In 250 Gefangenenlagern der Welt spielten Deutsche während des Krieges Theater — nur in Frankreich, das später siebenzig deutsche Theater zählte, war es ihnen eine Zeitlang verboten, weil mans den Franzosen in Deutschland zuerst nicht gestatten wollte —, spielten, was ihnen in den zensurbewachten Weg kam, was ihnen Phantasie und Gedächtnis ins Hirn gaben, spielten Heitres, vor allem Heitres, bunte Blumen pflanzend in die graue Wüste der Ewigkeit und Trauer.

Als der Krieg zu Ende war, fuhren die Gefangenen nach Hause, jeder mit seinen Erinnerungen, gesammelt hat sie keiner. Selbst das so objektive und vielseitige Kriegsmuseum in Vincennes bei Paris kennt die Abteilung Gefangenentheater nicht, und die entsprechende Reichsverwaltung in Berlin ist nur im Besitz des Materials, das sich in den innerhalb Deutschlands gelegenen Gefangenenlagern fand. Das Satyrspiel neben der großen Tragödie des Weltkriegs ist gewiß nur Arabeske, doch deswegen nicht belanglos. Es ist gut, daß ein junger Deutscher, Hermann Pörzgen, in Köln Student der Theaterwissenschaft, auf Grund seiner fleißigen Forschungen diese Lücke auf der magdeburger Ausstellung ausgefüllt hat. Es gibt in diesen Tagen dort Größeres, Kunstvolleres, auch Interessanteres zu sehen. Etwas, das erschütternder wäre, kaum.

Es hängen da Photographien jener engen, die Menschen aufeinanderpressenden Lager mit ihren primitiven illusionsraubenden Bühnen, die keinerlei Verfeinerung der groben Materie Text zuließen. Gespielt wurde fast ohne alle Hilfsmittel; Schuhwichse färbte Hamlets Anzug vorschriftsmäßig schwarz. Gespielt wurde auf nackter Erde, rohem Holz, weichem Sand, meistens von Dilettanten, urgesund, brünstig, selbst Kadelburg auf shakespearisch; in Avignon, jenem Lager, das die deutschen Gefangenen drei Tage lang als Meuterer sah, vollführte man

tollen Mummenschanz. Je härter die Haft, desto wilder das Spiel.

In einer Ecke steht eine aus gepreßten Konservenbüchsen zusammengelötete Ritterrüstung von der Insel Man, der Insel mit nicht weniger als dreiundzwanzig Gefangenentheatern der Internierten, wo man sich die Stars gegenseitig wegengagiert hat. Wir sehen da ein aus Mullbinden zusammengeschneidertes Kostüm der Minna von Barnhelm. Dann Textbücher, Eintrittskarten. Programme. Plakate. Auf einem aus La Courtine übersteigt strahlenden, hoffenden Gesichts ein deutscher Soldat den Stacheldraht mit dem Ruf: „Hurrah, es geht los." Der Krieg ist zu Ende.

Die Barbarei ist zu Ende. Es ist Barbarei gewesen, auch wo die Gefangenen „es gut hatten". Es soll hier noch nicht ein Mal von den seelischen Komplikationen dieser Zeit die Rede sein. Aber man hatte die Gefangenen zu einem asexuellen Dasein, also zu etwas Unmöglichem verurteilt. Wenn sie Theater machten, so hatte das wohl nicht nur erotische Motive, aber diese bestimmten doch das Spiel. Ein Pfarrer in der Schweiz glaubte sich für den Austausch der Familienväter deshalb einsetzen zu müssen, weil jene, wie er schrieb, „in eine Atmosphäre des Lasters hineingezogen werden würden". Nun, Homosexuelle und Bisexuelle werden nicht geschaffen, aber die Gelegenheit fördert vorhandene Triebe. Oder besser: die mangelnde Gelegenheit. Es fehlten die Frauen. In Gefangenenlagern ist es nicht anders als in Gefängnissen und Zuchthäusern. Zwischen Mauer und Stacheldraht bestehen aesthetische, formelle und graduelle, nicht prinzipielle Unterschiede. Auch in der Wirkung. Männer wurden von ihren Frauen gerissen, und manche Ehe fügte sich nicht wieder zusammen.

Es war eine große Zeit. Es war die große Zeit der Pfaffen. Es war die große Zeit der Despoten. Es war die große Zeit der Damendarsteller.

Schiffsbetrieb von Richard Hülsenbeck

Es gab eine Zeit, wo ich von der jugendlichen Vorstellung besessen war, daß Leute, die auf Schiffen führen, besonders unterrichtet, gebildet, weltgewandt seien. Weil sie die Welt sähen.

Genau das Gegenteil ist der Fall. Es gibt im Allgemeinen keine kurzsichtigeren Menschen als Schiffsangestellte, man merkt ihnen nicht an, daß sie Gelegenheit haben, fremde Länder und Menschen zu sehen. Ihre Bildung steht fast immer unter dem Durchschnitt, nur ganz selten findet man diesen oder jenen, der sich die Mühe gemacht hat, das ungeheure Erlebnismaterial zu verarbeiten. Bezeichnenderweise meistens in den untern Chargen, unter den einfachen Leuten, auf kleinen Dampfern und Segelschiffen.

Alles das hängt mit dem ‚Betrieb' zusammen. Der Arbeiter an Land ist gegen den untern Schiffsangestellten ein freier Mensch, zum mindesten hat er nach Beendigung seiner Arbeit die Möglichkeit, sich bei Gleichgesinnten auszusprechen.

Auf Schiffen haben die Wände Ohren. Es wimmelt von Denunzianten, niemand wagt den Mund aufzutun. Die Direktion ist rigoros und entläßt jeden, der irgendwie eine eigne Meinung äußert, zumal heute, wo sie mit dem Druckmittel der Arbeitslosigkeit prächtig zu operieren versteht.

Die Direktion regiert das Schiff und seine Besatzung durch den Kapitän. Es gab nach dem Krieg eine Zeit, wo man versuchte, das Prinzip der Autorität zu erschüttern, hier und da ist es bekanntlich gelungen, einen Gewaltmenschen zur Strecke zu bringen. Niemals aber hat man im Schiffsbetrieb die Diktatur des Kapitäns in Frage zu stellen gewagt. Deswegen grade mußte die deutsche Revolte auf Kriegsschiffen, wo der militärische Zwang hinzukommt, beginnen. Und scheitern.

Die Gottähnlichkeit des Kapitäns hat nie gewankt. Erklärungen hierfür, die besagen, daß der Kapitän wegen der stets drohenden Seegefahr alle Disziplinmittel in der Hand haben müsse, sind nur zum geringen Teil wahr. In Wirklichkeit ist der Kapitän die Puppe der großen Kapitalisten, die ein Interesse daran haben, die Ideologie seiner Position zu wahren und zu stärken. In ihrer vollkommen intellektuellen Harmlosigkeit sind die Kapitäne im Allgemeinen begeisterte Schrittmacher der kapitalistischen Reaktion. Sie richten sich am ‚Betrieb' förmlich auf, da sie nach oben ducken müssen, macht es ihnen Freude, das System der Freiheitsberaubung den Untergebenen gegenüber aufs Beste zu betreiben.

Die Direktion hat ein Interesse daran, die Schiffe zu Kasernenhöfen zu machen. Nur auf diese Weise kann sie mit Hilfe des Kapitäns ihren Willen, das heißt, ihren Profitwillen bis zum letzten Stewardjungen und Kohlentrimmer geltend machen.

Die großen Linien rentieren sich hauptsächlich dadurch, daß die Gehälter der Angestellten verschwindend gering sind und in gar keinem Verhältnis zu den übrigen Ausgaben stehen. Während ein Trimmer ein bares monatliches Gehalt von neunzig Mark erhält, werden auf einem Passagierschiff mittlerer Größe in drei Monaten siebenzigtausend Eier verbraucht. Ein Maschinistenassistent bezieht ein bares monatliches Gehalt von etwa einhundertunddreißig Mark, die einfache Fahrt des Schiffes durch den Suezkanal kostet ungefähr vierzigtausend Mark. Die Gehälter spielen im Vergleich zu den übrigen Unkosten gar keine Rolle, Menschen sind umsonst.

Im Schiffsbetrieb feiert die großkapitalistische Ausbeutung ihre ungetrübtesten Feste.

Die Schiffsangestellten sind die einzigen Arbeiter in der ganzen Welt, die keine direkte Verfügung über das Geld haben, das sie sich erarbeiten. Nach bestimmten Grundsätzen, die sich nach der Länge der Fahrt richten, bekommen sie während der Fahrt einen (verschwindend) kleinen Teil ihres Gehaltes ausbezahlt, die übrige Heuer hält die Gesellschaft bis zur Rückkehr zurück. Sie stützt sich bei diesem unerhörten Vorgehen auf die berüchtigte Seemannsordnung vom Jahre 1902, die heute fröhlicher als je in Geltung ist, obwohl oder vielleicht weil sie von den revolutionären Matrosen im Jahre

1918 auf dem Marktplatz in Hamburg verbrannt wurde. Diese Seemannsordnung ist eine unter dem Schutze der kaiserlichen Regierung von den großkapitalistischen Gesellschaften erlassene Schutz- und Trutzordnung für den eignen Geldbeutel, sie läßt sich in ihrer erniedrigenden Gesamtheit nur mit der erledigten Gesindeordnung vergleichen. Sie ist ein typisches Stück Mittelalter und enthält zum Beispiel die famose Bestimmung, daß ein Seemann nach seiner Anmusterung von der Polizei dem Reeder zur Arbeit vorgeführt werden kann. Es scheint mir kein Zweifel daran möglich zu sein, daß die Zurückhaltung der (sehr schwer verdienten) Gehälter den Sinn hat, den Gesellschaften den Zinsgenuß von Kapitalien zugute kommen zu lassen, die ihnen nicht gehören.

Je schroffer und feindseliger sich der Kapitän gegen die Mannschaften verhält, desto mehr ist er ein Kapitän nach dem Geschmack der Gesellschaft. Ich habe Kapitäne gekannt, die sich nur dann für tüchtig hielten, wenn sie ‚aufräumten'. sie waren von der manischen Vorstellung besessen, daß irgendwo immer eine Schlamperei, eine Schiebung oder so etwas sei. Eine Vorstellung, typische Nachgeburt eigner Unsicherheit, die dem Wahn, daß irgendwo immer etwas geputzt oder gestrichen werden müsse, verwandt ist. Wer je auf Schiffen gefahren hat, weiß, was ich meine.

Auf der andern Seite muß der Kapitän von Qualität vor den Kajütpassagieren auf dem Bauch liegen. Wenn er das richtig versteht, gilt er als Mann von gutem gesellschaftlichen Schliff. Der Kajütspassagier Erster Klasse, der seine Passage voll entrichtet, steht noch über dem Kapitän, weil er das eigentliche Mittel zu dem Zwecke ist, der Gesellschaft die Taschen zu füllen. Nirgendwo auf der ganzen Welt werden tiefere Verbeugungen vor gefüllten Geldsäckeln gemacht, als auf den Schiffen, die den ‚freien Ozean' befahren. Was richtige Hundedemut ist, kann man hier erst kennen lernen. Plattfüße, Zungenanstoßen, Nationalität tuen nichts zur Sache, wenn der Geldbeutel befiehlt.

Wer es noch nicht begriffen hat, soll es noch einmal wissen: die Romantik der Seefahrt ist endgültig tot. Das ist eine Bemerkung für Gymnasiasten. Aber auch jeder andre Mensch von Intelligenz, der aus dieser Atmosphäre irgend eine Idee von Weite, Gewicht oder freiheitlicher Kraft erwartet, wird sich bitter enttäuscht sehen. Hier ist nichts als ‚Betrieb', Ausbeutung, Geldgier, Großkapitalismus. Das sind die Leute, die für Deutschland die Welt zurückerobern wollen.

Die deutsche Seeschiffahrt, die sich heute wieder bläht, ist in Hamburg von zwei Ausländern gegen den energischen Widerstand der Stadt gegründet worden. Die beiden Ausländer waren Sloman und Ballin. Es wäre gut, wenn man die Herren in Hamburg und Bremen hin und wieder daran erinnerte, daß noch niemals, so lange es eine deutsche Geschichte gibt, aus ihrem Kopf oder dem ihresgleichen eine Idee gekommen ist, die sich im Sinne des Volkes als wertvoll und vernünftig durchgesetzt hätte.

Bemerkungen

Haeusser

Erschlägt man mich, seid unerschrocken!
Wenn meine Asche treibt der Wind,
So denkt, daß dies nur Blütenflocken
Vom schönen Frühling Haeussers sind!"

Der Sektenführer Haeusser wandelte vor einigen Monaten zum letzten Mal durch die Straßen; durch die belebtesten; lächelnd, aber auf eine Dame gestützt; die Reitpeitsche mit Silbergriff unter der Achsel; während an jenem Tage zugleich sein Bild an den Ecken prangte, Haeusser, den Weltenabgrund durchmessend. Gegen Abend, viele Stunden später, sah man ihn noch immer durch die selben belebtesten Straßen gehen, stets mit einigem Aufenthalt in der Nähe jener Plakatsäulen.

Er ist jetzt gestorben. Aber er ist nicht erschlagen worden. Sicher wird seine Grabsäule sein Bild tragen; und wer ihn gehört und gesehen hat, denkt gern an ihn zurück, denn zu den häßlichen und langweiligen Propheten zählte er nicht. Seine Lehre war keine, ein Brei aus allerlei Büchern und Zeitungen. Glücklicherweise kam er in seinen Reden schnell davon ab und fuhr ein in die Fülle des Schimpfens. Die Simultanität seines Schimpfens ballte da alle Zeiten und Probleme, Politik, Kunst, Weisheit, Sexualität und jeden anderen menschlichen Verkehr zusammen, eine Stunde urwüchsigen und eitlen, aber mit oft erstaunlicher Begabung die Dinge formulierenden Gebrülls. Voran ging ein zwei Stunden langes und noch wirkungsvolleres Schweigen.

Die Regie nämlich war das beste und selbständigste an seinen Versammlungen. Sofort beim Eintritt sah man den Propheten leibhaftig und ungeniert an der Tür stehn. Bald erhob sich dort irgendein Geschrei, eine Auseinandersetzung mit einem Besucher oder mit einem Beamten, der den Abend auf Lustbarkeitssteuer überprüfen wollte, oder ein Zank in die leere Luft. Sobald aber die Zeit für den Beginn des Abend da war, verstummte Haeusser. Man sah ihn beständig herumschreiten, durch die Bänke, vor und hinter der Versammlung. Aber er begann nicht. Auf der Tribüne sitzen drei Männer und eine Frau um einen Tisch, auch sie eröffnen nichts, sehen vor sich hin, so als ob sie ihn nicht sehen, aber erwartend. Das Publikum wird unruhig, dreht die Köpfe, es liegt ja nicht an irgendeiner Unpünktlichkeit, der Meister geht ohne jede unsichtbar machende Wolke umher. Dieser zugleich offene und verhaltene Zustand ist außerordentlich aufregend. Jemand räuspert sich, es ist ein Prophet-Konkurrent mit blondem Bart gegenüber Haeussers Schwärze; dieser andere erklärt es schüchtern für überflüssig, noch länger auf die Wahrheit zu warten, da sie in seinem eignen Besitze sei. Haeussers Schweigen wird mühelos mit ihm fertig. Die armen Leute im Saal sind bereits halbtoll, das Wort Wahrheit hat sie mächtig gepackt, in manchem Gesicht liegt tatsächlich eine echte Erwartung. Schließlich findet sich doch ein Berliner, welcher bemerkt, man habe nicht soviel Zeit. Eine der bleichen Marionetten oben scheint zu antworten: O! Leute, die keine Zeit für solches haben, gehören nicht hierher! Platzt, auf daß ihr eure Bosheit erst einmal auspackt! Sie müssen sich weiter quälen, bis Haeusser sie für gelockert und verwirrt genug erachtet und plötzlich losbricht.

Dann gibt es allerdings nichts mehr, worüber er schweigt. Er spricht sogar abwechselnd in sämtlichen Dialekten Deutschlands. Er, der so viele Einkerkerungen und Verfolgungen und ein Dutzend Irrenhäuser hinter sich hat, wo sein gewaltiges Gewicht bis auf sechzig Kilo hinabpurzelte: lebt jetzt erst recht aus seinem eignen Fleisch und Blut, denn „ein Haeusser" ist unerschöpflich, er kann auch achtundvierzig und sechzig Stunden reden. Er ist nicht harmlos, wie

ein Gustaf Nagel, eher staatszerstörend, wenn er auch mit hundertundfünfzig seiner Freunde in den Reichstag einzuziehen gedenkt, damit es von ihm an wieder große Politik gebe und Nietzsches bloße Worte verwirklicht würden, denn er ist kein Buch, sondern eine Hitzwelle und ist von schier unglaublicher Selbstheit, Sozialist und Autokrat, Jesus und Antichrist in einer Persönlichkeit, da er überhaupt die Einheit ist. Und so müssen alle zu ihm kommen, — ja er scheut nicht vor dem Ausspruch zurück, daß er in diesem Betracht eine Art Weltklosett sei.

Seine Rede war ein talentierter manischer Klatsch über alles, sein Anhängerkreis sah bald wie eine Gemeinde um Johann von Leyden, bald wie der Hof um Wilhelm II. aus. Eine deutsche Erscheinung, im Sinne einer von allen Möglichkeiten halbierten, von allen Umgegenden beeinflußten Mittelmächtigkeit. Das beste an ihm war ein gewisser Witz, der fühlbare Spaß, den ihm seine Eigenreklame bereitete; und diese sogar auf seine Anhänger übergehende Heiterkeit zeichnete diesen Verein bei uns vorteilhaft aus.

Haeusser ist nicht erschlagen worden.

Awo

Huh, wie schauerlich!

Ist es vorstellbar, daß in einer mitteleuropäischen großen Stadt eine Arena errichtet wird, in der vor einem tausendköpfigen Publikum lebende Menschen an Pfähle geknüpft, angeschossen und ihren Qualen überlassen werden? Nein.

Ist es vorstellbar, daß solche Arena errichtet wird und daß in ihr solche Grausamkeiten vollführt werden — aber ohne Publikum? Nein.

Soweit sind öffentliche Meinung und das Publikums-Gefühl für Roheiten immerhin schon verfeinert — sei es durch Erziehung, durch die Zeit ...

Wie aber, wenn solches nun im öffentlichen Leben geschieht? Dann kommt es ganz auf die Schule, auf die Kirche, auf die Zeitungen an, die einer auf sich hat wirken lassen.

Was zum Beispiel jetzt in China geschieht, ist mordsschauerlich — man kann sich gar nicht lassen. Es hat aber niemand das Recht, sich auch nur über einen Blutstropfen, der in einer Revolution fließt, aufzuregen, solange er diese Massengemeinheit, die der imperialistische Krieg darstellt, zuläßt und billigt. Entweder — oder.

Entweder es ist jemand gegen das Blutvergießen überhaupt: dann darf er nicht 12 000 000 Tote, die das System „Ordnung" auf dem Gewissen hat, verschweigen und zwölf Einzelne hervorheben. Darin steckt ein bewußt verlogner Kniff.

Der Kniff nämlich, nur scheinbar Bluttaten zu tadeln, die man ja durchgehen ließ, als sich die Mörder vorher uniformiert hatten — in Wahrheit aber die Sache zu meinen, die hinter diesen revolutionären Bluttaten steht. Hier ist eine falsche Sittlichkeit am Werk. Gemeint ist die Angst vor der Beraubung des Kassenschrankes. „Du sollst nicht töten!" heißt es nur; gemeint ist: „Du sollst die Dividende nicht antasten."

Ich für mein Teil halte revolutionäre Bluttaten für gerechtfertigt. Revolution kann — im Gegensatz zum Krieg — Elementarereignis sein.

Ignaz Wrobel

Genossen

Wenn du heute in eine sozialdemokratische Zeitung guckst, da wimmelt es von Sozialgefühl und Klassensolidarität. Schickst du aber als freier Schriftsteller an ihre Redaktion einen Beitrag, dann vergehen gewöhnlich drei, auch mehr Wochen, ohne daß du überhaupt erfährst, ob dein Beitrag abgelehnt oder angenommen und vielleicht schon gedruckt ist. Zunächst übst du dich also in Geduld, wartest und hoffst. Bis dirs dann doch zu lange dauert und du dich hinsetzt, um in einem Brief ebenso herzlich wie dringend an deine Einsendung und, beiläufig, auch zart an das Honorar zu erinnern. Meist er-

hältst du darauf gar keine Antwort. Im günstigsten Falle teilt man dir mit, daß dein Beitrag angenommen ist und am Ende des laufenden Monats honoriert werden wird. Du gibst dich zufrieden. Und wartest weiter. Und pumpst dir von einem guten Freund ein paar Mark, da du von dem Sozialgefühl der sozialdemokratischen Presse nicht leben kannst. Dann kommt das Monatsende. Doch es kommt auch der Fünfte, der Zehnte, der Fünfzehnte des folgenden Monats — und du wartest noch immer auf die Bezahlung. Du erinnerst abermals. Mahnst, bettelst, flehst. Nichts rührt die Klassensolidarität dieser Genossen. Schließlich wirst du saugrob und machst in einem ziemlich geharnischten Schreiben darauf aufmerksam, daß diese Art, mit dem geistigen Arbeiter umzuspringen, wohl schwerlich in Einklang steht mit den Ideen, die die sozialdemokratische Presse täglich propagiert. Nun erhältst du Antwort: Daß man zwar deine Klage „im Prinzip" anerkenne, daß jedoch der Ton deines Schreibens „nichtsdestoweniger ungerechtfertigt" sei, denn es liege ein „Versehen" vor, und Irren ist bekanntlich menschlich. Daß dieses fatale Versehen sich stets von neuem und fast allenthalben wiederholt, das übersieht man anscheinend gänzlich. Doch vor allem: du erhältst endlich, nach Wochen und Monaten der Einsendung, das Honorar. Und zudem — was für ein Honorar: fünfzehn oder gar zehn deutsche Reichsmark für den üblichen Zeitungsaufsatz sind nichts Seltenes.

Es gab eine Zeit, da galt auch für die S.P.D. der politische Reinlichkeitsimperativ: Erst den eignen Stall ausmisten, ehe man auf den Gestank in andern Ställen aufmerksam macht! Und fürwahr, es ist ein sehr dringliches Reinlichkeitsgebot, daß die sogenannten Pressekommissionen, die man innerhalb der Partei allerorten wählt, auch dieser Seite des sozialistischen Zeitungsbetriebes einmal etwas Aufmerksamkeit schenkten.

Gustav Bost

Regenschwere Pause

Bezogen ist der Himmel, und ich nähere mich dem Hühnerzaun, der das Geviert abschließt, wo sie wohnen. Es ist ganz still in der Luft, die schwarzen Balken der Häuser stehen so naß da, noch regnet es nicht. Es blinkt von alten Pfützen. Die Hühner sind regungslos und sehen mich an. Keines pickt.

Da steht der Hahn, der, wie ein Franzose entdeckt hat, uns immer so ansieht, als wolle er sagen: „Ja, wollen Sie nicht grüßen — ?"

Sein rundes kleines Auge rollt wie ein Flammenkreis; wenn man lange hineinguckt, kann man vielleicht Buchstaben lesen: NUR PERMA-SEIFE! Eine Pfote hat er angehoben und nun wartet er, um zu erfahren, worauf er wartet. Die Hennen wenden kaum die Köpfe; sie warten alle mit. Die Kücken stehen; die halbjungen Hennen, die grade anfangen, es zu sein, stehen. Der ganze Hühnerhof sieht mich an.

Futter wartet in den Näpfen, Wasser in der Tonröhre, die Steine am Wege, wir sehen uns alle an, untertan einem gemeinschaftlichen Bann, Teilhaber einer akuten Verzauberung, regungslos, die Hühner sehen jetzt aus, als seien sie aus Seife. Manchmal wedelt ein Kamm und fällt lasch nach der einen Seite herunter, da schämt er sich und hängt nun auch still, ganz still ... Ein Tropfen fällt vom Dach und versickert im Maisfutter, kein Huhn beachtet es, wir warten und stehen ...

Da sprüht es plötzlich von oben herunter, dann rauscht der Regen, schnell in dichten Schnüren. Wir gehen alle in unsre Häuser, erlöst, wir dürfen wieder gehen, jetzt haben wir gar nichts mehr miteinander zu schaffen.

Als wir uns wieder sehen, scheint die Sonne — es ist heiterster Tag. Niemand spricht mehr von der Pause, in der wir uns so nahe waren. Wir sagen wieder Sie zueinander.

Kaspar Hauser

In großer Eile

dürfte sich der Wiener Korrespondent einer vielgelesenen Berliner Zeitung befunden haben, als er neulich wörtlich das Folgende telegraphierte:

„Gestern fand im Zirkus Renz die erste Aufführung des ‚Mirakels', in der Meisterinszenierung von Reinhardt, statt. In diesen Zirkus hatte Direktor Strnad phantastische, prachtvolle Dekorationen, und vor allem den Stefansturm, eingebaut. Es ergab sich aber, daß dieser Zirkus sich für das ‚Mirakel' nicht eignet. Der Schauplatz der Ereignisse spielte sich in einem Sektor des Amphitheaters ab, so daß ein großer Teil des Publikums wenig oder gar nichts sah. Es erregte beträchtlichen Unwillen. Der Premiere wohnte ein erlesenes Publikum bei. Die Aufführung dauerte so lange, daß der Beginn des Spiels sich beträchtlich verzögerte."

Daß der Bericht so verstanden werden könnte, als wäre Reinhardts Mirakel-Inszenierung nicht nur für den Zirkus Renz, sondern auch für Wien eine Novität, ist kein Malheur. Daß Josef Strnad, der übrigens Architekt und nicht, wie man gleichfalls vermuten könnte, Zirkusdirektor ist, in den sonst für Mirakel ungeeigneten Raum den Stefansturm eingebaut hat, klingt wie ein Aufsitzer, dürfte aber als solcher geglückt sein. Was sonst wäre die Ursache gewesen, daß man den Ereignissen, die sich, wie das ja üblich ist, in einem Sektor des Amphitheaters abspielten, nicht folgen konnte? Klar wird nur, daß es der Schauplatz war, der sich in diesem Sektor abgespielt hat und daß das Publikum, um das Schauspiel des sich abspielenden Schauplatzes betrogen, Unwillen nicht etwa empfand, sondern gleich selbst erregte. Der letzte Satz allerdings gibt dem beflissenen Interpreten einen ganz überraschenden Ausblick: daß es sich nämlich bei dem ganzen Zauber nur um einen aufs Lästigste in die Länge gezogenen Vorwand gehandelt haben muß, sich nachher mit dem befreiten und warnenden Seufzer: „Jetzt aber Schluß mit die Wunderl" zu einem kleinen Spielchen zu setzen.

Das alles kann ja einmal passieren und wird einer Zeitung, die ihre Pflicht: gut informiert und interessant zu sein, vorbildlich erfüllt, von keinem ihrer Leser übelgenommen werden. Volle Entschädigung bietet zum Beispiel in derselben Nummer die mehrmals wiederholte Versicherung, daß die vom Vortag „die erste und einzige Meldung über ein mit größter Heimlichkeit vorbereitetes Ferngespräch Chamberlins mit seiner Mutter in Omaha aus dem Betriebsgebäude der Lufthansagesellschaft" enthalten habe, woraus allerdings nicht hervorgeht, ob im Betriebsgebäude der Lufthansagesellschaft das Ferngespräch oder die Indiskretion stattgefunden hat.

Aber so ganz zufrieden ist die Redaktion doch noch immer nicht mit ihren Informationsmöglichkeiten; sonst ließe sie nicht von ihrem amerikanischen Korrespondenten, der „gegenwärtig in Berlin weilt" und die Gelegenheit benützt, den Berlinern einmal ordentlich zu sagen, wie man drüben so etwas macht, erzählen, daß — und so solls auch sein! — „beim katholischen Kongreß in Chicago voriges Jahr, dem größten, den die Staaten je gesehen haben, jeder Journalist mit einem Telephon vor der Reihe der Kardinäle gesessen hat."

Adalbert Weislingen

Anekdoten um Paul Valéry

Eines Tages spricht Paul Valéry Léon Daudet über ‚Léonard'. Er entwickelt darin die Einführung in die Methode, in der er schreiben will. Léon Daudet geht begeistert zu Madame Juliette Adam und veranlaßt sie, des jungen Schriftstellers Essay anzufordern. So erschien der erste Artikel von Valéry in der „Nouvelle Revue", und zum ersten Mal erhielt er Geld für eine literarische Arbeit.

Viele Jahre später, als Frau Adam sich schon längst aus dem literarischen Leben zurückgezogen hatte, hat Paul Valery, der jetzt Mitglied der Akademie geworden ist, seinen Sitz im Rate der Vierzig dazu benutzt, um als erste Geste seine Stimme einem Vorschlag zu geben, der Madame Juliette Adam für einen wichtigen Preis der Akademie vorschlägt.

*

Paul Valéry hatte sich entschlossen, kein Buch mehr anzurühren, und um nicht der Versuchung zu verfallen, verschenkte er eines Tages seine ganze Bibliothek.

Dies trug sich in Montpellier zu, und der Baudelaire aus der Bücherei fiel einem jungen russischen Studenten namens Kessel zu.

Der Sohn dieses Studenten erhielt jetzt den Romanpreis der Akademie.

Les Nouvelle Littéraires

Die Männer und Frau Grosavescu

Wohin Sie blicken: Kommentare zum Prozeß Grosavescu.

Wohin Sie hören: Debatten darüber.

Bisher las ich nur Kommentare von Männern.

Man ist entsetzt. Man sieht sich schon vogelfrei und abschußreif für die blutdürstigen Frauen umherschwirren.

In jedem Blatt können Sie eine andre Beurteilung der Frau Grosavescu lesen. Sie war sehr hübsch und durchaus weiblich. Andrerseits völlig reizlos und ganz männlich. Sie war eine vorbildliche Mutter und hatte gar kein Interesse für ihr Kind. Sie hat ein altmodisches untätiges Leben geführt, ging aber ganz in der Arbeit ihres Mannes auf und erledigte für ihn alle beruflichen praktischen Arbeiten. (Manchmal 57 Telephongespräche an einem Vormittag.)

Einer der Herren Beurteiler singt der modernen Ehe mit ihrer Kühle und Eigenwilligkeit ein Loblied und empört sich gleichzeitig über die kalte sachliche Art, mit der Frau Grosavescu von dem Charakter ihres Mannes spricht. (Ohne ihre Liebe zu ihm zu leugnen.)

All diesen Kommentaristen schwebt eine Art von Liebe vor, die es nur in der männlichen Vorstellung, nie in der Wirklichkeit gibt, und nur einer der Herren scheint mir die Situation richtig erfaßt zu haben. Er sagt: „Nelly Grosavescu hat ihren Kampf ihrer starrsinnigen Natur entsprechend auch ohne Schonung für den Toten geführt. Allein der Haß, der ihren Worten entströmte, galt gar nicht so sehr jenem Gatten, der sie gequält und geprügelt hatte, er richtete sich gegen denjenigen, der sie durch sein Verhalten zur verzweifelten Tat getrieben hatte."

Warum schweigen die Frauen unisono?

Zweifellos ist der Freispruch ein Fehlurteil, wenn Verurteilung Abschreckungsmittel sein soll, aber die Geschworenen haben Verständnis gehabt für eine Frau, die vielleicht eitel, jedenfalls aber ohne Erfahrung und Selbstdisziplin durch fortgesetzte Quälereien unzurechnungsfähig wurde und zu der der Vorsitzende am Anfang des Prozesses die dumme Bemerkung machen konnte: „Ich muß immer wieder betonen, wie sehr es mich wundert, daß Sie nach allem, was angeblich zwischen Ihnen und der Zeugin (Stransky) vorgefallen ist, diese noch eingeladen haben." Angeklagte: „Ich habe sie nicht eingeladen, sondern mein Mann." Vorsitzender (mit betonter Ironie): „Wenn Sie es aber nicht hätten haben wollen, soviel Energie haben Sie doch gehabt, Ihren Willen bei Ihrem Mann durchzusetzen. Wie unglaubwürdig Ihre Bezichtigungen sind, geht daraus hervor, daß Sie den Verkehr mit dem Ehepaar Stransky trotz allem nicht eingestellt haben."

Man faßt sich an den Kopf und kann den Herrn Vorsitzenden zu seiner mit allem Komfort aus-

gestatteten modernen Ehe nur beglückwünschen. Sehr viel zu sagen hat er da wohl auch nicht.

Lotte Mattberg

Olla podrida

Der Nobelpreisträger

Denn, meine Herren, an den Weltfriedensbund (Heiterkeit) unter dem Vorsitz neutraler Mächte glaube ich nicht und möchte Deutschlands Zukunft von ihm nicht abhängig machen. (Lebhafte Zustimmung.) Hier schrekken die Spuren. Wir haben schon einmal einen solchen Weltbund erlebt, der über eine Frage entschied, bei der auch ein Stück von Deutschlands Zukunftshoffnungen war. So verlassen, wie einst der deutsche Kaiser auf dem Lügenfeld, wie Deutschland in der Konferenz von Algeciras, so verlassen würden wir und unsre Verbündeten sein, wenn wieder unter dem Vorsitz von Neutralen, die die Ausfuhr von Munition und Unterseebooten und Automobilen als Neutralität, die Ausfuhr kondensierter Milch für Deutschlands Kinder für Bruch der Neutralität ansehen (Sehr gut!) — wenn unter solchem neutralen Vorsitz Deutschlands Zukunftsschicksale entschieden werden ... ich meine, daß wir diese Zukunft aufbauen auf unsrer eignen Kraft, auf unsrer eignen militärischen Stärke, nicht auf einer durch Division gefundenen europäischen oder Weltabrüstung unter dem Protektorat von Weltfriedensbünden ...

Gustav Stresemann am 19. Januar 1917 bei einem Vortrag im „Unabhängigen Ausschuß für einen deutschen Frieden"

Die Farben des Stammes Levi

Auf dem jüdischen Friedhof in Weißensee wurde dieser Tage ein Ehrendenkmal für die 12 000 gefallenen Juden eingeweiht. Unter Beteiligung zahlreicher offizieller Persönlichkeiten konzertierten das Musikkorps der Kommandantur Berlin und die Vereinigten Synagogenchöre.

„Daß die schwarzweißroten Fahnen nur allzu zahlreich vertreten waren, ist wohl auf die Zusammensetzung der Geladenen zurückzuführen ..."

Vorwärts, 28. Juni 1927

Aus dem Königlichen Hause

In den Tagen vom 14.—17. Juni waren auf Einladung Sr. M. des Kaisers eine Reihe deutscher Gelehrter in Doorn, um eine Erörterung über bestimmte wissenschaftliche Probleme herbeizuführen. Es sprachen Professor Dr. Lommel über die Lehre des Zarathustra, Professor Dr. Vollgraff über das Grab des Dyonisos in Delphi, Professor Dr. Ott über die Götterwelt und Mythologie in der Ilias, Professor Dr. Reinhard über die Mythenwelt im Hesiod und Geheimrat Frobenius über Mythen als Ausdruck und in der Anwendung des sie ausgestaltenden Lebensgefühls. Bei dieser Gelegenheit wurde auch die Frage des Ausbaus der Kultursammlung in Frankfurt am Main (Museum der Methamorphose der Kulturen) erörtert.

Neue Preußische (Kreuz)Zeitung 20. Juni 1927

Dies ater

Am Dienstag, 28. Juni 1927, dem Tage der Unterzeichnung des Friedensvertrages von Versailles, sind öffentliche und geschlossene Tanzlustbarkeiten verboten.

Nürnberg, den 27. Juni 1927.

Polizeidirektion Nürnberg-Fürth
i. V. gez. Schachinger

Liebe Weltbühne

Lina, die beste Freundin Egon Friedells, die ihm also die größten Bosheiten sagt, äußert sich kurz vor dem Erscheinen seiner Kulturgeschichte zu ihm:

„Ich stelle mir das Buch so vor, daß es alles enthält, was mich nicht interessiert."

„Nein," antwortet Friedell bescheiden abwehrend, „so umfassend ist es nicht."

Antworten

Mißvergnügter. „Felix Stössinger will aus Max Liebermanns 80. Geburtstag einen Nationalfeiertag machen? Was den mittelmäßigsten Politikern so oft geboten wurde, soll man Ihrem Geburtstagskind gönnen. Innungsbräuche dem Innungsmeister, warum nicht? Sein handwerkliches Können ist so oft anerkannt worden, daß eine Wiederholung dieses Lobes überflüssig erscheint. Die Teile des deutschen Volkes, die an seinen Bildern nichts verdient haben noch verdienen wollen (Liebermanns Leinen und Papiere sind für die begüterte Edelbourgeoisie die beste Kapitalsanlage), beglückwünschen den Meister des deutschen Malhandwerks eben so herzlich zu seinem achtzigsten Geburtstag wie jeden ernsthaft Schaffenden, der sich Arbeitsfreude und Arbeitskraft in ein so hohes Alter hinüberretten konnte. Plus serait trop. Gefühlsmäßigen Dank des Volkes erhält man nur für gefühlsmäßige Bereicherung des Volkes. Um was hat Liebermann die Nation oder das Volk bereichert? Um kühle meisterhaft gekonnte Bilder. Der kühle Dank ist dem Meister der Akademie dafür längst abgestattet worden. Von einem Dank der Nation zu sprechen, scheint mir eine allzu akademische Frage zu sein." Sie sind kein Freund jener Festivitäten, mit denen das neue Deutschland seine führenden Männer allzu üppig beglückt. Das erklärt Ihren Unmut. Doch warum gleich das Geburtstagskind mit dem Bade ausschütten? Indem wir Max Liebermann ehren, gedenken wir zugleich des unerhörten Durchbruchs der deutschen Malkunst, des Sieges über eine verkommene Tradition. Der Sturz der Werner und Knackfuß war schon ein Vorspiel der spätern wilhelminischen Katastrophe.

Kriegsbeschädigter. Eben wird amtlich mitgeteilt, daß für die in Vorbereitung begriffene Hindenburgspende des deutschen Volkes zum 80. Geburtstag des Reichspräsidenten insgesamt 110 000 Annahmestellen im ganzen Reich errichtet werden sollen. Nicht nur die Reichsbanknebenstellen und die Sparkassen, sondern auch alle andern Bankinstitute haben sich zur Annahme der Hindenburgspende bereiterklärt. Um der ländlichen Bevölkerung gegenüber frühern Volkssammlungen eine stärkere Beteiligung zu ermöglichen, werden auch die Zweigstellen der Raiffeisengenossenschaften Gelder für diesen Zweck entgegennehmen. Der Name der Spende erinnert dich nun, wie du schreibst, an eine vor einigen Jahren in etwa gleicher Weise ins Werk gesetzte Schnorrcampagne, die unter der Firma des frühern Sozius deines Landesvaters, unter dem Namen des Feldherrn Ludendorff lief. Man hat später, nach dem Ende der großen Zeit — meinst du — von dem Ergebnis der Spende, das für Kriegsbeschädigte deinesgleichen hätte bestimmt sein sollen, nicht mehr sehr viel gehört. Wir können dich beruhigen. Die Blätter melden jetzt grade das Ergebnis der großen Volkssammlung von 1917/18. Es wird halbamtlich mitgeteilt, daß der Ludendorffspende das überhaupt größte Ergebnis von allen Volkssammlungen der letzten Zeit beschieden war. Der Ministerialrat Dr. Karstedt beziffert ihr Ergebnis mit der gewaltigen Summe von 163 Millionen Mark. Du hättest also — scheint uns — keinen Grund zur Klage.

Stadtrat Steinhoff, M. d. L. Sie haben am 17. Juni in der deutschnationalen Ortsgruppe von Lankwitz eine lange Rede zur politischen Lage gehalten und nach dem Bericht des dortigen Lokalblattes folgendes geäußert: „Die grundsätzlich monarchische Einstellung der Deutschnationalen ist dem Kanzler Marx und dem Reichskabinett bekannt. Bei der Beratung der Frage der Verlängerung des sogenannten Republikschutzgesetzes ist dieses Bekenntnis an den verschiedensten maßgeblichen Stellen ausdrücklich von

den Deutschnationalen wieder erneuert worden. Fest steht auch, daß die Gegnerschaft der Deutschnationalen gegen ein Republikschutzgesetz unverändert ist. Bei der Regierungsbildung war natürlich auch über dieses Gesetz gesprochen und beschlossen worden, das Gesetz nicht zu verlängern. Geheime Abmachungen zwischen Zentrum und Deutscher Volkspartei haben diese umgestimmt und unsre vier Minister wurden in einer Kabinettssitzung damit überfallen. Unser Minister Hergt verhinderte zunächst eine sofortige Abstimmung. Erreicht ist von uns, daß das Hauptunikum, der Staatsgerichtshof, beseitigt ist. Zugesagt ist die Beseitigung der Ausnahmebestimmungen durch Erweiterung der als notwendig erachteten Allgemeinbestimmungen in das neue Strafgesetzbuch. Dann fällt das Gesetz in sich zusammen und damit verschwindet auch der Paragraph 23, der an sich als Kannvorschrift gewiß praktisch ungefährlich — er war der Wiederkehr des Kronprinzen von Wieringen nicht hinderlich —, aber auch theoretisch sehr häßlich klingt. Das zum großen Teil schon unschädlich gemachte Republikschutzgesetz ist auch hinsichtlich des sogenannten Kaiserparagraphen vom Standpunkt zielbewußter Weltanschauungspolitik eher zu tragen gewesen als etwa der Austritt aus der Regierung. Auch das Hohenzollerninteresse ist so besser zu sichern als durch Zerschlagung der jetzigen Koalitionsregierung. Eine Linksregierung ohne solches Gesetz ist für das nationale Deutschland und für die Herrscherfamilien viel gefährlicher als eine Rechtsregierung mit Republikschutzgesetz. Unsern politischen Freunden im Reich müssen wir dankbar sein, daß sie die Regierung mit den Deutschnationalen im Interesse des nationalen Deutschlands, im Interesse der Hohenzollern und der übrigen Fürstenfamilien, im Interesse der Reichswehr erhalten haben." Hier ist jedes weitre Wort überflüssig. Ein Talleyrand sind Sie auch nicht. Sie sind, im Gegenteil, eine grundehrliche Natur, unfähig zu diplomatischem Gaukelspiel. Niemals werden Sie für Ihre Partei ministrabel werden, Herr Abgeordneter.

Weltbühnen-Freunde von Frankfurt am Main und Umgegend. Herr Professor Dr. Franz Oppenheimer wird am 9. Juli, abends 8 Uhr, in Frankfurt, Café Hauptwache, 1. Stock, über die ‚Historischen Bedingungen des Kapitalismus' sprechen. Anschließend Diskussion.

Parlamentarier. Der Landtagsbericht vom 1. Juli meldet: „Zu fortwährenden stürmischen Kundgebungen der Linken kommt es dann im Verlauf der Rede des Abg. Schwecht (Deutschnat.), der dem Minister Grzesinski den Vorwurf macht, daß er die preußischen Staatsbürger zu wenig vor Angriffen der sozialistischen und kommunistischen Bevölkerung schütze. (Zahlreiche Rufe: „Frechheit". Minutenlange Unterbrechungen. Rufe: „Krummer Hund!") Vizepräsident Wiemer: „Wer hat hier „Krummer Hund" gerufen?" Es meldet sich niemand." Aber nachher werdet Ihr wieder friedlich zusammen speisen. Deshalb keine Feindschaft.

Berichtigung. In der Justiztabelle in Nr. 20 der ‚Weltbühne' heißt es: „Roter Frontkämpfer versetzt Bismarckbündler einen Stoß. — Urteil des Schöffengerichts Breslau vom 3. Februar 1927." In dieser Mitteilung ist ein redaktioneller Irrtum enthalten. Es muß Prenzlau heißen, nicht Breslau.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152 zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin;
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto Berlin 11958.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank: Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag. Prikopy 6

Der Militärattaché von Carl v. Ossietzky

Vor einigen Wochen machte Agathon in der ‚Weltbühne einige militärisch-politische Bemerkungen zu dem jüngsten Aufenthalt des Herrn v. Seeckt in Italien. Mit besonderem Nachdruck legte unser Mitarbeiter dar, daß Herr v. Seeckt als Vertrauensperson der Rechtsparteien nach Rom gegangen sei, um dort über gewisse Abmachungen im Fall eines Krieges gegen Frankreich zu verhandeln — Abmachungen, die gegenseitige Rückendeckung und Waffenhilfe sichern sollen, wofür Deutschland allerdings versprechen muß, die Fascisierungsmethoden in Südtirol fürder nicht mehr zu bekritteln. Eine ähnliche Glossierung der Seecktschen Italienreise ist nunmehr in vergangener Woche auch in der französischen Presse vorgenommen worden, und wie auf ein Klingelzeichen von oben setzten in den deutschen Blättern erregte Dementierversuche ein, wobei sich besonders Organe des linken Republikanismus emsiglich bemühten, das schale amtliche Gebräu durch Zutaten aus dem eignen Spezereienschrank gehörig zu schärfen. Ein seltsamer Rückfall in jene vorgeschichtlichen Zeiten, wo Herr v. Seeckt noch für die Demokratenblätter als der treue Wachtmann der Republik galt und schwarz-rot-goldne Radikalinskis, die sonst gar nicht zu bändigen sind, sich bereit erklärten, auf seine Tugend das Abendmahl zu nehmen. Der klügste aller neudeutschen Militärs mag unendlich mokant gelächelt haben bei dieser Fülle unverhoffter Vertrauensvoten. Warum muß aber gleich so wild dementiert werden? Ist es denn so unbekannt, daß die deutschen Nationalisten keine Landesfarbe suspekt genug finden, um nicht doch Fühlung zu suchen? Treuhänder der deutschen Patriotenschaft sind nacheinander bei de Valera, Horthy, Kemal und Abd el Krim, bei den roten Zaren wie bei den weißen Häuptlingen im Baltenland und auf dem Balkan als Beobachter, Anstachler oder Unterhändler aufgetreten. Nirgends loderte in diesen Jahren eine rechte oder linke Rebellion, ohne daß nicht die deutschen Nationalisten versucht hätten, durch ihre diplomierten Weltbrand-Ingenieure und ihre oft bewährten Ragnaroke-Maschinisten für den Hausgebrauch wenigstens ein paar Fünkchen aufzufangen. Gewiß braucht man sich weder Herrn Stresemann noch Herrn v. Schubert als Protektoren solcher Tollheiten vorzustellen. Aber es ist nicht gleichgültig, welche Kräfte rings um die Regierung am Werk sind, um sie von ihrer Linie abzudrängen und einseitig zu binden. Die Bemühungen, in dem englisch-russischen Konflikt jene strikte Neutralität zu wahren, die dem deutschen wie dem europäischen Wohlbefinden gleich dienlich ist, werden neuerdings nicht nur von Innen angefochten, sondern auch durch Lockungen von Außen schwer auf die Probe gestellt.

*

Der Zufall wollte, daß fast gleichzeitig mit dem Dementi die Meldung durch die Blätter ging, England habe die vormals feindlichen Regierungen eingeladen, seinen diplomatischen Aus-

landsvertretungen wieder wie früher Militärattachés beizuordnen. Welche gefährliche Bedeutung diese Aufforderung grade augenblicklich hat, war auch unsrer Linkspresse sofort klar. Sie fuhr sichtlich zusammen, versuchte sich aber damit zu salvieren, daß die Sache ja nicht dränge und man Zeit genug zur Überlegung habe. Das war zwar nicht beherzt, doch leidlich vernünftig, und schlug leider völlig um, als aus Paris die Nachricht kam, daß das Kabinett Poincaré Schwierigkeiten machen werde. Jetzt konnte man Gott sei Dank wieder Fäustchen machen gegen das böse Frankreich, jetzt durfte man sich mit der Auslegung des Artikels 179 des Friedensvertrages befassen, der nur Militärmissionen verbietet, aber gegen Militärattachés nichts einwendet etcetera. Kurzum, man hat die gewünschte Ablenkung, man kann den Militärattaché fordern trotz deutlicher Bewußtheit der gefährlichen Konsequenzen, rein um die Franzosen zu ärgern. Denn Recht muß doch Recht bleiben, und wenn uns der Friedensvertrag ein Rasiermesser gestattet, so wollen wir es auch haben, und wenn wir uns damit den Hals abschneiden.

Niemand kam darauf, daß zwischen Seeckts diplomatischer Sendung und Englands freundlicher Einladung ein kaum bestreitbarer Zusammenhang besteht. Denn, wie nicht allgemein bekannt, ist Ungarn, die scheußlichste aller heutigen Militärdespotien, grade im Begriff, einen Militärattaché nach London zu schicken. Die Horthy-Regierung wieder ist durch Vertrag Mussolini verbunden, und der Gebieter Italiens genießt noch immer die hohe Gönnerschaft des englischen Kabinetts. Ungarn ist vorangegangen, eine Tatsache, die abstempelt. Die Auszeichnung annehmen, heißt in ein Satellitentum eingehen.

*

Niemals, seitdem die Friedensverträge in Kraft sind, hat die englische Politik Deutschland etwas ohne Gegenleistung gegeben. Doch die Kalkulatoren vom Foreign Office wissen um ihre Leute; sie kennen das deutsche Geltungsbedürfnis und haben durchschaut, daß hier alles Weh und Ach aus einem Punkte zu kurieren ist. Man muß der lieben Eitelkeit einen Köder hinhalten, das kostet nichts, aber verpflichtet den Andern. Wann hätte sich Englands Politik im Ernst bemüht, die Ketten des Vertrages von Versailles mit Sammet zu umwickeln? Wo hätte Englands Politik versucht, von Deutschland ein offenbares Unrecht abzuwehren oder es auch nur in seinen Elendsjahren um eine Bürde zu erleichtern? Die Gewährung von Militärattachés ist ein mehr als billiges Vergnügen; das zaubert dem Beschenkten eine Illusion von Großmachtstellung vor, von Handlungsfreiheit und Gleichberechtigung im Rate der Völker, und bedeutet doch in Wahrheit nicht eben viel mehr als ein gemalter Polarhimmel im Eisbärzwinger.

Der Militärattaché ist eine veraltete Institution, die in unsrer Zeit nichts mehr zu suchen hat. Wäre der Völkerbund nicht so entsetzlich zag in allem, was der Festigung des Friedens dient, so hätte er hier längst den Schlußstrich unter ein unrühmliches Kapitel ziehen müssen. Denn das Bureau der den diplomatischen Vertretungen beigegebenen Offiziere ist durch die

Bank nicht mehr als eine einzige große Spionage- und Sabotagezentrale. Kein Botschafter kann gut machen, was ein tatengieriger militärischer Attaché ruiniert. Erinnert man sich nicht mehr der Herren Boy-Ed und v. Papen, die vom sichern Port der Washingtoner Botschaft einen kleinen Krieg gegen die Vereinigten Staaten eröffneten und damit Bernstorffs Anstrengungen vereitelten, den Anschluß Amerikas an die Alliierten zu verhindern? Vestigia terrent.

Es braucht nicht bezweifelt zu werden, daß die Leiter der deutschen Außenpolitik die Bedeutung der Neutralität und jede Abweichung davon durchaus zu würdigen wissen. Aber seit wann wäre Außenpolitik bei uns ausschließlich in dem dafür bestimmten Ressort gemacht worden? Obgleich die Fernhaltung vom russisch-englischen Konflikt von der großen Mehrheit des Volkes fraglos gebilligt wird, so ist es doch nach allen Erfahrungen dieser Jahre schwer vorstellbar, daß die Häupter der Reichswehr den gleichen vernünftigen Auffassungen zugänglich wären. Wir wollen heute noch die in letzter Zeit kursierenden Gerüchte über bestimmte Reorganisationspläne bei der Reichswehr auf sich beruhen lassen, klar ist jedoch, daß Untätigkeit in so kritischer Zeit die Nervendisziplin der Herren übersteigt. Es ist leicht auszumalen, was ein offizieller militärischer Delegierter der Bendler-Straße in London anrichten könnte. Die Giftgasfreundschaft mit Moskau war eine böse Episode, die nun liquidiert ist; eine ähnlich intrigant vorbereitete Annäherung an den britischen Imperialismus würde viel fester binden, denn die Macht des Foreign Office ist tausendmal größer als die des Kreml.

Die Gefahr ist, daß Eigenmächtigkeit der Militärs die Politik in eine Richtung weist, wie sie weder von der Mehrheit der Nation, noch von der außenpolitischen Leitung gewünscht wird. Sehen wir aber selbst von den letzten bösartigsten Konsequenzen ganz ab: schon die Tatsache, daß in dieser Zeit äußerster Spannung ein Repräsentant der deutschen Heeresmacht zwischen englischen Kameraden einhergeht, muß wie die Versinnbildlichung einer geheimen militärischen Entente wirken. Und England wird sich alle Mühe geben, diesen Eindruck zu stärken. Der Schein soll der Wirklichkeit vorangehen, der Schein soll die späteren Tatsachen schaffen helfen. Es heißt jetzt alle Aufmerksamkeit darauf richten, daß dies verhängnisvolle Blendwerk nicht zustande kommt.

*

Stresemanns Politik, heute durch seine eigne Schuld an die Rechte gekettet, muß mindestens in den nächsten beiden Jahren zwei große Erfolge erringen, wenn sie nicht an innenpolitischen Widerständen zerschellen soll: die baldige Aufhebung der Rheinland-Okkupation und die Erlaubnis zu erneuter Aufrüstung. Weder Locarno noch Genf haben das erzielt, und der Gedanke von Thoiry ist versackt. Für die Vertreter der Machtpolitik ist die versuchsweise angewandte pazifistische Methode, weil sie zu langsam arbeitet, lange erledigt Sie waren bereit, selbst auf das große Vielleicht eines Zusammenspiels mit den Bolschewiken einzugehen, aber ein Ge-

schäft mit England wäre viel realer und ihrer Art viel eher entsprechend. Daß bei diesem Handel Deutschland die Blutopfer bringen müßte, bei übrigens noch sehr zweifelhafter Ausbeute, wird selbstverständlich nicht bedacht. Denn es gibt nichts was ungewisser wäre als der Lohn des Mietsoldaten.

Gegenüber derartigen Versuchen, Deutschland von einer Haltung abzubringen, wie sie nicht nur der primitivsten politischen Moral, sondern auch seinen politischen Interessen entspricht, muß mit aller Deutlichkeit gesagt werden, daß abenteuerliche Spekulationen, mögen sie auch durch Versprechungen des gegenwärtigen Kabinetts der englischen Weltmacht stabilisiert scheinen, nur in neue internationale Verwicklungen führen, bei denen Deutschland in Gefahr läuft, die Rolle des Aufmarschfeldes zu übernehmen. Die Fortdauer der Rheinland-Besetzung mag hart sein und das nationale Selbstbewußtsein kränken: um diesen Preis wollen wir ihr Ende nicht erkaufen. Das wäre eine Befreiungspolitik von wahrhaft verbrecherischer Kurzsichtigkeit, die das Aufhören der französischen Herrschaft in einem Grenzstück des Landes mit der Errichtung der englischen Herrschaft über das ganze Land bezahlen wollte. Eine dümmere und kostspieligere Teufelsaustreibung wäre nicht denkbar. Gewiß, die Versuchung ist groß und der gütigst gewährte Militärattaché nur ein erster bescheidener Köder. Aber mag selbst die Genehmigung zu einer Verdoppelung der Reichswehr die liebe nationale Eitelkeit kitzeln: die zweihunderttausend Mann mit ihrem schwarz-weiß-roten Fahnenschmuck und klingendem ‚Fridericus' werden nicht „unsre Reichswehr, unsre herrliche Armee" sein, sondern der gemietete Stoßtrupp einer fremden Macht, zum Verbluten für landfremde Interessen bestimmt ... beurlaubte Tote des nächsten europäischen Krieges.

Es gibt nur ein Remedium: kein Techtelmechtel mit der britischen Politik, auch nicht in der faulen Hoffnung, die Herren in Downing-Street schließlich doch über die Löffel barbieren zu können, sondern direkte Verständigung mit Frankreich, freimütige Aussprache über alle noch schwebenden Fragen und besonders über die osteuropäische Gefahrzone. Denn mag die pariser Politik auch oft schwer verdaulich sein, mag sie unter gelegentlichen neurasthenischen Rückschlägen in häßliche alte Tonarten leiden: Gefahren gleich denen, wie sie sich aus der Versippung mit britischen, und nur britischen!, Angelegenheiten ergeben, birgt sie nicht. Deutschland und Frankreich, eng liiert, bilden einen Schutzwall quer durch Europa, groß genug, um östliche wie westliche Eingriffe auszuschließen.

Nimmt Deutschland die englische Einladung an, wieder Militärattachés zu entsenden, so ist damit ein langer Schritt vom Wege endlicher Befriedung getan und Britannia hat wieder einmal über Europa gesiegt. England war immer groß in der Konstruktion von trojanischen Pferden, und niemals hat es an tatendurstigen kontinentalen Dummköpfen gemangelt, die sich bereitwillig ins Dunkel verfrachten ließen. Auch heute ist das Holzpferd wieder fertig. Fehlen nur noch die Passagiere. The Germans to the front!

Das Ziel entscheidet von Kurt Hiller

Ein „Büro zum Studium des Fascismus" wurde unlängst zu Berlin gegründet, mit Zweigabteilungen in allen Ländern, und es plant, die „Aktion gegen das fascistische Regime in Italien fortzuführen und zu erweitern". Gut. Gut auch deshalb, weil es bei diesem Kampf gewiß nicht nur um Italien geht. Aber ich plädiere für eins: hier wie überall sich von der demokratischen Phrase freizuhalten. Weil und soweit der Fascismus der Demokratie entgegengesetzt ist, lehne ich ihn nicht ab.

Ich lehne den Fascismus nicht ab wegen seiner Methoden, sondern wegen seiner Ziele.

Seine Methoden zerfallen in a) die dekorativen, enthusiastischen, faszinierenden, genial-schönen, b) die brutalen. Brutale Methoden können edlen Zielen dienen; vielleicht sind edle Ziele ohne Anwendung brutaler Methoden unerreichbar.

Aber die Brutalheit des Fascismus dient einem Ziel, das ... ich schwanke, ob man sagen soll: kindisch, affig, oder: nichtig, leer ist. Eine Spur, ein Schatten, ein Hauch von Humanität wird sich am Zielinhalt des Fascismus jedenfalls nicht nachweisen lassen. Nun ist Humanität der einzige Sinn von Politik. So sehr ist sie ihr Sinn, daß inhumane Mittel, die ihn mittelbar erfüllen wollen, um seinetwillen erträglich werden.

Die des Fascismus bleiben unerträglich, weil sie allen möglichen Zwecken dienen wollen, nur nicht der Errichtung eines Reiches der Gerechtigkeit, der Freiheit, des gleichen Starts für Alle, der Ausbeutungslosigkeit, der Milde, des Völkerfriedens, des Menschenglücks.

Die bolschewistische Diktatur ist endzieldemokratisch. (Ob das zu begrüßen sei, fragt sich.) Die fascistische Diktatur ist nicht endzielliberal. Die rote Armee will den ewigen Völkerfrieden erkämpfen, durch den letztern, den revolutionären Krieg. Die Fasci wollen für Italien einen Teil der Welt erobern und die Eroberung in alle Ewigkeit sichern, ja weitertreiben: durch Kriege. Die Fascisten der übrigen Länder wollen das gleiche für ihre Länder. Jedes Land ein geträumtes Imperium Romanum! Aber die Verifikation widerspricht dem Gesetz von der Undurchdringlichkeit der Materie. Körper können einander nicht durchdringen, nur verdrängen. Ein Imperialismus, einer jeweils, wäre in der Realwelt möglich; mehrere nebeneinander: allein in der Astralwelt! In unserer: höchstens mehrere inkomplett; aber inkomplette Imperialismen nebeneinander haben die Tendenz, sich zu komplettieren, bedeuten aber den Dauerkrieg, den in gewissen Abständen immer wieder sich erneuernden Massenmord an Unschuldigen.

Der Bolschewismus ist eine Erlösungslehre; der Fascismus ist keine. Seine Positivität: Gegenmacht zu sein gegen die Erlösungslehre des Jahrhunderts, den Sozialismus (wobei er sich der erstarrten Erlösungslehre der Vergangenheit, des katholischen Christentums, schlau bedient); also ein Negativum.

Der Fascismus ist ... nicht an sich unmoralisch seinen Mitteln nach (es gibt kein sittliches und unsittliches Mittel an sich), aber amoralisch seinem Ziele nach; das entscheidet. Die

Ethosleere seines Ziels macht das Ästhetische seiner Methoden zu einer Belanglosigkeit und das Brutale seiner Methoden zu einer unentschuldbaren Barbarei. Das Amoralische seines Ziels ist der Grund, weshalb seine Mittel als unmoralisch gewertet werden müssen. Der rote Terror ist immer tragisch und manchmal töricht (weil er manchmal das gute Ziel mehr kompromittiert als fördert); der weiße Terror ist immer einfach verbrecherisch.

Aber ich wünschte diesen Elan, diese junge Wucht, diese Energie, diese Unbedenklichkeit, diese vibrierende Aktivität und Disziplin (dies Gegenteil von Herdentrott zugleich und von stumpfsinnigem, sterilem Individualismus) den Erlösungsbewegungen, den Antifascismen. Man vergleiche, beispielshalber, die Verve und Grazie, den Schwung, die künstlerische Kraft, das Federnde, die Genialität einer Ansprache Mussolinis mit der Kleinbürgerlichkeit der Ansprache eines Reichsbannerhäuptlings oder eines bürgerlichen Pazifistenchefs — von den republikanischen Fraktionsvorsitzenden, Ministern im Dienst und außer Dienst zu schweigen. Der Fascismus hat immerhin Wein im Blut, der deutsche Republikanismus Bier. (Wo er abstinent ist: Boa-Lie.) Dem Fascismus eignet Imposantes — soweit der Teufel imponieren kann; der deutsche Republikanismus ist ärmlich, dürftig, spießig, geistlos, temperamentlos, langweilig. Er arbeitet mit ausgelaugtesten Phrasen; vor einer Tat schreckte er noch immer zurück. Er zieht die Jugend nicht an; der Fascismus versteht das. Er ist unethisch; jawohl. Aber wenn der Fascismus eine große Kokotte ist, dann ist der deutsche Republikanismus ein plumpes Biederweib. Es ließe sich eine Dame denken, die, obschon Dame, den guten Geschmack und den erotischen Esprit der großen Kokotte hat.

Daß der Fascismus möglich wurde, in Italien nicht nur, auch in Ungarn, Rumänien, Bulgarien, Spanien und anderswo, daß er in manchem Lande noch droht, ist der schlagendste Beweis gegen die Demokratie. Die Demokratie nämlich erzeugt den Fascismus; ihre Impotenz zeugt ihn! Die Demokratie, in ihrer frühern Epoche, der revolutionären, mit der einen Aufgabe beschäftigt, die falschen Aristokraten zu stürzen, vergißt in der spätern, die echten einzusetzen. Statt dessen hilft sie dem Mittelmaß in den Sattel der Macht. Das rächt sich. Das Volk will den Heros. Findet es ihn nicht, läufts dem Theaterhelden nach. Mussolini, nicht ohne Tenor-Züge, aber von ungewöhnlicher geistiger Kultur und ungewöhnlicher Organisatorenkraft (er bevorzugt als Helfer am Werk die Männer bis Dreißig: weil er bei der Jugend Leidenschaft und Treue findet), scheint immerhin ein Mittelding zwischen beiden zu sein. Es spricht nicht gegen ihn, daß er eine Sozialpolitik schuf, die sicherlich kein Sozialismus ist, aber Unternehmer und Prinzipale schärfer an der Kandare hat, als irgendeine Sozialdemokratie in irgendeinem demokratischen Lande sie hat. Freie Gewerkschaften sollen nicht zerschmettert werden; gewiß; aber was nützen sie und wem (außer ihren Sekretären) nützen sie, wenn sie unheilbar an Männerschwäche leiden? Mussolinis Endziel bleibt leer oder eine verbrecherische Kinderei; das hindert

nicht, daß er eine Persönlichkeit ist, die im einzelnen Bedeutendes schuf. Persönlichkeiten bestimmen die Geschicke, die Geschichte der Völker stärker, weit stärker, als der historisch-materialistische Studienrat wahrhaben will.

Ein deutscher Fascismus in unumschränkter Macht wäre um soviel katastrophaler als der italienische, wie die Häuptlinge der deutschen Reaktion intellektuell hinter Mussolini zurückbleiben. Die Demokratie wird in Deutschland den Fascismus nur dann unterkriegen, die Heraufkunft einer Herrschaft der Rohen nur dann vereiteln, wenn es ihr gelingt, aus sich selbst ihren eignen Gegensatz zu entwickeln und herauszustellen: statt der Herrschaft der Zahl — also des Mittelmaßes, des Philisters — die Herrschaft der Geistigen, der aus Verantwortlichkeit jugendhaft Schöpferischen. Das wäre Diktatur? In der Tat! Wir brauchen sie; sogar einen Mussolini brauchen wir — allerdings einen linken. Er wird mit den Hilferdingen nicht glimpflicher umgehen als ein rechter. Rechtens! Denn das Ziel entscheidet.

Von wegen Proletariat: Die Kaders der Fasci sind voll von Proletariern! Proletariat steht, in Deutschland wie in Italien, bei den Kommunisten, bei den Demokraten aller Art, bei den Klerikalen und bei den Fascisten. Es kommt ohne Zweifel darauf an, daß für die Interessen der proletarischen Klasse regiert wird; aber die Herrschaft gebührt — im Interesse der proletarischen Klasse — nicht einer Klasse, sondern einem Typus. Der blüht quer durch die Klassen; er ist klassenlos; und er kämpft für die klassenlose Gesellschaft.

„Aus-, Durch- und Maulhalten!“ von Martin Hobohm

In der ‚Deutschen Zeitung‘ (Nr. 143 b vom 22. Juni 1927) hat Alexander Graf Brockdorff mich und meine Schrift „Untersuchungsausschuß und Dolchstoßlegende — Eine Flucht in die Öffentlichkeit“ damit zu diskreditieren gesucht, daß sie im Verlag der ‚Weltbühne‘ erschienen ist, daß ich mich mit dem „Juden Tucholsky“ verbunden habe. „Sage mir, mit wem Du umgehst, und ich sage Dir, wer Du bist!“ so schließt er den sehr ausgedehnten Leitartikel.

Wohin geht man, wenn man einen freimütigen Verlag braucht? Ich denke noch mit Interesse jenes Nachmittags im April 1926, an dem ich um 3 Uhr mit meiner Schrift zu dem ahnungslosen Verleger der ‚Weltbühne‘ kam, um ihn um 6 Uhr mit dem unterschriebenen Verlagsvertrag wieder zu verlassen. Herr Tucholsky war es noch gar nicht — Brockdorff ignoriert, daß mein Verbrechen schon vor vierzehn Monaten verübt wurde —, sondern es war der inzwischen verstorbene Siegfried Jacobsohn, auch so ein „Jude“, dem es nichts ausmacht, wieviel Kläffer gegen ihn anbellen (ich wende diesen Ausdruck nicht auf Brockdorff an).

Gegen manchen Zug im Spiel dieser Verleger mache ich meine Vorbehalte; aber die Geistesfreiheit in Deutschland würde nur zu dringend gebrauchte Vorkämpfer einbüßen, wenn die ‚Weltbühne‘ verschwände. Und was die „Juden“ anlangt: Ich pflege mich zwar ohne Ansehen der Person mit jeder Kraft

zu verbinden, die ich für Wahrheit und für das Volk wirken sehe, aber mit Juden zusammenzugehen, auf die das zutrifft, ist mir doch stets eine besondere Genugtuung. Denn es heißt das ein Stücklein von der Schuld und barbarischen Volksverderbnis wettmachen, welche die Judenhetze im Stil der ‚Deutschen Zeitung' angerichtet hat.

Brockdorff zitiert wieder jene Schrift Walter Lieks, welche im Jahr 1919 als eine der ersten den schönen Begriff „Hoböhmen" verwendet hat als der „Schutztruppen" aus „Deutschen", die sich „Alljudaan" gegründet hat. Denn auch mich zum Judenstämmling zu machen, den lutherischen Pastorensohn und eine „Inkarnation des Preußentums", wie mich ein andrer, feinerer Gegner gekennzeichnet hat, — das hielten die Herren Völkischen lange doch nicht für möglich; erst neuerdings ist mir auch das endlich beschert worden aus jener Klasse ehemaliger Offiziere, denen mein Vorhandensein so lästig ist. Aber „gegründet", wie mich „Alljudaan" nun einmal hat, werde ich meine Straße trotz aller Lieks und Brockdorffs geruhig weiterziehen und mich durch die Äußerungen ihres Geschmacks nicht stören lassen; auch nicht, wenn man mir etwa wieder die Schrift von den Hoböhmen auf mein Universitätskatheder legt, wie im Jahre 1919.

Ich habe es mir lange abgewöhnt, auf derartige alldeutsche Angriffe zu antworten; ich finde, es gibt fruchtbareres zu tun. Die ‚Deutsche Zeitung' hat vor einigen Wochen schon eine sehr ähnliche Erörterung meiner Schrift aus der Feder des vom münchner Dolchstoßprozeß her bekannten Oberst a. D. Jochim gebracht, übernommen aus ‚Deutschlands Erneuerung' (April 1927), dem Arsenal alldeutscher Begriffe. Soll ich mich mit einer Persönlichkeit aufhalten wie dieser, die nicht einmal die uralte Denunziation verschmäht, meine Kritik an deutschen Mißständen liefere Material für die deutschfeindliche Ententepropaganda?

Joachim sagt, um bei mir „Unkenntnis der Verhältnisse" im deutschen Heer des Weltkrieges glaubhaft zu machen und so um meine fatale lange Liste von Mißständen in diesem Heer herumzukommen: „Hobohm brachte es im Krieg zum Gefreiten der Fußartillerie." Das ist nicht wahr, das muß unbedingt berichtigt werden: Soweit habe ich es nicht gebracht. Ich war nur ein ganz „gemeiner" Kanonier und wurde schon als solcher durch Verschüttung kriegsunbrauchbar. Eben das hilft aber mein Zeugnis verstärken. Ich hörte selber ohne Abschwächung die Anklage der Gepeinigten, ich sah den ganzen ungeheuren Ingrimm der meisten Landsturmmänner über die sozialen Mißstände, die sie in unserm sogenannten Volksheer ertragen mußten. In mir war das Verständnis dafür sehr vertieft und zugleich vor Parteilichkeit nach menschlichem Vermögen bewahrt; denn ich hatte seit manchem Jahr grade die Wissenschaft von der Geschichte des Kriegswesens systematisch betrieben und habe jetzt einen Lehrauftrag dafür an der Berliner Universität. So mußte ich, qualvoll genug, jene Mißstände und ihre gefährliche Wirkung mit schärfer sehendem Auge beobacht als die meisten der Kameraden. Das alte Offizierkorps

aber, das die Schäden am Volke zu verantworten hat, möchte die Geschichte des Heeres lieber allein schreiben; Militär ohne Charge hat keinen Zutritt. Diesem Offizierkorps ist die Dolchstoßlegende nicht weniger Abwälzung eigner Schuld als Anklage gegen den „Marxismus".

„Hobohm ist auch einer der Weltfremden, die auf den marxistischen Leim gekrochen sind", so verkündet Graf Brockdorff. Wenn schon davon geredet werden soll, so liegt es denn doch wohl näher, darüber zu sprechen, daß Deutschland auf den alldeutschen Leim und auf den Leim der militärischen Siegesgarantien gekrochen ist.

Worauf beruhten diese Garantien? Welche strategischen Pläne hat denn die Oberste Heeresleitung zu verwirklichen versucht, um zu „siegen"?

In den ersten sechs Kriegswochen die Offensive in Frankreich bis zur „Marneschlacht"? Sie mißlang durch Fehler der Anlage und Durchführung. Dann zu Lande im Kriegsjahr 1915 — nichts; im Kriegsjahr 1916 — nichts; im Kriegsjahr 1917 — nichts; wirklich und wahrhaftig und mit vollem Bewußtsein der Leitung kein einziger Anlauf, den Feind mit dem Schwerte zu fällen, den so laut garantierten „Siegfrieden" endlich einmal zu schaffen. Desto eifriger wurde das Hindenburg-Wort kolportiert: „Der Krieg dauert hoffentlich so lange, bis sich alles unsern Wünschen fügt!" und ungezählte andre Worte gleicher Art. Endlich 1918 — welcher Militär hätte bei Kriegsbeginn für möglich gehalten, daß die Nation, besonders das Proletariat, durchhalten könnte bis 1918? — 1918 also, nach 42 Kriegsmonaten Pause voll einer Landkriegsführung defensiven Grundcharakters, im März 1918 beginnt endlich abermals eine siegesfreudige Offensive in Frankreich: Sie hätte ihren Mitteln und ihrer Anlage nach nur durch ein Wunder gelingen können und wirtschaftete den Rest der deutschen Kraft in Grund und Boden, verspielte die Aktiva zur Erlangung eines glimpflichen Friedens. Der alldeutsche Ikarusflug unsrer Strategen erreichte den Gipfel hasardierenden Widersinns.

Jedoch vergessen wir nicht den Seekrieg, vergessen wir nicht die herrliche strategische Leistung des U-Boot-Krieges. Dieser ist die einzige Flottenunternehmung gewesen, an welche die Kriegsleitung die Hoffnung auf Verwirklichung ihrer Siegesgarantien geknüpft hat. Die Skagerrakschlacht war als Ausfall aus der belagerten Festung Mitteleuropa gedacht, ähnlich wie etwa die Feldzüge in Rumänien oder Italien; die größte, wirklich rühmenswerte Leistung Scheers bestand darin, daß er seine weit unterlegene Flotte mit knapper Not und viel Glück wieder in den schützenden Hafen zurückzubringen wußte.

Das also waren die Trümpfe unsrer Strategen: Zwei Offensiven in Frankreich und der geniale U-Boot-Krieg. Nur diese drei; und leider drei Trümpfe, die nicht stachen ...

Mit einer solchen Skatkarte in der Hand spielten die Strategen die unfehlbaren Gewinner und gaben der deutschen Kriegführung in Wort und Tat einen Stil, der dem Verständigungsfrieden unübertrefflich wirksam entgegenwirkte, anstatt

ihn als die große Hoffnung Deutschlands auf jede Weise zu fördern. Auf solche Chancen hin glaubten sie in den besetzten Gebieten Despoten sein zu sollen mit Deportationen und sklavischem Arbeitszwang und Zerstörung der industriellen Werke und Brüskierung jedes politischen Selbstgefühls. Auf solche Chancen hin versuchten sie die Friedensresolution zu verhindern und herabzusetzen; deren Diskreditierung mit dem Wort „Verzichtfrieden" befindet sich in Hindenburgs bekanntem Protest an Wilhelm II. vom 12. Juli 1917. Mit solchen Chancen waren sie alldeutsche Großannexionisten bis in den September 1918. Als Hindenburg zu jener so gut wie hoffnungslosen Offensive von 1918 schritt, erklärte er vor den Ohren der Welt, der dadurch zu erzielende Friede „darf kein weicher Friede sein". Das charakterisiert seine alldeutsche Haltung in ihrer Nachteiligkeit nicht nur gegenüber den Kräften, mit denen er siegen wollte: In der oesterreichischen wie in der deutschen Arbeiterschaft läßt sich die Erbitterung über diese Äußerung nachweisen, darüber, daß es noch immer kein „weicher", sondern nur ein „Hindenburgfrieden" sein durfte.

Aller schuldige Respekt vor Hindenburg und vor den gewissenhaften Elementen des Offizierkorps wird von mir ohne jede Abschwächung aufrechterhalten. Aber die offene Kritik ihnen gegenüber ist ein nationales Bedürfnis von unausweichlicher Dringlichkeit. Denn das darf doch wohl als eine geschichtliche Wahrheit angesehen werden, die zu bestreiten heute lächerlich machen würde, daß das Unglück Deutschlands durch die Einseitigkeiten des wilhelminischen Systems unvermeidlich geworden ist, durch die Trias des reaktionären, militaristischen, alldeutschen Wesens — „dreieinig sind sie, nicht zu trennen".

Diese Dreieinigkeit beherrschte Deutschland; die Andersdenkenden mußten entweder Revolution machen oder „auf ihren Mäulern sitzen". Ich habe kürzlich einen Befehl der Heeresgruppe Herzog Albrecht gesehen, der die klassische Formel geprägt hat: „Aus-, Durch- und Maulhalten!". Das Datum dieses gedruckt verausgabten Befehls ist der 11. August 1918; er trägt die interessante Unterschrift: „Heye, Oberst". Damals waren alle deutschen Offensiven schon vorüber; in Frankreich war schon der zweite große siegreiche Gegenstoß der Feinde erfolgt; die allgemeine Aufregung wuchs mit dem Beginn des fünften Kriegsjahres sehr an. Der Befehl beginnt scheltend: „Es wird in letzter Zeit an der Front und im Inland wieder entsetzlich viel geklatscht, gewispert und zusammenphantasiert über unsre Lage und unsre Absichten." Ausführlicher Tadel folgt, besonders bezüglich der Verbreitung militärischer Nachrichten; alles sicherlich ebenso patriotisch wie es verständnislos war gegenüber der übermäßigen Spannung des seinen schuldlosen Bankrott fühlenden und dadurch seelisch zusammenbrechenden Heeres und Volkes. Der Schlußeffekt lautet: „Aus-, Durch- und Maulhalten!"

Brauchen wir eigentlich neben dieser Heyeschen Klassizität noch Bücher und Gutachten über die Stellung des wilhelminischen Systems zu dem „Volk in Waffen"?

Der Rechtsstaat von Ignaz Wrobel

„Vous êtes dans le rêve; moi, je suis dans la vie. Croyez-moi, mon ami, la Révolution ennuie: elle dure trop... Et mettez-vous dans la tête que personne ne s'intéresse plus à la Révolution et qu'on ne veut plus en entendre parler."

Anatole France „Les Dieux ont Soif"

Während die demokratische Republik Deutschland den dunkeln Spießbürger Herrn Külz in den „Welt-Nothilfe-Verband" des Völkerbundes gegen Erdbeben und Überschwemmungen delegiert, wo der Maire von Zittau zusammen mit dem reaktionären Roten Kreuz gute Figur machen wird; während der Reichskanzler Luther, jeder Kubikfuß ein Kommunalbeamter, den aufhorchenden Journalisten fromme Märchen aus Südamerika erzählt, während auf allen Kongressen, Festessen, Ausstellungen und Fliegerempfängen deutsche Tüchtigkeit in den geduldigen Himmel gehoben wird — während Deutschland so in schön geschwungenem Bogen dem Jahr 1913 entgegentaumelt, sich wiederum einen Platz an der Sonne erobernd, den man mit viel Blut eines Tages wird aufwaschen müssen: währenddessen ist ein kleines gelbes Buch erschienen.

Ernst Toller. Justizerlebnisse. (Laubsche Verlagsbuchhandlung, Berlin.)

Das Buch zerfällt in zwei Teile: in den ersten, der meist Vorkommnisse aus dem bayrischen Bürgerkrieg erzählt — und aus jenem andern, der Tollers und seiner Gefährten Erlebnisse in der Haft widergibt

Der erste Teil ist historisch zu werten. Daß damals, in einem Agrarland, eine Revolution versucht worden ist, die das bayrische Volk in seiner Gesamtheit nicht hat haben wollen, daß diese Revolution mißglückt ist, und daß nun die weißen Sieger ihre Rache genommen haben, das sind geschichtliche Tatsachen, die heute kein Pathos, sondern nur noch sorgfältige Untersuchung durch solche Revolutionäre verdienen, die aus Mißerfolgen lernen wollen. Toller hat das Pathos fast ganz zugunsten einer glücklichen Sachlichkeit vermieden — er erzählt. Er gibt Tatsachen wieder; wenn er das Urteil gegen Leviné für einen Justizmord hält, so kann ich ihm da nicht folgen. Das Urteil war niemals juristisch zu werten, und es wäre von den bayrischen Richtern ehrlicher gewesen, sich nicht lange mit Paragraphen aufzuhalten, um ein Verdikt zu fällen, das vorher feststand. Der lächerliche Versuch, die Erschießung Levinés juristisch zu begründen, ist ein Nonsens. Seine Widerlegung scheint mir überflüssig.

Was folgt, verdient grade heute unsre Beachtung, weil sich kein Mensch mehr darum kümmert. Man soll diese Beamten stets mit der Nase in ihren eignen Unrat stoßen — sie werden zwar nicht stubenreiner davon, aber tut mans nicht, werden sie übermütig. Sie sind es schon.

Der zweite Teil des Buches ist die maßvoll ruhige Aufzeichnung eines Mannes, der wie ein Tier unter seinen bayrischen Peinigern — gegen Gesetz und Recht — gelitten hat.

Die Verurteilung Tollers, der sich übrigens keinen Augenblick lang seiner Verantwortung entzogen hat, anders etwa als die geschlagenen und heute gefeierten Heerführer, — die Verurteilung seiner Genossen — die sinnlose Erschießung durch die Ordnungsbestien der damaligen Zeit — ja, selbst noch die viehische Ermordung Landauers sind Erscheinungen, die in einem Bürgerkrieg nicht wunder nehmen dürfen. Diese Justizuntaten sind zum Teil begangen, als die Täter in des Wortes wahrster Bedeutung rot sahen — die Urteile sind Rache- und Haßäußerungen, die mit Justiz gar nichts zu tun haben: bis dahin ist das alles begreiflich. Was aber dann vor sich gegangen ist, ist ein Schande. Eine Schande für die bayrischen Beamten und eine Schmach für die Reichsregierung, die es jahrlang mit angesehen hat.

Toller und seine Genossen sind zu Festung verurteilt worden. Das Gesetz versteht darunter eine Haft, deren Hauptschwergewicht in der Entziehung der Freiheit liegt. Die Festungsstrafe ist bisher fast überall sehr milde vollzogen worden — man hat den Gefangenen hundert Erleichterungen gestattet, ihnen kleine Ausgänge gewährt, Besuche in der freisten Form erlaubt... Hier war nichts davon.

Hier wurde Rache genommen. Hier wurde durch ein ausgeklügeltes und rohes System von Brutalität, Feigheit und Herrscherwahnsinn mittlerer Spießbürger und kleiner Unteroffiziersnaturen gequält, gefoltert, gedrückt und gepeinigt.

Die Tabelle der „Disziplinarstrafen", die während eines Jahres über die Wehrlosen verhängt worden sind, schreit zum Himmel. Es ist ganz ausgeschlossen, daß auf Seiten dieser Männer eine dreihundertundfünfundsechzig Tage währende Renitenz vorlag — hier muß ein System auf Seiten der Quäler vorgelegen haben, und es hat vorgelegen. Die Hälfte des Jahres saßen manche in Einzelhaft, die Hälfte des Jahres lag über vielen das Schreibverbot, das Verbot Pakete zu empfangen, das Besuchsverbot, das Verbot, auf dem Hof spazieren zu gehen und schlimmeres. Bettentzug, Kostentzug, Bücherentzug — es wimmelt nur von solchen Quälereien. „Männlein wurde am 28. Juli 1921 mit Einzelhaft bestraft, weil er eine Bewegung mit dem linken Fuß beim Rapport machte, mit dem er dem Vorstand seine Nichtachtung bezeugen wollte." Es gibt keine Bewegung, mit der man diesem Vorstand seine Nichtachtung nicht bezeugen soll — aber man kann aus dem Beispiel ermessen, welch Ton in der bayrischen Hölle geherrscht hat. Leute, die Mut und Rückgrat hatten, kamen in die Zwangsjacke. Haben Sie einmal eine gesehen? Nein, Sie haben sie vielleicht nicht gesehen, wir leben achttausend Schritt von unsern Zuchthäusern, aber wir kennen sie nicht. Nun darf man bei Betrachtung dieser Dinge eines nicht vergessen, das ich stets anführe, wenn zum Beispiel von Hölz gesprochen wird.

Was dem Mann in der Freiheit als eine Lappalie erscheint, ist im Gefängnis von eminenter Wichtigkeit für die Seelenverfassung der Gefangenen. Wir dürfen nie außer Acht lassen, daß das Gesichtsfeld und die Erlebnissphäre des Gefangenen auf

ein Minimum zusammengeschrumpft ist, daß das Feld, in dem er körperlich und geistig lebt, sehr beschränkt ist. Nimmt man selbst an, daß jeder Gefangene während seiner Gefängniszeit abstumpft, so bleibt doch noch mindestens die Hälfte seiner gewöhnlichen Energie übrig, die nun statt auf Quadratkilometer auf Quadratmeter seelischer und körperlicher Erlebnisse angewiesen ist. Die Folge davon ist, daß jedes Erlebnis, jede Sinnenreaktion tausendmal stärker ist; daß jedes Vorkommnis tausendmal größern Eindruck hervorruft, als es das im freien Leben zu tun pflegt, wo es sofort wieder von andern verdrängt wird. Hier bleibt es haften, stockt, verstopft die innern Kanäle und ist dem, der so viel Zeit hat, zu denken, eine ständige Folter. Da wird eine vielleicht sachlich harmlose Beleidigung durch die stets zu schlecht bezahlten Gefängniswärter zur blutigen Schmach, die den nächsten Zwischenfall noch mehr und noch schärfer empfinden läßt — und dieses Moment muß man immer in die Rechnung einsetzen, wenn man von Gefangenen spricht. Kommt dazu die Quälerei, erwachsenen Männern auf Jahre hinaus die Frauen zu nehmen, so kann man sich die Atmosphäre vorstellen.

In Niederschönenfeld ging es zu wie in einem Tollhaus. Nur saßen die gefährlichen Irren nicht in den Zellen.

Die Briefzensur für ankommende und abgehende Briefe: ein einziger Willkürakt; unter keinen Umständen Urlaub, auch nicht, wenn alle Sicherheitsmaßregeln angeboten wurden und es sich etwa um den Tod einer alten Mutter handelte; sinnlose Verschärfung der Haft während des Kapp-Putsches, der ja immerhin nicht von linken Revolutionären ausgeführt wurde; lügnerische Denunziationen durch das Personal; Hunger; Peinigung, Qual ohne Ende. Das endete im Fall Hagemeister mit dem Tod.

Die Bayern haben sich durch ihre Richter, also durch eine Instanz, die für die Feststellung des Sachverhaltes ohne Bedeutung ist, attestieren lassen, daß sie am Tode Hagemeisters nicht schuld seien — die Tatsachen im Buche Tollers sprechen lauter, reiner und wahr. Der Mann ist in seiner Zelle verreckt wie ein Hund; ohne ärztliche Hilfe, ohne Zuspruch, ohne Freund. Wer ihm helfen wollte, verfiel der politischen Rache des obersten Personals, das wahrhaft an dieser Schande schuld hat.

Da ist zunächst der damalige Justizminister Müller-Meiningen zu nennen, ein Bursche, der sich seinerzeit „Demokrat" nannte, und den die Demokratische Partei niemals wegen seiner Haltung zur Verantwortung gezogen hat. Also hat man das Recht, die Partei für mitschuldig zu erklären. An ihr wäre es gewesen, von einem solchen Menschen abzurücken. Einer der schlimmsten war ferner ein Herr Hoffmann, der inzwischen befördert worden ist — er leitet heute den gesamten Strafvollzug in München; man kann sich ungefähr vorstellen, wie der aussieht. Sie alle übertraf Herr Kraus.

Kraus, der heute, zur Belohnung, mehr Gehalt bekommt als damals, scheint auf die Gefangenen losgegangen zu sein

wie ein Berserker. Toller hat ihn in diesem Buche bewußt und vorsätzlich beleidigt und ihn herausgefordert, ihn zu verklagen — er wird sich hüten. Denn der Wahrheitsbeweis sähe wahrscheinlich vernichtend für ihn aus, und er hat alle Ursache, zu schweigen. „Ich bin Festungsvorstand, Sie Gefangener! Ich befehle, Sie gehorchen. Ich weiß, warum ich hier bin. Ich bin hergekommen, um durchzugreifen, und ich greife durch, wenn es sein muß, mit Waffengewalt!" Das etwa ist die Tonart jenes Noske, der heute noch die S.P.D. ziert — und genau so regierte Kraus. „Es ist selbstverständlich, daß die Angehörigen vom Strafvollzug betroffen werden müssen." „Wer seine Gesinnung nicht ändert, wird nicht entlassen." „Beschwerden sind Vielschreiberei und beweisen hetzerische Unzufriedenheit." Soweit die Festung, auf der sonst Duellanten anders behandelt werden ...

Man kann sich danach ausmalen, wie es in den bayrischen Zuchthäusern ausgesehen hat und noch aussieht, in denen politische Gefangene sitzen — es ist natürlich völlig gleichgültig, was die bayrische Regierung als „politische Gefangene" ansieht — diese da sind sämtlich so politisch, wie es die Richter sind.

Alle Beschwerden Tollers an den Reichstag, den damaligen Präsidenten Ebert blieben erfolglos. Ebert war viel zu feige, um es mit Bayern, das kräftig zurückgeschlagen hätte, anzulegen — er tat das lieber mit Sachsen und Thüringen. Aber wo er euch doch vom Bolschewismus „gerettet" hat ...

Was lehrt aber nun das Buch Tollers — ?

Die Tatsache, daß im Rechtsstaat Deutschland hunderte und hunderte von solchen Männern, wie es Hoffmann, Müller-Meiningen und jener Kraus sind, ungestraft, frei und in allen Ehren umherlaufen. Hier scheint mir das Gefährlichste, das Grausigste, das sittlich Depravierendste zu liegen.

Diese Leute sprechen natürlich von ihren Taten, sie erzählen sich die Einzelheiten dessen, was sie damals angerichtet haben, am Stammtisch, in ihrer Familie, sie erzählen es ihren Kindern — und loben es. Und die, denen sie es erzählen, lernen also daraus, daß es gottgefällig, ersprießlich und vorteilhaft ist, so zu handeln — und so erzieht jeder dieser Übeltäter zehn andre. Das Gleiche gilt für die uniformierten Totschläger; für Polizeibeamte aller Farben — für alle jene, die „den lausigen Kommunisten mit dem Gesicht an der Wand mal erst acht Stunden haben stehen lassen", wozu sie meist mit bewunderungswürdigem Mut ein M.G. dahinter aufbauten ... Diese alle sind frei.

Verschickt Mussolini seine Feinde in die Kolonien, lassen die Bolschewiki weiße Monarchisten in den Gefängnissen erschießen, geschieht etwas Gewalttätiges in China, dann können wir uns gar nicht lassen vor lauter Entrüstung. So etwas von moraltriefenden Leitartikeln war noch nicht da. Weil aber diese wackern Bürger gern etwas fordern, was sie „Staatsbejahung" nennen, so sei ihnen empfohlen, mit ihrer Entrüstung zu Hause anzufangen. Hic Rhodus.

Aber dazu sind sie zu feige. Dazu langts nicht. Kein Wort in der großen Presse über das, was da in Bayern geschehen ist, was heute noch, stündlich und täglich, mit mißliebigen Oppositionellen geschieht, kein Hahn kräht danach, wenn es sich um anonyme Proletarier handelt.

Und was am unangenehmsten an diesen Scheindemokraten wirkt, das ist ihre Verlogenheit. Sie wagen niemals, das zuzugeben, was sie täglich und stündlich tun. Sie knütteln jede Freiheit nieder — aber wenn man sie an ihren schrecklichen Festtagen reden hört, glaubt man, es seien lauter Freiheitshelden. Hätten sie doch den Mut, einmal, nur einmal das zu bejahen, was sie tun — man könnte sich mit ihnen unterhalten. So aber gibt es keine Verständigung. Menschen leiden lassen und dann nicht einmal den Mut aufbringen, es zuzugeben — Demokratie, du Phantom! Feiertagsgespenst! hohles Nichts! Katederschmuck! Zierrat am Gefängnisportal! Ornament der Kredit-Konten!

Das Buch Tollers hat eine Wirkung gehabt:

Die bayrische Regierung hat ihn nach Erscheinen des Werkes aufgefordert, die noch ausstehenden Verpflegungsgelder für seine Festungszeit zu bezahlen, und es ist zu hoffen, daß er den Brüdern eine ähnlich tapfere Erklärung abgegeben hat, wie er das bei seiner Zeugenvernehmung in Berlin durch einen bayrischen Beamten getan hat.

Toller ist den Sozialdemokraten, die an seinem Unglück mitschuldig sind, unangenehm, und den Kommunisten zu sehr „bürgerlicher Ideologe", oder was sie sonst für einen falschverstandenen russischen Ausdruck kopieren. Schon deshalb ist es unsre Sache, für ihn zu sein. Dabei lasse ich das dichterische Phänomen Toller ganz außer Betracht — ich halte es für gleichgültig, ob der Mann ein großer Künstler ist oder nicht. In diesem Zusammenhang interessiert der Kämpfer Ernst Toller, dessen Mut, dessen Charakterstärke und dessen saubere Sachlichkeit über allem Zweifel erhaben sind.

Ehre seinem Werk.

Dieser Rechtsstaat aber hat jedes Anrecht verloren, uns durch den Mund seiner führenden Kleinbürger irgend eine Moral zu predigen. Er schweige, gehe in sich und fange mit seelischer Reinigung bei sich zu Hause an.

Verfassungstag

Man wirft mitunter schielende Blicke auf einzelne Parteien und Personen und sagt, daß sie die Anarchie, die Wühlerei und wer weiß was wollen. Diese Partei läßt sich den Vorwurf der Wühlerei gern gefallen; sie hat gewühlt ein Menschenalter lang mit Hintansetzung von Gut und Blut . . . sie hat den Boden ausgehöhlt, auf dem die Tyrannei stand, bis sie fallen mußte, und Sie säßen nicht hier, wenn nicht gewühlt worden wäre . . .

Robert Blum in der Paulskirche

Das Parlament von Erich Weinert

Überall laufen Aktenmappen
Mit Gesichtern herum.
Du guckst dich feierlich um.
Wie im Panoptikum:
Attrappen!
Da spuken Kathederscheuchen
Mit Krampfadern hinter den Ohren,
Leicht angestaubte Pastoren
Mit Umhängebäuchen.
Camembärtige Schädel schwanken
Zwischen Brillen mit Hintergedanken.
Andre wirken okkulter,
Zum liberalen Schatten verdünnt,
Die an der eigenen Schulter
Wie an Kleiderbügeln aufgehängt sind.
Verordnungsstützen, die beamtisch
Nach oben ragen,
Biederleute, die ihren Stammtisch
Im Busen tragen.
Und hier und da herumlemurt
Eine uniformlose Kommißgeburt. —

Auf einmal hörst du's klingeln und tuten.
Dann rennen sie alle schnell mal regieren.
Aber nach fünf Minuten
Gehn die Aktenmappen wieder spazieren.

Manchmal aber sitzen sie alle
Stundenlang in der lebenden Leichenhalle.
Da redet einer so lang und so breit,
Daß es zur dritten Dimension nicht mehr reicht.
Und wenn er von Zeit zu Zeit
Einen Gedankenstrich unterstreicht,
Dann machen sie stürmische Heiterkeit.
Weil du nicht aus der Branche bist,
Weißt du nicht, wo die Pointe ist.

Dann kommt ein Paragraphenspeier
Mit saurem Geseier.
Hierbei zerstreut sich wieder die Menge
In die Handel- und Wandelgänge.
Plötzlich fängt einer an zu vesuven.
Da rennen sie alle wieder rein,
Um wenigstens mit Zwischenrufen
An der Weltgeschichte beteiligt zu sein.

Da sie nun immer mit dem einen Bein
Auf Standpunkten stehn,
Und mit dem andern die Volksvertretmühle drehn,
Schlafen sie manchmal ein.

Alle Redner stehen still,
Wenn der liebe Gott es will.

Und wenn die letzte Redewendung verhallt,
Nimmst du doch einen Trost mit nach Haus:
Sie sind die Staatsgewalt
Und gehen vom Volke aus.

Julius Elias von Arthur Eloesser

Julius Elias starb am 2. Juli im Alter von fünfundsechzig Jahren.

Einmal war unser Freund mit mir böse, weil ich ein von ihm überdies anonym übersetztes Boulevardstück verrissen hatte, und laut und deutlich, wie alle seine Erklärungen waren, entschied er gegen einen Dritten, daß das Haus Eloesser, wenigstens für ihn, aufgehört habe zu existieren. Darauf kündigte ich meine Mitarbeit an den Jahresberichten für deutsche Literaturgeschichte, die er mit andern Germanisten gegründet, die aber allein seine Tatkraft durchgehalten hat. Die sich wiederum zu zwei Hälften, zu zwei sehr guten Hälften, aus Enthusiasmus und Ausdauer zusammensetzte. Unser Freund benahm sich temperamentvoll wie immer, während ich mir nachsagen muß, daß ich mich etwas perfide benahm. Denn ich war froh, die unbequeme Arbeit loszuwerden. Als Elias seine Empörung über den Abfall „dieses Eloesser" aussprach, meinte derselbe Dritte: Das mußte er wohl, da Sie ihn nicht mehr kennen. So weit hatte sich sein rascher Zorn das gar nicht vorgestellt, und er konnte ja nur so leicht böse werden, weil er so gut war. Der Friede wurde schnell wiederhergestellt; er war seinen Zorn los, ich meine Arbeit. Dagegen wurde mir förmlich zugesagt, daß ich auch im Ruhestande meinen Anspruch auf das Abendessen behielt, das er alljährlich den gelehrten Helfern der Jahresberichte gab.

In Paris wollte eine Legende der Siebziger Jahre wissen, daß man bei Pailleron diniert haben mußte, wenn man in die Akademie hinein wollte. In Berlin mußte man bei Elias gegessen haben, um zum Bau, zum Betrieb, um zur Partei der Guten zu gehören. „Bei mir hat Schlenther essen gelernt", diese Selbstanerkennung tut meinen Ohren heute noch wohl, und wenn Frau Julie das Kochbuch für Fortgeschrittene nicht geschrieben hätte, so würde Julius das wohl selbst noch getan haben. Im Frühjahr, zur Zeit der jungen Salate und Gemüse, begab er sich nach Paris, um die neuen Rezepte zu holen, um neue Stücke, neue Bilder einzukaufen, wie alles, was er mit Passion betrieb, eben auch Betrieb war. Vergessen wir die Übersetzungen, die er doch etwas hinter seinem Rücken machte — es war immer das Beste, was er holte, an Rezepten sowohl wie an Bildern oder gleich an ganzen Malweisen. Unser Freund hatte einen sehr selbständigen Geschmack. So gern er in den Ateliers herum hörte und sich alle möglichen Zunftgeheimnisse von seinen auch dort zahlreichen Freunden anvertrauen ließ, schließlich konnte ihm doch keiner was aufbinden. Und so durfte grade er mit gutem Recht über die Kritiker spotten, die mit den Ohren schreiben.

Schreiben hieß bei ihm fördern, die Dinge in Bewegung setzen, die Führenden herausstellen. Schreiben war nie sein Endzweck, und kein Mensch hat sich weniger in der Eitelkeit des Literaten gespiegelt. Es ist Pflicht, dem toten Freunde das nachzurühmen; er war aus der gesunden Generation der

Sechziger Jahre, die zu dienen wußte, weil sie Ehrfurcht hatte. Und die sich wohl auch deshalb so lange behauptet hat. Wie breit war dieses Leben, ohne daß es in Neigung und Leistung flach geworden wäre! Elias hat für einen noch unbekannten Ibsen als treuer Vasall gefochten, für Liebermann, Corinth, Lesser Ury, als sie noch bezweifelt wurden, und er ist nie so alt oder so bequem geworden, daß er nicht auch mit einer neuen Jugend gegangen wäre. Seine Einwirkung war fruchtbar, von warmer Temperatur, und es ist ein anerkennender Spott, der ihn den „Vater aller Dinge" genannt hat. Unser Freund ließ es nicht gern zu, daß irgend etwas Gutes ohne seine Empfehlung, Vermittlung, Förderung geschehen sein durfte, und er setzte sein Herz am liebsten an die Dinge, in die er auch ein wenig seine Finger stecken konnte. Trotz nicht gewöhnlichen historischen Kenntnissen — die Geschichte, die ihm nur überliefert wurde, ging ihn nicht viel an; er mußte selbst welche machen.

Gewiß, als Parteigänger, als Lautsprecher, als Absprecher nach der andern Seite — ich habe hier wie sonst nie recht begriffen, warum man immer den einen schelten mußte, wenn man den andern lobte. Was man so Ausspielen nennt. Das hatte er mit seinem Nachbar Paul Cassirer gemeinsam. Ich habe auch nicht recht begriffen, warum man die Welt immer voll von Freunden und Feinden sehen mußte, und die Entschlossenheit etwas belächelt, mit der solche Beziehungen in förmlichen Kriegserklärungen und Friedensschlüssen sich auch austauschen konnten. Aber schließlich, seine Freundschaften hatten doch mehr Ausdauer als seine Feindschaften, die bestimmt schon im Augenblick aufhörten, wenn man ihn brauchte. Ich habe schon gesagt, daß er nur so leicht böse werden konnte, weil er so gut war. So war sein Temperament, das das kühle Klima von Berlin nahrhaft erwärmt, das seinen dürren Boden befruchtet hat. Wenn wir uns die Männer vorstellen, die aus Berlin ein geistiges und künstlerisches Zentrum Mitteleuropas, ein anerkanntes Forum vorurteilsloser Rechtsprechung gemacht haben, so wird Julius Elias, falls er nicht unter den Richtern sitzen sollte, der überzeugteste Advokat alles Guten und Starken, alles wurzelhaft Schöpferischen gewesen sein. In seiner Betriebsamkeit, in seiner Lautheit, in seiner Lust an der Propaganda war er ein Neuberliner. Aber der Schriftsteller war ein Altberliner; der führte einen viel leiseren, auch ironisch gedämpften Ton, der schrieb gleichsam mit Händen, die sehr zart anfassen konnten und das, was er liebte, mit ruhigen wohlgebildeten Sätzen auszuformen verstanden. Julius Elias war ein wesentlicher Faktor oder sagen wir Motor der Berliner Kultur.

So wird unser Freund im wahrsten Sinne des Wortes uns fehlen, die wir noch schwer begreifen, daß dieser Eifernde, Fördernde, dieser höchst Lebendige, sich schon zur Ruhe begeben hat. Er eignete sich noch gar nicht dafür, tot zu sein. Lieber Julius Elias, wenn du da oben oder wo es sonst sein mag, noch etwas für uns tun kannst, und wenn es irgend einer kann, bist du es, so setze deine neuen wichtigen Beziehungen in Be-

wegung, daß auf uns etwas herab komme von deiner fröhlichen Bereitschaft zu lieben und zu zürnen, von deinem Frühaufstehertum, das so manche Schläfrigkeit aufgeweckt, das so manche Herzensträgheit aufgerüttelt hat an so vielen Morgen, in schönen und in schweren Jahren.

Bachs letztes Werk von Felix Stössinger

„Ein Trost für jeden, der vor dieses Werk tritt, um alles Schwere und Schmerzliche zu vergessen."
Dio Chrysostomos über Phidias.

Wer zu den etwa 30 Berlinern gehört, die am 26. Juni 1927 nach Leipzig zur Bachfeier in die Thomaskirche fuhren, wird in Zukunft sagen können, daß auch er dabei gewesen war, Was an diesem Tag geschah, gehört fortan zur Geschichte, zur Heiligenlegende der Musik. Eines der Hauptwerke von Johann Sebastian Bach, sein letztes noch dazu, sein allerpersönlichstes, vielleicht auch sein schwierigstes, sagen wir einfach: seine letzte Offenbarung wurde der Öffentlichkeit übergeben. Die Kunst der Fuge kam zur Uraufführung. Und wie Bach nach dem Vergessen eines halben Jahrhunderts mit Hilfe eines Judenjungen und eines Komödianten, wie Mendelsohn und Devrient selbst lachend von sich sagten, wie er also durch die berühmte Berliner Aufführung der Matthäus-Passion vor 102 Jahren dem deutschen Volke wiedergegeben wurde, so ist jetzt Bachs unzugänglichstes Werk durch das außerordentliche Talent eines ganz jungen Mathematikers und Musikers, heute kann man noch sagen, eines gewissen Wolfgang Graeser wahrhaft entdeckt und herausgebracht worden.

Grade die Uraufführung der Kunst der Fuge bedeutet, abgesehen von der Tatsache an sich, eine neue gewaltige Bereicherung der Musikwelt, in einem Maße, wie sie etwa seit der Einführung von Beethovens letzten Quartetten durch Joachim nicht mehr vorgekommen ist. Vor der Kunst der Fuge schreckten selbst in unsrer Bachrenaissance die besten Musiker zurück. Von Geschlecht zu Geschlecht vererbten sich Vorurteil und Befangenheit, und selbst Bachkenner vom Range Busonis und Schweitzers waren von der Vorstellung nicht frei, daß das Werk als Ganzes unspielbar sei. Es galt als tönende Theorie, als eine Art Mathematik und nur bruchstückweise leuchtete eine bedeutende Musik hervor.

Dieses Urteil der Nach- und Mitwelt stand aber im merkwürdigen Gegensatz zu der eignen Meinung von Bach. Er muß dieses sein Werk für sein allerbedeutendstes gehalten haben. Er, aus dem Musik wie von selbst hervorquoll, hat fast nichts für die Fortdauer seines Werkes getan. Sein Rätsel ist ja nicht allein sein Genie, sondern auch seine Einfalt seinem Genie gegenüber. Sein Schaffen war eine religiöse Emanation, das an ihr selbst Genüge fand. Nur wie zufällig geschehen Handlungen, die zeigen, daß auch in ihm ein Künstler war, der auf Geltung sann. Und so gehört die Kunst der Fuge zu den wenigen Werken, die er nicht nur drucken, sondern schon wäh-

rend der Arbeit in Kupfer stechen ließ. Aber Bach starb vor der Vollendung und hinterließ ein Fragment. Obwohl dieses Werk aus 18 vollendeten kontrapunktorischen Stücken besteht, ist es doch ein Fragment, wenn auch nur dem 19. Stück, aber eben damit dem Ganzen, die letzten 150 Takte fehlen. Die Ergänzung durch Busoni in der Phantasia Contrapunctistica ist etwas kalt, aber bewundernswert.

Die Geschichte dieses Druckes gehört nun zum Haarsträubendsten in der Geschichte des deutschen Geistes. Bach hatte nur die ersten 11 Stücke durchgesehen. Die Korrekturen von ihm wurden nicht mehr berücksichtigt, die Platten der zweiten Hälfte des Werkes wurden aber vom Drucker untereinander vertauscht, so daß das Werk etwa wie ein Drama erschien, in dem Szenen und Akte durcheinander geworfen sind. Da aber eine Ordnung in der Musik schwerer herzustellen ist als im Drama, ist das Werk tatsächlich in diesem verständnislosen, allmählich erkannten Durcheinander immer wieder gedruckt worden! In diesem Zustand kauft man sichs heute noch bei Peters! Erst Graeser hat eine wirkliche Ordnung hergestellt und die Einheit des Ganzen gesichert. Der Erfolg der ersten Ausgabe war aber katastrophal. Nach 6 Jahren waren 30 Exemplare verkauft. Bachs talentierte Söhne hielten ihren Vater für eine alte Perücke (denn tatsächlich war er Gotik und Barock und ragte wie ein Stück Vergangenheit in das neue Zeitalter der Aufklärung und des heiteren Rokoko). Auch für sie war die Kunst der Fuge nur eine Art Lehrbuch, und da es keinen Erfolg hatte, verkauften sie die Platten als Altmetall. So dauerte es 177 Jahre, bis dieses Werk, eins der erhabensten der Musik, als Ganzes zur ersten Aufführung kam.

Die Großtat Graesers, übrigens die einzige bisher dieser jungen Generation, die sonst soviel Geschrei von sich macht, ist zweifach. Graeser hat, wie gesagt, das Werk logisch geordnet und aus den Trümmern eine überzeugende Einheit gebildet. Zweitens hat Graeser das Werk zum ersten Mal gehört, es den geeigneten Instrumenten zugewiesen und es dadurch erst spielbar gemacht.

Bachs Partitur ist nämlich wirklich ein völliges Rätsel. Das Werk ist in Stimmen geschrieben, enthält aber mit einer einzigen Ausnahme keine Angabe, welches Instrument die Stimmen zu spielen hat. Das Werk wurde allgemein als Orgel- oder Klavierwerk angesehen, obwohl es das am wenigsten ist.

Beim Hören des Werkes hat man aber noch ganz andre Empfindungen. Man fragt sich nämlich, ob es überhaupt gespielt werden sollte. Wenn irgend wo, hat in dieser Aufeinanderfolge von Musikstücken, die wie mathematische Formeln gebaut und wie von Ewigkeit geformte Kristalle gegossen sind, von denen mehrere von hinten nach vorn und von vorn nach hinten gespielt werden können (Spiegelfugen), die Kunst aufgehört, Kunst zu sein. Es ist das Reden eines andern Seins, das die harte Ordnung dieser Erde illuminiert. Es ist eine astrale Magie. Die Musik ist vollständig zur Abstraktion geworden, aber es ist keine Abstraktion diesseits, sondern jenseits der Musik. Die gewaltige Logik von Bach ist ja stets eine ganz

andre Logik als die gewöhnliche. Es ist, als ob sie ein ehernes Weltgesetz, ein ewiges unabänderliches Sein verkörperte, in dem aber, grade weil es so gewaltig kausal ist, die unheimlichste Mystik brennt.

Dies aus der Partitur als erster herausgehört zu haben, ist die eigentlich geniale Tat von Graeser. Jedes Stück wird von den Instrumenten gespielt, die geeignet sind, das unheimliche Durcheinander der Stimmen zur restlosen Klarheit zu bringen. Streichquartett, Orchester, Orgel, zwei Cembali übernehmen abwechselnd die Musik. Am wenigsten überzeugend ist für mich die Übertragung auf das Streichquartett, obgleich die übrigens fast unbekannten Übertragungen des Wohltemperierten Klaviers für Quartett von Mozart den Weg weisen konnten. Im Ganzen ist das Streichquartett zu dünn für den gewaltigen Inhalt des Werkes. Erst wo die Orgel erbraust und der Glanz des bachischen Orchesters herunterflutet, vergißt man, daß hier nicht der Schöpfer selbst, sondern der Enträtseler seines Willens den Klang geformt hat.

Zum erstenmal fügt Bach in großer lesbarer Schrift seinen Namen als Thema BACH in seine Musik ein. Zum erstenmal erhebt er sich aus dem ungeheuerlichen Berg seiner Musik als ein Dämon, als ein Ich, zu einem letzten, kaum erträglichen Erlösungsschrei, eine furchtbare, atembeklemmende Steigerung setzt ein, da bricht der Tod das Werk jäh ab, es schreit in der Musik: Bach stirbt! und auf dem Manuskript vermerkt eine fremde Hand: „Über dieser Fuge ist der Verfasser gestorben."

Aber wer es weiß, daß es bei Bach stets eine Steigerung gibt, wird sie auch hier erleben. Dieser Tod, das war der Tod mit der Hippe; was dann folgt, ist das Sterben selbst. Ein Choralvorspiel, von den Erben angeblich als Ersatz für den fehlenden Schluß hinzugefügt, beschließt das Werk. Bach selbst konnte sterbend dieses kurze Stück nicht mehr schreiben. Zwischen den bangen Pausen des Erlöschens hauchte er es seinem Schwiegersohn Altnikol in die Feder. Vielleicht hauchte er ihm auch zu, es an den Schluß der Kunst der Fuge zu setzen, ähnlich wie er die Johannespassion nachträglich mit einem himmlischen Choral endgültig abschloß.

Bach war schon völlig blind. Er lag in seinem Zimmer, das so verdunkelt war, daß der Schreibende die Notenzeilen schwer fand. Zeile für Zeile diktierte Bach, von Atemnot gequält, oft pausierend, die Orgelphantasie zu einem Choral, den er hier benannte „Vor Deinen Thron tret' ich allhier", das Haupt noch voll Musik, als Sterblicher fast drüben schon, das Innere noch von einem ungeheuerlichsten Können erfüllt, denn diese allerletzten, erschütternden Zeilen Bachs gehören auch technisch und harmonisch zu den größten Wundern der Musik. Wie ein kniendes, demütiges Erscheinen vor der Gottheit schleicht und weint es selig dahin. Jeder Versuch, von diesem leise verklingenden, das ganze Leben ergreifenden Wunder eine Vorstellung durch das Wort zu vermitteln, ist zwecklos.

Die Uraufführung in der Thomaskirche durch Straube, abseits vom Musikfestrummel, gemieden von allen reisenden Musikreferenten, in der ganzen Presse nur nebenbei erwähnt oder auch gar nicht, war völlig vergeistigt. Mit dem Bachkult der Thomanertradition, die in Straube einen ehrfürchtigen Interpreten besitzt, ist ein Berliner Bachkonzert überhaupt nicht zu vergleichen. Die Aufführung fand nachmittags und abends in der Kirche in zwei Teilen statt und dauerte jedesmal etwa über eine Stunde. Ein größeres Ereignis als dies hat sich seit Jahrzehnten im deutschen Kunstleben nicht ereignet. Wir, die wir an dieser Stelle so oft gegen einen falschen Nationalismus kämpfend fast wie Deutschenfeinde auftreten müssen, sind glücklich, von einem deutschen Ereignis sagen zu können, daß in ihm das wahrhaft Große des alten bewundernswerten deutschen Geistes wiedererstanden war. Die Aufführung war ein Gottesdienst; jede fromme Wiederholung wird es wieder sein.

S. J.

Die weitesten Kreise sind nicht meine Kreise, und dies Großstadtpublikum ist ein Vorstadtpublikum. Es ist beseligt und bereichert, wenn es für eine halbe oder für anderthalb Mark erleben darf, wie heut, im hohlsten Pathos eines Backfischbretterhelden, die Menschen eine falsche, heuchlerische Krokodilenbrut genannt, und wie morgen diese selben Menschen vom platten Wohlbehagen eines Schwänkeschmierers rosenrot gepinselt werden. Was geht das mich an? Es ist eine alte Frage, ob schlechte Kunst besser sei als gar keine; und es ist eine Frage, die der Sozialpolitiker anders beantworten wird als der Aesthetiker. Aber es ist kaum eine Frage, daß ich nicht nötig habe, Stücke, die ich irgendwo in einer schönen Aufführung gesehen, ein paar Jahre später in einer häßlichen, ob auch spottbilligen, Aufführung wiederzusehen. Derart „bewährte", also schon beurteilte Stücke bilden den Hauptteil des Repertoires dieser Bühnen. Den Rest bilden Experimente, die fast immer scheitern, fast nie der Rede wert sind. Denn die Proletarierbühnen werden von noch unsicherer schwankendem Urteil geleitet als die Bürgerbühnen. Die Neue Freie Volksbühne wollte uns im vergangenen Winter zeigen, was eine Harke ist, und schlug eine Versuchsbühne für junge Dramatiker auf. Sie wird es nicht wieder tun. Aber selbst wenn den Leitern oder Dramaturgen dieser Bühnen einmal eine Entdeckung geglückt ist, vergessen sie immer, daß ein absonderliches, extravagantes, bei großen Vorzügen unfertiges Drama die sorgsamste Vorbereitung, das geschlossenste Ensemble verlangt. Hat es das nicht, dann fällt es durch und heißt: nicht bühnenfähig.

Aus „Das Jahr der Bühne" Zweiter Band 1912/13

Neben der Literatur von Stephan Ehrenzweig

Der Zentrale

Peter Schlemihl erkannte die zehnte Muse, und sie gebar ihm eines Montags auf dem gemeinsamen Parnaß des berliner Romanischen und des wiener Café Zentral den Zentralen, der aber seinen Namen mehr dem Umstand verdankt, daß alles um ihn kreist. Innerhalb der letzten zwanzig Jahre wurde wohl nichts ediert, aufgeführt, gedreht, ohne daß man ihn vorher um Rat gefragt hätte. Seine Antworten bilden den Inhalt der neueren deutschen Literatur, Mißgunst und Undank seinen Lohn. Immer viel zu nobel, von seiner eigentlichen Autorschaft viel Aufhebens zu machen, wurde er nur in einem Fall böse, als nämlich ein sehr berühmter Schriftsteller, fast schon ein Klassiker, der ihm vor vielen Jahren eine Romanidee glatt gestohlen, jede Beteiligung an Ruhm und Geschäft, ja selbst die Gewährung eines kleinen Darlehens, rundweg abgelehnt. Diesen „Ehrenmann" — die Anführungszeichen links und rechts dieses Titels werden vom Zentralen immer wieder fein maliciös pointiert — grüßt er also nicht mehr, nur weiß dies der Gemaßregelte noch nicht und wird es wohl auch nie erfahren, lebt er doch feige im Süden, und kein Mensch wird vom Bestohlenen verlangen, daß er zu seinen andern Opfern auch noch die Kosten einer Rivierareise füge, nur um an Ort und Stelle jemand nicht zu grüßen. Wir aber kennen den Entschluß, und das genügt. Sonst gilt seine Verbitterung mehr dem Kosmos und äußert sich nie in Verbindung mit einem Singular. Sein Lieblingssatz: „Schweine sind sie alle!" verliert viel von seiner gelinden Schärfe, wenn man weiß, daß der Zentrale mit jedem einzelnen Gemeinten intim befreundet ist, so intim, daß er das Wort „Sie" niemals, das „Du" in zwei Varianten anwendet. Die erste gilt seiner Generation, die er gekannt hat, als sie noch ganz klein war (er selbst war immer schon mehr als erwachsen), von ihm (o herrliche Zeit: symptomatisch genommen, ist Geben bestimmt seliger denn Nehmen) zehn Mark gepumpt und aus seinen mäcenatischen Händen die Erlaubnis bekam, Notizen für den lokalen Teil zu schreiben. Heute sind sie alle, wie sie da gingen und ihn anpumpten und von seinen Ideen lebten, Chefredakteure, Theaterdirektoren; würde er heute was von ihnen wollen, sie wären gewiß bereit, ihn zu verleugnen, aber das, meint der Zentrale, ist eben der Lauf der Welt. Das andere Du, das väterliche, mit Abgeklärtheit und Resignation scharf, mit einem Schuß revolutionärer Gesinnung blind geladen, wirkt auf jüngere Literaten je nach Bedarf ermunternd oder abkühlend. Er zieht die Jungen den Alten vor, sie wissen weniger, man kann ihnen unvergleichlich mehr erzählen, ihr Zuhören ist eifriger und bleibt gläubig, wenn man, in einem flüchtigen Nebensatz, der Jahre gedenkt, da man selbst ein Theater geleitet hat.

Es geht ihm sehr schlecht, dem Armen. Wovon er eigentlich lebt, ist schwer zu sagen. Er könnte ja, wenn er nur wollte, aus seiner Wohlinformiertheit ungeheures Kapital schlagen, aber zum Reporter muß man geboren sein. Er könnte etwa auch seine Lebenserinnerungen schreiben, manchmal spielt er sogar mit dem Gedanken, „Kinder, da würden Zusammenhänge klar —!", aber man ist doch leider so lächerlich nobel und übt mancherlei Rücksicht. Sein Leben ist eine Kette versäumter Chancen, für ihn in die Welt gesetzt, stets von

Andern ergriffen, die, unbegabter IN RE doch brutaler IN MODO, seinen gerechten Anspruch mit purer Gemeinheit aus dem Felde schlagen. Vor sich hat er immer eine Reihe von phantastischen Anstellungen mit entsprechend hohem Salär, hinter sich Finanzgruppen. Die Pläne scheitern an seinem Mangel an Erwerbstrieb oder an seinem übermenschlichen Pech. So hatte Lord Northcliffe eben die Absicht gehabt, ihn mit einem Riesengehalt zum Generalkorrespondenten seiner Blätter auf dem Kontinent zu machen, da legte sich der Alte, bums, hin und starb; doch der Zentrale hatte auch dies vorausgeahnt und schickte sich mit fast unhörbarer Bitternis in das Gewohnte.

Er ist oft ganz ohne Geld, genau ebenso oft melancholisch, meistens freundlich und immer anwesend. Seine Tragik: daß er, aus Angst, er könnte es allzu schnell finden und müßte sich ihm stellen, das Heute nicht zwischen Gestern und Morgen sucht, sondern zwischen Vorgestern und Übermorgen. Er lebt, ein rechtes Montagskind, sein Leben im exakten Futurum, unzureichend ernährt vom irrealen Konditional des Perfekts.

Die feminine Frau

Sie lebt leibhaftig unter uns, ich kenne sie von Angesicht zu Angesicht, sie wohnt unmittelbar neben der Literatur, also schräg gegenüber der Feuilletonredaktion. Von unbeschreiblicher Sanftmut, — ne le comprendre pas c'est tout pardonner — ist sie sogar jedem aus Männermund hervorbrechenden Radikalismus zärtlich zugetan. Sie unterhält aus den Mitteln ihres Gatten eine ungeheure Bibliothek, aus denen ihres Geistes und ihrer Kochkunst zwei lebende Hausolympier, MdA. In der Bibliothek markiert sie, um sie nötigenfalls gleich zur Hand zu haben, die starken Stellen der Toten mit weit herausragenden Lesezeichen, im Salon cachiert sie die schwachen der Lebenden mit feinem Takt vor den Angriffen der — dennoch liebenswerten — Meute der Jungen.

Manchmal nennt sie einen der Großen ihren Kollegen, aber sie lächelt dabei voll liebenswerter Selbstironie, wie das Gänseblümchen lächeln müßte, wollte es zur Rose sprechen: „Wir beiden". Sie verbirgt sich denn auch hinter einem kristallhellen Pseudonym wie hinter einer Glaswand; nicht ganz unerkannt also, schreibt sie dann und wann scheinbar oberflächliche kleine Skizzen mit subkutanem Weltgefühl, auch freundliche Buchbesprechungen, wird allem gerecht, nur nicht immer der Orthographie, die mehr zum eisernen Bestand des rauhen Mannes gehört, und konstruiert aus Überzeugung, wider besseres Schulwissen, „wegen" mit dem dritten Fall. Denn was, wenn nicht: Mildes, Nur-Gefühltes in sie zu tragen, wäre sonst die Sendung der Frau in der Literatur?

Der Bücherwurm

Auf dem Gymnasium besaß er ein Stammbuch. Wir alle, auch die Verruchten unter uns, mußten ein paar Worte zur Erinnerung hineinschreiben. Erst als einer den violett gebundenen Schatz mit der Eintragung „Heute rot, morgen tot, dies wünscht Dir Dein M.M." entweihte, begann er die innere Reinheit des Buches, das noch dazu in Goldprägung die Aufschrift trug: „AETERNA PER MEMORIAM ANIMAE CONSOLATIO", seiner statistischen Lückenlosigkeit vorzuziehen.

Noch heute höre ich den Lehrer der deutschen Sprache — er stammte aus den Sudeten —, wie er ihm sagt: „Ich muß Sie zu meinem greßten Bedauern wieder einmal ermahnen, sich im Stil zu vervollkommnen. In Ansehung Ihrer eißerst holprigen freien Aufsätze vermag ich Sie nicht so zu klassifizieren, wie Sie es auf Grund Ihrer das gewehnliche Maß weit ibersteigenden Kenntnis der deitschen Literaturgeschichte verdienen wirden. Iben Sie fleißig, lesen Sie nach Erledigung Ihres sonstigen Pensums gute Autoren, insbesondere Geethe, jedoch nicht des Nachts. Da schlafe ein blasser Jingling Ihres Alters."

Er opferte dennoch seine Nächte, übte, las, war angefüllt mit allen Ammenmärchen der Stilistik — das Wunder der Sprachwerdung aber, so sehr er sich auch mühte, hinter seine Geheimnisse zu kommen, blieb ihm verschlossen. Hätte er nicht genauer als wir alle angeben können, wann Emanuel Geibel endgültig mit dem Theologiestudium gebrochen, wer weiß, wie es ihm beim Abitur ergangen wäre!

Nach fünfzehn Jahren sah ich ihn wieder. Er stand vor dem Schaufenster eines Buchladens, und als ich ihm die Hand auf die Schulter legte, um ihn zu begrüßen, erschrak er wie ein beim Stehlen Ertappter. Er berichtete kurz, daß er seinen Wunsch Germanist zu werden, aus Geldmangel habe aufgeben müssen, seit vielen Jahren Bankbeamter und seit ein paar Monaten Ehemann sei. Er würde sich freuen, mich einmal bei sich zu sehen.

Ich war erstaunt, in seiner Wohnung keine Bücher zu finden, mit Ausnahme einiger mächtiger Pappbände, die eine Kartothek zu enthalten schienen. Auf meine Frage nach seiner Bibliothek führte er mich in ein Zimmer, dessen Inventar aus einer Anzahl roher Kisten bestand. „Hier", sagte er, „sind meine Bücher."

Ich griff nach einem der unordentlich in die Kisten geworfenen Bände; von seinem Besitzer mit ängstlich-triumphierenden Blicken verfolgt, schlug ich ihn auf. Auf der dritten Seite fehlte ein Absatz, der offenbar mit der Schere herausgeschnitten worden war. Ich blätterte weiter und erschrak; kaum ein unversehrtes Blatt, überall fehlten halbe Seiten, einzelne Sätze. Ich nahm ein zweites Buch zur Hand, ein drittes und viertes — immer dasselbe. Ein paar tausend grausam durchlöcherte Buchkadaver lagen da unbestattet in offenen Särgen, des Grüns beraubte Blätter, die grinsend ihr Gerippe zeigten, ausgeweidete Tiere, ausgeblutete Herzen. „Ich will dir alles erklären", sagte er und führte mich in das Zimmer, wo die Pappbände standen. Einer von ihnen lag auf einem Tisch, an dem Tisch saß die Frau meines Schulkameraden und schrieb auf einer Schreibmaschine.

„Was aus jenen Büchern genommen wurde," begann er, während wir uns setzten, „enthalten die Sammelbände. Es ist meine Lebensarbeit. Mein Beruf füllt mich nicht aus und läßt mir überdies viel freie Zeit. Ich habe im Lauf der Jahre aus über zweitausend Werken nur guter Autoren herausgeschnitten, was nicht gleichgültig oder rein dialogisch ist, mit einem Wort alles, was sich in ein System bringen und unter einer begrenzten Anzahl von Rubriken vereinigen läßt. Du siehst hier einen Band, der Städteschilderungen enthält, von „Aargau" bis „Zanzibar". Hier einen mit Gewitterstimmungen, nach Autoren geordnet von der Adlersfeld-Ballestrem bis zu Zschokke. Du kannst dir nicht vorstellen, wie aufregend, wie

spannend diese Arbeit ist. Ähnlichkeiten und Unterschiede in Auffassung und Stil sind oft gradezu verblüffend. Meine Frau, meine treue Helferin, arbeitet den ganzen Tag und die halbe Nacht an der Fertigstellung eines Sach- und Personenregisters. Das Ganze wird eines Tages Aufsehen machen, das kannst du mir glauben. Wir leben sehr bescheiden, meine Einkünfte gestatten es mir, etwas Geld zurückzulegen. Ich hoffe, daß ich in einem Jahr mit einem wesentlichen Druckkostenbeitrag einen Verleger zur Herausgabe des Werks werde veranlassen können. Es wird sehr umfangreich sein, wie du siehst, aber jedem ernsten Forscher unentbehrlich. Ich werde es wahrscheinlich „Praktisches Handbuch der vergleichenden deutschen Stilistik" nennen. Was hältst du davon?" Ehe ich antworten konnte, fuhr er fort: „Ich habe eine Idee; willst du vielleicht eine kurze Einleitung schreiben?" Ich wehrte verlegen ab und schlug ihm vor, sich doch lieber selbst daran zu machen. „Nein, nein", sagte er schnell, „aber — vielleicht überlegst du dir das noch."

Mein Abschied glich einer Flucht. Ich habe den Bücherwurm nicht wiedergesehen. Es ist ihm aber, wie ich hörte, nicht gelungen, einen Verleger für sein Lebenswerk zu interessieren. Seine Frau starb an Lungenschwindsucht. Ihm selbst soll ein tüchtiger Individualpsychologe die Schleier von der Seele und die Ersparnisse vom Bankkonto gezogen haben.

Begegnung mit Maupassant von Evelina Golgi

Ich könnte nicht mehr mit Bestimmtheit sagen, ob ich im Jahre 1884 oder 1886 Maupassant kennen lernte. Sicher aber war es in einem der beiden Sommer. Ich war von Paris abgereist, um nach Turin heimzukehren, und da ich einen kleinen Essay über Flaubert geschrieben hatte, der damals noch so gut wie unbekannt in Italien war, nahm ich die Gelegenheit wahr, mich einige Tage in Nizza aufzuhalten, wo sein berühmtester Schüler einige Wochen der Erholung verbrachte. Der Oberst X. und zwei Damen, die Maupassant nahestanden, machten sich erbötig, mich ihm vorzustellen. Ich werde niemals die erste Impression vergessen, die ich von ihm hatte. Es war auf der Promenade des Anglais. Ich bemerkte einen hochaufgeschossenen Herrn, der einsam längs des Meeres dahinging, einen dunklen Anzug trug, wobei er in seiner Rechten einen weißen Filzhut schlenkerte. Als man mich ihm vorgestellt hatte, fiel mir die Totenblässe des Antlitzes auf, die sanften, beinahe femininen Augen, die stark gerötet waren.

Ich glaube, daß es wenig interessieren würde, wenn ich alle jene Dinge von ihm erzählen wollte, die in zahlreichen andern Erinnerungen seiner Freunde nachzulesen sind, und ich beschränke mich darauf, hier seine Äußerungen über die Literatur der Welt wiederzugeben. Die Tatsache, daß ich über seinen geliebten Flaubert etwas publizieren wollte, hatte im Augenblick jede Distanz aufgehoben, und er verhielt sich zu mir wie zu einer kleinen Freundin, der er in einem beinahe väterlichen Tone gern jeden Aufschluß gab, den sie wünschte. Und diese kleine Freundin scheute sich nicht, ihn in den weni-

gen Tagen über all dies zu befragen, was sie gern erfahren hätte.

„Ich lese wenig," sagte Maupassant, „ich arbeite viel, und die freie Zeit wird von dem gesellschaftlichen Leben ausgefüllt, das ich führe und das ich nicht weniger liebe wie meine Arbeit selbst. Wenn ich ein bis zwei Stunden täglich für die Lektüre erübrige, so ist dies viel. Im allgemeinen halte ich es für einen Schriftsteller für nutzbringender, mit einem Menschen ernsthaft zu sprechen, als sich mit Büchern abzugeben. In dieser Hinsicht bin ich wieder einmal Franzose vom Scheitel bis zur Sohle. Es ist das Merkmal unsrer Literatur, daß wir das nackte Leben als den höchsten Wert einschätzen; und ich glaube, daß Sie kaum einen französischen Dichter finden werden, auf den diese These nicht paßt.

Ja, ich bin ein begeisterter Franzose, ich bin mehr, ich bin Patriot; Emile Zola hat mich sogar einen Chauvinisten genannt. Aber in dieser Hinsicht werde ich mich wohl nie mit ihm verstehn. Und weil ich Franzose bin, erscheint mir auch die französische Literatur als die höchste der Welt. Ich verstehe Dichter nicht, die einen Sinn oder gar einen Zweck außerhalb des Lebens suchen, und so geb ich zu, daß mir die germanische Literatur fremd ist, und daß ich selbst gewisse Komödien von Shakespeare nur mit Mühe mir näher zu bringen vermag. Es steht für mich fest, daß Molière der größte Dichter der Erde ist. Ihn interessierte einzig der Mensch, und er hat in dieser erschreckenden Beschränktheit alle Geheimnisse des Kosmos aufgesucht und gelöst, soweit dies überhaupt einem Menschen möglich ist. Aber vielleicht liebe ich Balzac ebenso. Er ist der größte Visionär, den die Literatur erlebt hat, und es ist seltsam, daß er seine leuchtenden Visionen aus dem tiefsten Abschaum der Menschheit baut. In seinem Werke werden Sie beinahe nur die scheußlichsten Kreaturen finden, denen ein Mensch begegnen kann, die niedrigsten Instinkte und die verlogensten Empfindungen, — und aus diesen Schattenseiten unsres Lebens baut er den Tempel Gottes. Er ist leider nicht immer vollkommen. Hätte er die Besessenheit der literarischen Gründlichkeit gekannt, die ein Flaubert in einem so höchsten Maße geübt, so würde an sein Genie kein andrer Schriftsteller heranreichen. Ich möchte Flaubert und Balzac in folgender Weise vergleichen: Balzac hat die ägyptischen Pyramiden geschaffen, Flaubert aber den Meisterbau der Renaissance."

Ich benutzte die Gelegenheit, um ihn näher über Flaubert auszufragen. Er ließ sich nur ungern auf Schilderungen der persönlichen Existenz seines großen Freundes ein. „Wie ich bin und was ich gelte, alles verdanke ich ihm. Ohne ihn wäre ich wahrscheinlich gar nicht bei der Literatur geblieben, denn er allein hat mich die Wollust der Arbeit kennen gelehrt. Flaubert lehrte mich, niemals die Feder in die Hand zu nehmen, bevor nicht der allgemeine Plan in aller Langsamkeit in mir gereift und fertiggestellt ist. Nun gehe ich zu den Einzelheiten über. Ich denke über jedes Kapitel im besonderen nach. Flaubert freilich bestimmt sich vorerst nur eine einzige Seite und

beginnt die nächste nicht eher, bevor diese nicht fertig ist. Ich gestehe, daß diese Konsequenz seiner Arbeitsmethode meinem Naturell nicht entspricht, und daß es mir ein Bedürfnis ist, doch immer einen Komplex für sich zuerst ganz hinzulegen und dann erst durchzuarbeiten. Um ein großes Werk in seitenweiser Abtrennung durchzuhalten, dazu gehört eine Disziplin und vor allem eine durch nichts zu irritierende Erfassung des Ganzen, wie ich sie bis heute nicht erreicht habe."

Und er fügte lächelnd hinzu: „Vielleicht ist es auch deshalb, daß Flaubert mein Talent nicht sofort anerkennen wollte. Sicherlich war er sich nicht klar, was er von meiner Zukunft halten sollte. Aber immerhin: nach unsrer ersten Unterredung gab er mir zu, daß ich zumindest einen eisernen Willen hätte, und daß ich es mit diesem schon schaffen würde."

Weniger Liebe verriet Maupassant für Zola. Gewiß, er bewunderte ihn, aber er fand, daß seine Natur, seine Verbundenheit mit den einfachen Instinkten lange nicht so überzeugend wäre wie seine Psychologie.

Auch war Maupassant der festen Überzeugung, daß Zola, wenn er in seinen Werken die Gosse und den letzten Schmutz schildere, dies nur aus Überzeugung, nicht aber aus Liebe tue. „Wenn Zola von einem Trunkenbold spricht, so geschieht es mit einer guten Dosis von Abscheu, und ich kann nicht daran zweifeln, daß er den ehrlichen Wunsch hat, das Laster der Trunkenheit verschwinden zu sehn. Ich gestehe, daß mir diese Empfindungen fremd sind. In einem Trunkenbold sehe ich ein trauriges Opfer seines Schicksals, ein vereinsamtes Geschöpf, das sich wahrscheinlich auf alle Fälle zu Grunde gerichtet hätte, ob es nun einen Alkohol gibt oder nicht. Und ich gebe gern einem solchen Unglücklichen etwas Geld für einen guten Trunk, denn ich bin der Ansicht, auf diese Weise ein bißchen zu seinem Glück beizutragen.."

Die wenigen Tage, ich muß eigentlich sagen, die wenigen Stunden, die ich mit Maupassant verbringen durfte, sind mir in einer Erinnerung geblieben, die so frisch ist, daß ich glauben könnte, mein Zusammentreffen mit ihm wäre vor vier oder fünf Jahren gewesen. Damals verstanden auch seine Freunde noch nicht, daß sich in der unausgesetzten Melancholie die ersten Anzeichen jener Krankheit zeigten, die zu seinem tragischen Ende führen sollte. Und es ist seltsam, daß sich grade die Frauen, die von Maupassant mit einer solchen zarten Liebe und mit so viel Verständnis behandelt wurden, und die ihrerseits wieder mit blinder Anhänglichkeit an ihm hingen, am wenigsten über das Schicksal klar waren, das ihn damals schon umschattete. Es ist ja bekannt, daß Maupassant sofort kühl und fremd wurde, wenn ein Mann in der Gesellschaft erschien. Und dennoch war es der Oberst X., der als Einziger eine ihm vielleicht unbewußte Ahnung von den schweren Bedrohungen hatte, denen Maupassant ausgesetzt war. Eines Tages erzählte er: „Als ich gestern, es mochte gegen Mitternacht sein, von dem Kasino nach Hause ging, sah ich Guy allein auf einer Bank sitzen. Ich ging an ihm vorbei, und er bemerkte mich nicht. Liebe Freunde, ich bin sehr besorgt um ihn."

Übersetzung von Otto Zoff

Marke Stresemann von Morus

Die Großindustrie will in den Völkerbund

Ei ei, der Völkerbund scheint nach und nach eine Realität zu werden. Nicht, daß er schon imstande wäre, zwischen mächtigeren Völkern als Bulgarien und Griechenland Kriege zu verhindern. Aber es ist doch ein gutes Zeichen, daß jetzt die deutsche Großindustrie, die jahrelang ihre Inflationsgewinne dazu verwandt hat, gegen den Völkerbund zu hetzen, sich in aller Form um ein Plätzchen in Genf bewirbt. Auf der Berliner Konferenz des Reichsverbandes der Deutschen Industrie mit der Federation of British Industry ist es beschlossen worden, und nun kann man es lesen, als ob das so gar nichts wäre:

> Beide Verbände erklärten es für notwendig, daß Mittel und Wege gefunden würden, um den Vertretern industrieller Organisationen eine Mitarbeit mit den in Frage kommenden Ausschüssen des Völkerbundes zu ermöglichen.

O Freunde, warum diese Töne? Wollt ihr im Reformationssaal am Lac Léman dem ewigen Frieden eine Hekatombe opfern? Oder ists nur Verbandseitelkeit, daß ihr auf alle Fälle, wie Goethe, sagen könnt: Ihr seid dabei gewesen? Ach nein, es ist wohl ein Drittes. Das Vordringen der Internationalen Handelskammer, dieser verdächtig freihändlerischen Gesellschaft, das Erscheinen Sir Arthur Salters und seines Stabes von der Wirtschaftsabteilung des Völkerbundes auf dem Stockholmer Handelskammerkongreß, die Ankündigung Salters, daß man zur Durchführung des Genfer Wirtschaftsprogramms die Handelskammer hinzuziehen werde: das alles beunruhigt die Industrie begreiflicherweise. Zwar sind auch der Reichsverband der Deutschen Industrie und die industriellen Spitzenverbände der andern großen Länder der Internationalen Handelskammer angeschlossen, aber dort spielt doch die Schwerindustrie erst die dritte Geige. Mit Protektionismus und Schutz der nationalen Arbeit sind in diesem Kreise der Großhändler, der Finanziers und der weiterverarbeitenden Industriellen keine Geschäfte zu machen. Man muß den Brüdern also auf die Finger sehen, damit nicht in Genf am Ende doch noch ein kleiner Zollabbau herauskommt.

Selbstverständlich steht auch der Reichsverband der Deutschen Industrie und sein englischer Widerpart, wie es die Mode fordert, wacker zu den Beschlüssen der Genfer Weltwirtschaftskonferenz; ja, die Industrieverbände wollen als frischgetünchte Freihändler sogar bei ihren Regierungen vorstellig werden, „um die Ergebnisse und Anregungen der Weltwirtschaftskonferenz mit möglichster Beschleunigung in die Tat umzusetzen". Wir wären von der Bekehrung dieser ehemaligen Protektionisten endgültig überzeugt, wenn sie nicht bei

der Verwirklichung des Genfer Programms denjenigen Gebieten den „Vorrang" gewähren wollten, „auf denen schon in Kürze greifbare Ergebnisse erzielt werden können". Das sind aber die Frage der Ein- und Ausfuhrverbote, Zollnomenklatur, Handelsstatistik und ähnliche technische Dinge, deren Reform nichts kostet, aber geeignet ist, die Freihandelsspezialisten zu beschäftigen und für eine Weile mundtot zu machen. Vom sofortigen Abbau der Zolltarife, den die Weltwirtschaftskonferenz ebenso empfohlen hat, wie die Internationale Handelskammer, wollen die Industriellen nichts wissen. Und solange es so steht, tut die Wirtschaftsabteilung des Völkerbundes wohl recht daran, wenn sie, wie bisher, es ablehnt, diesen Herren in Genf die Türen zu öffnen. An Flaumachern und Quertreibern ist in der Umgebung des Völkerbundspalais schon jetzt kein Mangel. Weitrer Zuzug ist unnötig.

Vermögensteuern auf dem Papier

Herr Staatssekretär Popitz, der große Technicus im Reichsfinanzministerium, hat dieser Tage im Steuerausschuß des Reichstags drohend seinen Finger erhoben und Gräßliches angekündigt. Die Vermögensteuer, in Deutschland niedriger als in den meisten andern Ländern, weist für 1926 ein beträchtliches Defizit auf; 400 Millionen waren veranschlagt, knapp 360 Millionen sind tatsächlich eingekommen. Aber das Reichsfinanzministerium läßt nicht mit sich spaßen: die fehlenden 40 Millionen sollen durch Nachzahlungen eingebracht werden, und der Reichstag soll im Herbst eigenhändig die Guillotine über das notleidende Großkapital niedersausen lassen.

Nachdem man den Schrecken über diese bevorstehende Greueltat überwunden hat, fragt man sich, weshalb ein so kluger Mann wie Popitz erst jetzt auf den Gedanken gekommen ist. Seit der Stabilisierung nämlich — von der Inflationszeit gar nicht zu reden — hinken die Erträge aus der Vermögensteuer, ebenso wie aus der Erbschaftssteuer, ständig hinter den Voranschlägen her. Während die Einnahmen des Reiches aus den Konsumsteuern und Zöllen ständig angewachsen sind und auch in den ersten Monaten des neuen Etatjahres schon wieder weit über den Voranschlag hinausschießen, kommt an reinen Vermögensabgaben merkwürdigerweise nie so viel auf, wie die Herren vom Finanzministerium, die doch sonst recht gute Techniker sind, projektiert haben.

Es wird allmählich sehr schwer, noch daran zu glauben, daß diese Erscheinung auf einem Zufall beruht: daß man sich beim Etatentwurf ausgerechnet immer zu Ungunsten der kleinen Leute und zu Gunsten der wohlhabenden Kreise irrt. Tatsächlich beurteilt die Öffentlichkeit die Verteilung der öffentlichen Lasten aber nach dem Etatentwurf, und wenn dieser Voranschlag ständig dieselben Irrtümer enthält, wird damit

dem Parlament und der Öffentlichkeit Sand in die Augen gestreut. Das geltende Steuersystem erscheint dadurch weniger unsozial, als es tatsächlich ist, und mit noch größerer Gemütsruhe werden demgemäß neue Zollerhöhungen hingenommen. Vielleicht interessiert sich aber doch Herr Finanzminister Köhler, der ja auch in diesem Kabinett noch nicht völlig verhergtet zu sein scheint, einmal für den Fall. Irgend etwas stimmt da nicht.

Stresemann-Zigarren

Wir glaubten schon, Stresemann sei endgültig übern Berg. Denn welchen bessern Beweis gibt es für überparteiliche Popularität, als daß man zum Markenartikel auserkoren wird? Gewiß, der Name Stresemann bietet noch nicht die Grundlage für einen jedem Deutschen ans Herz gewachsenen Begriff, wie etwa den Bismarck-Hering. Die Marke Stresemann ist auch noch nicht so bewährt, wie weiland der Sohlenschoner Helfferich. Aber immerhin, da liegt er nun in den Schaufenstern, sauber und rundlich in Fünfzigerpackung, links von ihm der große Staatsmann Graf Bernstorff und rechts von ihm der noch größere Staatsmann Henry Clay. Wie es sich für einen Minister der Mitte gehört, gibt es die neue Stresemann-Zigarre in verschiedenen Preislagen. Minderbemittelte können eine Stresemann schon zu zwanzig kaufen, die besseren Kreise werden eine Stresemann zu fünfundzwanzig oder dreißig bevorzugen, aber für fünfzig Pfennig kann man bereits eine Stresemann mit Bauchbinde haben. Und diesen Genuß sollte sich kein Patriot entgehen lassen.

Während solcher Ruhm Stresemanns blankes Haupt umschauert, sieht es in puncto puncti, trotz Nobelpreis und Buchtantiemen, noch immer wenig freundlich aus. In Plauen ist man eben jetzt dabei, das Konto „S. Gustav" zum zweiten Mal abzuleuchten (wies scheint, mit derselben Voreingenommenheit der Ankläger und Ungeschicklichkeit der Angeklagten, wie beim ersten Mal). Man hört mit Bewunderung von der Uneigennützigkeit des Herrn Litwin: daß dieser emsige Herr den politischen Bestrebungen seines Freundes Stresemann nicht nur das Devisenkonto „S. Gustav" eingeräumt, sondern daß er auch noch 113 000 Rentenmark für Stresemanns Staatsbürgerlichen Verlag, alias für die volksparteiliche ‚Zeit' zur Verfügung gestellt hat.

Ja, das waren noch herrliche Zeiten. Aber seitdem die Ostjuden der Parteigruppe Stresemanns nicht mehr das rechte Verständnis entgegenbringen, hockt wieder der Pleitegeier auf auf dem Dache. Herr Bennigson, Verleger von Stresemanns ‚Täglicher Rundschau', in die sanft die ‚Zeit' aufgegangen ist, hat mit dem alten Testament auch die leichte Hand verloren, und um ein Haar wäre es Herrn Hugenberg gelungen, das kost-

spielige Bollwerk seines Koalitionsgenossen Stresemann, wenn man so sagen darf, an sich zu bringen. Im letzten Augenblick sprang ein nicht genannt sein wollender Retter ein und brachte das Defizit des volksparteilichen Zentralorgans in Sicherheit. Warum aber hat die Deutsche Volkspartei sich die Gelegenheit entgehen lassen, zur Erhaltung ihres Parteiblattes selbst eine Stresemann-Zigarre herauszugeben?

Lob der Feigheit von Fritz Gottfurcht

Endlich weiß ich genau, was Defaitismus ist und kann mir einen Dolchstoß in den Rücken vorstellen. Ich habe auch erfahren, was eine Einheitsfront ist. Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Rekordjäger. Amerika kann jubeln, es ist wie immer in der Welt voran: Seine Jungen haben den Ozean überflogen. Ich bin grundsätzlich der Ansicht, daß jeder Mensch sein eignes Leben so oft und so sehr riskieren soll, wie er Lust hat. Ich glaube auch, daß jeder, der sich unter so ungünstigen Verhältnissen wie diese Amerikaflieger, in einen Apparat setzt, ein Kerl sein muß, mindestens ein Hasardeur großen Stils. Aber es stellt sich mit der Zeit heraus, daß die Welt viel zu reich an Kerls und viel zu arm an Menschen ist. Darum hat der Krieg vier Jahre gedauert. Der Pazifismus kann nur Halt gewinnen, wenn auch die Heiligkeit jedes einzelnen zufälligen Lebens proklamiert wird. Wir brauchen Abbau des Mutes und Anerkennung der Feigheit. Menschenleben sind nicht dazu da, daß mit ihnen gespielt wird. Es ist unlogisch, zu gleicher Zeit die Abschaffung der Todesstrafe zu fordern und dem erfolgreichen Ozeanflieger zuzujubeln. Wenn ein armer Junge für 25 000 Dollar eine Sache macht, bei der die Chance, mit dem Leben wegzukommen, 90 : 10 steht, so heißt das, in einer Handlung den Klassenkampf und seine Kaschierung auf die Spitze treiben. Das Schlimmste daran ist das Beispiel. Schon heute gilt in seinem Sportverein nur der als rechter Mann, der sich im Boxring blutig schlagen läßt, ohne mit der Wimper zu zucken. Morgen wird es bei dieser Jugend zum guten Ton gehören, ab und zu mit gebundenen Händen ins Wasser zu springen und stolz zu sein, wenn man nicht dabei ertrinkt. Die es aber nicht überstehen, sollen geehrt werden als Heroen des Volkes. Bis zum nächsten Stahlbad. Sport als Kriegsersatz ist, auch abgesehen von den Wehrvereinen, eine akute Gefahr. Es war in diesen Tagen sehr schwer, für die Feigheit Propaganda zu machen. Ich mußte immer an den 1. August 1914 denken. Die Phrase der Leistung und des eingesetzten Lebens wirkt immer und auf alle. Glaubt einer im Ernst, daß die Phrase sich nicht einstellen wird, wenn wieder das Vaterland ruft? Es hilft nur eins: unbedingte, lebensbejahende Feigheit. Wo Lebensgefahr ist, keine Freiwilligen vor! Es soll nicht heißen: dulce et decorum est pro dementia mori.

Haben Sie auch schon gemerkt, wie die beiden armen Menschen, die bei dem selben Versuch ertranken, leise der Verwesungsgeruch der Lächerlichkeit und Verachtung umgeistert? Das ist der Krieg. Das ist der eiserne Besen. Strammgestanden und gestorben! Ludendorff und Coolidge können sich die Hand reichen.

Bemerkungen

Eine Kriegs-Ausstellung

In den Ausstellungshallen am Zoo war jetzt einen Monat lang etwas zu sehen, was beträchtlich viehischer ist als die Zoo-Viecher selber: „Der deutsche Frontkämpfer — Bilddokumente des Weltkriegs". Ihr seid nicht dagewesen? Dann habt ihr was versäumt! Holt es nach, kommt mit, ich führ' euch im Geist durch die Ausstellungshallen.

Gleich hinter der Kasse gehts los: Die Wände von oben bis unten behängt mit Konterfeien „unsrer blauen Jungen" — natürlich nicht der Meuterer, die im Oktober 1918 die Kieler Offiziere versohlten, sondern der Helden, so die Geschwader des Feindbunds malerisch torpedierten und, wenn sie selbst mal torpediert wurden, noch mit wellenumspülter Hand die Fahne hochhielten, was freilich den trotzigen Haß auf den Feind weniger symbolisiert als den innigen Wunsch, mittels des Fahnenstocks dem Landesvater den Hintern auszudreschen. In der Mitte des Ladens: Tische mit Kriegs-Schiffsmodellen; neben jeder der kleinen Mordkisten ein Schildchen für die Beschreibung des Schiffstyps, manchmal noch für die erbauliche Inschrift: „Bei Scapa Flow von der eignen Besatzung mit wehender Flagge versenkt." Wilhelm, unsre Zukunft liegt unter dem Wasser ... Da — ein bekanntes, berückend-durchgeistigtes Antlitz und noch eins: ER, der Oberste Kriegsherr, und der gottseidank leider verhinderte Thronfolger, der „Sieger von Longwy". Wieso Die mit ihren erlauchten Visagen einen Frontkämpfer - Ausstellungsrummel verschönern, weiß der Deibel, der ihn aufgemacht hat.

Folgen meterlange Dokumente: wie sich der kleine Moritz deutsche Treue und Tapferkeit, welsche Tücke und Feigheit vorstellt. Aber jetzt — winzige Waffen-Photographien mit Erläuterungen, die mehr sagen als Alles, was sich hier breitmacht. Flammenwerfer: aus ihnen wurde „brennendes Öl in riesigen Stichflammen" geschleudert. „Die Entzündung erfolgte beim Ausströmen auf chemischem Wege. Die dabei entwickelte Hitze war derart, daß die Getroffenen sofort zu Kohle verbrannten." Vor der scheußlichen Sachlichkeit dieser Darlegung sinkt die ganze Kriegsherrlichkeit in den Orkus. Deutlich wird, wie schmutzig-unwahrhaftig des sonst piksaubern Neo-Nationalisten Schauwecker (hier vorrätiges) Bilderbuch „So war der Krieg" ist, das den Massenmord als was Grandios-Romantisches ausgibt. Kein Memoiren-Wälzer, kein Kriegsschmöker „für die reifere Jugend", kein Klippschulgeschichtsbuch kann verlogener sein.

Wie dies Buch, wie diese ganze Ausstellung ihn anpreist — „so war der Krieg"? So siehste aus!

Franz Leschnitzer

Harfenjulius Klabund

Ja, und dann hat er die reizende Idee gehabt, seinen Kleinkram an Gedichten genau, genau so zu drucken wie meine Lieblingshefte, die ich so oft im Papierladen gekauft habe: „Wo ist der Himmel so blau wie in Wien? sowie hundert andre Schlager der Saison." Er: das ist Klabund, und seine neue Gedichtsammlung, die sehr lustig ist, heißt „Die Harfenjule" und ist im Verlag der Schmiede zu Berlin erschienen. Zum für in die Tasche zu stecken.

Sehr reizvoll ist zunächst, daß die Gedichte, wie das in den Zwanzig-Pfennig-Heften der Operetten-Texte üblich ist, in langen Prosazeilen ausgedruckt sind. Das gibt den Versen so etwas kurz Abgehacktes, auch weiß man nicht genau, wann eigentlich eine Zeile aus ist, man muß mit dem Finger lesen, und manchmal bleibt ein entzückendes Reimwort klein und ärmlich dastehen. „nieder-

tauen". Punkt. Aus. Wie stark und sicher müssen Gedichte gebaut sein, mit denen man sich diesen Scherz erlauben kann!

Klabunden seine sind das. Sie sind mehr als das.

Die meisten freilich sind Notentexte; sie pfeifen, brüllen, schreien und orgeln nach Musik. So ein Ding wie die „Hofsänger" sind ein Chanson erster Güte — außer Mehring weiß ich keinen, der das kann. (Klammer auf. Mehring, warum schreibst du keine Lieder mehr! Es ist eine Affenschande. Klammer zu.) Sehr schön ferner das „Bürgerliche Weihnachstidyll", in dem die Gesangbuchverse so lustig mit Berliner Keßheiten kollidieren.

O Kind, was hast du da gemacht?
Stille Nacht, heilige Nacht.
Leis hat sie ihr ins Ohr gesungen:
„Mama, es ist ein Reis entsprungen!"
Papa haut ihr die Fresse breit.
O, du selige Weihnachtszeit!

Dann ist mein Lieblingslied in dem Heftchen enthalten: „Liebeslied", Klabund hat es mir einmal leise am Klavier vorgesungen — er hatte es in sein Notizbuch gekritzelt, und da saß er so still und bräunlich am Klavier, er hätte ruhig zum Schluß mit dem Hut einsammeln gehen können. „Hui über drei Oktaven, Glissando unsere Lust! Laß mich noch einmal schlafen an deiner Brust." Das ist ein schönes Lied. Was: „Und ich baumle mit die Beene" anbetrifft, so hat dieses Lied, wenn ich recht bin, der Ebinger ihre Marke gegeben.

So ein Versband ist immer ungleich — manches ist aus Pappdeckel, manches wie aus Stahlplättchen zusammengesetzt, vieles aus einem Guß. Es glückt nicht immer. Wunderschön die große „Ode an Zeesen".

Das ist eines von den Heften, das ich einmal — in achtzig Jahren — vergilbt und halb zerbröckelt zur Nachkontrolle lesen möchte. Mindestens zwanzig dieser Lieder werden dann noch frisch sein. Und das ist sehr viel.

Peter Panter

Warum keine Filmoper?

Wir haben Filme, zu denen eigne Musik komponiert und vorgeschrieben worden ist (den Heiligen Berg zum Beispiel), und wir haben Opern, aus denen mehr oder minder erfolgreiche Filme gemacht worden sind (Carmen, Rosenkavalier). Aber wir haben bis heute keine Filmoper, obgleich das doch etwas ist, was sich ganz natürlich als Parallele zum Filmdrama hätte entwickeln können. Daß das nicht geschehen ist, mag einmal in der künstlerisch immer noch zweifelhaften, mindestens angezweifelten Stellung des Films seinen Grund haben, zum andern in der Gehobenheit, die die allgemeine Ansicht im Gegensatz zu jenem Vorurteil grade dem Kunstgebilde Oper zubilligt. Dennoch geht die Entwicklung der Oper heute in einer Richtung, die zur Verschmelzung mit der jungen Kunstgattung des Films förmlich drängt.

Vor kurzem wurde in Leipzig Ravels „Zauberwort" in deutscher Sprache uraufgeführt. Fabel des Stückes ist die Geschichte eines ungezogenen Kindes, dessen Trotz zu brechen alle Gegenstände des Zimmers lebendig und feindlich werden, das dann in den nächtlichen Garten flüchtet und dort mit Baum und Strauch, Frosch und Blume den gleichen unheimlichen Vorgang erlebt, bis durch den Angstruf „Mama!" Trotz und Zauber gleichzeitig gebrochen werden. Brügmann, der Leipziger Regisseur, hat die erwachsene Gestalt der Sängerin, die das böse Kind darstellt, zwischen überdimensionierte Möbel, Pflanzen und Puppen gestellt und damit die Märchenhaftigkeit des Werkes sehr glücklich betont. In der Pariser Opéra Comique, wo ich „L'Enfant et le sortilège" vor einem Jahr sah, verließ man sich auf die Zierlichkeit der Hauptdarstellerin, und das ging schließlich auch.

Aber schon damals drängte sich mir die Frage auf, warum diese Oper für die Bühne und nicht fürs Kino komponiert worden sei. Jeder einzelne szenische Einfall:

Standuhren, die Gesichter bekommen; Sessel und Stühle, die zu marschieren anfangen; ein Kaminfeuer, aus dem Geister lodern. Bäume, deren Zweige zu Fangarmen werden — dieser ganze Spuk kann nur in der Zweidimensionalität des Films, in der Distanzierung der Photographie die zugleich unheimliche und geheimnisvolle Wirkung ausüben, auf die er abzielt. Bei aller Befruchtung, die die Bühne durch den Film erfahren hat, bei aller Weiterentwicklung ihrer Technik gibt es eben doch Dinge, die sie nicht oder nur unvollkommen darzustellen vermag, während dem Film die Gestaltung dieser Dinge eine Normalaufgabe bedeutet.

Etwas müßte dabei allerdings wohl (trotz der angeblichen Lösung des Ton-Bild-Problems) vorläufig in Fortfall kommen: der Gesang. Aber grade Ravels „Zauberwort" ist mit Ausnahme des einzigen Rufs am Schluß so ganz auf Bildwirkung und deren rein instrumentale Ausdeutung und Untermalung gestellt, daß ich persönlich mich an die Gesangspartien kaum erinnern kann. Hat im übrigen nicht die heutige Oper eine Entwicklung genommen, in deren Rahmen jeder mit normalen Ohren begabte Hörer die Vokalmusik als einen grausigen Mißbrauch der gequälten Sänger empfindet? Wer von uns hat sich nicht schon in Konzert oder Oper heimlich gesagt, daß die Rolle der Vokalmusik zu Ende sei, unverlierbar dem großen Gut der Vergangenheit einverleibt und in diesem weiterwirkend, aber — fürs erste und zweite — ohne Gegenwart und ohne notwendigen Anteil an der jüngsten Entwicklung?

Das kann man sagen und hat Recht damit, auch wenn man die neue Musik gutheißt, versteht und braucht. Nur wäre es lächerlich, sich der Erkenntnis ihrer Mechanisierung zu verschließen, die zwar schon in der Erfindung der ersten Instrumente ihren Uranfang hat, aber nun, nach Jahrtausenden, wirklich soweit gediehen ist, daß sie die menschliche Stimme verdrängt, nicht mehr gebrauchen kann, wenigstens in sehr vielen Zusammenhängen nicht mehr.

Gewiß kann sich das irgendwann wieder ändern. Aber heute ist es doch wohl so, daß wir alles, was an Oper diesseits der reinen Sangesfreude Mozarts liegt, nur noch schwer vertragen, wabernde Rheintöchter und selige Germanen inbegriffen. Mit dem Gesang geht es da grade zwar noch, aber nur selten mit der Szenerie der Großen Oper, die vor unsern filmgeschulten Augen versagen muß. Kommt dann zum Szenischen noch das Akustische, so wird die Filmoper, erdacht und vertont aus den Möglichkeiten des Films und nur für ihn, zur Gegenwartsforderung der Musikgeschichte. Wer hat den Mut, sie zu komponieren, rein bildmäßig, nicht mit den Verlegenheitsbehelfen der Filmzwischenspiele? Vielleicht Ernst Krenek, der mit der Umarbeitung von Achards „Marlbruck s'en va' t' en guerre" fürs — Marionettentheater grade eben bei der Übergangsstufe angelangt ist.

M. M. Gehrke

Franz Kafkas „Schloß"

Dies Buch ist ein Adelsopfer des wahrhaftigsten Genies; unsre einzige Ehrenbezeugung: wie oft wir davor die Augen niederschlagen.

*

Könnte man sich vorstellen, daß alle Dichter unsrer Erde, gebannt vom harten Blick eines die Wahrheit fordernden Gottes, auf einmal und wie aus einem Munde sprechen müßten, so hübe dieser Mund an mit dem lautern Atem Franz Kafkas.

*

Und hätte Franz Kafka auszusagen über den Augenblick, wo er vor Gottes Thron stand — o, schreckliches Bangen des letzten großen Chassid! — so würde er vielleicht nur von einem Stück der Schattenlinie berichten, den dieser alles überstrahlende Thron geworfen habe, berichten mit der Chronik-Genauigkeit des Alten Testamentes, mit jener erhabenen Schlichtheit, um deretwillen

er wohl heilig gesprochen sein wird; denn sie war das furchtbare Gnadengeschenk einer Unerbittlichkeit, die unmöglich von dieser Welt gewesen sein kann.

*

Der Dichter nimmt Dich auf, wenn Du kommst und er entläßt Dich, wenn Du gehst.

*

Der erhabene Gedanke, vor Gott immer Unrecht zu haben, hat in der hohen Dreieinigkeit von Leben, Sterben und Werk Franz Kafkas das reinste Opfer gefordert.

Ludwig Hardt

Jerome K. Jerome

Für die meisten Menschen ist der Humorist — im Gegensatz zum Satiriker — eine nicht ernst zu nehmende Abart des Schriftstellers, gut genug, um müßige Stunden auszufüllen, die Langeweile einer Eisenbahnfahrt totzuschlagen, oder die Qualen eines Schnupfens zu lindern. Vom Humoristen wird kein Verständnis für Gegenwartsfragen und soziale Probleme erwartet — und das meist mit Recht. Am 14. Juni jedoch ist in England ein Humorist gestorben, der, ohne dadurch etwas von seinem gottbegnadeten Humor einzubüßen, die wirklich wichtigen Dinge des Lebens weit ernster nahm, als mancher in Menschenliebe und Brudertum machende Dichter. Jerome K. Jerome, der selbst in kleinen Verhältnissen aufwuchs und in seiner Jugend die Not kannte, stand immer auf Seiten der Hungrigen gegen die Satten, der Kleinen gegen die sogenannten Großen. Er wußte, was kämpfen heißt, versuchte es in den verschiedensten Berufen, bis es ihm endlich gelang, sich als Schriftsteller durchzusetzen. Sein erstes größeres Werk: „Drei Männer in einem Boot" wurde in England heftig angefeindet und als vulgär verschrien, besonders von den Kollegen, die damals noch alles in einen Mantel prüder Vornehmheit hüllten. Die „gemeinen Leute" aber freuten sich über die Abenteuer der „drei Männer", die weder Ästheten noch Herzöge, sondern, wie sie selbst, ganz gewöhnliche, arbeitende, ihre Ferien genießende Menschen waren.

Als der Krieg ausbrach, setzte Jerome, ohne zu zögern, den schwer errungenen Erfolg aufs Spiel, indem er, zu einer Zeit, da sogar sozialistische Schriftsteller den Kopf verloren und zu Kriegshetzern wurden, allwöchentlich in seinen „Ernsten Gedanken eines Müßigen" gegen den Krieg schrieb. Er protestierte auch gegen die Blockade, und als das intellektuelle England vor Entsetzen über die russische Revolution erstarrte, war der alte Humorist einer der ersten, der sie freudig begrüßte und in verschiedenen Artikeln für sie eine Lanze brach. Aus jenen Tagen stammt sein kriegsfeindlicher Roman: „Alle Wege führen nach Golgatha", sowie sein letzter Roman „Anthony John".

Als Deutschland sich in der schwersten wirtschaftlichen Krise befand, wollte Jerome, daß die Einnahmen seiner in deutscher Sprache erschienenen Bücher für deutsche gemeinnützige Institutionen verwandt werden. Er liebte das Land, in dem er einige Semester studiert hatte und durch das er „gebummelt" war, was ihn aber keineswegs daran hinderte, über den deutschen Schutzmann, den gestrengen Postbeamten, den biedern Spießbürger, den Offizier und die Studenten zu lachen und von ihnen ein Bild zu zeichnen, das leider auch noch heute nur allzu treffend ist.

Nun ist der liebe tapfre alte Mann gestorben, — gerade zu einer Zeit, da sein Land, wie in den Jahren des Krieges, einen vernünftig sehenden, auch jenseits der Grenzen den Menschen erkennenden Schriftsteller brauchen kann; — die Kriegshetzer und Hurradichter aber leben vergnügt weiter und freuen sich auf die neue Konjunktur. Der Tod gleicht der deutschen Justiz — er hat es besonders eilig, wenn es gilt, die Falschen zu packen.

Hermynia zur Mühlen

Der Potsdamer Platz

Friedlich zwischen den Bannkreisen liegt der tote Punkt. Der Potsdamer Platz. Er ist dadurch berühmt geworden, daß auf ihm alle technischen Errungenschaften der Verkehrsregelung von Paris, London und New York sozusagen ausstellungsmäßig angewandt werden. Man bekommt eine schöne Ansicht von deutscher Traulichkeit, wenn man sich irgendwo auf den Platz stellt. Er ist von Eisengittern umgeben, damit der Platz als solcher sichtbar wird. Die Gitter werden in ihrer Wirkung leider durch Straßendämme unterbrochen, die sich wegen der Verkehrsregelung nicht vermeiden lassen. Sonst könnte überhaupt kein Verkehr stattfinden, er also nicht geregelt werden. An den Enden der Gitter sind Papierkörbe angebracht, damit fahrende Personen nicht etwa Fahrausweise auf den guten Platz werfen. Er hat nämlich einen Rasenteppich. Auf ihn kann man nichts werfen, weil er mit Gittern ohne Störung durch Straßendämme versehen ist. Aus ästhetischen Gründen sind noch einige Gitter aufgestellt, die schlichtes Pflaster umschließen. Auch ein kleiner Leuchtturm mit rotem Blinkfeuer ist vorhanden. Er hat wie jedes bessere Denkmal eine Inschrift: „Feuermelder. Nur zur Meldung von Feuer." Eindeutig und zweideutlich. Der größere Feuermelder trägt keine Inschrift und dient daher ausschließlich der Verkehrsregelung. Von den Wänden der Häuser wird ohne viel schöne Reden Bier und Zahnwasser gepriesen. Auch auf Bundesschießen wird hingewiesen. Sieht man nach oben, wird auf dem grauen Himmel logisch ein Seifenmittel angepriesen.

Soweit noch Platz auf dem Platz ist, wird er für Denkmäler ausgenutzt. In monumentaler Art mit symbolischen Pfeilen und Inschriften. Mehrere Denkmäler sind den Fußgängern gewidmet, die in früheren Zeiten den Platz regellos überschritten haben. Etwaige Wagen werden über den Platz durch Polizeibeamte geleitet, so daß den Wagen nichts passieren kann. Die Beamten führen bei diesem feierlichen Akt eine Art Menuett für die Blumenfrauen auf, die hinter den äußersten Gittern den Platz bekränzen. Hinter ihnen hocken auf Gartenstühlen einige Herren, bereit die Schuhe zu putzen, falls jemand den Platz überschreiten wolle. Denn hier ist der heilige Boden der Weltstadt. Das Zentrum des Verkehrs, der endlich restlos weggeregelt ist. Hier auf dem Potsdamer Platz ist die Ruhe vor dem Ausflug. Der ideale Landungsplatz vom Fernflug.

Herwarth Walden

Kleine Geschichten

Madame de X. betrog ihren Mann nach Strich und Faden. Um seinen Argwohn einzuschläfern, behandelte sie ihn gut und kochte ihm seine Lieblingsgerichte. Überzeugt, daß ihr Mann ihre Seitensprünge doch niemals bemerken würde, wurde sie nachlässiger. Als sie ihm eines Tages nur zwei Eier vorsetzte, verlor er die Geduld. Er warf die Eier zum Fenster hinaus und rief zornig: „Ist das etwa ein Essen für einen Hahnrei?"

*

Der junge B. hat eine Liebschaft mit einer Modistin. Nach einiger Zeit wird das junge Mädchen schwanger. B., der von ihrer Treue überzeugt ist, will sie heiraten. Sein Vater aber ist wütend und gegen die Heirat. Als seine Argumente nicht verfangen, bittet er den Sohn: „Warte wenigstens die Entbindung ab, vielleicht ist das Kind ein Neger!"

*

Eine Kokotte sagt beim Entkleiden: „Sonderbar, als ich noch die Kühe hütete, wusch ich mich alle zwei Monate einmal. Jetzt, da ich mit Schweinen umgehe, wasche ich mich jeden Tag."

*

Zwei Freundinnen unterhalten sich. „Jetzt weiß ich endlich, wo mein Ekel von Mann seine Abende verbringt." „Wo denn,

meine Liebe?" „Zu Hause! Ich hatte neulich einmal Kopfschmerzen und da bin ich auch zu Hause geblieben."

*

Ein schrecklich eifersüchtiger Ehemann findet einen Stoß von Briefen, die an seine Frau gerichtet sind und deren Inhalt dazu angetan ist, einen Affen erröten zu lassen. Er tobt natürlich. „Reg Dich nicht auf," sagt seine Frau, „ich habe Dich nicht betrogen!" „Elende, und diese Briefe?" „Das sind ja Briefe, die ich als junges Mädchen erhielt," sagt die Frau, züchtig die Augen niederschlagend.

*

„Hast du nichts dagegen, daß der Tanzlehrer mich beim Tanzen an sich drückt?" „Nein, aber daß ich ihn dafür bezahlen muß, das ärgert mich!"

Olla podrida

Diäten und Dividenden

Von 493 Abgeordneten des Reichstags bekleiden 77 Aufsichtsratsposten, und zwar insgesamt in 307 Fällen. Unter 111 Deutschnationalen gibt es 15 Aufsichtsräte mit zusammen 44 Positionen. Von 51 Abgeordneten der Deutschen Volkspartei sind 17 Aufsichtsräte mit zusammen 75 Posten. Das Zentrum mustert unter seinen 69 Abgeordneten 13 Aufsichtsräte mit 73 Sitzen; 14 demokratische Abgeordnete von insgesamt 32 haben 90 Aufsichtsratstellen inne. Unter 19 Bayerischen Volksparteilern finden sich 6 Abgeordnete mit 9 Aufsichtsratposten. Von 21 Wirtschaftsparteilern bekleiden 3 je einen Aufsichtsratsposten und endlich von 131 sozialdemokratischen Abgeordneten sind 9 Aufsichtsräte und vertreten 13 Positionen.

Über mehr als zehn Aufsichtsratsposten verfügen die Abgeordneten Hugenberg (deutschnational), von Raumer (Volkspartei), Klöckner (Zentrum) und Dr. Fischer (Demokrat).

Aus einem Artikel des sozialdemokratischen Abgeordneten Dr. Paul Herz in der Provinzpresse

Seldte im Beruf

Vor dem erweiterten Schöffengericht in München-Gladbach läuft seit dem 10. Juni ein Prozeß gegen den Spritindustriellen Fritz Loeb, den ehemaligen Generaldirektor der Loeb A.-G. in Trier. Am 20. Juni beantragte die Verteidigung, den ersten Bundesführer des Stahlhelm, den Fabrikanten Seldte aus Magdeburg, der sich zurzeit im Rheinland befände, als Zeugen zu laden. Am gleichen Tage meldete die Zeitung ‚Der Mittag' (Verlag Girardet):

„Außerdem soll, wie der hiesigen Ortsgruppe des Stahlhelm mitgeteilt wurde, der Stahlhelmführer die Verteidigung Loebs finanziert haben ..."

Unvorschriftsmäßige Haltung.

Augsburg, 2. Juli

Heute morgen wurde im Hofe des hiesigen Untersuchungsgefängnisses in der Karmelitergasse der 26jährige Dienstknecht Otto Klein von Roßwalde in Württemberg mit dem Fallbeil hingerichtet. Klein nahm die Verlesung des Urteils entgegen der Vorschrift stehend entgegen. Vor dem Gefängnis hatte sich eine größere Menschenmenge eingefunden, so daß die Straße polizeilich abgesperrt werden mußte.

Liebe Weltbühne

Laut rechtskräftigen Urteils des erweiterten Schöffengerichts in Recklinghausen vom 13. Dezember 1926 sind sämtliche Exemplare sowie die zu ihrer Herstellung bestimmten Platten und Formen der im Iris-Musik- und Theater-Verlag August Mallmann in Recklinghausen erschienenen: „Mädel halt still" — „Grete, mir platzen vor Wonne die Nähte" — „Ach, mach noch einmal die Bewegung" unbrauchbar zu machen. 5 J 163/26.

Bochum, 13. 6. 1927

Die Staatsanwaltschaft

Deutsches Fahndungsblatt Nr. 8521 vom 23. Juni 1927

Antworten

Kunstfreund. Sie haben recht: es ist um Käthe Kollwitz, die jetzt sechzig Jahre alt wurde, gar kein Freudentrubel. Aber beklagen Sie das nicht. Es ist nur richtig, daß sich um die Entdeckerin der proletarischen Frau kein offizielles Festgepränge breit macht. Denn die Kollwitz hat nichts getan, was zu den bekannten peinlichen Jubelausbrüchen Veranlassung geben könnte. Sie hat keinen Zeitrhythmus gesteigert oder verlangsamt, sie hat auch keine neuen valeurs gefunden, sie hat nur zu einer Zeit, wo die Meister des Impressionismus sich grade damit beschäftigten, einen Heuschober bei wechselndem Sonnenlicht zu malen, die Sphäre entdeckt, wohin kein Sonnenlicht fällt und die deshalb auch bei der Suche nach Sujets unberücksicht bleiben mußte. Sie hat das knochige Gesicht und den zermergelten Leib der Arbeiterfrau entdeckt und immer wieder gestaltet. Sie hat die Gewissen geschärft, sie hat das Bild einer Welt aufgefangen, an der man sich täglich scheu vorüberdrückt. Ihre Leistung ist einzig und so groß, daß alle Fragen des Handwerks daneben verstummen. Bei andern streitet man über Art der Linienführung und dergleichen, hier wird das zu Mätzchen. Keine Kommentare um Käthe Kollwitz. Es ist noch viel zu tun. Interpretiert keine Bilder. Ändert die Welt, ändert die Welt!

Polizeibeamter. Ihr Vorgesetzer vom Polizeipräsidium, Abtlg. IV, Herr Regierungsrat Scholtz, läßt an den Berliner Anschlagsäulen plakatieren: „Tötung einer Sittendirne", eine erstaunliche Überschrift, sie klingt fast wie ein Triumphschrei, und noch erstaunlicher, wenn man weiter liest, daß es sich hier gar nicht um ein der Polizei wohlgefälliges Werk handelt, sondern daß der Mann, der die „Frauensperson" getötet hat, sogar gesucht wird. Wann gewöhnt sich die Polizei endlich eine manierlichere Ausdrucksweise an? Was soll das heißen: ‚Tötung einer Sittendirne'? Wenn ein Mensch außerhalb kriegerischer Zeitläufte, also mitten in seiner bürgerlichen Existenz, ums Leben gebracht wird, so wird das gemeinhin ‚Ermordung' genannt und ‚Tötung' wendet der Sprachgebrauch nur bei Tieren an. Auch scheint der Beruf ‚Sittendirne' nirgendwo registriert zu sein als in den Bereichen polizeilicher Vorstellungskraft. Warum aber einem Menschen, der ermordet auf dem Schragen liegt und dessen Mörder gesucht wird, noch wie im Leben Schmähungen nachrufen? Diese Frau war Prostituierte und führte in ihren Kreisen einen schmutzigen Spitznamen, aber wenn ihr Wandel auch weder himmlischer noch irdischer Moral entsprach: sie hat bezahlt dafür, und mit mehr als dem Leben kann man nicht zahlen. Die knotige Ausdrucksweise der Polizei gegenüber einem toten Menschen läßt bedenkliche Schlüsse auf die Behandlung der Lebenden zu. Der Stil entlarvt. Nicht nur ein Einzelwesen, sondern auch eine Institution.

Hotelier. Über die merkwürdige ‚Liga Miramundum', zu deren Gründung und ersten Taten vor drei Wochen Albert Hellmann in der ‚Weltbühne' Stellung genommen hat, steht in Ihrem Fachblatt, den ‚Deutschen Hotel-Nachrichten': „Wie bekannt wird, wendet sich die Liga Miramundum neuerdings mit Schreiben an deutsche Hotels, in denen es heißt: „Die überaus rasche Entwicklung der Liga gerade innerhalb der kapitalkräftigen Bevölkerungsschichten Deutschlands veranlaßt uns, eine Liste ‚empfehlenswerter Hotels' herauszugeben, um zwischen unseren Mitgliedern und den ‚außerordentlichen' Mitgliedern aus dem Hotelfach ein für beide Teile vorteilhaftes Vertrauens- und Zugehörigkeitsverhältnis zu schaffen." Ihr Fachblatt ist darüber sehr empört und meint, daß besagte Liga sich mehr und mehr zu einem geschäftlichen Unternehmen entwickele.

Es weiß eben in Küche und Keller besser Bescheid als in den Bezirken der besseren Politik. Mit Volksgemeinschaft und Manifesten an Alle und Pflege des deutschen Idealismus etcetera fängt das immer an und endet nachher mit einem Verein zur Verbilligung der Lebenshaltung der Mitglieder, selbst wenn diese ohnehin zu den ‚kapitalkräftigen Bevölkerungsschichten' gehören. Und grade dann.

Karl Severing. Am 17. Mai veröffentlichte der Generalleutnant a. D. Freiherr von Watter in der ‚Deutschen Zeitung' einen Artikel, der sich mit Ihrem, hier jüngst von Berthold Jacob besprochenem Buch beschäftigte und der in den Vorwurf ausklang, ohne ihr, des Reichs- und Staatskommissars, „Einwirken auf militärische Vorgänge wären die Entscheidungen schneller gefallen, und es wäre viel deutsches Blut erspart worden." — Sehr spät, Mitte Juni, findet sich in der sozialdemokratischen Provinzpresse, nicht im ‚Vorwärts' Ihre Antwort auf Watters Vorwürfe, die wir uns in Ihrem eignen Interesse stärker und fundierter gewünscht hätten. Auf den eingangs zitierten Vorwurf erwidern Sie: „Darüber mit dem Manne zu rechten, der durch seine unklare Haltung im Kapp-Putsch die Erbitterung der verfassungstreuen Kreise der Bevölkerung bis zur Siedehitze steigerte, der trotz aller Warnungen die Lichtschlagtruppen in ihre sichere Niederlage führte und damit die staatlichen Machtmittel aufs äußerste schwächte und den Wehrbezirk entblößte, lohnt wirklich nicht..." — Doch, Herr Severing, es lohnt. Aus Ihrem Buche wissen wir, daß Sie es waren, der die Kappisten Lichfschlags vor dem Verderben zu bewahren suchte. Aus Ihrem Buche aber wissen wir nicht, daß Watter die Lichtschlagtruppe in die sichere Niederlage führte. Sie verschwiegen also den Anteil Watters am Hochverrat, um ihn erst jetzt, nach dem erfolgten Angriff des Generals auf Ihre Person, öffentlich preiszugeben. Wir bedauern diesen Umstand nicht weniger als den andern, der Sie veranlaßt, die revoltierende Truppe des Condottiere Lichtschlag in die Summe der „staatlichen Machtmittel" einzubeziehen. Und diese neue Erfahrung läßt uns wiederholen: das letzte Wort über den Staatsminister außer Diensten, Karl Severing ist noch nicht gesprochen.

Justizrat Claß. Sie haben als Zeuge im Prozeß Sodenstern-Mahraun die folgende Angabe über Ihren Beruf gemacht: „Ich war früher Rechtsanwalt und diene jetzt meinem Vaterland." Der Richter aber antwortete nur trocken registrierend: „Also ohne Beruf." Auf den Presseplätzen griente man und Sie, Herr Claß, machten ganz den Eindruck des Mannes, der die letzte Patrone verschossen hat. Sic transit gloria mundi. Aus dem Manne, vor dem die Reichskabinette der Kriegszeit bebten, ist ein etwas komischer alter Poltron geworden, der sich vor einem Amtsgerichtsrat in Positur setzen möchte und mit einem dürren verständnislosen Wort entwaffnet wird. Von allem Glanz ist nicht mehr geblieben als eine kleine dumme Phrase und vielleicht irgendwo in einem Tresor ein Stoß Papiere mit Plänen für Konspirationen, nationale Diktaturen, Ministerlisten und anderm Plunder. Zeitvertreib für Einen, der nicht mit Anstand abzutreten weiß. Aus dem großen Claß ist ein kleiner Sektierer geworden. Louis Häusser ist tot, Herr Justizrat... Ein Platz ist vakant.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152 zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin;
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto Berlin 11958.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank: Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag. Prikopy 6

Wiener Bastillensturm von Carl v. Ossietzky

Die Welt, einmal aufgewühlt, will nicht mehr zur Ruhe kommen. Ein Justizskandal, der bei uns nur eben Anlaß zu einem zweitägigen Zeitungsorkan gegeben hätte, hat jetzt in Oesterreich zu einer kleinen Julirevolution geführt.

Wer allerdings mit den oesterreichischen Verhältnissen vertraut ist, weiß, daß der eine Funke nicht die verheerende Wirkung gehabt hätte, wenn nicht so entsetzlich viel Explosivstoff aufgehäuft gewesen wäre. Es ging dort unten schon lange hart auf hart. Vor ganz kurzer Zeit erst hat Otto Bauer in einem Zeitungsartikel dargelegt, daß nach seiner Auffassung die Anschlußfrage nur durch eine neue revolutionäre Bewegung in Europa gelöst werden könnte. In Deutschland hielt man das entweder für die Theoretisiererei eines orthodoxen Marxisten oder für einen taktischen Versuch, die oesterreichischen Sozialisten, die sich für eine Vereinigung mit Deutschland sehr ins Zeug gelegt hatten, wenigstens für die Dauer der gegenwärtigen berliner Rechtsregierung vorübergehend zu desengagieren. Die Ereignisse der letzten Tage bewiesen die Irrigkeit dieser Meinung. Denn Otto Bauer hat jetzt wieder gezeigt, daß er kein trockener Schreibtisch-Dogmatiker ist, sondern eine vitale Energie, ein Politiker von Witterung für die Stimmung und die seelischen Unterströmungen der Massen. Er wußte, wie furchtbar die Erbitterung der Arbeiterschaft unter dem neuen Kabinett Seipel gewachsen war. Und rückblickend müssen auch wir Außenstehenden jetzt erkennen, daß der letzte Wahlkampf im Frühjahr schon Formen angenommen hatte, die an Bürgerkrieg grenzen, und daß der Kampf um Breitner, Wiens Finanzminister, schon einen Zustand geschaffen hatte, der eigentlich nur zwei Möglichkeiten offen ließ: entweder Revolution von unten oder Staatsstreich von oben. Denn in diesem unseligen Staatswesen, diesem Stiefkind Europas, sind zwei Mächte, die sich in Todfeindschaft gegenüberstehen, zum Zusammenleben verurteilt: die Stadt Wien, die Industriestadt, und die agrarischen und klerikalen Bundesländer. Seit Kriegsende ein zähes, fanatisches Ringen. Das Land möchte seine Stadt wie einen Fremdkörper ausstoßen, und die Stadt wieder, die große und doch so enge Stadt, möchte das Land erfassen und es ihrem Geiste untertan machen. Denn die Stadt ist Gegenwart, bei aller Wirtschaftsmisere und allen überstandenen Hungerkrisen, doch ein Teil unsrer passionierten Gegenwart, die vom Heute zum Morgen durchdringen will, grandioser Versuch einer Synthese von europäischer Demokratie und russischer Arbeiterdiktatur; aber ringsum das Land, dies herrlich gesegnete Land, lebt im Zeichen des Posthorns beschaulich dahin, in halb bezaubernder, halb aufreizender Mittelalterlichkeit. Und in der Stadt selbst vegetiert ein einstmals herrschendes Bürgertum, daß den Walzertakt seiner heitern, leichten Vergangenheit nicht vergessen kann und mit

der ganzen Verständnislosigkeit eines unvermittelt auf halbe Ration gesetzten Phäakenvölkchens zusehen muß, wie ein sozialistischer Säckelmeister seine nicht grade glänzenden Profite wegsteuert, seine Luxusbedürfnisse mit Reugeldern umflort und von dem Ertrag Wohnhäuser baut, Bibliotheken, sanitäre Anstalten für die Industriemenschen, für die Arbeiterschaft.

Das ist Oesterreich von Heute: ein Staat an sich und in sich nicht lebensfähig. Kein Wunder, daß hier jede Idee prosperiert, die irgend einen Anschluß, irgend eine Vereinigung mit Irgendeinem verkündet. Den Bürgern dieses Staates ist er zur Last, sie möchten ihn am liebsten liquidieren, um in einer größern Gemeinschaft unterzutauchen. Und deshalb suchen sie alle: die Sozialisten bald die Internationale, bald die größere deutsche Partei, die Bürger abwechselnd Deutschland, Italien oder Ungarn. Wie sollen Die zusammenleben? Es ist kein Staat, sondern ein Interniertenlager. Und jetzt morden sie sich. Morgen wird der Blutrausch vorüber sein. Morgen werden sie gemeinsam ihre Toten begraben.

*

Natürlich wußten die ersten wiener Meldungen sofort von „kommunistischer Mache" zu erzählen. Der oesterreichische Kommunismus ist so schwach, daß er es bei den letzten Wahlen nicht auf ein Mandat bringen konnte. Ein paar Agitatoren sollten Hunderttausende an sich reißen? Gewiß waren Provokateure dabei. Die fehlen bei solchen Gelegenheiten nie. Aber ausschließlich Kommunisten? Man geht wohl nicht fehl, auch die aktive Teilnahme von schwarz-gelben Agenten anzunehmen, auch mögen Spitzel und Hetzer Horthys und Mussolinis dabei gewesen sein. Denn letzterer wartet schon lange auf den Anlaß, übern Brenner zu gehen, um Jugoslavien in den Rücken zu kommen, und Horthy hat sich der oesterreichischen Bourgeoisie schon oft als Retter empfohlen. In Wahrheit hatte der Aufruhr viel einfachere Ursache. Der Freispruch im Schattendorfer Prozeß hatte die Arbeiterschaft empört, ganz spontan bildete sich in den Morgenstunden ein Zug zum Justizpalast. Eine Demonstration wie viele. Aber aus der Demonstration wurde ein Putsch, nicht ein Arbeiterputsch, sondern einer des Polizeipräsidenten Schober, der, entgegen den strikten Weisungen seines Vorgesetzten, des Bürgermeisters und Landeshauptmanns Seitz, die Polizei scharf schießen ließ. Der Herr Polizeipräsident, großdeutsch, das heißt: reaktionär und antisemitisch von spezieller wiener Crescenz, war über die Gelegenheit entzückt, endlich, endlich turbulierende Arbeiter vor die Gewehrläufe zu bekommen. Jetzt war die heiß ersehnte Chance da, jetzt konnte endlich „Ordnung" geschaffen und jener, ach, so wohlbekannte Plan exekutiert werden, der als harmlose Polizeiaktion beginnen läßt, was als wohlgeratene Gegenrevolution aufhört. Jetzt konnte, heidi!, auf der Flucht erschossen werden, jetzt konnte wohl auch eine verirrte Kugel den verhaßten Finanzminister treffen, den selben Breitner, der an der Spitze eines Löschzuges sich verzweifelt bemühte, den Justizpalast zu retten; gewiß nicht aus Freude an der dort

applizierten Gerechtigkeit, sondern aus rein oekonomischen Gründen. Man ist nun einmal Sparkommissar...

Diese glatte Rechnung des Herrn Polizeipräsidenten und seiner Drahtzieher machte die sozialistische Partei zu schanden, indem sie an die Spitze der Bewegung trat, nicht um sie abzuwürgen, sondern um sie besser zu formieren und weiterzutreiben. Offene Erklärung der Partei: wir haben die Bewegung nicht verursacht und billigen ihre Exzesse nicht. Das erklärt die Partei offen. Aber zugleich tut sie das, was jede richtige Volkspartei tun müßte: sie bibbert nicht vor der „Straße", zetert nicht über Eingriff in verletzte Führerprivilegien, sie widersetzt sich nicht der Stimmung der Massen, sondern sanktioniert, was in heißer Wallung des Augenblicks entstand. Sie hat den Zusammenhang mit dem Proletariat nicht verloren. Sie tut das genaue Gegenteil der deutschen Schwester, die, wenns losgeht, immer auf die andre Seite der Barrikade flüchtet und die Müller und Watter schalten und schießen läßt. Man denke sich unsre sozialdemokratische Führerschaft in solcher Lage! Schon jetzt wandeln die Obergenossen aus der Linden-Straße mit Grundeis durch den schönen Hochsommer und warnend hebt der ‚Vorwärts' den oft geschwungenen Pädagogenfinger: „...leichten Herzens und ohne genügenden Grund beschließen erprobte alte Gewerkschaftsführer, die in Wien ebenso in der Leitung sitzen wie in Berlin, den Generalstreik nicht! Freilich sollten grade die Genossen am Klappenschrank bedenken, daß die Unterbindung des Auslandsverkehr grade auch der Arbeitersache sehr nachteilig sein kann!" O, du herziges Blauveiglein-Gemüt! Wie da Mißbilligung zwischen den sanften Worten knurrt. Nein, ‚Vorwärts' würde es den Genossen zur Pflicht machen, mit verdoppelter Treue am Klappenschrank auszuharren, und wenn der ganze Schnee verbrennt! Und ‚Vorwärts' vergißt, daß die oesterreichischen Gewerkschaftler zwar alt sind und erprobt, daß sie aber trotzdem die Tuchfühlung mit Demokratie und Sozialismus nicht verloren haben, und daß die Partei Viktor Adlers in überragender Weisheit grade diejenigen Genossen, die sie für ihre eigne Front d. u. befunden, den berliner Genossen zur besondern Verwendung dediziert hat, nämlich: Hilferding und Stampfer.

*

Die oesterreichischen Sozialisten wußten sofort, was zu tun. Arbeiterblut war geflossen. Konnte da die Parteinahme strittig sein? Sie traten an die Spitze der Bewegung und gaben dem jähen Ausbruch durch Proklamation des Generalstreiks politische Gestalt. Damit haben sie namenloses Unheil abgewendet. Denn hallt der Schreckensruf ‚Bolschewismus in Wien!' rund um die Welt, dann wird für die lauernden Marodeure in Budapest und Rom der ersehnte Vorwand da sein, und die reaktionären Elemente in den Provinzen werden vielleicht selbst um Intervention bitten. Diese Gefahr vor der Hand abgebogen zu haben, ist das Verdient der oesterreichischen Sozialistenführer. Ein europäisches Verdienst. Denn jede ungarisch-italienische Einmischung birgt die Eventualität neuer europäischer Komplikationen.

*

Für die deutschen Republikaner aber sollten die wiener Geschehnisse ein brennendes Erlebnis sein. Freund Zeitungsleser, der sich vorwiegend an das Dickgedruckte hält, hat wahrscheinlich die paar magern Kompreßzeilen übersehen, aus denen sich ergibt, daß die Regierung Seipel zögerte, die wiener Garnison einzusetzen, weil sie deren Zuverlässigkeit bezweifelte. Heeresminister ist drüben Herr Vaugoin, ein Geßler ohne schwarze Hintergründe, doch ein ebenso verstockter Reaktionär, und in dem forschen Zugriff, unbequemen Tatsachen das Gesicht nach hinten zu drehen, dem deutschen Kollegen nahe verwandt. Aber auch dieser tüchtige Herr hat es nicht vermocht, aus der kleinen Wehrmacht ein ausschließliches Instrument der herrschenden Klassen zu machen. Mögen die Regimenter in Steiermark und Tirol inzwischen auch mit sturen Bauernjungen aufgefüllt sein, der republikanisch-sozialistische Grundstock der wiener Truppen mindestens ist nicht zu erschüttern gewesen und bewährt sich in dieser verhängnisvollen Stunde.

Und schließlich der Anlaß des ganzen Aufruhrs? Ein Justizskandal, ein Freispruch von Arbeitermördern, ein Verdikt wie aus reichsdeutscher Richtergesinnung. Die Wiener schlucken nicht halb so viel wie wir. Dies eine Urteil wird ihnen zur öffentlichen Sache, die jeden angeht. So ziehen sie durch die Straße, keine Parteiinstanz kann ihnen wehren, sie zerschlagen den Laden; die Akten, die kurulischen Sessel, die grünen Tücher fliegen ins Feuer, und am Abend ist von der Residenz der Gerechtigkeit nicht mehr da als ein ausgebranntes steinernes Skelett.

Pöbel! schreiben die Zeitungen wegwerfend. Pöbel? Und wäre es so, schlimm genug, daß die Zerlumpten aufstehen müssen, um den Wohlgekleideten erst das Beispiel zu geben. Ein Bastillensturm war, was in Wien geschah, und alle Bastillen der Welt sind bisher nur von der gesichtlosen Masse niedergelegt worden; eine unbekannte kleine Frau Legros ist es, die schürt und spornt, weil sie das Bollwerk der Tyrannei in ihre Träume verfolgt, weil sie der Gedanke nicht schlummern läßt, daß dies Gemäuer ein Verbrechen ist gegen menschliches Gewissen und menschliche Würde.

Dem deutschen Republikaner aber sei gesagt: Du hast dir begeistert die Bier- und Bratenreden der Anschlußbankette angehört. Jetzt ist die einzige und nicht wiederkehrende Gelegenheit da, dem oft apostrophierten Brudervolk deine großdeutsch-republikanische Gesinnung zu beweisen. Vielleicht siegt in Oesterreich die Partei der Freiheit; vielleicht. Denkbar ist auch das Gegenteil. Denkbar ist auch, daß bald die Standgerichte mit Füsilladen und Galgen arbeiten, und der weiße Schrecken ein neues Stück Erde erobert hat. Jetzt, Republikaner, rede dich nicht aus, daß dich das nichts angeht, daß das Ausland ist etcetera. Mag es auch nur ein kleines, grausam zur Ader gelassenes Land sein, ein um ein paar Längen neben die Weltgeschichte gefallener Staat, was dort verhandelt wird, ist deine Sache, deine Sache, deine Sache.

Domela von Paul von Schoenaich

Der Fall Harry Domela, der den Witzblättern und Kabarettsängern Stoff für Monate liefert, hat eine viel zu wenig beachtete, ernste Seite. Lakaiengeist und Schranzentum haben tiefer in die Seele des deutschen Volkes gefressen, als jene glauben, die über feudale Korpsstudenten, Kommerzienräte und Adelige witzeln. Es handelt sich hier einfach um die praktische Auswirkung des krankhaft überspannten preußischen Autoritätsgedankens.

Gewiß muß überall dort, wo Menschengruppen zu einheitlichem Handeln zusammengefaßt werden sollen, eine mit Autorität ausgestattete Führerschaft vorhanden sein. Zum Verständnis der krankhaften Überspannung muß aber immer wieder auf den Ursprung grade des preußischen Autoritätsgedankens hingewiesen werden. Er entstand, als kulturell höher stehende deutsche Ordensritter den slavischen Osten kolonisierten. Dort war das Verhältnis von Herren und Knechten vielleicht angebracht. Mit dem Augenblick, wo das kulturell niedriger stehende Preußen West- und Süddeutschland in seinen Bann zwang, wurde der Grund gelegt zu Köpenickiaden und Domeladen.

So lange Schranzentum und Lakaienhaftigkeit sich auf den kleinen, um die Fürsten gruppierten Kreis beschränkte, konnte man sie dem ‚Simplizissimus' überlassen. Seit sie als Bonzentum in alle Tiefen des Volkes eingedrungen sind, ist es mit Witzeln allein nicht mehr getan.

Zunächst zwei selbst erlebte Geschichten: Im Jahre 1889 marschierten die jungen Remonten wegen Brustseuchengefahr zu Fuß von den ostpreußischen Depots in ihre Standorte. Ich führte den Transport der zweiten Garde-Dragoner, ein irgendwo von der Bank gefallenes hessisches Prinzensöhnchen, Leutnant in einem Linienhusaren-Regiment, den seines Regiments. In einem ostpreußischen Städtchen, das von einem freisinnigen Abgeordneten im Reichstage vertreten wurde, bezogen wir gemeinsam Quartier. Am Abend mußten wir das sinnlos besoffene Prinzchen in unser Hotel verfrachten. Am folgenden Morgen erwachte ich, selbst etwas verkatert, von Kindergesang. Die Schule des Städtchens brachte dem „Gekrönten" unter Führung der gesamten Lehrerschaft ein Ständchen.

In der Garde standen zwei Vettern der Kaiserin. Beide litten nicht unter Geistesblitzen. Der eine aber war ein bekannter, und für den, der ihn zum erstenmal hörte, auch wirklich amüsanter Anekdotenerzähler. Daß er der Hauptschuldige war an der persönlichen Spannung zwischen dem Kaiser Wilhelm II. und seinem Onkel, dem König Eduard VII., die politisch so verhängnisvoll geworden ist, sei nur nebenbei erwähnt. Er hat einmal in einem lichten Augenblick gesagt: Mein Vetter und ich sind sehr dumm, aber mein Vetter weiß es nicht.

Ich gebe zu, daß ein Staat mit monarchischer Verfassung seine Monarchen mit äußerm Glanz umkleiden muß. Das geschieht auch in dem politisch reifern England, wo der Mon-

arch nichts zu sagen hat. Wenn dieser Glanz, wie es bei uns geschah, aber auf die entferntesten, halbtroddeligen Vettern auch im Privatleben übertragen wird, so wirkt er nicht stärkend, sondern schwächend auf den monarchischen Gedanken. Die großen und kleinen Fürsten wußten, genau, wie der zweite Vetter, nicht, daß ihre Leistungen gewöhnlich sehr gering waren, aber sie wußten, daß sie bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit Ständchen und Fackelzüge, und nicht nur im finsteren Ostpreußen, bekamen. Sie hätten Engel sein müssen, wenn das ihre Leistungen nicht noch weiter herabdrücken sollte. Warum sollten sie sich anstrengen, die Sache ging ja auch so sehr schön.

Wer aber, wie jene ostpreußischen Lehrer, einmal vor einem besoffenen Prinzchen gekatzbuckelt hat, hegt natürlich den Wunsch, daß andere auch ein Mal vor ihm katzbuckeln. Wer ein Mal Macht über andre hatte, ob Schutzmann oder Kommerzienrat, ob Gewerkschafts- oder Parteisekretär, verlangte ein klein wenig Abglanz des höheren Wesens für die eigne Person. Und was das schlimmste war, er wurde ihnen gewährt.

Natürlich müssen höhere Wesen das Gesicht wahren, wie der Chinese sagt. Die dumme Masse darf nicht wissen, daß auch sie nur Menschen mit Fehlern und Irrtümern behaftet sind. Ich habe einmal einen Parlamentarier der Linken gefragt, ob es nicht endlich Zeit sei, zum Beispiel den Irrtum des Ruhrrummels offen einzugestehen, um endlich los zu kommen aus den Klauen der Drahtzieher aller Mißgeschicke dieser Jahre. Was antwortete er: Ja, wir sehen wohl unsre Fehler ein, aber wir dürfen doch nicht pater peccavi sagen. Dies verfluchte ‚Ich darf doch nicht pater peccavi sagen wird allmählich zu einer ebenso gefährlichen Redensart, wie die vom ‚Nestbeschmutzen'.

An zwei meiner alten Vorgesetzten denke ich mit größter Verehrung zurück: an meinen alten Kommandeur v. S. und meinen alten Reitlehrer v. St., beide katzbuckelten nicht nach oben und traten nicht nach unten. Wenn sie selbst Fehler gemacht hatten, sagten sie es, und wenn Vorgesetzte Fehler gemacht hatten, sagten sie es auch. Menschenfurcht war ihnen unbekannt, Wahrhaftigkeit war ihnen alles, und grade darum wagten sich auch die größten Ekel unter den Vorgesetzten nicht an sie heran.

Es wird so viel geredet vom Versagen der Demokratie. Unsinn, die Demokratie ist gut, nur die Demokraten taugen nichts, womit ich nicht die demokratischen Parteien meine, sondern alle ohne Ausnahme, die schon einmal vor irgend einem falschen Prinzen oder einem echten Bonzen gekatzbuckelt haben.

Der krankhaft überspannte preußische Autoritätsgedanke hat dem deutschen Volk das Rückgrat gebrochen. So lange das nicht wieder steif wird, kann morgen ein neuer Domela oder Hauptmann von Köpenick sein Unwesen in allen deutschen Gauen treiben.

Das Konkordat von Hans Hartmann

Was ist denn das — ein Konkordat? Hat es etwas mit der Konkordienformel, der sechsten Bekenntnisschrift aus dem dicken lutherischen Konkordienbuch des 16. Jahrhunderts, zu tun? Dem Sprachstamm nach wohl; aber dem Sprachstamm nach gehört auch der Männergesangverein „Konkordia" hierher. Also von Eintracht ist die Rede. Aber die Eintracht hinwiederum muß nicht immer allzu groß gewesen sein. Denn selbst Seine apostolische Majestät der Kaiser von Oesterreich hat das 1855 mit Rom geschlossene Konkordat schon nach fünfzehn Jahren, also 1870, gekündigt am 30. Juli durch Depesche des Ministers Grafen Beust.

Das älteste Konkordat, das Wormser von 1122, ist kein Konkordat. Papst und Kaiser machten sich zwar gegenseitig Zugeständnisse über die Wahlen der Bischöfe, über die Art ihrer Belehnung, über die Rückgabe der Kirchengüter und weltliche Hilfe für die Kirche. Aber es fehlt das entscheidende Merkmal eines völkerrechtlichen Vertrages. Papst und Kaiser haben die Abmachungen getrennt im Privilegium imperatoris und im Privilegium pontificis, ohne aufeinander Bezug zu nehmen, veröffentlicht. Zum Wesen des völkerrechtlichen Vertrages gehört aber nun einmal, daß er als solcher bezeichnet, ratifiziert und feierlich (und womöglich auch gleichzeitig) von den beiden Kontrahenten verkündigt wird.

Es handelt sich also hier etwa um das, was man später Zirkumskriptionsbullen nannte. Diese werden getrennt in der päpstlichen und in der staatlichen Gesetzessammlung publiziert und sind auch inhaltlich nicht so entscheidend wichtig wie die Konkordate, insofern sie nur den materiellen Bestand einer katholischen Landeskirche im Staat, im Wesentlichen die Einteilung der Diözesen, regeln, die Konkordate dagegen die prinzipielle Rechtsstellung dieser Kirchen. In Preußen gab es noch nie ein Konkordat, sondern nur solche Zirkumskriptionsbullen, vor allem die vom 16. Juli 1821 De salute animarum. Aber man muß auch die von 1824 für Hannover und die beiden Bullen von 1821 und 1827 für die oberrheinische Kirchenprovinz als Rechtsquelle hinzunehmen, denn jene umfaßt die jetzt preußischen Gebiete Kurhessen, Nassau und Frankfurt mit.

Die Lage wird noch erhellt durch die Tatsache, daß das grundlegende römische Kirchenrecht, das corpus juris canonici, die Rechtsform des Konkordates nicht kennt, wenn es auch gelegentlich den Ausdruck verwendet. Es versteht sich auch bei der mittelalterlichen Theorie vom Papsttum als Sonne und vom Kaisertum als Mond von selbst, daß Rom nicht Verträge von gleich zu gleich schließen kann.

Welches ist nun das erste Konkordat? Die Fürstenkonkordate von 1447, in denen Papst Eugen IV. die Rechtsgeltung der konstanzer und baseler Konzilbeschlüsse für Deutschland bestätigt? Aber abgesehen davon, daß er in einer fünften, geheim gehaltenen Bulle sich volle Handlungsfreiheit vorbehält, finden wir hier wieder keinen völkerrechtlichen Vertrag; denn der Papst gibt von sich aus einseitig Erlasse. So kann man als

erstes wirkliches Konkordat nur das im folgenden Jahre 1448 entstandene wiener (oder aschaffenburger) Konkordat bezeichnen, das der Kaiser offiziell namens der deutschen Nation mit dem Papste schloß. Unter den größern und kleinern Dingen, die da festgelegt wurden, sei genannt die rechtliche Festlegung der päpstlichen Monate, das heißt das Recht des Papstes, in gewissen Monaten die freiwerdenden kirchlichen Benefizien (Bischofssitze etcetera) selbst zu besetzen.

Je mehr die Staaten ihre Souveränität ausbildeten und „absolut" wurden, desto mehr Konkordate wurden geschlossen. Das 18. Jahrhundert ist voll davon. Da gibt es Konkordate mit Sardinien, Sizilien, Mailand, Polen, Portugal. Am Anfang der neuern Epoche steht aber, alle überragend, das Konkordat, zu dem Napoleon nach langen schwierigen Verhandlungen am 15. Juli 1801 den Papst — man muß schon fast sagen: zwang. Man kann also zusammenfassen: Konkordate sind an sich eher eine Äußerung der Schwäche der Kurie gegenüber starken Nationalstaaten. Sind diese aber verhältnismäßig schwach oder überwiegend kurial und ultramontan gesinnt, dann wird das Konkordat, wie jetzt in Bayern, ein Machtmittel der Kurie, um ihre Position zu festigen. Das ist zum Verständnis der Gegenwart unbedingt festzuhalten: Je stärker ein Staat in sich ist, desto weniger wird er an Rechten und Selbständigkeit durch ein Konkordat verlieren.

Man darf nie vergessen, daß die Kurie in vielen Fällen mehr erreichen wollte als ihr tatsächlich gelang. Wenige Beispiele: Der Papst wollte den Abschluß eines Reichskonkordates, der Plan scheiterte an der Auflösung des Reiches 1806. Der Papst wollte ein Konkordat mit Preußen: im entscheidenden Zeitpunkt erklärte Friedrich Wilhelm III., das Verhältnis von Staat und Kirche solle nicht durch völkerrechtlichen Vertrag, sondern durch Akte der Staatsgesetzgebung geregelt werden, und es kam nur zu der schon genannten Zirkumskriptionsbulle. Und diese wurde dazu noch staatlich durch Kabinettsordre publiziert mit dem Zusatz „unbeschadet der Majestätsrechte". In Bayern wurde das Konkordat von 1817 nur als Anhang zur Verfassungsurkunde veröffentlicht, man hatte in München, obwohl man die Herrschaft des kanonischen Rechtes zugab, doch manche Forderungen auf dem Gebiet der Schule kategorisch abgelehnt und hielt sich überhaupt an die Auffassung, daß das Konkordat nur nach Maßgabe der Staatsgesetze gelte. Noch ein Mal sei auch an die Aufhebung des Konkordates in Oesterreich erinnert.

Zum theoretischen Verständnis der Konkordate muß man noch Folgendes wissen: Seit alter Zeit unterscheidet man verschiedene Theorien über die Natur der Konkordate. Jetzt sind es deren drei: die Privilegien-, die Legal- und die Vertragstheorie. Im ersten Falle verleiht die Kirche an die Staaten Privilegien, ist also die schenkende (Anspruch und wirklicher Verlauf der Geschichte fallen ja bekanntlich nicht immer zusammen). Im zweiten Falle sind die gesamten Konkordatsverhandlungen nur Vorbereitung zu dem allein entscheidenden gesetzgeberischen Akte des Staates, der souverän seine Zu-

geständnisse an die Kirche kundgibt. Die dritte Auffassung will sagen, daß zwei gleichberechtigte souveräne Mächte einen beide bindenden Vertrag schließen. Dabei ist die Meinung der meisten Rechtslehrer die, daß ein völkerrechtlicher Vertrag auch zulässig ist mit einer „geistigen" oder „moralischen" Macht wie sie das Papsttum darstellt; denn dieses kann versuchen, die Erfüllung des Vertrages zu erzwingen, nur ist das Machtmittel, wenigstens heute, nicht mehr der Krieg, sondern irgend welche „Auflehnung" andrer Art wie im Kulturkampf. Die katholischen Kirchenrechtslehrer fassen nun freilich auch jede Vertragstheorie so auf, daß die Kirche jederzeit, der Staat aber nie das Konkordat kündigen könne.

Man wird die heutige Lage dahin verstehen können, daß die Kanonisten, also die katholischen Kirchenrechtslehrer, hauptsächlich die Privilegientheorie mit einigen Elementen aus der Vertragstheorie vertraten, während die meisten weltlichen Rechtslehrer Elemente aus der Vertrags- und der Legaltheorie miteinander mischen. Man sieht: sie können recht schwer zusammenkommen.

*

Aber die Wirklichkeit ist stärker als die Theorie. Das zeigt der interessanteste Fall aus der neuern Konkordatsgeschichte: Bayern. Das Konkordat war zwischen Nuntius, Ministerpräsident, Kultusminister Matt und Prälat Wohlmuth, einem Führer der Bayrischen Volkspartei, in rechter Heimlichkeit fertiggestellt worden. Die zur Annahme nötige Stimmenzahl wurde gewonnen, indem man auch mit den protestantischen Kirchen (rechts und links des Rheins) einen konkordatsähnlichen Vertrag schloß, so daß dann die Deutschnationalen unter Führung des Gymnasialprofessors Hilpert für alle drei Verträge stimmten. Die offizielle Einholung juristischer Gutachten war abgelehnt worden. Man wußte, warum. Die gleichwohl von andrer Seite erbetenen Gutachten der ersten Rechtsgelehrten Rothenbücher, Dyroff und Piloty lauten unter eingehender Begründung alle ablehnend:

Die in vielen Jahrhunderten geschulte kuriale Diplomatie hat bei dem bayrischen Konkordat auf der ganzen Linie gesiegt. Und die — weit unterlegene — protestantische Diplomatie, die die Entscheidung in der Hand hatte, gab ihren „Trumpf" um ein Linsengericht aus der Hand. Dieses Linsengericht ist nahrhaft, man muß es sagen: es bedeutet die dauernde Dotierung der Kirchen aus Staatsmitteln, entgegen der urchristlichen Idee der Kirche, die immer ein großes Wagnis darstellte und darstellen mußte.

Drei Punkte vor allem kennzeichnen die Gefahren. Zunächst der Artikel 15. Er lautet: „Der Unterricht und die Erziehung der Kinder an den katholischen Volksschulen wird nur solchen Lehrkräften anvertraut werden, die geeignet und bereit sind, in verlässiger Weise in der katholischen Religionslehre zu unterrichten und im Geiste des katholischen Glaubens zu erziehen."

Man mag diesen Paragraphen drehen und wenden wie man will: es kann schließlich kein Zweifel darüber sein, daß er der

Reichsverfassung widerspricht. Denn danach darf jeder Lehrer, auch an Bekenntnisschulen, den Religionsunterricht ohne Angabe von Gründen niederlegen. Diese können ja auch sehr verschiedener Art sein: es kann ein Zwist mit dem Pfarrer vorliegen, dessen Beaufsichtigung man sich nicht unterstellen will; es kann aber auch sein, daß sich ein Lehrer nicht oder noch nicht reif fühlt, den Religionsunterricht zu geben. Macht er dann von seinem Rechte Gebrauch, so hängt in Bayern das Damoklesschwert des Konkordats über ihm, während der Banause, der Religion wie Geschichtszahlen mechanisch drillt oder gar einprügelt, nichts zu fürchten hat. So weit sind wir gekommen.

Tatsächlich beginnt sich der bayrische Löwe langsam zu regen. Die Geistlichkeit hat bereits gegen diesen oder jenen Lehrer, sogar wegen außeramtlicher Führung, Einspruch erhoben. Einer ist an eine Simultanschule versetzt worden. Aber das wird man nicht oft machen können; denn es gibt fast keine Simultanschulen in Bayern. Bleibt: Absetzung. Auch sonst mischt sich kirchliche Auffassung seltsam in staatliche. In einem Fall hat der Staat in einem Disziplinarverfahren zum mindesten den Anschein erweckt, als ob er sich der — mehr als katholischen! — Ansicht anschließe, eine protestantische Ehe sei ein Konkubinat. Und dies in einem Staate, in dem die Zivilehe gesetzlich festliegt.

Der zweite Punkt ist der Artikel 8, wonach die kirchliche Instanz „Mißstände im religiös-sittlichen Leben der katholischen Schüler", ja „etwaige Verletzungen ihrer Glaubensüberzeugung oder religiösen Empfindungen im Unterrichte" beim Staate beanstanden kann, der für Abhilfe sorgt. Da 31 Prozent der konfessionellen Schulen in Bayern Gastkinder aus andern Konfessionen enthalten, kann also jeden Tag der Fall eintreten: Ein katholisches Kind in einer evangelischen Schule fühlt sich durch rühmendes Hervorheben Luthers in der Geschichtsstunde in „seiner Glaubensüberzeugung" verletzt. Nach kurzer Zeit verschwindet der Lehrer ... Oder es geht ein wahres Ausfragen der Kinder durch den Geistlichen los nach etwaigen „Verstößen" des katholischen Lehrers in Biologie oder Geschichte. Und der Staat muß dann einschreiten.

Der dritte Punkt ist die eventuelle Dotierung des bischöflichen Regierungsapparates, der 1,2 Millionen beansprucht, durch „eine Veräußerung des Grundstockvermögens" (nach Piloty), die der bayrischen Verfassung widerspricht. Daraus können dem Staate noch unendliche finanzielle Verpflichtungen erwachsen, an die selbst die Verteidiger des Konkordates nicht recht zu rühren wagten; deshalb hat man ihnen auch bescheinigt, sie versprächen etwas, von dem man genau wüßte, man werde es nicht halten.

Das ist die Lage. Sie ist hell und grell genug für den, der sehen will. Wir aber gedenken der tapfern Worte des leitenden bayrischen Ministers Graf Lerchenfeld zum alten bayrischen Konkordat von 1817: „Mindestens umzuändern sei die Bestimmung über die Einwirkung der Bischöfe auf die öffentliche Erziehung in Artikel 5, indem durch denselben die ganze

Erziehung auch in den öffentlichen Schulen in die Hände des Klerus nach und nach kommen müsse, wohin ohnehin die unverhohlene Tendenz der römischen Kurie gerichtet ist. Ihr künftig entgegenzuarbeiten, ist die heilige Pflicht einer treuen und wachsamen väterlichen Regierung."

Krieg in Europa von Arthur Seehof

Wir alle: die Pazifisten, die Revolutionäre rufen und rufen: verhindert den Krieg von Morgen. Wir zeigen wieder und immer wieder auf, wie die Imperialisten den Krieg von Morgen vorbereiten. Gewiß, der Ruf gegen eine neue Massenabschlachtung von Menschen ist wichtig und notwendig, sehr wichtig und sehr notwendig sogar; die Feststellungen, daß tatsächlich von allen großen und kleinen Staaten der Erde gerüstet — „abgerüstet" — wird, sind erforderlich, sehr erforderlich sogar, damit der Mensch weiß, wie er eines Tages wieder in den nationalen Dreck hineingetrieben werden soll. Alles dieses aufzuzeigen und nach Möglichkeit abzuwehren, ist wichtig, notwendig und erforderlich. Noch wichtiger aber ist es, dem Krieg, der augenblicklich in Europa tobt, die Kehle zuzudrücken ...

Was? Krieg in Europa?, höre ich jetzt die Leser fragen. Ja, in Europa ist Krieg, regulärer Krieg. Doch der Angreifer schießt diesmal, statt mit Kanonen und Giftgasen, mit „Friedens"-Reden und mit der vergiftetsten Waffe: mit dem wirtschaftlichen Boykott. Der Wirtschaftsboykott des Mächtigen gegen den Schwächern ist die niederträchtigste, gefährlichste und gegen ein ganzes Volk gerichtete Kriegswaffe von Morgen. Sie kann von wenigen Trustmagnaten und ohne jeden militärischen Apparat geführt werden. Augenblicklich probiert Großbritannien diese Kriegswaffe einmal praktisch aus. Es hat sich dazu einen mächtigen, wirtschaftlich aber noch immer nicht sehr starken Gegner ausgesucht: Sowjet-Rußland.

Die Kanonen, die Flugzeuge, die Giftgase sind in Reserve. Sie können jederzeit mobilisiert werden. Vorläufig will man sie aber noch in Reserve lassen — und der wirtschaftliche, vom großbritannischen Auswärtigen Amt geführte finanzielle Boykott geht über das fleißige, tapfere russische Volk nieder. Dieser von England gegen Rußland geführte Wirtschaftskrieg ist das definitive Ende des „Friedens" von 1918. Er ist die Eröffnung des neuen Krieges in Europa und Asien. Mehr: er ist der neue europäisch-asiatische Krieg. Und die sozialdemokratischen Arbeiterorganisationen, die wieder einmal beschlossen haben, den Krieg, wenn er droht, mit allen Mitteln zu verhindern, merken überhaupt gar nicht, daß Krieg ist. Sie schimpfen über Rußland, sie sind nicht so recht zufrieden mit England und erschrecken und protestieren, wie die alten bürgerlichen Pressetanten, daß in diesem von England mit den verbrecherischsten Mitteln geführten Vernichtungskrieg auch einige russische Gewehre losgehen.

Selten hat das demokratische England seine eignen Truppen ins Feuer geführt, auch diesmal ist es in der Lage, sie in Europa und Asien in drohender Reserve zu halten ...

Kutisker und die Ärzte von Ferdinand Nübell

Nach der Strafprozeßordnung gebührt dem Angeklagten das letzte Wort. Hier hatte es der Geheime Medizinalrat Doktor His, Leiter der I. medizinischen Klinik der Charité, dessen Fürsorge Iwan Kutisker seit dem 30. Juni 1926 anvertraut war und unter dessen Händen er am 13. Juli 1927 verstarb.

Herr His mußte in seiner Verteidigungsrede — denn eine solche war es für ihn — zwar erklären, daß schon während der Verhandlung das Herz Kutiskers von Zeit zu Zeit ausgesetzt habe. Dies sei aber durch harntreibende und andre Einspritzungen immer wieder behoben worden. (Die Anzahl der Einspritzungen nannte er leider nicht.)

Die Verhandlungsfähigkeit sei bis zum Schluß zu bejahen gewesen und die zweimonatliche Verhandlung — zu dieser Behauptung verstieg sich der Herr Geheimrat — habe den Zustand Kutiskers nicht ungünstig, sondern günstig beeinflußt, sie habe nicht erregend, sondern beruhigend auf ihn gewirkt.

Dieses letzte Wort aus dem Munde eines als Autorität angesprochenen Sachverständigen darf nicht das letzte in der Tragödie Kutisker bleiben. Nur die Tatsachen mögen hier sprechen:

Am 22. Dezember 1924 wurde Iwan Kutisker in Haft genommen. Mitte März 1925 schon stellte der Gefängnisarzt Doktor Hirsch fest, daß der Häftling infolge Schlagaderverhärtung, sehr hohen Blutdrucks und Zunahme der Nervenstörung nicht haftfähig sei, daß infolge des schweren Herzfehlers Lebensgefahr bestehe.

Am 27. März 1925 äußerten der Hausarzt Cassel, Gerichtsarzt Medizinalrat Störmer und der Leiter der II. medizinischen Klinik der Charité, Professor Kraus, daß der Zustand zwar augenblicklich nicht lebensgefährlich sei, daß aber Lebensbedrohung entstehen könne infolge Schwäche des Herzens, Lungenschlag oder Gehirnschlag.

Am 22. April 1925 gab der Gerichtsarzt Doktor Bürger sein Gutachten dahin ab, der Zustand sei verschlechtert infolge stenocardischer Anfälle, der Blutdruck sei 230, die Haftfähigkeit zu verneinen.

Der daraufhin von der Verteidigung gestellte Haftentlassungsantrag wurde vom Untersuchungsrichter und durch Beschluß der Strafkammer vom 15. Mai 1925 abgelehnt; ein neuer Haftentlassungsantrag von der Verteidigung am 13. Juni 1925 gestellt unter Berufung auf ein neues Gutachten des Geheimrats Kraus vom 25. Mai 1925, wonach Kutisker nicht nur nicht verhandlungsfähig war, sondern jeden Augenblick nahe Lebensgefahr eintreten könne. Die Verteidigung wies darauf hin, daß es doch nicht Sinn und Zweck der Untersuchungshaft sein könne, einen körperlich schwer Kranken so elend werden zu lassen, daß er schließlich überhaupt nicht mehr verhandlungsfähig sei oder sterbe.

Auch dieser Antrag wurde von der Beschwerdekammer des Landgerichts I am 4. Juli 1925 auf Kosten Kutiskers zurückgewiesen, weil nach einer neu eingeholten gutachtlichen Äuße-

rung des Direktors der I. medizinischen Klinik — das ist Herr Geheimrat His — der Zustand eine Entlassung aus der Haft nicht erheische, noch „die Ausführung eines Fluchtplans unter Ausnutzung der für einen solchen verwertbaren Hilfsmittel der modernen Technik — wohl gedacht an das Flugzeug des Herrn Staatsanwalts Caspary — ausgeschlossen erscheinen lasse". Die dagegen eingelegte weitre Beschwerde vom 9. Juli 1925, die in ausführlicher Begründung darauf hinwies, daß eine Vollstreckung der Untersuchungshaft in der Charité rechtlich überhaupt unzulässig sei, da das Haftlokal das Untersuchungsgefängnis sei und, wenn ein Häftling nicht so weit haftfähig erscheine, in diesem gesetzlich vorgeschriebenen Haftlokal die Haft verbüßen zu können, eben seine Freilassung erfolgen müsse, ging nicht bis zum Kammergericht, sondern veranlaßte die Strafkammer des Landgerichts I unter Abänderung ihres Beschlusses vom 4. Juli 1925, den Haftbefehl aufzuheben, da laut Äußerung des Geheimen Medizinalrats Professor Doktor Kraus vom 15. Juni 1925 Lebensgefahr bestehe und mit Herstellung der Verhandlungsfähigkeit bei weiterm Verbleib in der Charité nicht zu rechnen sei.

Daraufhin wurde Kutisker am 15. Juli 1925 aus der Haft entlassen. Er erholte sich so weit, daß schließlich im Mai 1926 die Verhandlung in erster Instanz vor dem Schöffengericht Berlin-Mitte stattfinden konnte. Diese Verhandlung zog sich von Woche zu Woche hin und hatte für Kutisker infolge der vielen damit verbundenen Aufregungen zur Folge, daß er schwächer und schwächer wurde und fortwährend schwere starrkrampfähnliche Anfälle bekam.

Er konnte daher schließlich zu den Verhandlungen nicht mehr erscheinen. Die Verteidigung regte an, das Verfahren gegen ihn abzutrennen, da er verhandlungsunfähig sei. Das Gericht erster Instanz verhandelte aber weiter, indem es einfach annahm, der Angeklagte Kutisker habe sich freiwillig aus der Verhandlung entfernt. Alle Gutachter — auch Professor Seelert als Gerichtsarzt — hatten zwar Verhandlungsunfähigkeit festgestellt. Das Gericht hielt sich an den Geheimrat His und seine gegenteilige Ansicht.

Die Verhandlung wurde zeitweise ohne Kutisker, zeitweise am Krankenbette in der Wohnung fortgeführt, und schließlich erfolgte am Tage vor der Urteilsverkündung eine neue Verhaftung und die zwangsweise Überführung Kutiskers in die Charité.

Es gab damals zwischen den Verteidigern und den Ärzten Doktor Cassel und Doktor Grunenberg einerseits und Herrn Geheimrat His andrerseits eine erregte Debatte über die Haftfähigkeit, die schließlich dahin führte, daß keiner, weder der Beamte der Staatsanwaltschaft noch Herr Geheimrat His, die Verantwortung tragen wollte.

Die Überführung unterblieb an diesem Tage zunächst, wurde dann aber in den nächsten Tagen auf ausdrückliche Anweisung des Vorsitzenden, Amtsgerichtsrat Ahlsdorf, durch Kriminalbeamte mit Gewalt durchgeführt. So kam Kutisker am 30. Juni erneut in die Charité, und zwar diesmal nicht in

die vom Geheimrat Kraus geleitete II. medizinische Klinik, wo er früher gelegen hatte, sondern in die von Geheimrat His geleitete I. medizinische Klinik. Bis zum 3. Juli war dem Angeklagten ein neuer Haftbefehl noch nicht zugestellt. Die Verteidigung verlangte daher mit Schriftsatz vom 3. Juli die sofortige Entlassung und verlangte weiter, daß die überwachenden Kriminalbeamten sofort zurückgezogen würden, da ihnen keinerlei Aufsichtsrecht über Untersuchungsgefangene zustehe.

Erst daraufhin wurde nachträglich der am 24. Juni erlassene Haftbefehl zugestellt. Die damals eingelegte Beschwerde wurde wiederum, und zwar am 21. Juli 1926, durch Beschluß derselben Strafkammer, die seinerzeit die Haftentlassung angeordnet hatte, abgelehnt.

Dieser Beschluß stützte sich auf ein neues Gutachten des Professors His vom 1. Juli 1926, das die Lebensgefahr als nicht bestehend erklärte und die Haftfähigkeit bejahte.

Andre Gutachter als Professor His wurden nicht mehr befragt.

Am 3. August wurde gegen diesen neuerdings ablehnenden Beschluß eine sehr ausführlich begründete weitere Beschwerde beim Kammergericht eingereicht, in der ausdrücklich beantragt war, die frühern Gutachter, die das Krankheitsbild länger kannten, nämlich die Gerichtsärzte Bürger und Hirsch, die behandelnden Ärzte Cassel und Grunenberg und insbesondere den Leiter der II. medizinischen Klinik, Herrn Medizinalrat Professor Kraus, zu hören. Über diese Beschwerde wurde nach mehr als sechs Wochen vom Kammergericht noch nicht entschieden, so daß am 18. September die Verteidigung einen neuen Antrag stellte, in dem geltend gemacht wurde, daß der Gesundheitszustand Kutiskers sich derart verschlechtert habe, daß jederzeit ein Schlaganfall oder der Tod eintreten könne — das Gewicht Kutiskers war damals von 55 kg von Ende Juni bis auf 47½ kg heruntergegangen. Es wurde hervorgehoben, daß dem Patienten dauernd große Aderlässe gemacht würden und daß ihm in der Charité verwehrt sei, sich von Ärzten seines Vertrauens behandeln zu lassen, was an sich einem Untersuchungsgefangenen nicht verwehrt werden könne. Es war erwähnt, daß Kutisker am 11. September einen Schlaganfall erlitten habe und endlich verlangt, eine Entscheidung darüber zu treffen, ob die Untersuchungshaft überhaupt durch Festhaltung in der Charité nach den gesetzlichen Vorschriften zulässig sei. Erst am 23. September, also nach mehr als sieben Wochen, entschied endlich das Kammergericht, ohne auf die letzte Frage einzugehen, und wies gleichfalls die weitere Beschwerde zurück, wiederum gestützt auf ein Gutachten des Geheimrats His vom 1. und 21. Juli, wonach angeblich die Gesundheit wieder hergestellt sei, daß Kutisker leichter als früher die Flucht ergreifen oder sich wenigstens verbergen könne. Das Gutachten hatte sogar von Täuschungsversuchen des Angeklagten gesprochen und damit die Ansicht des Gerichtes gerechtfertigt, daß die abweichenden Gutachten andrer Ärzte aus früherer Zeit keinen Zweifel an der Richtigkeit der von dem Sachverständigen His gewonnenen Ansicht rechtfertigen, so daß „die

Zuziehung andrer Sachverständiger nicht erforderlich erscheine".

Die Verteidigung ließ jedoch nicht nach und machte am 30. Oktober 1926 ein neues Haftentlassungsgesuch, da sich der Zustand Kutiskers ständig verschlechtert hatte, er ständig Morphiumeinspritzungen bekam und ständig Schlafmittel zugeführt erhielt, um überhaupt gelegentlich schlafen zu können.

Auch dieser Antrag wurde durch erneuten Beschluß der ersten Strafkammer des Landgerichts I vom 12. November 1926 wiederum unter Berufung auf die Autorität des Herrn Geheimrats His abschlägig beschieden. Inzwischen nahte die Berufungsverhandlung. Die Verteidigung beantragte schon mit Schriftsatz vom 17. Januar 1927 die Zuziehung eines Gerichtsarztes.

Auch diesem Antrag wurde nicht entsprochen, die Autorität des Herrn His war so groß, daß das Gericht keine Veranlassung nahm, einen andern Sachverständigen hinzuzuziehen, woraus übrigens der Strafkammer unter der mustergültig objektiven Leitung des Direktors Schulze nicht der Schatten eines Vorwurfs gemacht werden soll.

Als die Hauptverhandlung in der Berufungsinstanz begann, war Herr Geheimrat His verreist. Während der ganzen Berufungsverhandlung ist er kaum an drei Tagen an Gerichtsstelle gewesen, sondern abwechselnd zwei seiner jungen Assistenten. Als schließlich am 7. Juli auf Antrag der Verteidigung der Sanitätsrat Ruhemann vernommen wurde, erschien Herr Geheimrat His, um Herrn Sanitätsrat Ruhemann entgegenzutreten und die Verhandlungsfähigkeit Kutiskers erneut zu bejahen.

Auch der Tod vor Beendigung der Verhandlung hat den Herrn Geheimrat His nicht überzeugt, daß Kutisker verhandlungsunfähig war, was alle sonst befragten Ärzte, insbesondere der Medizinalrat Professor Kraus, schon anderthalb Jahre vorher erkannt hatten.

Dies sind die nackten Tatsachen, die keines Kommentars bedürfen. Manchem möchte allerdings danach wohl scheinen, als ob ohne Skandal in der Öffentlichkeit und nur auf dem gesetzmäßigen Wege einem armen Opfer Gerechtigkeit nicht widerfahren kann. Die Öffentlichkeit aber hat sich Kutiskers nicht angenommen.

Hatte er das wirklich nicht verdient? Und wenn nicht er, vielleicht dann doch die Sache!

Der Marschall

Ich kann alleweile nich still sitzen und nich die zene zusammen Beißen wen ess Sich um dass Vatterlandt und die freyheit Handelln duht, lasst das lausse und sch . . . Zeugh von denen Diplohmahtiker zu Allen teuffeln faren; warumm soll nich alles Auffsitzen und loß auff die frantzossen wie das Heyllige donnerwetther . . . dahrum so sag Ich, marrsch und auff und mitt den Degen den feindt in die ribben.

Blücher

Deycke über Kant von Walther Petry

Wer ist Deycke? Aber weiß man, wer Kant ist? Derjenige, der es gewußt zu haben glaubte, und es wußte, ohne Herrn Deycke zu kennen, muß jetzt einsehen, sich geirrt zu haben. Die Statue der apriorischen Intelligenz wechselt den Namen, an die Stelle des Königsberger Philosophen schiebt sich, ihn um beträchtliches überragend, Georg Deycke. Dies nicht nur bildlich, sondern in wortwörtlichstem Verstande: Der Verlag, dessen Name keineswegs verschwiegen werden soll, Charles Colemann in Lübeck, versendet auf die Anforderung der in seinem Verlage erschienenen Kantausgabe den ersten Band dieser Ausgabe schlicht unter: Deycke, Kritik der praktischen Vernunft. Hier muß also etwas außerordentliches vorgegangen sein, und derjenige, der auf die Anzeige hin, daß Kant ins Deutsche übersetzt werden soll, diese Übersetzung verlangt, muß denn auch erkennen, und je mehr je tiefer er eindringt, daß hier, gemäßigt gesprochen, eine ganz besondere Art des „deutschen Geistes" sich darstellt. Entwickeln wir den Prozeß.

Irgend ein Unbekannter, der deutschen Sprache nur obenhin mächtig, entdeckt eines Tages in sich philosophische Ansprüche, will sie befriedigen, hat etwas von Kant als der repräsentativen deutschen Philosophie an sich gehört, besorgt sich einen Band, schlägt ihn auf und erschrickt. Das was er liest, ist anders, als das was er zu finden hoffte, — um so schlimmer für Kant. Jemand, der philosophiert und dies in einer Form, die ihn für unsern Unbekannten schwer verständlich sein läßt, muß notwendig revidiert werden. Man nennt diesen Vorgang richtig Ausgleichung unterschiedener Ebenen. Kant, der immerhin etwas zu sagen gehabt hatte, bediente sich eines Stiles und einer Terminologie, die ihn für das Verständnis der breiten Masse zu anstrengend macht. Gerade auf das Verständnis der Allgemeinheit aber kommt es in diesem Falle an; jedermann, unser Unbekannter weiß es, hat den unzähmbaren Trieb (dafür ist er Deutscher), sich mit dem klassischen spekulativen Idealismus auseinander zu setzen, — die Folgerungen können nicht zweifelhaft sein. Ausgehend von der Unveränderlichkeit des allgemeinen geistigen Niveaus, muß alles, was darüberliegt, gesenkt werden: den praktischen ungeheuren Anfang macht Herr Deycke mit der Übersetzung Kants in ein Deutsch, das man schlechthin das „Deyckesche" nennen kann. Hier beginnt etwas, was in einer komischen Fußnote zur Geschichte der deutschen Philosophie als „Deyckismus" bezeichnet werden wird, eine Richtung hemmungslos handelnder Ignoranz, der von allen Seiten noch freundlich zugenickt wird.

Das Vorwort zu diesem Deycke-Kant gibt mit aller nur wünschenswerten Klarheit die allgemeine Situation: „Das strahlende Lebenswerk unsres größten Denkers ist außer den Fachgelehrten nur einer kleinen Schar unsrer Volksgenossen wirklich und innerlich bekannt." Eine Erscheinung, die Deycke, da sie ihm entgegentrat, nicht mehr ruhen läßt, und nach den Gründen fragend, sieht er sie zum Teil „in der weitverbreiteten Stumpfheit des jetzigen Geschlechts, das im Hasten nach klingendem Erwerb achtlos an den ewigen Schätzen des Geistes

vorübergeht", aber doch nur zum Teil darin. Zum andern Teil ist eben Kant selbst, der jedem Redlichen, der bestrebt ist, „in den tiefen Schacht der Kantischen Weltanschauung an der Hand des Meisters selber hinabzusteigen", Schwierigkeiten in den Weg wälzt, die erst nach „jahrelangem Bemühen" zu überwinden sind. Das Lämpchen aber, das diesen von Kant so im Dunkel gelassenen Schachtgang erhellen soll, zündet mit begeisterter Hand Herr Deycke an. Als Dualist, der er ist, trennt er den philosophischen Körper in zwei Hälften, nennt eine Stoff, die andre Form, läßt die erste liegen und beschäftigt sich mit der zweiten. Das Ziel ist also der Kantische Gedanke in Deyckescher Verleiblichung: jedem, der dieses Monstrum sich vorstellt, gehen vor Scham die Augen zu. „Kant schreibt, wie er denkt: in ununterbrochenem Flusse." Nicht so Herr Deycke. Die „ganz ungeheuer langen, aber auch sonst ungefügen und verschachtelten Sätze, die allerdings für den Kenner gedanklich zusammenhängen, dem Anfänger aber oft gradezu Rätselaufgaben stellen", sind etwas, was er kurzerhand abschafft. Es geht hier nicht um Kenner, sondern um Anfänger, und die Nüsse, die das Köpfchen dieses Anfängers nicht aufschlagen kann, die zertrümmert Deycke. Er wird im weitern so deutsch, daß man statt des Namens nur noch ein Hakenkreuz zu setzen braucht, um dasselbe Zeichen gemacht zu haben. Die Schwierigkeit, die Kant hatte, sich „mit den schulmäßigen Ausdrücken seiner Zeit auseinanderzusetzen, läßt ihn eine Fülle fremdsprachlicher Worte gebrauchen, die den Uneingeweihten in irres Dunkel führen." Die Funken, die Herr Deycke aus dieser Nacht schlägt, scheinen uns nicht weniger irr. Wir sehen ihn dastehen, ganz und gar versteinert in Bekümmertheit, die Arme ins Dunkel gereckt, aus dem ihm der Name Kant wie ein Irrlicht schimmert, und überlegen: „Was soll man tun, um dem Nichtwissen zu entgehen und das hohle Wortgeklingel des Scheinwissens zu verscheuchen?" „Wer lautere Klarheit will, der muß die Urworte des Meisters auf sich wirken lassen." Doch nur, wie wir bescheiden einflechten, nachdem Herr Deycke die Trümmer der Kantischen Terminologie sanft beiseite geräumt hat. Wir sehen ihn sich aufmachen, der Abgesandte der deutschen Spießermajorität, und was er geht, das kann nur der „einzig richtige Weg" sein. „Es ist nichts weiter geschehen," ruft er allen Erschrockenen, die ihn bremsen wollen, zu, „als daß die langen verwirrenden Sätze der ursprünglichen Fassung in ihre Einzelglieder aufgelöst und neu zusammengestellt sind, als daß gleichzeitig sämtliche Fremdwörter ausgemerzt und durch passende Ausdrücke aus unserm überreichen deutschen Wortbestande ersetzt worden sind." Armer fassungsloser Kant! Zu bemitleidende deutsche Nation! Jener in Königsberg ahnte nicht, wie weit sein Werk nur ein Anfang war, den in spätern bessern Zeiten der Enkel Deycke fortführen sollte. Er schrieb wohl Deutsch, doch ein begrenztes, und ein verderblicher Hang nach Fremdwörtern und zu langen Sätzen ließ ihn an der Klarheit und dem überreichen deutschen Wortbestande vorbeigehen. Denn die wahre Erkenntnis, ganz bescheiden gesprochen, hat Deycke, „daß sich

die tiefsten Dinge nur in der eigenen Muttersprache klar und anschaulich erkennen lassen." Soweit also, was Kant schrieb, Kauderwelsch war, wird es Herr Deycke einkochen und diesen Sud zur völligen Klarheit destillieren. „Auf diese einfache Weise wird mit einem Schlage das Dunkel aufgehellt für jedermann, ohne daß nun wieder dem Verständnis die Gefahr droht, sich und andre durch lee — —ren Wortschwall zu betrügen."

Dieses aufschlußreiche Vorwort ergänzt sich mit einem andern zur dritten Auflage. Deycke, der „immer mehr überzeugt ist, im Ganzen das Rechte getroffen zu haben", kündigt das Erscheinen der übrigen Hauptwerke Kants an. Wir sind überzeugt, daß dieser Mann, einmal auf den Geschmack gekommen, nicht eher aufhören wird, bis er die ganze deutsche klassische Literatur aufgenommen und auf deyckisch wieder von sich gegeben hat. Inzwischen wird sein Kant die zwanzigste Auflage erreicht haben. Dies alles ist, wie es der rasende Lübecker still aussagt, entsprungen der „Achtung, wie sie Kant selber als sittliches Gefühl lehrt," entsprungen der „Ehrfurcht, wie sie Goethe im Wilhelm Meister durch die Erziehung wecken will, — denn das ist die Stimmung, die einzig am Platze ist," und die Herrn Deycke den bearbeitenden Federhalter gleichsam auf Kommando des deutschen Genius in die lübecksche ehrliche Hand drückte.

Die Herren Kolonisatoren von Theobald Tiger

Müßt ihr wieder Kolonien haben?
Müßt ihr wieder Diamanten graben,
die Herr Dernburg findt?
Müßt ihr die Hereros kujonieren?
Süd-West-Afrika mit Blut regieren?
Seid ihr taub und blind?
Habt ihr solchen Drang zum Pionier?
Hier:

Hier in Deutschland liegen tausend Meilen
naß und unter Schlamm — ein grüner Sumpf.
Eine Wildgans schreit; an alten Seilen
hängt die Brücke überm Weidenstumpf . . .
Sucht ihr Arbeit für den Pionier?
Hier.

Keine Leute trocknen euch die Moore —
dazu sind die Löhne viel zu klein.
Strafgefangene stehn im feuchten Rohre,
schuftend . . . schmunzelnd steckts der Bauer ein.
Sucht ihr Arbeit für den Pionier?
Hier.

Euer Land liegt schon seit tausend Jahren
faulend, ungenutzt morastig, brach.
Ihr schickt bramsige Beamtenscharen
nach Australien — werft noch Gelder nach.
Müßt ihr wieder Kolonien haben?
Müßt ihr wieder Diamanten graben?
Laßt die Welt mit euern Kolonialmandaten
nur in Ruh! ihr wollt noch mehr Soldaten . . .
Admirale, Gouverneur und Offizier!
Fangt zu Hause an!
Die Moore warten. Hier

Gibt es eine amerikanische Oper?

von Carl A. Bratter

Der amerikanische Nationalismus in der Musik datiert nicht von gestern. Das Musikleben der Vereinigten Staaten wird seit jeher von europäischen — vorwiegend deutschen — Komponisten bestritten. Tondichter amerikanischer Geburt und Abstammung waren und sind, bestenfalls, im Kontrapunkt, in der Musiktheorie bewandert und schreiben einen saubern, manchmal tadellosen Symphonie- oder Quartettsatz; aber die Erfindung ist spärlich und die Abhängigkeit von europäischen Meistern ebenso unverkennbar wie das Bemühen, diese Abhängigkeit abzustreifen. Selbst der weitaus begabteste unter ihnen, der verstorbene Edward Mc Dowell, hat — trotz seiner „Indianer-Suite" — europäische Musik geschrieben. Wirkliche amerikanische Musik, nicht etwa bloße Verwendung und Variierung volkstümlicher amerikanischer Weisen, hat bisher nur ein — Böhme gemacht: Anton Dvořak in seiner Symphonie „Aus der neuen Welt." (Dvořak war einige Jahre lang Leiter des NewYorker „National Conservatory of Music" der Mrs. Jeanette Thurber.) Dieser geniale Tscheche ist in den ureigensten Geist der amerikanischen Melodik und Rhythmik tiefer eingedrungen als die demselben Ziel und Stil nachstrebenden Amerikaner; in den amerikanischen Musikgeist, wie er sich aus der indianischen Urkultur heraus durch Vermischung mit „weißer" und „schwarzer" Musik — den Melodien der Eroberer und Neger — ganz kunstlos zu einem gewissen Eigenleben gestaltet hat. Mc Dowell und andre Begabte haben amerikanische Themen zu Kunstmusik verarbeitet, und ihre kontrapunktische und sonstige theoretische Tüchtigkeit hat das Naive, Autochthone der wirklichen amerikanischen Musik aus ihren Partituren vertrieben. Durch diese Partituren zog und zieht sich der europäische Kompositionsstil, der nun einmal nicht zu verdrängen ist, — zog und zieht der in jahrelangen Studien anerzogene europäische (sagen wir ruhig: deutsche) Musikgeist; früher der romantisch-klassische, jetzt der atonale. Einige Melodie-Typen der südstaatlichen Neger sind alles, was man in Wirklichkeit amerikanische Musik nennen kann. Aber auch der talentvollste Liederkomponist dieser Rasse, Burleigh, hat doch mehr Kunst- als Naturmusik produziert.

Die sehr zahlreichen Versuche, rein amerikanisch zu komponieren, haben schon vor Jahrzehnten eingesetzt. Vergebliche Mühe. Es hat sich gezeigt, daß die maßgebenden Beurteiler sich bis auf den heutigen Tag nicht einmal darüber einig sind, was, streng genommen, „amerikanische" Musik — zum Unterschiede von der europäischen — eigentlich ist. Der musikalische Humus Amerikas ist vollgetränkt und vollgesogen von europäischer Musik. Das musikalische Fühlen und Denken der musikliebenden und musikverständigen Amerikaner (es sind ihrer im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung nicht allzuviele) hat seine Wurzeln in den Werken deutscher Meister, daneben etwa noch in denen Chopins, einiger Russen, Italiener und Franzosen. England spielt da kaum eine nennenswerte

Rolle. Der riesige Musikbetrieb in den Vereinigten Staaten wird, soweit ernste Musik in Frage kommt, fast ausschließlich mit europäischen Kompositionen bestritten. In NewYork, Chicago, Boston und einigen andern ganz großen Städten wird sehr viel konzertiert; die Programme weisen beinahe ausnahmslos nichtamerikanische Namen auf. In der Oper dominieren die Italiener und Deutschen; hie und da kommt ein Franzose (Massenet, Gounod, Ambroise Thomas) zum Wort. Den Massen der Musikfreunde und Musikverständigen — wenn man in Amerika von solchen „Massen" sprechen kann — muß „amerikanische" Musik, und schon gar eine amerikanische Oper, gradezu als etwas Fremdartiges erscheinen. Paradox, aber wahr.

Im Februar 1926 hat man im NewYorker Metropolitan Opera House ein „amerikanisches" Ballett aufgeführt, das „Skyscrapers" (Wolkenkratzer) hieß. Diese textliche und musikalische Untat (es war Jazz-Musik mit entsprechendem Libretto) wurde von der maßgebenden Kritik entschieden abgelehnt. Als einige Monate später verlautete, daß dasselbe Opernhaus die Aufführung einer wirklich amerikanischen Oper plane, nahmen dieselben Kreise die Meldung zunächst mit einigem Unbehagen auf. Erst als man erfuhr, daß Textdichterin wie Komponist ernst zu nehmende Schaffende seien, faßte man Mut. Die Oper hat vor kurzem ihre Erstaufführung erlebt. Die Berufenen haben mit Achtung von dem Werk gesprochen — anscheinend mit Recht. Aber das Endergebnis der sehr ausführlichen Erörterung, soweit sie Beachtung verdiente, war dennoch, daß die Oper nicht als eine rein amerikanische Opernschöpfung anzusehen sei. Wie ein Blatt sich schlagend ausdrückte: „Die musikalische Sprache, die in dieser Oper gesprochen wird, hat einen stark deutschen Akzent."

*

Die Oper heißt „The King's Henchman", der Diener des Königs. („Henchman" kann ein treu-ergebener Gefolgsmann, aber auch ein feiler Liebediener eines Mächtigen sein.) Der Komponist heißt Deems Taylor und ist ein in Amerika geachteter Tondichter und Kritiker; das Textbuch stammt von Edna St. Vincent Milay, einer Dame der guten Gesellschaft. Beide waren offensichtlich bemüht, etwas spezifisch Amerikanisches zu schaffen. Es ist aber doch ein versetzter Wagner geworden. Ein Musikdrama im Wagnerstil. Ein Tristan. Das Kostüm, das wirkliche und das musikalische, ist unverkennbar das des Tristan.

Die Handlung spielt im alten England des zehnten Jahrhunderts. (So fängt die Ähnlichkeit an.) Die handelnden Personen reden (wie im Tristan) durchweg altertümelnd; hier ein gezwungen archaistisches Englisch, ein gelehrtes Altenglisch, das heute selbst der gebildetste Amerikaner nicht versteht. Viele haben sich denn auch in NewYork auf die Aufführung förmlich präpariert. Der Tristan der amerikanischen Oper heißt Aethelwood, Graf von East Anglia, ein Freund und Milchbruder des Eadgar of Wessex, Königs von England.

Dieser Eadgar (der König Marke der amerikanischen Oper) entsendet den Aethelwood in besondrer Mission zu Ordgar, dem Thane von Evon; Aethelwood soll bei Ordgar um dessen Tochter Aelfrida für Eadgar werben. Aber Aethelwood will nicht recht heran, denn er scheint ein Frauenverächter zu sein; er gibt dem königlichen Freunde zu bedenken, daß er (Aethelwood) von Frauendingen nichts verstehe und nichts verstehen wolle. „Diese lispelnden Mägde", sagt er, „sind für mich, was trockne Blätter im Graben sind. Sie sind alle von gleicher Art, und alle sind mächtig unwert." — „Grade deshalb sende ich dich," entgegnet der König. „Du wirst dich nicht vom äußern Schein blenden lassen." Kurz und gut: Aethelwood läßt sich überreden, läßt sich aber, ehe er aufbricht, vom Erzbischof von Canterbury segnen... In einem Walde verirren er und sein Begleiter Maccus sich im nächtlichen Dunkel. Aethelwood legt sich auf den Boden und schläft ein, während Maccus ausgeht, um einen gangbaren Weg zu suchen. Da erscheint Aelfrida, begleitet von einer Kammerfrau (nachts, im dichten Nebel und, wie es im Textbuch heißt, in einer „unheimlichen Atmosphäre"); sie ergeht sich in Gesprächen über Geister und Feen und singt ein Lied, dessen Echo von harmonischen Stimmen ertönt. Der Nebel lüftet sich, der Mond bricht durch die Wolken, und Aelfrida erblickt den schlafenden schönen Ritter. Liebe auf den ersten Blick (wie bei Wagner) zwischen ihr und dem erwachten Aethelwood — erwacht durch einen Kuß, den das verzückte Mädchen ihm auf die Lippen drückt. Das Liebespaar beschließt, sich fürs Leben anzugehören. Aethelwood schickt den Maccus zum König Eadgar zurück mit der Botschaft, die Gerüchte von Aelfridas Schönheit seien stark übertrieben, und sie sei eines Königs nicht würdig.

Die Liebenden vermählen sich und wohnen im Hause des Thane ein Jahr lang. Der häuslichen Stille und Eintönigkeit müde, beschließen sie dann, nach Flandern zu entfliehen. Just in diesem kritischen Augenblick erscheint Eadgar mit großem Gefolge auf der Szene, nicht wissend, welchen üblen Streich Aethelwood ihm gespielt, daß dieser mit Aelfrida verheiratet sei und sich beim Thane aufhalte. Eadgar war ahnungslos in diese Gegend gekommen, um dem Thane einen Besuch abzustatten. Jetzt erst erzählt Aethelwood seiner Frau, daß sie eigentlich bestimmt war, Eadgars Gemahlin zu werden; er dringt in sie, sich in ärmliche Gewänder zu hüllen und möglichst nicht vor den König zu treten. Aelfrida willigt scheinbar ein; als aber Eadgar später die Tochter des Thane zu sehen verlangt, erscheint sie vor ihm im vollen Glanz ihrer Schönheit, mit kostbaren Juwelen geschmückt und in prächtige Kleider gehüllt. Aethelwoods Betrug wird jetzt offenkundig, und der ungetreue Diener ersticht sich vor den Augen seines Herrn. —

Was an dieser Dichtung amerikanisch sein soll, ist schwer zu sagen. Die Musik ist, wie auch die Gutgesinnten zugeben müssen, wenig individuell, stark von Wagner beeinflußt. Was ja, etwa mit Ausnahme von Debussy, von allen gilt, die es

nach Wagner unternommen haben, ein Musikdrama zu schreiben.

„Wenn dies amerikanische Musik ist," bemerkte nach der Aufführung ein englischer Musikschriftsteller von Rang, „dann möge es ihr gut ergehen!" Ein etwas undeutliches Kompliment...

Shakespeare über die deutsche Justiz

1. Kuppelei

(Der Kuppler Pompejus vor dem Richter: „Maß für Maß" 2, 1.)

Pompejus: In Wahrheit, Herr, ich bin ein armer Bursche, der gern leben möchte.

Der Richter: Aber das Gesetz hat etwas dagegen, Pompejus...

Pompejus: Will denn Eure Herrlichkeit aus allen jungen Leuten Wallache und Kapaunen machen?

Der Richter: Nein, Pompejus.

Pompejus: Seht, Euer Herrlichkeit, so werden sie nach meiner geringen Meinung nicht davon lassen. Wenn Euer Herrlichkeit nur die liederlichen Dirnen und losen Buben in Ordnung halten kann, so braucht Sie der Kuppler gar nicht zu fürchten.

Der Richter: Es fängt auch jetzt ein hübsches Regiment an, Pompejus: es handelt sich nur um Köpfen und Hängen.

Pompejus: Wenn Ihr nur zehn Jahre lang hintereinander alle die köpfen und hängen läßt, die sich in diesem vergehen, so könnt Ihr Euch beizeiten danach umsehen, woher Ihr mehr Köpfe verschreiben wollt. Wenn dies Gesetz zehn Jahre in Wien besteht, will ich im schönsten Hause das Stockwerk für sechs Dreier mieten.

2. Unsre Richter (II, 2)

Isabella: Könnten die Großen donnern
wie Jupiter, sie machten taub den Gott:
denn jeder winzge kleinste Richter brauchte
zum Donnern Jovis Äther — nichts als Donnern!
O gnadenreicher Himmel!
du mit dem zackigen Felsenkeile spaltest
den unzerkeilbar knotigen Eichenstamm,
nicht zarte Myrten: doch der Mensch, der stolze Mensch,
in kleine, kurze Majestät gekleidet,
vergessend, was am mindesten zu bezweifeln,
sein gläsern Element — wie zornige Affen,
spielt solchen Wahnsinn gaukelnd vor dem Himmel,
daß Engel weinen, die gelaunt wie wir,
sich alle sterblich lachen würden.

3. Herr Külz (III, 2)

Pompejus: Man sagt, er sei gar nicht auf dem ordentlichen Wege der Natur von Mann und Weib erzeugt. Einige erzählen, eine Meernixe habe ihn gelaicht; andre, er sei von zwei Stockfischen in die Welt gesetzt; aber das ist gewiß, daß, wenn er sein Wasser abschlägt, der Urin gleich zu Eis gefriert... Er ist eine Marionette ohne Zeugungskraft, das kann nicht in Abrede gestellt werden.

Gesammelt von Hermann Hieber

Die drei Jünglinge von heute von Iwan Goll

Ein Kapitel aus dem Roman „Der Mitropäer", in dem die drei typischen Vertreter der neuen Nachkriegsjugend gezeichnet werden: ein Russe, ein Mitteleuropäer und ein Franzose, die um die nach Paris verschlagene junge Russin Lola kämpfen.

Da saßen nun die drei Liebhaber Lolas, stumm nebeneinander, alle drei dieselbe Vision in der Seele, alle drei in gleichem Maß unglücklich: wer hätte das gedacht? Beneidete nicht jeder den andern, obwohl oder grade weil jeder immer zu stolz gewesen war, auszukundschaften, was für einen „Erfolg" die andern bei dem jungen Mädchen genossen? Drei junge Leute, in der laszivsten aller Straßen Europas, Pigalle, saßen um vier Uhr früh, im Trubel der ausgekochten Ausbeuter der Liebe, blaß und verzehrten sich bei dem Gedanken an Lola, eine Tänzerin des Kaukasischen Schlosses. Alle drei hatten die größten Chancen, alle drei mußten doch eigentlich, jeder in seiner Art, die Herrschaft über das rebellische Herz des Mädchens an sich gerissen haben. Oder?

Es waren die drei Typen des modernen Jünglings, die die drei Geistesrichtungen von Ost-, Mittel- und Westeuropa personifizierten. Der Russe, der Mitteleuropäer, der Franzose.

Der Mitteleuropäer Edmund kam aus der Schweiz. Dort bricht die okzidente Kultur jäh ab, selbst der welsche Teil, trotz seiner Sympathie für links, kann sich der Gefühlsausstrahlungen von rechts nicht erwehren. Und Edmund vollends, an deutschen Universitäten gebildet, von deutscher Literatur durchtränkt, leugnete selber nicht, ihres Geistes zu sein. Das seltsamste und schönste Wort, das er nach Paris importieren wollte, war ja „Ideal". Das Wort, in diesem largen Sinn gebraucht, nämlich, daß jeder Mensch sein Ideal haben soll oder mag, ist unbekannt sowohl in Frankreich wie in Rußland. Ideal tröstet oft den Erdgebundenen und verleiht ihm seelische Flügel. Mit einem Ideal ist leichter zu leben als ohne. Und es gibt keinen Deutschen ohne ein Ideal. Dazu muß aber schnell hinzugefügt werden, daß Ideal keineswegs nur etwas Abstraktes bedeutet wie „Tugend" oder „Musik", sondern sich mit gleichem Recht mit irdischen Gütern befaßt. So können zwei Aussprüche großer Deutscher als Ideale, das heißt, als Wegweiser, vielleicht sogar als Gesetze in einem Volk gewirkt haben, das seit jeher auf Kommandos von oben gehorcht hat, solche Kommandos direkt zu seiner Lebensführung brauchte: des Großen Friedrich „Am Sonntag soll jeder Bauer sein Huhn im Topfe haben" in gleichem Maße wie Kants Ausspruch vom „Sternenhimmel über mir und dem moralischen Gesetz in mir".

Der Mitteleuropäer bedarf solcher Richtlinien, weil eben das moralische Gesetz in ihm nicht gefestigt ist, weil es für ihn keine innere Grundwahrheit gibt, sondern lediglich eine geschriebene und vorschriftsmäßige, in der Bibel oder im Bürger-

lichen Gesetzbuch oder in einem Klassiker nachzuschlagen. Bevor der mitteleuropäische Mensch eine Handlung begeht, schaut er auf seinen Vorgesetzten oder auf seinen Vater. Daher kommt aber eine große Unsicherheit über ihn, wenn er sich plötzlich einem unvorhergesehenen Fall gegenüber befindet. Zum Beispiel in der Liebe. Nicht nur die deutsche Moral, auch die deutsche Literatur hat noch keine endgültigen Richtlinien statuiert, wie sich ein „anständiger" Mensch in der Liebe benehmen soll. Es gibt dort noch keinen Stendhal. Es gab Werther, einen typischen Idealträger, den Mann, der alles tat, um seine Liebe zu bezeugen, aber die Hauptsache vergaß, nämlich mit der Geliebten zu schlafen. Damit hätte er aber sein ganzes Unglück, und gleichzeitig das ganze Problem seines Volkes aus der Welt geschafft.

Dies ist der Schlüssel zum siebenmal verschlossenen Kämmerchen der deutschen „Seele". Es wird zuviel herumgedacht, herumgeträumt, herumgesehnt, mit Ideal und mit Ideen gewirtschaftet, von Himmel ist die Rede und von Hölle. Nur auf das Einfache kommt man nicht: hier ist eine Tür, drück auf die Klinke, sie ist gar nicht verschlossen! Sei einfach, einfach, einfach. O traurige Ideale!

Warum ist aber Edgar, der Franzose, dort vor seinem Vermouth so verstört? Er behauptete doch gestern brutal, er habe sie „gehabt"? Es war eine Lüge. Er ist ein Zyniker und hat seine sämtlichen Götter heimlich vergiftet. Er hat nichts mehr in sich und kann nichts mehr geben. Realismus trügt. Man hält Ehrlichkeit für eine gewisse Gesundheit. Der Okzidentale lebt gerechter und logischer, er lebt. Und wenn er lebt, denkt er nicht. Er denkt entweder vorher oder nachher. Am besten vorher. Und daher ist er in seinem Auftreten so sicher. Er weiß. Viele Generationen und Jahrhunderte haben ihm übrigens die besondere Geste für jeden Einzelfall ins Blut mitgegeben. Er braucht nichts zu lernen, er hat das Meiste in sich. Also bedarf er keiner „Probleme". Die ganze Zeit kann mit Lachen und Witzen ausgefüllt werden. Das Leben ist da. Und was gibt es außer dem Leben? Nichts. Der Franzose braucht kein Ideal, denn er ist sein eignes Ideal, in ihm dauern Rabelais, Descartes und Stendhal weiter. Er ist ein hochgeborener Erbe und braucht sich seine Güter nicht zu erkämpfen. Aber vielleicht ist das sein Pech? Geht es ihm, wie allen Erben, zu gut? Hat er es zu leicht im Leben? Und wird das langweilig, was von Grund aus so sicher ist? Das ist die Tragik des jungen Nachkriegsfranzosen.

Die Welt hat sich seit 1920 maßlos verschlechtert. Er sieht die andern und sich. Er empfindet Ekel an sich und den andern. Das ist ein seltsamer, wenn man so sagen darf, realistischer Weltschmerz, der mit dem von 1830 nichts gemein hat. Der heutige ist sozial gefärbt. Der neue, junge Franzose begann zu zweifeln. An sich? Nein, denn niemals war er herrischer und selbstsicherer. An Gott? Welch banale, nebensächliche Frage! An der Welt und ihrer sozialen Ordnung? Gewiß, aber!! Nein, er zweifelt an seiner Bestimmung. Seine Inquiétude ist mit keiner Hoffnung und mit keiner Tat zu stillen.

Er ist unglücklich, weil er weiß: er stirbt. Die okzidentale Kultur hat ausgespielt. Er lebt als Kadaver in einer Ruine. Es ist sinnlos, weiter Kinder zu zeugen in diesem Zustand, sinnlos, einen alten oder einen neuen Gott anzurufen, sinnlos zu lieben, sinnlos zu arbeiten. Amerika, Rußland, China, die Neger, Asien und Afrika erobern Paris. Dem jungen Franzosen bleibt nur eine schöne Geste übrig: als Boulevardier sich vor die unzivilisierten Affen zu stellen und ihnen ins Gesicht zu lachen. Und wie einen Furunkel, den man lange Tage wie eine Blume wärmen und pflegen muß, bis er ausbricht und reife, gelbe Dolden trägt, so pflegt er seinen Zynismus. Das hat nichts zu tun mit Nihilismus, wie er uns aus Rußland und Indien bekannt ist, das ist nur ein einfaches, wissenschaftliches, realistisches Wissen vom Tod. Ein mit dem Krebs behafteter Chirurg operiert sich selber. So ungefähr ist der junge Franzose revolutionär. (Welcher Unterschied also auch zwischen dieser realistischen Revolte und dem zeitweiligen idealistischen Revolutionärtum der Deutschen, denen die Fahnen, meinetwegen die roten, wichtiger sind als die Freiheit!)

Und dieser hübsche, intelligente, reiche Edgar hat Lola nicht „gehabt"? Und warum brüstet er sich dessen? Aus Übermut und rankünenvoller Verachtung des Lebens. Er, der an keinen Gott, an kein menschengegebenes Gesetz, nicht mal an sich glaubt, er sollte an eine Frau glauben? Und wer nicht glaubt, wie soll der lieben? Und wer nicht liebt, wie soll der geliebt werden? Auch in der Liebe kennt die Französin das Ideal nicht. Frankreich ist bestimmt das Land, das den Filmdiven und den Valentinos am wenigsten Porto- und Photospesen verursacht. Nicht nur für Revolutionäre, auch für die Liebenden in Frankreich ist eine große Gottheit die Vernunft. Und wahrscheinlich ist dieses Volk, in dem am meisten von Liebe gesprochen wird, das unpassionierteste.

Französinnen konnten sich vielleicht sogar mit leicht snobistisch gefärbter Bewunderung einem Edgar hingeben, wie einem modernen Geistesheros: die westliche Frau, im Charakter selbständig, liebt noch die materielle Unterwerfung (die auch materielle Sicherung bringt) — während die östliche, wenn sie liebt, aus ihrer Seele einen Teppich für den Erwählten macht. Eine Lola, bei der jedes Haar eine Antenne war, mußte durch den kaltschnäuzigen, wenn auch noch so geistreichen Ton abgestoßen werden. Sie war zu klug, um eine Statue ohne Seele anzubeten, zu klug und zu stolz. Sie ließ sich vom eleganten Causeur und charmanten Zweifler in die Barkreise an der Madeleine gern einführen, aber beherrschte seine Frechheit mit einer königlichen Einfachheit. Sie war ein Mensch, voll und warm, das heißt ein unerhörtes Naturwunder für die greisen Kinder der Zivilisation.

Also blieben die Chancen für Ewersejeff?

Dort lag er, fast bewußtlos vor Schmerz, an die Schulter der schwindsüchtigen Tänzerin gelehnt, betrunken von Eifersucht und Verzweiflung, diesen hundertgradigen Wodkas. Seine Zeitungen waren wie schmutzige Wäsche unter die Bank gerollt. Den Hut hatte er tief über die Augen gleiten lassen. Dann

und wann gab ihm das Mädchen mit den waisen, weisen, weißen Armen einen Schluck Likör in den kindlich offenen Mund. Dort lag er, hoffnungslos, der Russe, der die Russin liebte. Auch er nicht? Er hatte noch nie etwas andres für die Eroberung Lolas gemacht, als gelitten. Auch das genügt einer Frau offenbar nicht. Vom ersten Augenblick an hatte er gelitten, als er in das kleine Hotelzimmer der Blechkins getreten war, und vom ersten Augenblick an hatte er die Partie verloren. Es war zwischen ihm und Lola nie ein Wort, nie ein Blick gewechselt worden, mittels deren das Problem überhaupt hätte akut bewußt werden können, aber sämtliche Begleiterscheinungen hatten seine Niederlage bestätigt, vor allem das mütterliche Mitleid der Madame Blechkin, die vom ersten Tag an den „entfernten Verwandten" als ihren Schützling adoptiert hatte. Wehe den Liebenden, die den Müttern zu gut gefallen. Ohne seinen Willen war er in die Familie aufgenommen worden, ohne seinen Willen in die alltäglichen Probleme der Wirtschaft und in die vergrabensten Liebesgeheimnisse der Tochter eingeweiht worden. Und wehe den Liebenden, die zuviel vom Herzen der Geliebten erfahren! Er durfte in Nummer 28 ein- und ausgehn wie bei sich selber, bei Tag und bei Nacht sich einen Tee kochen, er sah Lola beim Zähneputzen und wie sie sich die Strümpfe flickte, und half ihr beim Aufsetzen eines drohenden Liebesbriefes an den Vater Sergejs.

Wie bitter war sein Schweigen gewesen in den ersten Stunden, in denen er sich Edmund gegenüber befunden hatte, über dessen langjährigen Verkehr in der Schweiz er genau orientiert war. Bis zu diesem Tag hatte er an die Keuschheit des Verhältnisses zwischen ihm und Lola wenig geglaubt. Nun aber hatte er sich vergewissert, daß es noch andre Dumme gab außer ihm, er hatte Edmund verziehen, daß er existierte. Daß es zu einer Freundschaft zwischen diesem Mitropen, wie er die Mitteleuropäer nannte, und ihm kommen würde, erschien ihm kaum möglich. Er haßte nichts so sehr wie die schwächliche und sentimentale Brudergüte, deren Oberpriester er ein Bleichgesicht genannt hatte. Er haßte auch Tolstoi. Die russische Revolution hatte mit diesen Talmipropheten endgültig abgewirtschaftet. Beim Spiel erkennt man die Menschen besser als im Kampf. Ein paar Pokerrunden hatten ihm das rechte Antlitz Edmunds und des Pazifismus gezeigt: Schwäche.

Und auch er, Anton Antonowitsch Ewersejeff, ein Revolutionär, und von welchem Kaliber! Auch er hat alle alten Formen abgestreift. Auch er verachtet das Kulturglück. Auch er zersetzt alles mit salziger Ironie. Warum reicht er dann Edgar nicht die Hand? Weil zwischen beiden ein Unterschied besteht wie zwischen Leben und Tod. Der Franzose stürzt sich ins Chaos und dankt ab. Der Russe steigt erst aus dem Chaos und ringt um die Form. Von allen Feinden, die Edgar zu stürzen hat, ist Gott das leichteste Opfer. Den wirft er kurzerhand über Bord, ohne Diskussion. Sein Volk hat längst dessen Prozeß erledigt. Aber von allen Feinden, die der Russe verschont, ist Gott: denn er will erst noch leben. Sein Nihilismus ist nicht ungläubig, sondern fatal. Sein Nihilismus ist gläubig.

Wölfischer Traktat von Alfred Wolfenstein

Wäre bei uns nicht jede Generation ein Partikularstaat, und hielte nicht jeder Arm, als bereitwilligst hölzerne Fahnenstange, die eigne Fahne hoch, so würde dieses Buch Hermann Hesses vom „Steppenwolf" den gebührenden allgemeinen Eindruck machen. So aber fällt den Zwanzigjährigen erst einmal ein, daß Hesse fünfzig Jahre alt wird, und den Ältern: daß er lieber nochmals „Schön ist die Jugend" schreiben sollte, statt einen neuen wilden Anfang zu machen; Bürger werden verächtlich feststellen, daß einer, der im Kriege nicht zum Patrioten geschaffen war, sich jetzt mit Recht zum Wolf degradiere; und die Gegenpartei fragt wohl, warum er sich statt dessen nicht einfach Proletarier nenne.

Ein Mensch aus der Steppe der Gegenwart. Von drei Seiten können wir ihn sehen: Irgendwer berichtet, wie jener Mann sich als Mieter bei seiner Tante benahm; dann hört man ihn selbst; dazwischen taucht eine gelbe Broschüre als „Traktat vom Steppenwolf" auf, mit intim-objektiven Eröffnungen über diesen Mischling unsrer Zeit. Es handelt sich um einen Mann, der so männlich ist, sich nicht für eine Persönlichkeit zu halten, nämlich nicht für eine, sondern für eine ganze Masse davon. Um eine Bestie handelt es sich, die gegen die verlogene entartete Vorstellung von unsrer innern Einheit, diese wohl vom antiken Körper her aufgebaute schöne Selbsttäuschung, die Zähne bleckt. Es handelt sich um ein „ins Herdenleben und in die Städte verirrtes" Sonderlingstier; um einen Anarchisten, der voll rasender Wut auf dieses falsch dastehende Dasein Warenhäuser und Kathedralen zerschlagen und der bürgerlichen Weltordnung das Gesicht ins Genick drehen möchte. Es handelt sich um einen Revolutionär des Ichs.

Die Uneinigkeit des Ichs ist ein wichtiges Thema unsrer heutigen Dichtung. Schizophrenie und Phantasie sind im Schöpferischen schon an sich Verbündete, — und der Zeitgenosse hat auch sonst allen Grund, an der Einigkeit seines Innern zu zweifeln. Es wäre sonderbar, wenn so unruhige feindselige Zustände die Explosionen der Umwelt eine liebevoll in sich zusammenhängende Menschenseele zur Urheberin oder Zuschauerin hätten. Der Krieg stammt vom Krieg, und wir kennen uns; das ist bei alledem noch ein Vorzug, vielleicht sogar ein Unterschied gegen einst. Wir sehen, daß die Risse im heutigen Ich in jeder Kategorie ihre Folgen haben. Moralisch: wie sollen wir den Nächsten lieben, wenn wir mit uns selbst nicht einverstanden sind; psychologisch: wie sollen wir eine Figur darstellen, wenn unser Wesen ein ganzes Schachbrett miteinander streitender Figuren ist; soziologisch: wie sollen wir eine Gemeinschaft bilden, wenn wir weder runde Figuren noch richtige Liebende sind.

Diese Hauptfrage: ist uns Gemeinschaft möglich? wütet im Steppenwolf, einem Geschöpf mit Urinstinkten und mit Einordnungsverlangen. Dabei weiß er, diese zwei Seelen sind nicht etwa zuviel für seine Brust, sondern noch zu wenig, tausend vom Boden irdischer Energie bis zum Licht der Unsterblichkeit

sausen darin, und er unterscheidet nicht einmal, was aufwärts, was abwärts saust. Dieser Steppenwolf schnobert an der Grenze hin, zwischen seinem vielfachen Ich und der vielfachen Menge der Menschen, — am Rande der Erlösung.

Denn es ist offenbar, daß die wilde Tatsache der Zerspaltung des heutigen Ich nicht von romantischer Art ist, sondern in einer bestimmten gewichtigen Beziehung zur Zerspaltung des Menschen in die Masse steht. Sie ist das verzerrte Gegenbild (man müßte es einmal in einer Komödie zeigen), die Massenlösung, die das Ich feige und krankhaft sozusagen in sich selbst sucht. Und eine große Bedeutung von Hermann Hesses Autopamphlet liegt darin, daß es dies nicht einmal mehr tragische Drückebergertum des jetzigen Bürger-Ichs entblößt. Eine Wandlung scheint hier unmöglich. Die innere Masse der zerbrochenen Seelenstücke kann nicht einfach durch Aufgehen in der äußern Masse geheilt werden, so wenig wie der Speer die Wunde heilt. Manche behaupten ja allerdings, aus Kapitalisten Arbeiter geworden zu sein. Der Steppenwolf jedenfalls bleibt in der Mitte des Weges gefangen, „er wohnt weder in Palästen noch in Proletarierhäusern", sondern in saubern Bürgerstuben, deren Geborgenheit er doch haßt, er haßt auch die Ausbeutung und besitzt Wertpapiere auf der Bank, er ist gegen den Krieg aufgestanden, ohne doch an die Wand gestellt werden zu können, er liebt den politischen Verbrecher als seinen Bruder, aber mit dem Diebe kann er nichts anfangen. Der Wolf in ihm ist selbst wieder in soundsoviel Wesen gespalten, und alles in allem ergibt: Halbheit. Er erkennt, daß er, der Feind des gestillten Bourgeois, am Ende dessen eigentlicher Helfer und Erhalter ist, denn „für das Bürgertum gilt der umgekehrte Grundsatz: Wer nicht wider mich ist, der ist für mich!"

So tatlos verharrt er, obwohl die Welt doch von einem energischen Menschentyp wimmelt, der sich „im nächsten Krieg fabelhaft bewähren wird". Er findet allerlei Auswege, Liebesgenuß soll die Unzufriedenheit kitten, ein Traumtheater bietet möglichste drückebergerische Abwechslung hinter Logentüren mit Aufschriften wie: „Einsiedlerspiele" — „Alle Mädchen sind dein, Einwurf eine Mark" — „Mutabor, Verwandlung in beliebige Pflanzen" — „O daß ich tausend Zungen hätte!! Nur für Herren" — „Anleitung zum Aufbau der Persönlichkeit" — „Hochjagd auf Automobile" (dies eine besonders reizvoll erzählte Groteske). Die höchste Ausflucht aber geht durch einen Maskenball in die Musik, — bis der angebetete Mozart erscheint und ihn ganz im Gegenteil auf die „verfluchte Radiomusik des Lebens" verweist, er soll das Chaos von neuem anhören lernen, er soll sich nicht selbstmörderisch vom Tode töten lassen, sondern das Leben möge ihn hinstrecken! Der Steppenwolf muß über sich selbst und über den Bürger hinweg von neuem vorwärts zu traben versuchen.

Dies Werk spricht in scharfen, erschütternden, phantastischen und klaren Worten zu uns, es hat eine wunderbare Höhe über jener einst seinen Dichter umfangenden Sentimen-

talität erreicht (die ihm jetzt nur wertvoller erscheint als etwa überhaupt keine Gefühle zu haben). Der Tumult der Gegenwart zeichnet sich deutlicher als an den mitschwankenden Gestalten an solchem Werk eines überragend redlichen Dichters ab. Es ist, glaubt man sagen zu dürfen, ein willkommener Vorstoß zur immer noch so schwachen Front aller Freunde einer zukunftsreichen Auflösung, aller Feinde dieser alten, in ihrem Gegeneinander wie in ihrer Ordnung gleich falschen Welt. Weniger der einzelne Lebende als diese Welt leidet an jener Schizophrenie. Und da es bei der Spaltung des heutigen Ich nicht um das Doppelgängerspiel der Romantik geht, auch nicht um die weltschmerzliche Zerrissenheit des Byron-Menschen, da es vielmehr die Vorstufe zu einer wohl grandiosern Zusammenführung der Menschen ist als die Erde je eine gesehen hat: so wird auch die Dichtung, diese wesentlichste menschlichste Äußerungsart, das starke Motiv in einer unmittelbarern Wirklichkeitsform als je behandeln, wie es im „Steppenwolf" schon geschehen ist.

Dann muß ein solches Werk freilich nicht mit dem wölfischen Weiterschweifen an der europäischen Mauer enden, auch nicht mit dem Ausblick in die rettende Weite des Humors, was bei so weiter chaotischer Problematik eher selbst nur ein humoristischer Einfall genannt werden kann. Sehe ich eins der letzten Bilder des Dichters und sein vom Leben durchgearbeitetes Gesicht an, so spüre ich Hermann Hesses graden, von seiner schönen Musik begleiteten Vormarsch auf jenem Wege der Kunst und des Kampfes, wo es gegen die Erbfeinde unsrer menschlichen Zukunft geht. Und wer diesen Schritt gegen sich selbst getan hat, will ihn nicht mehr zurück tun. Der Steppenwolf ist eine Dichtung des gegenbürgerlichen Mutes.

Schacht, Rist und Ruhr von Morus

Nachdem die Präsidenten der großen Notenbanken vierzehn Tage lang, umgeben von der Gloriole weltbewegender Geheimnisse, in NewYork beraten haben, hat der Reichsbankpräsident Schacht, unmittelbar vor der Heimfahrt, den deutschen Journalisten einen langen Rapport erstattet. Mit einem Mut, den in Deutschland nur ganz wenige besitzen, hat er den Presseleuten dasselbe gesagt, was er vor einigen Monaten bereits in einer Kabinettsitzung in der Wilhelm-Straße mit mäßigem Erfolge Herrn Curtius klarzumachen versuchte: daß es „politisch unklug und augenblicklich praktisch zwecklos ist, von deutscher Seite gegen den Dawes-Plan zu Felde zu ziehen." Schacht hat sogar ein Wort auszusprechen gewagt, bei dem sich heute noch die Sozialdemokraten die Zunge abbeißen würden: daß der Dawes-Plan funktioniert, daß er hinreichend mit Sicherheitsventilen versehen ist, und daß er deshalb nicht erst revidiert zu werden braucht. Ob nun daraufhin die Dernburgs aller Parteien das gefährliche Gerede von der Revision des Dawes-Planes fürs erste einstellen werden, bleibt abzuwarten. Aber daß eine deutsche Amtsperson die Courage aufbringt,

solches öffentlich zu erklären, verdient in den Annalen dieser Zeit vermerkt zu werden.

Wesentlich gedämpfter klang, was Herr Schacht über die NewYorker Konferenz selbst berichtete. Weder über das unnütze Hin- und Hertransportieren von Gold, noch über die Festsetzung der Diskontraten, geschweige denn über die grundsätzliche Frage, ob man nicht an Stelle des Goldgewichtes die Kaufkraft zum Maßstab der Währung nehmen könnte, ist man zu irgend einem praktischen Ergebnis gekommen. Eine internationale Planwirtschaft auf dem Gebiete des Geldwesens scheint noch in sehr weiter Ferne zu liegen.

Herr Schacht hat denn auch als das wichtigste Ergebnis der New Yorker Beratungen die „gegenseitige persönliche Annäherung" der Notenbankpräsidenten bezeichnet, und bei dieser Gelegenheit hat er besonders auf die Anwesenheit des Vizegouverneurs Rist von der Bank von Frankreich hingewiesen, wodurch „eine neue Note in die Entwicklung freundschaftlicher Gefühle hineingetragen" worden sei. Wir wissen nicht, was Herr Schacht sich bei dieser Bemerkung gedacht hat. Vielleicht war es nur die höfliche Feststellung, daß diesmal neben den Präsidenten der englischen, der amerikanischen und der deutschen Notenbank, die schon oft miteinander konferiert haben, auch die Bank von Frankreich sich an der Debatte beteiligte. Vielleicht war es eine persönliche Verbeugung vor dem gescheiten Professor der Sorbonne, Charles Rist, den Caillaux vor einem Jahr bei dem großen Pairschub in die Leitung der französischen Notenbank geholt hat.

Wir wollen hoffen, daß es etwas mehr war, und daß die Bemerkung Schachts in Paris nicht überhört wird. Denn Herr Schacht hat eben dort eine sehr peinliche Angelegenheit wieder gutzumachen. Zu Anfang dieses Jahres veröffentlichte Hjalmar Schacht ein Buch über „Die Stabilisierung der Mark". Wie immer kann man seinen währungspolitischen Anschauungen fast ausnahmslos zustimmen.

Aber daneben treibt er in diesem Buch auch große Politik, und da wird es schlimm. Daß er, an den Haaren herbeigezogen, ein ganzes Kapitel seinem Kolonialtic widmet, mag man als Marotte eines ungewöhnlich klugen Menschen hinnehmen. Böser schon, wenn da, im Jahre 1927, Sätze stehen wie der, daß „Deutschland durch den Machtspruch seiner Feinde verurteilt worden ist, jährlich große Tribute zu leisten." Konsequent werden, in der Sprache des Grafen Reventlow, die Reparationszahlungen „Dawes-Tribute" genannt, weniger konsequent werden dem Erfinder des Dawes-Planes, dem Amerikaner Owen D. Young, wahre Lobeshymnen gespendet. Auch das mag noch hingehen. Aber dann gibt es in dem Buch des Reichsbankpräsidenten Schacht eine Seite: die hat es in sich.

Schacht schildert in aller Ausführlichkeit die Vorgänge, die sich während des Ruhrkampfes auf den Reichsbankstellen im Rheinland und in Westfalen abgespielt haben. In Essen, beispielsweise, überfielen französische Gendarmen und Polizisten die Reichsbankbüros: „Im Kassenraum sprangen gleichzeitig fünf in Zivil gekleidete Franzosen, die sich unter das

Publikum gemischt hatten, über die Kassentische und stürmten mit vorgehaltenem Revolver nach dem Tresor. Demselben wurden 92 Milliarden Mark entwendet, wobei sich ein Beamter der Banque de France beteiligte." In ähnlicher reportagehafter Weise werden noch einige andere Fälle beschrieben, bis die Darstellung Schachts in dem Satz gipfelt: „Diese Beispiele von Raub, Einbruch und Fälschung verdienen festgehalten zu werden, wenn es einmal künftig zur Aufstellung eines Programms für die internationale Zusammenarbeit der Zentralnotenbanken kommen sollte."

Das ist nicht etwa einem vergilbten Tagebuch oder einer Propagandarede des Bankdirektors Schacht aus dem Jahre 1923 entnommen, sondern es steht Wort für Wort in einem Buch, das der Reichsbankpräsident Schacht 1927, im Jahre der New Yorker Notenbankkonferenz, frisch vom Faß der Öffentlichkeit übergeben hat. Daß an zehn Stellen desselben Buches Doktor Schacht sich für eine Kooperation der Notenbanken einsetzt, daß er ein besonderes Kapitel „Internationale Zusammenarbeit" betitelt, macht den Fall noch ärger. Es bleibt keine andre Deutung als die, daß Schacht, drei Jahre nach dem Ruhrfrieden, ein Jahr nach Locarno, die Bank von Frankreich noch einmal ob vergangener Missetaten vor den andern Notenbanken an den Pranger stellen wollte.

In Deutschland hat man über diesen dunklen Punkt des Schacht-Buches bisher anscheinend hinweggelesen. In Frankreich aber sind, wie nicht anders zu erwarten war, die unmittelbar betroffenen Kreise sehr schnell darauf aufmerksam geworden. Auf der Banque de France, die nach Schachts Beschreibung gemeinste Diebes- und Hehlerarbeit in Essen verrichtet hat, war man ebenso empört wie am Quai d'Orsay, denn es gibt in Frankreich zwar manchen, der die Ruhraktion für politisch verfehlt und unklug hält, aber, außerhalb der Kommunisten, kaum jemanden, der an der Legalität der Besatzungsmaßnahmen zweifelt. Zudem hatte man in Paris bis dahin in Schacht einen aufrichtigen Verständigungspolitiker gesehen, den man, wäre Poincaré nicht gekommen, sogar unbedenklich als Währungsexperten für die Stabilisierung des Franken hinzugezogen hätte. Und nun kam diese Enttäuschung.

Es hätte nicht viel gefehlt, so wäre eine regelrechte diplomatische Demarche daraus entstanden. Aber dann entschied man sich doch dafür, die Sache auf sich beruhen zu lassen, und tat noch ein Übriges, um jeden Skandal zu vermeiden: einem sehr angesehenen pariser Verleger, der das Buch Schachts in französischer Sprache herausbringen wollte, wurde ein freundlicher Wink gegeben, er möchte doch die Übersetzung unterlassen, damit keine Monstreaffäre daraus entstände. Aber auch so hat sie in den interessierten pariser Zirkeln nachhaltig genug gewirkt.

Deshalb ist es notwendig, daß man auch in Deutschland davon Kenntnis nimmt. Sonst könnte man eines Tages erstaunt darüber sein, daß, trotz der Anwesenheit des Vizegouverneurs Rist in NewYork, die „Entwicklung freundschaftlicher Gefühle" in Frankreich nicht ganz glatt vonstatten geht.

Bemerkungen

ASP

Die. Alte Sozialdemokratische Partei Sachsens (ASPS) hat dieser Tage auf ihrem zweiten Parteitag am 10. Juli in Dresden nach einem Referat des frühern Räterepublikaners und jetzigen Sozialpatrioten Niekisch unter anderm beschlossen, ihre Fabrikmarke in ASP abzuändern, um damit ihren Willen zu manifestieren, auch außerhalb Sachsens das Evangelium der Koalition mit den Deutschnationalen zu verbreiten.

Das Zentralorgan der Sozialdemokratischen Partei in Berlin, das von dem dresdener Ereignis erst am Mittwoch schüchterne Kunde gab, bemerkte hierzu mit Recht, daß der Wille allein nicht genüge, und tat im übrigen — mit geringerm Recht — das Ereignis mit einigen höhnischen Worten ab. Herr Niekisch, der Chefredakteur des altsozialistischen ‚Volksstaat', hat den Parteitagsbeschluß in seinem Blatt dahin interpretiert, daß mit der Beseitigung der Lokalbestimmung aus dem Parteinamen „eine lästige Schranke" gefallen sei und der Eintritt August Winnigs, des Parteirenegaten, kappistischen Oberpräsidenten von Ostpreußen und geschätzten Mitarbeiters an dem deutschnational-antisemitischen Börsenblatt, zeigt deutlich, nach welcher Richtung hin die Führergruppe der sächsischen Regierungskoalition sich auszudehnen wünscht.

Zu allem Überfluß hat Herr Buck, vormals sächsischer Ministerpräsident, auf dem Parteifest erzählt, Herr Hermann Müller, Vorsitzender der SPD und ihrer Reichstagsfraktion, habe ihm kürzlich gebeichtet, er „betrachte Sachsen nur noch als politischen Naturschutzpark", und ähnliche Freundlichkeiten für die „linke" Sozialdemokratie, die offizielle sächsische Landespartei der SPD wußte der frühere rechte Fraktionsführer Wirth von andern Mitgliedern des berliner Parteivorstandes zu berichten. Ein Mitglied des Parteivorstandes, dessen Namen er nicht nennen wolle, damit er nicht dem Terror der sächsischen Sozialdemokraten verfalle, habe ihm sogar kürzlich gesagt: „Vor eurer Tätigkeit in Sachsen muß man alle Hochachtung haben; denn was ihr zustande gebracht habt, das hat nicht einmal Preußen zustande gebracht."

So, wie diese Mitglieder des Parteivorstandes hat schließlich auch das Zentralorgan der Partei vor nicht allzu langer Zeit noch geurteilt, und nicht zum geringsten Teil hat diese Stellungnahme dazu beigetragen, daß es in Sachsen überhaupt zur Spaltung kam. Unwidersprochen hat noch in jüngster Zeit behauptet werden können, daß ein bekanntes Mitglied der Partei, Herr Robert Breuer, ehemals Pressechef des Auswärtigen Amts, als berliner Korrespondent des „Volksstaat" fungiere; noch in den letzten Monaten sind die Ausgeschlossenen, denen auch der Gesandte des Freistaats Sachsen in Berlin, das Mitglied des Reichstags, Georg Gradnauer, zuneigt, im Zentralorgan als „Genossen" verzeichnet worden.

Das vaterländische Echo erscholl früher, als mit Fug erwartet werden konnte. Der ‚Stahlhelm' begrüßt die Altsozialisten mit der Überschrift „Eine nationale Hoffnung" und läßt sich über sie von unterrichteter Seite schreiben: „Demgegenüber wollen die altsozialistischen Führer dem sozialen Befreiungskampf des deutschen Arbeiters den nationalen Impuls, die nationale Zielrichtung geben. Sie erklären mit August Winnig, daß der Arbeiter nicht berufen ist, sich der deutschen Befreiungsbewegung entgegenzustellen, sondern an ihre Spitze zu treten!"

Über das Referat von Niekisch heißt es im ‚Stahlhelm': „Hier regte sich die Seele eines neuen

deutschen Arbeitertums, das überall, auch in den sozialistischen Reihen, vorhanden ist, und das nur erweckt zu werden braucht ..."

Weiter wird gesagt: „Der berliner SPD-Vorstand hat deshalb begonnen, die sächsischen Altsozialisten, die er vor einem Jahre schmählich verraten hatte, zu umschmeicheln und zu locken. Aber die maßgebenden altsozialistischen Führer haben ihre großen nationalpolitischen Aufgaben längst erkannt. Sie können sie nur im Kampf gegen die Sozialdemokratie lösen ...

... Von welch ungeheurer Bedeutung könnte es sein, wenn zukünftig im Reich und in Preußen, wie jetzt in Sachsen, das Zünglein an der Wage eine Partei bilden würde, die im schwarzrotgoldnen Lager als spitzer Keil sitzt und in allen entscheidenden Lebensfragen eine entschlossene nationale Haltung einnimmt, eine bewußte Befreiungspolitik treibt!

Aber abgesehen von diesen parlamentarischen Möglichkeiten ist die altsozialistische Bewegung historisch dazu berufen, den entscheidenden Stoß in das Herz des Marxismus zu führen. Die Altsozialisten sind in Konsequenz ihrer national-politischen Haltung Gegner des Klassenkampfes ... Sie (die ASP) ist dazu berufen, an dem bislang schwächsten, für die Entscheidung jedoch wichtigsten Flügel der nationalen Front zu kämpfen. Damit ist die Einstellung des Stahlhelms, der deutschen Freiheitsbewegung, zu den Altsozialisten gegeben: Glück auf den Weg!"

Diese Begrüßungsarie sollte vor allem der demokratischen Presse, die von ihren sächsischen Korrespondenten höchst einseitig zugunsten der ASP unterrichtet wird, den Schlaf aus den Augen treiben.

Berthold Jacob

Ein dringender Gesetzentwurf

In § 1, 2, 3 und 4 — der kürzeste Paragraph fünf Druckzeilen, der längste Paragraph acht Druckzeilen — liegt ein Gesetzentwurf vor, der — legalisiert und außerdem noch energisch durchgeführt — von heute auf morgen die Welt ändern würde. Nur daß die Welt erst geändert werden muß, bevor der Entwurf Gesetz werden kann.

Im Nachwort zu diesem Gesetzentwurf heißt es: „Das Präventionsgesetz verspricht nicht, in jedem Falle einen Krieg unmöglich zu machen, wohl aber unter seinen mannigfaltigen Anlässen den entscheidenden zu vermeiden." Welches ist der entscheidende? Die Presse! In schlagender Kürze entlarvt diese Prevention Bill die am geschwellten Busen der Journalisten genährte Phrase Preßfreiheit: die Presse sollte, „wenn nötig, belehrt werden, daß die Idee ihrer Freiheit ein starkes Limit besitzt, hinsichtlich so unheilsamer Dinge wie Verhetzung und Vergiftung der öffentlichen Meinung". Daher fordert der Entwurf ein Verbot des Staates: in Wort, Schrift oder Bild den fremden Staat anzugreifen; ob er nah oder fern liegt; ob Differenzen grade bestehen oder nicht; sogar nach Abbruch der diplomatischen Beziehungen. Verletzung des Verbots ist mit schweren Freiheitsstrafen zu beantworten.

Wer leidenschaftlich für diesen Entwurf ist, muß nüchtern fragen: was steht seiner Legalisierung im Wege? Die mangelnde Autorität des Staates! Und die entsetzliche Kurzsichtigkeit des Staates! Wenn der Staat dies Gesetz durchsetzen wollte: könnte er es? Und wenn er es könnte: wollte er es? Dieser Gesetzentwurf — unterzeichnet: Ernst Reinhold, London 1926; deutsch erschienen 1927 bei Piper — hat vorläufig noch zwei mächtige Gegner: die kochende Volksseele, die sich — in einer undiszipliniert-demokratischen Zeit — nicht ohne weiteres vom Feuer ziehen läßt; und den kurzsichtigen Staat, der immer wieder die Geister ruft: obwohl er genau weiß, daß sie zwar alle, alle kommen; aber nachher nicht wieder loszuwerden sind. Dieser (heute noch nicht zu verwirklichende Gesetzentwurf) setzt voraus eine pädagogische Vorarbeit: dem

Volk muß eingeimpft werden, daß seine Seele nicht dazu geschaffen ist, um zu kochen, sondern um besonnen zu sein (es muß deshalb immer wieder ernüchtert werden); und den Regierungen muß zugeflüstert werden: daß Volksbegeisterungen im Augenblick vielleicht ganz nützliche Helfershelfer sind, wenn es sich darum handelt, ein Ding zu drehen; daß man aber nationale Brände nicht beliebig entzünden und wieder austreten kann. Ins Volk muß die Skepsis gegenüber dem Gedruckten getragen werden; die Presse ist ebenso zu entgöttlichen wie tausend andre Götzen vor ihr. Und zu den Diplomaten muß die Einsicht von der Staatsgefährlichkeit nationaler Räusche getragen werden. Der Glaube des Volks an seine Rhetoren und der Glaube der Regierenden an das Volk: daß nicht nur alle wie ein Mann aufstehen, sondern auch als ein Mann stehen bleiben — muß erschüttert werden. Dann wird dieser Entwurf gegen die Preßhetze einstimmig angenommen werden.

Ludwig Marcuse

Versunkenes

Mit der Literatur der Balten ist das so eine Sache.

Sie waren, was ihren Berufssparren anbetraf, die Apotheker Europas, denn sie hatten fast sämtlich einen schönen Vogel. Diese Mischung von Verschrulltheit, entzückendem Biedermeier, schlimmster Reaktion und bezauberndster Kultur, Unzuverlässigkeit — alles ging durcheinander. Lassen wir einmal, so gut es geht, die Politik beiseite.

Da habe ich ein Büchelchen gefunden, das heißt „Versunkenes", und die Autorin trägt den gut baltischen Namen Helene Hoerschelmann, vielleicht ist sie mit dem kleinen großen Münchner Zeichner verwandt. (Das Büchelchen ist bei Eugen Salzer in Heilbronn verlegt.) Ich schämte mich ein wenig, es anzuzeigen, weil es kein gutes Buch ist, auch keine feine Literatur — mitunter ist es süßlich — dann wieder innerlich nicht wahr — es ist eben so ein epigonenhaftes Dilettantenbuch, wie es die Balten zu hunderten geschrieben haben. (Merkwürdig: außer Eduard von Keyserling, dem verstorbenen feinen Novellendichter, hat das Land kein bedeutsames literarisches Talent hervorgebracht — von dem Untalent des Grafen von Darmstadt ganz zu schweigen. Es ist alles blasser Tee, obgleich die Leute den herrlichsten Stoff vor der Nase hatten. Aber der Spreewald schreibt keine Ammenstücke.)

An diesem Buch ist für den, der im Land gewesen ist und für den, der zu lesen versteht, das Schönste die Luft, das Leben jener versunkenen Tage... Am besten ist es natürlich in den persönlichen Erinnerungen getroffen: „Aus dem Kinderlande". „Wenn die Zwiebäcke — das waren zwei Schwestern nur mit einem Jahr Altersunterschied — als sie fünf und sechs Jahr alt waren, lange dünne Zentimetermaße um die Köpfe geschlungen, die hinten weit über den Rücken baumelten, in seligster Wunschlosigkeit durch die Zimmer gingen, im Wahn, daß nun endlich Zöpfe von fast lästiger Pracht und Fülle ihnen hinten hingen, während sie nur die rührendsten Strohschwänzchen von zehn Zentimetern Länge hatten..." Und das Strand- und Ferienerlebnis, wo der Vater, alljährlich, traditionell, den ersten Morgen am Strand ging und immer rief: „Atmet, Kinder, atmet —!" — solche Dinge sind für Dritte stets leicht komisch; aber wenn man den Zweiten spielt, gar nicht mehr.

Eines der Grundgeheimnisse: das alte Familienhaus. Einmal, von einem Garten: „Er war ganz und gar gesättigt und erfüllt von Vergangenheit, und alle waren verwachsen mit ihm." Wie überhaupt die ungeheure Stabilität, etwas, das wir ja kaum noch kennen, dem Buch seinen Reiz als kleines Gerank am Spalier der Zeitschilderungen gibt.

Die Erzählungen sind weniger gut — stellenweise hat da die Verfasserin versucht, über ihr be-

scheidenes Können hinauszugehen — das ist nicht schön. Gut ist nur das Private. Wie die Kinder baden, wie sie die hohen Sturzwellen „Flut" und das Wellental „Ebbe" nennen — und wie es dann in der Privatsprache heißt: „Jetzt kommen schon die Mittelwellen..." Und Weihnachten — — Das sei anderswo auch möglich?

Ja. Schwerlich. Nein.

Deshalb schwerlich, weil es diese friedensgesättigte Landschaft nicht mehr gibt — die Leute, die ihre Verdrehtheit auf großen Gütern (immer auf den Köpfen eines wie gute Hunde behandelten Dienstpersonals) zu Ende leben konnten; weil man die Menschenpflanzen nicht mehr in dieser Form frei wachsen läßt — ich will gar nicht sagen, ob das gut oder schlecht ist.

Feststeht nur eines:

Daß diese Balten, deren Jugendjahre vor dem Jahre 1905 lagen, etwas Unvergeßliches, uns fast Legendäres erlebt haben: eine geschlossene, festgefügte, fast zweifelsfreie glückliche Kindheit.

Peter Panter

Späte Liebespaare

Es ist nicht sehr viel Weisheit in ihnen. Sonst würden sie sich nicht auf den Bänken der Parks, der Cafés oder Restaurants so allen Blicken preisgeben. Schlechter Romane Stimme — Gottes Stimme. In den Büchern für den unkomplizierten Geschmack der Masse Mensch ist meist immer noch der Held mit fünfunddreißig Jahren, die Frau schon früher, zum Abtreten bereit und verschwindet auf der Schlußseite ins bräutlich geschmückte Heim, bisweilen auch ins Wasser. Dies seltener, denn ohne Optimismus kein Absatz.

Demgemäß zieht es meist der Bürger auf Seitensprung vor, mehr im Geheimen die Überraschung unerlaubt unruhigen Blutes einzudämmen und zu stillen. Der offene Markt der heitern Abende und Veranden bleibt sogenannter Jugend überlassen, deren munter um zarte Bett-Träume schmeichelnder Flirt von Gaffern ringsum mitgenossen, beneidet, aber kaum bekichert wird.

Doch stößt auf abseitigem Weg in kleinen Konditoreien, verschwiegenen Bodegastuben, gedämpften Ecken seidiger Nachtlokale immer wieder der staunende Bürgerpromeneur auf späte Liebespaare. Und lächelt. Wie quälend ist dies Lächeln mitanzusehen. Es hat etwas vom Höhnischen des ertappenden Kriminalbeamten. Man sieht in seiner Richtung und forscht warum. Gewiß, der Herr, der dort sitzt, ist nicht mehr so gewandt wie ein Tennisjüngling. Es faltet sich ihm ein wenig am Bauch, an den Augen sackt es etwas, die Haare sind gelichtet, und auf den Händen liegen viele blaue Sorgenadern. Aber dies ist es nicht. Gewiß, diese Frau wird sich nicht als makelloses Nuttchen Phryne vor einem Landgerichtshof nackt auf dem Tisch präsentieren, um mit dem Eklat ihres Leibes zu wirken. Denn sie ist etwas abgewelkt oder hat vielleicht schon eine schwere Operation gehabt, und sie wird rasch vor abgedunkelter Lampe in die Kissen schlüpfen. Aber dies ist es auch nicht.

Etwas Andres gibt auch den leisesten ältern Liebespaaren bürgerlicher Gattung in der Öffentlichkeit etwas Lautes. Das ist das Glück, das sie über ihren Zustand mehr empfinden als die Jungen. Es macht sie zwar nicht enthemmter, aber ungeschickter.

Das Lachen kollert etwas zu sehr, das Entzücken quietscht etwas zu sehr, der Hut sitzt etwas zu keck, die Finger spielen etwas zu sehr, die Weltentrücktheit ist etwas zu groß. Späte Liebespaare sind immer etwas atemlos. Viele sind zum ersten Male in dieser Situation. Das andre Geschlecht ist bisher freudlos an ihnen vorüber gegangen oder es hat freudlos neben ihnen gesessen. Der Rausch kommt verspätet. Wie ältere Turner am Reck erscheinen sie, drei Wellen sind schon eine Leistung, und man muß sich

häufiger die Stirn abwischen. Auch ist man stolzer auf das Geschaffte. Man strahlt unverhohlener, man ist mit Blicken mitteilsamer, auch mit Blicken an die Umgebung. Der Besitzgenuß schlägt offener aus den Augen.

Herbstes Erwachen — das ist eine verdammte Angelegenheit. Während andre gelassen, die Hände in den Hosentaschen, von der Hotelterrasse ihrer Erfahrung die Pyramiden des Lebens betrachten, agieren die Zuspätkommenden wie allzu hastige Schüler, die raschestens aufholen müssen. Der Mond steht tief schon am Himmel, es ist nicht viel Zeit zu verlieren. Ouverture und Finale liegen dicht beieinander. Und es wird mit großem Orchester gearbeitet, denn man muß sich selber hören, weil man die eigne Existenz schon gar nicht mehr lebendig glaubte.

Dies ist es wohl: der schlechte Zuschauer hat dieselbe uneingestandene Freude, wie wenn er beim Begraben eines Andern dabei ist. Er selbst hat noch Zeit, er ist nicht pressiert, er kann sich sein Tempo aussuchen. Die Andern aber müssen leben, leben, leben, und müssen dafür den Preis aller unnennbaren Nuancen zahlen.

Manfred Georg

Glanz und Elend eines Balzac-Films

Wenn die Telegraphen-Apparate Papierschlangen ausspeien und Collins Flucht aus dem Zuchthaus melden, wenn Motorräder mit Polizisten Chausseen entlangrattern, wenn Autos auf steilem Gebirgspaß zusammenstoßen und Collin sich plötzlich als Marquis Herrera ans Steuer setzt, so ist das nicht nur eine knappe Exposition und meisterhafte Einführung der Hauptgestalt des Films „Glanz und Elend der Kurtisanen", sondern man verspricht sich auch die Übertragung eines Balzac-Stoffes in unser technisches Jahrhundert, die ein Wesentliches Balzacscher Kunst sichtbar macht: daß Balzac (wie es Brandes formuliert hat) als einziger der bedeutenden Schriftsteller seiner Zeit sich von seinem Zeitalter nicht abgestoßen fühlte, sondern die neu erstandene Kapitalsmacht, den neuen Beherrscher der Seele, das Geld, zum Helden seiner großen erzählenden Dichtung macht. Aber wenn der Film weitergeht, wird das Tempo um hundert Jahre abgestoppt, und wir befinden uns in der Epoche der Tilburys. „Nach Motiven Balzacs in Bilder gesetzt", verkündet der Titel, und das ist zwiefach falsch: mit dem Roman Balzacs hat dieses Manuskript kaum noch zu tun, und der Roman Balzacs ist gegen dieses Manuskript ein Film.

Kein Einsichtiger wird nach den Fortschritten des künstlerischen Films in den letzten Jahren noch ein Wort gegen die Verfilmung von Dichterwerken verlieren. Aber daß hier ein Stoff, aus dem der Film aller Filme hätte werden können, in die unrechten Hände kam und ein Manuskript daraus wurde, klein und bürgerlich, man eine Regie sah, im Handwerklichen solide, und eine Photographie, die nicht einmal das war, ist ein Jammer. Nicht einmal der spannende Kolportage-Gehalt von Balzacs Roman wird ausgeschöpft, geschweige denn, daß Collin wie Rastignac nach seinem Erlebnis der Goriot-Tragödie zur Pariser Gesellschaft sagen könnte: „Nun wollen wir uns miteinander messen!" Dieser Collin ist ohne Größe (trotz Wegeners Faszination in der Ruhe) und die Gesellschaft ist als Gegenspielerin nicht vorhanden.

Ein Drama ohne Wortkunst hätte dieser Film werden können mit konsequentem Ablauf der Handlung, die sich geschlossen und dicht von Bild zu Bild abrollt. Von Balzac, dem Spielleiter des diszipliniertesten Ensembles, inszeniert, dessen Mitglieder sich willig bald zu einer Hauptrolle, bald zu einer Nebenrolle, zu einer Episode, zur

Statisterie hergeben: ein Ausschnitt aus der comédie humaine mit Gestalten in monomanischer Besessenheit, dramatisch verkürzt, reliefplastisch, Träger von Affekten — weil wir ihnen anderswo schon begegnet sind.

Aber nur in Äußerlichkeiten wie der Namensgebung beschwört man Balzacs Werk: die Tochter der Grandlieues, die Lucien heiraten soll, muß Coralie heißen — nach jener großen Liebenden aus den „Verlorenen Illusionen", an deren Totenbett Lucien Gassenhauer dichtet, um die Bestattungskosten aufzubringen —, ein eifersüchtiger Liebhaber, der in Luciens Beschützer plötzlich den gesuchten Sträfling erkennt, heißt nach einer Gestalt aus Balzacs Figurenkabinett Graf Sérizy, und wenn Collins Getreuer Paccard vor dem Baron von Nucingen als Detektiv erscheint, muß er sich nach Collins gefährlichem Gegenspieler Corentin nennen.

Dieser Paccard wird bei Balzac gelegentlich als Säufer charakterisiert. Ein für den Film unwesentlicher Zug. In der Szene mit Nucingen muß er heimlich zwei Liköre herunterspülen. Ein für den Film bezeichnendes Mätzchen. Balzac erwähnt Nucingens Toilettenvorbereitungen vor Esthers Besuch. Man macht daraus eine Badeszene in Großaufnahme, wie wenn der Witz von den beiden Juden illustriert werden sollte, die sich vor der Badeanstalt mit den Worten „Wieder ein Jahr rum!" begrüßen. Wie Collin durch Esthers grande passion für Lucien allmählich den Besitzer von Nucingens Vermögen wechseln läßt, ergäbe tausend Möglichkeiten. Aber bei dieser Art Oekonomie der Filmdramatik ist schon zuviel Zeit über dem Idyll zweier uninteressanter Liebender verstrichen, die ihr Herz in Heidelberg verloren haben. Daß Eifersucht eines Liebhabers den unerbittlichen Kampf Collins mit den Polizeigewaltigen Peyrade und Corentin ersetzen muß und zur Entlarvung des falschen Herrera führt, kennzeichnet das Niveau der Ahnungslosigkeit, mit der man hier ans Werk ging.

Einzig Gerrons liebestoller Geldmagnat entschädigte inmitten ärmlicher Handlung durch schauspielerische Phantasie.

Lutz Weltmann

Hundert Jahre Korps Borussia

Bonn hat in den letzten beiden Sommern, die nach der Befreiung vom Druck der Franzosenherrschaft Stahlhelmtage, Regimentstage und vaterländische Feiern in großer Zahl brachten, gezeigt, daß es seine alte Flaggenfreudigkeit nicht verloren hat. In dieser Beziehung kann wohl keine rheinische Stadt es mit der Musenstadt am Rheinstrom aufnehmen ... Als der Kronprinz, selbst seinen Wagen steuernd, erschien, brach unter Hurra und Hüteschwenken eine ungeheure Begeisterung aus.

Als köstliche Einzelerscheinung wurde auf dem Kaiserplatz ein Reichsbannermann beobachtet, der in seiner Uniform, mit den Farben und Hoheitszeichen der Republik angetan, unter begeisterten Hurras seine Mütze schwang.

Deutsche Zeitung, 5. Juli 1927

Das bessere System

... Aber soviel ist gewiß: die schlechteste kapitalistische Wirtschaftsordnung ist immer noch besser als die beste sozialistische. Und wenn Unternehmer und Arbeiter Hand in Hand arbeiten, ... dann ist für das Wohl des Volkes am besten gesorgt ...

Kalender f. d. Schlesw. Holst. Landwirtsch. Genossenschaften 1927

Liebe Weltbühne

In der Frankfurter Universität steht ein Abguß der Laokoon-Gruppe. Ein Buchbinderlehrling, der Bücher abzugeben hat, bleibt davor in Nachdenken versunken stehn. Schließlich winkt er einem vorbeigehenden Studiosus: „Sie, sage Se mal, is des im Freie geschehe?"

Antworten

Oberpräsident Noske. Ihre amerikanische Studienreise trägt Früchte. Sie haben jetzt im sozialdemokratischen Parteiausschuß Hannover eine Rede gehalten über das, was Sie gesehen haben. Darüber berichten die Blätter unter anderm: „Im Frühjahr dieses Jahres habe er, der Redner, die englische Insel Trinidad, ferner Venezuela, Columbien, Panama, Costa Rica und Guatemala besucht. Der Redner betonte, daß alle diese Länder mehr oder weniger scharf diktatorisch regiert würden. Vielfach unterstehe die Bevölkerung einem blutigen Gewaltregime. Auch die polizeiliche Überwachung sei in manchen dieser Staaten gradezu grotesk zu nennen." Oh, Sie scharmanter kleiner Witzbold. Merkwürdig, daß man in Guatemala und Costa Rica dem hohen Besuch nicht zugerufen hat wie einst die Berliner Funktionäre: „Justav muß bleiben!"

Weltbühnenleser Darmstadt treffen sich jeden ersten und dritten Freitag im Monat abends 8.15 Uhr bei Ernst Zucker, Bleichstraße 11.

Ernst Toller. „Der Fall Hölz ist der politischen Sphäre entrissen. Obwohl es feststeht, daß Max Hölz die sogenannten „gemeinen" Delikte, die das Sondergerichtsurteil ihm zur Last legt, nicht begangen hat, sitzt Hölz immer noch im Zuchthaus. Sein Verteidiger Doktor Apfel bemüht sich mit Hingabe um das Wiederaufnahmeverfahren. Die ganze Aktion droht jedoch durch Mangel an Geldmitteln zu versanden. Es ist erfreulich, daß Menschen aller Parteien, sogar des Zentrums und der Rechtsparteien, für Max Hölz ihre Stimme erheben, aber die bloße Sympathie genügt nicht. Damit die Aktion für Max Hölz energisch durchgeführt werden kann, sind sofort größre Geldmittel notwendig. Als der Fall Dreyfuß die öffentliche Meinung Frankreichs erregte, wurden nach dem ersten Aufruf für den Verfolgten 100 000 Frcs. gezeichnet. Im Fall Hölz haben bisher fast ausschließlich die Arbeiter mit ihren Groschen die Aktion für Hölz unterstützt. Jetzt ist es notwendig, daß alle, die nicht wollen, daß weiterhin ein Unschuldiger lebenslänglich gekerkert bleibe, ihre Sympathie in aktiver Hilfsbereitschaft kundtun. Ich bitter daher, daß jeder nach seinen Möglichkeiten Geldbeträge an das Postscheckkonto Berlin Nr. 60251 Doktor Apfel & Doktor Beck mit dem Hinweis für „Max Hölz" einsendet. Das Geld wird ausschließlich zur Vorbereitung des Wiederaufnahmeverfahrens verwandt. Den Gebern wird zuerst der Unterzeichnete den Betrag bestätigen, dann wird Quittierung an öffentlicher Stelle erfolgen." Soweit Ernst Toller. Wir brauchen nicht hinzufügen, daß wir diesen Vorschlag mit besondrer Wärme unterstützen.

Weltbühnenleser Stuttgart treffen sich am Dienstag, dem 26. Juli, abends ½9 Uhr, im Restaurant Stecher, Sophienstr. 19 a. Referat: Frieda Perlen, „Gewalt oder Gewaltlosigkeit in der Wirtschaft".

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152 zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin;
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto Berlin 11958.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank: Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6

Das Reichsgericht im Sommer

von Carl v. Ossietzky

Absender: Reichsanwaltschaft

Abschrift

Beschluß.

In der Ermittlungssache gegen

1. die Schriftstellerin Berta Lask in Berlin,
2. die Vereinigung Internationaler Verlagsanstalten G. m. b. H., Berlin,
3. die Uns-Produktivgenossenschaft in Leipzig

wegen Vorbereitung zum Hochverrat wird auf Antrag des Oberreichsanwalts das Buch „Leuna 1921, Drama der Tatsachen", nebst dem „Nachspiel", Verfasserin: Berta Lask, Verleger: Vereinigung Internationaler Verlagsanstalten G. m. b. H., und die zur Herstellung und Vervielfältigung beider Schriften dienenden Platten und Formen gemäß §§ 81 Ziff. 2, 86 StGB., § 27 des Reichspreßgesetzes, § 98 StPO. beschlagnahmt, da aus dem gesamten Inhalt beider Schriften, insbesondere aus Seite 15, 32, 44, 47, 48, 56, 60, 64, 66, 72, 74, 76, 85, 86, 91, 94, 111, 114, 117, 120, 125, 139 bis 141, 151, 152 des Buches und Seite 2 bis 4 des Nachspiels sich ergibt, daß sie der Aufforderung zum Bürgerkrieg und zu gewaltsamer Änderung der Verfassung zu dienen bestimmt sind, wobei der Zeitraum des Umsturzes als nahe bevorstehend hingestellt wird (S. 32, 47, 85, 86, 88, 140, 141, 151 des Buches), und da mit Rücksicht auf die einheitliche Richtung des gesamten Inhalts der Schriften eine Ausschließung einzelner Teile der Schriften von der Beschlagnahme nicht möglich ist.

Berlin, den 10. Juni 1927.

Das Amtsgericht Berlin-Tempelhof, Abt. 15. gez. Reblin.

Ausgefertigt: Berlin NW 52, den 17. Juni 1927, Turmstr. 89.

L. S. gez. Schaefer,

Kanzleisekretär, als Gerichtsschreiber des Amtsgerichts Berlin-Tempelhof.

Vorstehende Abschrift stimmt mit der Urschrift überein.

Leipzig, den 23. Juni 1927. Sekretariat 14a der Reichsanwalt.

M...., Regierungsoberinspektor.

*

Die berliner Schriftstellerin Berta Lask hat vor einigen Monaten bei der Viva ein Buch erscheinen lassen: Leuna 1921 — Drama der Tatsachen. Erwin Piscator war entschlossen, das Stück in der nächsten Saison zu inszenieren, und auch eine große süddeutsche Bühne interessierte sich dafür. Eine berliner Aufführung sollte schon im April stattfinden, aber Schikanen der Theaterpolizei verhinderten das. Dann kam das Buch heraus und wurde sofort auf Anweisung der Reichsanwaltschaft konfisziert, weil es nach ihrer Auffassung gedichteter Hochverrat ist, so wie sie früher schon einmal rezitierten Hochverrat angenommen hat.

Was ist denn so schreckliches passiert? Wer das Buch gelesen hat, findet nur die Erklärung, daß dem Herrn Reichsanwalt eben die janze Richtung nicht paßt. Die Verfasserin hat sich erlaubt, ein Stück Revolution aus frischer, noch blutender Vergangenheit zu behandeln. Sie hat den mitteldeutschen Auf-

stand von 1921 zum Vorwurf genommen und hat es getan als Anhängerin der Sache, um die es damals ging. Wer das Buch ohne Scheuklappen liest, muß zugestehen, daß die Verfasserin ihre Arbeit mit feinfühliger Schlichtheit durchgeführt hat. Sie hat sich streng an die Fakten gehalten, wie sie in dem Bericht des preußischen Untersuchungsausschusses und in geprüften Aussagen von etwa vierzig Augenzeugen und Teilnehmern enthalten sind. Bei der Lektüre bleibt überhaupt der Eindruck, daß sie den protokollierten Tatsachen zu viel Platz einräumt, damit den dramatischen Impetus knickt und die Endwirkung schwächt. Eine weichere Menschlichkeit überschattet die politische Tendenz; diese Hand glättet mehr als sie revolutioniert, und über vielen dieser Bürgerkriegsbilder schwimmt wie ein Nebelschleier die stille Trauer einer empfindsamen Frau über so viel Unmenschlichkeit. Sie ahnen nicht, Herr Reichsanwalt, was ein robuster Mann aus diesem Thema hätte machen können.

Die Beschlagnahme stützt sich hauptsächlich darauf, daß in dem Buch Stellen enthalten sein sollen, aus denen sich ergibt, „daß sie der Aufforderung zum Bürgerkrieg und zu gewaltsamer Änderung der Verfassung zu dienen bestimmt sind, wobei der Zeitraum als nahe bevorstehend hingestellt wird". Bei der Prüfung der beanstandeten Partien finden wir unter anderm einen Dialog zweier gefangener Arbeiter. Und da sieht die gewaltsame Änderung der Verfassung also aus:

> Wieland: Jetzt schmachten wir im Silo als gefangene Sklaven, aber einmal wird das Leunawerk unser sein.
>
> Die Andern: Das Leuna wird unser sein.

Ist die Hoffnung auf einen spätern Besitzwechsel, ohne daß etwas über die Mittel gesagt wird, schon Hochverrat? Doch diesen für den Herrn Prokurator höchst aufrührerischen Worten geht folgendes voraus:

> Wieland: Wir werden noch einmal alle aufstehn und zusammentreten, Gewehr in der Faust.
>
> Alter Arbeiter: Ja, ihr werdet noch einmal alle aufstehn und zusammentreten, Gewehr in der Faust. Aber das wird nicht heute sein und nicht morgen.
>
> Benno: Man kann nicht warten, bis das Leben vergeht.
>
> Alter Arbeiter: Nicht warten, arbeiten, arbeiten Tag für Tag und Jahr für Jahr unter den Proleten, bis die vielen aufwachen, wie wir aufgewacht sind.
>
> Wieland: Ich hab solch ein Feuer in der Brust, das zerfrißt mich.
>
> Alter Arbeiter: Sollst das Feuer behalten, sonst taugt die Arbeit nichts. Aber das Feuer allein taugt auch nichts. Sollst das Feuer ausbreiten, bis alle Proleten ein Feuer in der Brust haben wie du. Dann werdet ihr eine Mauer sein, dann werden sich die dort die Köpfe einrennen und werden ihnen keine Maschinengewehre mehr nützen und keine Geschütze.

Wo dröhnt hier der Marschschritt der Revolution? Hat der Reichsanwalt von seiner Beschäftigung mit linksradikaler Literatur die Nase so voll von Petroleum, daß er diesen Geruch nirgends los wird? Oh, Herr Reichsanwalt, hunderte von Büchern könnten wir Ihnen aufzählen, die nicht nach Petroleum duften, dem klassischen Brennstoff der Revolution, sondern

nach Gas, nach dem Giftgas des nächsten Krieges, und Sie behelligen diese Bücher nicht, denn die sind von einwandfreien Patrioten, die ein bißchen Krieg brauchen, um ihre frigidgewordene Muse aufzupulvern. Nein, wer nur ein wenig Sinn für Rhythmus hat, wird in den oben zitierten Worten nicht Rebellion hören, sondern Elegie. Besiegte kauern da zusammen und reden wie alle Besiegten von der Hoffnung, von der Stunde, die schließlich doch den Triumph bringt. Doch der Herr Reichsanwalt ist unerbittlich: er konfisziert sogar die Tränen.

Aber die oberste republikanische Anklagebehörde wird uns erwidern, daß die von Berta Lask dramatisierten Geschehnisse alle gleichsam noch warm sind und selbst die armen Hoffnungen dieser niedergeworfenen Leuna-Arbeiter aufreizend wirken müssen, weil ihr Ziel „als nahe bevorstehend hingestellt wird".

Also soll es überhaupt verboten sein, sich von Revolutionen dichterisch packen zu lassen, die nicht in grauer Vergangenheit liegen. Darf man nur zu Marc Antons Demagogenkünsten applaudieren? Darf man nur bei Georg Büchner klatschen, wenn Saint Just seine wahnwitzige Begründung des Terrors aus Elementarereignissen, wie Erdbeben und Taifunen, herunterdeklamiert? Niemals ist das Recht auf Blutvergießen, auf Ausrottung der Gegner mit so hirnkranker Folgerichtigkeit proklamiert worden, und doch schließt sich das ganze Theater jedes Mal hingerissen und bedenkenlos der Aufforderung des Redners an, diesen erhabenen Augenblick mit ihm zu teilen, und alle Kommerzienräte im Parkett fühlen den Dolch des Brutus unterm Gewande. Wo ist der historische Zeitpunkt zu suchen, wo Verherrlichung einer Revolution erlaubt, wo eine Vision revolutionärer Zukunft nicht mehr, oder noch nicht strafbar ist? Wir bitten höflichst um eine reichsgerichtliche Entscheidung, um die wünschenswerte Einheitlichkeit der Judikatur herbeizuführen und uns, seien wir Künstler oder Genießende, von schwerem Gewissensalbdruck zu befreien. Ist zum Beispiel 1848 noch verbotene Zone oder ist die Schutzfrist für die Obrigkeit von damals schon abgelaufen? Und wie steht es gar mit 1525? Zwar war Stresemann neulich im ‚Florian Geyer' vor Begeisterung kaum zu halten, aber es besteht doch noch immer eine kleine Unsicherheit, ob sich nicht etwa die Reichswehr beleidigt fühlen könnte, wenn es einem jungen Dramatiker einfallen sollte, den Truchseß von Waldburg, so wie er uns überliefert ist, auf die Szene zu stellen. Und hat Florian Geyer heute tatsächlich die höhern Weihen empfangen, so harrt Thomas Münzer noch immer des gültigen polizeilichen Sichtvermerks. In einem Fall ist er nämlich mit dem Kleistpreis ausgezeichnet, in einem andern, wie die Leunatragödie, beschlagnahmt worden. Hier müßte endlich Klarheit geschaffen werden.

Das Reichsgericht hätte da ein schönes, dankbares Arbeitspensum für den Sommer. Wenn im Herbstmond erst wieder die täglichen Landesverrate laufen, ist für solche Fragen geistig-künstlerischer Art keine Muße mehr.

Zita, Rupprecht und der Anschluß von Agathon

Besinnen wir uns doch ein wenig: wer war es eigentlich in Oesterreich, der dort zuerst den Ruf nach dem Anschluß ans Reich ausstieß, der dann von den deutschen bürgerlichen Parteien, deren A und O politischer Weisheit Machtzuwachs und Landgewinn heißt, mit so großem Jubel aufgenommen wurde?

Das waren die oesterreichischen Sozialdemokraten, die bekanntlich nicht so ganz gutwillig und bürgerlich zahm sind wie die Sozialdemokraten Wilhelms, Eberts und Hindenburgs. Wer war damals, als die oesterreichische Sozialdemokratie und eine kleine und dünne Oberschicht von Intellektuellen den Anschluß forderte, der grimmigste Gegner dieser Anschlußbewegung? Die Christlich-Soziale Partei, der ganze Klerus, die gesamte Landbevölkerung.

Und jetzt?

Der wirkliche Führer der oesterreichischen Sozialdemokratie Otto Bauer schrieb vor kurzem in der wissenschaftlichen Monatsschrift seiner Partei, in der zunächst das einem kleinen Kreise gesagt wird, was etwas später den Massen beigebracht werden soll: „Der Anschluß wird erst vollzogen werden können in einer Zeit, in der aus revolutionären Umwälzungen ein andres Deutschland hervorgehen wird. Es wird nicht das Reich Hindenburgs und des Bürgerblocks sein, in das wir kommen werden."

Die Absage ist deutlich.

Und wenn der Anschluß erst dann erfolgen soll, bis diese Gedanken Otto Bauers Tatsache geworden sind, nun, dann müßte vorher erst noch viel Wasser in der Donau hinabfließen.

Solange mögen jetzt aber die Christlich-Sozialen und der hohe Klerus nicht warten —: sie entwickeln jetzt eine ungeheure Betriebsamkeit, im Verein mit gewissen Kreisen des hohen Adels, um den Anschluß recht schnell zu Wege zu bringen. Sie haben es jetzt ebenso eilig mit dem Anschluß wie etwa 1923 die Deutsche Volkspartei, die damals Herrn Stresemann überall bekennen ließ, daß man jetzt, nach Erledigung der „perfiden" Habsburger — im übrigen wäre man natürlich monarchistisch bis auf die Knochen — schleunigst den Anschluß Oesterreichs herbeiführen müßte.

Eine Zwischenfrage —: es gibt so viele Untersuchungsausschüsse in Deutschland. Möchte Herr Stresemann nicht einmal einen kleinen Untersuchungsrat einsetzen, der feststellen müßte, wer denn eigentlich die vielen Hunderte von Briefen aus Ungarn nach Prangins geschrieben hat, die Kaiser Karl riefen, die ihm die Überzeugung beibringen mußten, daß es alle Leute in Ungarn ohne ihn einfach nicht mehr aushalten konnten, so daß er sich schließlich, denn er hatte Pflichtgefühl und war kein Deserteur, zu seinem zweiten Fluge nach Ungarn entschloß. In einem Flugzeuge wunderlicherweise, das ein deutscher Pilot lenkte... Von hundert Briefen, die der Schreiber dieser Zeilen aus Kaiser Karls Hand selbst erhielt, waren

mehr als sechzig Fälschungen —: die Personen, die sie geschrieben haben sollten, existierten gar nicht in den Orten, aus denen die Briefe kamen...

Wer hatte damals das größte Interesse an der Kaltstellung der „perfiden" Habsburger? Vielleicht läge in den Archiven des Hauses Stinnes bemerkenswertes Material zu dieser Frage, denn damals war es ja Stinnes und seine Partei vor allen andern, die den „Willen zum Anschluß im ganzen deutschen Volke entfachten". Nachdem der Stinnesplan für die wirtschaftliche Ausbeutung Oesterreichs fertiggestellt war.

Jedenfalls haben es jetzt die Klerikalen in Oesterreich mit dem Anschluß sehr eilig. Der ‚Temps' schrieb neulich: „Mons. Seipel wagt nicht, offen der Bewegung entgegenzutreten, weil der größte Teil der Mehrheit, auf die er sich im Nationalrat stützt, sowie Mitarbeiter in der Regierung dem Anschluß tatsächlich verschrieben sind." Er hätte hinzufügen können: Herr Seipel ist aus einem Anschlußgegner zu einem Anschlußfreunde geworden. Und mit ihm sind heute die Bischöfe, die in Oesterreich sehr einflußreichen Äbte der großen Klöster Freunde des Anschlusses. Und auf ihr Geheiß haben die Geistlichen auf den Kanzeln, in den Vereinen, die ihrer Botmäßigkeit unterstehen, plötzlich für den Anschluß arbeiten müssen.

Mit dem Erfolg, daß heute in Oesterreich die überwältigende Mehrheit der katholischen, konservativen Landbevölkerung für den Anschluß ist, den die Sozialdemokratie für den Augenblick preisgibt.

Was ist geschehen? Haben die oesterreichischen Bauern plötzlich ihr Herz für den Preußen entdeckt, den sie nicht riechen konnten? Sind sie plötzlich in heißer Liebe zu Preußen, zu Vater Hindenburg entbrannt?

Nichts von alledem —: man hat ihnen nur versprochen, daß sie durch den Anschluß auf das schnellste zur Monarchie zurückkehren werden, ja, daß es keinen andern Weg zur Monarchie als den Anschluß an Deutschland, das, wie die Geistlichen jeden Tag versichern, „schon aus dem Grunde über kurz oder lang zur Monarchie zurückkehren muß, weil das deutsche Volk für die republikanische Staatsform in keiner Weise geeignet ist".

*

Daß die Monarchie, auf deren Wiederkehr heute die Bauern in Oesterreich ihre Hoffnungen setzen, nicht die alte Doppelmonarchie sein wird, das hat, wie es scheint, im Laufe der letzten Monate auch die unbelehrbarste aller Monarchistinnen, die Kaiserin-Königin Zita, eingesehen. Nachdem es ihrem nahen Verwandten, dem Fürsten Aloys zu Löwenstein, der der deutschen Öffentlichkeit eigentlich nur als Präsident der Katholikentage und als höchster weltlicher Schutzherr der katholischen Mission bekannt ist, was ihm angenehm sein wird, da es den Blick von seiner hochpolitischen Betätigung abzieht, endlich gelungen ist, zwischen der Kaiserin Zita und dem Kronprinzen Rupprecht zu vermitteln — Fürst Löwenstein ist auch ihm nahe verwandt — hat sie endlich einem Erziehungsprogramm für ihren ältesten Sohn zugestimmt, das Fürst Löwen-

stein in Übereinstimmung mit hohem oesterreichischen und bayrischen Adel ausgearbeitet hat.

Prinz Otto, der als aufgeweckter, sympathischer Knabe geschildert wird, befindet sich seit einigen Monaten in Luxemburg, um dort in einer Benediktinerabtei nicht mehr einseitig ungarisch, sondern mit jener Vielseitigkeit erzogen zu werden, die Benediktiner und Jesuiten in ihren Erziehungsanstalten für jene Schüler bereithalten, von denen sie annehmen, daß sie einst auf einen wichtigen und bedeutenden Platz gestellt werden. Man hat also in Lequeitio eingesehen, daß es doch wohl nicht ganz richtig war, den Prinzen Otto nur für den ungarischen Thron zu erziehen, aber man hat dort auch jenen andern Plan abgelehnt, dessen eifriger Bannerträger zum Beispiel der sattsam bekannte Major Stephani, der Stahlhelmführer, war und ist, den zweiten Sohn Kaiser Karls „rein deutsch" zu erziehen, damit er dereinst die Regierung in den deutsch-oesterreichischen Stammlanden übernehmen könnte. Wenn es gar nicht zu machen sein würde, daß Prinz Eitel Friedrich doch eines Tages König von Ungarn sein könnte, hätte Herr Stephani und die mächtigern Leute, deren junger Mann er ist, schließlich nichts dagegen gehabt, wenn in Ungarn Prinz Otto, Kaiser Karls ältester Sohn, König werden würde... (Inzwischen ist freilich der Prinz Eitel Friedrich geschieden, und auch seine wärmsten Freunde in Ungarn haben den Gedanken, ihn zum König zu machen, aufgegeben, denn einen in dieser Art kompromittierten König — von den Fragen der Thronfolge ganz zu schweigen — würde England nie unterstützen, und die ungarische Königsfrage ist nun einmal ohne England nicht zu lösen.)

Man hat sich also in Lequeitio entschlossen, dem Prinzen Otto eine, sagen wir: allgemeine europäische Erziehung zu geben. Was bedeutet das?

Dieses: man hegt nicht nur in Lequeitio, sondern in den Kreisen des hohen katholischen Adels der Mittelmächte die begründete Hoffnung, daß es gelingen wird, Ungarn und das, was von Oesterreich übrig bleibt, wenn Tirol und das Land Salzburg an die Wittelsbacher gefallen sind, unter einem Herrscher, eben unter dem Prinzen Otto, zu vereinen —: das ist die monarchische Lösung, auf der die Bauern in Oesterreich hoffen. Bayern soll Tirol und Salzburg erhalten, Länder, auf die Rupprecht kürzlich, wie schon in einem andern Artikel der ‚Weltbühne' ausgeführt worden ist, Ansprüche erhebt, und der Rest soll mit Ungarn zu einem monarchischen Staatengebilde vereinigt werden. Daß auf diese Art, bei dieser Lösung, die Geistlichen, die Schrittmacher dieser Pläne sind, für zwei Herrscherhäuser, die Habsburger und die Wittelsbacher, agitieren müssen, wird nur dem schwierig erscheinen, der die Elastizität der katholischen Geistlichkeit nicht kennt: es handelt sich viel weniger um Dynastien als um das monarchische Prinzip. Die Kirche hat inzwischen, obwohl die sogenannte Revolution in Deutschland der Kirche die größten Freiheiten brachte, doch eingesehen, daß sie nur in einer Monarchie, nur unter einem katholischen Monarchen die stetigen, wenn auch

langsamen Fortschritte machen kann, die sie wünscht, um ihr letztes Ziel: Beherrschung des Staates, zu erreichen. Den ersten großen Erfolgen in Deutschland sind tiefe Rückschläge gefolgt — Hindenburgs Sieg über Marx war schließlich auch eine Niederlage des Katholizismus — und die Begeisterung katholischer Kreise für die Republik hat sich gelegt, weil sich schon gezeigt hat, daß es sich doch auf die Dauer, bei wirklicher Demokratisierung und Republikanisierung nicht vermeiden läßt, eine reinliche Scheidung zwischen Kirche und Staat durchzuführen. Die katholischen Massen in Deutschland werden langsam, auf Befehl des Fürstbischofs von Breslau, dessen Beziehungen, sehr gute Beziehungen, zum Hause Doorn nie ganz abgerissen sind, wieder zur Sehnsucht nach der Monarchie geführt —: die Kirche und der hohe katholische Adel haben lange unter sich abgemacht, wie das zukünftige monarchische Deutschland gegliedert sein soll: diesem zukünftigen Deutschland soll Ungarn-Oesterreich als eine Art von Bundesstaat angehören.

Auf der Nuntiatur in Wien und im erzbischöflichen Palais, in München, in Innsbruck und Salzburg weiß man lange, was man will, und die in Berlin, in Frage kommenden Persönlichkeiten wissen es auch.

Man ist sich ganz einig —: die Geschichte hat nur einen Haken. Man ist in Frankreich mißtrauisch geworden, seit man weiß, daß es die Kirche ist, die den Anschluß betreibt, und die Interessenten dieser Angelegenheit befürchten nun, Frankreich könnte nicht müßig bleiben, könnte vielleicht Vorschläge zur Linderung der schwierigen Lage in Oesterreich machen, die den Sozialdemokraten besser gefallen würden als die Anschlußpläne und die Angebote aus Deutschland.

Es gilt also, Frankreich zu beruhigen.

Verständigt man sich leichter als in persönlichen Besprechungen und Zusammenkünften? Sicher nicht.

Und wo finden solche Besprechungen statt? Auf neutralem Boden natürlich.

Welches Land eignete sich besser dazu als die Schweiz, die geographisch gesehen als natürliches Verbindungsglied zwischen Frankreich und Oesterreich liegt.

Und welche Stadt wäre wohl zu solchen Besprechungen geeigneter als Fribourg, wo ja schon Kaiser Karl die ersten Besprechungen über einen Frieden mit Frankreich stattfinden ließ? Fribourg, wo Monsignore Besson, einer der klügsten Kirchenfürsten der Gegenwart, amtet, ist an solche Besprechungen gewöhnt, und es hat außer der glücklichen Lage auf der Sprachengrenze, außer den Vorzügen seiner alten und romantischen Schönheit auch noch die Tugend der Diskretion. Niemand wundert sich darüber, wenn sich in Fribourg zufällig, oh, ganz zufällig natürlich, oesterreichische und französische Aristokraten treffen und lange Besprechungen haben. Mein Gott, man hat gemeinsame Verwandte und Bekannte und überhaupt so viel gemeinsame Interessen.

Und auch das ist natürlich nur Zufall, daß der letzte oesterreichische Erzbischof von Prag, der über alle Begriffe

politisch betriebsame Graf Huyhn, sein arbeitsames Leben jetzt meistens in Schweizer Klöstern führt, in tiefer, frommer Zurückgezogenheit und Verborgenheit ... freilich stets nur für jene begrenzte Zeit, die man bleiben kann, ohne eine besondere Aufenthaltsbewilligung einzuholen. Und auch das ist gewiß nur ein Zufall, daß der Erzbischof Netzhammer von Bukarest, der auf Befehl des Vatikans auf seinen Posten verzichten mußte, weil seine Beziehungen zur deutschen Heeresleitung, seine Herrn Mackensen erwiesenen Dienste doch gar zu sehr mit der hin und wieder in Rom gewünschten übernationalen Haltung der Kirche im Widerspruch standen, daß also auch dieser sehr politische Kirchenfürst jetzt so oft in der Schweiz weilt ... grade jetzt, wo auch die katholischen Zeitungen der Schweiz so oft und so laut betonen, daß es gradezu eine zum Himmel schreiende Schande wäre, daß der Anschluß noch verboten und verhindert bleiben sollte ...

Wie gesagt, das sind alles Zufälle.

Aber wer sie und ihre vielfachen Zusammenhänge kennt, der versteht, warum Paris jetzt plötzlich so energisch gegen den Anschluß schreibt, aber zugleich durchblicken läßt, daß eines Tages die erstaunte Welt, wenn nicht rechtzeitig gehandelt würde, vor einer vollendeten Tatsache stehen könnte.

Was dann?

Ist die Antwort zweifelhaft, daß ein Anschluß, der das Werk monarchischer und klerikaler Kreise wäre, eine schwere Bedrohung des Friedens bedeuten würde? Denn wenn Italien schon nicht erlauben will, daß Bayern sich um Tirol und Salzburg vergrößert, so kann Frankreich kaum ruhig zusehen, wenn mitten in Europa ein neues konservatives Staatengebilde entsteht, dessen Grundlage der Geist von 1914 sein müßte.

Denn ohne diesen Geist, der den Krieg bedeutet, kann es nun einmal keine deutsche Monarchie mehr geben.

Gruß an Wien von Ingeborg Seidler

In Wien hat man den Justizpalast niedergebrannt. Ausgebrannt mit Gas. Man hat eine Reinigung veranstaltet mit allen Schikanen der Neuzeit und dem Spiritus echter Revolutionen. Was in den verstickten Räumen nicht schnell genug verbrennen konnte, hat man an die frische Luft befördert, damit der Plunder, der keine Rechtsprechung zu erwarten hatte, umso schneller verrauche. Es ist beglückend, das zu lesen, herrlich und unglaubwürdig, ein Märchen aus Scheherezadens Mund vom Ende des zweiten Jahrtausends. So empfindet mans, wenn man in Deutschland lebt.

Wärs hier passiert, würden einige, ganz wenige, ein Endlich zum Himmel senden, nur vergleichbar mit dem ersten befreienden Atemzug eines neugeborenen Kindes. So aber, da Wien, dieser bravste, ehrlichste und todgeweihte Nachkriegskrüppel aufbegehrte, machen Die, die nicht zu den ganz wenigen gehören, zeitgemäße, von zeitgemäßer Phantasie durch-

seuchte Politik. Aus diesem schäumenden Schmutzmeer, das sich zu legen beginnt, erkennt man: die wiener Parteileitung hat versagt. Sie ließ sich überrumpeln. Ein Oh über diese Parteileitung, die nicht vorausgesehen hat, daß ein Krug überlaufen könnte. Ein Oh über ihren Prestigeverlust, auf den gepfiffen wird. Ihr unsichtbaren deutschen Sozialdemokraten, schaut aus euren Verstecken hinunter, was es dort hinter einer Parteileitung gibt. Ihr braucht an dieser Parteileitung aber durchaus nicht vorbeizusehen. Die eure wäre in einen Starrkrampf verfallen, aus dem sie Geheimrat His mit keiner Injektion hätte erwecken können. Die wiener hat sich aufgerafft, hat einen Augenblick lang die Führung behauptet und einen Regierungseinbruch riskiert. „Nichts wird dabei herauskommen" jubelts ringsum, gewiß, grade ihr habt recht euch zu freuen, denn ihr habt untadelige Herren und Richter.

Die sozialdemokratische Parteileitung hat versagt. Welche Enttäuschung, Europa und Umgegend schauen durch fette Presseaugen auf das kleine Land, das seine Bürger nicht im Zügel halten kann. Die Interessenten fragen sich, was anzuwenden ist, wenn Gesetz, Richterspruch und Parteileitung versagen? Auf diese ist kein Verlaß, das gesteht sich in gewissen Augenblicken sogar Mussolini, jene aber müssen sicher stehen, und Horthy liegt auf der Lauer, um den staatserhaltenden Paragraphen nach Notwendigkeit beizuspringen. Weiß man denn nicht, welche Autorität der Rechtsspruch in Deutschland zum Beispiel genießt, trotzdem unsre sozialdemokratische Partei gewiß noch leichter zu überrumpeln wäre als die wiener? Man weiß das zu schätzen, und Max Hölz möge ruhig warten, weder jene „Elemente" noch die Arbeiterschaft Deutschlands haben die Absicht, die Gelegenheit zu nutzen, denn man weiß auch, daß die deutsche Parteileitung zum Aufruhr ihrer Wähler gegen die Justiz gewiß nicht Ja noch Amen, am allerwenigsten aber die Sache zu der ihren machen und die Parole zum Proteststreik ausgeben würde. Die Parteileitung hat versagt. Was liegt an ihr, wenn sie schwach ist? Die Partei ist über sie hinweggegangen, etwas, was der deutschen schon lange gebührte.

In Wien hat man den Justizpalast ausgebrannt. Der „an sich unwesentliche" Anlaß, wie ihn ein offenbar durch deutsche Rechtsprechung verwöhnter Journalist kennzeichnet, war — man hat ihn über die Flut von Beschuldigungen und Verleumdungen, nun tatsächlich aus dem Auge verloren — folgender: die Mörder zweier Menschen wurden freigesprochen. Nach dem Abstimmungsresultat der Geschworenen natürlich, und hier liegt der vornehmste Grund, weshalb die Parteileitung schuld ist an dem Aufruhr und nicht dieser Fehlspruch. Denn kann man mehr für die Gerechtigkeit tun, als neben Berufsauch Laienrichter in die Gerichtsbarkeit zu setzen? Man weiß

aus deutscher Erfahrung, daß es ausgeschlossen ist, die Geschworenen zu beeinflussen, es ist einwandfrei festgestellt worden, daß ein Schuster unter allen Umständen bei seinem Leisten bleibt. Und doch glaubten die listigen Oesterreicher nach diesem Urteilsspruch an das „Volksempfinden" der Laienrichter nicht mehr. Sie haben plötzlich eingesehen, daß in den dumpfen Räumen der Gerichte jedes reine und frische Menschlichkeitsgefühl verkümmert. Sie haben aus ihrem Mißtrauen die Konsequenz gezogen und diesem „Volksempfinden" heimgeleuchtet. Der Vorgang zeigt eine so klassische Einfachheit, etwas so Urwüchsiges und Naturhaftes, daß man die ersten (noch fast tendenzlosen) Berichte immer und immer wieder lesen muß, um sich zu sagen, daß es in Deutschland wahrscheinlich niemals dazu kommen wird. „Die ‚Reichspost' von der Arbeiterschaft gestürmt und niedergebrannt." Da kommt nichts mehr nach. Das ist endgültig, unumstößlich. Wie wärs in Deutschland? Wie wars in Deutschland: Man hat einen Leichnam aus der Havel gezogen mit durchschossenem Hinterhaupt. — — Wer mag nachher dieses Kuschen befohlen haben?

Wollte man in Deutschland nach wiener Muster Recht zu sprechen beginnen, gar wenige der Themistempel würden den Sturm überleben. Radikale Blätter werden die Kranzspenden für Max Hölz anzeigen.

Und nun noch eins: jenen, die da jubeln über die „restlose Kapitulation" eines von Elend und bewußter Ungerechtigkeit betroffenen Volkes sei gesagt: daß Revolutionen Saaten sind, die niemals noch unfruchtbar waren.

Über Aufruhr von Thomas Münzer

Sieh zu, die Grundsippe des Wuchers, der Dieberei und Räuberei sind unsere Herren und Fürsten. Sie nehmen alle Kreaturen zum Eigentum: Die Fische im Wasser, die Vögel in der Luft, das Gewächs auf Erden muß alles ihr eigen sein. Darüber lassen sie dann Gottes Gebot ausgehen unter die Armen und sprechen: Gott hat geboten, Du sollst nicht stehlen; es dienet aber ihnen nit. So sie nun alle Menschen verursachen, den armen Ackersmann, Handwerksmann und alles, was da lebt, schinden und schaben, so er sich dann vergreift am allergeringsten, so wird er gehenkt. Dazu saget dann der Doktor Lügner Amen.

Die Herren machen das selber, daß ihnen der arme Mann Feind wird. Die Ursache des Aufruhrs wollen sie nit wegtun, wie kann es auf die Dauer gut werden? So ich das sage, muß ich aufrührerisch sein! Wohlan...

Angelica Balabanoffs Erinnerungen

von Georg Ledebour

Einen wertvollen Beitrag zum Verständnis des proletarischen Befreiungskampfes liefert uns Angelica Balabanoff in ihren „Erinnerungen und Erlebnissen". Wir haben es darin nicht nur zu tun mit einer Darstellung geschichtlich abgeschlossener Vorgänge, die Erinnerungen klingen vielmehr aus in die Ankündigung der Verfasserin, daß sie ihre ganze Kraft nunmehr der Befreiung der italienischen Arbeiterschaft aus ihrem gegenwärtigen Zustande unwürdigster Knechtung widmen wolle. (Das Buch ist erschienen bei der E. Laubschen Verlagsbuchhandlung, Berlin W 30.)

Was den Wert dieser Darlegungen besonders erhöht, ist die angekündigte und betätigte Entschlossenheit der Verfasserin, die Wahrheit zu sagen. Dabei ist sie sich vollkommen klar darüber, daß die sogenannte objektive Wahrheit, also die lückenlose und irrtumslose Darstellung auch nur miterlebter Vorgänge gar nicht erreichbar für den Einzelnen ist. Auch wer im Mittelpunkt der Ereignisse stand, ist bei sorgfältigster Selbstprüfung doch nur einer subjektiv gefärbten Darstellung fähig. In seiner Erinnerung bleibt vorzugsweise haften, was ihn persönlich tiefer erregt und interessiert. Dazu kommt, daß vieles Nichtselbstgesehene und Nichtselbstgehörte, was als unvermeidliche Ergänzung eigner Beobachtung in solchen Erlebnisdarstellungen verwertet werden muß, obendrein noch durch die subjektive Auffassung der mitteilenden Gewährsmänner gefärbt wird. Ein jedes solches Memoirenwerk kann also sich der Wahrheit nur nähern. Was wir aber verlangen müssen, ist, daß der Verfasser von Denkwürdigkeiten von dem ernstlichen Willen durchdrungen ist, die Wahrheit zu sagen. Dieser Anforderung leistet Angelica Balabanoff in vollem Maße Genüge. Was ferner aus jedem Abschnitt ihrer Darstellungen hervorleuchtet, ist, daß sie nicht nur mit dem Kopf, sondern auch mit vollem Herzen bei der großen Sache ist, der sie ihr Leben gewidmet hat.

Angelica Balabanoff entstammt der wohlhabenden Bourgeoisie Rußlands. Das tiefste Mitgefühl mit den Leiden der maßlos unterdrückten und ausgebeuteten Arbeiter und Bauern ihres Heimatlandes hat sie in die Reihen der sozialistischen Befreiungskämpfer hineingetrieben. Doch erst durch langjährige Studien auf den Universitäten Brüssel, Leipzig, Berlin und schließlich Rom reifte sie zur Marxistin heran. Den maßgebendsten Einfluß übte auf sie der sozialistische Professor Antonio Labriola aus. So erklärt es sich, daß sie in die sozialistische Bewegung Italiens hineinwuchs und sich schließlich im Denken und Fühlen mit dem italienischen Proletariat ebenso eng verbunden fühlte wie mit dem ihrer russischen Heimat. Diesem Entwicklungsgange verdankt sie es auch, daß sie Italienisch, Französisch und Deutsch ebenso gut spricht, wie ihre russische Muttersprache; doch auch das Englische beherrscht sie. So wurde sie später zur geeignetsten Sprachvermittlerin auf allen internationalen Sozialistenkongressen. Nach

Absolvierung ihres Universitätsstudiums begab sie sich in die Schweiz, um dort unter den schlimm ausgebeuteten italienischen Saisonarbeitern tätig zu sein. Sie hielt auch 1902 in St. Gallen ihre erste öffentliche Rede. In der Schweiz schon wirkte sie zusammen mit Serrati, mit dem sie sich unter allen Italienern durchweg am meisten verbunden gefühlt hat. Mussolini, der sich in Genf als Deserteur hungernd umhertrieb, verdankt der ihn unterstützenden Angelica Balabanoff seine Einführung in die sozialistische Presse. Durch Vorträge in der Schweiz bekannt geworden, wurde Angelica Balabanoff auch nach Italien zu Referaten eingeladen. Schließlich siedelte sie ganz nach Italien über, wo sie sich dem von Serrati geführten radikalen, antirevisionistischen Flügel der sozialistischen Partei anschloß. Den Radikalen verschaffte ihre Gegnerschaft gegen den Tripoliskrieg die Oberhand auf dem Parteikongreß in Reggio Emilia 1912. Mit Serrati und Mussolini zusammen wurde Angelica Balabanoff in den Vorstand der sozialistischen Partei Italiens gewählt.

Vom italienischen Parteivorstand wurde Angelica Balabanoff nunmehr auch in das Büro der Zweiten Internationale in Brüssel delegiert, dem sie vorher schon als Vertreterin der russischen Sozialdemokratie angehörte. Auf diese Weise kam sie in persönliche Beziehungen zu Bebel und Jaurès, denen beiden sie wegen ihres erfolgreichen Wirkens für die menschheitsbefreienden Ideen des Sozialismus sowie wegen ihres selbstlosen revolutionären Pflichtgefühls in tiefer Verehrung zugetan war. Eine internationale Wirksamkeit von größerer Bedeutung eröffnete sich ihr aber erst nach Ausbruch des Weltkrieges in der Zimmerwalder Bewegung.

Während bis zu Kriegsbeginn die sozialistischen Parteien aller Länder sich als grundsätzliche Kriegsgegner zu der Pflicht bekannt hatten, den Krieg zu verhindern, schwenkten nach Kriegsausbruch die Parteileitungen und Parlamentsvertretungen in Westeuropa in ganz überwiegender Mehrzahl um zur Unterstützung der Kriegspolitik ihrer Regierungen. Nur geringfügige Minderheiten beharrten bei der antiimperialistischen Auffassung. Die verschiedenen russischen sozialistischen Parteien, die samt und sonders nur illegal sich betätigen konnten und deshalb ihre Parteileitungen nach der Schweiz verlegt hatten, hielten dagegen an der grundsätzlichen Kriegsfeindschaft fest, ebenso die Sozialisten neutraler Länder, vor allem die der Schweiz und des vorläufig noch neutralen Italien. Auf einer Zusammenkunft italienischer und Schweizer Genossen in Lugano wurde nun geplant, in der Schweiz eine geheime internationale Konferenz der kriegsgegnerischen Sozialisten zusammenzubringen. Kurz nach Eintritt auch Italiens in den Krieg kam sie hauptsächlich durch Bemühungen des Schweizer Genossen Grimm im September 1915 in Zimmerwald, einem Bergdorfe des Kantons Bern, zustande. An der Konferenz nahm ich selbst als Vertreter der damals noch kleinen Opposition der SPD. teil. Es wurde dort zunächst ein französisch-deutsches Sondermanifest, dann ein allgemeines Manifest beschlosen, sowie eine internationale Kommission eingesetzt, als deren Sekre-

tärin Angelica Balabanoff bestallt wurde. Sie spricht darüber in ihren Erinnerungen. Da sie aber, wie in ihrem gesamten Erinnerungswerk, weniger die tatsächlichen Vorgänge erzählt, als ihren persönlichen Eindrücken und Stimmungen Ausdruck verleiht, können Nichtteilnehmer an jenen Verhandlungen aus ihrer Darstellung kein klares Bild gewinnen.

Durchaus zutreffend kennzeichnet sie jedoch Zweck und Wirkung der Zimmerwalder Bewegung dahin, daß den konsequenten Sozialisten in allen Ländern einheitliche Richtlinien für die Bekämpfung des imperialistischen Krieges vorgezeichnet werden sollten.

Der ersten Konferenz in Zimmerwald folgte 1916 die zweite in Kienthal, gleichfalls im Kanton Bern, dann 1917 die dritte in Stockholm, wohin vorher schon Angelica Balabanoff als Sekretärin ihren Wohnsitz verlegt hatte. Die Verhandlungen in Stockholm führten nach eingehenden Auseinandersetzungen zu einem Manifest, das den Generalstreik in allen kriegführenden Ländern zur Erzwingung des Friedens bezweckte. Wir hatten zur Herbeiführung dieses Beschlusses anfänglich starken Widerstand von verschiedenen Seiten zu überwinden. Bedauerlicherweise unterläßt Angelica Balabanoff, trotzdem sie diesen Beschluß als Gipfelpunkt der Zimmerwalder Bewegung anerkennt, auch bei dieser Gelegenheit eine Wiedergabe der Verhandlungen und bringt nicht einmal den Wortlaut des Manifestes zum Abdruck. Das wäre aber um so notwendiger gewesen, als damals der Abdruck dieser Aufforderung zum Generalstreik in verschiedenen Ländern, so auch in Deutschland, zunächst hintertrieben wurde. Gar nichts erfahren wir aus den „Erinnerungen und Erlebnissen" von der einzigen praktischen Nachwirkung, die das Stockholmer Manifest überhaupt gehabt hat, nämlich von dem Metallarbeiterstreik in Deutschland im Januar 1918. Diese Unterlassung ist wohl dem Übelstande zuzuschreiben, daß die Genossin Balabanoff nachher über die Vorgänge in Deutschland von Leuten informiert wurde, die keineswegs die Anschauungen des konsequenten revolutionären Sozialismus teilen.

Mittlerweile hatten sich jedoch zwei weltgeschichtliche Vorgänge abgespielt, die der Tätigkeit der Genossin Balabanoff einen andern Schauplatz zuwiesen: die zweite russische Revolution im März 1917, der dann die Bolschewiki-Revolution am 7. November 1917 auf dem Fuße folgte.

Als die Nachricht von der Übernahme der Macht in Rußland durch die Arbeiter- und Soldatenräte nach Stockholm kam, entschloß sich Angelica Balabanoff sofort, das bis dahin auf Anraten zaghafter Genossen in Deutschland zurückgehaltene Manifest zu veröffentlichen in der richtigen Erkenntnis, daß es Pflicht der revolutionären Sozialisten aller Länder sei, den russischen Genossen durch die Aufforderung zum Generalstreik zu Hilfe zu kommen. Sie selbst reiste kurze Zeit darauf nach Rußland, um in Verbindung mit Lenin zu treten. Dann begab sie sich nach der Schweiz zurück, um dort unter den westeuropäischen Sozialisten im Sinne der Zimmerwalder Bewegung zu wirken. In der Schweiz waren ihr Erlebnisse beschieden, die

beweisen, daß der Raubtiercharakter des Kapitalismus sogar in der neutralen Schweiz das Bürgertum in allen seinen Schichten gegen revolutionäre Sozialisten aufpeitscht, sobald der Sozialismus sich der Machtergreifung nähert.

Der Zusammenbruch der deutschen Militärmacht im Herbst 1918 gab in der Schweiz, besonders in der französischsprechenden Westschweiz, dem Bürgertum den Anstoß zur offenen Parteinahme für die siegreichen Ententestaaten und gleichzeitig zur gehässigen Befehdung der einen Ausgleichsfrieden erstrebenden Sozialisten, besonders der Bolschewiki. Das alberne Märchen fand Glauben, die Bolschewiki seien Emissäre Deutschlands. Eines Tages wurde Angelica Balabanoff unter der Hand durch die Schweizer Regierung aufgefordert, freiwillig die Schweiz zu verlassen. Man gab ihr zu verstehen, die italienische Regierung habe „Einspruch gegen den Aufenthalt der Frau Balabanoff in der Schweiz" erhoben. Sie weigerte sich, freiwillig zu gehen. Nun begann eine Hetze in der bürgerlichen Presse gegen die Bolschewiki und gegen Angelica Balabanoff persönlich. Zur nämlichen Zeit hatte die Gewerkschaftszentrale der Schweiz ökonomische Forderungen erhoben, deren Nichtbewilligung mit dem Generalstreik beantwortet wurde. Die Eisenbahner schlossen sich dem Streik an. Auch das wurde den Bolschewiki zur Last gelegt. Am zweiten Tage des Generalstreiks — eine Datumsangabe fehlt leider — wurde das gesamte sowjetrussische Gesandtschaftspersonal und mit ihm Angelica Balabanoff aus der Schweiz ausgewiesen. Durch Militär nach dem Bahnhof transportiert, wurden sie auf der Straße von heulenden und schreienden Massen — alles honettes Bürgertum — begleitet. Angelica Balabanoff erzählt darüber:

„Der Vertreter Sowjetrußlands war ein kranker Mann und sah infolge der Aufregung wie eine Leiche aus. Von den andern Beamten der Mission hatten einige kleine Kinder. Ich ließ sie alle vorausgehen, damit sie nicht Opfer der Wut würden. „Da ist sie, die verfluchte Kurierin der Revolution!", hieß es in allen Tonarten. Die Frauen schrieen, die Männer streckten in neugierigem Zorn ihre Köpfe in die Höhe. „Ja, das bin ich", sagte ich, und blieb stehen, um die andern vorgehen zu lassen. In diesem Augenblick warf sich alles auf mich, Kavallerie eilte herbei, wodurch die Panik nur noch größer wurde; ich wurde an die Bahnhofsmauer gedrängt, fühlte Pferdehufeisen an meiner Brust und verlor das Bewußtsein. Als ich die Augen wieder öffnete, war die Menge zurückgedrängt. Ich konnte wieder atmen, mein Arm blutete, um mich lagen Schirme und Stöcke. Einige Soldaten mit blanken Säbeln führten mich zu meinen Reisegefährten."

Ich habe diese Darstellung wörtlich aufgeführt, weil sie zeigt, daß kapitalistische Bestialität sich überall gleich herrlich offenbart, in Bern wie in London, in Peking wie in Berlin. Gradezu grotesk war die weitere Ausweisungsprozedur. Ein junger Offizier in Pumphosen, mit Monokel und eleganter Peitsche, kündigte den Ausgewiesenen an: „Ihr werdet jetzt in Automobilen an die Grenze gebracht, und ich warne euch: Wenn sich jemand untersteht, einen Fluchtversuch zu machen,

wird aus Maschinengewehren geschossen." In anderthalb Dutzend Autos wurde nun das Gesandtschaftspersonal zwei Tage und eine Nacht hindurch im Lande umhergejagt. Aus Angst vor Arbeiterdemonstrationen wurden alle größern Orte vermieden. Nur einmal wurde den Gehetzten etwas zu essen verabreicht. Schließlich wurden sie an einem kleinen Orte über die badische Grenze gebracht. Deutschland hatte mittlerweile auch eine sogenannte Revolution gehabt. Doch hatten in Baden Rechtssozialisten das Heft in den Händen, die den russischen Revolutionären mit unverhohlener Abneigung gegenübertraten. Immerhin kamen sie durch Deutschland hindurch und schließlich auf Umwegen nach Petersburg.

Einige Zeit darauf wurde in Moskau auf einer internationalen Konferenz die dritte oder Kommunistische Internationale gegründet. Es war nur natürlich, daß Angelica Balabanoff als geeignetste und bewährteste Kraft zu deren Sekretärin gewählt wurde. Es entsprach das auch durchaus dem Wunsche Lenins. Aber von Anfang an wurden ihrer Betätigung Schwierigkeiten aller Art bereitet durch Sinowjew, den man zum Präsidenten der Kommintern gemacht hatte. Er sah in der Balabanoff nicht die wertvolle Mitarbeiterin, sondern nur die gefährliche Konkurrentin. Er suchte sie mit allerhand Aufgaben von Moskau fernzuhalten und schließlich sogar auf eine Agitationsreise nach Turkestan abzuschieben. Sie lehnte das ab. Dann wurde sie eines schönen Tages auf Grund irgend welcher Bemängelung hin, gegen die zu verteidigen ihr überhaupt keine Gelegenheit gegeben war, ihres Postens als Sekretärin der Internationale enthoben. Darüber gab es Krach in der Kommunistischen Partei. Sie wurde wieder zum Mitglied der Internationalen Kommission, nicht aber zur Sekretärin, wohlgemerkt, ernannt, war aber damit zu noch größerer Einflußlosigkeit verurteilt. Sinowjew herrschte fortan unumschränkt.

Das Urteil, das Angelica Balabanoff über Sinowjew fällt, ist höchst ungünstig. Sie hält ihn für einen skrupellosen Intriganten, der Alles seinem persönlichen Ehrgeiz opfert. Nichtkenner der Zustände in Rußland könnten versucht sein, dieses Urteil als Ausfluß persönlicher Verärgerung für übertrieben zu halten. Es stimmt aber überein mit der Meinung, die Lenin selbst auf Grund langjähriger Zusammenarbeit, und besonders auf Grund der Erfahrungen mit Sinowjew während der Oktoberrevolution sich über ihn gebildet und auch ausgesprochen hatte. Schließlich haben wir ja Sinowjew auch in Deutschland von derselben Seite kennengelernt. Seinem unheilvollen Wirken ist nicht nur die Zerstörung der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei Deutschlands in Halle, sondern auch die spätere Zerrüttung fast sämtlicher kommunistischer Parteien Europas zuzuschreiben.

Daß Sinowjew auch auf die Sozialistische Partei Italiens seine Methoden anwandte, führte den vollständigen Bruch mit Angelica Balabanoff herbei. Im Jahre 1920 schied sie freiwillig aus der Kommunistischen Internationale aus. Drei Jahre später wurde sie wegen ihrer Unbotmäßigkeit gegenüber den Sinowjewpraktiken aus der Kommunistischen Partei Rußlands ausgeschlossen.

Daß wenige Jahre später Sinowjew sich mit seinen verderblichen Praktiken selbst die Grube gegraben hat, in die er hineingefallen ist, wird von Angelica Balabanoff als ein Akt ausgleichender Gerechtigkeit gekennzeichnet mit den Worten: „Die ‚Gerechtigkeit' besteht in diesem Falle nicht nur darin, daß der Vorsitzende der Kommintern von denselben Methoden und Werkzeugen getroffen wurde, die er geschaffen und durch die er unzählige Opfer seines Strebertums beseitigt hat, sondern auch darin, daß er nunmehr in dem ihm gebührenden Lichte erscheint: erbärmlich lächerlich!"

Seitdem die Betätigung ihrer Überzeugung der Genossin Balabanoff in Rußland unmöglich gemacht wurde, hat sie mehr und mehr sich wieder ihrer alten Liebe, der italienischen Arbeiterschaft, zugewandt. Die greuelvolle Faschistenherrschaft hat schließlich in ihr den Entschluß ausreifen lassen, alle ihre Kräfte auf deren Bekämpfung zu konzentrieren. Was sie in ihren „Erinnerungen" über den Faschismus und dessen Oberhäuptling Mussolini zu sagen weiß, ist so wertvoll, daß deshalb allein schon die Lektüre ihres Buches dringend empfohlen werden muß.

Zur Beurteilung Mussolinis ist Angelica Balabanoff vielleicht besser qualifiziert, als irgend ein andrer Zeitgenosse. Sie hat ihn kennengelernt, als er, um dem Kriegsdienst zu entgehen, nach der Schweiz geflüchtet war. Sie hat seine Mitarbeit für die sozialistische Presse herangezogen. Als dann später im Jahre 1912 nach Übernahme der Parteileitung durch den radikalen Flügel Mussolini die Chefredaktion des „Avanti" angeboten wurde, erklärte er sich zur Übernahme nur unter der Bedingung bereit, daß auch Angelica Balabanoff in die Redaktion eintrete. Nach ihrer Auffassung war sein Beweggrund der, daß er seines Mangels an allgemeiner Bildung und marxistischer Schulung wegen sich allein zu unsicher fühlte. Unselbständigkeit des Charakters und Mangel an moralischem Mut seien überhaupt kennzeichnend für ihn. Sein feiges Zurückweichen, als er einmal zur Verteidigung einer Frau verpflichtet gewesen wäre, war der Grund, daß Angelica Balabanoff aus der Redaktion ausschied. Als 1915 die italienische Bourgeoisie zur Beteiligung am Kriege gegen Deutschland und Oesterreich sich anschickte, schwenkte der bis dahin als Pazifist und Sozialist posierende Mussolini plötzlich um. Im „Avanti" veröffentlichte er einen kriegsfreundlichen Artikel. Sofort wurde er seines Amtes enthoben und drei Tage darauf aus der Partei ausgeschlossen. Nach einiger Zeit gründete er ein kriegssozialistisches Blatt. Es ging nun rasch mit ihm bergab. Nach Friedensschluß rief er die fascistische Bewegung ins Leben, die anfänglich, um die Arbeiter zu ködern, antikapitalistische Forderungen erhob und in der Periode der Fabrikbesetzung sogar die Sozialisten mit Enteignungsforderungen noch zu übertrumpfen suchte. Dann aber gelang es den geängstigten Kapitalisten, Mussolini und seine Helfershelfer für sich zu ködern. Angelica Balabanoff meint: „Feigheit mehr noch als Selbsterhaltungstrieb war es, was die herrschenden Klassen Italiens bewog, das Land einer Bande von notorischen Abenteuerern auszuliefern." Von Mussolinis damals übernommener Rolle sagt

sie, um gegen seine früheren sozialistischen Gesinnungsgenossen zum Kampf mit Rizinusöl, Gummiknüppel, Torturen, Bomben zu greifen, „muß man über ein Maß von Schamlosigkeit und Schurkentum verfügen, über das ein einigermaßen normaler Mensch, mag er noch so deklassiert sein, nicht verfügt".

Aber dieser so gekennzeichnete Mensch hat zweifellos Erfolg gehabt. Da ist es bei der schablonenhaften Denkweise der Durchschnittsbürger nicht weiter verwunderlich, daß er überall, auch in Deutschland, Bewunderer findet. Ich hoffe aber doch, daß die eingehende Zergliederung dieses modernen Condottiere in den „Erinnerungen" der Verherrlichung Mussolinis und seiner Methoden ein Ende macht.

In einer eingehenden Würdigung des Fascismus und seiner Ursache bemüht sich Angelica Balabanoff nun nachzuweisen, daß die falschen Auffassungen, die sich in andern Ländern über die fascistische Bewegung ebenso wie über die italienischen Sozialisten festgesetzt haben, verhängnisvolle Folgen zeitigen könne. Vor allen Dingen warnt sie davor, die Lebensfähigkeit und Kampfkraft des italienischen Sozialismus zu unterschätzen, weil er zur Zeit nach einer schweren Niederlage am Boden liege. Die Unterschätzung des italienischen Sozialismus sei ein Fehlurteil, wie es die Unterschätzung des russischen Sozialismus nach der Niederwerfung der Revolution von 1905 war. Wie sie es damals für ihre Pflicht gehalten habe, in Westeuropa das Märtyrertum und den Heldenmut der russischen Revolutionäre zu verkünden, so erfülle sie jetzt die gleiche Pflicht gegenüber den ähnlich niedergeworfenen, aber von gleichem Heldenmut beseelten italienischen Sozialisten. Sie ist der festen Zuversicht, daß es auch ihnen gelingen wird, die Tyrannenherrschaft zu stürzen. Mit Recht betont sie auch, daß der Fascismus eine der ganzen Welt drohende Gefahr ist. Der Kampf, den Angelica Balabanoff gegen den Fascismus aufgenommen hat, kommt somit nicht nur der italienischen Arbeiterschaft, sondern uns allen zu gute. Als alter Zimmerwalder Kampfgenosse rufe ich ihr deshalb zu: Sempre avanti, Angelica!

Rickelt a. D. von Erich Burger

Dreizehn Jahre versah Gustav Rickelt das Amt eines Präsidenten der Bühnengenossenschaft. Dreizehn Jahre stand er an der Spitze einer Organisation, die, wie man meinen sollte, die Gewerkschaft von Temperamenten ist. Ein Mal in dieser Zeit, im achten Jahre seines Regiments, hatte Gustav Rickelt, Episodenspieler auf der Bühne und nun Präsident im Gewerkschaftshaus, die große und für ihn nie wiederkehrende Chance, sich als Präsident ins höhere Fach emporzuspielen. Einmal gab es nämlich, eine Woche hindurch, in der Genossenschaft nur Temperamente, einmal war es tatsächlich schwer, den Führer zu spielen, und dieses eine Mal hat Rickelt versagt.

Das war beim Schauspielerstreik.

Für die Bühnengenossenschaft war das, im Jahre 1922, ein großer und wichtiger Moment. Die selten offene Möglichkeit, alle Schauspieler in ihre Front zu bringen, wäre in diesem Augenblick zu realisieren gewesen. Es hätten damals auch die

großen und leuchtenden Namen des deutschen Theaters, über die Dauer des Streiks hinaus, für die Idee und für die Arbeit der Genossenschaft neu gewonnen, neu interessiert werden können, die großen und leuchtenden Namen, die sich in der Mehrzahl darauf beschränkten, ihre Beiträge verspätet zu bezahlen, die sich um das, was in der Genossenschaft vorging, nur wenig kümmerten, und die sich im übrigen begnügten, bei den großen Bühnenbällen als interessante Parade aufzumarschieren. Das Streben der Genossenschaft, den Schauspieler gesellschaftlich einzurangieren, war für sie schon damals ein erreichtes Faktum. Der Kampf der Genossenschaft um menschenwürdige Gagen für die Schauspieler war für sie schon damals ohne Bedeutung.

Das hatte sich für eine Woche geändert. Die Genossenschaft war nicht nur mehr die Angelegenheit der mittleren Talente, die Genossenschaft war der Sammelpunkt für beinahe alle Schauspieler. Es gab damals unter ihnen so etwas wie lebendiges Standesbewußtsein, und dieses Standesbewußtsein kam bestimmt nicht nur aus dem Mißmut vieler über die winzige Inflationsgage. Es war die spontane Regung eines spontanen Standes, dem es wieder einmal zum Bewußtsein kam, daß zum guten Theaterspielen zwei Parteien gehören, die Direktoren und die Schauspieler. Den Präsidenten Rickelt trug diese Welle empor, aber er war auch als Tribun des Streiks nur der ins höhere Fach verirrte Episodenspieler.

Rickelt, der Präsident, hatte den Streik begonnen, mit der Parole, den Direktoren müsse die Gage in Inflationsmark diktiert werden. Rickelt sah, als der Streik begann, noch nicht, daß dies der Alarm sein müsse, einer eingeschlafenen Bewegung wieder zu tüchtigem und neuem Atem zu verhelfen. Rickelt erkannte, als er auf der Streiktrompete die ersten Töne blies, über die pekuniären Ziele hinaus nicht die Bedeutung dieses Schauspieleraufruhrs, der darüber hätte entscheiden können, ob die Bühnengenossenschaft fortan nur als Gewerkschaft von Schauspielbeamten oder auch als Organisation von Künstlern zu funktionieren habe. Erst als der Streik aufs tote Gleis zu laufen drohte, als unter den Schauspielern der Mißmut über die lumpige Gage längst von einem andern Mißmut, schon eine Woche nicht mehr Theater gespielt zu haben, verdrängt war, erst in einer verfahrenen Situation witterte Rickelt etwas von dieser eminenten Bedeutung.

Mit ungeheurem Pathos stand er nun von seinem Präsidentenstuhl auf und hielt feurige Reden, dieser Streik sei notwendig für die Rettung der Bühnenkunst. Er schimpfte auf den Film, er schimpfte auf das Starsystem, er schimpfte auf alles, weil er krampfhaft nach einem Versteck suchte, die eignen Fehler dieser Streikwoche zu verbergen. Aber bevor er, zu spät, auf seine burschikose Art von diesen wichtigen und die Schauspieler von Anbeginn bewegenden Fragen zu reden anfing, sprach er von seiner eignen Person und seinen eignen Verdiensten um die Genossenschaft, immer getrieben von der geheimen Furcht, es könnten ihm aus der Versammlung Vorwürfe an den Kopf fliegen. Es war ein zu später, mit der hohlen Faust auf den Tisch geschlagener Alarm. Am Abend

ließ dann Herr Rickelt die Revuetheater spielen, und am gleichen Abend brachte er die Volksbühne in die Gefahr, ihre Mitglieder scharenweise zu verlieren. So sah, im Effekt, Rickelts Rettung der deutschen Bühnenkunst aus.

Die Sympathie, die Rickelt durch seine Kampfreden für die deutsche Bühnenkunst immerhin bei Schauspielern und Freunden des Theaters noch gefunden hatte, kam rasch wieder ins Wanken. Die wunderbare und einzigartige Solidarität, mit der die Schauspieler aufgestanden waren, um sich nicht nur durch einen regulär festgelegten Verdienst vor der Geldinflation zu schützen, sondern auch um den ganzen Inflationsbetrieb aus dem Theater zu verjagen, diese von keinem andern Beruf derart zu erleuchtende Begeisterung für die gemeinsame Sache verflackerte schon, bevor der Streik sein klägliches Ende nahm. Sie entließ, doppelt enttäuscht, die Schauspieler wieder in viele Winde, als beim Streikabbruch weder die deutsche Bühnenkunst gerettet war noch die Gagen die anfangs proklamierte Höhe erreicht hatten.

Rickelt hatte sich nicht als der Mann erwiesen, eine einmal aufgegangene Flamme wachzuhalten. Die Aktion der Schauspieler zu leiten, auch in schwierigen Zeiten so zu leiten, daß sie der eignen Festigung diene, dem Zusammenschluß um des Theaters willen, dazu fehlte ihm bei dieser einmaligen Gelegenheit das Talent. Er selbst hat oft davon gesprochen, daß die Schauspielerorganisation unter allen Gewerkschaften einen besonderen Platz einnehme und daß ihr diese Position Aufgaben zuweise, die über den üblichen Rahmen gewerkschaftlicher Arbeit beträchtlich hinausreichen. Er selbst hat oft erklärt, daß die Bühnengenossenschaft ein starker Wachtposten vor dem künstlerischen Theater sein müsse. Aber Rickelt sprach beinahe zu oft vom „Kulturtheater" und vom „Ensemblegedanken", als daß er Hellhörige von seiner Mission in dieser Richtung noch hätte überzeugen können.

Die Ehrlichkeit indessen, mit der Rickelt von diesen Dingen sprach, soll unbestritten bleiben. Er war als Präsident ein Schauspieler, und er war in seiner besten Zeit das, was wir an den Komödianten lieben, einer, der sich bedingungslos für eine Sache begeistern kann. Aber dieser Mann, der sich oft für wenig aussichtsreiche, aber dennoch wünschenswerte Projekte, wie das Welttheater Gémiers, mit Begeisterung einzusetzen vermochte, dieser Mann konnte in erregten Zeiten nicht die Begeisterung Andrer dirigieren, nicht der Begeisterung Anderer ein Ziel aufrichten. Dann sprach er, nur noch ein Hitzkopf, das zweite Wort vor dem ersten.

Rickelt war, merkwürdig klingt es, ein guter Hitzkopf für ruhige Zeiten, wenn es wenig Anlaß gab, heftige Reden zu halten oder wenn heftige Reden keinen Schaden anrichten konnten. Tatsächlich hat er in solchen unbewegten Zeiten, eingesperrt in die vier Wände eines Verhandlungszimmers, am Ausbau bestehender Organisationen der Bühnengenossenschaft tüchtige Beamtenarbeit geleistet und entscheidend mitgearbeitet am großen Tarifvertragswerk, der wichtigen Grundlage für die Beziehungen zwischen Schauspielern und Direktoren.

Aber selbst innerhalb der Genossenschaft — nicht nur, wie Rickelt es gern darstellen wollte, aus den Reihen der Kritik — entstand ihm eine nicht unbeträchtliche Opposition. Es war, wenn es auch in der höflichsten Weise geschah, schon ein Abrücken von Rickelt, als die Schauspieler, ihm gleichberechtigt, einen zweiten Präsidenten zur Führung der Geschäfte beriefen. An der innern Konstellation der Schauspielerorganisation hat das allerdings wenig geändert, denn teils aus einem bei aktiven Schauspielern erklärbaren Phlegma gegenüber Standesfragen, teils aus der Pietät vor einem in Würden ergrauten Präsidialbeamten, blieb die wichtigste Repräsentation in den Händen von Rickelt. Der oft begangene Fehler, durch den grade jetzt die Volksbühne sich schuldig macht, der alte Fehler, aus einer Bewegung erst dann die Leute der Opposition in eine führende Position zu rufen, wenn sie im zermürbenden Oppositionskampf viel an Stoßkraft verloren oder sich wesentlich schon von der Bewegung abgewandt haben, dieser nicht genug zu verwerfende Fehler ist auch von der Aera Rickelt signiert worden.

An diesem Fehler und, es muß immer wiederholt werden, an dem Kurs Rickelts im Schauspielerstreik leidet die Bühnengenossenschaft noch heute, und daran wird sie so lange leiden, bis einmal — wann, weiß der Himmel — in einem entscheidenden Moment ein richtiger Stratege der Führer sein wird. Die Fassade der Bühnengenossenschaft, das ist nicht zu leugnen, sieht sehr geordnet und sehr mächtig aus, bis in die kleinsten Winkel gründlich durchorganisiert. Aber hinter dieser mächtigen Fassade, und trotz dieser rührigen Organisation, liegt innerhalb der Genossenschaft eine tiefe Spaltung begraben, die Spaltung zwischen den großen, bekannten, hochhonorierten Schauspielern, um die sich die Direktoren reißen, und den kleinen, mittlern, minder gut bezahlten Schauspielern, die in den Direktionszimmern tagelang antichambrieren müssen, ehe sie vorgelassen werden. Diese Spaltung besteht. Daß sie, nicht allen Augen sichtbar, besteht, daß sie nicht offen zum Ausbruch kommt, liegt größtenteils an der Gleichgültigkeit, mit der die Schauspielerkanonen den Dingen der Genossenschaft heute wieder zusehen. Eine wirklich mächtige Propaganda, über den Rahmen eines gewerkschaftlichen Interessenverbandes hinaus, könnte die Genossenschaft nur dann entwickeln, wenn auch diese großen Namen, es sind nicht wenige, mobil gemacht würden, wenn es gelänge, auch sie in einen, keinesfalls zu überschätzenden, künstlerischen Aktionsradius der Genossenschaft zu ziehen. Das ist heute nicht so, und daß es nicht anders ist, steht, gegenüber den Verdiensten seiner organisatorischen Betriebsamkeit, auf dem Schuldkonto Rickelts, des nun in Ehren verabschiedeten Präsidenten.

So freiwillig allerdings, wie es in der Rücktrittsmeldung der Genossenschaft aussah, war dieser Abschied nicht. Auf der Reise nach Paris, zum Kongreß des Welttheaters, hatte Rickelt in Frankfurt, dem Sitz gesunder Schauspieleropposition, Station gemacht, und auf Umwegen war zu erfahren, daß in einer schwierigen Sitzung mit den gescheiten Führern der Frankfurter Schauspieler Rickelt sich auf deren erneutes Zureden zum Rücktritt entschieden haben soll. Rickelt gab also, wenn

das stimmt, der gleichen Opposition nach, die schon auf der letzten Delegiertentagung seinen Rücktritt gefordert hatte, zu der Zeit, als er sich noch im gefährlichen Abenteuer mit James Klein befand. In einer geheimen Sitzung, in der Rickelt mit komödiantischem Eifer seine Beziehungen zu dem verdächtigsten aller berliner Theaterdirektoren zu verteidigen suchte, wurde damals das dürftige Pflaster gefunden, um den Präsidenten, wie privat ein bekannter berliner Schauspieler darüber gesagt hat, „nicht der öffentlichen Kritik preiszugeben". Dieser „öffentlichen Kritik" aber schickte Herr Rickelt nach seinem maßlos verunglückten Revuestart einen Entschuldigungsbrief, in dem zu lesen war: „Ich bin mir bewußt, was ich meinem Amte und meiner Stellung schuldig bin, aber grade weil ich glaubte, eventuell Reformen bei Revuetheatern mit anbahnen helfen zu können, die ja nun doch einmal durch den Charakter der Großstadt ihre Existenzberechtigung haben, glaubte ich, eine Pflicht zu erfüllen."

Er war sich, gewiß, seines Amtes und seiner Stellung bewußt; er kannte, gewiß, die Pflichten dieses Amtes. Er glaubte, gewiß, in einer zweifellos der Sache der Schauspieler ergebenen Leidenschaft, immer „eventuell Reformen mitanbahnen helfen zu können." Er glaubte, gewiß, immer „eine Pflicht zu erfüllen". Aber Glaube und Leidenschaft plus Ehrlichkeit fanden in dem einen, nun auf Jahre verschlagenen Moment, da die große Einigung aller Schauspieler hätte herbeigeführt werden können, nicht die Legitimation durch die richtige Tat. Rickelt war, als Präsident einer erregten Zeit, ein Politiker der Minute, kein planvoller Politiker auf weite Sicht.

Als Ruheposten hat er nun den sehr pompösen Titel eines Präsidenten der internationalen Schauspieler-Union, von der, seit sie begründet wurde, nicht mehr viel zu hören war. Mit diesem Titel in der Tasche, wird er bestimmt auch künftig Gelegenheiten finden, feurige Reden zu halten. Für seine Leidenschaft ist das die beste Pension.

Stiller Wunsch von Siegfried von Vegesack

Ich wollt', ich wäre eine Leiche,
Von der ihr in der Zeitung lest:
Man fand sie irgendwo in einem Teiche,
Ziemlich verwest.

Man wußte nicht, wie ich dorthin gekommen,
Und wer ich sei.
Als man mit Stangen mich herausgenommen,
Zerfiel der Brei.

Man wußte nicht, was nun mit mir beginnen:
Ich roch ganz toll.
Und schrieb darauf, nach einigem Besinnen,
Ein Protokoll.

Dann scharrte man mich ein an einer Kirchhofsmauer,
Denn keiner wußte, ob ein Christ ich bin.
Und nur ein Kind, im frommen Schauer,
Pflanzte ein Gänseblümchen heimlich hin!

Rede über Feuchtwanger von Arnold Zweig

Meine Damen und Herren,

Der Dichter, über den ich Ihnen heute Auskunft geben soll, Lion Feuchtwanger, wurde im Jahre 1884 in München geboren; er ist also heute bald 43 Jahre alt, und dennoch haben die meisten von Ihnen seinen Namen erst, obwohl er ein vielgespielter Dramatiker schon vorher war, aus Anlaß seiner beiden großen Romane „Jud Süß" (Dreimaskenverlag) und „Die häßliche Herzogin" (Kiepenheuer) zum erstenmal gehört, die er 1920/23 schrieb und die 1925 und 1926 öffentlich wurden. Da ich nicht vor einem literarisch im engsten Sinne eintrainierten Publikum zu sprechen habe, brauchte ich das, was nun kommt, nicht zu erwähnen, wenn es nicht charakteristisch wäre für einen Typus Dichter, der einem andern, gleich zu schildernden gegenüber ins Hintertreffen geriet. Der Dichter, wie ihn die Literaturentwicklung der letzten Zeit vorgeformt hat, ist, sagen wir, geradlinig in seiner Entwicklung festgelegt. Er wird bei seinem Auftreten von den Verwaltern der zeitgenössischen Urteile, den Kritikern, abgestempelt, günstig, ungünstig, respektvoll gleichgültig oder leidenschaftlich bejahend, und behält dieses Signum bei, was immer er aus seiner Person auch machen möge. Dieser Verhaltungsweise des öffentlichen Urteils entspricht jener zweite Typus Dichter, den Lion Feuchtwanger darstellt, nicht. Er ist nicht der Normalfall von heute, der seinen Kritikern und seinem Publikum nichts Neues an sich zu erfahren gibt. Während der Normalfall mit Stücken begonnen hat und Stücke bis an sein Lebensende schreibt, seine Bedeutung in Gedichten entfaltet hat und Bedeutenderes als seine Gedichte nirgendswo leistet, oder in einer bestimmten Ebene des Prosastils begonnen hat und darin endet, taucht mit Lion Feuchtwanger wieder einer jener Fälle auf, bei denen um die Wende der Vierzig der vorläufige Mensch vom eigentlichen Menschen, von einem neuen Ich, von einer Offenbarung der wahren Grundkräfte und Fähigkeiten seiner Person zerbrochen wird, wo, wie hinter einem gemalten Bilde, das gespannte Papier durchreißend, plötzlich der wahre Kopf des Menschen und Dichters rund, eindrucksvoll, erstaunlich der Öffentlichkeit entgegendringt. Solche Dichter, solche Personen überhaupt, zu denen Liliencron oder Conrad Ferdinand Meyer gehörten, haben es schwerer als die geradlinigen und einbodigen Talente; sie müssen erst die Meinung durchbrechen und aufzehren, die sich über sie — ob zu Unrecht oder Recht, bleibt vollkommen gleichgültig — ihrer Vorerscheinung entsprechend gebildet hat. Der frühere Schriftsteller Lion Feuchtwanger, ein junger, begabter, ausgezeichnet durchgebildeter homme de lettre, der seine persönlichen Kräfte nicht sehr überzeugend anzusetzen versteht, wenn es gilt, Dramen zu gestalten, der dafür mit viel Geschmack und Einsicht Kritiken schreibt, Kameraden hilft, ältere Meisterwerke der Literatur wieder belebt und sich an den Formen der Dichtung — vor allen Dingen am Drama — erprobt, dieser junge Mann hat nicht sehr viel bestimmten Beruf in der Welt; es ist noch kein Appell

an ihn ergangen. Er hat, abgesehen von der Leidenschaft und ausschließlichen Begabung für literarische und geistige Dinge, den Stoß des Geschicks noch nicht erfahren, jenen rüden Schubs, mit dem das Schicksal ausprobiert, ob einer sich beiseite werfen oder zu sich selber bringen läßt. Dieser Schubs, der Krieg, greift Lion Feuchtwanger in Tunis, packt ihn in ein Gefangenenlager, schiebt ihn nach Deutschland zurück und öffnet ihm in alledem mit einem Male die Wirklichkeit der Welt, in der er lebt. Der Streit der Kräfte, Massen, Leidenschaften, die Brutalität der Tatsachen, die hellsichtige und stupide Linienführung, die das Schicksal Laufbahnen von Menschen angedeihen läßt, die Härte und Großartigkeit der wirklichen Erdkruste und des Kampfes, den die Menschheit auf ihr führt, offenbart sich. Dieses Ereignis, diese Selbstentblößung der Menschheit in den Jahren von 1914 ab, läßt Lion Feuchtwanger gewissermaßen aufwachen, aufspringen; sein wirkliches Ich durchstößt das Jugend-Ich, ein neuer großer Gestalter steht plötzlich mitten in der deutschen Literatur, so plötzlich, daß zwar das Publikum, aber noch kaum die Kritiker begriffen haben, was eigentlich geschehen ist. Und während sie in den Zettelkästen suchen, was über Lion Feuchtwanger, geboren 1884 zu München, festgelegt und zu sagen ist, gestattet sich Herr Lion Feuchtwanger, wohnhaft nunmehr in Berlin, ein Andrer, er selbst geworden zu sein und den alten Kategorien zu spotten.

Die Form des Spottes, deren er sich bedient, ist die souveränste, die es gibt: er gestaltet zwei Meisterwerke des epischen Stils, zwei der besten Romane, die seit Gottfried Keller in deutscher Sprache erschienen sind. Meine Damen und Herren, Sie wissen nicht, welcher Gefahr Sie jetzt entgehen. Auf das Thema „Roman" gebracht, und zwar so, wie ich es verstehe, nämlich Roman als Kunstform der Demokratie des 19. und 20. Jahrhunderts, Roman als Form, vermöchte ich ungehemmt weiterzureden und Ihnen etwa um halb Elf Uhr die Wichtigkeit der Fabel, gegen dreiviertel Zwölf das Geheimnis der Charaktergestaltung im Roman verraten zu haben — immer streng beim Thema bleibend, anläßlich dieser beiden Erzählungen Lion Feuchtwangers, dieser, von außen gesehen, historischen Romane, die ja in Wirklichkeit transparente Kunstwerke sind. Der Roman bedient sich vergangener Zeiten nur, weil sie in sich geschlossen sind, weil sie gestatten, ein rundes Weltabbild, vom ersten bis zum letzten Schöpfungstage gleichsam, zu zeichnen. Ein nichts als historischer Roman verliert seine Bedeutung; ein transparent historischer Roman aber, um die seine zu behalten, muß so dicht gestaltet sein, daß nur wir selber, wir Rätselrater und Dichter, die wir vielleicht nicht sehr viel verstehen, aber einige Dinge sehr gut und darunter die unsern, unsre Arbeit, kommen müssen, um die Transparenz, das Durchsichtigwerden, das allgemein schicksalhaft Gültige hinter dieser so präzis farbig, klar und zeitgemäß gestalteten Vergangenheitsepoche aufzuweisen. Im „Jud Süß", meine Damen und Herren, handelt es sich um das Schicksal eines Menschen, der als Beiseitegeschobener beginnt und so sehr im Zentrum der Welt

endet, daß er selbst die Bosheit der Menschen, selbst die Torheit des irdischen Verlaufs, selbst die Sorge um sein eignes Geschick, selbst die Furcht vor der Qual des Leibes und vor dem Tode von sich abfallen läßt. Dieser Josef Süß, Finanzminister des Herzogs Karl Alexander von Württemberg — einigen von Ihnen aus einer leider schwachen Novelle des Dichters bezaubernder Märchen, Wilhelm Hauff bekannt — der dem Thema nicht gewachsen sein konnte, weil er es affektgeblendet von der falschen Seite her anpackte —, steigt durch Klugheit, Gaben und schrankenlose Anwendung der menschlichen Leidenschaften und des Geldes mit dem Kronprätendenten Karl Alexander zur Höhe, wird als sein Staatsbankier der mächtigste Mann nach ihm, steht in allen Verwicklungen der Politik und des persönlichen Lebens zu ihm und gegen das schwäbische Volk und sein Ständeparlament, und stürzt ihm nach, nachdem er ihn zu Fall gebracht — zu Fall gebracht, weil in der Verwebung dieser beiden Schicksale der Herzog dem Juden das Einzige genommen, woran er aus innerstem Wesen hängt, seine Tochter, genommen im tolpatschigen Zugreifen und Zerdrücken wie ein gieriger Junge einen Schmetterling zerquetscht, den er fangen will. Aber ich sehe schon, mit einer Inhaltsangabe dieses Romans, mit einem Nachzeichnen seiner Geschehnisse, kommen wir nicht weiter, denn so wichtig und so glänzend ins Leben gerufen sie seien, das Meisterhafte an diesem Buche ist nicht das Geschehnis, sondern der Ablauf des Geschehnisses, die Kunst, mit der das Walten des Schicksals, die Art, wie Menschengeschicke auf der Erde sich vermitteln und zerstören, eingegangen ist in das Formelement dieser Erzählung, in das Gestaltungsprinzip der Fabel dieses Romans. Sie haben in ihm ganz Württemberg am Anfang des 18. Jahrhunderts und damit ein Gleichnis für alle Länder der weißen Männer in jener Zeit, die Straßen, die Städte, die Stände, die Wirtschaft, die politischen Lebenskräfte, die Religionsstreite, die Gegensätze zwischen Nichtjuden und Juden, zwischen Adel und Masse, Bürgertum und Fürstenhof, Sie haben all das dargestellt in den präzisest gesehenen und durchgehaltenen Einzelgestalten, die zwischen dem Typus und dem lebendigen Individuum eine meisterhafte Mitte halten — aber Sie haben vor allem andern Gelegenheit, zu sehen, wie das Schicksal die Gesichtszüge einer Seele herausmeißelt, wie durch Lüste und Qualen, Ungunst und Glücksfall, durch das Bewegtwerden der Menschen gegeneinander der wahre Charakter, das wahre Karat einer menschlichen Person bis zum Leuchten durchsichtig wird. Diesen Juden Süß, den Sie am Anfang als den elegantesten Kavalier des mondänen Bades kennenlernen, und den Sie zum Schluß als einen gehenkten Kadaver auf seiner eiligen nächtlichen Fahrt zu Grabe tief atmend Ihrer Phantasie entlassen, diesen Juden Süß haben Sie werden sehen — wesentlich werden, auf seine wahren Grundelemente, der Zähigkeit, der Opferfähigkeit, der verschlossen sterbenden Märtyrerkraft zurückgeführt. Sie sind Zeugen gewesen, wie das Schicksal, dieses Riesenvorbild des Dichters, ihn gleichsam präpariert hat, Haut um Haut von seiner Seele

schälte, Ihnen stumm, deutlich, grauenhaft die Verquicktheit von Niedrigkeit und Größe im Menschen an jenem von Anfang bis zu Ende dargestellten Sonderfalle aufweisend. Wenn Sie diesen Roman richtig gelesen haben, werden Sie, ihn aus der Hand legend, weiser geworden sein. Das bunte Gewimmel des Lebens, das Ihnen der Dichter mit einer unbestechlich körperlichen Phantasie vorgeführt hat, ist Ihnen gleichzeitig durchsichtig geworden, und Sie haben die Gebrechlichkeit der Menschennatur, ihr gemischtes Wesen wieder einmal in der Form des Erlebnisses, des Gefühls, der Überwältigung an sich selbst erfahren. Und, meine Damen und Herren, das ist ein gutes Kriterium für ein Kunstwerk. Glauben Sie nicht, die Kunst sei dazu da, um Sie, Leser von 1927, zu unterhalten. Was Sie unterhält und nichts als unterhält, ist Gebrauchsware wie Filme, vielleicht nicht ganz so schlecht wie der Filmdurchschnitt, aber wenig wertvoller. Die Kunst, meine Damen und Herren, ist ein Erkenntnisorgan der Menschheit. Man kann es nicht oft genug sagen, seit Conrad Fiedler diesen großen Grundsatz aufgestellt und bewiesen hat: die Kunst ist das einzige Organ, mit dem der Mensch gefühlshaft und anschaulich ins Chaos oder Gefüge der Welt zu tasten vermag, um seinen Sinn abzulesen. Und wenn ein Roman wie „Jud Süß" Ihnen das bunte Bild der Welt nahezu greifbar vor Augen stellt und Sie entläßt mit der Ausweitung der Seele, die man Erschütterung nennt, darf man das Werk, in dem dies geschieht, wohl ein Meisterwerk nennen. In England, wo man sich seit einem Jahrhundert — seit der Massenliebe zu Scott, Dickens, Thackeray, Kipling — auf den Roman versteht, haben die Kritiker, an der Spitze Arnold Bennett, und das Publikum, einmütig und unmittelbar bestätigt, was es mit diesem Roman auf sich hat. Ich hätte Grund gehabt, über die Charaktere in diesem Roman zu Ihnen zu sprechen, über die der Frauen besonders, von denen zwei, die Herzogin Auguste und die Maitresse des Herzogs Magdalen Sybille mit besonderer Liebe und Tiefe gesehen und gefühlt sind. Aber ich möchte den kargen Rest der Zeit, der mir geblieben ist, lieber dazu ausnutzen, Sie auf jenes zweite, noch reifere, noch gebändigter durchgestaltete epische Kunstwerk zu lenken, in dem zwei Frauen die wesentliche Führung der Fabel erleben, die also gleichzeitig für die Meisterschaft Lion Feuchtwangers, auch Frauen zu gestalten, beispielhaft werden können. Das ist der Roman „Die häßliche Herzogin", der in Tirol spielt und in dem nicht mehr und nicht weniger gezeigt wird als die Vergeblichkeit der Seele gegenüber der Schönheit des Körpers. Da ist Margarete Maultasch, häßlich wie ein Affe, mit einer wundervollen Stimme, einem heißen, menschenliebenden Herzen und der großen Regierungsfähigkeit einer wirklichen Regentin, einer weisen und liebenden Landesmutter schon in jungen Jahren; aber alles, was sie dem Lande an Gutem zufügt, wie auch die Liebe des Mannes, den sie liebt, fällt einer Rivalin zu, der Agnes von Flavôn, die nichts ist als sehr schön. Das Volk in seiner Unfähigkeit, hinter die Dinge zu sehen, die Männer, ganz beherrscht von ihrer Männchenhaftigkeit, die Politik zuletzt, die mit realen Kräften

rechnet, alle werfen sich vor Agnes nieder, indem sie die Segnungen, welche die tiefe und selbstlose Anstrengung der Maultasch dem Lande Tirol erarbeitet, jener, der süßen und bezaubernden Gans zuschreiben, und es hilft der Maultasch nichts, daß sie schließlich die Rivalin durch Gift aus dem Wege räumen läßt. Wer einmal gestempelt ist, kann seinem Schicksal nicht entrinnen. Noch die tote Agnes von Flavôn wird eine Heilige und Fürbitterin, und die lebendige affenhäßliche, mit einer mächtigen Seele ausgerüstete eigentliche Fürstin weicht schließlich aus dem Lande, verdämmernd auf einer Insel im Chiemsee, fett, braun, unbeweglich, ein für alle Mal in Ohnmacht verworfen. So tief, meine Damen und Herren, sieht Lion Feuchtwanger die Geschehnisse zwischen den Menschen. Und wenn ich mir erlaubt habe, gleichsam hinter seinen beiden großen Romanen eine Kerze anzuzünden und Ihnen die dichte Buntheit durchsichtig zu machen, die er gestaltet hat, tue ich es, damit eine zentrale und bedeutende Gestalt der gegenwärtigen Literatur, spät aufgebrochen zu sich selbst, aber jetzt ganz und gar versammelt um ihr produktives Zentrum, sichtbar werde als das, was sie ist. Lion Feuchtwanger, geboren 1884 zu München, gehört 1927 zu den drei oder vier wesentlichen Gestaltern einer vom Krieg dezimierten und von der Mode ins Irre gejagten Generation von Dichtern.

Die Situation der deutschen Filmkritik

von Hans Siemsen

Ich habe hier (Weltbühne Nr. 24 dieses Jahrgangs) eine Filmkritik des nicht ganz unbekannten alten Schriftstellers H. G. Wells aus England ausführlich und bescheiden kommentiert. Wells sagte da: „Mit den schlechtesten Traditionen des Kinos, monströs von sich selber überzeugt und mit sich selbst zufrieden, gewiß der Macht einer lauten Reklame, ohne Furcht vor ernsthafter Kritik (usw., usw.) machten sie (die Ufa-Leute) sich ans Werk, um diesen ignoranten, altmodischen Quatsch zu produzieren." Und ich unterstrich das, indem ich hinzufügte: „Die Verantwortung für einen so kostspieligen, schädlichen und blamablen Unfug (wie „Metropolis") bleibt sitzen auf — erstens, zweitens, drittens — und allerdings auch auf der Filmkritik, die sich sowas bieten läßt, ohne es in Grund und Boden zu verdonnern."

Dieser nicht ganz unbeabsichtigte Angriff auf die deutsche Filmkritik hat mir ein paar mündliche und briefliche (in der Form sehr freundliche) Proteste von prominenten Filmkritikern eingetragen. Zu meinem größten Erstaunen! Ich hatte gedacht, grade die, auf deren Urteil man immerhin etwas gibt, wären ganz meiner Meinung. Ich hatte gedacht, grade sie wüßten Bescheid. — Im Gegenteil!

Sie sind zwar im Allgemeinen meiner, oder sagen wir lieber Wellsens Meinung. Aber nicht, soweit es die Filmkritik, nicht, soweit es sie selber angeht. Sie sagen alle, sie selber hätten dem Sinne nach ganz ähnlich wie Wells über „Metropolis" geschrieben.

Stimmt das? — Ich habe gut zwei Dutzend Kritiken über „Metropolis" gelesen. Wer hat wann und wo, so eindeutig, energisch und scharf, wie Wells, über oder besser gegen „Metropolis" geschrieben? Auf die Schärfe und Eindeutigkeit und die grundsätzliche Ablehnung kommt es hier an, nicht auf vorsichtig abgewogenes Für und Gegen. — In Bausch und Bogen gelobt haben diesen Film allerdings nur

Wenige. Zwischen den Zeilen konnte der Augur wohl lesen, daß dieser Film höchst mies sein müsse und den Kritikern keineswegs gefallen habe. Aber schreibt man Filmkritiken für Auguren? Jeder Droschkenkutscher muß eine Filmkritik nicht bloß lesen, sondern auch verstehen können! Konnte er aus den „Metropolis"-Kritiken eruieren, wie schauerlich schlecht, von Grund aus falsch und schädlich dieses mit allen Mitteln der Reklame aufgepustete Filmmonstrum war und ist? Er konnte es nicht! — Immerhin ist es möglich, daß ich die eine oder andre, daß ich grade die eine gute, klare, energische Kritik nicht zu Gesicht bekommen habe. Ihren Verfasser bitte ich um Entschuldigung — und um liebenswürdige Einsendung des seltenen Stückes. — Aber was ändert das im Prinzip? Eine Schwalbe — — —

Wir wollen hier aber über den Fall „Metropolis" hinausgehen! — Ich hatte geschrieben: „Die Tatsache, daß diese Kritik von Wells, dies Musterbeispiel einer entschiedenen, klaren und vernünftigen Filmkritik — nirgendwo und von niemandem in Deutschland geschrieben wurde, die ist traurig. Die Gründe dafür, daß solch eine Filmkritik in Deutschland nicht nur unerwünscht, sondern einfach unmöglich ist und unmöglich gemacht wird, die sind noch trauriger." — Das heißt: mein Angriff richtet sich nicht so sehr gegen die deutschen Film-Kritiker als vielmehr gegen ihre unmögliche Situation. Das heißt: ich behaupte, daß es in Deutschland keine wirklich freie, keine restlos unabhängige Filmkritik gibt.

Ausnahmen? Gewiß, die gibt es. Es gibt ein paar Zeitschriften, in denen man ohne jede Rücksicht, in jedem Fall, die volle Wahrheit sagen kann. Aber was spielen die paar Zeitschriften für eine Rolle im Ozean der Tagespresse? Nur die Tagespresse ist wirklich wichtig und mächtig. Auch in der Tagespresse gibt es Fälle völlig unabhängiger Film-Kritik? Jawohl, auch das stimmt. Diese Fälle (z. B.: ‚Berliner Börsen-Courier', ‚Frankfurter Zeitung' — auch einige sozialistische Zeitungen in der Provinz gehören hierher) diese Fälle seien respekt- und ehrenvoll gegrüßt! Aber sie spielen keine Rolle, sie bilden die Ausnahme und nicht die Regel. Die Regel heißt: unfreie Filmkritik.

Von besonders auffälligen, sogar in der Film-Fachpresse diskutierten Einzel-Skandalen publik gewordener Personalunion zwischen Filmkritik und Annoncenakquisition will ich gar nicht reden. Auch nicht von der Situation, die sich ergibt, wenn ein Verleger zugleich Brotgeber eines Filmkritikers und Geldgeber eines Filmes, oder an der Herstellung von Filmen beteiligt oder an der Verfilmung von ihm verlegter Romane interessiert ist. Obwohl das seltsame, komplizierte (aber im deutschen Filmbetrieb keineswegs seltene) Situationen sind. Auch vor der anscheinend durchaus unbeanstandeten Möglichkeit, Filmkritiker und zu gleicher Zeit Film-Autor oder Film-Dramaturg zu sein (wohl verstanden: zu gleicher Zeit!), will ich nicht reden. Sondern nur von dem Einfluß der Kino-Inserate auf die Zeitungsverlage und dem Einfluß von — sagen wir: wirtschaftlichen Kenntnissen, Sorgen und Bedenken auf die Film-Kritik.

Einfluß der Inserate auf die Kritik gibt es nicht? Bitte schön! Vor etwa einem Jahre veröffentlichte die ‚Frankfurter Zeitung' folgenden Brief:

Filmhaus Wilhelm Feindt
Berlin SW 48, Friedrichstr. 246.

Berlin, den 15. Juni 1926.

An die
Redaktion der „Frankfurter Zeitung"
Frankfurt a. M.

Wir lasen heute Ihre Kritik in Ihrer heutigen Ausgabe und sind selbstverständlich überaus erstaunt, daß dieselbe nicht nur nicht gut, sondern sogar bodenlos schlecht ist.

Wir können selbstverständlich gegen Ihre Kritik nichts machen, sondern lediglich nur die Konsequenzen ziehen und in Ihrem Blatt für die Zukunft nicht mehr inserieren.

Glauben Sie vielleicht, wir werfen die Hundertmarkscheine für Inserate in Ihrer Zeitung zum Vergnügen heraus, oder um Reklame zu machen. Anstatt dann von ihnen in dieser Hinsicht unterstützt zu werden, untergraben Sie uns mit einer derartigen Kritik vollkommen das Geschäft. Wir glauben, Sie hätten kaufmännischer gehandelt, wenn Ihr Herr Kritiker den Film schon von einer falschen Seite auffaßt, lieber nichts in die Zeitung zu setzen.

Wir bitten Sie höfl., Ihrem Herrn Vertreter mitteilen zu wollen, daß wir für die Zukunft in Ihrem Blatte nicht mehr inserieren, ein Besuch daher zwecklos sei.

Hochachtungsvoll
(Unterschrift unleserlich).

Ein Einzelfall? — I wo! Man merkt dem „Filmhaus" ja ganz deutlich an, wie erstaunt und entrüstet es ist. Ein Film, für den Inserate bezahlt sind, bekommt eine schlechte Kritik? Ja, das ist ja unerhört! Das ist ihnen noch nie passiert! Sie fühlen sich gemein betrogen, sind ehrlich entrüstet und haben keine Ahnung davon, daß ihr Brief eine Dummheit ist, daß man so etwas wohl denkt und tut, aber nicht sagt.

Ein Einzelfall? — Dann hätte diese Veröffentlichung der ‚Frankfurter Zeitung' ein enormes Echo in der ganzen übrigen Presse finden müssen, als etwas ganz Außerordentliches und Gefährliches! — Keine Spur davon.

Ein Einzelfall? — Jede Wette will ich machen, daß ähnliche Briefe oder mündliche Andeutungen schon an viele, viele Zeitungen gelangt sind. Die einzige öffentliche Anprangerung, die ich kenne, aber ist diese der ‚Frankfurter Zeitung'.

Und von dieser immerhin ehrlichen und tapfern ‚Frankfurter Zeitung' schreibt mir nun ein recht prominenter und menschlich durchaus anständiger Filmkritiker in seinem Protest-Brief: „Ist es loyal, daß Sie just die ‚Frankfurter Zeitung' zitieren, deren dumme Filmfeindschaft sogar in ihrem abgestandenen Feuilleton noch nach Rückständigkeit und Ahnungslosigkeit stinkt?" — Was soll man dazu sagen? Ist es schon so weit gekommen, daß eine Zeitung, die den Inseraten-Betrieb und die damit zusammenhängende kritische Film-Schonung und Beweihräucherung nicht mitmacht, deshalb in den Geruch der Film-Feindschaft kommt? Das Wort „Ahnungslosigkeit" gewinnt in diesem Zusammenhang einen recht bedauerlichen Sinn.

Die deutsche Film-Kritik ist nicht restlos frei und unabhängig. Daran ändern die wenigen Ausnahmen nichts. — Ich weiß auch, daß diese Abhängigkeit sich nicht etwa in der Form abspielt, daß der Inseratenchef oder der Verlag nun in jedem einzelnen Fall dem Film-Kritiker die Pistole auf die Brust setzt. Aber die Form ändert nichts an einer Tatsache.

Das alles wäre ja nun — nicht grade schön und gut — aber doch erträglich, wenn dieser Zustand von allen Beteiligten vor sich selber und in aller Öffentlichkeit zugegeben würde. Das aber verhindert die seltsame Eigenschaft des deutschen Intellektuellen, der einen Fehler nicht einfach als Fehler zugibt, sondern versucht, ihn in eine Tugend umzuschminken. — Als Krieg war, fanden sich tausende von Gehirnen und Füllfederhaltern, die nicht etwa sagten: „Der Krieg ist schrecklich, aber — —." Sondern: „Es ist Krieg. Wie herrlich, daß Krieg ist!" Und so beweisen heute manche Filmkritiker sich selbst und uns, daß die abhängige Filmkritik, die auf — sagen wir mal ganz vornehm — „wirtschaftliche Zusammenhänge" Rücksicht nehmen muß, die einzig richtige Art von Filmkritik sei.

Dafür zwei kleine Beispiele: Ich warf einem (wiederum sehr prominenten) Filmkritiker vor, daß er über den Asta-Nielsen-Film „Laster der Menschheit" zu gut geschrieben habe. Er, nachdem er zugegeben hatte, daß Manuskript, Regie und besonders die Photographie des Filmes miserabel seien: „Aber der Film hat beim Publikum Erfolg. Und von solchen Filmen leben wir alle." — Ein andrer, der über „Metropolis" aufrichtig entsetzt und böse war: „Was wollen Sie? Einen Film, der so viel Geld gekostet hat, darf man nicht verreißen." — Das ist nicht erfunden, das ist, durch Zeugen erweisbar, wahr!

Und was kommt logischerweise dabei heraus? — Ein Film, der Erfolg hat, wird besser behandelt als einer, der keinen hat. Ein Film, der viel Geld gekostet hat, wird besser behandelt, als einer, der wenig gekostet hat. Und ein amerikanischer Film wird kritischer betrachtet, als ein deutscher, weil es der amerikanischen Filmindustrie gut geht und der deutschen nicht.

Ich habe nichts gegen einen Kritiker, der immer sehr wohlwollend, oder gegen einen, der immer sehr kritisch ist. Aber mal wohlwollend und mal kritisch, das geht nicht! Das ist die ungerechteste und gefährlichste Sorte von Kritik. Gefährlich für den Kritiker und für den Kritisierten. Die dauernde Betrachtung und die Einbeziehung wirtschaftlicher Hintergründe in die Kritik könnte höchst erfreulich wirken. Aber sie müßte nicht mit Wohlwollen, sondern mit voller Rücksichtslosigkeit und Ehrlichkeit gehandhabt werden. Nicht mildern, sondern verschärfen müßte sie die Kritik.

Wenn es der deutschen Filmindustrie nicht gut geht, so ist das doch kein unverschuldeter Unglücksfall? Fehler und Mißstände haben dazu geführt. Fehler und Mißstände, die die Kritik nicht mit Schonung behandeln und als Entschuldigung gelten lassen dürfte, sondern rücksichtslos bloßstellen und bekämpfen müßte. Hätte sie das in den letzten zehn Jahren konsequent getan, wer weiß, ob es überhaupt soweit gekommen wäre? Durch ihre schwankende, wohlwollende, zu Schonung und Entschuldigung allzu bereite Haltung aber hat sie sich mitschuldig gemacht an dem Zustand des deutschen Films, an dem, was Wells unübertrefflich treffend den „schlauen Schlendrian" genannt hat.

Wer den Film lieb hat, züchtige ihn! — Die Kritisierten, die Filmindustriellen müßten eine unabhängige, rücksichtslos ehrliche Kritik noch viel mehr ersehnen, als die Kritiker selber.

* * *

Wird man mir vorwerfen, daß ja auch ich in der nicht unabhängigen Tagespresse Filmkritiken schreibe? So habe ich zu antworten, daß ich mir der Grenzen, in denen ich da schreiben muß, nicht nur bewußt bin, sondern sie in aller Öffentlichkeit zugebe und bekämpfe. Auch ist es kein Zufall, daß ich so verhältnismäßig selten über Film schreibe. Nicht weil ich ihn zu wenig liebe, geschieht das, sondern weil ich ihn zu sehr liebe.

Eile mit Weile von Morus

Wenn Privatfirmen so miteinander verhandeln würden, wie es die Staaten bei Handelsverträgen tun, wären sie noch vor ihrem einjährigen Geschäftsjubiläum pleite. Doch der Staat, oder richtiger das Volk, hat einen breiten Buckel, und wenn man nicht zu arg auf ihm herumreitet, spürt es kaum die Last.

Aber was sich in den letzten Wochen wieder in Paris bei den deutsch-französischen Handelsvertragsverhandlungen abgespielt hat, übertrifft doch noch alles, was auf diesem Gebiete bisher von den deutschen und französischen Unterhändlern ge-

leistet worden ist. Das fünfte der Miniaturprovisorien, mit denen man die Öffentlichkeit über den Mißerfolg drei Jahre langer Verhandlungen hinwegzutäuschen sucht, lief am 30. Juni ab. Große Aufregung vorher. Denn erstens sieht ein vertragloser Zustand unter Locarnisten immer schlecht aus; und zweitens: wenn die Franzosen ohne irgend eine Konzession an uns ihren neuen Zolltarif durchführen, gibt es für manche Industrien eine Katastrophe. Schon im vorigen Jahr ist, so oft auch Herr Trendelenburg das Gegenteil prophezeit hatte, die deutsche Handelsbilanz gegenüber Frankreich mit annähernd 200 Millionen Mark passiv geblieben. Wenn man die letzten vertraglichen Beziehungen löst, würde die Wage womöglich noch mehr zu unsern Ungunsten sinken, es sei denn, daß man es auf einen wirtschaftlich und politisch gleich gefährlichen Zollkrieg mit allen Schikanen ankommen läßt, aber auch dazu sind Erfahrungen mit Polen nicht eben verlockend.

Man verhandelt, daß es nur so raucht, gradezu stundenlang. Solch ein Tempo haben die ältesten Delegationsmitglieder noch nicht erlebt. Aber vor lauter Hin- und Herfragerei in Berlin wird der Stichtag des 30. Juni doch wieder überschritten. Was soll man tun? Das bisherige Provisorium bis zum Zustandekommen eines neuen Vertrages verlängern? Nein, dazu sind wir zu stolz. Diesmal müssen die Franzosen klein beigeben und ein längeres und breiteres Abkommen schließen — oder gar keins. Zunächst also wird gar keins geschlossen. Um die Blamage einigermaßen zu verkleistern, setzen beide Delegationen ein feierliches Protokoll auf, in dem der Abschluß eines neuen großen Vertrages vor dem 15. Juli angekündigt wird.

Wieder wird mit dem, was man bei den pariser Verhandlungen ‚Hochdruck' nennt, gearbeitet. Schwitzend lassen die Häuptlinge der Delegationen durch ihre Officiosi verbreiten, daß sie von morgens bis in die Nacht hinein miteinander beraten, damit die Kammer den neuen Pakt noch genehmigen kann, bevor sie, der Tradition gemäß, am 14. Juli ihre Session beschließt. Am Sonntag, dem 10. Juli, werden in Paris und in Berlin gleichermaßen Siegesfanfaren geblasen: Der Vertrag unmittelbar vor der Unterzeichnung! Die Federn sind schon gespitzt, der Diener muß nur noch das Tintenfaß hereinbringen.

Am Montag, dem 11. Juli, allgemeines Dementi unter heftigen gegenseitigen Beschimpfungen. Der französische Handelsminister Bokanowski behauptet, Posse, der Führer der deutschen Delegation habe sich im entscheidenden Augenblick krank gemeldet, ohne einen brauchbaren Ersatzmann zu stellen. Und überhaupt, mit den Deutschen könne man nicht verhandeln; die haben keine Vollmachten und fragen bei jeder Gelegenheit in Berlin an, um sich neue Instruktionen zu holen (Warum verlegt man dann die Verhandlungen nicht nach Deutschland, wie es Herr Serruys, der Leiter der französischen Außenhandelspolitik, auf der Genfer Konferenz in Aussicht gestellt hat?) Auf deutscher Seite schiebt man den Franzosen alle Schuld zu. Der Ministerialdirektor Posse sei frisch und gesund wie Bolle. Und überhaupt, wenn die Franzosen nicht so viel Extraforderungen stellen würden, brauchten die

Deutschen nicht so oft nach Berlin zu reisen. Schlußeffekt: daß man bis zum 15. Juli mit dem neuen Vertrag fertig wird, ist aussichtslos.

Dem französischen Handelsminister bleibt nichts übrig, als in aller Eile einen Gesetzentwurf einzubringen und gegen den Willen Poincarés, der bei so geringem Anlaß nicht gern die Verfassung biegt, sich von der Kammer eine Generalvollmacht zum Abschluß eines deutsch-französischen Abkommens erteilen zu lassen, ähnlich wie sie die deutsche Delegation schon längst von dem gefügigeren deutschen Reichstag erhalten hat. Damit die Verhandlungen nur nicht gleich wieder endlos in die Breite gehen, setzen die Franzosen einen neuen Termin: am 24. Juli beabsichtige Herr Serruys, ohne den kein französischer Handelsvertrag zustande kommen kann, in die Ferien zu gehen. Aber auch dieses Ereignis, das doch eigentlich von den Bürokraten aller Nationen respektiert werden sollte, vermag die Feuerrösser in Paris nicht anzutreiben. Ultra posse nemo obligatur.

Nun könnte man ja meinen, daß es auf ein paar Tage und selbst auf ein paar Monate beim Abschluß solch eines wichtigen Vertrags nicht ankommt, wenn dadurch etwas besonders Feines und sorgfältigst Abgewogenes entsteht. Aber tatsächlich ist genau das Gegenteil der Fall. Durch das jahrelange Zusammenhocken einiger Dutzend Leute fehlt auf beiden Seiten die innere Spannung, ohne die ein rasches und erfolgreiches Verhandeln nun einmal unmöglich ist. Man schwindelt, man droht, aber die Gegenpartei hört gar nicht mehr zu. Die Unterhaltung wird immer primitiver. Irgend ein ernsthaftes Argumentieren gibt es nicht mehr. Man stellt mit dem üblichen Reserveaufschlag seine Forderung, die Gegenseite sagt nein, man läßt etwas ab, unterbricht die Sitzung, um neues statistisches Material zu holen, und nach ein paar Tagen geht es in demselben Stil weiter. Auch das hundert Mal angewandte Manöver des Kofferpackens zieht nicht mehr. Man weiß ja: diese Woche fahren die Deutschen, die nächste Woche kommen sie wieder. Ein bißchen genieren sich die Unterhändler bereits selber. Schon im vorigen Jahre kursierte in der deutschen Delegation das Wort, die Frankenhausse sei darauf zurückzuführen, daß die deutschen Delegationsmitglieder ständig Devisen in französische Währung umwechseln müßten. Inzwischen ist der Franken stabilisiert, die deutsche Delegation ist aus der Rue de Solferino nach dem Bahnhof Montparnasse übergesiedelt, wo sichs noch ungestörter leben läßt — und der Handelsvertrag ist noch immer nicht unter Dach und Fach.

Die Hauptschuld tragen freilich nicht die Delegationen, sondern die Regierungen. In Frankreich sind es politische Hemmungen, zumal jetzt, wo man sich den Wahlen nähert. Daß es aussichtslos wäre, gegen den politisch allmächtigen Winzerverband einen Handelsvertrag durchzusetzen, hat ja nun inzwischen auch die deutsche Delegation allmählich begriffen. Aber noch immer versucht man auf deutscher Seite, uneinnehmbare Positionen zu erobern und vertrödelt damit die Zeit. Während das Reichswirtschaftsministerium sich als Vorkämpfer

für die Meistbegünstigung in sämtlichen Handelsverträgen aufspielt, sucht es selbst auf Umwegen um die Gewährung der Meistbegünstigung herumzukommen. Um, beispielsweise, den Franzosen nicht dieselben Konzessionen für die Einfuhr von Milchkühen machen zu müssen, die man den Schweizern zugestanden hat, wurde von den deutschen Zolldrechslern eine besondere Kategorie von „Höhenfleckvieh" und „Braunvieh" erfunden.

Sie wissen nicht, was das ist? Der neue deutsch-schweizerische Handelsvertrag verrät es Ihnen in einer Anmerkung:

> Unter großem Höhenfleckvieh sind die zur Abart der Großstirnrinder gehörigen gefleckten Rinderschläge zu verstehen. Unter Braunvieh werden diejenigen Rinderschläge verstanden, welche — zur Abart der Langstirnrinder, speziell zur Rassengruppe der Alpenrinder gehörig — eine silbergraue bis dunkel- und schwarzbraune Haarfarbe mit bleifarbenem Floßmaul, schwarzen Klauen, schwarzen Hornspitzen und dunkler Schwanzquaste aufweisen.

Und wenn die Kühe mit dem bleifarbenen Floßmaul und der dunklen Schwanzquaste auch noch 300 Meter über dem Meeresspiegel aufgezogen und 800 Meter über dem Meeresspiegel „gesömmert" worden sind und wenn sie sich das alles obendrein behördlich bescheinigen lassen, dann — ja dann dürfen sie zu geringern Zollsätzen als die Kühe niederer Zonen nach Deutschland hinein. Offenbar glaubte man in Berlin, daß es in Frankreich in den höhern Regionen zwar wenig gefleckte Milchkühe, aber ungewöhnlich große Ochsen gebe, die den deutschen Kniff nicht merken würden. Doch diese Rindviehpsychologie beruhte auf einem Trugschluß. Das deutsche ‚Höhenvieh' war den französischen Protektionisten nur ein willkommener Anlaß zu ähnlichen Zollmaßnahmen. Insbesondere die französischen Bauern hat dieser Trick sehr verärgert. Wie stark in Frankreich aber die Angst vor den ländlichen Wählern ist, zeigt sich auch bei dem neuen französischen Ermächtigungsgesetz, das generell agrarische Konzessionen ausschließt.

In Deutschland hat man das Stadium politischer Bedenken seit langem überwunden. Die Regierung kennt keine Parteien mehr, sie kennt nur noch Interessenten, aber die dafür heftig. Tatsächlich sind es auch weder die Delegierten, noch die Leute in der Wilhelm- und in der Viktoria-Straße, die bei den Handelsverträgen das große Wort führen, sondern die Verbandsvorsitzenden und die Syndici. Das eine Mal sind es die Herren von der Chemie und das andere Mal die Textilverbändler, und das dritte Mal ist die Maschinenindustrie an der Reihe. Ehe man sich versieht, sind die Interessenten in ihrer Eigenschaft als Sachverständige wieder in Paris und passen auf, daß nichts gegen ihr persönliches Interesse geschieht. Solange sich aber die Regierung nicht dazu entschließt, dieser Interessentenwirtschaft ein Ende zu machen und die ‚fachmännischen Berater' von den pariser Verhandlungen fernzuhalten, besteht wenig Aussicht, daß wir in absehbarer Zeit zu einem definitiven Handelsvertrag mit Frankreich gelangen.

Bemerkungen

Der Photograph von Schneidemühl

Herr Wilhelm Aßmann in Schneidemühl ist Masseur und Besitzer einer Badeanstalt. Und mehr noch: ein Masseur mit Bildungssehnsucht, ein Badechef mit Weltanschauung, Philosoph, Soziologe, Autodidakt und Sonderling; vor allem aber: harmlos. Seine Ehe ist glücklich, wie er sagt, und es ist nicht unwichtig, das zu vermerken.

Herr Wilhelm Aßmann teilt das Weltbild in Einheiten: die vierte ist zum Beispiel der Pflanzenwirkungsbereich, die fünfte der Tierwirkungsbereich, die sechste der Erdwirkungsbereich, die siebente der Frauenwirkungsbereich. Denn es ist jedem Intellektuellen bekannt genug, daß das Weib von jeher ein Objekt war, mit dem sich abzufinden selbst den bedeutendsten Geistern nur schlecht gelungen ist. Nun, im Jahre 1922 hatte Aßmann endlich, wie er selbst berichtet, die Grundlagen für ein „Frauenleibeskultursystem ausgemittelt", und zwar an Hand lebender Modelle, die sich durch seine berufliche Tätigkeit von selbst eingefunden hatten. Gymnastische Übungen und Körpermessungen boten die praktische Grundlage seiner Theorien. Aßmann ging dazu über, die Übungsphasen im Bilde festzuhalten. Die meisten seiner Objekte waren überhaupt ungeeignet, nur ganz wenige blieben übrig. Der alte Herr photographierte sie, nackt, niemand regte sich dabei auf, sexuell nicht und moralisch nicht. Als alles Bildmaterial für das Werk, das Aßmann über Gott und die Welt schreiben will, beisammen war, konnte er auf die Mitwirkung lebender Modelle verzichten und ging dazu über, von sämtlichen Platten je einen Abzug herzustellen, alles in Mappen einzuordnen und zu registrieren. Solcher Art war Wilhelm Aßmanns Sommervergnügen im Jahre 1926...

Da beschlagnahmt die Polizei die Photos, einen Teil des schriftlichen Materials und die Mappen der Abteilung 5 vom Frauenwirkungsbereich; Abteilung 5: Bett im Sinne der Arterhaltung. Denunziant war, wie sich herausstellte, Herr Gallert gewesen, der Hausbesitzer. Er hatte vorher Aßmann durch das Mietschöffengericht exmittieren lassen wollen, um sich neue Kontorräume zu schaffen. Es war vergeblich gewesen.

So kommt es zum Ermittlungsverfahren, Dr. Heise ist der Name des treibenden Staatsanwalts. Kein Beteiligter hat sich geschädigt, niemand sittlich verletzt gefühlt — die Polizei in Schneidemühl hat aber nichts weiter zu tun, also „ermittelt" sie. Das macht sie so: sie lädt an die hundert Damen der Bourgeoisie von Schneidemühl, soweit sie sich jemals bei Aßmann haben massieren lassen, vor ihre Schranken, zeigt denen die anonymen Nacktaufnahmen und fragt, wer diese wohl ist und wer jene wohl sein könnte. Tratsch und Klatsch wächst so in Schneidemühl.

Selbst in den Schulen wird ermittelt. Aßmann hatte vor Jahren zwei kleine Mädchen photographiert, nackt, eine neun- und eine elfjährige; höchst verdächtig Die Polizei findet Bilder, aber nicht, wen sie darstellen. Sie hätte ja Aßmann fragen können. Aber das wäre zu einfach gewesen. Sie läßt die Bilder in den Schulklassen herumzeigen, um so die Namen der offenbar vergewaltigten „Opfer" zu erfahren! Sie erfuhr sie.

Nun werden die Kinder vernommen. Das polizeiliche Protokoll soll verraten, wie so etwas aussieht:

Käte Bury, geb. a. 7. 10. 11:

Ich bin von Aßmann niemals unsittlich berührt worden und ich bleibe auch dabei, wenn mir vorgehalten wird, daß diese Angabe nicht glaubhaft erscheint.

Gertrud Bury, geb. 1914:

Aßmann hat beim Photographieren einen Scherz gemacht und ist dabei auch bis an den Geschlechtsteil gekommen. Aßmann sagte dann, ich solle es nicht übelnehmen. Was Aßmann sonst gesagt hat, kann ich nicht mehr sagen. Unanständige oder unsittliche Redensarten waren es nicht. Aßmann hat sonst keine unsittlichen Anträge gestellt. Was hierunter zu verstehen ist, weiß ich.

Die Eltern der Geschwister Bury, die Kinder selbst, kommen häßlich ins Gerede, Unschuldige unter die Räder — den Herren Beamten ist es egal. Fräulein B. schreibt an die Polizei: „Infolge Ihrer gestrigen Drohung, von meiner photographischen Aufnahme meinem Vater mitzuteilen, teile ich Ihnen mit, daß ich wohl im Jahre 1921 und 22 geübt habe, aber erst 1925 photographiert worden bin, also zu einer Zeit, als ich schon volljährig war. Infolgedessen konnte ich über meine Person verfügen. Wenn Sie meinem Vater davon Mitteilung machen würden, dann wäre es Mißbrauch Ihres Dienstgeheimnisses, außerdem sind Sie für den Familienzwist verantwortlich."

Bis auf eine ohne Zweifel hysterische Zeugin, die keine belastenden, aber falsche Angaben macht, indem sie, um ihre beantragte Ehescheidung zu vermeiden, die tatsächlich gemachte Aufnahme eines Rückenakts bestreitet — bis auf diese Zeugin sagen alle für Aßmann aus. Schneidemühler Richtern macht das nichts. Ihnen gilt das „Wollust"-Gutachten des Sachverständigen, Sanitätsrats Doktor Faesenfeld, der so sicher wie zwei mal zwei vier ist, weiß, daß der Angeklagte ein ganz gefährlicher Lüstling ist.

Aßmann soll nach dem am 1. April 1927 gefällten Urteil des Erweiterten Schöffengerichts von Schneidemühl auf ein Jahr ins Gefängnis wandern, Gallert, der Hauswirt, nach einem andern Urteil, dafür in seine Wohnung; die Moral ist gerettet.

Erich Gottgetreu

Dänische Felder

Da liegen sie: sonnenüberglänzter Wind geht drüber hin, die Grasbüschel werden hin- und hergerissen, pflaumenblau ziehen sich da hinten Wälder. Die Chaussee läuft ein Stückchen bergan, dann ist sie grade von der Kuppe abgeschnitten und führt also scheinbar in den Himmel. Zwei solcher Treppen gibt es in Versailles . . .

So hat doch diese dänische Landschaft auch im Jahre 1917 hier gestanden? Natürlich — warum denn nicht? Die da führte keinen Krieg.

Die Bäume durften Bäume sein — niemand schoß sie zusammen. Über die Grasflächen stampfte keine lange Schlange von Marschierenden. Die Wege wurden nicht von ratternder, schimpfender, polternder Artillerie aufgeweicht und verdorben. Diese Landschaft war reklamiert.

Herrgott in Dänemark, welch ein Wahnsinn! Hier war Mord: Mord, dort war Mord ein von den Schmöcken, den Generälen und den Feldpredigern besungenes Pflichtereignis. Hier durfte man nicht — da mußte man.

Und so selbstverständlich, wie die Mücken tanzen, so selbstverständlich ist den Mördern und ihren Kindern Untat, Fortsetzung der Untat und Propagierung der Untat. Es geschieht so viel für die Erotik. Es gibt Anreiz, Mode und Tanz, bunte Farben und Pornographie. Es geschieht so wenig gegen den nächsten Krieg, bei dem euch die Gedärme, so zu hoffen steht, auch in den Städten über die Stuhllehne hängen werden. Es müßte jeden Abend in den Films laufen, wie es gewesen ist, das mit dem Sterben.

Möge das Gas in die Spielstuben eurer Kinder schleichen. Mögen sie langsam umsinken, die Püppchen. Ich wünsche der Frau des Kirchenrats und des Chefredakteurs und der Mutter des

Bildhauers und der Schwester des Bankiers, daß sie einen bittern qualvollen Tod finden, alle zusammen. Weil sie es so wollen, ohne es zu wollen. Weil sie faul sind. Weil sie nicht hören und nicht sehen und nicht fühlen.

Wer aber sein Vaterland im Stich läßt in dieser Stunde, der sei gesegnet. Er habe seine schönsten Stunden in einer dänischen Landschaft.

Ignaz Wrobel

Liebermann-Ausstellung

Anläßlich der Ausstellung zu Ehren Max Liebermanns sei es einem jungen Maler erlaubt, von sich aus eine Kritik zu versuchen. Ohne Anspruch auf Geltung, aber doch wohl mit mehr innerer Berechtigung als Kunstbeamte und Kunstgelehrte, deren breite Federn jetzt wieder willkommene Gelegenheit haben, viel Tinte zu verspritzen. Deswegen mit mehr Berechtigung, weil ein Maler den Bildern eines andern Malers nähersteht, als Registratoren und Historiker, deren Bibliotheken prachtvoller Bände uns immer fremd bleiben.

Max Liebermann, der Senior der Berliner Künstlerschaft, kann so ungemein gut malen, hat so eminent viel Geschmack und eine so feine Kultur, daß wir, die junge Generation, hinpilgern werden, in seiner Ausstellung zu lernen. Soll aber angesichts des hohen Alters des Meisters diese Ausstellung zum Anlaß einer Wertung von Liebermanns Kunst genommen werden, so ist niemand berufener als die junge Generation, ihr Wort zu erheben. Gehen wir in den Sälen der Akademie von Bild zu Bild, verstärkt sich der Eindruck, daß hier ein zwar meisterhaft geführter Pinsel es nirgends vermag, das Leben, als aller großer Kunst einzigem Vorwurf, zu gestalten. Vom Garten einer Wannseevilla mag all dies Gemalte in den Augen eines kultivierten geschmackvollen Malers so aussehen. Wir möchten aber mehr, möchten Anteil nehmen und mit ihm hinausgehen aus dem Garten seiner Villa, über Stock und Stein in die Natur hinaus in Hitze und Kälte, zu arbeitenden, zu liebenden Menschen. Liebermann aber geht nicht aus seinem Garten. Er malt ihn mit blauen und mit roten Blumenbeeten, er malt gepflegte Wege und zarte Rasenflächen. Er bevölkert seinen Garten wohl auch mit alten Männern oder Kindern, aber wir haben seine Gärten durch die Zäune hindurch gesehen, und seine Figuren sind uns fremd. Sie sind wie zufällig da, etwa weil sie eine schöne rote Schürze tragen oder um dem Professor ein bißchen Modell zu stehen. Liebermann malt im Garten und er malt für den Garten. In der Gesellschaftsschicht geboren, in deren Häusern man kühle leere Salons trifft, malt er für diese Gesellschaftsschicht und für diese leeren Salons. Drum packt er uns nicht. Er hat nie gehungert und nie mit andern Elenden schlechtes Brot geteilt, hat nie Freundschaft und Liebe, wie sie nur die Armut kennen lernt, empfunden, ist nie nach einer obdachlosen Nacht von der Sonne zu neuer Arbeit liebkosend geweckt worden. Er porträtiert Arrivierte und dringt zartfühlend nirgends durch die gesellschaftliche Maske. Seine Porträtierten sehen alle, wie sie da hängen, solvent und freundlos aus, haben denselben zerknautschten Ausdruck wie die Besucher dieser Geburtstagausstellung. Es ist die Maske des guten Tons. Die fünf Mark für Eintritt und Katalog bedingen und verpflichten. Sie alle aus den Gärten am Wannsee sind gekommen, die, wie er, nie aus dem Garten gingen und kultiviert genug sind, die Oberfläche des Lebens, sofern sie ihnen angenehm ist, mit ihm zu empfinden. Uns jungen Malern ist drum in dieser Ausstellung nicht wohl. Wir sahen hier an den selben Wänden Bilder von Großen, die wie wir gerungen haben, Daumier, van Gogh, Schuch und andre, und sie sagten uns mehr, weil sie gerungen hatten. Die sieben Selbst-

bildnisse Liebermanns nehmen wir als freudigen Eindruck mit, sie sind, scheint mir, das Beste hier. Sie tragen keine Maske und zeigen einen schönen, klugen Mann.

Ein Symptom noch ist mir aufgefallen. Ich sah so viele schwarze Kapotthütchen in dieser Ausstellung, jene nämlich, wie sie stets die ältern säuerlichen Damen der guten Gesellschaft tragen, die steril und beschränkt die Wahrzeichen des ‚comme il faut' sind. Wir hätten ihm weit Besseres zu seinem 80. Geburtstage gewünscht.

Carl Sturtzkopf

„Das bist Du"

Konzernierung der Revue-Arbeit, Text, Musik, Regie: Friedrich Hollaender. Dem Komponisten ist am meisten, dem Regisseur genug, dem Textdichter allerhand eingefallen. Und er hatte noch die Hände frei, seine Melodien am Flügel aufzuspielen. Es wurde viel gelacht, und auch Anspruchsvollere kamen auf ihre Kosten. Und wenn Blandine Ebinger auftritt, vergißt man alle Ausstellungen, die man an dieser Revue machen will.

Es war ein großer Erfolg, aber es läßt sich auch allerlei dagegen sagen. Muß gesagt werden, denn eine wesentliche Angelegenheit, auf dem Asphalt eines neuen Berlin gewachsen, das Revue-Genre, das Theodor Tagger anscheinend als ständige Institution zu pflegen beabsichtigt, ist in Gefahr, eine bürgerliche Abendunterhaltung zu werden. Und könnte soviel mehr sein.

„Das bist Du" wird das Publikum apostrophiert. Gemeint ist das Publikum des Theaters am Kurfürstendamm, das sich als Freund des Hauses fühlt, sich an seiner Revue, seinen Weintraubs, seinem Familienfest freut. Es weiß, daß es zum guten Ton gehört, in die literarische Revue zu gehen, und daß es einen Mißton gibt, wenn es nicht in die Pointen hineinlacht.

Hier steckt die Gefahr. Dieses Publikum, auf das man rechnet, vermindert die Stoßkraft der Revue. Man gebärdet sich zahm, verbindlich, gemütlich, wo man frech, aggressiv, bissig sein könnte. Beim Couplet kommen erst zwei, drei Strophen konventionellen Kabaretts, bevor es die politische Satire als Schlußpointe bringt. Man zeigt aber keine Kralle, sondern gibt Pfötchen. Epater le bourgeois, aber nicht anstoßen! Achtung, Drahtleitung nicht berühren!

Vieles ist hübsch, frech, witzig. Die Weekend-Nummer, die Wahl der Sommerkönigin, die Salonszene, die „Hyänen der Großstadt", wo Blandine Ebingers herrliche Kunst auch Aufmerksamkeit für Ernsteres bezwingt. Und immer wieder die Ebinger in ihren Nummern. Annemarie Hase als Potsdamer Adelsfräulein. Twardowskys geistreiche, gekonnte Conférence. Die Tänzerinnen Ilse Vigdor und Stefa Kraljewa. Von darstellerischem Nachwuchs: Schaftheitlein Kosleck, Else Ehser, Ilse Muth, vielleicht noch Marion Palfy. Aber es handelt sich nicht darum, ob die Revue mehr oder weniger Erfolg hatte, ob sie im Einzelnen mehr oder weniger gelungen ist.

Man begnügte sich mit halber Arbeit. Streckte die Sache mit Operettenklamauk, wo Platz für täglich neue Improvisationen sein müßte. Jedes durchgefallene Stück müßte am nächsten Abend parodiert, jeder literarische Schwindel glossiert, jede politische Dummheit dem Gelächter preisgegeben, jede Sensation ihrer Pathetik entkleidet werden. Aber zündend bis zum Theaterskandal. Man suche, bis man die Autoren und Darsteller dafür findet.

Admiral Haller sucht für seine Ausstattungsrevue das Beste, was er auf dem Erdball zusammenbekommen kann. Sollen wir bei der geistigen Revue anspruchsloser sein?

Lutz Weltmann

Vom Glanz und Elend der Talare

Der Kampf gegen eine Justiz, die nicht das Synomym, sondern das Gegenteil der Gerechtigkeit ist, wurde in den letzten

Jahren oft mit mehr Temperament als Sachkunde geführt. Etliche Justizeriche kamen unnötigerweise in den Geruch der verfolgten Unschuld und die Maulradikalen, die ein törichtes Urteil mit bewußter Rechtsbeugung verwechseln, haben der guten Seite geschadet. Genaue Kenntnis des Gegners ist Vorbedingung des Sieges. Aber das Land der Talare ist fast so unbekannt wie die Insel Thule, von der man doch wenigstens weiß, daß sie eine monarchische Staatsform besaß und kein Alkoholverbot. Eine sachliche Beschreibung von Talarien bietet der Rechtsanwalt Dr. Ernst Fraenkel in seiner Schrift: „Zur Soziologie der Klassenjustiz", die in der Jungsozialistischen Schriftenreihe der E. Laubschen Verlagsbuchhandlung erschienen ist. Das kleine Buch ist keine Attacke, keine Abrechnung, geschweige denn ein Pamphlet, es ist der redliche Versuch, Art und Unart eines Standes, der einst freudig im Namen des Königs Recht sprach und es jetzt weniger freudig im Namen des Volkes tut, ebendemselben Volke zu erklären. Fraenkel sieht den Richter nicht à la Daumier, er betrachtet ihn mit der Klarheit des wissenden Marxisten, der auch den Gegner als Opfer des Klassenstaates begreift und es deshalb nicht nötig hat, ihn für minderwertig oder böswillig zu halten. Je mehr man versteht, desto mehr darf man — nach dem Siege, Genosse Sanftleben! — verzeihen. Vorher müssen die Talare ein bißchen beklopft werden. Aus Fraenkels Buch erfahren wir, daß die Talare auch eine Seele haben, und daß diese Seele schäumt, kocht und zischt, wenn der Magen leer ist. Die Republik, die eine feine Dame ist, wird die Talare nie auf den Magen klopfen, aber die Inflation, das Rüpelkind der feinen Dame, hat es getan. Damals ging es den Richtern beinah so schlecht wie den Proletariern, und „je mehr der Richterstand ökonomisch niederging, desto größeren Wert legte er auf die gesellschaftlichen Beziehungen zu den sozial hochstehenden Kreisen". Wir haben Mitleid mit den von den Söhnen tyrannisierten Vätern, mit den von den Schülern mißhandelten Lehrern, wir haben auch Mitleid mit den Richtern, die für sowenig Geld soviel Jahrhunderte Zuchthausstrafen verhängen mußten.

Paul Mayer

Olla podrida

Der Beweis

Die Bemerkung des französischen Journalisten, Herrn von Villemus, er veröffentliche nie eine Information, ohne ihrer Richtigkeit durchaus sicher zu sein, wird allein schon durch die Tatsache ad absurdum geführt, daß Reichskanzler Dr. Marx es seinerzeit abgelehnt hat, diesen Herrn überhaupt zu empfangen.

Hamburger Fremdenblatt

Genau so

Ihr merkwürdiger Traum hat natürlich unser volles Interesse gefunden, besonders aber der Ihnen im Traum zugeflogene Brief vom Vorstand des Vereins „Schnüffelbrüder" aus Kalkutta, wonach der Schnabel eines Vogels das Unsittlichste wäre, was man sich vorstellen kann, da kein Mensch wissen kann, in was derselbe überhaupt hineingesteckt werden kann.

Genau so verhält es sich in Deutschland tatsächlich noch mit dem nackten menschlichen Körper.

Aus einer Zeitschrift für Nacktkultur

Finanzämter im Gefängnis?

Der Führer der thüringischen Wirtschaftspartei, Geheimrat Gerstenhauser, hatte jüngst einem Interviewer gegenüber den Standpunkt der von seiner Partei vertretenen Handwerker über die in den Gefängnissen fast überall betriebene Ausbildung von Strafgefangenen als Schuster, Schneider usw. dahin geäußert, daß man ebensogut Sträflinge als Beamte der Finanzverwaltung ausbilden könne. — Daraufhin hat der empörte Beamtenbund — so berichtet ein weimarer Korre-

spondent des ‚Dortmunder Generalanzeigers' (29. Juni 1927) — die thüringische Regierung um Schutz gebeten und man darf wohl voraussehen, daß die unbedachte Äußerung des Bonzen der Wirtschaftspartei deren baldigen Tod, wenigstens für Thüringen, im Gefolge haben wird.

Die Wiener Opfer

Die ganze Beisetzung verlief in vollkommener Ruhe. Den Ordnerdienst versah die neue Gemeindeschutzwache. Für zahlreiche Tote fanden sich überhaupt keine Angehörigen ein, was gewisse Rückschlüsse auf die Qualität der Opfer des Putsches zuläßt.

Münchener Neueste Nachrichten

Die Tauben vom Justizpalast

Vor kurzer Zeit bemerkten die Gebäudeaufseher des österreichischen Parlaments, daß viele Hunderte Taubenpaare, die bisher ihre Nester in den Verzierungen des in der Nähe gelegenen Justizpalastes hatten, zum Parlament übergesiedelt waren, wo sie sich neue Nester bauten. Man forschte nach den Ursachen, die die Tauben, die seit Jahrzehnten am Justizpalast nisteten, veranlaßt haben könnten, wegzuziehen, ohne aber welche ausfindig machen zu können. Schließlich beschloß man, die Tauben, die durch ihren Kot das Parlamentsgebäude verunreinigten, wieder zu vertreiben. Am Freitag wollte man damit beginnen, an demselben Freitag, an dem der Justizpalast in Flammen aufging, vor denen sich die Tauben rechtzeitig in Sicherheit gebracht hatten.

Frankfurter Zeitung

Liebe Weltbühne!

Ein Förster aus dem Rheinland bestellt schriftlich bei unserm Vertreter folgende Bücher. Die Liste geben wir in ihrer Originalfassung wieder:

1. Sämtliche Bände von Hermann Löns.
2. Lenin und Trotzki Werke.
3. Ein Roman Frau Kapitän.
4. Interessante Schmugglergeschichten.
6. Das goldene Buch des Anstands.
7. Gerne hätte ich ein Buch, welches mir die richtigen Winke für meine Gesundhaltung geben könnte. Also nach Ihrem Gutdünken eins.
8. Ein Buch . Woran erkennt man einen Verbrechertyp.
9. Das Leben und Treiben des Ex-Kaisers Wilhelm.
11. Ein Buch aus dem ich einen besonders schönen Charakter in mich einprägen kann.
12. Ein Buch . Wie lerne ich meine Eltern schätzen . oder ein ähnliches.

Und nun denken wir schon eine Woche lang darüber nach, was wir dem Mann antworten und was wir ihm schicken sollen.

Antworten

Sozialistischer Redakteur. Zu den Bemerkungen von Gustav Bost über die sozialistische Provinzpresse in Nr. 27 der ‚Weltbühne' schreiben Sie: „Glauben Sie wirklich, daß sich die Arbeiterpresse auch nur irgendwie von der bürgerlichen Provinzpresse zu ihrem Nachteil unterscheidet? Ich bin überzeugt, daß eine Umfrage unter den freien Schriftstellern, die an Blättern beider Art mitarbeiten, das gerade Gegenteil ergeben würde. Der Aufsatz des Herrn Bost scheint allzusehr aus einer augenblicklichen Verärgerung geboren zu sein und ist daher ungerecht. Ich weiß, daß es viele sozialdemokratische Blätter gibt, deren Verkehr mit den freien Schriftstellern zu wünschen übrig läßt. Ich kenne aber auch die Überlastung der Parteijournalisten mit agitatorischer, rednerischer, kommunalpolitischer Nebenarbeit, die zahlenmäßig unvollkommene Besetzung der Redaktionen, den häufigen Mangel an jedem noch so bescheidenen Redaktionssekretariat und weiß andrerseits, daß trotzdem in der Provinz freie Schriftsteller meist lieber zu dem sozialistischen Blatt gehen als zu dem Generalanzeiger, der einmal im Niveau unbeschreiblich tiefer steht, und wenn er überhaupt honoriert, zum andern meist viel schlechter zahlt als das Arbeiterblatt. Nur der aber kann sich einen Begriff davon machen, was heute alles an die Redaktionen sozialistischer Tageszeitungen geschickt wird, der selbst an der Quelle sitzt. Ich kann dazu sagen, daß der Andrang an Manuskripten selbst bei einem verhältnismäßig kleinen Feuilleton wie dem meinen nicht zu bewältigen ist. Natürlich ohne Rückporto, oft sogar ohne ausreichende Adresse! Dann beschwert man sich, wenn man ohne Antwort bleibt. Ich arbeite selbst, soweit es mir zeitlich möglich ist, dann und wann an Feuilletons anderer Blätter mit. Ich kann Ihnen sagen, Herr Bost muß sehr verwöhnt sein, wenn er ein Honorar von 10 bis 15 Mark so geringschätzig anspricht. Warum also dieses Geschimpf gerade auf die sozialdemokratische Presse?" Aber das ist doch kein Plaidoyer, daß es bei der bürgerlichen Presse nicht besser ist.

Deutsches Warmblut. ‚Sankt Georg, offizielles Organ des Reichsverbandes für Zucht und Prüfung deutschen Warmbluts', schreibt: „Wenn je nach dem Verluste des Krieges ein Mitglied der früher regierenden Fürstenhäuser sich die allgemeine Sympathie weiterer Volkskreise errungen hat, so Prinz Friedrich Sigismund von Preußen! Durch seine Teilnahme an den Turnieren ist er überall weithin bekannt geworden. Sein ritterlicher Anstand, seine Bescheidenheit, die Art, wie er sich für die von ihm gewählte Sache einsetzte und die Bestimmtheit, die sich nach den Erfahrungen der letzten Jahre mehr und mehr in ihm ausprägte und seinem Wesen mehr und mehr Kern gab, gewannen ihm die Herzen weiter Kreise. Er ist in den letzten Jahren der populärste und meistgenannte der Zollernprinzen gewesen und wäre sicher schließlich der Träger der größten Aufgaben geworden, wenn jemals die Dinge in Deutschland einmal die Richtung einer anderen Staatsform genommen hätten. Deshalb ist sein Tod auch für den dynastischen Gedanken ein Verlust, der die größten Hoffnungen begräbt." Jetzt findet man sich schon unter den Kandidaten gar nicht mehr aus.

Österreicher. Sie schreiben: „Wer ist der Impresario, der von einer landfremden Truppe in Wien Revolution spielen läßt? Und zu welchem Zweck? Das muß sich wohl jeder fragen, der diese Stadt einigermaßen kennt. In den Jahren nach dem Krieg, als in Wien eine Not herrschte, wie sie Deutschland in seinen allerschlechtesten Zeiten nicht erlebt hat, schwieg das Volk. In keiner Stadt hat man so wenig von Hungerkrawallen, Kälterevolutionen, Putschen oder Unruhen gehört wie in Wien. Eine Geduld, die zu

gleichen Teilen aus Größe und aus Indolenz zusammengesetzt war, half Schwerstes ertragen. Dezidierte Stellungnahme liegt den Wienern überhaupt nicht, nirgends ist man Extremen ferner, nirgends liebt man sie weniger; sie machen lächerlich. Die Urbanität der Umgangsformen, die auch am Proletariat zuhause ist, lähmt, wenn es heißt: Farbe bekennen. Eine sehr alte Kultur macht müde und erzeugt übersensible Geschmacksnerven. Das selbe Wien, das in den Zeiten der Hungersnot nicht aufbegehrte, macht heute, wo ein überraschend stark einsetzendes Interesse der Fremden für die unsterbliche Schönheit der Stadt, rosigere Aussichten eröffnet, blutigste Revolution. Verhetzung der Massen durch die sozialdemokratische Parteileitung? Wer die führenden Politiker Wiens kennt, weiß, wie hirnrissig eine solche Vermutung ist. Seitz und Breitner, Bauer und Renner, der Liebhaber klassischer Sprachen, sie alle haben als stärkstes Suggestivmittel die Parteiherrschaft ohne Terror verkündet. Ihr Ansehen steigt und fällt mit dem Begriff des Terror, sie wissen, daß sie erledigt sind, wenn sie ihn anwenden. Man darf nicht vergessen, wie stark das Kontingent der sozialdemokratisch wählenden Bourgeoisie in Wien ist. Das fascistische Italien hat ein Propagandabüro in Wien. Österreichische Zeitungen werden kontrolliert, ebenso Versammlungen und Vorträge. Jedes italienfeindliche Wort wird geahndet. Ein kleines Heer von Spitzeln wird gehalten, teils zur Überwachung von Emigranten, teils von zu aktiven Anschlußfreunden. Die Wiener Arbeitslosen, die wohl heute den revoltierenden Mob darstellen dürften, machen in italienischem Sold Spitzeldienste. War je ein Volk so arm wie dies? Daß Horthy-Ungarn ähnliche segensreiche Institutionen in Wien sein eigen nennt, ist selbstverständlich. Eine Kompromittierung der Sozialdemokratie mag beiden Staaten nur allzu erwünscht erscheinen. Auch das Ausbreiten des Aufruhrs auf die Länder hätte Vorteile. Italien könnte mit hilfreicher Hand das Zipfelchen Österreich nehmen, das sich zwischen Jugoslawien und Italien schiebt, und Ungarn ist dem Burgenland nie abgeneigt gewesen. Der italienfreundliche Seipel soll gestärkt, die Sozialdemokratie unschädlich gemacht werden. Österreich ist flankiert von ungarländischen Galgen und italienischen Deportations-Gerichten. Die Fahnen, die dem stürmenden Mob vorangetragen wurden, dürften mit Liktorenbündel und Stefanskrone geschmückt gewesen sein." Eine ähnliche Vermutung ist auch in der ‚Weltbühne' im vorigen Heft ausgedrückt worden. Auch die Haltung der Hugenbergpresse spricht dafür. Sie hat ihre Hetze jetzt ganz nach Österreich verlegt und wartet jeden Tag mit neuen Radaumeldungen auf. Gleichzeitig entdeckten die londoner Rothermereblätter ihr Herz für Ungarn. Eine reaktionäre Weltfront schließt sich um die österreichischen Sozialisten.

Alter Herr. Sie haben Ihrem Malermeister zum achtzigsten Geburtstag gratuliert und als Gegner pathetischen Überschwangs, der Sie immer gewesen sind, schreiben Sie schlicht: „Sehr geehrter Herr Professor" und: „In vorzüglicher Hochachtung". So wie man es in jeder simplen geschäftlichen Mitteilung tut. Bewußt oder unbewußt, Sie haben eine Distanz ausgedrückt und uns scheint, daß Ihnen das über die Maßen gut gelungen ist.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152 zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin;
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto Berlin 11958.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank: Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Die Rüstungspartei von Carl v. Ossietzky

Das wiesbadener pazifistische Wochenblatt ‚Die Menschheit' veröffentlicht ein langes Dokument, dessen Inhalt dem belgischen Kriegsminister de Brocqueville bekannt gewesen sein soll, als er jüngst gegen Berlin vom Leder zog. Irgend ein schlichter Ehrenmann wird es ihm still in die Hände gespielt haben. Heute sitzt der Brave vielleicht wieder im Kreise projektebrütender deutscher Patrioten, vor sich das Stenogrammheft und im Geiste die Angebote fremder Agenten. Die Spione gehören zum militärischen Geheimbetrieb wie der Erpresser zum heimlichen Sünder. Um die kalte Mordatmosphäre der Militärkabinette lauert Lüge und Verrat, und wer die Wahrheit weiß, sage sie, sage sie im eignen Lande, ehe sie von schmutzigen Fingern transportiert auf dem Wege über die Grenze abermals zur Lüge wird.

Das Dokument der ‚Menschheit' basiert auf einem Bericht über zwei Referate, die kürzlich in den Räumen des Flugverbandhauses am Schöneberger Ufer vor Mitgliedern des Marineflieger-Offiziersvereins gehalten wurden. Redner waren Rittmeister v. Freiberg-Allmendingen, Luftschutzoffizier der III. Division, und besonders Major a. D. v. Stephani, der berliner Stahlhelmchef. Unter den 30—35 Anwesenden befanden sich auch zwei Direktoren der Lufthansa. Diese Besprechungen finden in gewissen Zeiträumen statt, nach Darstellung der ‚Menschheit' nimmt immer ein Reichswehroffizier teil, denn Zweck dieser Abende soll sein, die Reichswehr und die sogenannten nationalen Führerschichten in gemeinsame Ideenfront zu bringen.

Fassen wir die beiden Referate knapp zusammen, so ergibt sich folgendes Bild: Die Reichswehr hat seit 1923 gelernt und sagt deshalb der schwarzen Rüsterei Valet. Aus innenpolitischen Gründen müßten auch allgemeine Wehrpflicht und Miliz abgelehnt werden, weil man damit nur Sozialisten und Kommunisten bewaffne. „Die Armee muß aus einem einheitlichen politischen Guß sein. Hierin liegt einer ihrer bedeutendsten Überlegenheitsfaktoren gegenüber den auf der allgemeinen Wehrpflicht aufgebauten Armeen andrer Staaten." Entscheidend wird in Zukunft Qualität, nicht Quantität sein. Also keine illegale Aufrüstung mehr wie früher, sondern offene Vertretung der deutschen Wehrinteressen beim Völkerbund:

„Der Plan dafür ist im Reichswehrministerium schon vollständig ausgearbeitet, wobei natürlich fraglich ist, ob alles durchgeht, oder ob man sofort mit allen Wünschen in die Öffentlichkeit treten kann. Um sich den bestehenden internationalen Verträgen äußerlich anzupassen, basiert der neueste Aufrüstungsplan der Reichswehr — im Gegensatz zu allen früheren ähnlichen Plänen — auf dem 115 000-Mann-Heer (inkl. Marine). Diese 115 000 Mann sollen sich auch weiterhin auf 12 Jahre verpflichten müssen, davon aber nur drei Jahre aktiv sein und die übrigen neun Jahre als Reserve geführt

werden. Damit hat die deutsche Armee auch weiterhin 115 000 Mann Friedensstärke, aber nach wenigen Jahren 345 000 Mann Reserven und damit eine Kriegsstärke von 460 000 Mann. Diese Armee von einer halben Million wird dann die am besten ausgebildete europäische Armee sein. Während also das jährliche Rekrutenkontingent der Reichswehr heute etwa 10 000 ist, werden nach dem neuen Plan jährlich 40 000 Mann eingestellt. Durch eine besondere Klausel glaubt man sogar, jährlich 10- bis 15 000 Rekruten mehr einstellen zu können, die dann nach etwa einjähriger Dienstzeit aus beruflichen Gründen oder aus Gründen militärischer Tauglichkeit wieder entlassen werden. Diese „Einjährigen", etwa 100- bis 115 000 Mann innerhalb von 12 Jahrgängen, sollen dann im Mobilmachungsfall als Hilfstruppen verwendet werden, wo die militärische Ausbildung eine mehr untergeordnete Rolle spielt, z. B. als Munitionskolonnen, Etappenformationen, Hilfsmannschaften für technische Spezialtruppen, Heimatschutztruppen u. a. m. Das Reichswehrministerium glaubt in dieser Richtung am wenigsten Widerstand im Völkerbund zu finden, da das äußere Gesicht der militärischen Stärke gewahrt bleibt."

Jetzt ergibt sich für den Projektemacher die sorgenvolle Frage, was aus den Leuten werden soll, wenn sie ihre drei oder vier Jahre aktiven Dienstes abgerissen haben. Denn es ist unmöglich, jedes Jahr 40—50 000 Mann in den Staatsapparat zu schieben, nur ein kleiner Teil könnte bei Post und Eisenbahn untergebracht werden.

„Auch die Industrie wird etwas davon aufnehmen können, da sie Garantie hat, darin zuverlässige Arbeiter und Angestellte zu besitzen. 10 000 bis 15 000 Mann können so jährlich untergebracht werden, aber nicht die restlichen 20- bis 25 000 Mann. Für diesen Rest ist nun vorgesehen eine großzügige Ansiedlung ... in Ostpreußen, Pommern, der Grenzmark, Ostbrandenburg und Ostgrenze von Schlesien, wo die am dünnsten besiedelten Räume Deutschlands bestehen. Diese Ansiedlung muß reichsgesetzlich geregelt und festgesetzt werden und bildet einen festen Bestandteil der Vergünstigungen des zukünftigen Reichswehrsoldaten ... An eine Rückgewinnung des eigentlichen posenschen Gebietes denke niemand in der Reichswehr. Im Falle einer Rückgewinnung des polnischen Korridors würde die ganze dortige polnische Bevölkerung evakuiert und durch Deutsche ersetzt werden. Dasselbe gilt auch für Rückeroberung von Ostoberschlesien."

Nach der Behauptung des Herrn v. Stephani ist die Deutschnationale Partei über den Organisationsplan unterrichtet und deshalb auch für die Weiterbeteiligung an der Reichspolitik zu großen Kompromissen bereit, um in Stille für die Heranbildung neuer militärischer Machtmittel zu wirken. (Nebenbei: Stresemann und Marx traut Stephani nicht die nötige Entschlossenheit zu, um die erforderlichen Gesetze im Parlament durchzudrücken. Er empfiehlt deshalb als Kanzler — — Herrn Geßler.)

Interessanter als der militärische Gallimathias der Referate ist das, was sich der berliner Stahlhelmchef an innenpolitischen Ausblicken leistet. Hier kennt er nur ein Ziel: Eroberung der Macht im Innern durch den Stahlhelm! Hören wir:

„So darf auch die neue Parole des Stahlhelms: ‚Hinein in den Staat' nicht als Anerkennung des gegenwärtigen Staates aufgefaßt

werden, sondern es handelt sich hier um eine Art „Zellenbildung", um Formierung von „Widerstandsnestern", die dazu dienen sollen, den Kampf um den neuen nationalen Staat vorzubereiten oder zu unterstützen. Die Parole „Hinein in den Staat" macht grundsätzlich vor dem Parlament Halt, da man dieses Feld restlos der deutschnationalen Volkspartei überläßt. Die Zellenbildung hat weniger den Zweck, an dem Ämterschacher beteiligt zu sein, als diesem im gewissen Zusammenarbeiten mit Behörden solche Organe zu schaffen, die als Positionen für die künftige Machtergreifung angesehen werden."

Sollten irgendwo Skeptiker annehmen, der Bericht wäre ein Falsifikat, wovon es in diesen militärischen Regionen ja so viele gibt, so würde ein solcher Einwand durch diese Partie entkräftet werden: das kann auch der geschickteste Dokumentenmacher nicht erfinden, das ist waschecht Stahlhelm. Die Dämpfung abenteuerlicher außenpolitischer Hoffnungen, Liquidation der anarcho-nationalistischen Hitlerei, Einordnung in ein großes wohlgeordnetes Gefüge und Benutzung aller Außenpolitik letzten Endes nur zum einen innenpolitischen Zweck, die Macht zu erringen: das ist die besondre Note, die der Stahlhelm in die nationalistische Bewegung gebracht und die ihm Superiorität über alle andern Verbände verschafft hat. Für die Häupter der alten Wehrvereine war das A und O der Revanchekrieg gegen Frankreich; der Stahlhelmführer begreift dessen Unmöglichkeit. Aber er besteht auf dem wohlbekannten „kleinen Krieg" gegen Polen, „da die Machteroberung immer von militärischen Aktionen begleitet sei ... Die in einem zukünftigen Krieg — etwa gegen Polen — auf den Schlachtfeldern zusammengeschmiedete neue Frontarmee in Verbindung mit einer Wirtschaft und Heimat schützenden Heimatwehr, wird nach Beendigung eines solchen Krieges nicht die Waffen weglegen, sondern mit den Waffen in der Hand in die Großstädte der Heimat einrücken, um dort andre politische Verhältnisse zu schaffen."

*

Wir erwarten die Frage: Welche Bedeutung hat ein solches Projekt, welche Bedeutung hat es, wenn ein ehemaliger Offizier, der seinen Ehrgeiz nicht zügeln kann, in Conventikeln von ähnlichen Erscheinungen seine Meinungen zum Besten gibt? Es ist kein Zweifel: Herr v. Stephani wird viel Spreewasser in seinen Wein tun müssen. Denn viel davon hängt von innenpolitischen Verschiebungen ab, die mindestens eine Vertagung bdeuten können, viel auch, ob man sich in Genf so leicht einseifen läßt, wie man sich das im Flugverbandhaus denkt; auch wird Herr Stresemann nicht viel Neigung zeigen, sich vor dem Forum der internationalen Politik grade für die Wunschträume des im Auslande so verrufenen Stahlhelms zu exponieren. Wir glauben nicht recht an die Realisierbarkeit grade dieses Programms, wir nehmen es dagegen bitter ernst als erschütterndes Symptom für die geistige Haltung in Deutschland ein Jahrzehnt nach dem Kriege. Gibt es einen gräßlichern Gedanken als den der oben zitierten Kolonisierung des Ostens,

das heißt: der langsamen, systematischen Verwandlung eines ganzen Volkes in Militäranwärter und Berufssoldaten?! Welche Pervertierung des Hirns gehört dazu, so etwas auszudenken! ‚Gen Ostland wollen wir reiten,' hat Herr Hergt neulich gerufen, und wir dürfen darin vielleicht die pathetisch-balladeske Umformung der Kolonisationsideè suchen.

Und bedürfte es noch eines Beweises, daß unsre Militärgewaltigen vor großen Plänen schwitzen, so braucht man nur auf die plötzlich einsetzende Konjunktur in Landesverratsverfahren zu verweisen. Solche Prozesse haben immer wachsende Aktivität im Wehrministerium angekündigt. Sie ziehen auch dies Mal wie ein Krähenschwarm den neuen Heereskolonnen voraus.

*

Die größte Gefahr liegt darin, daß über kurz oder lang Deutschland in irgend einer Weise die Verstärkung seiner Wehrkräfte wieder gestattet wird. Denn man kann einer Wirtschaftsmacht wie Deutschland auf die Dauer nicht etwas verweigern, was es immer wieder und mit immer wachsender Energie fordert. Ferner bleibt die Möglichkeit, daß bei etwaiger Verschärfung des Konfliktes zwischen London und Moskau England deutsche Rüstungswünsche gegen den Widerstand andrer Mächte verteidigt und durchsetzt, um sich mit einem Federzug eine billige Kontinentalarmee zu verschaffen. Ein ungenannter deutscher Staatsmann hat vor ein paar Tagen dem berliner Vertreter der ‚Neuen Freien Presse' erklärt, daß bewaffnete Verbände keinerlei Wert hätten, sondern bloße Bürgerkriegstruppen seien:

„Das war auch einer der Gründe für den Konflikt zwischen Geßler und dem General Seeckt, dem früheren Kommandanten der Reichswehr, der die Verbände förderte, weil es sein Ideal war, „der moderne Scharnhorst" zu werden, und der nicht begriff, wie sehr die Zeiten und die Verhältnisse sich geändert haben, seit Scharnhorst nach der Niederlage von 1806 die Wehrkraft Preußens wiederherstellte."

Die Verbände mit den kindlichen Paraden und dem lachhaften konspirativen Getue sind abgehalftert. In einer kritischen internationalen Konstellation soll ein neuer und offener Weg gefunden werden. Der „moderne Scharnhost" ist erledigt, weil er zu moskovitisch roch, und auch von dem richtigen Scharnhorst will man nichts mehr wissen, weil der von Carnot ausging und der Massenerhebung; ein preußischer Sansculotte. Der neue Militarismus kehrt wieder zu den Ausgangspunkten des alten zurück, greift das System des Großen Kurfürsten wieder auf, der vor mehr als 250 Jahren das erste stehende Heer aus Berufssoldaten schuf, während seine Nachfolger die ausgedienten Soldaten in eroberten Provinzen ansiedelten, um ein Reservoir von gelernten Prätorianern zu sichern. Der preußische Militarismus hat alle Entwicklungsmöglichkeiten erschöpft; irre an der Zeit flüchtet er in ein totes Jahrhundert. Der Kreis ist geschlossen.

Oil-Imperialismus von Alfons Goldschmidt

Wieder schießt die Weltölflamme auf. Genua 1922 war weniger Konferenz als Ölkrieg zwischen England und den Vereinigten Staaten. Von Mexiko hat sich die englische Ölpolitik zwar nicht zurückgezogen, die Engländer müssen aber verbissen das nordamerikanische Übergewicht am Golf von Mexiko anerkennen. Die U.S.A.-Ölkapitalisten haben mehr Geld, den Vorteil wirtschaftsgeographischer Nähe und politischen Einflusses. England will aus seinen Petroleuminvestitionen in Amerika verdienen, aber herrschen kann es dort nicht mehr. Wenigstens nicht in Mexiko, Zentral-Amerika, Venezuela.

Anders in Europa und Asien. Aber Europa und Asien ist nur dann petroleumsicher, wenn man das russische Petroleum hat. Erobert oder gekauft. Das nordamerikanische Öl floß schon vor dem Kriege nach China. Bekannt ist der groteske China-Ölfeldzug Rockefellers. Mit dem russischen Petroleum wären die Vereinigten Staaten unbezwingbar in China. Die Engländer haben, außer in Indien, keine nennenswerte eigne Petroleumbasis. Die Vereinigten Staaten sind noch immer Hauptölgebiet. Käme die russische Petroleumproduktion hinzu, müßte das englische Petroleumkapital trotz Bündnis mit dem holländischen wanken oder Anschluß an die Hauptgruppe der Standard-Oil-Company suchen. Damit wäre der imperialistische Ölkrieg für den Weltmarkt zu Gunsten Amerikas entschieden. Bliebe die sowjet-russische Ölgefahr. Verträge sind nicht ewig und das russische Öl quillt immer stärker. Rußland hat einen ungeheuren Trumpf in der Hand. Sein Öl bedeutet Weltgeltung. So gesehen hat England eine Schlacht verloren, denn soeben hat die New Yorker Standard-Oil-Company mit dem russischen Öltrust höchst wichtige Absatzverträge geschlossen. Deterding, Leiter des englisch-holländischen Öltrusts, schreit Unmoral, Verbrechen gegen Treu und Glauben, Schändung der Humanität. Der Präsident der Standard-Oil-Company von New Jersey, die einen Pakt mit Deterding hat, schreit mit, aber nicht so kreischend wie Deterding. New Jersey wird sich New York zuwenden, denn über beiden Standard-Oil-Zentren steht Rockefellermacht, und Rockefeller hat von New York aus den Pakt mit dem Russenöl geschlossen. Das ist ein heftiger Hieb gegen die Antisowjetwut Englands. Man hatte ganz vergessen, daß Sowjet-Rußland nicht nur Ideen besitzt, sondern auch Öl. Öl aber ist Weltsaft. Wer das Öl beherrscht, ist oder wird doch Herrscher der Motore auf der Erde, dem Wasser und in der Luft. Der nächste Krieg wird Ölkrieg sein, mit dem Öl und um das Öl.

Die Russen sahen den Kampf voraus. Sie wußten, daß die Shellgruppe, mit Deterding an der Spitze, um ihre Vorkriegsaktienpakete zu revalorisieren, auf Erhebungen in Georgien spitzte und auch sonst mit List und Lust jede Restaurationsmöglichkeit studierte und förderte. Die Standard-Oil-Company aber braucht Exportpetroleum, da der Riesenbedarf der Vereinigten Staaten den größten Teil der eignen Produktion aufschluckt. So konnten die Russen warten. Denn die beiden

imperialistischen Ölgruppen mußten ihnen kommen. Wer die besten Bedingungen bot und wessen Regierung nicht Handelsdelegationen überfiel, machte das Rennen.

Als die Riesenölfontäne im Naphthagebiet von Maikop 30 Faden hochsprang, wurden die Engländer noch wilder auf Russenpetroleum als vorher. Das war 1910. Im Juni 1913 suchte die Russian General-Oil-Company in den Naphthatrust Nobel einzudringen. Das war ein heftiger Vorstoß der englisch-holländischen Gruppe, um frühzeitig die Standard-Oil-Company in Rußland lahmzulegen. Sechs Jahre vorher, am 31. August 1907, war der russisch-englische Vertrag über die Teilung Persiens geschlossen worden. 1914 beteiligte sich die englische Regierung an der Anglo Persian Oil Company. Edward Grey mußte diese Ölaktion im Unterhaus verteidigen. Denn die russische Presse protestierte und behauptete, England hätte durch jene Gesellschaft zwei Drittel des persischen Öls sich angeeignet. 1917, schon nach dem Zarensturz, riefen persische Parlamentarier den Stockholmer Sozialistenkongreß gegen die englischen Monopolkonzessionen in Persien auf.

Die Sowjetrevolution hatte, trotz Wrangel, dem englischen Ölimperialismus in Rußland den Garaus gemacht. In Persien blieb er, aber in Rußland war die Shellgruppe nunmehr auf Verträge angewiesen, wenn dem englischen Kapital nicht doch noch der Sturz der Sowjetregierung gelang. Während die englische Regierung die Handelsdelegationen in Peking und London überfallen ließ, bereitete die Standard-Oil, trotz Freundschaft einer ihrer Gruppen mit der Shellgruppe, den Vertrag vor und die Engländer können nun sehen, wie sie ins Geschäft reinkommen. Ihre Petroleumaussichten sind überhaupt nicht sehr rosig. In allen Bezirken des englischen Petroleum-Kapitals knistert und brennt es. Das Ölimperium Englands ist gefährdet. Herr Deterding muß die Doppelrolle aufgeben, dem russischen Naphthasyndikat Offerten zu machen und in derselben Zeit die Restauration der sogenannten Demokratie in Rußland zu betreiben. Gegen den Bolschewismus stehen Rockefeller und Deterding sicher einig, aber die „realen Tatsachen" sind auch noch da. Diese realen Tatsachen bestehen in einer schnellen Aufschließung der russischen Petroleumreichtümer und einem wachsenden Export des Sowjetpetroleums und seiner Produkte. Das Kapital kauft auf dem Markt mit niedrigsten Preisen. Wenn erst in Italien, Spanien usw. Petroleum-Handelsmonopole existieren, ist der aufgeschmissen, der sich das gute russische Petroleum nicht gesichert hat.

Vor dem Kriege hatte die Standard-Oil-Company leichtes Spiel gegen das russische Petroleum auf dem Weltmarkt. Von 1905 bis 1917 hat daher Rußlands Petroleumproduktion und Petroleumexport mit den ungeheuren Anforderungen des Petroleummarktes nicht Schritt gehalten. Nach der Sowjetrevolution schrie alles: Die Russen werden ihr Petroleum verströmen lassen oder nicht erschließen. Seit 1922 aber geht es rasch vorwärts. In Transkaukasien, in Nordkaukasien und im Ural-Emba-Gebiet gibt es Öl in riesenhaften Mengen. Wenn erst das Uralöl erschlossen ist, wird das russische Petroleum

unaufhaltbar strömen. Die russische Revolution hat die Naphthaindustrie Rußlands nicht nur nicht vernichtet, sie hat im Gegenteil erst die großen Voraussetzungen für ihre Stärkung geschaffen.

Bis Ende der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts produzierten die Vereinigten Staaten 90 Prozent der Weltausbeute. 1925 waren es noch immer rund 103 Millionen von 152 Millionen Metertonnen Gesamtproduktion. Aber die russische Produktion blieb in diesem Jahre nicht mehr viel unter 8 Millionen Metertonnen, und vom Erdölvorrat der Welt hat Rußland fast 16 Prozent. Die Union, Mexiko und Rußland sind die größten Erdölerzeuger. England ist petroleumabhängig. Der Endölkampf wird zwischen dem amerikanischen Petroleumkapital, mit dem englischen Ölkapital im Schlepptau, und der russischen Produktion ausgefochten werden. Es geht ums Ganze, denn Automobile, Motorschiffe, stehende Maschinen, fressen von Tag zu Tag mehr Petroleumprodukte. Gasolin, Benzin, Leuchtöle, Heizöle, Schmieröle, Asphalt, der Bedarf ist unermeßlich. Der Kampf des kapitalistischen Ölimperialismus gegen die proletarische Ölproduktion wird eine Hauptphase des Entscheidungskampfes von Kapital und Proletariat sein.

Der Stuttgarter Kommunistenprozeß

von Erich Mühsam

Eingeweihte behaupten, in Moabit unterhalte man sich immer noch mit dem Barmat-Prozeß. Da werden, wie es scheint, in der Hauptsache Doktorfragen abgewandelt, die sich auf die außerordentlich schwierige Abgrenzung der Rechtsgebiete Geschäft und Betrug beziehen. Wahrscheinlich wird Herrn Barmat ein Friedensschluß vom Sieger Staat aufgezwungen werden, der sich auf Reparationsleistungen beschränken wird. Die immerhin komplizierte Stellung des strittigen Problems wird mit Rücksicht auf die von der Inflation gekennzeichneten Zeitläufte der Verfehlungen mildernd in Betracht gezogen werden; neue Gefangene wird man nicht machen, die Untersuchungsgefangenschaft verrechnen und im übrigen vielleicht noch durch leichte Grenzberichtigungen dem merkantilen Eifer, den jene Zeit angeregt hatte, ein wenig entgegenkommen.

Für Angeklagte, selbst schwarz-rot-goldner Couleur, denen Schiebung, Korruption oder Meineid vorgeworfen wird — diese Begriffe hat die politische Justiz der Republik einander merkwürdig nahe gebracht —, ist die Situation entschieden günstiger geworden. Bedenklicher ist es schon, wenn sie als Nebenkläger in Beleidigungsprozessen zugelassen werden. Hätte es sich im Plauener Prozeß nicht um den amtierenden Außenminister gehandelt, der obendrein von der Deutschen Volkspartei kommt, sondern um irgend einen Zeigner, dann wären die Geldgeber des Doktor Müller sehr viel billiger weggekommen. Aber im allgemeinen ist die Atmosphäre der Gerichtsverhandlungen, bei denen die Monarchisten den Republikanern ihre Handelsgeschäfte in Dreck gewälzt vor die Nase halten, im Verdampfen. Die Vertrustung des Werbe- mit dem Leihkapital im Bürgerblock wirkt hier als Evaporator.

Um so rabiater kann das Rechtsgut des deutschen Staatsgedankens geschirmt werden gegen diejenigen, welche an dem Versöhnungsfest des Besitzes keinen Anteil haben, weil sie ihn schon am Besitze selbst nicht haben. Was vor dem Abschluß des Vergleichs, der das Backen des monarchistischen Kuchens in republikanischen Formen festlegte, von Proletariern gegen Fascisten unternommen wurde, davon verdunstet kein Hauch im Rauchfang der Weltgeschichte. — Die Weltgeschichte ist das Reichsgericht.

1923. Das mündelsichere Staatspapier der Rentnerin war längst als Freimarke in einem Briefkasten verendet; ein Streichholz kostete einige Milliarden Mark. Cuno widerstand passiv der Ruhrbesetzung, Stinnes regierte, Barmat sammelte, was in Stinnes Taschen keinen Platz mehr fand, das Proletariat hungerte, verzweifelte, vergaß zu rebellieren. Die Nationalisten fischten im Trüben. Plötzlich wurde stabilisiert. Verwirrung, Desorganisation, Not, Schiebung, Rafferei vervielfachte sich. Die Völkischen glaubten ihre Zeit gekommen. Bayern kündigte dem Reich die Gefolgschaft, General Lossow meuterte, Kahr wurde zum Generalstaatskommissar ernannt, schloß mit Hitler das Bündnis, das den Kriegszug nach Norddeutschland und die Einsetzung der Claß-Diktatur per Patentlösung bezweckte. Die Reichsregierung beschloß sich zu wehren und schickte Militär nach Sachsen, um die parlamentarische Koalitionsregierung von Sozialdemokraten und Kommunisten gewaltsam absetzen zu lassen. In Küstrin hatte Major Buchrucker vorzeitig gehitlert. Die Arbeiter, die seinen Mannen Klapproth, Schulz usw. ein Waffenlager in Ostpreußen konfisziert hatten, wurden eingesperrt (sie sitzen heute noch). Herr Bazille verhandelte mit Kahr, um in Württemberg Bayern zu spielen. Hitler mit Ludendorff und Pöhner putschten zu früh; Kahr und Lossow kniffen und sahen ihre Felle fortschwimmen. In Hamburg stiegen die revolutionären Arbeiter auf die Barrikaden; die deutsche Revolution, die fällig war, scheiterte an zu viel Führung bei zu wenig Courage der Führer.

Die Reihenfolge der Ereignisse war anders? Das ist nicht wichtig. Alles ging durcheinander, eins schob das andre vor sich, zog es hinter sich her; es herrschte Chaos, Entwurzelung, Auflösung. Es waren alle Bedingungen einer Revolution erfüllt, und Herr Stresemann, als Cunos Nachfolger zum Verwalter der ungeheuren Pleite bestellt, sprach das richtige Wort: kein Volk der Welt hätte sich ohne Revolution das bieten lassen, was dem deutschen Volk zugemutet worden sei. Er meinte das als Lob.

Nein, das deutsche Volk machte auch unter diesen Verhältnissen keine Revolution. Die von der Industrie bezahlten reaktionären, nationalistischen, antisemitischen Landsknechtsverbände versuchten Revolution zu machen, sonst kaum jemand. Aber daß denen die Revolution zum Fascismus nicht gelang, das war einzig der Abwehr zu danken, die vereinzelte energische Scharen der revolutionären Arbeiterschaft organisierten. Sie — nur sie — hat die Justiz bestraft. Sie — nur sie — hat das Deutsche Reich von jeder Amnestie ausgenommen. Gegen sie — nur gegen sie — tobt bis heute die Bestie

der staatlichen Gerechtigkeit. Immer noch, immer wieder, immer weiter gehts mit der Rache. Am 25. Juli 1927 fiel in Stuttgart der Niednerspruch: gegen acht Kommunisten 44½ Jahre Zuchthaus und 2½ Jahre Gefängnis.

Der Stuttgarter Prozeß gleicht in allem dem Tschekaprozeß, den Niedner vor zwei Jahren noch als Präsident des Staatsgerichtshofs zum Schutz der Republik zum guten Ende leitete (drei Todesurteile und über siebzig Jahre Zuchthaus). Die selben politischen Hintergründe, die selbe Art der Voruntersuchung durch den bekannten Vogt, der selbe Kriminalkommissar Koppenhöfer und die selben Spitzel und Provokateure Diener und König als Kronzeugen. Die selbe Beschränkung der Verteidigung, die selbe Mißachtung aller entlastenden Momente.

Die Kommunisten wußten, daß zwischen Kahr und Bazille Verhandlungen gingen zur Einsetzung der Diktatur. Sie rüsteten dagegen. Die Polizei bekam Wind und delegierte ihre Agenten zwischen die Revolutionäre. Herr Diener, dessen Rolle als bezahlter Polizeispitzel schon im Tschekaprozeß einwandfrei aufgedeckt war, der aber 1925 gleichwohl des guten Eindrucks wegen 5 Jahre Zuchthaus abbekam, erschien dies Mal als Zeuge — und zwar keineswegs im gestreiften Büßerkittel, sondern fröhlich als freier Mann, ungeleitet von Staatswächtern. So ungeniert arbeitet die Reichsanwaltschaft, der die Vollstreckung der Dienerschen Strafe obläge. Dieser Diener hat damals das arrangiert und organisiert — und neben ihm der im Tschekaprozeß zu 5½ Jahren verurteilte König —, wofür jetzt brave Menschen für 5, 6, 8 und 13 Jahre ins Zuchthaus müssen. Eine Zeitung wurde mit Sprengstoff angegriffen, ein Kriminalschutzmann kam um. Geklärt ist der Vorgang nur für Herrn Niedner und sein Gericht. Die Verteidigung bestreitet deren Annahmen. Bewiesen ist nichts. Denn die entlastenden Beweismittel gelten bei Niedner nicht. Man lese die Denkschrift, die Rechtsanwalt Doktor Arthur Brandt im Namen der Gesamtverteidigung über das Niednersche Verfahren im Tscheka-Prozeß veröffentlichte (Neuer Deutscher Verlag). Dieses Mal muß es fast noch toller zugegangen sein. Aber Herr Niedner schickt den Arbeiter Göckeler für 13 Jahre ins Zuchthaus und gibt ihm bei der mündlichen Begründung den Trost auf den Weg, er und seine Kameraden seien allerdings nicht voll verantwortlich für die Straftaten. Die Hauptsünder steckten — in Rußland; nicht etwa im Lager der Hakenkreuzler, deren württembergischer Diktaturkandidat freilich nicht vor den Niedner gekommen ist, sondern sicherlich als Gastgeber des trinkfesten Reichsrichters seine Freude kundgetan hat, ihn nach dem anstrengenden Dienst am Vaterlande bewirten zu dürfen.

Herr Bazille ist auf ordnungsmäßigem Wege höchster Betreuer des Schwabenlandes. Sowas geht nach 1923 auch ohne Putsch. Jetzt darf Herr Bazille die Kommunisten in Württembergs Zuchthäusern striegeln, die es ihm damals verwehren wollten, auf dem Putschwege sein Thrönchen zu ersteigen. Wäre es zum Losschlagen gekommen, er hätte getrost seine

Hakenkreuzmannen gegen die Niedneropfer führen können. Völkische haben den Freibrief, Proletarier niederzuknallen: Schlagt sie tot, — das Reichsgericht fragt euch nach den Gründen nicht!

Frontwechsel des Jungdo von Berthold Jacob

Wenn über den Jungdeutschen Orden gesprochen wird, sollte immer wieder und wieder seines Ursprungs gedacht werden, der heute nahezu in Vergessenheit geraten ist. Der Orden entstand aus der Studentenkompagnie Marburg, die Artur Mahraun, Oberleutnant a. D., im Jahre 1919 aufstellte, und die im März 1920 während des Kapp-Putsches ausrückte, „um den Aufstand der Arbeiter in Thüringen niederzuwerfen". Neben zahllosen Toten im offenen Kampf, der von den wackern Marburgern provoziert wurde, kommen die fünfzehn ermordeten Arbeiter aus Bad Thal, die beim Dorfe Mechterstädt so glorreich von hinten abgeschossen wurden, auf ihr Konto. Verantwortlich für diese Tat, denn die Täter sind selbstverständlich freigesprochen worden — ist der Jungdeutsche Orden.

Dem Orden ist im Verlauf des letzten Jahres seine angebliche Linksschwenkung von seinen rechtsstehenden Gegnern und Konkurrenten zum Vorwurf gemacht worden, von der großen liberalen Presse wurde er dieserhalb gehätschelt. — „Der Ausbruch aus der nationalen Front" wurde freundlich begutachtet oder höhnisch begeifert. Weder zur Freundlichkeit, noch zum Hohn lag Anlaß vor. Was war geschehen? Der Jungdo hatte nicht etwa im Einverständnis mit seinen Anhängern im Reich eine neue Politik der Versöhnung und der Verständigung mit dem Erbfeind outre Rhin inauguriert, wie es nach oberflächlicher Prüfung den Anschein haben konnte. Die Versöhnungspolitik Mahrauns und ihr unmittelbarer Anlaß, der „Patrouillenritt" des frühern Hitlerschen Kampfschriftstellers Adolph Victor von Koerber zu Sauerwein, waren die äußere Konsequenz der trüben Erfahrung, daß das Reichswehrministerium das Kontingent des Ordens an der illegalen Organisation der Landesverteidigung gestrichen hatte. Die Stellen der Ziviloffiziere besetzte fast ausschließlich die Konkurrenz — vornehmlich der Stahlhelm — und jetzt erst entdeckte der Jungdo die Gefährdung der vaterländischen Interessen durch die Treibereien unverantwortlicher militärischer Kreise, unverantwortlicher Außenstellen der Reichswehr und präsentierte mit seiner vielgenannten Denkschrift an die Person des Reichspräsidenten gleichzeitig seine Kostenrechnung. Der Versuch schlug bekanntlich zunächst fehl. Geßler weigerte schroff jeden Empfang der Ordensbrüder, sprach in schriftlichen Äußerungen von der „Anzeige" Mahrauns, die er allen „Außenstellen", also eben den illegalen Stellen zur warnenden Kenntnis bringen werde, und der Orden, der indessen in allen nationalen Kreisen verfemt wird, und der die tiefern Gründe seiner Aktion sorgfältig vor der Gefolgschaft im Land hehlen mußte, blieb tatsächlich Monate lang von jeder Subvention seitens des Reichswehrministeriums abgeschnitten. Und die Kali-Industrie zahlte keineswegs ausnehmend splendid.

Diesen bedauerlichen Zustand schnellstens zu beheben, hat die Ordensleitung zunächst Fühlung mit dem Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold gesucht, und es gelang dem Orden tatsächlich, auf der luxemburger Tagung der Fidac die tumben Reichsbannerdelegierten, an ihrer Spitze den Bundesschatzmeister Crohn, auf seine Linie zu bringen, was bei den braven Luxemburgern heftiges Kopfschütteln hervorrief. Andrerseits sind seit einiger Zeit auch seitens der Leitung des Kyffhäuserbundes, die nach dem Tode des schläfrigen Heeringen in dem frühern berliner Wehrkreiskommandeur a. D. v. Horn ihre neue Spitze gefunden hat, inoffizielle Verhandlungen mit Reichsbanner und Jungdo gepflogen worden, die zum Ziel haben, beide Organisationen in das neue Wehrsystem einzugliedern, das wahrscheinlich schon im Herbst dieses Jahres in Kraft treten soll. Die Resultate sollen günstig sein.

Auf anderm Felde hat sich in neuester Zeit eine Wiederannäherung des Ordens an seine alten Freunde in den reaktionären Wehrverbänden und auch an die Nationalsozialisten vollzogen. Ganz kürzlich erst hat General Ludendorff bei der Einweihung eines Schlagetersteins in Wisselhöve den Vorbeimarsch einer Jungdogruppe abgenommen und anerkennende Worte für die Ordensleitung gefunden.

Die neue Linie der offiziellen deutschen Politik ist es, die diesen Stimmungswechsel in allen Kreisen der deutschen Rechten möglich machte. Die Agitation für eine internationale europäische Intervention gegen die Sowjets fand in den Reihen der Jungdeutschen von je günstigen Boden, und neuerdings hat Herr Arnold Rechberg neben andern nichtbeamteten deutschen Unterhändlern in Downing Street und im londoner Kolonialamt zu tun gehabt.

Die Schalmeienbläser der jungdeutschen Neuordnung im Staat sind verstummt.

Seipel der Sieger von Ernst Meding

Seipel, der Prälat, der vielverehrte Staatsmann, der Retter der bürgerlichen Ordnung, der Mann der Würde und stillen Größe, der Sieger des blutigen Freitags, spricht im Nationalrat: „Es ist noch ein Ereignis eingetreten, das uns dauernd schweren Schaden bringt, obwohl es glücklich wieder überwunden worden ist. Es ist der allgemeine Verkehrsstreik proklamiert worden. Hätte der Telegraphen- und Telephondienst während dieser Stunden funktioniert, wir hätten weniger blutige Opfer, die entsprechende Zahl von Wachorganen hätte an die gefährdeten Punkte hingeschoben werden können ...". Das ist das römische System der Argumentation. Man muß es genau betrachten, um es zu verstehen. Von acht Uhr früh bis sechs Uhr nachmittags dauern die Unruhen, von vier bis sechs wird die „Säuberungsaktion" durchgeführt, bei der die Salven der Polizeigewehre in Gruppen friedlicher Menschen — nicht mehr in die demonstrierenden Massen, die haben sich verlaufen — hineinknattern. Um sieben Uhr fünfzehn abends

wird das Telephon stillgelegt, als schon die Ruhe des Friedhofs auf der Stadt liegt, die Toten und Verwundeten in die Krankenhäuser geschafft werden. Und nun tritt der Kabinettschef, der hohe Kleriker und Freund des Papstes, der künftige Kardinal, der Mann mit dem steinernen Profil, auf und verdreht, — feierlich, salbungsvoll, in wohlgesetzten, abgewogenen Worten, — auf eine so gröbliche Weise die Wahrheit. Das ist das Regierungssystem, das den politischen Kampf in Oesterreich vergiftet.

Dieser Priester, der das ganze Ansehen seines Standes in die Wagschale wirft, der Lehrer der Moraltheologie, der Staatsmann, der die gewichtige Mahnung an das Parlament gerichtet hat, Staats- vor Parteipolitik zu stellen, der so gern von der Verantwortung vor der Geschichte spricht, er benutzt im entscheidenden Augenblick mit diabolischem Vergnügen die schäbigste kleinste Lüge, um den Gegner ins Unrecht zu setzen. Das ist es, was den politischen Verkehr mit diesem Mann so schwer macht, was jede Zusammenarbeit gefährdet und seine politischen Freunde wie Feinde gleichermaßen erbittert, was ihn schon ein Mal aus dem politischen Leben verschwinden ließ und ihn, vielleicht in kürzerer Zeit, als man heute denkt, wieder verschwinden lassen wird: daß dieser Moralist von Beruf und Neigung an einem moralischen Übel zu leiden scheint, das ihn grade in wichtigsten Augenblicken befällt.

*

Wäh 'nd in Wien noch die Gefahr des Bürgerkriegs immanent ist, aer Staat in Flammen aufzugehen droht und alle Verantwortungsvollen sich um die Konsolidierung bemühen, läßt Seipel durch seine Gesandtschaften ausländischen Zeitungen eine Darstellung des Aufruhrs zugehen, in der es heißt: „Die Unruhen am Freitag wurden ausgelöst durch die Erregung des Republikschutzbundes (sozialdemokratische Parteigarde) über das Geschworenenverdikt im Schattendorfer Prozeß, in welchem sie nicht mit Unrecht eine moralische Verurteilung ihrer provokatorischen Methoden sah." Durch die (echte oder gespielte?) Naivität der „Neuen Züricher Zeitung", deren Redakteur über diese Geheiminformation die wahrheitsbekennenden Worte setzt: „Die oesterreichische Gesandtschaft teilt mit:", — wird es offenbar, daß der würdige Prälat die gefahrvollste Stunde ausnützt, um den Parteikampf im Ausland zu führen. Vom Republikanischen Schutzbund steht es absolut fest, daß er kein Opfer scheute, um den Brand des Justizpalast zu löschen, um Richter und Wachleute unter Nichtachtung des eignen Lebens zu retten, um die Hooligans zu vertreiben, nicht wenige der Schutzbündler haben dafür mit dem Tode bezahlt. Aber dem Priester-Staatsmann scheint die Stunde geeignet, um in der Welt Reklame für sich zu machen. Er endigt seine Mitteilung an die ausländischen Zeitungen mit der Versicherung, „das Kabinett Seipel besitze heute in besonderm Maße das Vertrauen des Landes" und attestiert sich selbst in der ‚Züricher Zeitung': „Es steht zu erwarten, daß die Überwindung dieser schweren Krise eine Stärkung des Kabinetts zur Folge haben wird." Es ist die besondere Infamie des Propheten, des von Gott Inspirierten, die aus dieser Methode

spricht, ein gewöhnlicher Sterblicher verfügt nicht über solches Maß kalter Gewissenlosigkeit.

*

Es ist dieselbe Methode, die seine Diener am Werk anzuwenden lieben, in diesem Fall die Polizei und ihre hohen Funktionäre. Die deutsche Verfassung gewährt schon auf das Verlangen einer schwachen Minderheit die Einsetzung eines parlamentarischen Untersuchungsausschusses. Da die oesterreichische Verfassung das leider von dem Willen der Mehrheit abhängig macht, so wird der Antrag von den Anhängern Seipels niedergestimmt, der die Wahrheit keineswegs zu Tage kommen lassen will. Ein hoher deutscher Polizeioffizier, der die Vorgänge in Wien studiert hat, und der naturgemäß nicht geneigt ist, den oesterreichischen Kollegen mehr als nötig wehe zu tun, hat sein Urteil dahin abgegeben, wenn bei gleichem Anlaß in Berlin fünf Tote am Platze geblieben wären, so würde das schon ein Maximum an Opfern bedeuten. Aber in Wien haben die Hofräte der Polizei, ehe sie die Mannschaften mit Gewehren ausrüsteten, ihnen erzählt, die Demonstranten hätten ihre Kameraden, wo sie sie erwischt hätten, kastriert, sie hätten elf Wachleute aufgehängt, acht im Justizpalast ins Feuer geworfen, nachdem sie ihnen die Augen ausgestochen hätten. Sie haben ihnen eingeredet, man habe einem Wachmann in der Lichtenfelsgasse die Eingeweide herausgerissen. Und nachdem den schwer Bewaffneten noch vorgespiegelt worden war, die Menge stürme soeben die Polizeihäuser, wo ihre Familien wohnen, ihre Frauen und Kinder würden soeben ermordet, hat man sie vorgeschickt, um „Ordnung zu machen". Diese Wachleute sind sonst gutmütig und menschenfreundlich, Wiener wie andre Wiener, aber wer kann sich wundern, daß sie die nächsten zwei Stunden hindurch wie losgelassene Bestien gewütet haben! Die historische Episode vom kastrierten Konsul Prochaska taucht in der Erinnerung wieder auf und die Geschichte von den ausgestochenen Augen der deutschen Gefangenen in Belgien.

*

Der fromme Mann, der Oesterreich führt, er nimmt für sich die äußerste Starrheit des Prinzips in Anspruch. Er thronte in diesen Tagungen wie ein beleidigter Gott in der Höhe schuldloser Reinheit. Keine Konzession, kein Nachgeben. Zweimal hat in der spätern Periode Franz Josefs die Polizei auf dem Ring, nicht mit dem Gewehr, nur mit Säbeln, attakkiert. Beide Male hat der Kaiser am andern Tag Polizeipräsidenten und Ministerium davongejagt. Keine solche Weichmütigkeit darf von Monsignore Seipel erwartet werden. Er hält nicht nur Schober, nein, er hat auch kein Wort des Beileids für die Hinterbliebenen der Opfer, keinen Kranz läßt er an dem Katafalk mit der endlosen Reihe der Särge niederlegen. Er bestellt sich Vertrauenskundgebungen von der Handelskammer und der Vertretung der Landwirtschaft, während das Geschrei der Witwen die Luft Wiens zerreißt. Und läßt die Polizei selbst ihre Schuld untersuchen. Wahrhaftig, ein Mann ohne Nerven. Ein großer Mann. Blut und Lüge sind ihm, dem Liebling Gottes, gleich lieb, um zu herrschen.

Dada in Zürich von Richard Huelsenbeck

Es ist schwer, heute eine Vorstellung von der Atmosphäre des Zürich von 1916 zu geben. Zürich war damals eine kleine Weltstadt, während es heute wieder zu einer mittlern Provinzstadt herabgesunken ist. Es war der Sammelpunkt aller Menschen, die der Krieg über die Grenzen ihrer Vaterländer geworfen hatte. Ein Brennpunkt kritischer Energien, ein Zentrum revolutionärer Temperamente.

Wer Zürich erreichte, hatte sich aus dem Blutozean, wenn auch nur für kurze Zeit, gerettet. Hier war eine Urlaub-vondem-Tode-Stimmung, eine Ausgelassenheit, die sich mit Melancholie verband. Politiker, Literaten, Künstler und Hochstapler trafen sich bei ‚Baserba', um der Zeit ein endgültiges Urteil zu sprechen. Im Café Odeon und im Café Terrasse verbargen sich hinter den weiten Falten der ‚Neuen Züricher Zeitung' Köpfe, mit der man der Polizei kriegführender Länder ein schönes Geschenk gemacht hätte. Der alte Bleibtreu, vor einem halben Menschenalter Rivale Nietzsches, war ein fettes graues Gespenst, auf dessen politische Endlosigkeiten nur ungeduldige Kellner hörten. Dozenten kleiner deutscher Universitäten wagten hier, ängstlich sich umsehend, ein kühnes Wort. Greisenhafte Mäzene spielten mit dem Gedanken, dem ‚Erlebnis des Krieges' eine ‚bleibende Stätte' zu bereiten. Literaturjobber einigten sich mit Idealisten über die Herausgabe einer neuen Zeitschrift.

Henri Guilbaux schickte seinen ‚Demain', einmal kam Picabia aus Paris und erzählte exotische Geschichten von Westindien, von Seefahrten durch tropische Länder, Jagden, Dachgärten und pailettierten Frauen. Es gab einen Antiquar, der ein neues Europa gründen wollte, aber er scheiterte am Morphium. In der Bonbonnière gab es eine spanische Tänzerin, deren Schönheit Aufsehen erregte, es war eine bunte, erregende Atmosphäre von internationalen Leistungen, fast unbegreiflich in einer Zeit, wo Nation mit Zuchthaus gleichbedeutend schien. Schon das Erlebnis, französisch sprechen zu hören, kam bei uns Deutschen einer lüsternen Gourmandise gleich.

Leonhard Frank kam mit seiner Frau und suchte einen Tisch, an dem sich gut schreiben ließe. René Schickelé erzählte vom trüben Schicksal der ‚Weißen Blätter'. Der Anarchist Brupbacher sammelte Interessenten zur Besprechung von Frau Niels Lyne, ein Arzt, der auch Schriftsteller war, kam zu unverhofftem Ruhm, weil er Atteste für Militärbehörden ausstellte.

Um den ‚Revoluzzer' sammelte sich eine besondere Art von Kulturrevolutionären und parteilosen Sozialisten, eine Gruppe gutmütiger, kluger, aber bedeutungsloser Menschen. Wer ahnte damals, daß zu gleicher Zeit Lenin eine züricher Dachkammer mietete?

In den großen Hotels, im Baur au lac, saßen die Kriegsgewinnler aller Parteien, mein Freund Janco lebte eine Zeitlang davon, daß er ihre Porträte malte. Ich entsinne mich einer Besprechung in einem Hotelgarten, wir saßen hinter ungewohnten Coctails, vor uns ein Levantiner, der manches Maschinen-

gewehr verkauft hatte. Zwischen Ekel und Hunger hörten wir auf seine Vorschläge, er wollte etwas für den Pazifismus tun.

Oder bei Huegenin saßen wir hinter fast verlernten Hummern, bewirtet von zweifelhaften Gestalten, die momentaner Reichtum generös sein ließ. Die Inflation nahm ihre Menschentypen vorweg, es wisperte von Verlusten, Gewinnen und Erwerbsmöglichkeiten, die sich unser klassischer Bildungsgang nicht hatte träumen lassen.

Klabund kam aus Arosa, ich besuchte ihn in seinem Hotelzimmer, er schrieb an einem seiner besten Romane. Er erzählte in guter Laune von dem Sterben der Tuberkulösen, von bissigen Ärzten, unheimlichen Fiebersteigerungen und der Sexualität solcher, die dem Tode verfallen sind.

Damals wollten die Deutschen grade Verdun erobern, sie kamen bis an das Fort Douaumont, die Leute hielten einen Augenblick auf den Straßen an, um die Telegramme zu lesen. Zehntausend Tote genügten nicht mehr, jemanden zu erschüttern, Gleichgültigkeit und Scham hielt viele davon ab, Zeitungen zu lesen.

Die Deutschen eroberten Verdun nicht, die Stimmung für Deutschland nahm täglich ab, und selbst mein Wirt in der Wolfbachstraße zuckte die Achseln, wenn man von deutschen Siegen sprach.

Wir sprachen allerdings auch im Scherz nicht mehr von solchen Möglichkeiten, und Klabund schrieb sogar einen Brief an den Kaiser, der reinlich gedruckt und bedeutsam aussehend in der ‚Neuen Züricher Zeitung' erschien.

In dieser Zeit, als uns die Gewißheit der deutschen Niederlage vor Augen stand, gründeten wir den Dadaismus.

Dada entstand in Unterstraß in dem von Hugo Ball und Emmy Hennings geschaffenen Cabaret Voltaire. An der Gründung des Dadaismus waren außer Ball und mir Hans Arp, Tristan Tzara, Marcel Janco beteiligt. Hugo Ball, der Älteste an Jahren, war für uns, die wir alle im Anfang der Zwanziger standen, eine Art geistiger Nährvater. Emmy Hennings wurde die Seele des Cabarets, ihre Couplets retteten uns vor dem Hungertode.

Über den Dadaismus ist hinreichend geschrieben worden, ich habe nicht nötig, Neues darüber zu sagen. Nur noch das Eine: er erklärt sich aus der Atmosphäre des Zürich von 1916.

Es hat immer zwei Arten von Dadaisten gegeben, erstens solche, die wirklich glaubten, Dada sei der einzige geistige und künstlerische Ausdruck unsrer verlorenen und verballhornten Zeit, und zweitens solche, für die Dada nur eine Seite des eignen Wesens und damit des Wesens der Welt bedeutete.

Zur zweiten Gruppe gehörte Ball und (unbescheidenerweise muß ich es hier sagen) ich selbst. Der Führer der ersten Gruppe war Tristan Tzara, jener später in Paris so hochberühmt gewordene Artist, der Geistigkeit mit amerikanischer Smartness wohl zu verbinden wußte.

Hugo Ball zog sich nach kurzer Zeit von Dada zurück und schreibt heute religiöse Bücher.

Für ihn war Dada nur ein Zynismus und eine brillante Äußerung des Verstandes, der unwesentlich für den Menschen

ist. Dada gleicht den Chimären an den gotischen Domen, ist eine Diabolie, die sich der Baumeister gestattet, weil er im Herzen nie vom rechten Wege abweichen kann.

Man muß wissen, daß Dada niemals irgendwelche Ziele gehabt oder besondere Regeln verfolgt hat. Die Dadaisten waren nur Ausdruck der Zeit, in künstlerischer Hinsicht verwandten sie unbedenklich alle modernen Elemente, die ihnen zuströmten, den italienischen Futurismus, den deutschen Expressionismus, den französischen Kubismus.

Überwiegend blieb der Protest gegen die Zeit, der von einem Protest gegen den Krieg und seine Schrecken ausgehen mußte.

Die etwas ländliche Atmosphäre der schweizer Stadt, die gutmütigen Menschen und das verdauliche Essen ließen soziale Fragen nie akut werden, niemand von uns besaß damals eine politische Aktivität. Der Protest gegen Krieg, Militarismus und herrschende Klasse erklärte sich zum großen Teil aus der Besorgnis um Kunst und künstlerische Dinge, die uns Freiheit und Wesen der Welt bedeuteten.

Die Armut, die uns alle drückte, schuf keinen Haß gegen Wohlhabendere, die Nähe großartiger Natur nivellierte Zwistigkeiten, die in Großstädten zu Revolutionen hätten werden können.

Zürich war ein Beginn für überragende Köpfe, es enthielt keine Entscheidungen, hier war vielmehr der gemeinsame kameradschaftliche Anfang einer Generation von Menschen, die ein Widerstand geeint hatte.

Balls Natur drängte zum Positiven, er wußte als Erster, daß die Versprechung Zürichs von jedem Einzelnen schicksalhaft geformt werden müßte.

Nach dem züricher Dadaismus gab es nur zwei Wege, den sozialen und den religiösen. Entsprechend der landschaftlichen Anlage seiner Geistigkeit wählte Ball den religiösen Weg.

Wir kamen nach Deutschland und fanden dort eine Laufbahn vorgeschrieben. In Berlin konnte man nur radikal, nicht religiös sein. Dort gab einem die Religion keine Waffe gegen die fortschreitende Verfeindlichung der Welt.

Ich sagte, daß die Dada-Atmosphäre des Zürich von 1916 zwei Entscheidungen in sich umfaßte. Unmöglich war es, das artistische Trara der ersten Protestzeit zu verewigen. Jeder derartige Versuch mußte lächerlich werden, Tzara mußte in Paris scheitern. Die Versuche von Hausmann und Bader in Deutschland blieben zu grotesker Ohnmacht verurteilt.

Die radikalen Genialitäten von George Grosz waren dagegen ein unvergeßliches Fanal, die wahrhaft soziale Menschlichkeit des einzigen John Heartfield wird man nicht vergessen.

Grosz war zwar nicht körperlich bei unsrer züricher Kameraderie, aber er hätte geistig mit uns geboren werden können. Die gleichen Negativismen trieben ihn zur Arbeit. Wie wir sucht er heute aus Revolutionen und Protesten Anschluß an neue Wesentlichkeiten.

Das Kohlrübenjahr 1917 Von einer Engländerin

In der mutigen amerikanischen Zeitschrift „The Nation", Herausgeber Oswald Garrison Villard, sind vor einigen Monaten Erinnerungen einer Engländerin erschienen, die, mit einem Deutschen verheiratet, die Kriegsjahre in Deutschland verlebt hat. Wir geben daraus einen sehr charakteristischen Abschnitt wieder.

Eine dunkle kalte Nacht. Ein ländlicher Bahnhof, trüb beleuchtet, ziemlich leer. Kalt. Eine kleine Gruppe von Frauen wartet auf den Zug. Sie sehen so unscheinbar mit ihren kalten Mänteln und unmodernen Hüten aus, wie sie da bepackt mit Bündeln und Körben, alten Reisekoffern und Handtaschen, manche sogar mit Säcken dastehn. Geduldig wie alte Packesel stehen sie da. Sorgfältig legen sie ihre Bündel auf den Boden und recken den gekrümmten Rücken unter der Last des Rucksacks. Ab und zu versucht die eine oder andre, den Sack anders zu packen, nicht ohne sich vorsichtig umzuschaun, aus Angst, irgend jemand könnte das kleine Paket Butter gesehn haben, das gut versteckt werden muß.

Mein eigner Koffer liegt auf der Bank. Wie schwer er ist! Mir graut, wenn ich an den langen Heimweg denke, aber ich freue mich über meine Beute: sieben Pfund Korn zum Rösten von Kaffee, ein ganzes Pfund Butter — nie habe ich so viel gehabt — und drei volle Liter Milch für mein Kleines. Ein paar Äpfel, ein kleiner Laib Schwarzbrot und einige Eier. Zehn Meilen bin ich in Kälte und Nässe gelaufen, um Bauernhöfe mit solchen Schätzen zu finden. Wenn sie mir nur nicht wieder genommen werden, wie letztes Mal. Sorgfältig ordne ich noch ein Mal meine Einkäufe: eine Flasche Milch in meine Manteltasche — so werde ich sie sicher durchbringen; eine in den Handkoffer zwischen ein paar unschuldig aussehende Äpfel, und eine in den Korb. So werde ich auf jeden Fall bei der Kontrolle in S. eine Flasche durchschmuggeln, und wenn ich mehr durchbekomme, wird sie sterilisiert, und Baby wird nächste Woche noch etwas Milch haben.

Von weither pfeift es. Jetzt kommt der Zug. Schnell nehme ich meine ganze Last. Um einen Sitz werde ich kämpfen müssen. Schnaufend und kurzatmig stampft die kleine Maschine in den Bahnhof. Früher haben wir immer über die Kleinbahn gelacht, besonders über ihre Langweiligkeit und das Gepfeife. Jetzt sind wir zu sehr an sie gewöhnt, um sie lächerlich zu finden. Nie ist genug Kohle da, nie ist geheizt oder gesäubert, immer ist sie besetzt und hat regelmäßig Verspätung. Mit meiner schweren Last klettere ich die Stufen hinauf und sehe einen freien Sitz in der Mitte des Wagens, aber der Durchgang ist mit Säcken und Körben und Koffern verstopft. Verzweifelt sehe ich mich um, während die müden Gesichter mir zulächeln; wir alle sind Schwestern in der Not. „Hier auf meinem Gepäck ist noch Platz," sagt eine Arbeiterfrau, und nachdem ich alles verstaut habe, sinke ich erschöpft auf die harte Bank. Keiner sagt ein Wort. Noch sechs Stationen sind es bis zur Stadt, wo wir alle hinwollen.

„Die Kontrolle soll strenger geworden sein. Letzte Woche wurde eine Freundin von mir mit Äpfeln angehalten," sagt eine Frau.

Wir sind alle entrüstet. Obst ist immer erlaubt gewesen, protestieren wir. Eine andre sagt: „Der Schaffner hat uns grade erzählt, daß der Schutzmann einer Frau den Rock mit dem Säbel durchschnitten hat, um zu sehen, ob sie in den Innentaschen Eier versteckt hatte." Wir machen alle selbstbewußte Mienen.

„Das sollte er mal bei mir versuchen," meint eine. „Da würde ich ihm vielleicht eine kleben!"

Ängstlich sagt die Arbeiterfrau neben mir: „Ich bin bange. Lebensmittelschmuggel soll mit Gefängnis bestraft werden. Wenn ich nur das bißchen durchkriegen könnte. Ich hab' so viele Kinder zu Hause."

„Sie brauchen nicht solche Angst zu haben," beruhige ich sie. „Man kann Ihnen höchstens die Lebensmittel abnehmen. Ins Gefängnis können sie uns nicht setzen, das würde kein Ende nehmen. Wir tun es ja Alle."

„Ich weiß", antwortet sie niedergeschlagen, „Sie können vielleicht die Sachen entbehren, ich nicht. Ich habe einen Tag Arbeitslohn versäumt, bin den ganzen Tag in der Kälte herumgelaufen, um ein bißchen zu bekommen, und soll es vielleicht wieder abgenommen bekommen..." Sie fängt an zu weinen.

„Ich habe sonst keine Milch für mein einjähriges Kind. Ich habe sie die ganze Zeit Malzkaffee aus der Flasche trinken lassen."

Einen kurzen Kampf fechte ich mit mir selbst aus, dann sage ich: „Hier nehmen Sie schnell die Flasche und verstecken Sie sie! Wir müssen gleich da sein."

Sie zögert nicht. „Ich will sie bezahlen," sagt sie. Als wenn ich das Geld brauchte. Ich habe nur das vorwurfsvolle Gesicht meines eignen Kindes vor mir gesehen. Vielleicht hätte der Polizist sie mir doch genommen. Wir kommen in der Dunkelheit langsam vorwärts. Jetzt regnet es und das Wasser erstarrt an den Fensterscheiben. Wir nähern uns S. und werden alle nervös. Die Frau neben mir fängt wieder an: „Haben Sie keine Brotkarte übrig?"

„Ich kann Ihnen eine halbe Karte geben," antwortete ich, indem ich an das kleine Schwarzbrot denke, das die Bauersfrau mir gegeben hat. Sie nimmt sie mit den Worten: „Mein kleiner Johann ist immer so hungrig."

Ich überblicke schnell mein Gepäck. Also: Schirm und Handtasche kann ich an den Arm hängen, in die eine Hand kommt der Handkoffer, der wenigstens zwanzig Pfund wiegt mit den schweren Äpfeln, und in die andre Hand nehme ich den Korb.

„Alles umsteigen!" ruft der Schaffner. Über die Stufen, auf denen Glatteis ist, steigen wir aus. Am Bahnhofsausgang habe ich schon eine grüne Uniform entdeckt. Nun kommts drauf an! Ist alles richtig verstaut? Meine Butter wird er bestimmt nicht finden. Ich habe sie mit der Nudelrolle der Bauersfrau flach ausgerollt und sie auf den Boden des Koffers

gelegt, in harmloses Zeitungspapier verpackt. Jetzt ist die Reihe an mir. Ich mache mich bereit.

„Butter?" grunzt mich der Gendarm an. „Nein." „Eier?" „Nein." „Öffnen Sie Ihr Gepäck." Ich öffne ungern. „Milch ist verboten," sagt er. „Haben Sie welche?" „Nur eine Flasche für mein Baby," antworte ich. Er grunzt. „Was ist das?" „Korn," antwortete ich. „Wieviel?" „Drei Pfund," lüge ich liebevoll weiter. Er faßt zwischen die Äpfel. „Sonst nichts?" „Nein," sage ich und versuche, unschuldig auszusehen. „Passieren," sagt er grob. Mit nicht zu verdächtiger Eile verschließe ich wieder mein Gepäck.

Mir ist kalt und ich habe Hunger, aber das Bahnhofsrestaurant hat nichts als Kaffee-Ersatz zu verkaufen; aber nicht etwa Malzkaffee, an den wir uns ganz gut gewöhnt haben. Ich bestelle welchen, auf jeden Fall ist es etwas Heißes. Wir müssen eine Stunde auf Anschluß warten. Wir wickeln uns in unsern Mantel und dösen vor uns hin. Der Schnellzug rast herein. Besetzt! In allen Gängen stehen die Leute. Mit der letzten Kraft kämpfe ich um einen Stehplatz. Einige bleiben zurück. Hin und her werde ich geworfen, obwohl ich mich am Gepäcknetz festhalte, der Koffer steht die ganze Zeit auf meinen eiskalten Füßen. Der Tag geht gar nicht zu Ende, und ich schaudere, wenn ich an den langen Weg denke, den ich noch nach Hause habe. Wenn nur die letzte Elektrische noch nicht fort ist, ehe wir da sind. Wenn mich nur jemand an der Bahn abholen würde. Aber mein Mann ist an der Front. Jetzt sind wir da. Zum letzten Mal packen wir unser Gepäck zusammen. Die letzte Elektrische ist fort, ich muß laufen. Es ist Mitternacht, als ich todmüde ins Bett falle. Früh um sechs war ich aufgebrochen.

Hinrichtung im Zuchthaus von A. Fenner Brockway

Kein Mensch, der zur Zeit einer Hinrichtung im Gefängnis gewesen ist, wird die Todesstrafe mit denselben Augen betrachten wie zuvor. Zwei Mal habe ich selber die Sache wirklich mitgemacht — und das dritte Mal beinahe.

Bei dieser letzten Gelegenheit war ich zu zwei Monaten Gefängnis verurteilt wegen Zuwiderhandlung gegen „Dora" (eigentlich D.O.R.A.: Abkürzung für „Defense of the Realm Act", d. h. Gesetz für die Verteidigung des Landes im Kriege. Übers.) Nachdem ich die erste Woche Einzelhaft überstanden hatte, wurde ich in eine andre Zelle gebracht und von nun an mit einer Gruppe andrer Gefangener damit beschäftigt, in einem Schuppen Matratzen anzufertigen. Die Wärter waren außergewöhnlich erregt, die Gefangenen nervös und unruhig. Das Schweigegebot wurde nicht mehr beachtet. Von allen Seiten hörte ich Bemerkungen über die bevorstehende Hinrichtung von Sir Roger Casement, die in drei Tagen stattfinden sollte. Ein Gefangener berichtete, daß zwei Männer seiner Abteilung den Befehl erhalten hätten, den Galgen zu reinigen und in Ordnung zu bringen. Andre erzählten, daß sie Case-

ment leibhaftig gesehen hätten. Alte Sträflinge beschrieben den jüngern den genauen Vorgang bei einer Hinrichtung.

Als ich wieder in meiner Zelle war, dachte ich, meinen Kakao schlürfend, über das nach, was ich gehört hatte. Plötzlich entstand draußen ein Geräusch. Behutsam stieg ich auf den Stuhl und sah zum Gitterfenster hinaus. Was ich damals sah, ist mir noch lebhafter gegenwärtig, als eine Photographie: lebhafter deswegen, weil die Szene in üppige Farben getaucht war.

Mein Fenster lag grade dem einzigen Fleck gegenüber, der etwas von Schönheit hatte: einem kleinen Garten voller Blumenbeete, an dessen Mauern Kletterrosen emporstiegen. Die Sonne ging grade herrlich unter. So nahe, daß ich ihn beinahe mit der Hand greifen konnte, stand ein Aufseher, dessen eine Hand mit einem Schlüsselbund an einer offnen Tür beschäftigt war. Einige Schritte von ihm entfernt stand ein Gefangener: ein großer, gebräunter, schwarzbärtiger Mann von breitschultriger Statur. In Nachdenken versunken und von seiner Schönheit berauscht, stand er vor dem Sonnenuntergang. Etwas hinter ihm stand ein andrer Aufseher, der den Mann mit einer Mischung von Mitleid und Respekt betrachtete. Die drei Männer schwiegen eine Zeitlang, das Antlitz des Gefangenen hatte einen merkwürdigen Ausdruck angenommen: es war, als ob die Seele darin plötzlich sichtbar geworden wäre! „Sie müssen jetzt wieder hereinkommen," sagte dann der Aufseher mit dem Schlüsselbund. Der Gefangene drehte sich um, und ich kletterte so schnell wie möglich, und bevor man mich sehen konnte, von meinem Stuhl herunter. Ich fühlte Scham über mein Zusehen: nicht, weil es ungebührlich neugierig erscheinen konnte, sondern weil ich etwas besonders Heiliges und Intimes dabei gesehen hatte.

Am nächsten Tage wurde ich dann ganz unerwartet aus dem Gefängnis entlassen. Zwei Tage später berichteten die Zeitungen, daß Roger Casement „gesetzmäßig" gehängt worden sei. Meine Gedanken schweiften zu jener Gartenszene zurück, und ich fragte mich, wie wohl den Aufsehern bei der Hinrichtung zu Mut gewesen sein möge. Denn sie hatten einen Blick in das Herz jenes Mannes getan, den man zur Hinrichtung verurteilt hatte.

Aber schon vor der folgenden Hinrichtung hatte ich mich ganz an das Gefängnisleben gewöhnt. Auch jetzt waren wieder die selben krankhaften Erscheinungen in unserm Hause. Der dieses Mal Eingelieferte hatte Frau und Kind ermordet. Trotz all der Kriegsmörderei hatte der Fall die Öffentlichkeit beschäftigt. Durch ins Gefängnis eingeschmuggelte Zeitungen hatten wir all die schrecklichen Einzelheiten erfahren. Einige Gefangene erzählten mit Stolz, daß sie den Mörder gesehen hätten, als man ihn hereinbrachte, und alle erwarteten mit Spannung den kommenden Prozeß. Wann wird die Gerichtsverhandlung wohl stattfinden?... Wer mag der Richter sein?.. Der und der?... Dann ist der Angeklagte so gut wie tot.

Bei jeder gemeinsamen Mahlzeit kletterten die Gefangenen an die Fenster, um einen Blick auf den Mörder zu erhaschen,

wenn er seinen täglichen Spaziergang im Hofe machte. Wenn er aus seiner Zelle heraus auf den Korridor trat, so hörte ein jeder auf zu lesen oder zu essen: man horchte wie gebannt auf seine Fußtritte und auf die der ihn begleitenden Wärter. Abends, wenn die jugendlichen Gefangenen — Burschen von 16 bis 21 Jahren auf dem Korridor außerhalb meiner Zelle aufwischten, hörte ich sie leise über den Fall reden und einander allerhand Details über die Art und Weise des Hängens zum Besten geben. Je näher die Hinrichtung rückte, desto stärker wurde die Aufregung. Der betreffende Morgen, an dem wir nicht aus unsern Zellen herausdurften und in unsrer überarbeitenden Phantasie jede einzelne Phase der Hinrichtung verfolgten — denn wir kannten jede Kleinigkeit des Vorgangs —, war einfach Tortur.

Bei der dritten Hinrichtung war ich grade im Hospital und lag zu Bett. Eines Nachts hörte ich, wie der Schlüssel im Schlosse sich drehte und sah den Oberinspektor des Gefängnisses eintreten. Er sah aus wie einer, der mit seinen Nerven zu Ende war. Er brachte einige sich ob der Nachtvisite entschuldigende Worte hervor und brach dann in regelrechte Verwünschungen aus. Er erzählte von der Selbstbeherrschung, die er benötigte, um Hinrichtungen von Leuten beizuwohnen, die er wochenlang in seiner Obhut gehabt und die er sehr genau kennengelernt hätte. „Nächtelang vor Hinrichtungen und nächtelang nachher kann ich nicht schlafen", klagte der Beamte. „So oft ich den Mann vor der Hinrichtung sehe, stets muß ich immer an das denken, was ich bei der Hinrichtung nach Vorschrift zu tun habe. Ich sehe ihn dann im Geiste schon vor mir hängen, während ich ihm eilig die Westenknöpfe aufmache und das Hemd aufreiße, damit der Doktor sein Herz untersuchen und den Tod konstatieren kann. Und wenn die Sache vorbei ist, so kann ich die Erinnerung an die Szene nicht aus meinem Gedächtnis bekommen. Sehen Sie: ich habe ja den Mann täglich, und das während eines ganzen Monats, gesehen und oft hat er mir allerhand Intimes aus seinem Leben erzählt. Viele von diesen Leuten sind wirklich ganz anständig („quite decent sorts") und einige von ihnen habe ich beinahe lieben gelernt!"

Kein Mensch, der irgendwie Respekt vor menschlichen Gefühlen hat, kann derlei Dinge erleben, ohne zu der Überzeugung zu gelangen, daß, gäbe es keinen andern Grund für die Abschaffung der Todesstrafe, schon dieser allein genügte, daß es nämlich Barbarei ist, Leute zu beauftragen, sie zu vollziehen. „Wenn die Befürworter der Todesstrafe sie nur selber vollziehen müßten", sagt ein Gefängnisdirektor, „so würden sie bald ihre Ansichten ändern". „Ich habe niemals einen Menschen kennengelernt", schreibt Doktor James Devon, Mitglied der schottischen Gefängnis-Aufsichtskommission, „der je mit einer Hinrichtung zu tun gehabt und sich nachher nicht übel befunden hätte („who was not the worse for it afterwards"). „Und besonders für den Arzt, der pflichtgemäß dabei sein muß, ist diese eine Beleidigung seines Berufes, wie seiner Persönlichkeit". Der Eindruck auf die übrigen Gefangenen, so muß

man hinzufügen, ist kaum weniger unheimlich. Öffentliche Hinrichtungen wurden in England abgeschafft, weil sie auf die Zuschauer einen schlechten Einfluß hatten. Jetzt wird nur noch innerhalb der Gefängnismauern gehängt: aber hinter diesen lebt eine Bevölkerung, die, obwohl sie die Hinrichtung nicht sieht, inniger an ihr teilnimmt als einst die Scharen der Neugierigen, die sich in Tyburn versammelten.

Wiener Blut von Erich Weinert

Nachdem man sich erholt vom ersten Schreck,
Da gab es einen großen Tag bei Scherlen.
Man schickte einen Greuelmelder weg.
Der schwitzte zwar vor Eifer kalte Perlen,
Doch griff er heldenhaft zum Handgepäck.

Er hat im Speisewagen arg geschoppelt.
Und als er auf den Wiener Bahnsteig stieg,
War er gleich mittendrin im Bürgerkrieg,
Und sah nur noch Ruinen, meistens doppelt,
Was er auch seinem Blatte nicht verschwieg.

Er stand erschüttert vor den Wiener Neu'sten.
Er drang als Presse durch den Menschenschwarm.
Und da gewahrte er noch frisch und warm
Den rohen Eingriff von Plebejerfäusten.
Ein leises Lüftchen ging ihm durch den Darm.

Genug! Es sträubte sich sein Henriquatre,
Und seine Feder sträubte sich noch mehr.
Er raste transpirierend hin und her
Und trat als Bürgerkriegsberichterstatter
Mit zuverläss'gen Quellen in Verkehr.

Das heißt, er stürzte sich mit Heldenmute
Auf einen Mann von hundertneunzig Pfund,
Den er als Augenzeugen interviewte.
Und weil der Mann von Greueln was verstund,
So ging er diesem Manne auf den Grund.

Da fand er ganz authent'sches Material.
Der wußte von gebrat'nen Polizisten,
Von aufgespießten Köpfen ohne Zahl,
Von Eingeweiden am Laternenpfahl,
Von Leuten, die noch viel was Schlimmres wüßten.

Das dichtete er dann in heil'ger Rage
Zu einem langen telefon'schen Spruch.
Die nächste Nummer stand im Blutgeruch.
Da sprach der Chef: Das nenn' ich Reportage!
Den Mann verwenden wir bei Kriegsausbruch!

Traktat über den Hund von Peter Panter

„Wie dem Hund, dem auf dem Wege vom Herzen zum Maule alles zum Gebell wird."

Alfred Polgar

a) Das Tier.

Der Hund ist ein von Flöhen bewohnter Organismus, der bellt (Leibniz). Dieser Definition wäre einiges hinzuzufügen.

Im Hund hat sich der bäuerische Eigentumstrieb des Menschen selbständig gemacht; der Hund ist ein monomaner Kapitalist. Er bewacht das Eigentum, das er nicht verwerten kann, um des Eigentums willen und behandelt das seines Herrn, als gäbe es daneben nichts auf der Welt. Er ist auch treu um der Treue willen, ohne viel zu fragen, wem er eigentlich die Treue hält: eine Eigenschaft, die in manchen Ländern hochgeschätzt wird. Sie ist für den Betreuten recht bequem.

Die Wachsamkeit des Hundes ist völlig idiotisch und entbehrt jeder Nuance. Der Hund ist ein anachronistisches Wesen.

Einem Hund, der etwas bewacht, zuzusehen, kommt dem Erlebnis gleich, einen Urmenschen zu beobachten. Er ist stets unsicher, unruhig und macht sich mit Lärm Mut — er greift an, weil ihn seine Angst nach vorn treibt; während er den Gegner anfällt, läuft er vor sich selbst fort, und er versteht neben den drei Leuten, die ihm zu fressen geben, nichts zu unterscheiden.

Der Hund lebt ständig im Dreißigjährigen Krieg. In jedem Briefträger wittert er den fahrenden Landsknecht, im Milchmann die schwedische Vorhut, im Freund, der uns besucht, den Gottseibeiuns. Er bewacht nicht nur den Hof seines Herrn, sondern auch den Weg, der daran vorbeiführt, und begreift niemals, daß die Leute, die dort gehen, neutral sind — diesen Begriff kennt er nicht. Seine Welt zerfällt in Freunde (seines Futternapfes) und in gefährliche Feinde. Undressierte Hunde leben noch im Urzustand der Erde.

Der Hund bellt immer.

Er bellt, wenn jemand kommt, sowie auch, wenn jemand geht — er bellt zwischendurch, und wenn er keinen Anlaß hat, erbellt er sich einen. Er hört auch so bald nicht wieder auf, ja, es scheint, als besäßen die Hunde eine Bellblase, die man nur anzustechen braucht, damit sie sich entleere. Ein besserer Hund bellt seine vier, fünf Stunden täglich. (Weltrekord: Hund Peschke aus Königswusterhausen; bellte am 4. X. 09 zweiundfünfzigtausendvierhundertachtundsiebzig Mal in sechzehn Stunden. Als das vorbei war, sprach sein Herr: „Ich weiß gar nicht, was der Hund hat — er ist so still?")

Wenn ein Hund sehr lange bellt, hört es sich an, als übergäbe sich einer.

Ein Hund bellt, wenn er mit den Sinnen etwas wahrgenommen hat; daraufhin, weil ihn sein Bellen erschreckt und aufregt, und des weiteren, weil sich das wahrgenommene Objekt um ihn kümmert, nicht um ihn kümmert oder davonläuft. Dieses Geschrei wird von vielen Leuten als Wachsamkeit aus-

gelegt; schon der französische Kynologe Hispa sagt: „Der Hund ist ein wachsames Tier, das mit seinem Gebell den Herrn nachts aufweckt, damit der aufsteht und ruft: ‚Halt die Schnauze!'" Da Hunde immer bellen, so dient ihr Gebrüll lediglich dazu, daß sich die Einbrecher vor ihrem Geschäft Gift besorgen und es dem Hundchen streuen.

Niemanden haßt der Hund so wie den Wolf; er erinnert ihn an seinen Verrat, sich dem Menschen zu Erwerbszwecken verkauft zu haben — daher er dem Wolf seine Freiheit neidet, ihn hassend fürchtet und sich durch doppelten Verrat beim Menschen lieb Hund zu machen sucht.

Hunde blaffen mit Vorliebe schlecht gekleidete Menschen an, wie sie überhaupt die mindern Eigenschaften des Besitzers personifizieren. Nachts, wenn kein Fremder da ist, machen sie eine alte Familienfehde mit dem Mond aus. Der Mond, den das nächtliche Gebell auf der Erde stört, kehrt ihr darum seit Jahr und Tag sein blankes Hinterteil zu. Wir kommen nunmehr zu dem Tierhalter.

b) Der Tierhalter.

Hundebesitzer sind die rücksichtslosesten Menschen auf der Welt.

Hier soll nicht einmal von jenen gesprochen werden, die ihrem Mistbatzen das Fressen aus Restaurationsschüsseln reichen; der Hund, frisch aus dem Popo einer Hundedame entronnen, steckt seine feuchte Nase in deinen Teller ... Aber auch sonst können Hundebesitzer zum Beispiel nicht begreifen, daß der Lärm, den ihr Liebling macht, andern Leuten nicht angenehm ist. Kein grünes Rasenstück, das er nicht verbellt.

Die Ausdehnung einer Lärmglocke, die ein bellender Hund seinen Nachbarn über den Kopf stülpt, beträgt etwa 1800 Kubikfuß; auf diese Entfernung hin hat alles an den Entzückungen, Anfällen und Aufregungen eines mittleren Hundes teilzunehmen. Es ist also unsre Pflicht, uns mit ihm zu erheben, sein Vormittagsgeschrei sowie sein Nachmittagsgebell mit ihm zu teilen, und nachts zu lauschen, wie er, wenn Nachtigallen fehlen, das Mondgesäß beschimpft.

Auf diese Weise sind Villenvororte großer Städte fast unbewohnbar geworden, weil sich jeder gegen jeden mit einer Bellmaschine gesichert hat, die angeblich gegen Einbrecher gut ist. Es muß danach angenommen werden, daß in Vororten niemals mehr eingebrochen werden kann. Wird aber.

Ich habe mich schon so an das Gebell gewöhnt, daß ich es hier, am Kap der Roten Grütze, sehr entbehre. Kunstschriftsteller Hasenclever hat sich aber erboten, jeden Morgen zum Frühstück zu kommen und ein Stündchen zu bellen.

Es ist nunmehr die Stelle des Aufsatzes gekommen, wo der Hundebesitzer seinem Flohtier über den Kopf streicht, mit dem jener die kleinen Hundewürstchen und den Urin von Verwandten aufriecht, und spricht: „Was schreiben sie denn da alles von dir! Jaa — Nicht wahr, du bellst nicht? — nein!" Und zu mir, fortfahrend: „Sie sind aber nerfeehs!"

Hätte einer im Zeitalter Ludwig des Quecksilbernen bemerkt: „Nun wollen wir uns mal alle jeden Morgen die Füße

waschen!" — so hätte er sich mit einem hohen katholischen Heiligen entschuldigen müssen, sonst hätten sie ihn verbrannt. Hätte er für frische Luft plädiert, für Hygiene der Säuglinge — er wäre genau so ausgelacht worden wie einer, der heute für Stille plädiert. Was Stille bedeutet, wissen sie noch nicht.

„Ich höre das gar nicht!" sagen sie. Es ist nicht wahr; sie hören es doch. Davon wissen ihre Untergebenen zu sagen, die Lärm, Geratter, Wagenstöße, Klavierspiel im untern Stockwerk und Hundegebell ausbaden müssen. „Was hat denn der Alte nur?" sagen sie dann. Es ist der Lärm. Seine schlechte Laune ist der Lärm, der aus ihm herausbrodelt und der wieder ans Licht will — er hat ihn von den Ohren her nach innen gesogen; es hilft ihm aber nichts, er kommt wieder hochgegurgelt. Um es „nicht zu hören", verbrauchen sie so viel unnötig verschleuderte Kraft, die man besser anwenden könnte. Der Beweis dafür ist die Steigerung aller Lebenskräfte, wenn es einem gelingt, in das Reich der ungebrochnen Stille einzudringen; in die einsamen Berge, im Luftballon über dem Meer, auf dem Segelboot, am windstillen Tag im Wald. Da lassen die Nervenstränge nach, da entspannt sich der Wille, da ruht der Mensch. In der vollkommenen Stille hört man sich selbst. Nur so ist wahre Erholung möglich; sie ist aber fast unerreichbar. Gegen diese wohltuende Wirkung der Stille auf den Intellekt gibt es nur ein einziges Gegenargument: das sind die Regierungsgebäude, die gewöhnlich in stillen Parks liegen.

Menschen, die sich lebende Hunde in Mietwohnungen halten, sollten mit ihrem Köter aus der Wohnung gejagt werden.

Menschen, die einen Hund anbinden oder einsperren, verdienten, ihrerseits angebunden zu werden. Es ist das Äußerste an Quälerei, ein jagendes, laufendes und unruhiges Tier zu fesseln und in seiner Freiheit zu beschränken. Diese Leute haben gar keinen Hund — sie haben nur ein Stückchen Hund; der Rest ist unterdrückt und rächt sich mit flammendem Gebell.

Ich habe noch nie gesehen, daß Hundebesitzer mit Erfolg ihren Hunden, wenn sie unnütz kläffen, zu schweigen befehlen. Weil jene stumpfohrig sind, hören sie das Gebelfer nicht und bürden nun andern die Plage auf.

Dafür haben Hundebesitzer den Tick, als „bessere Menschen" durchs Leben zu gehen. Sie haben erfunden, daß es ein Zeichen von Seele sei, Hunde zu lieben, ihren schmutzigen Geruch zu ertragen, ihr Geschrei tagsüber mit anzuhören. Ihre Persönlichkeit kriecht in den Hund, wo sie den Kampf ums Dasein noch einmal mitkämpft: „Mein Hund läuft aber schneller als Ihrer!" Das ist ein großer Sieg.

Etwas gegen den Hund zu sagen, heißt für viele, am Heiligsten rühren, wo der Mensch hat. Die Hundenarren sind häufig ganz erbarmungslose Menschen; Leute, die einen Kommunisten vor ihrer Tür verbluten ließen, nicht eine Mark für entlassene Gefangene geben, überhaupt nichts Gutes tun — ihren Hund lieben sie mit jener stummen Aggressivität, die das beste Zeichen eines hohlen Affekts ist. Der Hund ist ihnen nicht nur Schutz, sondern auch Selbstbetätigung.

Nie legt ein Hundebesitzer in das Tun der Menschen a priori so viel Gutes wie in den Blick seines Hundes. Wenn ihn der ansieht, zerschmilzt er vor Lyrik. Ein Bettler wird ihn vergebens so ansehen. Der sentimentalitätstriefende Blick jenes aber heischt mit Erfolg verschmiertes Mitleid.

So ist der treue Hund so recht ein Ausdruck für die menschliche Seele. Allerseits geschätzt, nur selten in der Jugend ersäuft, gehalten, weil sich der Nachbar einen hält, von feineren Herrschaften auch als Schimpfwort benutzt — so bellt er sich durchs Leben. Und ich will nicht länger murren, wenn es kaum noch einen Fleck gibt, den er nicht verunreinigt: mit Unrat, nassem Geruch und mit nimmer endendem Lärm. Seiner Gnade ist unsre Ruhe ausgeliefert.

Eine fortgeschrittene Zivilisation wird ihn als barbarisch abschaffen.

*

Schlüssel für Psychoanalytiker: Meine Mutter hatte einen Hund, den sie ihrem Großvater vorzog. Der Hund von dieser Hündin war eifersüchtig auf meinen Vater, und ich mußte das alles mit ansehen.

Das erklärt vieles.

Perpetua von M. M. Gehrke

In diesem seinem schönen ersten Roman (Perpetua. Der Roman der Schwestern Breitenschnitt. Horen-Verlag, Berlin 1926) führt Wilhelm von Scholz die Auseinandersetzung mit dem Komplex übersinnlicher Probleme fort, die von ihm in der Novellenreihe „Zwischenreich" begonnen, im „Wettlauf mit dem Schatten" dramatisch spezialisiert, im Versuch über die „Anziehungskraft des Bezüglichen" wissenschaftlich angegangen worden ist. Freilich handelt es sich bei dem vorliegenden Werk weniger um Auseinandersetzung als um sinnfällige Gestaltung, wenn nicht selbst dieses Wort fast noch zu derb erschiene für die außerordentlich schwebende und eben darum um so eindringlichere Art, mit der der Dichter seinen Gegenstand umhüllt.

Man kennt das uralte Motiv von „Urbild und Spiegelbild" — heute hat sich schon der Film, im „Student von Prag", seiner bemächtigt — da ja der Gedanke des zweigespaltenen Individuums, das in irdisch getrennten Formen zu leben gezwungen ist und sein Alter ego nur in seltenen und höchsten Augenblicken des Daseins zu erkennen vermag, fast so alt ist wie die Geschichte des Menschengeistes überhaupt. Die Gegenwart hat die Unsicherheit der Ich-Grenzen, die Fragwürdigkeit aller scheinbar festen Persönlichkeitsformen, die Behelfsmäßigkeit des Raum- und Zeitbegriffes aus dem Gebiet der Philosophie in das zugänglichere der Literatur transportiert; man denke an Pirandellos „Cosi è. (Sè vi pare)" und andre seiner Dramen, oder an Alfreds Neumanns „Teufel", diese typische Geschichte einer Seelenvermengung.

Um anzudeuten, wie Scholz den Sinn des gleichen Problems lebendig macht, sei der Inhalt seines Romanes in wenigen Worten

gesagt: die in zwei Wesen zerspaltene Einheit erscheint bei ihm in der einfachsten und legitimsten Form eines Zwillingspaares, eben der Schwestern Breitenschnitt, „von denen in ihrer Heimat Augsburg um die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts viel gesprochen wurde und von denen die eine hochbetagt als Äbtissin des Klosters Friedenspforte starb und schon zu Lebzeiten nicht sowohl wegen ihres stillen und doch wirkenden Lebenswandels als auch wegen mancher Wundertaten, die sie getan, als Heilige galt; die andre endete in verhältnismäßig jungen Jahren als Hexe auf dem Scheiterhaufen."

Mit diesen Worten, die auf der ersten Seite stehen, ist nach klassischer Erzählerkunst schon alles im Voraus mitgeteilt; um so erstaunlicher die Spannung des Romanes, die über fünfeinhalbhundert Seiten den Leser nicht für eine Sekunde losläßt. Dennoch und trotz allen Geschehnissen, den schlichten der Kindheit, den schuldvollen, süßen und wilden in der Mädchenzeit Katharinens, den stillen und entsagungsreichen im Leben der jungfräulichen Maria, deren Erdenweg früh in der Gottzugewandtheit des Klosters endet — trotz alledem ist die Bewegtheit des Buches eine innerliche, die in den vielen äußern Ereignissen nur die notwendige, irdisch grobe Bestätigung findet. Nicht mehr und nicht weniger wird in den Zwillingsschwestern aufgezeigt als die Fragwürdigkeit von Gut und Böse, da ja aus ihrer gänzlich gleichen Anlage hier das „höchste Gute", dort das „unverwerflichste Böse" erwachsen ist: Heilige und Hexe. Die Schwestern, die so sehr eins waren, daß eine der andern Freuden und Leiden auch in der flüchtigen körperlichen Trennung miterlebte, daß sie sich selbst oft ineinander überzugehen schienen, nicht mehr sicher der Grenzen ihrer Erlebnisse und ihrer Personen, — diese Schwestern wandeln in grauenvoller Gegensätzlichkeit, sobald sie sich endgültig und grundsätzlich trennen. Die Eine, durch Entsagung von allen Versuchungen befreit, gottwohlgefällig im Kloster, die Andre, im Sinn ihres Jahrhunderts zweifellos der (als möglich unterstellten) Hexerei schuldig, durch Visionen und Folter zum Scheiterhaufen, auf dem sie — Katharina — zur Asche wird.

Katharina? Die fromme Schwester hat die Sünderin vorm letzten Gang besucht, und zwischen allen Zeilen wird fortab angedeutet, wenn auch aus einem wundervoll künstlerischen Empfinden heraus nirgends klar gesagt, daß Maria mit der Ohnmächtigen die Kleider getauscht und sich für die geliebte Zwillingsschwester geopfert habe. Mit dem Tode der einen beginnt die Wunderkraft der Andern, und was Hexerei war im irdischen Gewand, wird Heiligtum in der Nonnenkutte. Die gleiche Kraft ist es, die Böses zaubert oder Wunder wirkt, je nach Bestimmung und Gnade. Verbrannte also Maria? Eine irdische Form verbrannte, die so hieß oder auch anders, geblieben ist — Perpetua, das ist Mariens Klostername, ihr irdischer wird nicht mehr erwähnt im fünften Buch des Romanes. Nur noch Perpetua ist da, die Beständige, die Ewigwährende; die Schlackenlose, deren Diesseitiges im Feuer verglüht ist.

Der alte Mythos des asiatischen Gottes Abraxas, der Beides in sich faßt, das Gute und das Böse, hat hier abendländische Abwandlung erfahren und eine menschliche Anwendung, die sich nach tausend Manifestationen universeller Übermenschlichkeit tapfer zurückfindet zu den einfachen Forderungen des christlichen Ethos. Die Form, die der Mystiker Wilhelm von Scholz ihr gegeben hat, ist die eines epischen Kunstwerkes, das stärkste Beachtung erfordert.

Großfilm und Kleinauto von Morus

Der Wert der deutschen Filmindustrie

Wenn man die Bedeutung der deutschen Filmindustrie nach dem Krach beurteilt, den sie immer wieder hervorruft, so sind Chemie, Eisen und Elektrizität ein Pappenstiel dagegen. Gewiß, gewiß, daß sich auch Leute, die sonst den Handelsteil der Zeitungen ängstlich meiden, für jeden kleinen Finanzdreh beim Film aufs lebhafteste interessieren, daß Damen, die seit 23 keine Aktie mehr angerührt haben, in rebus cinematographicis mit sachkundigster Miene alle Gesellschaftstransaktionen verfolgen: das ist im Grunde genommen wohl nichts andres, als der berühmte Blick hinter die Kulisse, die Neugier des Theaterbesuchers nach dem, was auf der andern Seite der Leinwand vor sich geht.

Aber grade deshalb muß man sich von Zeit zu Zeit vergegenwärtigen, wieviel denn der deutsche Filmzauber, um den sich der ganze Lärm dreht, eigentlich wert ist. Nach den Verlustziffern der Ufa und den Summen, die das Reich für die Subventionierung der Filmindustrie herauswerfen wollte, mußte man ja annehmen, daß es sich um neunstellige oder wenigstens um hohe achtstellige Markbeträge handelt, die dort auf dem Spiele stehen. Aber nun rechnet einem die Spitzenorganisation der deutschen Filmindustrie selbst vor, wie klein und wirtschaftlich bedeutungslos der ganze Betrieb ist. Zwar wird auch in Deutschland jährlich rund eine Viertel Milliarde für den Kinobesuch ausgegeben. Aber davon bleiben vier Fünftel bei den Theaterbesitzern, beim Verleih und bei den Steuerämtern kleben, und wenn man noch die Lizenzgebühren für die ausländischen Films abzieht, so ergeben sich schließlich ganze 18 Millionen Mark, die aus dem Inlandsgeschäft für die Filmproduktion eines Jahres zur Verfügung stehen. Das sind, in die Ufasprache übersetzt, grade vier Metropolisse pro Jahr. Und selbst wenn man noch den deutschen Filmexport, reichlich hoch bemessen, mit 12 Millionen im Jahr ansetzt, so kommen 30 Millionen heraus, mit denen eine solide Filmindustrie einschließlich allen Abschreibungen jährlich auskommen müßte.

Damit rangiert die deutsche Filmindustrie der Größenordnung nach ungefähr neben der Seidenbandindustrie oder der Herstellung von Zinkoxyd und Zinksulfitweiß. Die Ziegenfelle, die in einem Jahr nach Deutschland eingeführt werden, sind mehr wert, als die ganze deutsche Filmproduktion. Daraus ersieht man, wie maßlos aufgeblasen das Gerede ist, das

täglich auch von Wirtschaftsleuten um die „Zukunft der deutschen Filmindustrie" geführt wird. Das Filmgeschäft ist, auch in Deutschland, eine Sache von Belang. Ob dieses Geschäft mit deutschen oder mit ausländischen Films gemacht wird, ist, im Vergleich zu anderen Produktionszweigen unsrer Wirtschaft, einigermaßen belanglos.

So bleibt als letztes Argument für den wirtschaftlichen Wert des deutschen Films das Geschmuse über die Exportpropaganda, die der Film im Ausland leisten soll. Die Psychologen der Subventionsbranche haben nämlich festgestellt, daß die Leute auf Haiti nur deshalb soviel amerikanische Waren kaufen, weil sie das alles vorher in amerikanischen Films gesehen haben. Aber offenbar handelt es sich hierbei um eine falsche Analogie. Die Herren, die mit der Exportpropaganda des Films in der Wilhelmstraße Geschäfte gemacht haben, glauben, daß das auch auf Haiti möglich ist. Mit einem Wort: man sollte sich statt um die deutsche Filmproduktion lieber mehr um die Einfuhr von Ziegenfellen bekümmern. Sie ist wirklich wichtiger.

Automobilzölle und Massenabsatz

Auf lautlosen Gummireifen rollt eine neue Zollaktion heran. Die deutsche Automobilindustrie ist eben dabei, Zollerhöhungen gegenüber dem geltenden Zolltarif durchzudrücken. Bei der Durchpeitschung des Zolltarifs im Sommer 1925 ging die Automobilindustrie mit Hochschutzzöllen durchs Ziel, wie sie nur wenige Industrien im Auslande haben. Das einzige Zugeständnis, das man den Berufsprotektionisten abrang, war die degressive Stapelung: im Laufe von drei Jahren sollten die Zölle auf den dritten Teil, bei schweren Wagen auf den fünften Teil des Grundtarifs gesenkt werden.

Bisher ist dieses Programm auch einigermaßen korrekt durchgeführt worden, die Zollsätze halten jetzt etwa auf der Hälfte der ursprünglichen Gebühr —, und die deutsche Automobilindustrie kann sich zu diesem Abbau nur gratulieren. Solange sie durch die Kontingentierung der Einfuhr praktisch eine Monopolstellung hatte und dementsprechend Monopolpreise nahm, für die sich keine Käufer fanden, kam sie nicht vorwärts. Seitdem die Grenzen geöffnet sind und die ausländischen Wagen, trotz hohen Zöllen, durch niedrigere Preise einmal die Kauflust angeregt haben, ist auch die deutsche Industrie voll und übervoll beschäftigt. Unter dem Druck des fortschreitenden Zollabbaus haben sich die deutschen Fabriken umstellen und ihre Preise herabsetzen müssen, und der Absatz hat sich vervielfacht. Obwohl sich die Einfuhr seit der Aufhebung der Kontingentierung annähernd verdreifacht hat und, ungerechnet die ausländischen Wagen, die hier montiert werden, in diesem Jahr wohl noch um einige tausend Wagen höher sein wird als 1925, wissen die einigermaßen gut geleiteten deutschen Fabriken buchstäblich nicht, wie sie ihren Aufträgen nachkommen sollen. Die Adlerwerke, die jetzt auf Schadenersatz klagen, weil ihnen die Konkurrenz, Herr Geheimrat Allmers vom Hansa-Lloyd, in einer halböffentlichen Verbandsbesprechung Lieferverzug nachgesagt hat, brauchten sich wirklich nicht so

gekränkt zu fühlen; wochen- und monatelange Unpünktlichkeit ist heute bei den größten deutschen Automobilfabriken gang und gäbe, und dieser Tatsache verdanken die ausländischen Firmen einen erheblichen Teil ihrer Erfolge.

Mehr, als vor Überbeschäftigung nicht liefern können sollte doch eine Industrie von rechtswegen nicht verlangen, könnte man annehmen. Aber die Herren von der Automobilindustrie sind andrer Meinung. Sie fordern die Aufhebung der degressiven Staffel, sie wollen also weitere Zollsenkungen, wie sie das bestehende Zollgesetz vorschreibt, verhindern, was im Effekt einer Zollerhöhung gleichkommt. Der Protektionismus ist für die deutschen Industriellen eben so sehr zu einer fixen Idee geworden, daß sie sich gar nicht mehr fragen, welche Wirkungen denn die Zölle für ihre Branche haben.

Daß Getreide- oder Eisenzölle den Produzenten, der Schwerindustrie und den Großagrariern, Vorteile bringen, steht außer Frage. Denn der Brot- und der Eisenverbrauch ist unter bestimmten Kulturverhältnissen eine ziemlich konstante Größe: Die Konsumenten sind den Produzenten dieser Rohstoffe ein für allemal tributpflichtig, und die zollpolitische Frage ist nur die, ob es sich sozial und volkswirtschaftlich rechtfertigen läßt, einem kleinen Kreis von Rohstoffproduzenten auf Kosten der übrigen Bevölkerung höhere Einnahmen zuzuschanzen. In der Automobilindustrie aber liegen die Dinge ganz anders. Die Bevölkerung ist, solange noch nicht, wie in Amerika, das Auto eine Selbstverständlichkeit geworden ist, keineswegs der Industrie tributär. Der Konsument ist nicht à tout prix auf den Produzenten angewiesen, die Produktion muß sich vielmehr der Kaufkraft des Publikums anpassen.

Tatsächlich ist das in den letzten Jahren auch in Deutschland unter dem Zwang des Zollabbaus und der ausländischen Konkurrenz Schritt für Schritt geschehen. Aber auch jetzt ragen die Autopreise erst bis in die Kreise der Mittelbourgeoisie hinein. Daß bald auch in Deutschland der Arbeiter sein Auto haben wird, wie in Amerika, ist bei der schlechten Entlohnung in absehbarer Zeit nicht zu erwarten, denn abgesehen von den übertriebenen Unterhaltungskosten müßte der deutsche Arbeiter für den Ankauf des kleinsten deutschen Wagens noch anderthalb bis zwei Jahreseinkommen aufwenden, während der amerikanische Arbeiter sich für anderthalb bis zwei Monatseinkommen eine Fordmaschine kaufen kann. Wenn aber die deutsche Automobilindustrie eine Massenindustrie werden soll, müssen die Preise wenigstens noch soweit gesenkt werden, daß sie für das Kleinbürgertum in Betracht kommen.

Daß die deutsche Automobilindustrie sich ohne den Druck der Konkurrenz zu einem weitern Preisabbau entschließen würde, ist, nach ihrem Verhalten in der Zeit der Kontingentierung, mehr als unwahrscheinlich. Möglich, daß sich durch höhern Zollschutz für die allernächste Zeit noch ein paar tausend ausländische Wagen vom deutschen Markt fernhalten lassen. Aber der schwererwiegende Erfolg würde sein, daß ein höherer Zollschutz auch den deutschen Käufer fernhält. Und ohne den Massenabsatz läßt sich keine Massenproduktion entwickeln.

Bemerkungen

Die Veränderlichen

In Deutschland ändert sich nur das Wetter? Das stimmt nicht. Seit dem Jahre 1914 hören wir ununterbrochen, auf alle Vorwürfe, von allen Leitartiklern, daß „Deutschland aber doch so viel arbeite", daß „hier gearbeitet wird wie nirgends auf der Welt" und was man so schreibt. Was zunächst falsch ist. Ob aber „so" anderswo gearbeitet wird, das ist allerdings fraglich.

Man kann getrost rechnen, daß etwa ein Zehntel der deutschen Arbeit darauf gerichtet ist, etwas „nun aber mal ganz anders" zu machen. Weil das Land übervölkert ist, weil gar nicht so viel Arbeit da ist, wie die derzeitige Ordnung verlangt und wiederum zu geben gewillt ist, machen sich die Leute, die im Besitz einer Stellung sind, jene beamtliche Seuche zu eigen: sie erschaffen künstlich Arbeit. Symptom:

Man sehe sich einmal Schilder von Verkehrsfahrzeugen, von Straßen, von Bahnhöfen an. Was wird da herumgewurstelt! Was wird da experimentiert! gewechselt, umgelegt, neu angestrichen, heruntergerissen, wiederangeschraubt...! Ich schweige ganz von dem Unfug, am Bahnhof Friedrichstraße Fraktur malen zu lassen, an einem Ort also, wo Fremde ankommen und abfahren — und es ist sehr bezeichnend für die Machtlosigkeit dieser Demokratie, daß dieser Fehlgriff völkischer Beamten nicht zu entfernen ist. Aber abgesehen davon: jeder Psychologe im zweiten Semester weiß, daß nichts so angenehm für das Auge ist als die Gleichförmigkeit, an die es sich einmal gewöhnt hat. Weiß auch, daß nichts schwerer ist, als dauernd denselben Inhalt in neuer Form aufnehmen zu müssen. Das hindert unsre Gschaftlhuber nicht, sich alle Nase lang etwas Neues auszudenken. Jedesmal, wenn ich nach Berlin komme, freue ich mich, was sie sich nun wieder ausgedacht haben. Und immer haben sie.

Nichts Nützliches. Aber das Auge muß sich erst an neue Formen gewöhnen, die keineswegs schöner sind als die alten — aber sicherlich haben vier Obersekretäre herrliche Akten drum herum geschrieben, Aufträge sind vergeben worden, es ist genehmigt, abschlägig beschieden, widerrufen worden... Sie können es nicht sehen, wenn etwas bleibt: und wenn es ein Zeitschriftenumschlag, ein Zeitungskopf, ein Straßenschild ist —: geändert, geändert muß sein. Wenn ich recht bin, pulst bei uns das Leben auf diese Weise.

Wir sind ein gänzlich neu renoviertes Land.

Aber wir haben auch — Otto sei gelobt! — sehr stabilen Mist, und an den rühren wir nicht. Da pulst auch nichts. Da wird auch nichts geändert. Der ist ewig, ewig der gleiche, von Anbeginn der deutschen Welt an. Dessen Barometer steht niemals auf VERÄNDERLICH, sondern immer auf SCHÖN WETTER.

Ignaz Wrobel

Ein Anti-Kriegsmuseum

Wie die große Zeit, in der wir gottbehüte bald wieder leben werden, weil unser wackres Volk sich aus der kaiserlosen, der schrecklichen Zeit nach der alten guten zurücksehnt — wie die große Zeit sich in den kleinen Deezen der Macher einer Berliner Frontkämpfer-Ausstellung malt, hab' ich hier neulich gezeigt. Wo in Berlin sieht man das Gegenteil dieses oberfaulen Zaubers, die wahre Fratze des Kriegs?

Antwort: Parochialstraße 29. (Nahe beim „Alex".)

Das ist eins der winzigsten Häuser des winzigen alten Berlin. Ein Schatzkästlein — aber nicht des rheinischen Hausfreunds, sondern eines internationalen Kriegsfeinds: Ernst Friedrichs. Als ders kaufte, wars sozusagen ein Stall, also zur Aufbewahrung von Kaiserbildern und andern Brechmitteln schon wie geschaf-

fen; aber Friedrich wollte solche Antikriegs-Arzneien sauber präsentieren, nicht bloß konservieren, deshalb mußte er das Haus völlig umkrempeln. Das alte Dach ließ er abbrechen, ein neues Stockwerk aufsetzen, einen Dachgarten bauen, zur Beseitigung der Kellerfeuchtigkeit das Parterre asphaltieren, schließlich das Straßenpflaster aufreißen, damit Kabel für elektrisches Licht gelegt werden konnten. So entstand das Internationale Anti-Kriegsmuseum.

Ein Besuch da lohnt sich nicht nur wegen des spottbilligen Eintrittspreises (20 Pfennig — ein Fünftel der Summe, die man beim Betreten des Kriegsrummelplatzes in den Ausstellungshallen am Zoo blechen mußte); vor Allem lohnt er sich, weil man da die Visage des uniformierten Mörderpacks noch deutlicher zu sehen kriegt als in George Groszens Zeichnungen das Gesicht der herrschenden Klasse. Zeichnungen, erschütternde, hängen auch hier: von Otto Dix, Käthe Kollwitz. Aber das Erschütterndste sind die Gipsabgüsse und die photographischen Konterfeie Verletzter. Gipsabguß der rechten Hand eines Kriegsverletzten: Zeigefinger und Mittelfinger durch Granatsplitter weggerissen; Überschrift auf einem Schildchen: „Der Dank des Vaterlandes — monatlich 10,50 Mark und der Titel ‚Held'." Konterfei eines Verletzten: ein Auge ausgelaufen, Kinn und Nasenbein zertrümmert, das Ganze ein lebender Torso, ein Stück blutiger Dreck — Gottes Ebenbild, mit Gott für Kaiser und Reich auseinandergehackt! Herr Geßler sollte mal sein heiles Nasenbein in Friedrichs Buch ‚Krieg dem Kriege' stecken, dem diese Bilder entstammen. 77 davon hingen im Schaufenster des Museums, bis die Polizei sie von wegen „öffentlichen Ärgernisses" mit Bajonetten runterriß. Jetzt sind sie innen ausgebreitet, neben Zinnsoldaten (Rubrik ‚Verbrecherisches Kinderspielzeug'), neben hehrem Gerümpel wie Stahlhelmen, Seitengewehren — und neben Bildern wie dem, das unsre Feldgrauen im blauweißroten Bordell zeigt, glossiert mit dem Sätzchen: „Am deutschen Wesen wird die Welt genesen." Gewiß doch; und an der „französischen" Krankheit, wenn deutsche Wesen selbige verbreiten...

Unsereins ist sicher nicht krudelistisch; aber ein Mal möcht' ich Alles, was hier steht und liegt und hängt, allen kriegsfrohen Kanaillen um die Ohren knallen. Nur ein Viertelstündchen.

Franz Leschnitzer

Besuch beim Urwaldboten

In Blumenau im Staate Santa Catarina in Brasilien erscheint der ‚Urwaldbote' und Eugène Fouquet ist sein Leitartikler und Prophet. Dem ‚Urwaldboten' geht es wie seinem fernen Bruder, dem ‚Mießbacher Anzeiger', man liest ihn nur auf den Amtsstellen in Berlin und ärgert sich auch nur dort über ihn. Es hieß zwar, Doktor Luther wäre nur deshalb nicht nach Blumenau gekommen, weil er sich über einige allzu saftige Grobheiten des Urwaldboten erbost habe — ich glaube nicht, daß das stimmt, denn Doktor Luther hat viel Sinn für Komik, und ganz besonders für unfreiwillige.

Wenn man Eugène Fouquet treffen will, geht man am besten direkt auf die Redaktion. Man kann den Weg nicht verfehlen, denn gegenüber liegt die Konkurrenz, die ‚Blumenauer Zeitung' — und beiden nahe das Wirtshaus, wo es gutes Bier gibt.

Der Schriftgewaltige von Blumenau sieht übrigens Kurt Eisner sehr ähnlich. Dieselbe romantische Mähne und dieselbe flatternde schwarze Schleife, wie sie heute nur noch altgewordne Pianisten tragen. Auch der Kneifer und die entsprechende Kurzsichtigkeit sind vorhanden. Für Eugène Fouquet gibt es jedenfalls keinen größern Vertrauensbeweis als eine Einladung zum Schoppen und hier erschließt er denn auch dem fremden Besucher sein Herz — nach dem sechsten Glase.

Stresemann liebt er nicht, noch weniger dessen Gattin. In der Nummer vom Tage las ich: „Stresemanns jüdische Frau gibt den alliierten Kontrolloffizieren ein Gala-Diner ..." und das hatte Eugène bei guter Laune geschrieben.

„Alle Nummern meines Blattes werden nach Deutschland an die nationale Presse geschickt", sagt Eugène mit leiser Genugtuung und dann entwickelt er mir seine Ansicht über die Steuerreform in Lippe-Detmold, die absolut falsch sei. Ich bewundre seine forsche Sachkenntnis. „Aber sagen Sie, lieber Herr Fouquet, Sie sind doch schon so lange aus Deutschland fort, wie können Sie da so sicher über solche Dinge urteilen?"

„O, ich bin gut informiert, ich lese regelmäßig die „Deutsche Zeitung".

„Ach so, das ist allerdings etwas andres."

Ja, Eugène Fouquet ist seit dreißig Jahren nicht mehr in Deutschland gewesen, seit er als kleiner und anarchistischer Buchbindergeselle in Rio landete und in der Setzerei sein Ingenium entdeckte. Damals war er radikalsozialistisch und verfluchte das wilhelminische Deutschland, wie aufgeregte junge Leute das so zu tun pflegen. Dann kam er eines Tages nach Blumenau unter lauter wohlanständige, gut genährte und staatserhaltende Leute. Da lernte er schnell um und schimpfte nun ganz einfach nach der andern Seite hin. Und als der Stoff etwas knapp wurde, da erfand man zum Glück den Antisemitismus. Nun ist zwar Blumenau von dem jüdischen Arzt Blumenau gegründet und ihm zu Ehren benannt. Umgekehrt gibt es in ganz Blumenau keinen einzigen Hebräer, so daß Eugène ohne Angst um Inseratenentziehung seine teutonischen Donnerkeile schleudern kann. In Brasilien, in Rio und Sao Páulo, in der deutschen Kolonie liest zwar niemand sein Blättchen. „Aber aus Deutschland erhalte ich dauernd Zustimmungsschriften, selbst aus höchsten Kreisen", sagt Eugène mit bescheidenem Stolz und dann trinken wir noch ein Glas von dem wirklich vorzüglichen Bier.

Meinem Kollegen Sch. von der ‚Frankfurter' in Rio, der Eugène auch besuchte, ging es nicht so gut, er erhielt keine Einladung zum Schoppen, aber dafür im ‚Urwaldboten' einen Kuhfuß nachgeworfen, weil Eugène mit Recht an seiner arischen Rassereinheit zweifelte.

Aber sonst ist er durchaus liberal, ja er kann direkt gemütlich werden: „Ich lese so gern Felix Dahn und Geibel, auch Kriegsbücher jeder Art," und im Unterhaltungsteil des Urwaldboten kommen Stratz und Anny Wothe zu Wort.

Nein, ich habe diesen alten Kämpen mit der deutschen Blauveigeleinseele direkt lieb gewonnen. Da sitzt er in Blumenau und liest die ‚Deutsche Zeitung' und dann schreibt er seinen Leitartikel, während zwei Meilen von der Redaktion ab im Urwald Jaguare und Affen lärmen und die „Bugres" mit ihren Giftpfeilen umherkrauchen. Da soll wohl einer nicht fuchtig werden! Und immer diese leise verweinte Liebe zu einem Deutschland, das fern und unverständlich ist und dessen Politikaster nicht auf Eugène Fouquets Ratschläge hören wollen.

Nein, da setzt man sich lieber hin und wischt Stresemann und seiner jüdischen Frau eins aus, damit sie sich wenigstens in Berlin ärgern. Denn den Gefallen tun sie ihm, das weiß er.

Dann aber trinkt er immer noch einen Schoppen und wenn er Hebel kennte, würde er sagen:

„Lueg, dort isch Dütschland einst G'si
S'isch lang schon her —
i kumm nimmi hie."

Hans Wesemann

Unsre lieben Richter

haben Sorgen. So auch das hohe Reichsgericht. Es ist zwar in den letzten Jahren durch die ewigen Landes- und andere Verratsprozesse großenteils zum Gericht I. Instanz degradiert und fungiert

heute in erster Linie als Spionageabwehrabteilung des Reichswehrministeriums. Manchmal aber spricht es doch noch in Lebensfragen der deutschen Republik ex cathedra (ist dann natürlich unfehlbar). Drum, Republikaner merket auf: Hatte doch da ein Frechling in Altona die Kleidung der „roten Marine" getragen, die „bis auf unbedeutende Unterschiede der Uniform der Reichsmarine glich". Er ward daher nach dem, Gott habe Dank, noch geltenden kaiserlichen Strafgesetzbuch von 1871 bestraft, das in § 360 Ziffer 8 ahndet, wenn einer „unbefugt eine Uniform, Amtskleidung, ein Amtszeichen, einen Orden oder ein Ehrenzeichen trägt, oder Titel, Würden oder Adelsprädikate annimmt, ingleichen wenn er sich eines ihm nicht zukommenden Namens einem zuständigen Beamten gegenüber bedient." Nicht zufrieden mit den Entscheidungen zweier Instanzen ging der Marinier Michael Kohlhäschen vor des Reiches höchsten Richterstuhl, der ihn rechtens so beschied: „Rechtsirrig ist die Auffassung, daß es für das Tatbestandsmerkmal des „Uniformtragens" auf die äußeren Begleitumstände ankomme, unter denen der Täter in der Kleidung auftritt. Die als staatliche Uniform sich kennzeichnende Kleidung verliert ihren Charakter nicht dadurch, daß sie bei öffentlichen Aufzügen oder Vorstellungen getragen wird. Der § 360 Nr. 8 StGB. dient dem Schutze der staatlichen Autorität dagegen, daß Personen durch Tragen von Uniformen fälschlich den Eindruck erwecken, Träger dieser Autorität zu sein. Eben deshalb ist schon das Tragen der Uniform, nicht erst die erfolgreiche Täuschung andrer damit, unter Strafandrohung gestellt. Entscheidend ist hiernach einmal, ob die Kleidung — unbeschadet geringfügiger Abweichungen — in sich die wesentlichen Merkmale einer staatlichen Uniform aufweist und ferner, ob der Täter sie „getragen" hat. Letzteres liegt jedenfalls dann vor, wenn er sich, wie hier, in der Kleidung öffentlich gezeigt hat. Ob andre den Uniformcharakter der Kleidung erkannt und ob sie sich durch letztere über die Befugnis ihres Trägers haben täuschen lassen, ist ohne Bedeutung. Der Einwand der Revision, daß ein Auftreten in Uniform bei Gelegenheit öffentlicher Maskeraden, Schaustellungen und Vorführungen unbeanstandet zu bleiben pflege, beruht auf einer Verkennung des maßgeblichen rechtlichen Gesichtspunkts. In jenen Fällen handelt es sich nicht darum, ob Uniform getragen wurde, sondern darum, ob das Uniformtragen unter den besonderen Umständen mit Rücksicht auf die Verkehrssitte als nicht unbefugt angesehen werden könne." Leipzig locuta, causa finita! (Entscheidung wegen grundlegender Wichtigkeit abgedruckt im 61. Bande der Reichsgerichtsentscheidungen S. 7 von 1927!) —

Lieber Joachim Ringelnatz! Sei auf Deiner Hut, wenn Du bei öffentlichen Maskeraden, Schaustellungen und Vorführungen in Deinem Matrosenkittelchen erscheinst, das „in sich" die wesentlichen Merkmale einer staatlichen Uniform aufweisen dürfte. Laß die Rotweinpulle nicht fehlen, damit Du nicht „fälschlich den Eindruck erweckst, Träger der staatlichen Autorität zu sein".

Ferdinand aus Moabit

Olla podrida

Kronprinzens auf Wilhelmshöhe

Ein freudiges Erlebnis hatte am Montag abend eine im Schloßhotel auf Wilhelmshöhe zur Kur weilende Dame, die uns darüber folgendes berichtet: Das neben dem schönen Wilhelmshöher Schloß gelegene Hotel, ein ursprüngliches Kavalierhaus, in dem die zu Hof geladenen Gäste beherbergt wurden, dient seit vielen Jahren dem privaten Hotelbetrieb; es werden dort viele Tagungen von Behörden und Vereinen abgehalten, die mit den geschäftlichen Besprechungen die wundervolle Schönheit,

den Reiz von Wilhelmshöhe genießen wollen. Auch viele Autogäste, einzeln und in Familien, kommen zu kürzerem oder längerem Aufenthalt. Jeder einfache Mann findet hier Aufnahme, auch wenn er nur über bescheidene Mittel zu verfügen hat. In der Stille des heutigen Abends gab es mit einem Male eine dem nicht so besonders Interessierten kaum auffallende Bewegung unter den Angestellten: man traf besondere Vorbereitungen. Ich höre das Wort „Kronprinz" flüstern und frage den Portier. Der sagt „ja". „Aber um Himmelswillen, niemand darf wissen, streng incognito!" „Selbstverständlich", antwortete ich, „aber ich will die Herrschaften sehen", und ich plaziere mich in der Halle. Nur noch eine Deutschamerikanerin, Stammgast des Hauses seit 30 Jahren, bekam es zu wissen. Sie kam an mein Tischchen, an dem ich mich mit guter Sicht und doch ganz ungezwungen niedergelassen hatte. Die Dame bebte vor freudiger Erregung. Portier W. und der zweite Ober empfingen die Herrschaften, jedem gab der Kronprinz die Hand: „Alte bekannte Gesichter, nicht wahr!" meinte er, und Frau Stecker, die Wirtin, begleitete die Herrschaften zu ihren Zimmern. Wir warteten auf ihre Rückkehr zum Essen. Dann kamen sie die breite Treppe herab: voran die Frau Kronprinzessin, schlank, groß, mit viel Liebreiz, links hinter ihr der Kronprinz, im Sportdreß, goldblond, elastisch, jugendlich, schlank, eine junge Hofdame, die der Kronprinz vorangehen ließ, ein russ. Prinz und Herr v. Ditfurth, der quasi Hofmarschall ist. Wir warteten und hörten, daß die Herrschaften das selbe einfache Menü bekamen, wie die anderen Gäste — es waren nur noch etwa 8—9 im Hause. Es wurde 12 Uhr, ich ging auf mein Zimmer, hatte aber doch keine Ruhe und als ich die Treppe hinabging, kamen die Herrschaften gerade vom Essen herauf. Zuerst wieder die Kronprinzessin, ihr zur Seite der Kronprinz — wahrhaftig, ein schönes Paar, er blond und hoch, sie dunkel im Haar, fast noch größer wie er, liebreizend, obgleich sie schon 42 ist, — nekkisch lächelnd, heiter sprach sie zu ihm, — was hat die Welt doch für einen elenden Klatschmund, wenn sie von Scheidung spricht — beide in recht angeregter Stimmung, hinterher die übermütige Hofdame, zu der sich der Kronprinz lachend, fast jungensfroh wandte. Die Kronprinzeß ist recht schlank geworden. Eins beruhigte mein Herz: wir Getreuen brauchen uns nicht mehr zu sorgen mit Herz und Seele um die beiden fürstlichen Menschen — sie haben ihr Gleichgewicht wiedergefunden und Gott erhalte es ihnen in Gnaden. Das Schloßhotel ist ihnen wie eine zweite Heimat von früher her. — Die Kronprinzessin trug ein modfarbenes Kleid und einen großen weiß-seidenen Schal. Ganz schlicht. Die Hofdame ein Kleid fast derselben Farbe. Der Kronprinz Sportdreß grau-grün, Herr v. Ditfurth braunen Sacco-Anzug. Der Kronprinz gleicht doch sehr dem „Alten Fritz" im Profil. Die Kaisertochter und Gatte waren neulich auch eine Nacht hier. Die Hohenzollernkinder zieht es doch immer noch nach Wilhelmshöhe, ihrem Kinderparadies. Derweilen ich dies schreibe, schlafen Kronprinzens wohl schon. Ob sie ahnen, daß ergebene Herzen unter einem Dach mit ihnen sind? Am anderen Morgen fuhren die Herrschaften nach Bonn weiter.

Betzdorfer Zeitung

... aber Herr Lizentiat!

Edingen. Unsere Gemeinde rüstet auf das Kreisjungfrauenfest am 22. d. M. Der Festgottesdienst soll morgens 10 Uhr in der prächtigen Burgkirche zu Greifenstein stattfinden. Die Festpredigt wird Herr Landjugendpfarrer Liz. von der Au-Darmstadt halten. Die Festversammlung am Nachmittage wird in Edingen abgehalten. Außer dem Festredner, Herrn Liz. von

der Au, werden noch andere Redner zu dem Thema: „Die verborgene Herrlichkeit einer frommen Jungfrau" sprechen. Einzelchöre und die Vereinigten Jungfrauenchöre, sowie ein Posaunenchor werden bei dem Fest mitwirken.

Wetzlarer Zeitung

Der kosmische Mörder und das germanische Recht

Oh, nun fühlen wir uns erst richtig stark und im Schwung! Hier sind wir erschienen wie der Kriegsgott selbst, so wie der Deutsche zuweilen im Laufe der Geschichte erscheint, mit jener germanischen Wut, vor der es keinen Widerstand gibt. Dort drüben hassen sie uns, dagegen gibt es nur ein Mittel, wenn man nicht verächtlich sein will: furchtbar zu sein. Und furchtbar stehen wir hier, als Vollstrecker eines absoluten Rechts, das sich aus sich selbst heraus seine Gesetze schafft, und sie durchsetzt gegen den härtesten Willen einer feindlichen Welt. Wo Gesetze vollstreckt werden, und wo zwei Arten des Rechtes zusammenprallen, da geht es nicht milde zu.

Nationaler Schmöker

Text auf einem Bieruntersatz

Englands Kolonialbesitz

ist hundertmal so groß wie das Mutterland. Die Einwohnerzahl seiner Kolonien beträgt das neunfache der Bevölkerung Englands.

Und Deutschland?

Das waren noch schöne Zeiten.

Freitag, am dreizehnten März, abends um neun Uhr, wird Ulrich Rauscher im Blüthner-Saal von Berlin die russische Gefängnispest durch eine umfassende Sammlung photographischer Aufnahmen, die als Lichtbilder vorgeführt werden sollen, dokumentarisch feststellen. Pfarrer Traub wird diesen entschlossenen Vorkampf unterstützen.

Weltbühne vom 12. März 1914

Kleine Geschichten von großen Leuten

Thomas Mann begibt sich, immer mal wieder, auf eine Vortragsreise. Sein selten begabter Sohn, der Ephebe Klaus, trägt artig Pappis großen Koffer und setzt ihn auf einen leeren Platz. Der Dichter setzt sich traumverloren daneben. Es ist so schön, im Zug bequem zu sitzen ... Alle andern Plätze sind besetzt.

Da stürzt Meier ins Kupee, Meier aus Berlin, nimmt radikal des Dichters Koffer vom Platz und will sich darauf setzen. Auf den Platz.

„Eigentümer dieses Reiseutensils ist ein mir befreundeter Herr aus unsrer gemeinsamen Vaterstadt Lübeck. Er wird, nach Besorgung einer kleinen, aber destotrotz dringenden Angelegenheit hierorts erscheinen und seinen Platz in Besitz nehmen wollen ...", erläutert schlicht der Autor mehrerer Bände.

Inzwischen setzt sich der Zug in Bewegung.

Und bei steigender Geschwindigkeit schmeißt Meier den Koffer aus dem Fenster. „Ihr Freund wird ihn sonst vermissen, wenn er nun, zu spät, auf den Bahnsteig kommt", tröstet er sachlich den fassungslosen Dichter.

*

Das war bei einer Sternheimpremiere in Berlin, bei der „Jungfrau von Utwil", da rannte mitten aus der Vorstellung ein Mann heraus auf die Straße und weinte, und weinte und weinte ...

Und der Direktor rannte hinterher, so schnell er konnte, auf seinen kleinen dicken Beinen, er war ein bißchen exaltiert, ein bißchen besorgt.

„Was ist Ihnen, lieber Freund", flüsterte er angstvoll dem Weinenden zu.

„Ich weine! Ich muß weinen! Alle müßtet Ihr weinen! Mein Stück ist ja sooo schön ...!", jubelte Carl Sternheim, der Autor, persönlich.

Jonathan Külz

Antworten

Republikaner. Nein, wir haben für Ihren Hymnus auf Hörsing keine Verwendung. Warum? Weil die ‚Weltbühne' weder Neigung noch Raum hat für Kreation republikanischer Heiliger und weil sie den Tambourmajor des Reichsbanners überhaupt für keinen so wilden Jakobiner hält. Wir sprechen ihm bei Leibe nicht die Energie ab, er hat mehr davon als die heutigen Dutzendpolitiker der Linken, und er hat sie bei der Erledigung des Falles Haas bewiesen, aber diese vielgepriesene Energie riecht oft fatal noskisch, und aus Noskes Schule kommt er. Ist denn sein Wirken in Oberschlesien ganz vergessen, wo er, damals noch auf der Rechten als Wahrer des Deutschtums gefeiert, mit den ärgsten Hakatisten Hand in Hand ging, mit den Offizieren im Bunde die polnische Minorität ebenso wie seine Gegner von der Unabhängigen Sozialdemokratie büttelte und auf seine Weise nicht wenig zu dem spätern unseligen Abstimmungsergebnis beigetragen hat? Nach seinem Temperament ist er gewiß keine eingefrorene Würdepuppe, sondern ein lebendiger Mensch, polternd, doch nicht posierend, und was ihm am meisten vorgeworfen wird: sein Mangel an Kinderstube und daß ers nicht verleugnet, grade das ist das Beste an ihm. Aber in den Kommentaren Ihrer Freunde wird gleich eine Säkularfigur aus ihm und wenn man „der Schmied von Magdeburg" liest oder ähnlich, so ist die Association zu einem Öldruck-Bismarck fertig. Lieber Gott, es wird in der Politik halt nicht nur Eisen geschmiedet. Und dieser Schmied hat seine mehr oder weniger edlen Metalle jedenfalls erst zu schmieden begonnen, als sie nicht mehr heiß waren, das heißt: ein paar Jahre zu spät. Hätte jemand in seiner oberschlesischen Zeit die republikanischen Reden gehalten, die heute bei jedem Reichsbanner-Meeting selbstverständlich sind, er hätte ihn sofort als Spartakisten verhaften lassen. Die Verdienste des Reichsbanners sind offenbar: es hat den Siegeslauf der Vaterländischen Verbände gehemmt und der Epidemie der Deutschen Tage ein Ende gemacht; aber ebenso klar liegen auch seine Fehlleistungen: es fesselt die junge Kraft seiner Anhängerschar, hindert sie an der Erhebung gegen ihre Parteivorstände und bildet heute überhaupt viel weniger eine Schutzgarde der Republik als eine der verschiedenen Parteibureaukratien gegen die Opposition im eignen Lager. So nüchtern sieht der Sachbestand aus, wenn man die klingelnden Phrasen fortläßt. Wenn Herr Marx dennoch mit kurzer Drehung vom Reichsbanner scheidet, so ist doch Entrüstung nicht ganz am Platz. Denn Herr Marx hat nie verlangt, als linker Volksmann betrachtet zu werden, und Sie selbst, Freund Republikaner, haben diesen dumpfen, mausgrauen Klerikalen erst republikanisch angestrichen, und Hörsing mußte seine ganze schallende magdeburger Musik aufbieten, um den Republikanismus seines Auserwählten für die Masse ohrenfällig zu machen. Jetzt ist Kamerad Marx in seine Heimat zurückgekehrt, Hörsing steht von nun an unter Kuratel der bürgerlichen Vorstandskollegen, und Ihre Presse verkündet es als eine besondre Gnade des Zentrums, daß es nicht an seine Leute gleich die Parole zum Austritt gegeben habe. Das nennen Sie „glückliche Beilegung der Krise"? Republikaner, das lassen Sie sich gefallen? Das stecken Sie ein, ohne zu mucksen? Ja, Sie freuen sich sogar noch, daß die Einheit erhalten blieb. Daß das Scheiden des Kameraden Marx mehr bedeutet, als ein persönlicher Liebesdienst für den Alliierten Westarp, wollen Sie nicht glauben. Sie verbinden sich die Augen vor dem Faktum, daß das Zentrum nur noch auf Widerruf und mit Vorbehalt beim Reichsbanner weiterspielt. Seine Sehnsucht geht ja lange nach der andern Seite und die Episode Marx war nur das Präludium dessen, was sich in ab-

sehbarer Zeit ereignen wird. Streichen Sie es sich schwarz im Kalender an, wann Herr Marx aus Ihren Reihen schied. Denn von diesem Tag an ist das Zentrum keine republikanische Partei mehr.

Nationales Blättchen. Du entrüstest dich ganz erschrecklich, weil die Kölner Universität den preußischen Ministerpräsidenten zum Ehrendoktor ernannt hat. Beruhige dich, so wild hat die Universität das gar nicht gemeint. Sie hat wohl die Folgen vorausgesehen, und deshalb nicht nur dem Sozialdemokraten, sondern auch dem Direktor des Schaaffhausenschen Bankvereins den Doktorhut aufs Haupt gedrückt. Das ist nicht nur Rückendeckung, sondern auch Versöhnung von Kapital und Arbeit.

Armer Teufel aus dem Müglitztal. Das Hochwasser hat dir dein Haus fortgeschwemmt und deine Felder verwüstet, und du wartest nun auf tätige Nächstenliebe. So schnell geht das nicht. Das Vaterland sammelt zurzeit für viel höhere Zwecke, und das Rote Kreuz präpariert sich bekanntlich für den nächsten Krieg. Damit aber doch etwas geschieht, hat die Landtagsfraktion der sächsischen Aufwertungspartei den folgenden Antrag eingebracht: „Die Vorgänge im Katastrophengebiet Gottleuba-Berggießhübel, wo sich Menschen aller politischen Richtungen unter Einsetzung des eigenen Lebens für ihre Mitmenschen opferten, haben bewiesen, daß es notwendig wird, solche aufopfernde Hilfe in derselben Weise anzuerkennen, wie dies längst wieder in Preußen, Bayern, Württemberg und Baden geschieht. Der Landtag wolle daher beschließen: die Regierung zu beauftragen, 1. die Lebensrettungsmedaille, die am 9. November 1918 abgeschafft worden ist, mit sofortiger Wirkung wieder zu verleihen; 2. denjenigen, die in der Zwischenzeit vom 9. November 1918 bis zum Tage der Wiedereinführung nachweislich ihr eigenes Leben zur Rettung von Mitmenschen eingesetzt haben, nachträglich die Lebensrettungsmedaille zu verleihen." Nun, armer Teufel, fühlst du dich schon viel besser, nicht wahr?

Selmar Fehr. Der Ehrengerichtshof der berliner Börse hat das Untersuchungsverfahren gegen Sie wegen der Vorgänge vom 16. Mai eingestellt. In den Blättern wird zwar bemängelt, daß bei diesem Verfahren keine beeidigten Zeugenaussagen möglich waren, daß es infolge dessen durchaus nicht dem entsprechen konnte, was man sonst von einem ordentlichen Verfahren verlangt. Aber immerhin: Entscheidung ist Entscheidung, die Leute sind zwar ihr Geld los, aber dafür ist Ihre Reputation wieder hergestellt und es steht Ihnen frei, für Ihren Namen künftighin die englische Schreibweise anzuwenden.

Anonyme Zuschriften sind zwecklos. Auch solche, die Sympathie bekunden und dafür Vorgehen gegen diesen oder jenen Mißstand verlangen. Sucht ihr Hilfe bei der ‚Weltbühne', muß sie eins dafür verlangen: Vertrauen.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152 zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin;
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto Berlin 11958.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank: Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6

Chronik von Carl v. Ossietzky

Man kann in der Epidemie der Landesverratsprozesse die Psychose eines verlorenen Krieges und eines durch den Friedensvertrag gehemmten Militarismus sehen. Es ist aber daneben nicht unbeachtlich, daß es unter uns einen Mitbürger gibt, der schon heute die diesbezüglichen Maßnahmen studiert, die nach dem nächsten gewonnenen Krieg notwendig sein werden. Das ist ein Beamter aus dem Machtbereich des schwäbischen Staatsoberhauptes Bazille, ein Herr Fritz Breuling, Regierungsrat im württembergischen Justizministerium. Er hat eine Broschüre verfaßt „Immunität und Republik" (W. Kohlhammer, Stuttgart), worin er die Immunität der Abgeordneten als Kardinalübel unsres Staatswesens anprangert. Er erblickt darin einen Krebsschaden fürs Gemeinwohl, fordert deshalb die strafrechtliche Haftbarmachung der Deputierten für das, was sie auf der Parlamentstribüne sagen und möchte überhaupt am liebsten jeden neuen Volksvertreter zwingen, im Bureau seine Bertillonmaße zu hinterlegen. Als juristische Leistung gibt die Arbeit nicht viel her; der Gedankengang ist pathetisch verquatscht, zum Schluß bricht der Verfasser sogar in Verse aus, in richtige gereimte Verse, aber was da so gesagt und nur halb gesagt wird, das ist von jener knorrigen Rabulistik, jener wurzelhaften Verschlagenheit und blauäugigen Chuzpe, die so kennzeichnend ist für einen bestimmten neudeutschen Beamtentyp, der in der deutschnationalen Republik sein Glück sucht und alles verabscheut, was ihn sein Eid zu verteidigen zwingt. Herrn Breuling läßt die Vorstellung keine Ruhe, daß wir um die Früchte künftigen Sieges etwa durch eine defaitistische Opposition geprellt werden könnten; er ist deshalb schon jetzt für Anfertigung eines juristischen Panzerhemdes gegen den nächsten Dolchstoß:

> Es bedarf keiner weiteren Ausführung darüber, daß das öffentliche Interesse an der Verhütung von Hochverrat und Landesverrat das öffentliche Interesse an der Redefreiheit der Abgeordneten bei weitem überragt, daß auch von Abgeordneten im politischen Kampf das in dieser Richtung erforderliche Maß von Überlegung und Beherrschung verlangt werden kann, und daß unsern deutschen Gerichten die einwandfreie Feststellung, ob Hochverrat oder Landesverrat vorliegt, zugetraut werden darf, auch wenn der Angeklagte als Abgeordneter gehandelt hat. Die Gefahr der Strafverfolgung Unschuldiger muß eben in Kauf genommen werden wie bei jedem Strafgesetz.

Das ist überaus einfach, und auch sonst hat dieser stuttgarter Rechtsbeflissene tüchtige Einfälle. Die Justizkritik paßt ihm natürlich gar nicht; er sieht schon die Unabhängigkeit der Rechtsprechung durch Parlamentskritik bedroht, er fürchtet die Ablösung der Kabinettsjustiz früherer Zeiten durch eine Parlamentsjustiz. Man geht wohl nicht fehl in der Annahme, daß hier ein durch den Ruf nach Aufhebung der richterlichen Unabsetzbarkeit in seiner Verdauung aufgescheuchter Ministerialbureaukrat ein neues und nicht unbedenkliches

Gegenargument ausspielen möchte. Soll das Privileg der Richter fallen, warum nicht auch das der Abgeordneten? Wenn sich die Abgeordneten allzu sehr um die Justiz bekümmern, warum soll sich die Justiz nicht ein Mal mit den Abgeordneten befassen? Herr Breuling ist kein großer Denker, vieles an seinen Deduktionen bestrickt auch durch unfreiwillige Komik, aber er hat Gefühl für schwache Punkte. Wenn sich unsre republikanischen Volksvertreter von den Strapazen der Verfassungsfeier erholt haben, sei ihnen das Studium der Gedankengänge dieses bescheidenen württembergischen Bazillenträgers dringend anempfohlen.

*

Die internationale Politik ist wieder unruhig geworden. Und zwar steht jetzt nicht mehr Rußland im Vordergrund, wie vor wenigen Wochen noch, sondern wieder Deutschland. Ein kleiner Zorn flackert in Brüssel und Paris, und selbst englische Organe, sonst in Berlin gern zitiert, runzeln die Stirn ein wenig. Die deutschen Republikaner wie Monarchisten haben sich einstweilen auf eine neue organisierte Deutschlandhetze geeinigt. Die Rechtsblätter fordern dagegen einen energischen Abwehrschritt bei der Regierung der Locarnomächte. Auch die Linksblätter deuten an, daß so etwas im Hintergrunde steht, aber jetzt noch nicht, erst nach dem achtzigsten Geburtstag des Reichspräsidenten. Gott bewahre, mag lustig weitergehetzt werden, man darf sich doch die Gratulationscour nicht entgehen lassen und nicht den von Alleuropas Glückwünschen garnierten Geburtstagsbraten. Erst nach dem 2. Oktober schlägt es fuffzehn, dann aber wird der Frack ausgezogen, und in Hemdsärmeln weitergefeiert. Die Regierung befindet sich arg in der Klemme. Der rechte Flügel ihrer Anhängerschaft fordert dringend, daß jetzt ‚etwas Energisches' unternommen werden müßte. Ihr ist aber gar nicht so zu Mute, und viel eher dürfte Stresemann versuchen, im nächsten Monat in Genf in privaten Aussprachen eine freundlichere Stimmung herbeizuführen. Dafür spricht auch die Wahl des Genossen Breitscheid als Adlatus. Das ist der altbewährte Spezialist für Atmosphäre. Wir zweifeln nicht, daß der Genosse Breitscheid auch dies Mal das in ihn gesetzte Vertrauen rechtfertigen wird. Er hat wirklich flair für jenes schwierige Zwischenreich, wo die Politik noch nicht ganz aufgehört und der Modebericht noch nicht recht angefangen hat. Er wird wieder französisch parlieren mit der Munterkeit einer gelegentlich über vorgeschriebene syntaktische Bahnen sprühenden Kaskade. Die Damen der Diplomatie wird er mit seiner schlanken Taille bezaubern, die Herren mit seinen verkehrten Konjunktiven. Wie der ‚Vorwärts' erklärt, hat ihm die Partei, die sich ja zur Zeit hauptamtlich mit Opposition beschäftigt, Urlaub zur Rettung der Regierung bewilligt. Unsre Kindeskinder noch werden sich an Geschichten über die gute, alte Zeit freuen, wo das Oppositionmachen so gemütlich war.

*

Seit den blutigen wiener Ereignissen wird wieder viel über die Grenzziehung in Mittel-Europa disputiert und

es muß gesagt werden, daß sich die deutsche Presse dies Mal nicht mit dem gewohnten hellen Timbre beteiligt. Die wiener Julirevolution hat die Schwäche der Anschlußbewegung in Reichsdeutschland und ihre verschiedenartigen parteipolitischen Motive überdeutlich dargelegt. Die Deutschnationalen, die sonst hinter jedem Stück Land wie der Fleischerhund hinterm Knochen her sind, lassen durch ihre ‚Kreuzzeitung' erklären, daß ihnen ganz Oesterreich keinen Spaß mehr mache, und auch die sozialdemokratische Zentrale blickt lustlos auf die wiener Genossin. Die Scherlpresse triumphiert über das Einschreiten der fremden Kontrolloffiziere gegen die angeblich knallrote wiener Gemeindewache; wenn Seitz Auflösung der Heimatwehren fordert, wirds wieder Landesverrat sein. Und in Oesterreich selbst hat Otto Bauer unmißverständlich erklärt, daß es mit dem Anschluß an die schwarz-weiß-rote Republik nichts sei, während der schwarz-gelbe Seipel ganz unerwartet seine Sympathien für Berlin entdeckt hat. So laufen die Motive durcheinander und gegeneinander. Aber so sieht keine Volksbewegung aus. Das dürfte selbst der großdeutsche Vorsänger Paul Löbe von Fallersleben begreifen, dessen Name bisher der Bewegung ein gewisses Ansehen gegeben hat. Aber auch dieser vorgebliche Ultraradikale sollte es sich endlich überlegen, ob es seiner politischen Würde entspricht, sich mit Leuten, die ihn sonst als Internationalen ablehnen, gemeinsam national aufzupusten. Überhaupt wird man das Gefühl nicht los, daß einen beträchtlichen Teil unsrer Anschlußfreunde am stärksten die Tatsache anspornt, daß man großdeutsche Feten in Paris nicht gern sieht. Hauptsache, daß sich jemand ärgert. Aus solchen und ähnlichen Gründen pflegt bei uns nationale Begeisterung zu entstehen. Würde Poincaré heute sagen: Kinder, vereinigt euch!, so würden die selben Leute wahrscheinlich schleunigst eine Abwehrorganisation bilden. Die Karre ist verfahren.

*

Etwas Unerhörtes, Niedagewesenes begibt sich in diesen Tagen: die diplomatischen Vertretungen der Vereinigten Staaten von Amerika in allen Hauptstädten der Erde stehen unter verzehnfachtem polizeilichen Schutz. Denn der Name der Mutter aller europäischen Demokratien ist über Nacht odios geworden, odioser als der Zarismus je in der Blüte seiner Sünden war. In Paris, London, Berlin, BuenosAires, überall wachsen Proteste zu Demonstrationen und morgen vielleicht zu Gewalttaten. Der Fall Sacco-Vanzetti, die Beharrlichkeit der Oberrichter, an einem von den besten Juristen der Welt als Fehlspruch bezeichneten Todesurteil festzuhalten, hat die moralische Reputation der Vereinigten Staaten in wenigen Tagen ruiniert. Liberty trägt eine Henkerfratze, und die hocherhobene Fackel wird zur Todesfackel ihrer eignen ruhmvollen Vergangenheit. Auf dem ganzen Erdenrund bäumen sich die Herzen gegen die Vollstreckung eines Todesurteils an zwei Schuldlosen. In NewYork, in Baltimore krachen Bomben; die Polizei ist bis auf die letzten Reserven aufgeboten; ein Heer von Detektiven hat das Landhaus des Präsidenten zerniert.

Der Versuch desperater Freunde der beiden Verurteilten, die Staatsorgane durch Terror einzuschüchtern, ist heroisch, aber ganz sinnlos. Eine empfindlichere Obrigkeit, eine zartnervigere Justiz mag dadurch geschreckt werden. Doch der amerikanische Staat ist gesund und glaubt an sich; er hat ein vorzügliches Gebiß und hält in seiner jugendfrischen Roheit den Elan seiner Schneidezähne für sittliche Qualität. Keine Skepsis bohrt in ihm wie in den alten Plutokratien Europas. Er glaubt an seine Mission, die heutige soziale Ordnung zu schützen, und an die Verdienstlichkeit, Ketzerei und Zweifel daran auf dem elektrischen Stuhl verzucken zu lassen. Die Bilder zeigen den Urheber des Skandals: den Gouverneur Fuller, als rundlichen, energischen Herrn, mit freiem Blick und wohlentwickelten Kauwerkzeugen. Das Erschreckende ist, daß dieser Mann wohl keinen Augenblick daran denkt, wie entsetzlich er handelt; die beiden Proletarier, seit sieben Jahren todgeweiht, seit sieben Jahren täglich und stündlich des letzten Weges harrend, mögen ihn keine Minute ernsthaft gestört haben. Keine Furche geheimer Angst hat sich in das glatte gutrasierte Fett dieses Gesichts gekerbt. Die Verurteilten sind anders geartet, sie leugnen das Eigentum; der Herr Gouverneur zählt sie nicht zur Menschheit. Vielleicht sind sie sogar unschuldig? Was tut es? Tötet sie alle, Gott kennt die Seinen! Das Klassengefühl hat alle andern Empfindungen und Erwägungen erstickt. Die Richter der ganzen Welt sollten heute in Washington interpellieren, es ist ihre Sache, um die es geht, denn was die amerikanische Justiz hier verbrochen hat, das wird ein Mal an der Justiz aller Reiche der Welt geahndet werden. Wenn sich ein Mal das Arbeitsvolk des ganzen Erdkreises erhebt, so wird es auf seinen Bannern die geweihten Namen Saccos und Vanzettis vorantragen, und im Namen Saccos und Vanzettis wird der Sklavenaufruhr der Zukunft die Justizpaläste in Trümmer legen. Auch das kämpfende Proletariat hat seine heiligen Märtyrer, auf Goldgrund wird es die Köpfe Saccos und Vanzettis verehren, wie die junge Christenheit in den Katakomben ihre Gekreuzigten und Gevierteilten. Als die Wächter in die Zelle Saccos und Vanzettis traten, um ihnen mitzuteilen, daß ihr letzter Einspruch verworfen, lagen die Beiden hingestreckt auf ihre Pritschen und schliefen. Sieben Jahre haben sie gewacht, Sekunde für Sekunde den Tod erlitten. Nun liegen sie entspannt und schlafen. Zwei Helden von der großen Art: der leidenden. Als sie in diese Zelle kamen, kannte niemand ihre Namen. Heute gibt es kein Dorf, wo man die nicht kennt, und in den letzten Winkel hinter der Welt dringt klagend eine Ahnung von der Unendlichkeit des Leidens der Beiden. Unter einer Kruste von Gleichgültigkeit und Habgier regt sich ein gemeinsames Gewissen, Scham vor sich selbst wühlt die Menschheit auf. Zwei kleine Soldaten der Freiheitsarmee haben das vollbracht. Jetzt liegen sie auf die Pritsche gestreckt, in der traumlosen Versunkenheit erfüllter Pflicht, einerlei, ob das Erwachen Freiheit oder Ende bringt. Die Wächter stoßen sich an, tuscheln und gehen auf Fußspitzen hinaus. Sacco und Vanzetti schlafen. Sacco und Vanzetti dürfen wieder schlafen.

Das Genfer Fiasko von Lothar Persius

Artikel 8 des Völkerbundpaktes lautet: „Die Bundesmitglieder bekennen sich zu dem Grundsatz, daß die Aufrechterhaltung des Friedens eine Herabsetzung der Rüstungen .. erfordert ..". Was geschah bisher, um diese Kernfrage des Völkerbundes zu lösen?

Die Völker Europas schauen seit Jahren erwartungsvoll nach Genf, wo die Abrüstungskommission des Völkerbundes tagte. Soll man sie eine Farce oder Tragödie nennen? Rund 250 Sitzungen wurden abgehalten. Das Ergebnis der Beratungen findet sich in einem 400 Seiten starken Band veröffentlicht. Positiv wurde nichts erreicht. Die Abrüstungskommission kann auf das Konto ihrer Tätigkeit nicht die Ersparnis eines Pfennigs bei den Militär- und Marinebudgets, nicht die Streichung eines Kriegsschiffes, eines Flugzeuges, einer Kanone aus den Etats buchen. Aber unumstößlich wahr ist, daß eine gewisse Anzahl von Generalen, Admiralen und Rüstungsinteressenten, als sie über „potentielle Kriegsstärke" und ähnliche orakelhafte Phantome schwätzten, jenes erhabene Gefühl empfanden, Tag und Nacht für das Wohl der unter starken Rüstungen seufzenden Völker zu arbeiten, und daß ferner einige Völkerbundsfanatiker von dem gleichfalls erhabenen Gefühl der „Sicherheit" beherrscht wurden, dessen sich der verfolgte Vogel Strauß erfreut, wenn er seinen Kopf im Sand verbirgt.

Demgegenüber steht die Tatsache, daß auf der Abrüstungskonferenz in Washington — von Coolidge Anfang 1922 insceniert — innerhalb weniger Wochen eine recht erhebliche Herabsetzung der Großkampfschiffsflotten vereinbart, eine enorme Entlastung der Marinebudgets erzielt wurde. Nordamerika, Großbritannien, Frankreich, Italien und Japan verpflichteten sich, ihre Großkampfschiffe, wie folgt, abzurüsten: England und Amerika behielten nur noch je 525 000 Tonnen, Japan 315 000, Frankreich 175 000 und Italien 125 000. Ferner wurde vereinbart: das Einzelschiffsdeplacement darf im Maximum nicht mehr als 35 000 Tonnen betragen, das Geschützkaliber nicht mehr als 40,6 Zentimeter, vor Ablauf von zehn Jahren darf kein Neubau in Angriff genommen werden. Eine Reihe weiterer Abmachungen wurden getroffen, und alle wurden peinlich innegehalten.

Die Konferenz zu Washington hat also die Möglichkeit einer Abrüstung bewiesen. Man erinnere sich der Worte Bethmann-Hollwegs am 30. März 1911: „Die Abrüstungsfrage ist unlösbar, solange Menschen Menschen, und Staaten Staaten sind." Man gedenke ferner des Hohngelächters, mit dem Herr v. Tirpitz und seine Gefolgsmannen den Vorschlag Churchills für ein Flottenbaufeierjahr quittierten. Im Februar 1922 wurde eine Pause von zehn Jahren im Großkampfschiffbau festgesetzt,

und sie ist bis heut nicht unterbrochen worden! Leider gelang es damals in Washington nicht, eine Herabminderung der andern kleinern Schiffsklassen durchzudrücken, das heißt, der leichten Kreuzer, der Torpedo- und Unterseeboote. Der Widerstand ging in erster Linie von Frankreich aus, das sich „die Waffe des Schwachen" — das U-Boot — nicht entreißen lassen wollte. Das Werk von Washington sollte nun in Genf fortgesetzt werden. Seit dem 20. Juni tagt die Dreimächtekonferenz. England, Amerika und Japan sind vertreten, Italien und Frankreich haben leider nur Beobachter entsandt.

Unsre Presse nahm geringen Anteil an der Konferenz. Sie zeigt nur Interesse an Auf-, nicht an Abrüstungsverhandlungen. So wurden zumeist die pessimistisch klingenden Nachrichten aus Genf begrüßt, und es wurde in völliger Verkennung der wirklichen Verhältnisse des öftern die Partei Englands ergriffen, und Amerika als Störenfried angeklagt. Hierzu ist zu sagen, daß Coolidge in weiser Erkenntnis der Unmöglichkeit, eine sofortige Abrüstung herbeizuführen, von vornherein nur auf eine Beschränkung der Seemachtmittel gedrungen hat. Immer wieder betonte er in Ansprachen und Botschaften die Notwendigkeit, Geld nicht für unproduktive Zwecke, wie Kriegsschiffsbauten, auszugeben. Er wies darauf hin, daß besonders die Völker Europas, die die Last der Kriegsschulden zu tragen haben, sparen sollten an ihren Rüstungen zu Lande und zu Wasser. Zur Beurteilung, um welche Summen es sich handelt, nur zwei Daten: Der Bau eines Großkampfschiffes verschlingt heut 140 Millionen Mark. Selbst ein kleiner Kreuzer, wie wir sie jetzt bauen, 6000 Tonnen groß, kostet 40 bis 50 Millionen. Die Regierung zu Washington erinnerte mit Recht daran, daß sie mit dem Vorschlag zur Beschränkung der überstarken Rüstungen vorangegangen, daß sie mit der Zerstörung zahlloser Großkampfschiffe begonnen habe.

Die Schwierigkeiten, die jetzt ein Scheitern der Genfer Konferenz aller Wahrscheinlichkeit nach herbeiführen werden, liegen vornehmlich in der Intransigenz der englischen Regierung, sich hinsichtlich der leichten Streitkräfte, der Kreuzer usw., auf den gleichen Stärkegrad wie Amerika festzulegen. Englischerseits wird gesagt: wir brauchen viele, das heißt mehr Kreuzer als Amerika, für den Schutz unsres weltweiten Handels, im Krieg vor allem für die Sicherstellung der Versorgung des Mutterlandes mit Lebensmitteln. Amerika ernährt sich aus sich selbst. Es braucht keine Kreuzer. „England hat seine Flotte noch nie zu Angriffszwecken verwandt." (So schrieb wörtlich ein englischer Admiral in einem großen demokratischen berliner Blatt!) Worauf geantwortet wird: „Die Monroedoktrin erfordert viele starke Kreuzer. Südlich der Landenge von Panama hat keine Armee der Vereinigten Staaten, ganz gleich wie übermächtig sie ist, ohne unterstützende Flotte irgend welche

Erfolgsaussichten." (Diese Sätze stammen aus der Feder des anerkannten englischen Marineschriftstellers Fred Jane!) Fast unnötig und nur der Ordnung wegen sei bezüglich der „nie zu Angriffen gebrauchten britischen Flotte" auf zwei historisch doch immerhin einigermaßen verbürgte Geschehnisse hingewiesen: an den 1664 mitten im Frieden erfolgten Überfall eines englischen Geschwaders auf das damals holländische Neu-Amsterdam (später NewYork) und auf den Raub der 18 dänischen Linienschiffe, auf das Bombardement Kopenhagens am 2. bis 6. September 1807 durch eine englische 25 Linienschiffe starke Flotte.

Unverständlich und höchst bedauerlich ist die Haltung Englands. Alle Staaten müssen Geld sparen. Der finanzielle Druck, unter dem besonders Großbritannien, Frankreich und Japan stehen, sollte auf eine weitere Beschränkung der kostspieligen Kriegsschiffsbauten hinwirken. Amerika spricht unverhohlen sein Befremden über den Rüstungswahnsinn Europas aus. Es fragt, warum treffen Staaten, die sich im Geiste des Völkerbundes von Locarno fanden, Vorbereitungen für künftige Kriege? Die amerikanische Presse schrieb: „Der Feldzug für die Streichung der Kriegsschulden wird jetzt keinen Rückhalt mehr in der amerikanischen öffentlichen Meinung finden. England kann keine Zahlungsschwierigkeiten mehr geltend machen, wenn es gleichzeitig seine Flotte aufrüsten will." Die vor kurzem abgehaltenen Luftmanöver auf London ergaben den dringend notwendigen Schutz der Stadt durch starke Flugzeuggeschwader, weit stärker, als sie jetzt vorhanden sind. Die Torheiten in Rußland und China brachten Ebbe in die Staatskassen. Die Steuerschraube weiter anzuziehen, ist undenkbar. Der Handel liegt danieder. Warum ergreift England nicht die Gelegenheit, unnötige Kosten, wie die des Kriegsschiffsbaues, zu vermeiden? Die eine Antwort lautet „aus Prestigegründen" — sie ist falsch, denn die britische Flotte vermag nicht mehr die „highways of the nations", zu beherrschen, die andre: „Die Rüstungsinteressenten erhoben Einspruch" trifft zu. Baldwin beugt sich unter dem Diktat der Admirale und der Panzerplatten- und Kanonen-Fabrikanten, die das Wettrüsten mit Nordamerika herbeisehnen. Und das „freie" englische Volk? Es duckt sich unter der Knute der Konservativen.

Während diese Zeilen geschrieben werden, wird noch in Genf verhandelt, ist eine Entscheidung noch nicht gefallen. Sollte keine Einigung erzielt werden, das heißt keine, die eine nennenswerte Einschränkung der Seerüstung festlegt, vor allem Flottenbaufeierjahre vorsieht, dann wird der gerechte Beurteiler England als den Schuldigen erklären, wie es Lloyd George bereits am 1. August in Cambridge tat: „Die Unfähigkeit der britischen Regierung ist der Grund für das Fiasko der Dreimächte-Konferenz in Genf."

England und der Bolschewismus von Oscar Levy

Die Staubwolke, die den Zusammenbruch des Neunzehnten Jahrhunderts der Welt bisher verhüllte, hat sich allmählich gelüftet. 1914 bis 1918 zertrümmerte seine sämtlichen Ideale: denn das Neunzehnte Jahrhundert hatte, trotz seiner materialistischen Fassade, ebenfalls und natürlich seine Ideale und seine Bewertungen. Sie waren nicht grade sehr hohe, sie waren sogar sehr fatal einförmig, sie strebten samt und sonders auf ein einziges Ziel: die Zertrümmerung der menschlichen Persönlichkeit. Natürlich unbewußt und unter feinen Phrasen; wie: Gleichheit, Freiheit, Gerechtigkeit, Liberalismus, Sozialismus, Patriotismus, Kulturfortschritt etcetera.

Nun aber ist die Neunzehnte Jahrhundert-Leiche wirklich zu Grabe getragen worden, und eine ganze Anzahl aufrichtig Trauernder haben ihr sogar das Ehrengeleit gegeben. Denn obwohl die verblichene Zeit keineswegs schön war, so gab es doch manch Einen, der ihr sehnsüchtig nachtrauerte, besonders im sentimentalen und romantischen Deutschland. Durchaus nicht mit Unrecht: der Deutsche hatte von der Verstorbenen profitiert, er erlebte unter ihrer Aegide seine Blütezeit: die Einschnürung der Persönlichkeit ging dem gehorsamsgewohntesten Volke Europas am wenigsten auf die Nerven, und wenn sie ihm nahe ging, so entschädigte es der militärische oder sozialistische Parademarsch glänzend für den unterdrückten Willen und die ausgelöschte Leidenschaft. Aber Deutschland war durchaus nicht der einzige bevorzugte Sohn der verblichenen Zeit, die noch ein andres Lieblingskind ihr eigen nannte: England. Und dieser Sohn des Neunzehnten Jahrhunderts ist zum Unterschied vom Deutschen gänzlich unsentimental; er weiß, im Gegensatz zu seinem Verwandten, vorzüglich in der Welt Bescheid: und während er vom Begräbnis der Mutter zurückkehrt und ihm die obligate Träne noch über die glatte Wange rinnt, da denkt er schon „furiously" (wie es in seiner Sprache heißt) an die neue Zukunft und ist sich ganz klar darüber, daß die alte wirklich mausetot ist und nie wieder auferstehen wird. Und verblichen mit ihr ist leider ihr Geist, der John Bull ebenso gut bekam wie Vetter Michel. Aber während Michel, trauernd davonschleichend, sein Gesicht immer wieder und wieder dem Kirchhof zukehrt und die Leiche am liebsten mit den Händen aus der Erde kratzen möchte, hält der andre schon auf dem Nachhausewege sein Auge fest auf die Zukunft gerichtet und sieht sich nach einem neuen Geiste für diese Zukunft um. Denn Geist ist immer noch nötig, und heute nötiger denn je: selbst für ein so geistloses Geschäft, wie die Politik es gewöhnlich ist.

Das Unglaubliche ist darum geschehen und hat sich so schnell vor unsern Augen vollzogen, daß wir es noch gar nicht bemerkt haben: England, das im Neunzehnten Jahrhundert der Hort der Freiheit, die Insel der Landesflüchtigen, die Trösterin der vom Kontinent Ausgestoßenen war; England, der Fels des Liberalismus, des Individualismus, des verfolgten Sozialismus; England, in dessen Erde Karl Marx schlummert und

auf dessen Erde er Muße und Freiheit zur Entwicklung seines Systems fand — England hat sich plötzlich geistig umgestellt. Die klügste politische Ratte Europas verläßt das Schiff des Neunzehnten Jahrhunderts. Das heißt auf deutsch: das Schiff ist endgültig verloren. Adieu, altes, braves, hölzernes Wrack!

Einst waren sämtliche Revolutionäre die Freunde Englands: heute sind es sämtliche Diktatoren — von Spanien bis Polen. Wo immer das Parlament, das England einst der Welt beschert, umgestürzt, eingeschränkt oder verächtlich gemacht wird, da wittert die Mutter der Parlamente Morgenluft, die Luft der kommenden Zeit, die der vergangenen so unähnlich sein wird. Diese merkwürdige Mutter verleugnet also heute ihre eignen Töchter, und geht unabhängig von ihnen auf neue Abenteuer aus — was auch sonst im Leben vorkommen soll, und jedenfalls von der Lebenslust und -kraft dieser Mutter bezeichnende Kunde gibt.

Der Grund, warum England plötzlich am Neunzehnten Jahrhundert und der von ihm verfochtenen Idee des Liberalismus und Individualismus irre wurde, ist die russische Revolution. Nichts, aber absolut Nichts beschäftigt den Engländer heute mehr, als dieses Gespenst, das für ihn gar kein Gespenst, sondern drohende Wirklichkeit ist. Ihm zu Liebe, oder ihm zum Hasse, hat er nicht nur mit der liberalen Tradition im Inlande gebrochen, sondern auch im Auslande ein ganz neues Register aufgezogen. Denn die Parole von Englands europäischer Politik war einst ebenfalls die Anwaltschaft der Schwachen, Kleinen und Unterdrückten; wie im Innern der verfolgten Individuen, so nahm es sich außen der kleinen Staaten an: was in der Praxis auf das Gleichgewicht Europas hinauskam und England die sehr praktische Rolle zuteilte, das Zünglein an der Wage zu spielen. Aber diese Politik ist gewesen: eine ganz andre trat an ihre Stelle. Es war England, das Deutschland und Frankreich in Locarno zusammengebracht hat: es wünscht nicht mehr die Schwachen zu schützen und die Völker des Kontinents gegeneinander auszuspielen; es wünscht auch nicht mehr das Gleichgewicht in Europa, sondern ganz aufrichtig und ohne Hintergedanken den Frieden Europas. Es wünscht ihn aus einem sehr berechtigten Grunde: um den Arm frei zu haben gegen eine andre Gefahr. Und diese Gefahr ist eben der Bolschewismus.

War die deutsche Devise einst, wie wir uns mit Trauern erinnern: „Je mehr Feinde, desto mehr Ehre", so ist und war die englische: „Immer nur einen Feind zu einer Zeit." Daher Locarno überall — zu Lande und zu Wasser. Denn Englands „Treuga dei" setzt immer einen „Diabolus" voraus, und dieser Diabolus heißt heute Sowjet-Rußland.

*

Der Schreiber dieser Zeilen, der die ungewöhnliche Angewohnheit hat, die Dinge bei ihren Namen zu nennen, muß hier einen Augenblick innehalten und einen milden Protest einlegen zugunsten des Teufels: er muß auf einen Irrtum Englands hinweisen und im Namen der Gerechtigkeit ein wenig den „advocatus diaboli" spielen. Er muß es um so mehr, als der

angeklagte Teufel selber nach Art vieler Teufel in der Gottesgelahrtheit wenig bewandert ist und sich daher nicht so verteidigen kann, wie er eigentlich sollte und müßte.

Die russische Revolution, von einigen Intellektuellen zugunsten der Arbeiter und Bauern vollbracht, ist eigentlich keine so teuflische, infame, unfromme, unmoralische und gottverlassene Bewegung, wie sie dem angelsächsischen und kapitalistischen Westen erscheint. Nur ihre Mittel sind unfromm und inhuman — welche Mittel wären das nicht in dieser Welt? — ihr Ziel aber ist hoch und edel und gottgefällig, wenigstens nach heutigen Moralbegriffen: es ist die Verhinderung der Ausbeutung und Unterdrückung der Schwachen, Niedrigen, Kranken, Verworfenen, Demütigen, Ungelehrten, Ausgestoßenen. Das hier gebrauchte Vokabularium verrät schon die geistige Herkunft des Bolschewismus: er ist ein Kind jener Religionen, die einst auf dem Sinai- und Kalvarienberge verkündet wurden; er ist ein Sprößling jener jüdisch-christlichen Moral, die als einzige in einer egoistischen, brutalen, heidnischen Welt jener Millionen sich annahm, die das Schicksal auf die untersten Sprossen des Daseins, in Küchen, Keller und Katakomben verbannt hatte, und die das geduldige Fundament für die schwere Größe des Römerreiches bilden mußten. Da die Neigung zur Ausbeutung Andrer tief in der menschlichen Natur begründet liegt, so wurde dieser Moral der zäheste Widerstand entgegengesetzt und das selbst noch nach dem Untergange des Heidentums — nicht zum mindesten von den Kirchen der verschiedenen Bekenntnisse, die gradezu deswegen benötigt und begründet wurden, damit die echte Moral der Armen und Ausgebeuteten, die Moral, die Christus selber einst predigte, nicht zur vollen Auswirkung gelangte. Denn dieser Christus war der erste Bolschewik: ein Bolschewik, welcher, der heiligen Legende nach, seine Liebeslehre mit einem Hasse gegen Andersdenkende predigte, wie ihn nur ein wahrhaft sein Ideal Liebender, ein von seinem Ideal wirklich Besessener aufzubringen vermag. „Er aber predigte gewaltig und nicht wie die Schriftgelehrten", sagte das Volk, das ihn hörte, der heiligen Schrift zufolge. Er predigte, daß „alle Reichen verflucht seien", daß sie „kein Anrecht auf das Himmelreich besäßen", daß sie, die „voll wären", der Hölle teilhaftig und nur „die Hungrigen zu Seiten des himmlischen Vaters sitzen" würden, daß „es leichter für ein Kamel sei, durch ein Nadelöhr zu gehen, als für einen Reichen, in den Himmel zu kommen". Diese und ähnliche Flüche sind zu finden in den Evangelien des heiligen Lukas, des heiligen Matthäus und des heiligen Markus: es sind Flüche, die sehr viel leichter zu verstehen sind als die Hegelischen Phrasen des Nationalökonomen Karl Marx, der im Grunde genommen das selbe wollte, und deshalb der moderne und fünfte Evangelist und der Heilige und Schutzpatron der russischen Revolution geworden ist.

Dieser Marx war ein Freidenker — aber ein unfreier Freidenker: er hatte den lieben Gott über Bord geworfen, um die christliche Moral desto inbrünstiger anzubeten. Von ihm stammt der sogenannte Atheismus der russischen Revolution.

die aber im Grunde eine sehr christliche Bewegung ist, die auch auf den Gottesglauben nicht ganz verzichtet hat, denn sie glaubt ja an die Lehre des göttlichen Kommunisten oder an den kommunistischen Gott. „Wenn Christus heute wiederkäme, so würde er sofort unsrer Partei beitreten," so behauptete schon vor Jahren und mit Recht Lunatscharski. „Le premier sansculotte était Jésus Christ" sagten auch schon die Revolutionäre von 1789.

Diese französische Revolution wurde einst von Napoleon überwunden, der, als Mann von Genie, Überlebtes auszurotten, Überschäumendes einzudämmen verstand und unter anderm Europa einigen und ihm eine neue Herrscherkaste verschaffen wollte. Aber der Lenker der französischen Revolution wurde von den Mächten der europäischen Koalition mißverstanden, und er, der der Revolution den Garaus gemacht, wurde zu Falle gebracht mittelst einer Reaktion, die ihren politischen Ausdruck in der sogenannten Heiligen Allianz fand. England, das von kontinentalen Unruhen damals noch weniger berührt war, hat sich einst von dieser Allianz Preußens, Rußlands und Oesterreichs ferngehalten: dieses Abseitsstehen grade erlaubte ihm im neunzehnten Jahrhundert den Toleranten zu spielen und seinem Eiland den Ruf der Freiheitsinsel zu erwerben. Heute, und unter direkter Bedrohung durch die einst ferne Revolution, hat es plötzlich seinen Kurs ändern müssen; heute marschiert England an der tête sämtlicher Fascismen Europas: Metternich, der einst vor der wiener Revolution nach London floh, ist in unsern Tagen hier wieder auferstanden und seine heilige Donau-Allianz soll von gelehrigen Schülern heute an den Ufern der Themse wieder ins Leben gerufen werden.

Ein schwieriges Beginnen: denn das Eigentümliche in der Geschichte ist, daß, im Gegensatz zum englischen Sprichwort, sie sich nie genau wiederholt: „History never repeats itself!"

Die Zeiten der Heiligen Allianz sind vorüber: die drei Monarchen, respektive deren Erben, sind nicht mehr — sie sind, mit Englands kräftiger Beihilfe, mitsamt ihren Monarchien von der Bildfläche verschwunden und ihre Länder sogar teilweise zerstückelt worden. Und auch die Völker, durch eine Geschichte von hundert Jahren belehrt, sind nicht mehr die selben. Und gar das englische Volk, das zum ersten Male in der Weltgeschichte 1914/18 die volle Blutsteuer zahlen mußte, hat sich gründlich geändert. Der sehr spät und sehr langsam in England erwachende Sozialismus ist heute stärker denn je: er steht den Tories viel grundsätzlicher gegenüber wie der nur scheinbar feindliche Liberale, der ja ebenfalls zur Gentlemen-Klasse gehört. Wenn zu einem Kriege mit Rußland geblasen wird, so denkt der englische Arbeiter daran, daß die russische Republik seine Republik, das heißt, die erste proletarische Regierung der Welt ist; er denkt an seinen eignen geschundenen Rücken, an Lloyd Georges uneingelöstes Versprechen („homes for heroes!") und an so manche andre „shortcomings" von „our betters" („unsrer besseren Leute"), wie man sie noch vor dem Kriege ehrfurchtsvoll nannte, und die man während des Krieges nackt gesehen hat.

Und „Labour's" Mißtrauen wird noch verstärkt durch jene besondre, spirituelle Denkweise der englischen Arbeiterführer, die sich von der ihrer kontinentalen Glaubensgenossen so gründlich unterscheidet. Denn der englische Glaubensgenosse ist noch ein Genosse, der den Glauben hat, der sich der Wurzel des Sozialismus bewußt blieb, der eine Ahnung davon hat, daß die Religionen Jerusalems und Bethlehems auf seiner Seite fechten und daß der rote Kreml mit seinen Blusen und Juchtenstiefeln ihm näher steht als die Five-o'clock-Teeterrasse seines Parlament-Clubs zu London. „Die mir gegenübersitzenden Führer der Arbeiterpartei sind eigentlich Männer, die in frühern Zeiten Geistliche geworden wären", sagte Baldwin vor einiger Zeit im Parlament und sprach damit ein wahres Wort, eigentlich aber nur ein halbwahres, denn kein Geistlicher nimmt das Christentum so ernst, wie mancher dieser Angehörigen der christlichen Sekten und Dissidenten. Sie sind teilweise mit der Bibel großgezogen, ihre Zitatenfestigkeit könnte noch heute jeden Theologen aus dem Sattel heben: und wer mit ihnen, oder selbst mit ihren Frauen, spricht und aus ihrem Munde die markige Sprache der prächtigen englischen Bibelübersetzung (die noch heute lebendiger und im Volke verbreiteter ist, als unsere lutherische) vernimmt, den überkommt eine Ahnung, daß hier Kräfte schlummern, die, weil religiösen Ursprungs, der Regierung noch bitter zu schaffen und zu denken geben werden. Von einem Kreuzzug gegen Sowjet-Rußland kann darum gar keine Rede sein, ehe man nicht mit dem christlichen Feinde im Innern fertiggeworden ist. Daß der Engländer mit ihm fertig werden wird, darüber besteht allerdings auch kein Zweifel: Zuviel lockende Mittel, solche der Wirtschaft, wie der Gesellschaft, stehen den Machthabern zur Verfügung: „Wenn Jesus Christus heute bei uns in London erschiene," so sagte einst ein zynischer englischer Herzog: „we would invite him to dinner and keep him quiet" („wir würden ihn zum Diner einladen und damit beruhigen"). Aber ein so leichter Gegner wie der deutsche Sozialist dürfte der englische Genosse doch nicht sein, aus dem einfachen Grunde, weil ihm seine Religion noch nicht Privatsache geworden, weil sie und ihr Stifter ihm durch Gefühl verwandt und darum heilig sind.

Sowjet-Rußland kann also für den Augenblick ruhig sein: England ist momentan nicht in der Lage, mit voller Kraft nach außen auftreten zu können. Aber es stellt sich um, es sucht nach neuen Werten, nach einem neuen Geiste, nach neuen Parolen: es fehlt ihm und dem Westen nicht so sehr der Willen zum Kriege, als das Wort zum Kriege. „To make the world safe for capitalism" — wie es eine englische Zeitung neulich ausgab — mag sehr notwendig sein: der Besitz ist eine heilige Sache, eine ebenso heilige, wie die Religion, die ja auch nur ein verschleierter Versuch der Armen ist, ihrerseits zum Besitz zu gelangen. Aber eine Parole für einen Kreuzzug ist das nicht.

Aber England hat einen langen Atem, und es könnte schließlich auch noch eine Parole finden: „Where there is a will, there is always a way!"

Was André Gide am Kongo sah

von Werner Ackermann

Die deutschen Großkaufleute, die aus geschäftlichen Gründen nach neuen deutschen Kolonien rufen, werden sich durch keine noch so gewichtigen Argumente von ihrem Verlangen abbringen lassen. Sie gehören der Klasse an, die über Leichen geht, um Kapital und Macht zu stabilisieren und zu vergrößern. Es ist sinnlos, den Teufel taufen zu wollen.

Aber es gibt eine große bürgerliche, kleinbürgerliche und sogar sozialistische Menge, die nur aus Prestige- oder aus Gerechtigkeitsgründen für die Zuteilung von Kolonien an Deutschland ihre Stimme erhebt. Es erscheint ihnen als eine Demütigung der Großmacht Deutschland, wenn nur die andern Großmächte Kolonien besitzen. Deutschland soll sich nicht an die Wand drücken lassen. Deutschland hat Anspruch auf Gleichberechtigung unter den Nationen.

Gewiß ist Deutschland nicht schlechter als andre Länder. Aber auch nicht besser. Das heißt: Deutschland verlangt danach, sich an Methoden zu beteiligen, deren Grauenhaftigkeit einem Menschen das Blut in den Adern erstarren läßt.

Es ist etwas davon durchgesickert, wie die großen französischen Gesellschaften im Kongo operieren. André Gide, ein durchaus regierungsfreundlicher, aber aufrechter, unbeeinflußbarer Schriftsteller, hat ein unerhört wichtiges, ein schreiendes Dokument veröffentlicht: „Reise nach dem Kongo." An diesem einwandfreien, sachlichen Werk sollte sich jeder, der ehrlich das Beste will, orientieren. Wenn auf die klaren Feststellungen André Gides die Welt sich in Schweigen hüllt, statt in Empörung aufzuflammen, wenn vor Allem Deutschlands Kolonialfreunde darüber hinweggehen, statt entscheidende Konsequenzen zu ziehen — dann ist die selbstgewollte Schmach der Menschheit offenbar, und niemand wird ein Recht zur Klage haben, wenn über die gewaltherrlichen Völker die Rache der Unterdrückten wie Sturmflut hereinbrechen wird.

Die Gesamtbevölkerung des Kongogebietes ist seit 1918 von 6 auf 2 Millionen gesunken! Der ganze Kongo stirbt unter der französischen Verwaltung aus. Der Grund? Grauenhafter Mord...

Regierung und Kapital sind nicht zu trennen. Sie sind gemeinsam schuldig. Frankreich hat großen Gesellschaften monopolisierte Konzessionen zur Kautschukausbeutung verkauft. Wie diese Gesellschaften verfahren; von den Blutbädern, die sie nicht nur unter den Männern, sondern in unerhörter Grausamkeit auch unter den Frauen und Kindern anrichten; von den qualvollen, unmenschlichen Torturen, mit denen die Angestellten der Gesellschaften die kleinen Versäumnisse der Eingeborenen bestrafen — davon lese Jeder bei André Gide nach. Nur drei kleine Beispiele seien hier aus dem materialreichen Reisewerk herausgegriffen.

Im Sommer vorigen Jahres war die Ernte besonders schlecht ausgefallen. Die Eingeborenen waren nicht imstande, ihre Pflichtmenge an Kautschuk abzuliefern. Das wurde An-

laß zu folgender Bestrafung, die nicht selten ist und den zynischen Namen „Der Ball“ oder „Das Ballfest“ führt. Am 8. September 1926 wurde also ein Ball veranstaltet. Zwanzig Männer mußten in glühendster Sonnenhitze, beladen mit schweren, großen Balken, um die Faktorei herumwandern. Immer herum, immer herum, ohne Ende. Sobald einer hinfiel, wurde mit Stöcken auf ihn losgeschlagen, bis er sich aufraffte oder verreckte. Nach drei Stunden, um 11 Uhr vormittags, starb das erste Opfer. „Das schert mich den Teufel!“ rief der französische Verwalter Pacha, der gemeinsam mit dem Agenten der Gesellschaft Maudurier die endlose Peinigung überwachte. Noch neun Stunden lang wurde die Tortur fortgesetzt. Zwölf Stunden lang, von 8 Uhr morgens bis 8 Uhr abends hat das wahnsinnige Kreisen um das Verwaltungsgebäude gedauert.

Nach dem eignen Bericht eines Beamten der Gesellschaft wurden bei einer Repressal-Expedition über tausend Menschen, darunter viele Frauen, getötet. Die Soldaten hatten den Befehl bekommen, die abgeschnittenen Ohren der Ermordeten als Nachweis erfolgreicher Tätigkeit an den Kommandanten abzuliefern. Die Dörfer wurden verbrannt, die Landkulturen vernichtet! — Wurde wirklich einmal ein Verfahren wegen der entsetzlichen Grausamkeiten und dummen Verwüstungen eingeleitet, so zeitigte es niemals auch nur die geringsten Ergebnisse.

Im vorigen Jahr waren die Einwohner eines Dorfes dem Befehl, ihre Heimstätten und Anpflanzungen zu verlassen und sich an einer bestimmten andern Stelle anzusiedeln, nicht nachgekommen. Am 21. Oktober 1926 wurden daraufhin vier Soldaten und ein Unteroffizier in das Dorf geschickt. Aus allen Ortschaften, die die Soldaten auf ihrem Wege passierten, nahmen sie je zwei Männer, die sie mit Ketten fesselten, mit. Am Ziel angekommen, wurden 12 Männer an Bäume festgebunden, und nun schossen die Soldaten darauf los, bis nur noch ein Haufen Menschenfetzen übrig blieb. Darauf wurde ein Blutbad unter den Frauen angerichtet. Endlich sperrten die uniformierten Ungeheuer fünf kleine Kinder in eine Hütte und zündeten sie an, so daß die armen Geschöpfe bei lebendigem Leibe verbrannten.

Genug!! Genug? Es ist nur ein winziger Bruchteil der Tatsächlichkeit.

Und daran will sich der Deutsche durchaus wieder beteiligen! Nicht der gutherzige Bürger in der Heimat natürlich. Der Soldat, der Angestellte, der Gekaufte, alle, die im Solde der Regierung und der Gesellschaften hinübergehen. Doch das ist Haarspalterei. Grade der gutherzige Bürger in der Heimat beteiligt sich an den furchtbaren Grausamkeiten. Er ist schuld daran, wenn die Möglichkeit zu kolonialen Greueln für Deutschland wieder bestehen wird. Er ist nicht eingetreten für ein reinliches europäisches Deutschland, er hat den Verlockungen nicht widerstanden, die Usurpation nicht verhindert. Prestige stand ihm höher als menschliche Würde. Er will Kolonien. Er stimmt für Kolonien. Also stimmt er für die

Schmach, die André Gide beschreibt. Oder wird es anders sein?

Das Herz des Europäers ist nicht zuverlässig. Was er an Brutalität in der Heimat für unmöglich hält, wird in den Kolonien Selbstverständlichkeit. Deshalb ist es ein bewußt oder unbewußt verlogenes Argument, daß man Kolonien haben könne, ohne sich an den Bestialitäten zu beteiligen. Die Engländer, die Holländer, die Deutschen, die Portugiesen, die Franzosen, alle haben ihr schwarzes Kolonialkapitel. Niemand ist Herr über die Lust an Blut und unbeschränkter Gewaltherrschaft, die die Atmosphäre der Kolonien entfesselt.

„Die Verhältnisse in den Kolonien sind mit europäischen nicht vergleichbar. Man ist oft gezwungen, rigoros und grausam vorzugehen," ist ein beliebtes Wort der ‚Kenner'. Das ist aber nicht die anständige Konsequenz. Die lautet: Hände weg! Hände rein halten!

Die Schweiz und Hindenburg von Ignaz Wrobel

Im Schweizer Nationalrat zu Bern hat der Sozialdemokrat Schmid den Bundespräsidenten Motta zur Rede gestellt, weil der bei einer offiziellen schweizerischen Veranstaltung gesagt hat, Hindenburg lebe im Bewußtsein des deutschen Volkes wie ein Heros der Legende fort. Der Sozialdemokrat, so sagen die deutschen Berichte, bestritt dem Bundespräsidenten das Recht, durch solche Sätze die Gefühle eines großen Teiles des deutschen Volkes, das über Hindenburg denn doch anders dächte, zu verletzen. Motta verteidigte sich wenig geschickt, und, so sagen die deutschen Berichte, „der Sozialdemokrat ging nun sogar so weit, davon zu sprechen, daß Hindenburg eine stark umstrittene Persönlichkeit sei. Noch schlimmer wurde die Sache, als der sonst sehr gemäßigte Sozialistenführer Graber eine Unterscheidung zwischen dem Reichspräsidenten Hindenburg und dem Generalissimus der deutschen Armeen im Weltkriege aufstellte, der trotz allem für gewisse Scheußlichkeiten des Krieges die Verantwortung trägt und den als Held zu feiern vom schweizerischen Bundespräsidenten ein starkes Stück war." Motta entschuldigte sich damit, daß er Hindenburg neben Foch und Joffre stellte, was offenbar als Lob gedacht war.

Wir danken dem tapfern schweizer Sozialdemokraten, daß er, ein Vertreter von Arbeitern, gegen den Hindenburgrummel aufgetreten ist — seine Parteigenossen, die im deutschen Vorstand der SPD sitzen, sind von solcher Tapferkeit weit entfernt; es muß dazu wohl erst ein Ausländer kommen. Bundespräsident Motta hat durch seine Rede weite Teile des deutschen Volkes verletzt. Das Schaumwasser der Begeisterung wird ja um den achtzigjährigen Geburtstag des Präsidenten besonders hoch spritzen; da mag denn angezeigt sein, einmal zu untersuchen, wer zur Zeit Präsident der deutschen Republik ist.

*

Wilhelm der Zweite hat von den Tugenden und Lichtseiten des alten Preußen nicht viel übrig gelassen. Sein billiges Ko-

mödiantentum, seine Fahrigkeit, sein mangelnder Fleiß und seine Maulfertigkeit fielen in eine böse Zeit: der industrielle Aufschwung des deutschen Volkes brachte keine Stärkung der Charaktere mit sich — sie beeinflußten sich gegenseitig, dieser Kaiser und sein Volk: und so entstand jener Typus vom Commis-Untertan, einem nach unten sadistischen, nach oben masochistischen Gebilde, das sich vor andern Völkern vor allem durch seinen Phantasiemangel Leidenden gegenüber auszeichnete. Die Leute taten das, was sie ihre „Pflicht" nannten — aber sie ließen sich ihren Dienst teuer bezahlen: bezahlen mit kritiklosem Gehorsam, mit Kadavergehorsam, mit tierischem Ernst, auf den ihre Eitelkeit ein Glanzlicht setzte — und mit jener vollkommenen Ideenlosigkeit, die immer und überall nur den Apparat sah.

Paul von Hindenburg war von diesem wilhelminischen Geiste viel weniger angekränkelt als seine Berufskollegen im allgemeinen. Er wurzelte eher in der Zeit des „alten Herrn", in der Atmosphäre von Sachlichkeit und persönlicher Bescheidenheit, die man dem Einfluß Wilhelms des Ersten zugeschrieben hat. Auch hier eine Abkehr vom Geiste, aber die war wenigstens prätentionslos, still, leise — es waren getreue Kärrner, die da ihren Karren schoben.

Gegen den Offizier Hindenburg wäre an sich nicht viel zu sagen gewesen — was sie im Kriege mit ihm gemacht haben, wissen wir alle, und selbstverständlich ist diese Unterscheidung „Präsident" und „Generalfeldmarschall", die da zum Entsetzen der deutschen Demokraten in der Schweiz vorgenommen worden ist, zutreffend. Es geht nicht an, einem Verwaltungsbeamten, der fälschlich heute noch mit dem altmodischen Wort „General" bezeichnet wird, zuzujubeln, wenn er gesiegt hat und dann, aber nur dann, zu erklären: Ja — er war der Kopf; die andern haben nur seine bedeutenden Einfälle realisiert und Befehle befolgt. Wenn man schon dieser Meinung ist, die mir strittig zu sein scheint, muß man sie auch dann anwenden, wenn der Feldherr seinen Krieg so verloren hat wie Hindenburg. Nimmt man die Siege für ihn in Anspruch, so dürfen die Opfer sich auch an ihn halten, wenn sie sich von der Soldateska so geschädigt glauben, wie etwa die Franzosen und Belgier im besetzten Gebiet, wo beim Rückzug auf die Siegfried-Linie von den Deutschen geradezu bestialisch gehaust worden ist. Das haben wir nicht vergessen.

Der Soldat Hindenburg könnte bei Seite gestellt werden, wenn außerdem noch etwas andres da wäre. Als er sich damals zur Ruhe setzte, hätte auch der schärfste Pazifist ihn nicht in den Streit zu ziehen brauchen — er gehörte der Kaste der Berufsoffiziere an, die für uns nichts Glorioses an sich hat; die Idee des imperialistischen Krieges war zu bekämpfen, die Person eines alten Mannes konnte füglich aus dem Spiel bleiben.

In dem Augenblick aber, wo der reaktionäre Teil der Deutschen sich einer durch Kriegs-Pressekonferenzen und die niedrige Taktik des Herrn Nicolai infiltrierten Popularität bedienten, um ihre Geschäfte mit einer Firma und mit einem Namen zu machen, kam alles darauf an, ob der alte Herr das mit

sich geschehen ließ oder nicht. Es gelang dem Flottenverderber Tirpitz, Herrn Hindenburg umzustimmen, er nahm die Kandidatur an, vielleicht aus jener echt preußischen Idee heraus, daß es ein „Dienst" sei, zu dem man ihn abkommandiere... Von diesem Augenblick an war er eine politische Persönlichkeit geworden, und nun durfte man sich mit ihm befassen.

Die braven Deutschen, die heute Zeter schreien, wenn ein schweizer Arbeiterführer den Mut aufbringt, die Wahrheit zu sagen, haben sich mit ihm befaßt. Etwas Kläglicheres als ihr damaliger Wahlkampf ist kaum denkbar — aber immerhin lese man heute ein paar Leitartikel nach, die damals für den Präsidentschaftskandidaten Marx geschrieben worden sind —: sehr viel schärfer konnten diese ehemaligen Gefreiten und Reserveoffiziere nicht schreiben. Für einen Wahlkampf war es eine Kinderei — für ihre Verhältnisse war es allerhand. Heute soll das alles nicht mehr wahr sein?

Weil Hindenburg den Eid, den er der Verfassung geschworen, gehalten hat, ist er für sie bereits das Palladium der Demokratie, der Republik, des Fortschritts, des neuen Deutschland. Davon ist keine Rede.

Ich spreche nicht einmal davon, daß es einer gewissen Komik nicht entbehrt, wie dieselbe Person von Stahlhelmern und Reichsbannerleuten mit gleich starkem Hurra begrüßt wird; jede Partei ist fest überzeugt, daß sie den richtigen Helden akklamiere und daß die andre nur Staffage sei...

Man braucht nur die Gesichter der empfangenden Gehrocksherren, der Magistratsbeamten, der Offiziere und der „Spitzen der Behörden" in den einzelnen Ländern sehen, um genau zu wissen, was die Glocke geschlagen hat. Das Deutschland, das diesen Präsidenten feiert, mit stramm zusammengeschlagenen Hacken, mit gedrilltem Kinderspalier, mit der alten Ehrfurcht vor der alten Uniform, die der Präsident nach vollem ius noch heute trägt, dieses Deutschland ist ebenso umstritten wie der Gefeierte.

Es ist das selbe Deutschland, das sich eines Tages diesen Krieg holen mußte, man spielt nicht mit seinem Schicksal. Es ist das selbe Deutschland, das Unterordnung haben will, wo andre Zusammenarbeit wünschen; das auf allen Gebieten des täglichen Lebens seinen „Siegfrieden" braucht, das sich „durchsetzt", und das nie verstanden hat, daß sogar ein imperialistischer Sieger aus Lebensklugheit den Gegner nicht niederknüppelt. Von sittlichen Grundsätzen schon ganz zu schweigen.

Das Gefühl des Schweizers war richtig. Herr Stampfer wird dreihundert Jahre alt werden, ohne jemals einen solchen psychologischen Scharfblick sein eigen zu nennen. Der Mann ist umstritten, weil seine Schildträger von breiten Schichten der Deutschen abgelehnt werden. Nicht er — seine Leute scheinen uns ein Verderben.

Deren moralische Leitsätze haben den Horror einer Welt gebildet, die in allem uneins war, aber einig in einer Sache: in der Ablehnung gegen das, was die Leute fälschlich „Preußentum" nannten. Die Sucht, aus Feigheit und Bequemlichkeit,

also aus Lebensuntüchtigkeit, das Leben vorher durch auf-oktroyierte Bestimmungen zu „fassen"; die Ambition, nicht nur eine verletzende Überlegenheitspose zu markieren, sondern sie auch anerkannt haben zu wollen; die falsche Ordnung fürs Auge; die Verlogenheit, die aus einem Betriebsfunktionär einen Gott machte und für ihn, um des einmal erteilten Ranges willen, bedingungslose Unterordnung forderte — solche Vergewaltigung des Lebens begeht man nicht ungestraft. Der deutsche Körper wand sich in Qualen, verzuckte und verstummte. Von jenseits der Grenze kam Hohn zurück, Haß, Verachtung und scharfe Ablehnung. Die instinktive Abneigung, die der so beschaffene Deutsche gegen das Ausland hatte, beruhte auf dem ganz richtigen Gefühl, daß diese Leute da „nicht Order parierten", daß es Zigeuner seien, Kerls, die keine richtige „Ordnung" kannten... Desto unumschränkter war dann die Herrschaft auf dem Gutshof und im Bergwerk.

Ein Tyrann macht viele.

Ein solches System züchtete Wachthunde, ein kläffendes Korps von kleinen Kaisern, kleinen Generaldirektoren, kleinen Neros, die jeder in seiner winzigen Stellung den Großen erfolgreich nachahmten und dadurch das deutsche Leben zu einer Hölle machten. Wenn sie nur brutal waren, ging es noch an. Grauslich aber, wenn sie theoretische Unterlagen zu ihrem Tun suchten und fanden; wenn sie sich eine Ideologie konstruierten, die ihre Pfeiler im Fressen und in der Knute hatte und die sich sanft gab, kirchlich, und wenns hoch kam, auch lyrisch. Ihr vollendeter Ausdruck war der Männergesang.

Wenn in dieser preußischen Ebene eine Masse vorkam, so war sie stets Staffage für irgend ein glitzerndes Ding, das sich vor der Front als Individuum aufspielte, ohne es zu sein. Masse war das Gemeine an sich, gut genug, Einen dadurch zu heben, daß er vor ihr stand. Und es gelang oft genug, dieser Masse einzureden, daß solches Treiben dem Spalier zur Ehre gereiche. In kleinern Gruppen durften sie dann mit andern Masse und Herr spielen, was sie auch taten.

Von Güte; von Herz; von dem, was das Leben lebenswert macht; von tiefem Verständnis für das Irrationale war in diesen Kreisen nichts zu merken und ist nichts zu merken. Man sehe sich daraufhin diese Strafrichter an, einen großen Teil der Gefängnisbeamten, der Soldaten und der ihnen angegliederten herrschenden Kaufleute — man tue einen Blick in diese Gesichter, und man weiß auf Anhieb: hier gibt es keine Verständigung. Es ist eine andre Welt.

Eine, die im besten Begriff ist, Deutschland wieder in dieselbe Situation zu hetzen, in der es ausgeblutet, ausgehungert, halb verkommen ist. „Deutschland", hat Karl Kraus einmal gesagt, „Deutschland, die verfolgende Unschuld".

*

Wenn der Generalfeldmarschall von Hindenburg, den sie zum deutschen Präsidenten gemacht haben, seinen achtzigsten Geburtstag feiert, wirds hoch hergehn. Seine besten Anhänger, die Mitläufer, werden ihn feiern, daß es nur so raucht. Sie, die sich den etwaigen Folgen ihrer politisch sinnlosen

Angst schon durch Beziehungen zu entziehen wissen; sie, denen der Drill so tief in den Knochen sitzt, daß sie die theoretische Ablehnung der moralischen Grundsätze ihres Verehrungswürdigen schon als Sakrileg empfinden — sie haben sich erst eine historische Größe zurechtgemacht, um nachher gebildet vor ihr zu erschauern. Deren Ablehnung bedeutet Ablehnung ihrer selbst; daher das Zusammenzucken der so fein empfindenden Männer, wenn jemand zupackt und sagt, was ist. Die Wahrheit über den Krieg, über die Kriegsschuld, über die verruchte Kriegführung, die sinnlos, für den Pour le Mérite, Zehntausende geopfert hat und sinnlos Grausamkeiten über Zivilisten hinstreute, wo es auch mit Milde abgegangen wäre — die Wahrheit über Deutschland: das ist für diese Mitläufer der frechsten Reaktion, von der sie verachtet wird, dasselbe, wie wenn ihnen jemand Asche auf die Klavierdecke streut. Das tut man nicht.

Hindenburg ist für uns weder ein Heros der antiken Legende, noch ein verehrungswürdiger Mann. Wenn schon hier Legenden gesucht werden sollen, so mag man die in den Kriegsberichten der Obersten Heeresleitung suchen. Der schweizer Präsident Motta hat sich vergriffen.

Hindenburg bleibt für die Frauen und Mütter der im Kriege Gemordeten, für die Opfer der Arbeitslosigkeit und Aussperrungen, für die Zermalmten in den Gefängnissen und Zuchthäusern der Repräsentant nur eines: Repräsentant einer Lebensanschauung und einer Geistesrichtung, die wir nicht wünschen.

Schutzmann von Arnold Weiß-Rüthel

Ich bin der Schutzmann Franz Josef Aumüller zwei.....,
außer und in Dienst: Büttel.
Im Geiste, halten zu Gnaden, bin ich überall mit dabei,
wenigstens zehnmal im Tag
juckt mich der Gummiknüttel.
Zehnmal im Tage fühle ich das Bedürfnis: einzuschreiten!
Jedes unbürgerliche Gesicht
reizt mich zum schmissigen Hieb...
Aber — ich lasse mich grundsätzlich zu gar nichts verleiten,
ich habe die Vorschrift
und meine Montur sooo lieb...
Aber: will es die Sache
und wollen es höchste Instanzen —
mort de ta vie! dann passiert ein Malheur, element!
Dann haue ich einem solange
auf Schnauze und Ranzen....
bis mich die kaiserliche Republike zum Oberbüttel ernennt.
Ich bin Sadist!
Aber Frauen lassen mich kalt —
außerdem bin ich natürlich nur dienstlich Sadist.
Mein innigster Traum ist:
ein oberster Staatsanwalt,
der für die sofortige Wiedereinführung
der amtlichen Prügelstrafe ist.

Der Würzburger Studententag von Willi Niederland

Die Organisation klappte tadellos. Kein Wunder. Die Manager, meist alte Semester, haben jetzt schon bald ein Dutzendmal die Sache durchprobiert. Übung macht zwar keine Meister, sondern nur geschickte Handlanger. Aber grade die stehen bekanntlich zurzeit höher im Kurse.

*

Die Straßen und Plätze von Würzburg sind reich beflaggt. Am reichsten die Gasthäuser. Vor dem Portal des Tagungssaals hat man eigens Fahnenmasten aufgestellt. Aber man hat auch da gelernt. Noch beim vorjährigen Studententag in Bonn kämpfte man hitzig um Schwarz-Weiß-Rot und Schwarz-Rot-Gold. Hier sieht man weder das eine noch das andre. Man hat auf den Kampf zugunsten eines „sachlichen" Philistertums verzichtet und an Stelle der alten oder neuen Reichsfarben, die ja doch trotz alledem je nachdem eine Macht, eine Tradition oder eine Idee, also immerhin Etwas repräsentieren, flattern würzburger, fränkische und bayrische Fahnen zusammen mit einigen Dutzend sonstigen Wald- und Wiesenfahnen unbekannter Herkunft spießig im Winde. Jedem Verein seine Vereinsfahne. Heute noch; in zehn Jahren läuft vielleicht schon jeder mit seiner eignen Haus-, Hof- und Privatfahne umher...

*

Auftakt. Trommelschlag und Trompetenklang. Vom Bahnhof holt man die Fahnen der Studentenregimenter ein, die bei Langemarck in den Tod marschierten. Unsagbar schmerzlicher Anblick: Die zerfetzten, zerschossenen und versengten Fahnen, stumme Zeugen grausigen Kriegsgeschehens, und um sie herum festliches Menschengewimmel, farbenprächtige Studentenmützen, buntbewegtes Treiben. Unter frisch-fröhlichen Klängen der Musik. Und dafür faulen draußen die toten Leiber, die diese Fahnenstümpfe trugen?

Die jüdischen und paritätischen Verbindungen hatte man zu diesem Empfang nicht geladen. Auch bei der Enthüllung des Gedenksteins für die gefallenen Studenten sprach nur der katholische und evangelische Geistliche. Der gefallenen jüdischen Studenten wurde nicht gedacht. Eine Eingabe der jüdischen Korporationen, auch einen jüdischen Geistlichen zu Worte kommen zu lassen, hatte man unter nichtigen Gründen abgelehnt.

Im Sitzungssaal gibt es viele, die aussehen, wie frühere preußische Leutnants — in Zivil. Viele zerhackte Gesichter und vernarbte Wunden. Wohl zu verstehen: Es ist die „Nachkriegsgeneration", die hier tagt; die Narben stammen nicht vom Feind, sondern vom Fechtboden.

Kleines Rechenexempel: Anwesend waren 162 stimmberechtigte Hochschulvertreter. Davon waren 120 Mann korporiert und von diesen 120 gehörten 98 schlagenden Verbänden an. Also 75 Prozent aller mit Sitz und Stimme sind Korporationsstudenten und davon wieder fast 90 Prozent „schlagend".

Es scheint, daß man bei der Wahl der Vertreter mehr die Kraft des Biceps als die des Gehirns berücksichtigt hat.

*

Die Opposition? „Dann schon lieber sitzen bleiben und gar nichts tun," heißt es mal irgendwo. Liebe Minderheit, es sei dir alles zugestanden: Die verschwindende Zahl, die geschlossene Front der Gegner, der Kampf auf verlorenem Posten — alles, wofür du nicht kannst. Aber... aber.

In der Verfassungsfrage, der entscheidenden Frage dieses Studententags, fährt die Opposition zuerst schweres Geschütz auf. Eine wortschwere Interpellation wird eingebracht, die „durch die Geschwollenheit des Ausdrucks, die sehr an die der Völkischen er-

innert, diesen sofort verständlich ist, was auch der Zweck ist". (‚Fränkischer Volksfreund' vom 19. Juli). Alsdann besteigt als Führer der Minderheit Herr Juda-Frankfurt das Podium, dankt zunächst in bewegten Worten der Versammlung für die bisher gezeigte „Sachlichkeit" — manche freuen sich schon über „Sachlichkeit", wenn man ihnen mal ausnahmsweise nicht die Rippen einschlägt — und fängt an, faule Witze zu machen. Er erzählt das und das, „meine ich nur ironisch" und „wir möchten alle mal" und „wenn ich Antisemit wäre", flicht wohl auch ein paar platonische Feststellungen über 12.000 jüdische Kriegsgefallene etcetera ein und quittiert im übrigen bei jedem gelungenen Witz offensichtlich gern das dröhnende Gelächter der Bemützten. Als er abgeht, herrscht im Saale fröhliche Heiterkeit; man freut sich offenbar, daß die Minderheit, die man wohl für stachliger und erbitterter gehalten hat, sich so gut in ihre Lage zu schicken und dabei noch so gute Späße zu machen weiß. Als eine weitere Oppositionsrednerin, Fräulein Preske-Freiburg, zu sprechen beginnt, wird sie schon im Voraus mit ironischem Beifall begrüßt und man ist baß erstaunt, wie die tapfere junge Dame im Gegensatz zu ihrem „Fraktionschef" den Herren ein paar recht deutliche Wahrheiten sagt. Aber der Ernst ist ein für allemal dahin und auch die scharf ins Zeug gehenden Minderheitsvertreter Ollendorf-Berlin und Drexenius-Hamburg bemühen sich ernsthaft, aber vergeblich, gutzumachen, was beim ersten entscheidenden Anlauf verloren gegangen ist.

Man hört, Herr Juda sei ein großer Sportheld innerhalb der Studentenschaft. Es scheint, als ob auch die Minderheit bei der Vertreterwahl in erster Linie die Kraft des Biceps berücksichtigt hätte.

*

In der Schlußabstimmung wurde die Resolution der Völkischen mit überwältigender Mehrheit angenommen. Es zeigte sich, daß die Minderheit, ich glaube, über kaum 10 Mann, verfügte. Die gesamte Presse lobt die „Sachlichkeit" der Verhandlungen. Du lieber Himmel, man war ja doch sozusagen unter sich, fast völlig eins; wohl ein paar fremde Elemente dazwischen, aber schließlich will man doch auch ein bißchen Abwechslung bei all den nüchternen Beratungen. Sachlich? Ja, warum in aller Welt nicht sachlich, wenn man so gut wie einig ist?

*

Gradezu belustigend, freilich mit einem recht peinlichen Beigeschmack, ist die Stellungnahme der großen demokratischen Presse zu dem überwältigenden Sieg der völkischen Richtung in der deutschen Studentenschaft. Das kommt davon, wenn man alle Nase lang von bedeutenden republikanischen Eroberungen auf den Hochschulen zu berichten weiß und stets den bestehenden republikanischen Gruppen eine lächerlich übertriebene Bedeutung beimißt. Das ‚Berliner Tageblatt' vom 20. Juli (Nr. 339) versieht die Nachricht vom Ausgang des Studententags mit folgendem Kommentar: „Nach dem Verlauf des Würzburger Studententags muß es überraschen, daß in der Kardinalfrage der ganzen gegenwärtigen Hochschulpolitik schließlich eine Entscheidung gefällt werden konnte, die inhaltlich ebenso intransigent wie herausfordernd in der Formulierung ist. Es scheint, daß die Verweisung des wichtigsten Problems in die letzten Verhandlungsstunden die Wirkung gehabt hat, daß die Opposition ermüdete und schließlich ganz des Feld räumte; anders ist die Tatsache nicht zu erklären, daß der Beschluß nur gegen eine ganz verschwindende Minderheit angenommen wurde."

Das ‚B. T.' ist also so gut über die Verhältnisse in der deutschen Studentenschaft informiert, daß es über die jetzige Entscheidung „überrascht" ist und die Ursache für die Niederlage darin zu erblicken glaubt, daß „die Opposition ermüdete". O sancta Simplicitas!

Es scheint, daß auch der Informationsdienst Hugenbergs besser arbeitet als der unsrer demokratischen Presse.

Kampen von Hermann Kasack

In diesem Jahr fährt man also nicht mehr über Hoyerschleuse mit dem Schiff nach Sylt, sondern bleibt im Eisenbahnwagen sitzen, der von Berlin bis Westerland über den neugebauten „Hindenburg-Damm" rollt. Prospekte, Inserate verkünden: „quer durch die Nordsee", nun es geht bloß durchs Watt, das am Damm schon erheblichen Schlick ansetzt — aber immerhin. Von Westerland weiter mit der altgewohnten Inselkleinbahn über Wenningstedt nach Kampen, auf der Strecke nach List. Vielleicht ists nur Einbildung, aber es scheint, dieser Bahndamm nimmt der Insel einen guten Teil ihres isolierten, weltabgeschiedenen Charakters: man fährt in diese nördliche Insellandschaft, ohne sie sich rechtmäßig zu erobern. Man spürt, unsympathisch genug, das Unmittelbare solcher Verbindung mit dem Festland: bald wird jedermann hier anrollen. Man bleibt jetzt innerhalb des Reiches von Berlin. Nun: Stölpchensee (mit dem vergessenen Ullsteinbuch) und Grunewald (mit dem vergessenen Butterbrotpapier) ist es noch nicht. Und wer die Möglichkeiten der Seekrankheit riskieren will, kann noch immer von Hamburg über Helgoland mit dem Schiff fahren.

Wirtschaftlich ist der Damm gewiß von Vorteil. Er verbilligt die Transporte, gewährt nahen weekend-Ausflüglern raschen Inseleinlaß, ermöglicht schnellere Postverbindung. Auch eine strategische Bedeutung steht außer Frage. Existriert doch in List, der Nordspitze Sylts und Deutschlands, eine Militärstation für Wasserflugzeuge, eine Befestigungsanlage, deren Betreten durch Stacheldraht und Verbotstafeln jedem spaziergehenden Besucher untersagt ist. Wie gesagt: Hindenburg-Damm. Jedenfalls entspricht er den Bedürfnissen unsrer Kultur, den Bedürfnissen eines Modebades wie Westerland; Kampen war keines, aber es nähert sich auch bereits bedenklich dem Komfort.

Siegfried Jacobsohn liebte das primitive, abgeschiedene, der strengen und harten Landschaft entsprechende Kampen. Er verabscheute den Dammbau. Dann wird man noch weiter fliehen müssen, sagte er. Aber er hätte sich wohl von Kampen, wo er viele, wohl die beste Zeit seines Lebens zugebracht hat, kaum trennen können. Sein Gesicht gehörte hierher. Sein Wesen, seine Erscheinung. Er hatte etwas von einem Patriarchen der Insel. Früher ist er ein häufiger Gast gewesen, 1919 kaufte er sich ein altes Friesenhaus im Ort, und dort hat er immer von Mai bis September gewohnt. Obwohl es für Sommerfrischler meist nur zwei Monate „schön" ist. Ihm wars die zweite Heimat. Nur im letzten Sommer blieb er fort, erschien erst im August, fuhr nach einigen Wochen ab: Bleiben Sie gesund über den Winter! sagte er diesem und jenem Dorfbewohner. Und: Auf Wiedersehen im nächsten Frühjahr! Es war das letzte Mal. Ihm blieb erspart, seine durch den Bahndamm entstellte Insel zu betreten.

Kommt das Gespräch mit Einheimischen auf S. J., sagt jeder zum Schluß: Doch, er fehlt hier. Wir hatten ihn eigentlich immer gern. — Und er hat sich niemals in die Dorfangelegen-

heiten hereingemischt, sagt der Gemeindevorsteher Niels Kamp, von dem Jacobsohn seiner Zeit sein Haus gekauft hat. — Und viele Gäste hat er uns hergebracht, doch, das hat er, sagt die Wirtin vom Dorfgasthaus „Zum roten Kliff", das seinem Haus schräg gegenüber liegt. S. J. ging selten aus; kommt doch zu mir; nur manchmal saßen wir abends — den „Kurgästen" fern — im „Roten Kliff". Kampens Kurhaus, das abseits vom Ort, näher der Nordsee zu, liegt, mied er. Er haßte mit Recht dieses von eines Teufels Faust aufs Haidegelände hingesetzte Steinbaukasten-Gebäude. Dessen Pächter, Nann, ließ einstmals fragen, warum S. J. nie mehr zu ihm käme. Bestellen Sie ihm, ließ da S. J. sagen, daß ich ein Haus nicht betreten kann, in dem der „Fridericus" ausliegt. (Nicht Werner Hegemanns wichtiges, jetzt bei Hegner in Hellerau in neuer Auflage erschienenes Buch, vor dessen Lektüre sich niemand, der Kulturzusammenhänge kapieren will, drücken darf; nein: die bekannte Zeitung des Antisemitismus war gemeint.) Sollte, wie mir erzählt wird, fuhr Jacobsohn fort, der „Fridericus" kostenlos ins Kurhaus geschickt werden, so besteht noch keine Veranlassung, ihn mit andern Zeitungen auszuhängen. Dann mag er ihn in den Papierkorb werfen. Und wenn er keinen Papierkorb hat — jetzt mit seiner ganz scharfen Stimme — so bestellen Sie ihm, er könne sich auf meine Kosten einen Papierkorb besorgen lassen; bestellen Sie ihm: auf meine Kosten! So S. J. Ich höre noch den Tonfall.

Von Kampen aus hat S. J. viele Sommer hindurch seine Wochenschrift redigiert. Unter welchen Schwierigkeiten! In seinem kleinen Redaktionszimmer, das er sich, mit dem Blick aufs Wattenmeer, eingerichtet hatte, saß er; manchmal auch in der kleinen Holzlaube, im äußersten Winkel seines Grundstücks. Das wichtigste war der, ja nach Ebbe und Flut ständig wechselnde Kalender der Postzüge. Ein riesiger Plan, an die Tür geheftet. Oft sah man ihn, mit Briefen und Korrekturen über die Dünen zum kleinen Stationshaus laufen, denn jede Verspätung bedeutete 24 Stunden Zeitverlust. Jede Korrektur wurde persönlich erledigt. Handschriftlich jede Korrespondenz. Peinlich exakt. Und es lief wie am Schnürchen. Bewundernswürdig. Erst, als vor einigen Jahren elektrisches Licht in die Häuser Kampens gelegt wurde, und dadurch die Abendsarbeitszeit möglicher wurde, erst da sah man S. J. regelmäßig, wenigstens in den Vormittagsstunden, am Strande. Wir, die wir hier waren, hatten ja Ferien; er nie. Manches Mal, manches Jahr sind wir, von Peter begleitet, über die Haide an die See gegangen, haben uns am Strand getroffen. Nicht heiß genug konnte sich ihm die Sonne einbrennen. Eine gewisse Verachtung hat er auch für uns nur Gäste trotz allem bewahrt: er eben war auf der Insel seßhaft geworden. Manches Jahr, manchen Abend haben wir in seinem Hause gesessen, bei Grog und Kümmel. Immer ließ er sich gern von andern erzählen. Fragend, glücklich im Beobachten, zuhörend. Und dann dröhnte wieder sein herrliches Lachen. Aufgelockert war er, heiter bereit. Wie ein Kind freute er sich an Anekdoten und Späßen. Die Galle blieb im Redaktionsstübchen. Ich habe S. J. fast nie in der Stadt — nur telephonisch, oder

einen Satz lang im Theater — gesprochen, ich sah, ich sehe ihn nur in der Kampner Landschaft. Deshalb, scheint mir, stimmt es hier in diesem Jahr nicht mit dem Aufenthalt. Einmal, so wünscht man sichs noch immer herbei, muß man doch wieder sein Haus betreten, das nun einsam, dunkel, verwaist daliegt. Einmal doch ihm wieder begegnen. Hören Sie nur, Jacobsohn, was es schon wieder gibt; die Wolken dort hinten; der ewigerbärmliche Ostwind; schnick und schnack. Mozart, den S. J. so liebte, das einzige wohl, das er hier entbehrte, Mozarts Musik lebt. Und die Vitalität des Herzens, die Jacobsohn auszeichnete, auch sie: lebt.

Die Natur der großen Dinge, die Landschaft, das Meer, die Winde, die Sandkornberge der Dünen, auch die Zärtlichkeit des dämmernden Watts, alles ist unverändert stark, ist Abbild der reinen Elemente. Die Ortschaft selbst freilich wird vom Fortschritt bevormundet. Zahlreiche Neubauten, einige scheußlich zerstörerisch, andre, die wohl den Zierrat, aber nicht den Charakter des Friesenhauses tragen, eine Mischung von betonter Heimatkunst und Komfort, seelen- und beziehungslos errichtet, für den Blick des Reisenden präpariert: da staunste! Wege, eine neuangelegte Chaussee quer durchs Dorf, auf der Autos und Motorräder höchst überflüssig hin und her knattern; Läden, die sich als Kaufhäuser plakatieren. Das Primitive verliert sich mehr und mehr, ein provinzielles Niveau steigt. Früher war es einsamer, meint man, es traf unsern Lebensnerv unmittelbar. Oder waren wir damals jünger? „Es sind die selben Flüsse — Doch nicht die potamoi", heißts im Gedicht von Gottfried Benn.

Kampen, so empfand mans, immer wieder von neuem überrascht, war nicht nur eine Insel im Raum, war auch eine Insel in der Zeit. Es zwingt einen nicht mehr so in den Bann, so in die Intensität dieser Landschaft, die sonst mit einem Ruck das Gestern abfallen ließ, die Zeit, das Morgen. Am Strand, in den Dünen am Meer, abseits vom Badebetrieb, nördlich zu, da spürt man es wieder, das Strömende, die Freiheit. Das Meer, den mütterlichen Quell der Erde. Dieses Dasein, das überwältigt. Diese Gegenwart der Welt, das Ich. Gegenwart, ein mehr noch als Wirklichkeit: das brennende Brennen im Auge. Mit allem Körper saugt man den Atem ein. Augenblicke, nicht zu vergessen. Aber mitten in der Fülle, mitten in der Pracht und beflügelnden Gewalt der Natur ist es wie ein Abschiednehmen.

In einem zauberhaften Licht strömen die Dünen gegen das Watt leise, leuchtend weiß der Sand in der Ferne von List. Der Zauber währt, auch wenn wir ihn nicht sehen. Tausendfältig die Schattierungen der Natur, unbekümmert um Menschen. Von Menschen höre ich hier und immer, daß jeder meint, der andre störe ihn. Jeder glaubt das Recht auf Glück gepachtet zu haben, auf Vereinzelung. Die Natur besteht in sich selbst. Sie nimmt das Ich auf. Im Auge, gespiegelte Freiheit, bleibt ihre Gegenwart bewahrt. Ich schließe die Augen. Und sehe: neu besteht das Ich, ein Element des Seins, eine Energie, die sich behauptet, ein unbekümmertes Ja, das die Welt rechtfertigt.

Winke für Reisende von Grete Weis

Alle Bücher und alle Aufsätze über das Thema: Publikum und neue Literatur, Malerei, Wissenschaft, Politik — kurz: das Neue haben ein Leitmotiv: die Klage über den Mustopf, in dem das Publikum zur Zeit aufhältlich ist, und aus dem es immer erst übermorgen kommt. Ewiglich und immerdar, solange dieses Thema aktuell ist. Vielleicht existierte diese Frage einmal nicht, als es Gemeinschaft gab, aus der das Geistige organisch erwuchs. Aber das ist wohl schon lange her. Und seit es eine Gegenüberstellung von geistiger Leistung und Publikum gibt, klingt das Lied vom Mustopf. Er scheint also, sobald es sich um Neues handelt, für das Publikum unumgänglicher Aufenthaltsort, Schicksal und Gesetz zu sein.

Ich will versuchen, Ihnen das an einem schönen Beispiel klar zu machen. Die Menschheit — nicht gleich die ganze, sondern die, mit der wir hier zu rechnen haben — also die Menschheit ist ein langer Eisenbahnzug. Der fährt nun durch die Weltgeschichte. Vorn sitzt allemal die schaffende, die geistige Oberschicht, und auf die andern Wagen verteilt sich das Publikum. Die Platzkarten werden einem vom lieben Gott schon in die Wiege gelegt. Sie sind unübertragbar, und Mogelversuche sind nicht ratsam. Es mag wohl für eine Weile hingehen, aber bei der nächsten Kontrolle kommt es doch raus, und man ist der Blamierte.

Stellen Sie sich nun vor: der Zug ist so furchtbar lang, daß er gleichzeitig mehrere Stationen durchläuft. Während also die ersten Wagen längst bei dem Mann mit der roten Fahne sind, der da steht, damit der Zug nicht auf ein totes Gleis fährt, rollen die folgenden noch durch wilhelminische Gefilde, wo auf jedem Wegweiser steht : Herrlichen Zeiten entgegen! Und unsre Mitte passiert erst jene freundliche Station Romantik, in der die Demokratie geboren ward. Was ist sie eigentlich, unsre liebe Demokratie? Eine bürgerliche Wiederholung leutseliger Potentatengesten, mit romantisch sentimentaler Überschätzung des „Volkes", worunter man sich den gottesfürchtigen Handwerker, den knorrigen Bauern, den wortkargen Fischer vorstellt. Und das Proletariat? Ja, das gab es in der Romantik noch nicht. Was geht uns also der Proletarier an! Wir sind fürs Volk.

Verweilen wir noch ein bißchen in diesem Wagen, weils so schön ist. Aber schauen wir mal aus einem andern Fenster: Oho, wie wir vorwärts kommen! Da sind wir ja heute, 1927, bereits mitten im Materialismus des neunzehnten Jahrhunderts. Man schwört auf Darwin und meint Haeckel. Und das zur selben Zeit, wo die Wissenschaft im ersten Wagen bei der Entelechie, der Idee angelangt ist. Aber wie merkwürdig: auch diese Gegend kommt mir nicht ganz unbekannt vor. Sollten wir da nicht schon vor zweieinhalb Jahrtausenden entlanggekommen sein? Welch seltsame Parabeln beschreibt doch dieser Zug!

Übrigens ist er wirklich recht lang. Die letzten Wagen, zum Beispiel, in denen einige Bauerngruppen sitzen, die sind

noch nicht aus Zopf und Barock heraus. Darum findet man hier die Kleidung, die Gebräuche, den Hausrat, die Tänze und Lieder jener Zeit. Alles, was wir fälschlich gewöhnt sind, Volkskunst zu nennen.

Doch gehen wir jetzt einmal zum Künstlervölkchen nach vorn. Da sitzen sie und toben oder weinen, weil nicht der ganze Zug schon ihre Liebe zu Grosz, Benn, Poelzig, Stravinsky teilt. Lauter Gestalten, die noch unterhalb des Horizonts der andern Wagen liegen. Außerdem gibt es offenbar auch noch zwei Horizonte: den Wahrnehmungs- und den Fassungshorizont. Zwischen beiden liegt die mehr oder minder lange Leitung.

Und dann ist jetzt vor Allem Eines zu bedenken: daß selbst die unmittelbar folgenden Wagen soeben erst den Muschelaufsatzkulturkreis verlassen. Auch eine schöne Gegend! In der die wilhelminische Provinz entschieden die Hegemonie hatte. Es bleibt einem spätern Frobenius vorbehalten, die Ausdehnung des Muschelaufsatzkulturkreises, Zusammenhänge und Konvergenz festzustellen. Aus dieser Gegend stammen nun Die, von denen wir erwarten, daß sie uns Publikum sind. Sie sind in Muschelbetten gezeugt, in Plüsch und Troddeln hineingeboren. An ihrer Wiege bliesen gußeiserne Trompeter von Saeckingen, während an der Wand die Schillschen Offiziere die heliogravierte Heldenbrust entblößten. Was Wunder, daß ihnen Hören und Sehen verging und sie nun wie blöde, blind und taub vor dem Neuen stehen. Es hats heute doppelt schwer, das arme Publikum. Das müßt Ihr einsehen. Und Nachsicht üben:

Ihr stammt auch aus der Gegend? Ei gewiß. Aber dafür hat euch der liebe Gott auch in den ersten Wagen gesetzt, sodaß Ihrs stets früher hinter euch bringt als die Andern.

Freilich will es manchmal mich bedünken, daß auch der Eine oder Andre von euch noch einen kleinen geistigen Muschelaufsatz mit sich herumträgt.

Die Wohltäterin von Karl Schnog

Es zeugt gewiß von seltsamen sozialen und wirtschaftlichen Zusammenhängen, wenn man bedenkt, daß Finchen Zehnpfennig aus Düsseldorf am Rhein es war, die die Arbeiter der van der Moehlenschen Werke in Ratibor vor Lohnherabsetzung und Zehnstundentag bewahrte, ja, sogar bewirkte, daß ...

Aber die Sache soll der Reihe nach erzählt und Fräulein Zehnpfennig zuerst einmal vorgestellt werden. Sie war brünett, zierlich, ein wenig bemalt und auffallend gekleidet. Ihr einziger Schmerz war der simple Familienname, der sie in ihrem galanten Beruf empfindlich störte. Darum nannte sich Finchen, leicht variierend: Fiametta.

Das schwungvolle Pseudonym hinderte ihre lockern Berufskolleginnen, oder besser gesagt, Kolleginnen ihres lockern Berufes, keineswegs, sie rheinisch-fröhlich einfach „dat Gröschelche" zu nennen. Das ganze „Aspasia" nannte sie so. Vom Begrüßungsdirektor herab bis zum Boy, Mixer und Stammgäste natürlich auch. Bis ... Und jetzt gehts erst los:

Bis in Düsseldorf die großen Verhandlungen zwecks Gründung eines internationalen Stahlkartells begannen. Da war nämlich was gefällig in den gesamten „Aspasia"-Etablissements: Bar, Diele und Kabarett! Und Alles trug sich, der vornehmen Industriekundschaft wegen „seriös". Naturgemäß auch Fiametta-Finchen. Und sie tat recht daran, wie wir sehen werden.

Machen wir zu dem Zweck einen kleinen Sprung nach Osten. Van der Moehlen, Hauptmagnat des oberschlesischen Industriegebietes, war ein sehr gerissener Kaufmann. So gerissen, daß sein Syndikus zu sagen pflegte: „Der ist ausgekochter als jeder Jurist. Uns Berufsspitzbuben steckt er in die Tasche". — Aufgefordert, sich an der Gründung des Stahltrusts zu beteiligen, hatte er sich einen raffinierten Dreh ausgedacht: Bis zur letzten Stunde wollte er sich ablehnend verhalten und wenig Interesse zeigen. Seinen Arbeitern erhöhte der schlaue Herr Generaldirektor schon jetzt für alle Fälle die Stundenlöhne um ein paar Pfennige. So gab er sich — den zu erwartenden Forderungen seiner Arbeiter vorgreifend — einen Anschein von Humanität und konnte bei den Kartellabschlüssen vielleicht besondere Vergünstigungen für die „Überwindung des Widerstandes seiner hochbezahlten Arbeiter" erlangen und später (unter Berufung auf seine vorherige freiwillige Lohnerhöhung) die notwendigen Reduzierungen der Löhne und Arbeitszeitverlängerungen leichter vornehmen.

Am 5. Februar sollten die Verhandlungen in Düsseldorf beginnen. Am 2. rief er seinen Sohn Hans Joachim (im Werk kurz Hajott genannt) ins Privatkontor und erteilte ihm Instruktionen für seine Reise ins Rheinland. Es waren knifflige Instruktionen, Feldzugspläne für vorsichtiges Zurückweichen und endliche Kapitulation, die vom alten van der Moehlen gründlich erteilt wurden. Hajott war darum heilfroh, als er endlich im Speisewagen saß, nachdem er das väterliche Spesenkonto um einige Tausender erleichtert hatte.

Der Sohn des allmächtigen Oberschlesiers war ein lebenslustiger (wenn auch gegen die Sklaven seines Vaters rücksichtslos-brutaler) Herr. Als er nach seiner Fahrt quer durch Deutschland auch das — dem väterlichen Reich verzweifelt ähnliche — westfälische Industriegebiet durchfahren hatte und ins freundlich-helle Rheinland kam, war seine Seele taten- und abenteuerfroh.

Das Vertrauen des alten Fuchses war auf keinen Unwürdigen gefallen, als er Hajott für die schwierige Mission ausgewählt hatte, denn am ersten Verhandlungstage ging Alles wie am Schnürchen: Als die östlichen Industriellen von der Verhandlungsleitung in aller Form zum Kartell-Beitritt aufgefordert wurden, erhob sich Hans Joachim van der Moehlen und machte für sein Haus Bedenken geltend, indem er auf die exorbitanten Forderungen der oberschlesischen Arbeiter hinwies, die grade in letzter Zeit von den Werken befriedigt worden seien und auf die Schwierigkeit, jetzt wieder Löhne abzubauen und die Arbeitszeit zu erhöhen. Ehe für den Machtbereich seines Mandanten Sonderbestimmungen vorgeschlagen würden,

könnten die van der Moehlen-Unternehmungen dem Kartellgedanken nicht nähertreten.

Daraufhin wurde für den nächsten Tag — dem Tag des allgemeinen Verhandlungsschlusses — eine Beratung des van der Moehlenschen Vorschlags in einer Sonderkommission angeordnet. Das hatte man nur erreichen wollen und Hans Joachim verließ im Vorgefühl des Sieges den Industriepalast und schlenderte angeregt die elegante Königsallee hinunter. In dieser Stimmung kam er zur Gustav-Adolf-Straße und stand plötzlich vor den hellerleuchteten, lockenden „Aspasia"-Amüsierbetrieben.

Er trat ein. An der Bar stieß er auf Fina-Fiamette, die ihn verführerisch anlachte. Nun kann man schon halbwegs anständigen rheinischen Mädchen schwer widerstehn, geschweige den routinierten Künsten einer Donna Zehnpfennig.

Flugs lächelte Hans Joachim wieder. Noch flugser kamen sie ins Gespräch und wenn ein Ratiborer um 2 Uhr nachts einen Blick in die verschwiegenste Ecke der Sektterrasse geworfen hätte, so wäre er verwundert gewesen, den sonst so schroffen jungen Herrn van der Moehlen in solch bacchantischer Laune zu sehn. Der Kopf des künftigen Industriekönigs ruhte im crepe de chinenen Schoß von Fräulein Fina.

Bis zu diesem schönen Augenblick wußte Hajott sich später zu besinnen. Dann verließ ihn die Erinnerung. Und scheinbar auch die Besinnung, denn er konnte der Polizei am nächsten Spätnachmittag nur bis zu diesem Zeitpunkt Auskunft geben und das Äußere des Fräulein Fiametta nur in vagen Umrissen schildern. Und das war sehr schade, weil die muntre Dame mit seiner Brieftasche spurlos verschwunden war und ihn mittellos und mutterseelenallein in einem Stundenhotel am Rhein zurückgelassen hatte.

Die entscheidende Sitzung der Sonderkommission des Kartellausschusses war natürlich längst vorüber, das Nichterscheinen des Herrn van der Moehlen als Absage verzeichnet worden und die Delegierten waren abgereist. Etwas Andres blieb Hans Joachim auch nicht übrig, nachdem er telegraphisch neue Spesen aus Ratibor erhalten hatte.

Die lange Fahrt durch West- und Mitteldeutschland benutzte van der Moehlen junior dazu, sich auszudenken, wie er seinem Vater plausibel machen könne, daß es tatsächlich besser gewesen sei, dem Kartell nicht beizutreten.

Und zu der Zeit, da ein junger Mann mit hochrotem Kopf seinem fassungslosen Vater bewies, daß und warum es richtiger sei, auf größeren Absatz ins rüstungsfrohe Ausland zu verzichten und sich Lohnverringerung und Arbeitszeiterhöhung zu versagen, fuhr ein tüchtiges Mädchen, namens Josefine Zehnpfennig mit voller Tasche und ehrlichsten Vorsätzen über die belgische Grenze.

So kam es, daß die Firma van der Moehlen, Ratibor, nicht in den Stahltrust kam und ein rheinisches Mädchen unfreiwillig zur Wohltäterin oberschlesischer Proleten wurde.

Die Wege des Herrn sind wunderbar!

Neue Bahnen von Morus

Expansion im Orient

Zum ersten Mal seit dem Kriege sprach man in diesen Wochen wieder freundschaftlich-nachbarlich über die deutschen Beziehungen zur Türkei. Es klang noch nicht so vertraut und imposant wie in jener großen Zeit, als jeder bessre Hauptmann einen Bey und jeder General der Südost-Propaganda einen Paschah-Titel versetzt bekam. Aber die Sache macht sich wieder. Wenn auch die Abschaffung des Fez der märkischen Filzindustrie einen schweren Schlag versetzt hat, so kommen doch die Wirtschaftsbeziehungen wieder in Gang. Der deutsch-türkische Handelsvertrag ist endlich in Kraft getreten, und auch in der Frage der alten Türkenschulden ist man einen Schritt vorwärtsgekommen. Zu einem Arrangement mit der türkischen Regierung reichts noch nicht; dazu sind offenbar neun Nachkriegsjahre eine zu kurze Zeit. Aber wenigstens die Gläubiger der verschiedenen Anleihekategorien haben sich untereinander geeinigt, und die Deutsche Bank als oberste Schirmherrin der deutschen Ansprüche konnte wieder in Aktion treten und daran erinnern, daß von der Mauer-Straße aus einmal der Weg nach Bagdad führen sollte.

Mehr als Erinnerungen recht trüber Art sind es freilich nicht, denn die neue Aera der deutschen Expansion im Orient nimmt von andern Stellen ihren Ausgang. Schon hört man von Bergwerken und Zuckerfabriken, an deren Errichtung Deutsche beteiligt sind, die AEG und Bergmann arbeiten in türkischen Städten, Siemens-Schuckert hat sogar eine besondere Tochtergesellschaft in der Türkei begründet, und Junkers baut in Kaisarie eine Flugzeugfabrik. Weitaus die wichtigsten und kostspieligsten deutschen Anlagen sind aber, wie in der Vorkriegszeit Eisenbahnbauten. Während die Deutsche Bank noch mit den Aufräumungsarbeiten und dem Eintreiben der Schulden von anno Helfferich zu tun hatte und sich schon deshalb nicht auf neue Engagements in der Türkei einlassen konnte, haben ihr, wie auf manchen andern Gebieten, die Darmstädter und die Dresdner Bank dort unten den Rang abgelaufen. Es hat hoffentlich der Darmstädter und Nationalbank nichts geschadet, daß ihr Direktor Nadolny, der Bruder des deutschen Botschafters in Konstantinopel ist, und der Dresdner Bank noch weniger, daß ihr Golfmeister, Herbert Guttmann, den italienischen Botschafter in Angora zum Schwager hat.

So können wir denn Herrn Guttmann heute an der Spitze des Bankenkonsortiums begrüßen, das durch die Julius Berger-Tiefbau-A.-G. für 65 Millionen Mark den Türken zwei größere Bahnstrecken bauen lassen will. Allerdings können die neuen Orientpioniere ziemlich unbesorgt schlafen, denn das Reich hat für diesen Zweck eine Ausfallsgarantie von 30 Millionen Mark zur Verfügung gestellt. Sogar ihre zehn Prozent Zinsen und Provision bekommen die Bankstrategen aus Steuermitteln gewährleistet. Die Garantien, zu denen die türkische Regierung sich verstanden hat, sind weit weniger sicher. Sie bestehen einstweilen lediglich in Wechseln der Angoraer Land-

wirtschaftsbank. Wir wollen nicht peinlichere Reminiscenzen an die Finanzwirtschaft der alten Türkei wachrufen, aber wenn man jetzt die deutschen Millionen nach der Türkei hinausziehen sieht, so möchte man zum Abschied das gemütvolle Soldatenlied anstimmen: „Wer weiß, wann wir uns wiedersehen am grünen Strand der Spree!"

Weit schwerer als das finanzielle Risiko scheint uns das politische der neuen Türkenkredite zu sein. In der amtlichen Dokumentensammlung über die auswärtige Politik der Vorkriegszeit sind kürzlich auch zwei dicke Wälzer erschienen, die sich ausschließlich mit den Verhandlungen über die anatolische Eisenbahn beschäftigen. Man kann in den hunderten von diplomatischen Berichten und Korrespondenzen sehr genau verfolgen, wie die deutsche Regierung, vermeintlich nach englischem Vorbild, sich mit immer größerer Selbstverständlichkeit zum Protektor der wirtschaftlichen Eroberungspläne hergab, die der große Georg von Siemens aufgestellt hatte und die sein sehr viel kleinerer Schwiegersohn, Karl Helfferich, dann fortführte. Die Finanziers befehlen, die Diplomaten gehorchen. So etwa, wenn der Bankdirektor Helfferich an den Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt, Zimmermann, am 4. Dezember 1913 schreibt: „Da unsre direkten Verhandlungen mit Dschavid seit letzten Sonnabend ruhen und die Kuh so oder anders vom Eise muß, wäre es im Interesse der Sache, wenn Sie Dschavid recht bald ins Gebet nehmen könnten." Worauf Zimmermann prompt vermerkt: „Ich habe bei meiner heutigen Rücksprache die Interessen der Deutschen Bank ausdrücklich Dschavid Bey gegenüber vertreten." Die Identifizierung des Auswärtigen Amtes mit den Interessen der Deutschen Bank ging schließlich bis in die Einzelheiten. So schreibt der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes v. Jagow an den Fürsten Lichnowsky, den Botschafter in London, am 14. März 1914: „Die persönlichen Informationen, Verquickung der Kabelwünsche mit der Beischehir-Frage erscheint untunlich, da sie auf Kosten der Deutschen Bank ginge."

Einige Tage vor Ausbruch des Kriegs hat dann glücklich die deutsche Regierung von der englischen das Einverständnis zum Bau der Bagdadbahn erhalten. Zur Ausführung ist er nicht mehr gekommen. Die Beys und die Paschahs des deutschen Heeres und ihrer zivilen Verwandten werden nun unerschütterlich davon überzeugt sein, daß wir ohne die grandiosen Bahnprojekte der Deutschen Bank niemals die Türken auf unsere Seite hätten ziehen können. Aber unter den weniger Halbmondsüchtigen herrscht kein Zweifel darüber, daß die imperialistische Politik Deutschlands in Vorderasien eine der Hauptursachen des Krieges gewesen ist. Und deshalb wird man der Neuauflage dieser Politik mit allergrößter Skepsis gegenüberstehen müssen.

Die liberale Schwerindustrie

Wieder ist ein Grundstein in dem stolzen Gebäude unsrer nationalen Weltanschauung locker geworden. Dawes-Plan, Locarno, Völkerbund: alles hatten Rösser und Reisige geschluckt. Aber umso fester verwurzelte sich bei allen Gutgesinnten die

Überzeugung, daß nur die straffe Zucht und die strenge Ordnung nach fascistischem Muster unserm Vaterland zur Blüte und unsrer Schwerindustrie zum Siege verhelfen könnte.

Nicht etwa, daß man gleich putschen wollte, wie zur Zeit Hitlers; das hatte man nicht mehr nötig, seitdem die Rechte die Mehrheit im Parlament besaß. Aber auf verfassungsmäßigem Wege dasselbe Ziel zu erreichen: das war eine Aufgabe, um derentwillen man selbst für die Ufa Geld hergeben konnte. Wieviel Begeisterung hatte noch bei der Vereinigung Deutscher Arbeitgeberverbände im letzten Frühjahr die fascistische ‚Carta del Lavoro' hervorgerufen! Wie himmelte die „Berliner Börsen-Zeitung" allwöchentlich das System Mussolinis an! Die Unterdrückung der freien Gewerkschaften in Italien, das Streikverbot und die Drosselung der sozialistischen Bewegung hatte bei den deutschen Großunternehmern soviel Anklang gefunden, daß sie ganz übersahen, wie auch die italienische Großindustrie und die italienische Hochfinanz sich dem Willen der fascistischen Parteifunktionäre unterordnen mußten.

Der Faschismus hat nämlich längst das Stadium überwunden, wo er als Kostgänger bei den Genueser Reedern, bei den Turiner Fabrikanten und bei den Mailänder Bankiers um Geld betteln mußte. Mussolini hat die Staatskasse fest unter Verschluß, er zwingt die Industriellen, Auslandsanleihen aufzunehmen, um ihnen dann die einkommenden Devisen abzuknöpfen und zur Stabilisierung der Lira zu verwenden. Er braucht auch den Widerstand der Börse nicht mehr zu fürchten und läßt sich obendrein von den führenden Männern der Hochfinanz als ‚Banchiere della Nazione' lobpreisen.

Aber nun, da man in Italien zur Bekämpfung der Inflationskrise darangehen will, die Errichtung neuer Fabrikanlagen zu konzessionieren und damit praktisch die gesamte Industrie unter Staatskontrolle zu stellen, merken selbst die deutschen Bewunderer Mussolinis, daß das faschistische System einen Haken hat. Und schon beginnen sie den heiligen Geist Benito Mussolinis abzuschwören. Die „Deutsche Bergwerks-Zeitung", Barbierbecken der rheinischwestfälischen Schwerindustrie, bemerkt schaudernd, daß Mussolini eine Linksschwenkung vorbereite, und stellt denn gleich gebührend fest: „Die Verwandtschaft des Fascismus mit dem Sozialismus ist ja nicht nur an der Arbeitsverfassung ersichtlich, deren Bedeutung keineswegs in der Verkündung der rechtlichen Gleichstellung der Arbeitgeber und Arbeitnehmer liegt." Die Männer der Schwerindustrie sind aber auch wacker genug, die Konsequenz aus dieser bedrohlichen Tatsache zu ziehen: „Das Experiment mit fascistischer Arbeitsverfassung wird bald die hohe, immer lebendige Bedeutung des liberalen Ideals erweisen."

Kirdorf, Thyssen, Reusch als Hüter des liberalen Ideals — wer hätte das gedacht! Die Deutsche Volkspartei sollte schleunigst die Gelegenheit ausnutzen und mit dem Klingelbeutel ins Ruhrgebiet ziehen. Vielleicht hilft man ihr in Essen aus liberalem Idealismus die Parteikasse wieder auffüllen. Aber die Herren Schatzmeister, müssen sich beeilen; denn lange wird die Aera des Liberalismus in der deutschen Schwerindustrie wohl nicht vorhalten.

Bemerkungen

Auf dem Garnisonfriedhof

Das erste Gebot meines agitatorischen Katechismus heißt: Festnageln! Ich empfehle allen Zielgenossen, dieser Religion beizutreten.

Sonntag vor acht Tagen, in der Hasenheide, legten auf Initiative der eifrigen ‚Arbeitsgemeinschaft entschiedener Republikaner' Vertreter kriegsgegnerischer Verbände schöne Blumenkränze mit guten Schleifentexten auf den Gräbern unbekannter Soldaten, ausländischer und deutscher, nieder; unser Erich Weinert, Bleier, der tapferste der Pfarrer, der so junge wie denkstarke Hans Bayer, Oberst Schützinger, Lehmann-Russbüldt und Andre sprachen. Unter den Andern: der Vertreter der Vereinigung Sozialdemokratischer Studenten; wohlgewachsen äußerte er Wohlgesetztes, Saloppheit würdig vermeidend und streng-beherrscht alle aufgeregte Gestikulation. Symmetrisch ruhten während der Rede seine Hände hinter dem Rücken, die Finger um ein Blatt Papier gedreht; voller Brustton, keine Falte im Sakko; kurz, man hätte ihn für Hochschulring Deutscher Art, gemäßigten Flügel, halten können. Nur der Inhalt des Sermons stimmte nicht dazu; denn er hatte die pazifistische Geleetube aufgedreht, und es floß und floß. Versöhnung, Menschenliebe, das arbeitende Volk und „Nie wieder!". Sehr feierlich, ja innig gelobte er, namens der sozialdemokratischen Studenten, den nächsten Krieg „mit allen Mitteln" zu verhindern. Donner, dachte ich, sollte Der links von Wels, Hilferding, Graßmann, Crispien stehn? „Mit allen Mitteln"? Also Generalstreik, selbst nach Kriegsausbruch? Also Dienstverweigerung? Also Sabotage des Verbrechens? Also Massenerhebung? „Mit allen Mitteln" — was kann dies, falls ernstgemeint, anders heißen als das? Die sozialdemokratischen Studenten, bisher unter Gerümpf von jeder Rotblock-Aktion sich fernhaltend, plötzlich reif zum Eintritt in die Gruppe Revolutionärer Pazifisten? Ich bat daher unmittelbar nach der Feier zwei seiner Kommilitonen, einen pazifistischen (Mitarbeiter der ‚Weltbühne') und einen kommunistischen, beherzte Kerls, sich sofort inquisitorisch auf ihn zu stürzen und ihn zu fragen, ob es denn wirklich wahr sei, daß er jene Mittel billige; aber es müsse ja wahr sein; denn er habe gelobt, den Krieg „mit allen Mitteln" zu verhindern, und ein so seriöser Akademikus dresche doch keine Phrasen. — Man war Feuer und Flamme für die Mission... und überbrachte nach wenigen Minuten das Ergebnis: „Mit allen Mitteln" habe „mit allen aussichtsreichen Mitteln" bedeutet, und unsre Mittel seien nicht aussichtsreich.

Solches geschah auf dem Garnisonfriedhof in der Mittagssonne. Aber die unschuldig von Unschuldigen um nichts Ermordeten drehten sich in ihren Gräbern: vor Ekel und Zorn.

Kurt Hiller

Wiederkäuer

Käut ihr auch manchmal wieder —? Ich für meinen Panterteil kaue. Nämlich so:

Wenn ich ganz allein bin, dann steigen manchmal, wie bunte glänzende Bälle, alte gute Witze in mir hoch, und, „selig lächelnd wie ein satter Säugling" belächle ich sie dann alle noch einmal, ein kindliches Gemüt. Manche haben erst dann die volle Reife, wenn sie ein bißchen abgelagert sind; wenn man sie schon zweimal belacht hat; wenn sie noch einmal auftauchen...

An den letzten, den S. J. noch redigiert hat, denke ich oft; wie Liebermann erzählt, er habe Hauptmann im Tiergarten getroffen und gleich gesagt, er, Hauptmann, wäre so schön. „Er fracht warum. Nu wird er denken, daß ick sahre: Weil Sie so talentvoll sind oder: weil Sie so viel Erfolch

ham. Ick sage: Weil Sie so schön sind, Herr Hauptmann!" Dazu höre ich immer noch den kleinen Mann lachen... Und dann den andern, der einmal vor dem Krieg bei uns gestanden hat; wie da ein Backfisch von sechzehn Jahren seinen lieben Eltern zur silbernen Hochzeit gratuliert hat — der Backfisch und seine zwei jüngern Geschwister. Blumen, Kranzüberreichung, Ansprache in Versen. „Wir nahen uns an diesem Tage — als Kleeblatt, das ihr selber habt gepflückt — wir machten euch beim Bücken viele Plage — denn dreimal habt ihr euch nach uns gebückt." Ja.

Das ist so eine stille glucksernde Freude, die man bei solchen alten Witzen empfindet — das Gesicht glänzt, man muß leise lachen, der Mund wird noch breiter als er von Natur ist. Manchmal denke ich auch an ganze Szenen. So an die unsterbliche im Goldrausch, wo Chaplin an des Abgrunds Rand einherwackelt, auf steiler Felsen Grat, und sich umsieht, ob nicht Gefahr dräut. Nein, dräut keine. Dann geht er weiter — von hinten, aus einer Höhle tappt ein Bär hinter ihm her, er immer weiter, der Bär verschwindet in der nächsten Höhle, der Wandrer sieht sich wieder um, ob keine Gefahr dräut. Es dräut, wie gehabt, keine. Also hat er recht. Ich kann gar nicht sagen, wo dieses Maximum an ästhetischem Vergnügen steckt: in dieser Überhüpfung eines Gliedes der Kette, in der absoluten Ahnungslosigkeit vor der Gefahr — — Für mich ist diese Stelle eine der reinsten Verkörperungen von dem, was man Humor nennt. Er ist eben doch unser Größter, da gibts nichts.

Und manchmal belache ich mich privatim auch noch über die ganz, ganz alten Soldatenscherze („Det mach du man. Die Kaiserin runter von der Elektrischen, Dir 'n paar in die Fresse gehauen, wieder ruff uff die Elektrische — —") — ja, ich schäme mich nicht, zu sagen, daß ich ein paar Freunde habe, mit denen schmecke ich manchmal alte Witze ab — wir machen gewissermaßen eine Schau und reichen uns dies und das. „Kennen Sie diesen hier?" Es ist eigentlich keine Witzeerzählerei — das ist meist schrecklich. Es ist eine wirkliche Weinprobe — ein Nachgießen — ein Klang vom Echo. Wobei es denn keinen, aber auch keinen meiner Generation gibt, der: „Da ist ja auch der Morgenstern — das Schwein!" nicht als besten aller Jahrgänge hoch verehrt.

Die Flasche liegt gleich neben jener... wie da einer in ein rituelles Lokal kommt und sich „gefüllte Milz" bestellt. „Milz ist alle" sagt der Kellner. Da sieht der Gast den Kellner mit feuchten Augen an und sagt ganz leise: „War sie fett —?"

An dem „goldnen deutschen Humor" ist so viel Messing. Laßt uns von Zeit zu Zeit die paar Goldkörner, die im Ledersäckchen ruhen, heimlich herausnehmen, sie betrachten und selig lächeln.

Peter Panter

Ein Handbuch für 70 000 Oberlehrer

Mit sittlicher Entrüstung wird zeitgenössische Literatur verboten, während in Oberlehrer-Bibliotheken die gesammelte und verdeutschte Lotter-Literatur der letzten Epochen des Römischen Reichs gehütet wird. Sittliche Studienräte verbreiten unter sich seit Jahrzehnten den Katalog eines weltbekannten pädagogischen Verlags, der ihnen alles gibt, was wir nicht haben dürften, wenn wir es wollten. Dieser Katalog ist in Form einer „Geschichte der Antiken Literatur" bisher in mehr als siebzigtausend Exemplaren verbreitet worden. Er empfiehlt Autoren, die der Schulverlag für seine Oberlehrer übersetzen ließ.

Man wendet die Seiten des Katalogs. „In der Ära des Dampfes und der Elektrizität", beginnt die Einleitung harmlos und abgedroschen, „ist die eigne Weiterbildung für jedermann, der

nicht in den untern Schichten geistiger Rangordnung verkommen will, zur Notwendigkeit geworden." Die antike Literatur muß der geistige Bestandteil der modernen Bildung werden, um den Deutschen „zum Verächter literarischen Schundes" zu erziehen. „Die Sache hat" — außerdem — „eine eminent praktische Bedeutung". Wäre es nicht „in einer wahrhaft gebildeten Gesellschaft für den Nichtkenner der antiken Literatur ein durchaus beschämendes Gefühl, mit offenem Munde dastehn zu müssen?"

Der willige Leser findet, so vorbereitet, eine Auswahl „namhafter griechischer und römischer Klassiker", die ihn sittlich ertüchtigen sollen. Damit er nicht fehlgehe, wenn er die klassische Literatur sucht, hat man jedem Klassiker eine Zensur gegeben. Die Zensur ist Külzerei, aber eine so raffinierte, daß sie sich in ihr Gegenteil verwandelt — und die enorme Auflage des Sittlichkeits-Ertüchtigungs-Buches erklärt. Die Klassiker sind nach ihrer Eignung für Jugendliche, Frauen und Männer zensiert.

Von den empfohlenen fünfundsechzig Griechen und Römern sind:

„Hausschatz für Jedermann	23
„auch für die reifere Jugend"	13
„nur für Erwachsene"	15
„nur für Männer"	10
ohne Urteil	4

Es ist dem Leser leicht gemacht, sofort die tollsten Schwarten herauszufinden. Die Zensuren sind ausführlich genug, so daß jeder begreift, was er kaufen muß. Juvenal ist zur sittlichen Ertüchtigung „durchaus nur für Männer geeignet". Von seinen „flammenden sechzehn Satiren schildern die sechste und die neunte besonders grell die unbeschreibliche Verworfenheit der römischen Frauenwelt". Die andern Satiren braucht man nicht zu lesen. Lucian, der „dir lachend die Wahrheit sagt", muß gut verschlossen werden. Er ist „durchaus keine Jugend- und Frauenlektüre". Ein Oberlehrer hat ihn wissenschaftlich verdeutscht. Epiktet, der „edlen Charakters war, einfach, milde und bescheiden", ist auch für die reifere Jugend ungeeignet, da selbst die moralisierende Erwähnung von „Schlechtigkeiten" verderblich ist. Man versteht sich.

Gelegentlich ist der Inhalt der „Schlechtigkeiten" ausführlich angegeben. Bei Titius Marcius Plautus, dem „Lieblingsdichter Luthers", wird man seitenlang informiert, damit auch der Schläfrige merkt, was los ist. Eine Fußnote belehrt den Zaghaften, daß Luther Plautus las, als er sich „in die einsame Zelle des Augustinerklosters zu Erfurt zurückzog". Am Familientisch kann man allerdings Plautus nicht lesen. Er schrieb von der Schändung junger Mädchen, von entzückenden Frauen, die man sich auf Reisen kauft, vom „schaurigen Weib", das den „kläglich dreinschauenden Gatten behufs weiterer Rücksprache mit nach Hause nimmt". Was müssen die Oberlehrer für schaurige Erfahrungen haben! Plautus schrieb ferner von jungen Erbinnen, die am Verlobungstage Mutter werden, von „unbezahlten" Mädchen, die man als Vaters uneheliche Töchter entdeckt. Also man versteht sich.

Der Katalog handelt „von der Liebe, jener Leidenschaft, die Herz und Geist gefangen nimmt", und von der sogar Tacitus in so schändlicher Weise berichtet hat, daß man Band 4 und Band 5 seiner Werke in der Ausgabe der Oberlehrer-Bücherei für Jugendliche und Gattinnen verbieten muß.

Wie heißt es in der Einleitung? In einer „wahrhaft gebildeten Gesellschaft" würde man „mit offenem Munde dastehen", wenn man diese antike Literatur nicht kennt. Allerdings.

Momus

Das wahre Gesicht Deutschlands müßten wir doch eigentlich kennen, nicht wahr? — Skelettfunde, Hindenburgparaden, Zollwucher, Erwerbslosigkeit, Vorwärtsredaktion und Gummiknüppel: — ist das nicht ein Ausschnitt deutschen Lebens? —

Nein, das wahre Deutschland sieht ganz anders aus. Um sich genauer zu orientieren, fährt man am besten nach Paris. Da läuft in einem kleinen Kino, unweit der rue de l'exposition, ein deutscher (amtlicher) Propaganda-Film, der sieht ungefähr so aus: Überschrift: das wahre Gesicht Deutschlands. Untertitel: Muskelstarke, frische Arbeiter erzeugen emsig Menschheitswerte. Bild: Fabrikräume der A.E.G. Vergnügt lächelnde Arbeiter in saubern weißen Arbeitskitteln bedienen mächtige Maschinen. Ohne aufzusehen. Nicht ums Verrecken unterlassen sie einen Augenblick lang die Erzeugung von Menschheitswerten. Bis ein kleiner elektrischer Wagen der A.E.G. kommt, beladen mit Milchflaschen. Bollemilch. Dann nimmt jeder eine Flasche, strahlt vor Freude und ruft Prost. (Unterschrift: kurze Arbeitspause). Ein andres Bild: Pause bei den Arbeiterinnen. Die sitzen plötzlich auf einer großen Wiese, weiß Gott, wo die herkommt, trinken Milch und singen fröhliche Lieder. Daß es fröhliche Lieder sind, erfährt man abermals aus dem Text. — Auch für die Schulkinder tut man ein Übriges. Überschrift: die Schule Gedankenstrich Licht Gedankenstrich Luft Gedankenstrich Freude Punkt. Da sitzen kleine rundgenährte Mädchen mit Kränzen auf dem Haar und die Lehrerin sitzt dazwischen und alle freuen sich soooo sehr. — Aber das ist noch nichts. Was tut man denn Sonntags in Deutschland? Sonntags singt man im Chor Lieder. Wußtet Ihr das nicht? Egal singt man Lieder, — dazu werden schneeweiße Turnanzüge getragen und in Abständen machen die Arbeiter Handstand oder schlagen sich gegenseitig auf die Schenkel. Aus nix wie Übermut. — Und dann ..... aber lassen wirs schon. Es ist ein schöner Film. Und die Franzosen waren sehr gerührt. Besonders als das Schlußbild erschien: Singend strömen die Arbeiter aus den Fabrik-Portalen, sintemalen ein Acht-Stunden-Tag vorbei ist. Unterschrift: So sieht das wahre Deutschland aus Punkt Menschen, die arbeiten und im Chor Lieder singen, wollen keinen Krieg Punkt.

Ich überlegte, daß wir zwar vor dem großen Stahlbad auch gearbeitet haben. Aber vermutlich haben wir damals versäumt, rechtzeitig im Chor Lieder zu singen. Und nachher, in Marschkolonnen auf der Landstraße, war es schon zu spät. Und hinter mir überlegte ein kleiner französischer Journalist mit seiner Frau, ob sie ihre diesmaligen Ferien nicht in Deutschland verbringen sollten. Denn das müßte ja ein Paradies an Heiterkeit und Kindlichkeit sein. —

Ist es auch Ausrufungszeichen.

Hans Weber

Der Richter auf Lesbos

Einen neuen Beitrag zur Phänomenologie der Justiz und einen so völlig neuen zur Psychopathia sexualis lieferte kürzlich ein Richter des Amtsgerichts Charlottenburg.

Zeugenvernehmung in einem Scheidungsprozeß, einem von den uferlosen. Der Mann will die Frau partout los sein. Also ein Grund muß her. Viele Gründe mußten schon her. Und wurden bei den Beweisaufnahmen wieder hin. Immer wieder wird ein letztes Pferd aus dem Stall an den Haaren herbeigezogen. Also wird jetzt die verruchte Gattin der Lesbierei geziehen. Warum auch nicht.

Zeugen werden geladen. Irgendwelche. Die Vernehmung geht vor sich. Da donnert der Richter einen der Zeugen an: „Sie sollen ein lesbisches Verhältnis mit der Angeklagten gehabt haben!" Und dagegen ist denn auch vorerst nichts zu machen. In diesem aus sittlich hochstehender Richterbrust grollenden Donner verhallen alle Erklärungen, und selbst des Gegenanwalts indigniertes: „Das behauptet ja nicht einmal der Kläger!"

Diese und dann die nächste Verhandlung, wo der inzwischen

aufgeklärte Amtsrichter jeden Satz mit: „Lesbisch ist, wenn..." begann, waren so hinreißend, daß ich den Guten hätte küssen mögen, wenn ich dadurch nicht in Verdacht geriete, mit der Justiz in lesbischen Beziehungen zu stehen.

Und das fällt — glaube ich — unter Sodomie.

S. Glanis

Bild aus dieser Welt

In Zwickau (Sa.) gibt es ein Gefängnis mit Historie. Schloß Osterstein heißt es — der Gott der Raubritter mag wissen, was für eine Sorte hier einmal zwischen Turm und Graben gehaust hat, bevor das Schloß vor 150 Jahren die Bedeutung bekam, in der man es nun in Verbindung mit Riegeln zu erwähnen pflegt. In Zwickau saßen Bebel und Rosa Luxemburg und in Zwickau saßen auch die Sozialdemokraten, derer die Geßlersche Reichswehr anno 1923 habhaft wurde.

In diesem Gefängnis sitzen nur Gefangene mit längern Gefängnisstrafen. —

*

In Zwickau besichtigten Rat der Stadt und Stadtverordnete das Gefängnis.

Es war schön. Wie es eben in so einer achthundert Jahre alten Ritterburg mit finstern Gängen ohne Licht und Luft sein kann, in der statt des einen Herrn Ritters nebst edeler Gemahlin ein paar Hundert Gefangene gepfercht sind. Ein anständiger Mensch weiß ja heutzutage wohl aus Erfahrung, wie es in einem Gefängnis aussieht, duftet, zugeht.

Zu Ehren des hohen Besuches und um die soziale Art, wie man es nennt: „modernen Strafvollzugs" zu demonstrieren, sang ein Gefangenenchor. Die Leute sahen aus wie Leichen auf Urlaub, keinen Blutstropfen in den Gesichtern. Vorn bei den Tenören stand ein dicker Mann mit einer Hornbrille.

Diese Menschen, in dieser Umgebung, unter diesem „modernen Strafvollzug", sangen zwei Lieder: „Wer hat Dich, Du schöner Wald" und ein andres, in dem vom „frischen Trank auf grünem Gras" die Rede war, der das Schönste sei, was man sich nur denken könne.

In diesem Gefängnis sitzen nur Gefangene mit längern Gefängnisstrafen.

*

Die Stadtverordneten von Zwickau fühlten sich sehr beeindruckt.

„Schön, was .....?"

Dann gingen sie zu Bier.

Walther Victor

Olla podrida

Sklavenzucht?

Im Anschluß hieran sprach der Präsident der Handels- und Industriekammer Elbing, Kommerzienrat Dr. h. c. Komnick. Er verwies auf den Unterschied zwischen dem Osten und dem Westen. Sie sehen hier wenig rauchende Schornsteine, dafür aber viele grünende Wiesen und Ackerfelder. Ostpreußen ist die Kornkammer des Reiches. Darüber hinaus liefern wir jährlich junge, kräftige Industriearbeiter nach dem Westen, die wir mit großen Kosten großgezogen haben.

Königsberger Hartungsche Zeitung

Piepenbrinck kritisiert die Weltwirtschaft

Sie saßen in Genf, sie sprachen in Genf: die Salzsieder der Weltwirtschaft. Aber politisch schied sich das weltwirtschaftliche Salz schon wieder in Chlor und Natrium. Jenes bleicht aus. Dieses entzündet sich auf dem Wasser der Politik und verbrennt ...

Aber in Genf suchte die Spitze ihre Basis. Von ihr aus erstieg man den Gaurisankar der Zölle. Durchforschte die Wildnis der Handelsverträge. Stieß ins Dikkicht der neuen Grenzen und schwieg nicht vor dem Sumpf der Reparationen. Frankreich — die leichte Marianne — blieb diesmal unpoussiert. Bitter.

Recht bitter sogar, betrat sie doch im Glauben an ihre dreißig oder vierzig Liebhaber den Salon von Genf ...

Immer noch liegt dünnste Farbe auf der Palette der Börse. Sie gleicht der Sirene, die locken möchte und nur wenige verlockt. Reportgeld war groß gefragt. Die Engagements: dies Kupee scheint stark besetzt. Deshalb fehlt die zweite Hand. Auch fehlt das leichte Geld. Die Industrie verschlingt es. Der Herbst siehts weiterhin versteift. So ritzt ein schwarzer Fingernagel das Ganze ...

Ein brennendes Zahlengesicht. Das ist die Roste, durch die kein Aufstieg fällt. Das ist der dunkle Mast, der sich nicht mit Segeln der Wirtschaft betakelt. Das ist der Zirkus, worin sich die Inlandskonjunktur totrennt, weil sie nicht unter Querung der Arena in den Außenhandel einspringt ...

Alles in allem liegt die Suppe voller Fettaugen. Aber manches tritt in jene hinein, manches löffelt diese weg ...

Dasselbe bei Klöcknerwerken. Geschäftsgang gut. Besonders chemische und Nebenprodukte. Kleine Dividendenerhöhung wahrscheinlich. Aber der Kurs sank; es sieht gerade so aus, als ob irgendwo ein Bruchband platzt ...

Blütenlese aus einem Bericht des Bankgeschäfts Emil C. M. Piepenbrinck, Düsseldorf

Unsre Reichswehr

Ihr „Humidon" habe ich kürzlich bei einem Rittmeister des hiesigen Reiterregiments, der an Hämorrhoiden leidet, mit ausgezeichnetem Erfolge angewandt.

Stabsarzt Dr. K. in F.

Treuga dei

Nachdem die Bundesleitung des Stahlhelm am 5. Juni d. J. selbst bekanntgegeben hat, daß die bestehenden Differenzen zwischen dem Stahlhelm und der Schultheiß-Patzenhofer Brauerei beigelegt sind, werden immer noch Gerüchte von Leuten und Konkurrenz in Umlauf gesetzt. Es besteht aber absolut für alle Kreise kein Anlaß mehr, auf den Genuß der Schultheiß-Patzenhofer-Biere zu verzichten und bitte ich höflichst die bisher ferngebliebenen Gäste, mein Lokal wieder zu besuchen, da ja niemals Differenzen mit der Brauerei vorgekommen sind. Hermann Holste, Magdeburg, Besitzer der Holste-Gaststätten.

Stahlhelm

Die Zeit der Aufklärung

Warne hiermit jeden, das alberne Gerücht zu verbreiten, daß meine Frau Kinder behexen könne. So lächerlich eine solche Behauptung ist, so findet sie doch selbst in unserer Zeit noch Gläubige. Ich werde in Zukunft jeden Verbreiter dieser Redereien gerichtlich belangen.

Alte Liebe, Cuxhaven

Ärztliche Kunst oder Suff?

Nach dem Mitteilungsblatt der J.A.H. hat sich neulich auf der medizinischen Woche in Essen folgendes ereignet. Der bekannte münchener Chirurg Sauerbruch sprach über die operative Behandlung der Tuberkulose, indem er als Demonstrationsobjekt einen von ihm behandelten und angeblich geheilten Brauereiarbeiter vorstellte; er tat das mit diesem Kommentar: „Die Direktion der Brauerei, in der er ... wieder tätig ist, hat mich freilich gebeten, darauf hinzuweisen, daß das ausgezeichnete Bier in München mindestens ebenso viel zu seiner Heilung beigetragen habe, wie der operative Eingriff."

Liebe Weltbühne!

In Frankfurt am Main gibt es einen Bund der Kinderreichen. Dieser Bund hat nicht nur einen Bezirksleiter — er hält auch jeden zweiten Donnerstag im Monat Übungsabende ab. Was mag da bloß geübt werden?

Antworten

Filmfreund. „Zu Hans Siemsens Betrachtungen über Filmkritik folgendes hübsche Erlebnis. Ich kam vor einiger Zeit auf die Redaktion einer kleinen, rechtsgerichteten Provinzzeitung Westdeutschlands, wo grade der Verleger ganz fürchterlich mit dem Volontär ins Gericht ging. Der junge Mann hatte sich angemaßt, irgend einen Film gründlich zu verreißen. Daraufhin hatte das Kino beim Verleger angerufen und hatte ungefähr das zum Ausdruck gebracht, was das Filmhaus Feindt an die Frankfurter geschrieben hatte — bloß noch gröber. Der junge Mann suchte sich zu verteidigen. ‚Was', schrie der Verleger, rot vor Zorn, ‚Sie verteidigen das noch? Ach was, schweigen Sie doch still, ich will nicht wissen, wie das Dings hieß und was drin vorkommt; aber ein Inserat von 200 × 300 Millimeter, das soll ein schlechter Film sein? Sie werden mein Lebtag kein richtiger Redakteur'. Ich brach in ein schallendes Gelächter aus. Der Verleger sah mich einen Augenblick verdutzt an, dann lachte er voll Verständnis dröhnend mit. Und das begriff der Volontär nun schon mal gar nicht!" Er wird es noch begreifen lernen.

Republikaner. Das Bilderblatt des ‚Berliner Lokalanzeigers' zeigt deinen Landesvater, den Präsidenten der demokratischen Republik, auf einem Höhepunkt republikanischer Repräsentation, nämlich: seine Begrüßung durch den ehemaligen Großherzog von Mecklenburg, beim Pferderennen in Doberan. Das heißt: wer begrüßt, ist der Reichspräsident; der neckische Photograph des berliner Intelligenzblattes hat ihn festgehalten, wie er sich tief und ehrfurchtsvoll verneigt; während Dörchläuchting kaum dergleichen tut. Er nimmt sehr gelassen die Huldigung seines Vasallen entgegen, und das Bild verrät nicht ein leises Kopfnicken. Daß wir keine republikanischen Politiker haben, ist nicht unbekannt. Aber findet man nicht wenigstens endlich einen Ceremonienmeister, damit so kompromittierende Situationen vermieden werden?

Aviaticus. Du freust dich und mit Recht. Denn dein Junkers hat einen neuen Dauerflug-Weltrekord aufgestellt. Was ist der kleine Lindbergh daneben? Wer redet noch von Chamberline oder Byrd? „Chamberlins und Acostas Dauerweltrekord von 51 Stunden war um 9 Uhr 1 Minute und 25 Sekunden überboten." Bei näherer Betrachtung schmilzt der Dauerweltrekord auf ein allerdings höchst achtunggebietendes Training für eine größere Leistung zusammen. Warum aber Vorschußlorbeer, warum immer Siegesfeste pränumerando feiern? Werden sonst Vorbereitungen oder halbfertige Versuche herumgezeigt? Wartet doch die fertige Leistung ab, ehe ihr Flaggen hochzieht! Solche Zurückhaltung, die der Klugheit ziemt, kennen die Nachrichtenoffiziere von Junkers nicht, die ja alle in besserer Schule gelernt haben. Wenn Risticz und Edzard drüben angekommen sind, ist Zeit zum Triumph. Einstweilen wollen wir nicht vergessen, daß ihr Flug von Leipzig nach Dessau und wieder zurück und immer wieder zurück vornehmlich ein intellektuelles Opfer war und daß die wirkliche Gefahr, daß der Ozean mit seinen Unberechenbarkeiten, noch vor ihnen liegt. Doch diese vorweggenommenen Siegesfeste sind ein Überrest aus der Kriegszeit, die fatale deutsche Tüchtigkeit reklamiert wieder die Arbeit einiger weniger für sich, auf dem Flugplatz „erscheint eine stattliche Schar führender Persönlichkeiten der Staats- und Kommunalbehörden", und von Dessau ausgehend verbreitet sich rundrum, bis Maas und Memel, bis Etsch und Belt ein scharfer Geruch von Eichenlaub.

Die Gruppe Revolutionärer Pazifisten hat zum englisch-russischen Konflikt die folgende Erklärung angenommen: I. Sollte die vom englischen Imperialismus begonnene Offensive gegen Sowjetrußland militärische Formen annehmen, gleichviel, ob England selbst, ob Polen oder sonst ein Land zum Kriege schreitet oder den Krieg herausfordert, so würde eine Teilnahme Deutschlands an dem gegen Rußland gerichteten Feldzuge durch die Satzung des Völkerbundes nicht vorgeschrieben, durch den deutsch-russischen Vertrag vom 24. April 1926 aber verboten sein. Auch die Teilnahme an einem wirtschaftlichen oder finanziellen Boykott gegen Rußland wäre Deutschland durch diesen Vertrag verboten. Die Erlaubnis, die Deutschland einem fremden Staate erteilen würde, gegen Rußland einzusetzende Truppen durch deutsches Gebiet marschieren zu lassen, käme einer Teilnahme Deutschlands am Kriege gegen Rußland gleich. Deutschland hat im Völkerbunde die Aufgabe, mit Entschiedenheit gegen die sich anbahnende antirussische Koalition zu arbeiten, und hat deutlich zu erklären, daß es keinesfalls an ihr teilnehmen, sondern die ihm rechtlich vorgeschriebene Neutralität unbedingt wahren wird. II. Für Sozialisten handelt es sich hier aber um mehr als um eine Rechtsfrage. Die Existenz des einzigen Staates der Erde, der mit dem System kapitalistischer Ausbeutung grundsätzlich gebrochen, der das Fundament einer sozialistischen Wirtschaftsordnung gelegt, der mit der Verwirklichung einer Gesellschaft der Gerechtigkeit tatkräftig begonnen hat — die Existenz dieses Staats steht auf dem Spiele. Nicht gegen das Russentum — gegen die in Rußland siegreiche proletarische Revolution sucht das konservative England die kapitalistischen Staaten zu sammeln. Bricht der entsetzliche Krieg aus, so wird er zutiefst kein Krieg zwischen Nationen sein, sondern der Krieg einer niederen Form menschlicher Gesellung und Gesittung gegen eine höhere; der Präventivkrieg einer alten absterbenden minderwertigen Kultur gegen eine junge aufsteigende wertvollere, deren Triumph sie fürchtet. In diesem Kriege kann es für Revolutionäre moralisch keine Neutralität geben; ihr Herz schlägt für das Land, über dem der Atem der Zukunft weht. Sowjetrußland darf nicht untergehn; wir müssen helfen es schützen. III. Eine deutsche Republik, gelenkt von der industriellen, agrarischen und großhändlerischen Unternehmerschaft, von den Banken und dem Klerus, der wilhelminischen Bürokratie und dem reaktionären Spießbürgertum, wird niemals — und selbst aus Nationalhaß gegen Franzosen und Polen nicht — für ein sozialistisches Rußland die Hand rühren. Deshalb müssen alle Zukunftsstreiter und Sozialisten den Sturz dieser Regierung und ihre Ersetzung durch eine Regierung der Linken anstreben, durch eine Regierung der Arbeit und des Geistes, durch eine Regierung der sozialen und kulturellen Befreiung. Sollte indes die gegenwärtige Regierung oder irgendeine folgende es wagen, Deutschland an die Koalition der Feinde Rußlands zu verschachern und unser Volk zum Kriege gegen die Sowjets aufzurufen, so gäbe es auf dieses verbrecherische Ansinnen nur die Antwort: Massen-Kriegsdienstverweigerung, Massen-Streik, Massen-Erhebung. Für die Gruppe Revolutionärer Pazifisten: Dr. Kurt Hiller, Max Barth (Waldkirch i. Br.), Hans Bauer, Hans Bayer, Pfarrer A. Bleier, Hellmuth Drechsler, Dr. Arthur Drey (Frankfurt a. M.), Hans Gathmann (Breslau), Dr. Richard Kraushaar (Bonn), Franz Leschnitzer, Dr. Erich Müller (München), Dr. Alfons Steiniger, Bruno Vogel (Leipzig), Heinrich Wandt, Erich Weinert, Richard Wroblewicz.

Neugieriger. Sie möchten gern wissen, warum grade der Doktor Max Beer, bisher Vertreter der ‚Kölnischen Zeitung', an das Internationale Arbeitsamt berufen wurde? Sie fragen nach den internationalen Meriten dieses Herrn? Das ist eine verwickelte Geschichte. Herr Doktor Beer, früher nicht nur Korrespondent der ‚Kölnischen

Zeitung', sondern auch des WTB., war lange Zeit journalistischer Intimus des Herrn Generalkonsuls Aschmann, der in Genf als Schwager des verstorbenen Helfferich nicht nur die Interessen des Deutschen Reichs, sondern auch die der Deutschnationalen Partei wahrnimmt. Als Weihnachten 1925, also noch vor dem Eintritt Deutschlands in den Völkerbund, die Hugenbergblätter einen Korruptionsskandal versuchten, indem sie sozialdemokratischen Politikern nachzuweisen versuchten, sie hätten bereits die fettesten genfer Posten aufgeteilt, galt der Herr Generalkonsul allgemein als Initiator dieses Feldzuges. Dieses vorbildlichen republikanischen Beamten rechte und linke Hand war Herr Beer. Als Berichterstatter war er stets bemüht, Herrn Albert Thomas, seinem heutigen Chef, das Leben sauer zu machen. Er ist es gewesen, der auf der Arbeitskonferenz von 1924 einen unliebsamen Zwischenfall herbeiführte, indem er eine Rede von Thomas so lange — sagen wir: redigierte, bis eine deutschfeindliche Note zu Tage kam, die denn auch den Anlaß zu entsprechenden nationalen Entrüstungen gab, ein Vorgehen, das ihm damals einen scharfen Ordnungsruf der ‚Frankfurter Zeitung' eingetragen hat. Während des Krieges wirkte Herr Beer in halbamtlicher Stellung bei der Gesandtschaft in Bern, unter Herrn Romberg also, und die Auguren wissen, was das bedeutete und zwinkern sich zu. In seiner Eigenschaft als Propagandist hat Herr Beer zur Erhärtung der deutschen Unschuld ein Weißbuch verfaßt, das indessen infolge seiner talentvollen Fassung nur Entrüstung und Gelächter erweckte. Das nennt man Befähigungsnachweis für ein wichtiges Völkerbundamt. Warum aber grade dieser? Herr Thomas hat jedenfalls ein tiefes Verständnis bewiesen, er hat der deutschnationalen Psyche durch den vaterländischen Bierschaum bis auf den Grund geschaut: er hätte seinen unermüdlichen Gegner auf irgendeinem andern friedlichen oder unfriedlichen Wege mattsetzen können, aber er hat ihn angestellt. So ist Max Beer glücklich und hochbezahlt von den Kokospalmen des chauvinistischen Urwaldes definitiv ins Europäerviertel herabgestiegen. Völkerbundsjournalisten kolportieren die folgende kleine Geschichte. Im ‚Crocodil', dem Café der Zeitungsleute, disputierte man höchste Politik, und Kollege Beer erhitzte sich sehr teutsch, schlug mit der Faust auf den Tisch und rief: „Ich bin national bis auf die Knochen!" Worauf sich aus einer stillen Ecke eine sanfte Stimme meldete: „Sieh da, ich wußte gar nicht, daß Sie Zionist sind..."

Reichswehrminister. Sie haben natürlich wieder dementiert. Alles ist nicht wahr. Alles aus den Fingern gesogen. Niemals hat Herr v. Freiberg Herrn v. Stephani vom ‚Stahlhelm' gesehen. ‚Stahlhelm' — was ist das überhaupt? So ist bisher immer dementiert worden. Und immer waren die Gläubigen zufrieden. Sie sind es auch dies Mal. Diese Republikaner und ihr Kriegsminister gehören zusammen. Sie glauben zwar selber nicht, was ihr Geßler sagt, aber es klingt so forsch, und das macht ihnen Spaß.

Weltbühnen-Leser, Hamburg. Nicht vergessen: Am 15. August im Hamburger Hof.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152 zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin;
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto Berlin 11958.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank: Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6

Frohe Feste, saure Wochen von Carl v. Ossietzky

Man muß die Feste feiern, wie sie fallen. Das ist ein Leitsatz seelischer Hygiene, den auch die deutsche Politikerschaft beherzigt, und das wäre auch die Erklärung für diese breite Feier einer Verfassung, die eigentlich niemals in der richtigen Verfassung war und von der man immer nur gesprochen hat, wenn sie allzu unverschämt durchbrochen wurde. Daß diese Verfassung keine schlechte Arbeit ist und Deutschland staatsrechtlich wenigstens auf dem Papier aus der Feudalzeit in dieses Jahrhundert befördert, soll gar nicht bestritten werden. Doch der Wert einer Konstitution liegt nicht im Sein, sondern in der Anwendung. Sollte es wirklich einmal zu einer lebendigen deutschen Demokratie kommen, so werden viele Palimpseste entfernt werden müssen, die Militär, Justiz und Verwaltung über das geduldige Original gekritzelt haben.

Zugegeben, daß dies Mal die Verfassungsfeier eine früher nicht geahnte Ausdehnung erreicht hat. Aber die republikanischen Blätter täuschen sich über den Sinn dieser Massenbeteiligung. Für die Arbeiterschaft handelte es sich dabei nicht um eine Bejahung des gegenwärtigen politischen und sozialen Zustandes, sondern um einen Protest gegen alle in der Luft liegenden Revisionen selbst dieses Zustandes und nicht zum wenigsten auch um eine Demonstration gegen die von Geßlers Generalen bestimmte deutsche Gegenwart. Das alles bedeutet keine Zustimmung zu dem weimarer Brimborium und zu den knochenweichen Elogen auf die angeblich demokratischste aller Demokratien, sondern eher eine ernste Warnung. Wäre Schwarz-Rot-Gold nur eine Staatsfahne, die repräsentativ dann und wann über jedem Katasteramt hängt, so wäre nicht viel Aufhebens zu machen. Doch sie ist Kampfsymbol geworden und steht heute schon gleichberechtigt neben Rot, und zwar nicht als Ausdruck großdeutscher Sehnsucht, wie die private Metaphysik der Herren Festredner wähnt, sondern weil sie auch sozialistischen Arbeitern durch den ewigen Schmutzregen von Rechts legitimiert erscheint. Die Arbeiter wollen das Vaterland nicht größer, sondern besser haben. Und sie verwünschen Schwarz-Weiß-Rot, weil es die Fahne der Kaiserei und des Kriegsbetrugs war, die Fahne, die weniger im Kampfe wehte — was soll in vergasten Gräben eine Standarte? —, als vielmehr über den Etappen und jenen Teilen der Heimat, wo am großmäuligsten von Annektionen geredet und am dreistesten verdient wurde.

Übrigens weiß man bei den Kompromißrepublikanern und nationalliberalen Mitläufern über diese Volksstimmung viel besser Bescheid als in den Quartieren der Linken. Das belegen gewisse Vorkommnisse. Irgendwo verließen Herrn Geßlers republikanische Militäroffiziere empört das Haus, als ein Festredner sich etwas Tadelndes über die frühern Dynastien zu sagen erkühnte. Und in volksparteilichen Blättern kann man Beschwerden lesen, daß sogar hier und da ein Hoch auf die Republik ausgebracht wurde, was doch sehr taktlos sei. Die neueste

nationalliberale Pfiffigkeit hat eine Trennung gemacht zwischen Verfassung und Republik. Verfassung, das ist: unverrückbare Ordnung, Polizeigewalt, Klassenstaat; Republik: eine Unverbindlichkeit, über die zu gelegener Stunde noch zu reden sein wird. Schon Herr Heinrich Rippler, Stresemanns Leibjournalist, nennt in der ‚Täglichen Rundschau' den Farbenwechsel „unglücklich und würdelos". Das im offiziösen Blatt. Deshalb ist auch der Jubel mancher Demokraten über das bereitwillige Mitspielen der deutschnationalen Herren des Reichskabinetts so nichtig. Die republikanische Front ist nicht stärker geworden, sondern länger, grade so wie 1918 die Ostfront von Finnland bis nach Damaskus reichte, und damals wie heute sieht man in jeder Frontverlängerung einen Sieg.

Nein, an dieser triumphsichern Zufriedenheit hatte das Volk nicht teil. Die Reden hallten an seinem Ohr vorbei. Keiner der Sprecher fand ein Wort, das den Mann auf der Straße gepackt hätte, so wie in allen Demokratien oder Diktaturen führende Männer heute volkstümliche Formulierungen finden, die ein Gefühl von Gemeinschaft ausdrücken oder vortäuschen. Die Suada des Orientalisten Becker in der Funkhalle ging so spurlos vorbei, als wäre sie in einer dem gelehrten Redner hier allein geläufigen vorderasiatischen Mundart gehalten gewesen.

Der Reichstag hatte als große Attraktion den Herrn Abgeordneten v. Kardorff aufs Podium gestellt. Ein Mann, wie geschaffen, um dieses Auditorium abgebrühter Routiniers lyrisch schwingen zu lassen. Ein Mann, der bisher immer „Einsicht", aber nur ein Mal in langen Jahren großen Stil gezeigt hat, als er nach der Erfindung der Dolchstoßgeschichte den Deutschnationalen entrüstet den Rücken kehrte. Man findet in andern Parteien analoge Schicksale: er ist der ewige kommende Mann und Führer von morgen, der ewige ungekrönte König, dem immer dann das Pferd fehlt, wenn das Königreich zu haben ist. Früher ein erleuchteter Konservativer, jetzt ein etwas finsterer Liberaler, ist er in dieser Zwitterhaftigkeit des Denkens der richtige Mann, um zu nichts verpflichtende Feiertagserkenntnisse in kleinen Dosen zu verabreichen. Er hechelt ein bißchen die Stupidität der Parteiwesen durch, ein kleiner Nasenstüber auch für den alten Staat. Abends wird die Ampel seiner Weisheit wieder verhängt sein. Nur ein Mal wird er aktueller, und hier spitzt alles die Ohren, denn der Festredner verlangt Stärkung der Stellung des Reichspräsidenten, und da setzt die Sensation ein, denn jeder der erfahrenen Thebaner im Saal weiß, daß das kaum für den alten Herrn in der Wilhelmstraße gesagt sein kann, dem vor solcher Machtvollkommenheit sicher bange würde, sondern ... Doch das ist eine komplizierte Geschichte.

Herr v. Kardorff gehörte in den letzten Jahren in seiner Partei zu einer Gruppe Mißvergnügter, die, wie der frühere Minister v. Raumer, sich von Stresemann gekränkt und zurückgesetzt fühlten und deren Politik stets ganz exakt durch diese Gegnerschaft bestimmt wurde. War Stresemann für ein Bündnis mit Rechts, so etikettierten sie sich ultralinks, wollte

Stresemann die Große Koalition, so plaudierten sie für Westarp. Bei Stresemanns häufigem Wechsel war eine so konträre Haltung natürlich anstrengend und auch etwas diskreditierend, und Herr v. Kardorff ist denn auch ziemlich still geworden. Durch seine Vermählung mit dem Haupt dieser Gruppe von Malkontenten, mit Katharina v. Oheimb, die mit dieser Verehelichung auf eine Fortführung der eignen politischen Laufbahn verzichtet hat, ist Herr v. Kardorff nun endgültig in ein Spiel geraten, das aus der Muffigkeit der Fraktionsstuben in das Rosagewölk jener Coterien führt, wo Damenwünsche Karrieren ebnen und unter Ministerplätzen terrestrische Erschütterungen hervorrufen. So etwas macht die französische Politik seit Jahrhunderten so amüsant. Aber im Bereich der oheimbschen Ehrgeize wird, gut deutsch, aus Grazie Betriebsamkeit. Esprit wird durch Tüchtigkeit ersetzt; Aphorismen gleiten nicht aus dünnen mokanten Lippen, sondern werden mit dem Ellenbogen gestupst und die Intrige manifestiert sich im Lautsprecher. Das Boudoirtischchen, das liebenswürdigere Geheimnisse bergen sollte, verliert den traditionellen Reiz und wird zum Musterkoffer für Kandidaten und Karrieristen. „Ein Reichskanzler gewünscht? Haben wir massenhaft auf Lager, in jeder Ausführung. Da fühlen Sie mal an, prima prima. So, Sie wollen nicht so viel anlegen? Da haben Sie was Billigeres. Es ist nicht so eins A, aber zum Strapazieren." Vanity fair. Und inmitten, endgültig in der Sphäre einer zielbewußten Frau kreisend, der Politiker, der nie recht gewußt hat, wo er eigentlich hingehört: Siegfried v. Oheimb, geborener v. Kardorff, sehr vornehm und etwas bekommen von den Gerüchten, die ihn zum dritten Reichspräsidenten machen wollen und an denen er nicht ganz unschuldig ist. Seine Verfassungsrede ist als Kandidatenrede ausgelegt worden; seine Äußerungen über die Stärkung der Präsidialgewalt weisen ausschließlich in die Zukunft. Aber es gibt auch noch andre Positionen zu stärken als so hochpolitische, und der präsumtive Herr Präsident hat einstweilen ja Zeit, für sein kommendes hohes Amt entsprechend zu trainieren. Wir aber wollen nicht vergessen, daß uns beinahe schon ein Mal ein Reichspräsident katharinischer Prägung beschert worden wäre, nämlich: Herr Otto Geßler, für den damals die ganze katharinische Presse das Gong schlug, bis Stresemann — man muß ihm doch viel abbitten! — scharf abwinkte. Seitdem ist man im oheimbschen Hause Stresemann noch böser als bisher, und das eröffnet angenehme Aspekte auf die Kandidatur Kardorff.

Das alles bringt so eine Verfassungsfeier mit sich. Jetzt ist das frohe Fest verrauscht. Man zankt wieder um Besatzungsfragen, und der Gedanke an die nächste genfer Tagung guckt wie ein schwarzer Kater durchs Fenster. Es wäre zum Verzweifeln ohne die Aussicht auf den 2. Oktober. Jedenfalls hat die Republik stimmungsvoll gefeiert und damit ihre Pflicht getan. Jetzt sind die Fähnchen wieder zusammengerollt, und nur in kleinen Provinzblättern findet man noch verspätete Abdrucke von hauptstädtischen Festartikeln, wie Pasteten, die beim Bankett vom Tisch gefallen, nachher vom kleinen Volk aufgelesen werden.

Landesverrat von E. J. Gumbel

Warum halten sich die Richter im heutigen Deutschland bei den Verurteilungen wegen Landesverrats und auch in andern Fällen nicht an die ihnen als Grundlage dienenden Gesetze? Und warum sollen die Bestimmungen gegen den Landesverrat verschärft werden? Um dies zu verstehen, muß man sich zunächst über den Begriff des Gesetzes klar werden.

Die Gesetze sind nicht freie Erzeugnisse des menschlichen Geistes, die sich dem ewigen klassenlosen Ideal der Gerechtigkeit in stets wachsender Verbesserung nähern. Ebensowenig sind sie Richtlinien, auf denen sich die Machtverhältnisse aufbauen. Sie sind vielmehr zeitbedingte Erzeugnisse der jeweiligen Herrschaftsverhältnisse, und ihr Zweck ist, diese zu sichern. Damit steht nicht im Widerspruch, daß die Gesetze auch einige allgemeine Funktionen des Schutzes erfüllen. Ebensowenig steht damit in Widerspruch, daß man nicht jeden einzelnen Gesetzesparagraphen als Derivat der Herrschaftsverhältnisse, unter denen er entstanden ist, erklären kann. Denn vereinzelte Gesetze sind auch als Folgen bestimmter individueller Vorgänge entstanden. Der eben gekennzeichnete Zusammenhang bezieht sich vielmehr auf das Herrschaftssystem und den Geist der Gesetze.

Bei vielen Gesetzen allerdings läßt sich der Zusammenhang mit den Herrschaftsverhältnissen direkt nachweisen. Dies gilt insbesondere von den Gesetzen gegen den Landesverrat, die zu den schärfsten Waffen der herrschenden Klasse gehören. Sie müssen dies sein, weil sie die Verkörperung der Herrschaftsverhältnisse, den Staat, schützen sollen.

Nun ändern sich die sozialen Grundlagen der Herrschaftsverhältnisse häufig rascher als man die Gesetze ändern kann. In diesen Fällen müssen sie in einer den jetzigen Interessen der herrschenden Schicht entsprechenden Weise „sinngemäß" gedeutet werden. Diese Methode hat man in Deutschland bei den Gesetzen wegen Hoch- und Landesverrats angewandt. Daß die Verurteilungen wegen Hoch- und Landesverrats heute zwanzig Mal häufiger sind als in der Vorkriegszeit, liegt nicht etwa daran, daß die republikanischen Gerichte die zahlreichen Putsche und Putschversuche von monarchistischer Seite mit der ganzen Schärfe des Gesetzes treffen: die richterliche Freiheit, die die subjektive Lage des Täters, das heißt seine Zugehörigkeit zur herrschenden oder unterdrückten Klasse genügend zu berücksichtigen gestattet, muß nicht erst geschaffen werden. Sie ist längst da: der Separatist Lossow, der die bayrischen Truppen zum Abfall verleiten wollte, bezieht noch heute 18000 Mark Pension. Die Kapp-Putschisten konnten die Republik erfolgreich auf Zahlung ihrer Gehälter verklagen. Solchen Vertretern der alten feudalen Macht gegenüber ist die Justiz großzügig, denn sie sind vom gleichen Fleisch und Blut wie die in ihr herrschenden. Hier ist der Begriff des Hochverrats auf ein Minimum eingeschränkt worden. Damit schützt das heute herrschende Bürgertum seine wahren Verbündeten und so sich selbst.

Ungeheuer feinfühlig aber ist die Justiz, wenn es sich um Kommunisten handelt. Die selbstverständliche Forderung, daß zum Hochverrat eine bestimmte Handlung gehöre, wird praktisch fallen gelassen. Eine Filmbesprechung, die Rezitation eines nicht verbotenen Gedichtes, das Goethewort „Allen Gewalten zum Trotz sich erhalten" stellt hier schon Aufforderung zum Hochverrat dar. Schon die Zugehörigkeit zum Funktionärkörper der legalen, im Reichstag vertretenen kommunistischen Partei wird praktisch als Hochverratsdelikt gewertet. So wird der Hochverratsbegriff in der von der jetzigen politischen Situation geforderten Weise erweitert.

Die zweite Ursache der gestiegenen Zahlen sind die Verurteilungen wegen Landesverrats. Heute sollen und müssen sehr viel mehr Geheimnisse geschützt werden als vor dem Krieg; denn es gibt sehr viel mehr „Geheimnisse". Das offizielle Heer allerdings umfaßt nur noch ein Siebentel des Vorkriegsheeres, und ist aller schweren und neuen Waffen entblößt.

Aber man hat die selbstverständliche Forderung, daß Geheimnis nur das sein kann, was geheim sei, daß Ereignisse, die außerhalb der staatlichen Willensbetätigung liegen, keine militärischen oder Staatsgeheimnisse sein können, fallen gelassen. Die verratenen Tatsachen brauchen gar nicht einmal wahr zu sein, damit das Reich ein Interesse an der Geheimhaltung habe. Auch die Bekanntgabe gesetzwidriger Vorgänge, die zum Zweck der Abstellung dieser Vorgänge geschieht, stellt heute Landesverrat dar. Damit hat man den Begriff des Geheimnisses so erweitert, daß alles darunter fällt, was man der Öffentlichkeit und vor allem der Kritik der unterdrückten Klasse vorenthalten will. Denn die gesetzeswidrigen privaten Rüstungen sind zum Teil von Behörden gebilligt worden.

Dieser erstaunliche Vorgang, daß die Republik zusieht, wie ihre Gegner sich bewaffnen, ist nur erklärlich als Auswirkung des Klassenkampfes. Als die Inflation die moralische Herrschaft des Kapitals über die Seelen erschütterte, als die Gefahr bestand, daß auf gesetzlichem Wege wirklich sozialistische Maßnahmen getroffen würden, da galt es, das Gesetz beiseite zu schieben. Man bewaffnete Landsknechte, Desperados, den Abschaum der Menschheit. Die Aufstellung der Schwarzen Reichswehr gipfelte in den Fememorden und dem Putsch von Küstrin. Die geheimen Rüstungen und ihre Wirkungen: Mord und Hochverrat, stellten eine nicht unwillkommene Hilfe für die herrschende Klasse dar. Das Bürgertum, das einst zusammen mit dem entstehenden Proletariat sich der Feudalmacht entgegensetzte, braucht heute die im Militär verkörperten Feudalreste, um seinen einstmaligen Bundesgenossen niederzuhalten. Auf die Legalität der Mittel zum Klassenkampf kommt es nicht mehr an. Naiv wäre es, zu glauben, daß die herrschende Klasse durch ihre eignen Gesetze gebunden sei. Wenn notwendig, werden sie leicht über Bord geworfen. Wenn die idealen Rechtsprinzipien zur Sicherheit der Herrschaft nicht mehr ausreichen, so gelten sie nicht mehr, weil sie ihren Sinn verloren haben.

Gegen diejenigen Naiven, die den Teufel bei Beelzebub verklagen, indem sie von der herrschenden Klasse Erfüllung ihrer eignen Gesetze fordern, bleibt nichts andres übrig, als den vor der Öffentlichkeit Angeklagten zum Richter zu bestellen. So nimmt man zur Grundlage der Entscheidungen in den Landesverratsprozessen die Gutachten der Stellen, die die illegalen Vorgänge gebilligt oder unterstützt haben. Der faktisch Angeklagte als Zeuge, der Interessent als Sachverständiger vernommen, bringt den Ankläger ins Zuchthaus. Eine geschickte Zwickmühle sorgt dafür, daß der Wahrheitsfreund auf keinen Fall der gerechten Strafe entgeht. Beweist er die Wahrheit seiner Behauptungen, so wird er wegen Landesverrats verurteilt, aber noch vor dem Zuchthaus baut man ihm goldene Brücken. Unterläßt er nämlich den Wahrheitsbeweis, dementiert er sich selbst, unterwirft sich als Lügner, so läßt man es „beim Rade bewenden", er wird nur wegen versuchten Landesverrats verurteilt. Der Sicherheit halber werden viel mehr Verfahren eingeleitet, als man jemals durchführen kann oder will. Denn auch a priori vollkommen aussichtslose Verfahren haben einen Erfolg: Terrorisierung der öffentlichen Meinung.

Dieser Vorgang ist nicht verständlich, wenn man ihn nur als Entgleisung betrachtet, die man durch Einführung eines neuen Paragraphen, Ersetzung eines „reaktionären" Personalreferenten durch einen andern, moralische Ermahnungen an die Herrschenden, sich an ihre eignen Gesetze zu halten und ähnliche gutgemeinte Vorschläge beseitigen kann.

Daß es sich vielmehr um ein geschlossenes, durchdachtes System handelt, das aus dem Klassencharakter des heutigen Staates notwendig hervorgeht, ergibt sich deutlich aus der Tatsache, daß die Vorschläge für das kommende Gesetz genau der Veränderung in der Judikatur entsprechen. Der Strafgesetzentwurf, der jetzt zur Debatte steht, soll all das legalisieren, was heute schon an Landesverratsverfahren geleistet wird. Die Gesetze sollen sogar noch darüber hinaus verschärft werden. Während die bestehenden Gesetze die Regierung davor schützen sollen, daß ihre Geheimnisse einer andern bekannt werden, ist es hier der innere Feind, vor dem die militärischen Interessen geschützt werden sollen: jede Mitteilung von Nachrichten, deren Geheimhaltung zum Wohl des Reiches erforderlich sei, soll bestraft werden. Weder die Veröffentlichung noch die Mitteilung an einen Agenten einer andern Regierung wird gefordert. Schon eine Mitteilung, zum Beispiel an einen Reichstagsabgeordneten, sogar an jeden beliebigen, kann strafbar sein. Denn die Bourgeoisie, deren Ausführungsorgan ja die Justiz ist, fühlt sich durch den innern Feind heute stärker bedroht als vor dem Krieg. Eine Million Arbeitsloser steht vor den Toren. Hier gilt es vorzubauen; der Angriff ist die beste Verteidigung.

Andrerseits entspricht die Veränderung der Landesverratsparagraphen durchaus der Veränderung der Struktur des Kriegs. Früher war die militärische Sphäre stark akzentuiert von der zivilen getrennt. Diese Abtrennung ist entsprechend dem Wachstum der Technik immer schwächer geworden. Der französische Mobilisierungsentwurf spricht als erster offen aus, daß es im kommenden, technischen Krieg weder Militär noch Zivi-

listen mehr geben wird, sondern nur die gesamte kriegführende Bevölkerung.

Entsprechend verstärkt der Strafgesetzentwurf den Umfang des geheim zu Haltenden: „Eine erschöpfende Aufzählung aller in Betracht kommenden Handlungen, welche die Lebensinteressen des in einen Krieg verwickelten Staates beeinträchtigen können, läßt sich nicht erreichen." (S. 65.) So ist das militärische Geheimnis jeder gewünschten Ausdehnung fähig.

Es ist fraglich, ob es im kommenden Krieg noch ein Kriegsgebiet im jetzigen Sinne geben wird, ob nicht das ganze Land als solches zu gelten hat. In bewundernswerter Voraussicht berücksichtigt dies der Strafgesetzentwurf, indem er von Ausländern im Ausland begangene Handlungen als landesverräterisch kennzeichnet. Auch schon im Frieden kann die auswärtige Politik nunmehr fiktiv mit Hilfe des Strafgesetzbuches geführt werden. Der neu eingeführte Begriff der drohenden Kriegsgefahr und die dann eintretende Bestrafung des „wissentlich einer feindlichen Macht Vorschub-Leistens" gibt der herrschenden Klasse die Möglichkeit, jede Opposition der Unterdrückten jederzeit wegen Landesverrats zu verfolgen. Denn in jeder heutigen Situation liegt die drohende Kriegsgefahr, und der Begriff des Vorschubleistens ist jeder gewünschten Ausdehnung fähig.

Wichtig ist, daß dieser Begriff und die andern für den Kriegsfall vorgesehenen Verschärfungen auch für den Bandenkrieg gelten sollen. Nach § 97 wird die gegen das Reich gerichtete militärische Unternehmung feindlicher Streitkräfte, die nicht als kriegführende Macht anzusehen sind, dem Kriege gleichgeachtet. Die vermutlich projektierte Übernahme privater Verbände in die Reichswehr wirft hier einen in das gegnerische Lager projizierten, merkwürdig verzerrten Schatten voraus.

Der bestehende Zustand mit seinen, dem Wortlaut des Gesetzes widersprechenden Auslegungen und der zu seiner Legalisierung geschaffene Gesetzentwurf erwächst systematisch und sozial bedingt aus der jetzigen politischen Lage. Der Entwurf verfolgt einen doppelten Zweck. Die illegalen Mittel, durch welche der innere Feind heute bekämpft werden muß, sollen verstärkt und jedes juristische Rüstzeug, dessen der kommende Krieg bedarf, soll bereitgestellt werden. Der Entwurf ist somit durchaus zweckentsprechend. Ihn damit bekämpfen zu wollen, daß er eine unnötige Verschärfung hereinbringt, wäre ganz verkehrt. Wer sie bejaht, muß es tun, weil er ihren Zweck, die Verschärfung der Mittel des Klassenkampfes und die Vorbereitung zum imperialistischen Krieg bejaht. Umgekehrt ist ihre erfolgreiche Bekämpfung nur vom Standpunkt dessen möglich, der den Zweck, dem diese Gesetze dienen, den Klassenkampf der Bourgeoisie gegen das Proletariat, wie den kommenden imperialistischen Krieg verneint. Damit ist die Stellung des Sozialisten zum Landesverrat klar: wir wollen die Bourgeoisie der Waffen berauben, die sie zu ihrem Kampf gegen das Proletariat und zur Vorbereitung des imperialistischen Krieges nötig hat. Der Kampf gegen den Landesverrat mündet so in den großen Kampf zwischen Kapital und Arbeit. Eine Bekämpfung der

Allmacht, die die Militaristen sich in diesem Gesetz verleihen wollen, kann nur geschehen durch diejenigen, die sich konsequent auf den Boden der Klasse stellen, die das größte Interesse an der Niederwerfung des Militärs und der Beseitigung der Ausbeutung hat: des Proletariats.

Justizpalast von Walter Rode

Der Verfasser ist der ausgezeichnete wiener Verteidiger und Publizist

Die hundert Toten des blutigen Freitags, sie sind nicht um nichts aus dem Leben gegangen. Die Geschichte wird verzeichnen, daß und wofür sie gefallen sind. Nur Mangel jeder historischen Rankûne, nur aprioristische Ehrfurcht vor den Insignien und Apparaten der menschlichen Gerechtigkeit, nur die Instinktlosigkeit des mit der jeweiligen Macht laufenden Bürgers verkennt und verleugnet die Bedeutung der Einäscherung des Wiener Justizpalastes. Der Justizpalast war die Behausung des Obersten Gerichts- und Kassationshofes für die im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder. Der Volkszorn, um sich blickend, wen er verzehre, hat das richtige Ziel gefunden. Die Wahl grade des Justizpalastes hatte einen tiefen Sinn. Die Geschichte wird über jenen 15. Juli berichten: „Über ein ungerechtes Urteil empört, erstürmte das Volk von Wien den Justizpalast, in dem der Oberste Gerichtshof des Landes und einst der Oberste Gerichts- und Kassationshof des alten Oesterreich untergebracht war und legte das Gebäude in Asche." Daß hierbei das Grundbuch von Wien zugrunde ging, davon wird die Geschichte nichts erwähnen. Das Gebäude des Obersten Gerichtshofes wurde zerstört, seine eichengetäfelten Verhandlungssäle, seine Akten und Entscheidungen. Der Oberste Gerichtshof wurde aus seinen Prunkräumen herausgeräuchert und delogiert.

Der Sturm auf den Obersten Gerichtshof war bloß ein Bildersturm, aber das Urbild hat einen Chok erlitten. Am 25. Juni 1925, angeklagt, durch einen Zeitungsartikel zu Haß und Verachtung gegen den Obersten Gerichtshof aufgereizt zu haben, habe ich in einer Anwandlung von Größenwahn gesagt: „Die Entscheidungen des Obersten Gerichtshofes werden längst zu Staub und Asche geworden sein, wenn man die Rede, die ich heute vor Ihnen über diesen Obersten Gerichtshof gehalten haben werde, noch lange lesen wird." Meine Prophezeiung ist nur hinsichtlich der Originalausfertigungen der oberstgerichtlichen Entscheidungen in Erfüllung gegangen; der Aufruhr vom 15. Juli hat die in Druckschriften verbreiteten letztinstanzlichen Weisheiten unversehrt gelassen. Der schwarze Freitag in Wien konnte den schwarzen Bänden nichts anhaben, die die erbarmungslose Judikatur des Kassationshofs enthalten. Deswegen sage ich, ähnlich wie mein verehrter Freund Adolph Stransky einmal im alten oesterreichischen Reichsrat ausrief: Böhmen war vor Oesterreich und wird nach Oesterreich sein — Unrecht und Stumpfsinn war vor Erbauung des Justizpalastes und wird nach Einäscherung des Justizpalastes sein. Palast und Gerechtigkeit wollen sich nicht reimen. Die Formeln des Prä-

tors, die mörderlichen Alternativen der Juristen, die Stellung der Rechtsfrage auf schuldig oder nichtschuldig, sind logische Zuspitzungen voller Barbarei. Mordlust des blinden Schwertes der Themis in der unseligen Zeit der Herrschaft des Juristenstandes.

Im Palast am Schmerlingplatz sind mehr Todesurteile bestätigt worden als bei seiner Einäscherung vollstreckt wurden. Der Justizpalast war ein Haus des Todes und der Verdammnis. Tausende anständige Menschen, allen Völkern des alten Reiches angehörend, mußten im Laufe der Jahrzehnte in den Kerker wandern, weil die Hofräte des Kassationshofes durch ihre Gesetzesauslegung Verbrechen erfunden haben, die es nicht gibt. Sie thronten in ihrer uneinnehmbaren Burg am Schmerlingplatz und wüteten ungestraft gegen die rechtsuntertänige Kreatur. Der Zorn des Volkes hat den Kassationshof kassiert.

Der Wiederaufbau des Justizpalastes wäre eine Gotteslästerung. Die berufsmäßigen Diener Gottes verstehen so wenig die Sprache des Herrn, wie die Juristen das Diktat des Rechts. Will man durch einen Trutzbau der Zerstörungswut des Volkes ein ständiges Objekt erbauen? Die Grundmauern des Gebäudes sind niederzulegen und auf dem Platz ist ein Mausoleum zu errichten für alle Opfer des Hermelins, für den unbekannten Soldaten auf dem Schlachtfelde der Justizen.

Die politischen Gefangenen in Indien

von Karl Loewy

Es ist ein großes Glück für England, daß Indien noch immer eine Welt von Europa entfernt ist. Die öffentliche Meinung Englands hätte sonst in ihrer moralischen Entrüstung über die Hinrichtung der russischen Gegenrevolutionäre etwas vorsichtiger sein müssen, denn England besitzt in der Behandlung seiner politischen Gefangenen ein Schuldkonto, das nicht viel weniger belastet ist als das des russischen Gegners.

Das Verfahren der anglo-indischen politischen Polizei ist zwar nicht ganz so summarisch wie das ihrer Kollegen von der Tscheka. Sie hütet sich vor Massenhinrichtungen und zieht es vor, ihre Opfer eines natürlichen Todes sterben zu lassen. In den Gefängnissen und in weltabgeschiedenen Dörfern Burmas verkommen seit Jahren fast zweihundert bengalische Intellektuelle, Persönlichkeiten von hohen geistigen und moralischen Qualitäten, unter den Händen von gereizten und verdrossenen Gefängnisärzten und Aufsichtsbeamten. An ihnen kühlt die anglo-indische Bürokratie ihr Mütchen dafür, daß Indien 1919 bis 1921 fast ausschließlich den Indern gehörte und dafür, daß die vom indischen Nationalkongreß geführte Volksbewegung selbständig die Geschicke Indiens bestimmte.

Keine Bürokratie der Erde vergißt jemals ihre Entgötterung und auch die anglo-indische hat, als nach dem Zusammenbruch des indischen Freiheitstraums ihre Stunde wieder gekommen war, ihre Rache genommen. Sie erfand zu diesem Zweck eine der berüchtigsten Polizeiverordnungen aller Zeiten, das Criminal Law Amendement, das der politischen Polizei das

Recht gab, alle revolutionärer Gesinnung verdächtigen Persönlichkeiten auf Grund von Informationen zu verhaften und sie ohne ordentliches Gerichtsverfahren nach Gutdünken im Gefängnis oder in Zwangsansiedlungen festzuhalten.

Die Mehrzahl der heut noch in den Gefängnissen befindlichen politischen Verbrecher sind Opfer des Verschwörerprozesses von Cawnpore im Jahre 1921, durch den die angloindische Regierung in der Residentschaft Bengalen, dem geistigen Zentrum der anti-englischen Bewegung, mit Hilfe des Criminal Law Amendements ein Exempel statuieren wollte. Ihre Internierung und Deportation auf unbegrenzte Zeit ist damals auf Grund von Denunziationen und Spitzelberichten erfolgt, deren Urheber den Angeklagten wie der Verteidigung mit der Begründung verschwiegen wurden, daß sie vor revolutionären Racheakten geschützt werden müßten.

Im Mittelpunkt des Cawnporeprozesses stand Subash Chabandra Bose, als Sekretär des Provinzial-Parlaments von Kalkutta, eine angesehene politische Persönlichkeit gandhistischer Richtung. Sein Fall hat die Frage der politischen Gefangenen endgültig ins Rollen gebracht und sein mutiges Verhalten im Kampf um seine Freilassung hat der anglo-indischen Regierung eine schwere moralische Niederlage gebracht. Boses Gesundheit hat durch die sechsjährige Haft derart gelitten, daß selbst die Gefängnisärzte ihre Fortdauer nicht mehr rechtfertigen konnten. Auf seine Weigerung, die Entlassung durch die Versicherung künftigen politischen Wohlverhaltens zu erkaufen, bot ihm die Regierung einen dreijährigen Erholungsaufenthalt auf ihre Kosten in Europa an. Bose blieb fest und hat Ende Mai unter dem Beifall des ganzen Landes seine bedingungslose Freilassung erzwungen, die als nationaler Freudentag mit Gebeten um seine baldige Herstellung gefeiert wurde.

Wie wenig stichhaltig die Gründe für seine Verurteilung waren, geht aus einer Polemik hervor, die Bose nach seiner Freilassung mit dem Staatssekretär für Indien, Lord Winterton, geführt hat und in der er unwidersprochen feststellen konnte, daß sein Prozeß und seine Verurteilung das Werk eines hohen anglo-indischen Beamten waren, dem seine politische Tätigkeit nicht gefallen hatte.

Das Beispiel und der Erfolg Chabandra Boses haben seine Leidensgefährten zur Aktivität ermuntert und sekundiert von der Sympathie ganz Indiens sind die politischen Gefangenen — soweit sie physisch noch dazu imstande waren — in Hungerstreiks getreten, um gegen ihre Behandlung und für ihre bedingungslose Entlassung zu demonstrieren. Diese Hungerstreiks haben für europäische Begriffe häufig sehr sonderbare Begleiterscheinungen. Aus Solidarität mit ihren gefangenen Angehörigen enthalten sich oft ihre Väter, Mütter und Brüder freiwillig ebenfalls der Nahrung und die Internierten des Gefängnisses von Nail haben nach 40 tägigem Fasten nur deshalb wieder Nahrung zu sich genommen, als sie hörten, daß die alte Mutter eines ihrer Kameraden, die die ganze Zeit über ebenfalls gehungert hatte, dem Tode nahe war.

Die indische Presse veröffentlicht fast täglich erschütternde Berichte über das Befinden der burmesischen Gefange-

nen. Nicht einer von ihnen ist von schweren seelischen oder physischen Depressionen verschont geblieben. Sie leiden an Dysenterie, Fieber, Verdauungsstörungen und Schlaflosigkeit, die durch unzureichende ärztliche Behandlung bei der Mehrzahl von ihnen bereits chronisch geworden ist. Nach einem Bericht des ‚Forward' ist zum Beispiel Suwandra Moha Gosh im Gefängnis von Mandalay infolge von Magenkrebs bereits zum Skelett abgemagert.

Aus der Reihe der zahllosen Fälle sei nur noch einer herausgegriffen, in dem sich das Schicksal und die Größe der Männer spiegelt, die für Indiens Freiheit leiden. Sardar Amar Singh kostet bereits seit 1915 die Freuden des anglo-indischen Strafvollzuges. Er ist heute ein Mann von 50 Jahren und war 1911 als Ingenieur in siamesische Dienste getreten, weil er aus Indien wegen politischer Vergehen flüchten mußte. Unter englischem Druck hat ihn die siamesische Regierung mit vielen andern angeblichen Verschwörern ausgeliefert und er wurde in Singapore mit acht von ihnen zum Tode verurteilt. Ein Gnadengesuch seines Verteidigers verhalf ihm zur Verbannung nach den Andamanen-Inseln, dem Sibirien Indiens. Nach sechsjähriger Zwangsarbeit kam Amar Singh in das berüchtigte Zentralgefängnis von Rangoon, wo er so lange wie ein gewöhnlicher Verbrecher behandelt wurde, bis er sich durch einen 28tägigen Hungerstreik bescheidene Erleichterungen erzwang. Für Amar Singh ist die Gefängniszelle zur Klause des Einsiedlers geworden, in der er den Tag in religiösen Betrachtungen und im Yoga, der tiefen Meditation verbringt. Seine Eltern leben noch, er hat Frau und Kinder und er könnte durch eine Verzichterklärung auf politische Aktivität, die die Regierung von ihm wie von allen politischen Gefangenen fordert, sofort in den Besitz der Freiheit gelangen. Obwohl er sich nach seiner heutigen Einstellung nie wieder mit Politik beschäftigen würde, will er lieber im Gefängnis sterben, als sich durch eine Handlung befreien, die ihm demütigend erscheint.

Es ist heut schon sicher, daß die indische Freiheitsbewegung die Aktion für die Befreiung der politischen Gefangenen als ein Plus für sich wird buchen können und daß sie in ihrer moralischen Wirkung zu einem jener erfolgreichen Vorpostengefechte geworden ist, in der sich eine Revolution für kommende Entscheidungen stählt. Nicht minder wichtig sind ihre menschlichen Begleiterscheinungen zur Erkenntnis des Sinns der künftigen indischen Umwälzung, die weit stärker im Geist der Tradition leben wird als die chinesische. Alles in ihr läßt den Einfluß Gandhis spüren und sie entwickelt die kompromißlose Ablehnung der Gewalt zu ihrem höchsten Gesetz. Dadurch schafft sie die Voraussetzungen eines neuen revolutionären Typs, der Gewordenes nicht zerstören kann, sondern umformen und entwickeln wird. Indiens Befreiung wird deshalb nicht das stürmische Tempo der russischen und chinesischen Revolution gehen, aber sie wird in ihrer Wirkung auf die asiatische wie die europäische Menschheit um vieles nachhaltiger und entscheidender sein.

Schrittmacher des Krieges von Kurt Hiller

Meine Herren Leser, die Sie mit unserm Wollen, unsern Wertungen, unsern Forderungen doch wohl sympathisieren — denn sonst wären Sie's nicht —, die Sie aber, die Zigarette im Mundwinkel, aus gemeßnem Abstand kühl-vergnügt beobachten, wie wir Ihnen die Kastanien aus dem Feuer holen (oder zu holen beflissen sind) — haben Sie sich eigentlich schon mal die Finger verbrannt? Sie meine ich; ja, Sie. Was haben Sie zum Beispiel getan, um den nächsten Krieg zu verhindern? Satzbonbons linker Literaten gelutscht; sich über die Schwarze Reichswehr entrüstet; der Arie des pazifistischen Baritons Ypsilon im Herrenhause befriedigt gelauscht. Indes mit Lauschen, Entrüstung und Lutschen verhindert man den nächsten Krieg nicht. Das möchten Sie doch? Sie müssen es aber nicht „möchten", Sie müssen es wollen. Ernstlich es wollen; also zu Taten, ja zu Opfern für dieses Ziel bereit sein.

Daß der Klub in Genf den Krieg nicht verhindern wird (eher: befördern wird), sind Sie intelligent genug, zu begreifen. An der politischen Unreife des deutschen Locarno-Spießbürgers haben Sie keinen Anteil. So, wie wir unsrerseits intelligent genug sind, uns zu weigern, das Klubhaus da unten gleich niederzureißen; es könnten ja eines Tages verantwortungsbewußtere, feurigere, entschlußstärkere, verwirklichungsmächtigere Clubmen dort einziehen.

Was bleibt übrig? Der ernstliche Wille jedes Einzelnen, die Tat jedes Einzelnen, das Opfer jedes Einzelnen... und: die planvolle Zusammenfassung aller dieser individuellen zu aktiver Kriegsverhinderung entschlossenen Kräfte. Nur durch die Einzelmenschen wird der Friede gesichert. Sabotage des Krieges durch Kriegsdienstverweigerung („Dienst" heißt mehr als bloß „Dienst mit der Waffe") und rechtzeitige organisatorische Vorbereitung dieser Sabotage. Druck der Massen auf die Regierungen. Grandioses Auf-die-Beine-stellen eines internationalen Volks-Ungehorsams gegen die Mördermagnaten der Henkerstaaten.

Hunderte wird man an die Wand stellen. Hunderttausende nicht. Für Millionen reichen die Kerker, die Irrenzellen, die Bewachungsmannschaften nicht aus. Vom Wahnsinn des Völkermordens können die Völker nur durch die Völker befreit werden — nicht durch die Götter, nicht durch Parlamentarier, Minister, Diplomaten und nicht durch die Jurisprudenz.

Meine Herren Leser und Lutscher, ahnen Sie denn, welch entsetzlicher Ekel unsereinen befällt, wenn er dies Selbstverständliche zum siebenhundertsiebenundsiebzigsten Male herbetet? Wenn er es herbeten muß, weil immer noch Zeitgenossen, die nicht für den Krieg und nicht mal mit der achtenswerten Relativität der anti-imperialistischen Neuen Nationalisten für den Krieg, sondern „ehrlich" und „entschieden" für den Frieden sind, Zeitgenossen, die keine loderndere Leidenschaft zu kennen vorgeben als die, mit allen Mitteln zu verhindern, daß das Grauen von 1914—18 sich wiederhole, dies Selbstverständliche nicht einsehen wollen? Sich sogar mit Klauen und Zähnen gegen diese Einsicht sträuben? Gift

und Galle spucken, wenn wir das Selbstverständliche sagen und tun?

Nicht die Bellizisten bewerfen uns; im Gegenteil; immer wieder bekennen sie, daß sie uns jene gegnerische Achtung zollen, die sie den Ja-Aber-Männchen, den Halb-und-Halben, den Gelatine-Pazifisten gegenüber nicht aufbringen können. Nein, die uns bewerfen oder die sich rümpfend von uns abwenden, das sind Pazifisten, das sind Kriegsgegner. (Oder: Revolutionäre, denen wir angeblich nicht weit genug gehen. Hierüber ein andermal.)

Da ist Nuschke, Otto; Chef der ‚Berliner Volkszeitung' — eines nichtsozialistischen Blattes, das, seit Jahren, in fast allen Fragen über und unter dem Strich mutigerweise links vom ‚Vorwärts' steht —, Nuschke, ohne Zweifel ein ehrlicher Vollbart, Anwalt der Bedrückten, Gerechtigkeitsfreund, Hasser der Fürstenknechte, Republik-Enthusiast, durchaus das, was Leute, die ich nicht liebe, mit Fug einen „aufrechten Demokraten" nennen ... da ist Nuschke und keift, im Leitartikel vom siebenten August, die Kriegsdienstverweigerungspropaganda, welche neuerdings grade in Frankreich (Kongreß von Valence) und in Deutschland (Zwickauer Aktion: 86 000 Verweigerer-Unterschriften) so überraschende Erfolge zu verbuchen hat, mit dem Argumente an, sie sei „nicht sehr originell", man habe „sie ziemlich sklavisch von England übernommen, wo der tapfere Ponsonby ...", „so ungefähr wie die deutschen Kommunisten die roten Kopftücher aus Rußland importierten, obwohl die städtische Arbeiterfrau in Deutschland kein Kopftuch mehr trägt"; „eines schickt sich nicht für alle".

Wenn ein Ausländer tut, was, falls ein Deutscher es tut, auf deutsche Demokraten wie ein rotes Kopftuch wirkt, dann attestieren sie jenem immer „Tapferkeit". „Eines schickt sich nicht für alle" — warum, Nuschke, wenden Sie dies tiefsinnige Zitat nicht beispielsweise auf das allgemeine Stimmrecht an, oder auf die allgemeine Wehrpflicht, deren Wiedereinführung in Deutschland das Programm Ihrer Partei so dringend fordert ... und doch nicht das Programm nur! Die Pro-Wehrpflicht-Reden Ihrer Parteifreunde Haas, Graf Bernstorff und der andern haben Sie in Ihrem Blatt ständig ohne eine Silbe kritischen Kommentars registriert; wenn der Zwang, zu töten und sich töten zu lassen, um fremde Ideen oder um Nicht-Ideen, sich für Deutsche wie für Franzosen, für Engländer wie für Polen, Spanier, Italiener, kurzum „für Alle schickt", warum schickt sich dann eigentlich nicht auch „für Alle" die Rebellion gegen diesen Zwang? Wie?

Nun sind Sie auf den Vergleich mit den roten Kopftüchern sicher sehr stolz, und fraglos blühen in Ihres Stiles schlichten Wäldern nur selten solche Orchideen; aber sollten Sie nicht zu erkennen vermögen, daß die roten Kopftücher der Kommunistinnen eine symbolisch-dekorative Angelegenheit sind, während die Kriegsdienstverweigerung etwas höchst Unsymbolisches und Undekoratives, nämlich ein sich selbst bedeutender Akt realer Lebensdefensive ist?

Dabei denk ich nicht daran, das rote Kopftuch etwa preiszugeben. Es kleidet junge Arbeiterinnenköpfe ungleich besser, als, zum Beispiel, das bekannte blaue Gutsverwalterkäppchen ältere schwarzrotgoldne Klamottenschädel. Die Kommunisten verstehen von proletarischem Chic mehr als die Weimaristen von republikanischem.

Aber nun: „Originalität"; o je; auf andrer Ebene als auf musischer einen Gedanken ablehnen, weil er nicht originell sei, — das ist doch wirklich der Gipfel der Unvernunft, vielmehr der Hilflosigkeit. Was wäre denn an Nuschkes demokratischen Axiomen originell? Kein Komma. Alles stammt, soweit es nicht schon aus dem alten Griechenland stammt, aus dem siebzehnten englischen und dem achtzehnten französischen Jahrhundert. Widerlegt ists damit freilich nicht; sondern aus ganz andern Gründen. Ist der Leninismus etwa widerlegt durch seinen Ursprung in Marx? Oder die christliche Propaganda dieser Zeit durch ihre Wurzel in Ideen, die neunzehnhundert Jahre zurückliegen? Es hat Sinn, einem ethischen, einem politischen, einem sozialtechnischen Gedanken Originalität abzusprechen, wenn er auf Originalität, und zwar zu Unrecht, Anspruch erhebt; erhebt er diesen Anspruch nicht, sondern nur den auf Bedeutung, Wert, Richtigkeit, Tauglichkeit, dann ist der Hinweis auf seine mangelnde „Originalität" als Einwand einfach Unsinn.

Man stelle sich, beiläufig, vor, wie Herr Nuschke reagieren würde, wenn die Ponsonby-Aktion nicht londoner, sondern berliner Gewächs, also seiner Forderung gemäß „originell" wäre! Daß er dann von (zirka) „Gefährlichen Überspanntheiten originalitätslüsterner Caféhaus-Snobs und Amateurpolitiker" fauchen würde, mit geschwellter Antiliteratenader, — wer zweifelt dran?

Übrigens, wenn es irgendeine Aktion gibt, die internationaler Gleichmäßigkeit bedarf, dann die der Kriegsdienstverweigerung: welche ihren Sinn ja erst erfüllt, wenn sie in internationalem Maßstabe erfolgt. Nachdem wir in Deutschland, angeregt allerdings durch das wundervolle Vorbild der Conscientious Objectors, sechs Jahre vor Ponsonbys Initiative mit der ideologischen Propaganda der Kriegsdienstverweigerung begannen (Berliner Aktivistenkongreß, Juni 1919), durften wir, als Ponsonby dann auftrat, uns eng an seine Technik lehnen, ohne darum „sklavisch" zu handeln. Wer aus internationalem Gemeinsinn auf zwecklose Originalität verzichtet, ist darum kein Sklave. Ein Sklave ist, wer nachahmt, um nachzuahmen, ... oder wer originell vorgeht, um originell zu sein.

Nuschke empfiehlt statt der Kriegsdienstverweigerung: in den Staaten demokratische Regierungen zu schaffen. Na, in Frankreich haben wir ja eine, mit Briand, mit Painlevé, mit Herriot — und sie macht die Lex Paul-Boncour. In Deutschland würde das Kabinett, nach dem es Herrn Nuschke gelüstet, eine Lex Ludwig Haas machen oder eine Lex Friedrich Stampfer, und sie stimmte mit dem Wehrgesetz der französischen Demokratie aufs Haar überein. Allerdings müßte die Erlaubnis der Westmächte erst eingeholt werden, und daran haperts gottseidank einstweilen; aber wie lange noch?

„Die Männer des Stahlhelm denken nicht an allgemeine Wehrpflicht. Ihnen liegt an einem wohl aussortierten Heer, dessen Mannschafts- und Offiziersstellungen nur den Stahlhelmern offenstehen..., und die braven Kriegsdienstverweigerer vergeuden Geld und Kraft in einer Sektiererei..."; so der brave Demokrat Nuschke. Wer sagt ihm eigentlich, daß der Stahlhelm nicht an Wehrpflicht denke? Eine Handvoll intellektueller Außenseiter dieses Vereins. Dem schwarzweißroten Gros ist der schwarzweißrote Wehrzwang nach wie vor das Selbstverständliche. Nicht für heute, aber für morgen, für den Ernstfall. Träfe die Theorie zu, wonach ein paar Chemiker, Ingenieure und Piloten den nächsten Krieg führen, Infanterie und Artillerie keine größere Rolle in ihm spielen werden als im vorigen die Kavallerie, dann müßte der demokratische französische Kriegsminister mit der von ihm jetzt durchgesetzten Kriegsdienstpflicht für Greise, Kinder und Frauen ja vollkommen hirnverbrannt und die französische Kammermehrheit reif für Charenton sein; sie ist aber bloß reif für das Hohngelächter der Hölle. (Das Seehof in der ‚Weltbühne' bereits dankenswert intoniert hat.)

Auch Sie, Herr Nuschke, sind reif dafür. Denn gesetzt, Ihre Hypothese über den Stahlhelm stimmte, so sind ja just Sie es, der ihm diese Macht entwinden und sie der Demokratie „zurückgewinnen" will — eben jener Demokratie, die den Heeresdienstzwang nicht nur heimlich, sondern ganz offen im Parteiprogramm fordert. Grade also, wenn der Hase der deutschen Innenpolitik so läuft, wie Sie ihn deichseln möchten, wird die Aktion der Kriegsdienstverweigerer kein Lufthieb sein.

Gegen diese Logik helfen selbst die schönsten Phrasen über „die hohen Ziele des Friedens und der Völkersolidarität" nicht. Ich werde auf diese „hohen Ziele" scheidend pfeifen, solange sie bei denen, die sie flöten, verbunden sind mit der Rechtfertigung, der Propagierung und der Praktizierung des infamsten, infernalischsten Unrechts: der Nötigung des Einzelmenschen durch den Staat, sich töten zu lassen für Interessen, die nicht die seinen sind, oder für eine angebliche Idee, die er ablehnt.

Sie raten uns an, aufrechter Demokrat: statt dessen, was wir tun, sollten wir unsre „Stoßkraft gegen die Hochburgen der Reaktion richten". Eben das machen wir; mit der Dienstverweigerungsbewegung. Nicht dort nämlich steht die drohendste „Hochburg der Reaktion", wo ein romantischer Klüngel passionierter Landsknechte mit immerhin sauberer Selbstbeschränkung, wenn auch ungeschlacht und kindlich, in diesem Jahrhundert Privatkriege glaubt ausfechten zu können; aber dort steht sie, wo man uns Andersdenkende, Andershinzielende um eines Drecks willen (allenfalls um eines Phantoms willen) unsrer Glieder, unsrer Augen, unsres einmaligen, unwiederbringlichen Lebens zu berauben sich vermißt. Gegen diese niederträchtige Barbarei aufzustehen, ist der Sinn, der einzige Sinn der Friedensbewegung. Wer sich Pazifist nennt und hier quertreibt, ist ein Schrittmacher des Krieges. Die gefährlichsten Hochburgen der Reaktion sind jene, deren Ritter sich für Kämpen des Fortschritts halten.

Komödie um Wilhelm von Agathon

Zwanzig Jahre ungefähr blättere ich in meinen Aufzeichnungen und Stichwortnotizen zurück und komme auf die Hochzeit des Großherzogs von Sachsen-Weimar mit der Prinzessin Karoline von Reuß, die in Bückeburg gefeiert wurde. Die höchsten Gäste bei dieser Feierlichkeit waren der deutsche Kaiser und die Königin Wilhelmine von Holland. Die Hochzeit fand in Bückeburg statt, weil die Prinzessinnen von Reuß in Greiz elternlos waren, und weil ihre Großmutter Hermine, die Mutter des regierenden Fürsten von Schaumburg-Lippe, und die regierende Fürstin Anna Marie, eine geborene Prinzessin von Altenburg, die Hochzeit ausrichten wollten. — Die Fürstin Maria Anna hatte übrigens auch die Verlobung zustande gebracht: der junge Großherzog wollte eigentlich eine andre der reußer Prinzessinnen, aber diese hatte vorgezogen, dem großherzoglichen Bewerber einen Korb zu geben. Dann wurde er mit der schönsten der jungen Prinzessinnen, mit Karoline, verlobt, die auch schon einen zarten und hoffnungslosen Herzensroman erlebt hatte. Nach solchen sentimentalen Dingen pflegte aber ihre Tante Marie Anna nicht zu fragen: dieser brennend ehrgeizigen Frau gelang es wirklich, der Prinzessin Karoline das Ja für ihre Ehe mit dem jungen Großherzog abzuringen, dessen einzige, recht in die Augen springende Eigenschaft eine oft bis zur sinnlosen Roheit gesteigerte Brutalität war. Die junge Großherzogin Karoline ist bekanntlich nach kurzer Ehe an einer Lungenentzündung gestorben, die sie sich unter Umständen zugezogen hat, die einem Schritt der Verzweiflung recht ähnlich sahen.

Daß diese Hochzeit, die mit höchstem Glanz gefeiert werden sollte, die sich der reiche Bückeburger Hof sehr viel Geld kosten ließ, tragischen Hintergrund hatte, daß es sich in keiner Weise um eine Liebesheirat handelte, wußte in Bückeburg jedermann, das wußten auch alle von nah und weit Geladenen. Nur der Kaiser hatte, wie immer über alles schlecht und halb unterrichtet, was in seiner Nähe vorging, keine Ahnung.

Er kam nach Bückeburg oft und gern, nachdem sich seine Schwester Victoria mit dem Prinzen Adolf von Schaumburg-Lippe verheiratet hatte, dem Bruder des damals regierenden Fürsten Albrecht Georg. Man wird sich erinnern, daß dieser Prinz Adolf, den Victoria von Preußen resignierend nahm, nachdem sie auf Bismarcks strenges Geheiß den schönen Battenberger, den Fürsten von Bulgarien, nicht hatte heiraten dürfen, auf Wunsch des Kaisers regierender Fürst von Lippe-Detmold werden sollte, man wird sich auch erinnern, daß dieser, das Erbfolgerecht einer andern Linie beugende Plan nicht gelang. Der Kaiser kam, wie gesagt, gern nach Bückeburg zu Jagden und Festen, und er war natürlich bei Hofe mit größten Ehren und viel Freude aufgenommen.

Während die Königin von Holland zu dieser Hochzeit als eine nahe Verwandte kam, war der Kaiser als erster der deutschen Bundesfürsten geladen, übrigens auf seinen besondern Wunsch. Man muß sich daran erinnern, daß der Großherzog

aus jenem sächsischen Hause stammte, das zuerst in Deutschland die Reformation angenommen hat, daß einer seiner Ahnen Luther Schutz auf der Wartburg gewährte, wo die Bibelübersetzung vollendet wurde: dem Großherzog von Weimar gehörte damals auch die Wartburg. Man muß auch daran denken, daß der Kaiser, so gern er hin und wieder Klöster der Benediktiner besuchte — nach Beuron und Maria Laach hatte er seine Büste, nach Einsiedeln sein Bild geschenkt — so gern er Medaillen trug, die auf dem Monte Cassino geweiht waren, so gern er von Leo XIII. als von seinem Freunde sprach, doch öfter als solche katholischen Tage Perioden hatte, wo er feuriger Protestant war, wo er sich als Chef der evangelischen Landeskirche nicht nur in Preußen fühlte. Man munkelte also in Bückeburg schon einige Wochen vor der Hochzeit, daß der Kaiser „gradezu aus protestantisch-religiösen Gründen" an dieser Feier teilnehmen wollte. Man war auf eine große Rede gefaßt.

Drei Tage vor dem Eintreffen des Kaisers kam einer seiner Kammerherren, plötzlich, unerwartet, und trug vor, daß Seine Majestät ersuchen ließe, in der Schloßkapelle für ihn einen Thron zu errichten, da er die Absicht hätte, schon bei der Trauung eine Rede zu halten. Man bekam einen leisen Schrecken, der sich noch steigerte, als der Bote weiter erzählte, daß er schon einen Entwurf dieser Rede bei sich hätte, daß er aber nur befugt wäre, ihn dem Herrn Hofprediger zu unterbreiten. Die Forderung nach einem Thronsessel in der Kirche erweckte große Besorgnis mit Hinblick auf die Königin von Holland: hatte der deutsche Kaiser einen Thron, war es nur recht und billig, daß man auch für die Königin einen aufbaute. Die Fürstin entschied, die Sache bis zum Eintreffen des Kaisers hinzuhalten: ein Thron wäre schnell aufgestellt, sagte sie. Der Hofprediger, ein Herr, der als Theologe wie als Mensch geschmeidig wie ein echter Hofmann war, erklärte, daß er „beglückt" sein würde, den Kaiser in der Kapelle das Wort ergreifen zu hören, hielt es aber doch für seine Pflicht, der Fürstin zu sagen, der Entwurf der Rede wäre sehr bedeutsam: die Rede würde eine Art von Aufforderung an die protestantischen Fürsten enthalten, sich gefälligst unter preußischer Führung zur Wahrung des reinen Evangeliums und zum Kampfe gegen Rom zusammenzutun. Die Hochzeit des Herrn der Wartburg erschien Wilhelm als ein geeigneter Augenblick zu solch einer Kundgebung; die Anwesenheit der Königin von Holland war ihm bekannt.

Die Fürstin wußte sofort, daß eine solche Rede in Gegenwart der Königin von Holland, die ängstlich darauf bedacht ist, den katholischen Holländern nie zu nahe zu treten, auf keinen Fall gehalten werden dürfte, und sie traf, als die Königin angekommen war, ihre Maßnahmen: die Königin erklärte, daß sie der Trauung nicht beiwohnen würde, wenn sie nicht die unbedingte Zusicherung erhielt, daß in einer etwaigen Rede des Kaisers jede Spitze gegen die Katholiken und gegen Rom fehlen würde. Den Kaiser, der kurz darauf mit gezückter Rede eintraf, erwartete also dies Mal eine herbe Enttäuschung, da ihm ge-

wissermaßen der Mund verboten werden sollte. Aber nach einer mehr als einstündigen Unterredung mit der Fürstin verzichtete er auf den Thron und die Rede in der Kapelle.

Man atmete auf, und die glanzvollen Festlichkeiten nahmen ihren Anfang.

Aber schon waren andre düstere Wolken am Himmel aufgezogen: die junge Karoline, die ihr Schicksal näher rollen sah, machte plötzlich „Schwierigkeiten", wie sich die Fürstin ausdrückte: sie schloß sich ein, war nicht zu bewegen, ihren Bräutigam auf einer Rundfahrt durch die Stadt zu begleiten, ja, sie weigerte sich, abends zur großen Tafel zu erscheinen: das erste Hochzeitsdiner fand tatsächlich ohne die Braut statt, die in ihrem Zimmer so laut weinte, daß der Durchgang durch diesen Flügel gesperrt werden mußte. Ihre Schwestern versuchten sie zu beruhigen. Die damals noch sehr junge Hermine, jetzt Wilhelms zweite Frau, sagte achselzuckend: „Lächerlich, solche Geschichten zu machen! Wenn sie erst verheiratet sind, wird sie schon mit ihm fertig werden. Es ist ja wahr, daß er ein Ekel ist, aber sie wird doch Großherzogin!"

Am andern Morgen weigerte sich die Prinzessin, ihren Verlobten zu sehen. Nachdem es ihm nicht gelungen war, was ihm später in Weimar nur zu gut gelang, die Tür zu ihr einzutreten, begab er sich nach einem stürmischen Auftritt mit der Fürstin Marie Anna zum Kaiser, der grade „regierte" — er erledigte in Marineuniform Marineangelegenheiten — und meldete ihm: „Majestät, ich kann nicht heiraten, da die Prinzessin nicht will." Der Kaiser, wahrscheinlich schon vom Stande der Dinge unterrichtet, antwortete: „Ich befehle, daß Sie heiraten." Darauf nahm der Großherzog die Hacken zusammen, empfahl sich und schlug einen armen, ahnungslosen Lakaien, der ihm begegnete, so mit der Faust ins Gesicht, daß dieser Schlag ihn ein sehr hohes Schmerzensgeld gekostet hat. Es war halt ein schaumburg-lippischer Lakai gewesen. Seine eignen Leute pflegte er mit der Reitpeitsche, mit Ohrfeigen und Fußtritten zu regalieren, ohne daß er dafür extra zahlte.

Man kann sich die Stimmung dieses Hochzeitshauses vorstellen, wo die Braut sich weigerte, zum Vorschein zu kommen, wo der Verlobte vor Wut raste und sich zu betrinken suchte.

Das Schwierigste war, in der Zwischenzeit, bis man die arme Prinzessin bearbeitet hatte, ihren Widerstand aufzugeben, den Kaiser zu beschäftigen. Die Königin von Holland machte Besuche bei der Fürstin-Mutter, die sich darüber beklagte, daß die Unterhaltung, die der Kaiser führte, sehr „frei" wäre, und bei andern Fürstlichkeiten, sie machte Ausfahrten und Spaziergänge, schrieb Briefe, telephonierte mit dem Haag und las Bücher, die sie mitgebracht hatte. Als kluge und selbständige Frau widmet sie der leeren Repräsentation nur die unumgänglich notwendige Zeit. Anders der Kaiser: es muß Bewegung und Trubel um ihn sein, wenn er sich wohlfühlen soll. Aber wirkliche ernste Arbeit liegt ihm nicht: er muß Beschäftigung haben, die wie Arbeit, die wie ungeheuer wichtige und eilige Arbeit aussieht. Er vermag kaum eine Viertelstunde ruhig etwa bei einem Buche zu bleiben: er kann auch nicht gut

allein sein. Er muß immer „Geist sprühen", wie einer seiner boshaften Bekannten sagte, er muß immer Mittelpunkt sein, Anregungen geben, Fragen stellen, ohne oft auf eine Antwort zu rechnen, er muß Befehle erteilen, kurz, es muß immer so aussehen, als hielte er ein großes Stück der Welt in Bewegung.

Da diese unvorhergesehenen Umstände eintraten, konnte man sich ihm nicht so viel widmen, wie es sonst der Fall gewesen wäre, und da man gar nicht daran gedacht hatte, etwas zu seiner Unterhaltung und Beschäftigung zu arrangieren, war guter Rat teuer. Eine Jagdpartie brach er unversehens ab: er müßte zu Haus sein. Es beschäftigte ihn sicher, daß sich so tragische Dinge neben ihm abspielten, und daß man ihn doch nicht weiter bemühte, sie zu ebnen, sie einzurenken. Man mußte also sinnen, ihn zu unterhalten. Zuerst wurde ihm, nachdem er einem Photographen eine stattliche Reihe von Aufnahmen gewährt hatte, ein Vortrag über Ausgrabungen in der Nähe von Bückeburg gehalten: damit beschäftigte man ihn eine Stunde, und man hatte ihm Gelegenheit geboten, über andre Ausgrabungen, die er gesehen hatte, zu sprechen. Dann lenkte man seine Aufmerksamkeit auf Erinnerungen an jenen Grafen Wilhelm von Schaumburg-Lippe, der im achtzehnten Jahrhundert portugiesischer General gewesen ist und als solcher mit Ehren überhäuft wurde. Das fürstliche Haus, das recht bieder und bürgerlich ordentlich war, erinnerte sich sonst nicht gern an ihn: jetzt wurde er als willkommener Unterhaltungsgegenstand hervorgesucht. Aber auch das dauerte nicht lange. Auf einer Rundfahrt durch die Stadt hatte Wilhelm einen Offizier der Schutztruppe gesehen: er erinnerte sich plötzlich an ihn und wünschte ihn zu sprechen. Der Offizier wurde zwei Stunden lang gesucht, wurde endlich irgendwo bei einem Glase Bier ausfindig gemacht und sogleich ins Schloß geschleppt. Er war aber geistig so unbeweglich, so bestürzt von dem Auftrage, den Kaiser zu unterhalten, ihm von Afrika zu erzählen, daß er sehr schlecht bei Seiner Majestät abschnitt und sehr bald entlassen wurde... Man erinnerte sich, daß ein jüngerer Herr im Schlosse war, der wenigstens in Ägypten und Konstantinopel gewesen war: man brachte den Kaiser mit ihm zusammen, und es kam zu einer Art Unterredung, die darin bestand, daß der Kaiser ein paar Fragen stellte und dann seinerseits von Konstantinopel erzählte und sich dabei über den Sultan und seinen Hof recht lustig machte. „Alles stank nach Hammel dort!" sagte er unter anderm: „Aus den Kleidern der Kaiserin war der Gestank lange nicht herauszubringen."

Inzwischen hatte aber einer der Herren aus seinem Gefolge, der die Gewohnheiten und Bedürfnisse seines Herrn besser kannte, nach Hannover telephoniert und einen dortigen hohen Offizier beschworen, recht schnell einen jungen Rittmeister herüberzuschicken, der dem Kaiser, wenn er nach Hannover kam, was oft der Fall war, die neuesten Witze zu erzählen hatte, auch Witze jener Art, von denen man in Paris sagt, daß sie sogar einen Feuerwehrmann zum Erröten brächten. Dieser junge Rittmeister, ein bildschöner Mensch übrigens, wurde von seinen Kameraden nur der Herr Gratis genannt, weil er die glückliche Begabung hatte, alle Genüsse der Welt,

auch jene, die andre oft sehr teuer bezahlen müssen, unentgeltlich zu beziehen. Herr Gratis hat eine Weile beim Kaiser sehr in Gunst gestanden, um dann, wie es bei Wilhelms Launenhaftigkeit und seinem rasenden Menschenverbrauch üblich war, in ebenso tiefe Ungnade zu fallen. Er lebt jetzt in der Schweiz. Vielleicht schreibt er auch einmal seine Memoiren.

Herr Gratis traf schon am Spätnachmittag in Bückeburg ein, und die verdüsterte kaiserliche Stirn hellte sich auf: der Kaiser ließ sogleich die Herren im Schlosse in seinen Salon bitten, das Geschichtenerzählen, das Witzereißen begann, und die dunklen Wolken über dem Hause schienen sich verzogen zu haben. Am Abend hatte man denn auch die Prinzessin so weit bearbeitet, daß sie wieder zum Vorschein kam, daß sie sich bereit erklärte, sich am andern Tage trauen zu lassen: es war also mannigfaltiger Grund zur Freude da.

Abends strahlte der Kaiser wirklich in guter Laune und bezauberte alle Welt. Herr Gratis war, zum Entsetzen der Fürstin, die sehr auf Etikette hielt, immer in seiner unmittelbarsten Nähe, stets unter den Fürstlichkeiten, die ihn, da sie sahen, wie er beim Kaiser angeschrieben war, ungefähr wie einen Vetter behandelten.

Am andern Morgen fand die Trauung wirklich statt, freilich mit einer Verspätung von einer halben Stunde, und die junge Braut sah verweint genug aus. Wenn die Steine, die bei ihrem Jawort allen Zuschauern dieser Unglückstrauung vom Herzen fielen, Geräusch hätten machen können, es hätte in der kleinen Schloßkirche ein wahres Donnergepolter geben müssen ...

Bei der großen Hochzeitstafel erfolgte dann der erwartete, pathetische, wortreiche Trinkspruch des Kaisers: die Wartburg wurde darin oft bemüht, der Segen des Himmels wurde heiß auf das junge Paar herabgefleht, und es wurde ihm ein sehr prunkvolles Bild fürstlichen Lebens in Glück und Herrlichkeit vorgezaubert. Man dachte sich sein Teil und freute sich, daß die Rede wenigstens keine Kampfansage gegen Rom enthielt.

Ein reicher Ordenssegen, neben kleinen Trinkgeldern an die Dienerschaft, war niedergegangen, das junge Paar reiste seinem Schicksal entgegen, die Fürstin Marie Anna freute sich, daß alles gut abgelaufen war, daß alle Welt einmal von Bückeburg und ihrem Hofe sprach, nur die alte Fürstin-Mutter saß bedenklich in ihrem Palais und meinte, die Gespräche der letzten Tage in des Kaisers Nähe wären schon mehr Gespräche aus der Wachtstube, aus dem Bereich der Haiducken gewesen, und sie malte, bestürzt von solchen Dingen und Zeichen, schon den Weltuntergang an die Wand.

Es hat bis dahin ja freilich noch mehr als zehn Jahre gedauert, und die gute alte Frau, ein rechtes Stück vergangener Gottesgnadenzeit, hat ihn nicht mehr erlebt, aber wer jene Hochzeitstage aus der Nähe gesehen hat, wird sie und die Komödie um den Kaiser nie vergessen.

Die Zensur von Boston von Upton Sinclair

Alle Leute bewundern Lindbergh, weil er nicht über sich selbst redet. Ich wollte, ich könnte seinem guten Beispiel folgen, während ich über Boston und dessen Zensur spreche, doch kann ich unglückseligerweise nur von dem berichten, was sie mir antun. Seht mich also an: einen Schriftsteller, der sein Lebenlang als der Preistugendbold der radikalen Bewegung galt, der von seiner ersten Frau in allen Zeitungen der zivilisierten Welt als ein „Durch-und-Durch-Monogamist" bezeichnet wurde, also als etwas äußerst Altmodisches. Ich bin der Verfasser von etwa dreißig Büchern, und die Bostoner Polizeibehörde hat festgestellt, daß zumindest eines dieser Werke geeignet sei, „die Jugend zu verderben". Laßt mich vorweg erklären, daß mein neuer Roman „Petroleum" sich in dieser Beziehung keineswegs von meinen andern Büchern unterscheidet; vom bostoner Standpunkt aus gesehen sind sie alle gleich lasterhaft. Sie werden im ganzen übrigen Amerika und in andern zivilisierten Länder gelesen, und allein Boston findet sie obszön.

Es ist kein schlechter Witz, wenn ein Schriftsteller, daheim an der Schreibmaschine sitzend, eben mit einer Anklage gegen jene Schriftsteller beschäftigt, die er tatsächlich für obszön hält, in seiner Arbeit durch ein Telegramm unterbrochen wird, das ihm mitteilt, sein eignes Buch sei dem Bannfluch verfallen. Zu meinem Glück appellierte ich nicht an die Polizei, sondern an die ethischen Kräfte der Gesellschaft, den Kampf gegen die wahre Obszönität aufzunehmen. Ich schrieb eben den Satz: „Jedesmal, wenn ein Zensor angestellt wird, fällt die Wahl auf einen Idioten, ärger noch, auf einen Schuft, der unter dem Vorwand, die Moral zu schützen, die Habgier verteidigt." Und jetzt erhebt sich der bostoner Zensor und erbringt den Beweis für die Richtigkeit meiner Worte.

Den bostoner Verfügungen zufolge werden zwei Detektive in eine Buchhandlung gesandt, um das Buch, gegen das Klage erhoben wurde, zu kaufen. In diesem Fall fiel die Wahl auf einen Buchhändler, der das Pech hat, nur wenige Häuser entfernt vom Gerichtsgebäude seinen Laden zu besitzen. Die Detektive kauften das Buch von Herrn John Gritz, einem zwanzigjährigen Angestellten der Buchhandlung, der völlig einem Cherub in Hosen gleicht.

Dann wird das Buch einem Polizeiinspektor übergeben. Der ist gewöhnlich ein vielbeschäftigter Mann, der keine Zeit zum Lesen hat. Er sieht vor sich ein Buch von über fünfhundert Seiten und brummt selbstverständlich: „Was zum Teufel!", schiebt das Buch einem Untergebenen zu: „Da, Joe, etwas Saftiges!" All dies berichte ich nicht als Romancier, sondern als Mensch, der sich ungefähr eine Woche lang vor dem Gerichtsgebäude herumgetrieben und allerlei gehört hat.

Joe nimmt das Buch mit heim, streicht jene Stellen an, von denen er glaubt, daß sie seine Moral untergraben haben. Der Inspektor liest diese Stellen und spricht: „Du lieber Gott, da läßt der Kerl ein Mädchen einem Burschen sagen, es wisse, wie es die Empfängnis verhüten könne!" Boston ist zu siebzig Pro-

zent römisch-katholisch, und dieser Prozentsatz besteht auch im Polizeidepartement. Der Inspektor begibt sich zum Polizeirichter, der ebenfalls das Buch heimnimmt und in der Nacht die angestrichenen Stellen liest. Ist er ein gerechter Mensch, so wird er vielleicht den Wunsch empfinden, das ganze Buch zu lesen, doch fordert das Gesetz dies von ihm nicht. Das Gesetz verurteilt ein Buch, das „etwas enthält", das die Moral verletzt, und einzelne Stellen genügen als Beweis. Es handelt sich immer darum, ob ein Werk „die Tendenz hat, die Moral der Jugend zu untergraben". Dadurch aber wird der zeitgenössische Schriftsteller in die Kinderstube verwiesen und ihm unmöglich gemacht, für Erwachsene zu schreiben. Ich werde mich jedenfalls nicht dieser Einschränkung fügen. Ich meine, daß Erwachsene Bedürfnisse und Erfahrungen haben, die in der schönen Literatur behandelt werden müssen. Selbstverständlich beabsichtige ich keineswegs, irgend jemanden zu verderben; lesen jedoch die jungen Menschen mein Buch, so werden sie erfahren, was in der heutigen Welt vor sich geht, werden auch erfahren, was, meiner Ansicht nach, die Ursache des moralischen Zusammenbruchs ist: nämlich die Ausbeutung und das Parasitentum in unsrer Gesellschaft — die Tatsache, daß eine Klasse von Müßiggängern ungeheure Reichtümer besitzen darf, die sie nicht durch eigne Arbeit erworben hat.

Was den Roman „Petroleum" anbelangt, so ist das Buch über fünfhundert Seiten stark, und die Polizei hat nur gegen neun Seiten etwas einzuwenden. Das scheint kein Beweis für das Überwiegen der sexuellen Seiten des Lebens. Die erste Szene, die der Polizei mißfällt, beginnt auf Seite 193, und alle, die das Buch in der Hoffnung auf Obszönitäten kaufen — und viele tun das — werden finden, daß die Obszönität lange auf sich warten läßt. Auf vier bis fünf Seiten wird ein „Flirtausflug" geschildert, was, der bostoner Polizei zufolge, etwas sehr Arges ist, andrerseits aber nimmt die Schilderung der Pacht eines Petroleumbohrgrundes sechsundzwanzig Seiten ein; mir scheint, daß dadurch kein allzu großes Gewicht auf die „Flirtausflugs-Lebensseite" eines jungen „Ölprinzen" gelegt wird. Bringt ein geborener Prediger, wie ich es bin, eine derartige Szene in einem seiner Romane, so verfolgt er damit einen Zweck. Ich zeige den jungen „Ölprinzen", der sich aus dem Leben seiner Kaste heraus und in ein besseres Leben tastet. Da er das nächste Mal zu einem Flirtausflug geladen wird, geht er nicht, weil er nach einer echtern Liebe sucht. Seltsamerweise wurde mir diese kleine Predigt vom Kritiker der radikalen Wochenschrift ‚Nation' sehr verübelt: „Es ist eine lächerliche Prüderie, in die pikante Szene, da Frau Normans versucht, sich von Bunny in der Kabine verführen zu lassen, einen moralischen Absatz einzuflechten." Ich hoffte, daß das, was dem radikalen Kritiker mißfiel, mir beim Polizeirichter nützen würde, deshalb brachte ich die Kritik ins Polizeigericht mit. Aber ach, ich durfte sie nicht zeigen, durfte überhaupt kein Wort sagen. Dem Gesetz zufolge darf die Kritik nicht vorgebracht, die „Flirtausflugsszene" nicht nach dem beurteilt werden, was auf sie folgt, welche Lehren aus ihr gezogen werden, wie sie vom Verfasser und dem Helden aufgefaßt wird. Ich kann zwar Beweise er-

bringen, wenn der Gerichtshof dies gestattet, doch darf er sich weigern, sie zur Kenntnis zu nehmen.

Ich wollte in diesem Fall an Stelle des cherubischen Herrn Gritz als Angeklagter fungieren; aber leider Gottes will mich das Polizeidepartement von Boston nicht. Herr George E. Roewer, der unermüdliche Verteidiger unpopulärer Fälle, verlangte die übliche Beweisaufnahme und die Mindestgeldstrafe im Falle einer Verurteilung, aber die bostoner Polizei war über die Kenntnisse meines Backfisches Eunice Hoyt in bezug auf Geburtenkontrolle derart entsetzt, daß sie mich auf ein Jahr einsperren will, falls sie mich erwischt.

Ich hatte beschlossen, am 16. Juni eine Versammlung abzuhalten und in ihr die sittliches „Ärgernis" verursachende zweite Szene aus dem dritten Akt „Hamlet" vorzulesen und dann das Werk der Polizei zu Vorzugspreisen anzubieten. Nachher sollte die abscheulich obszöne Stelle in Genesis 19, 30—38 verlesen und der Polizei die Bibel zum Kauf angeboten werden.

Postscriptum: 16 Juni. Ich bot der Polizei heute eine Bibel zum Kauf an. Sie wollte sie nicht erwerben. Ich bot sie dann einem bostoner Rationalisten an, der sie kaufte, sich über den Gedanken entsetzte, wie sehr die Jugend durch den betreffenden Passus moralisch geschädigt werden könnte, und mir versprach, bei der Polizei meine Verhaftung zu fordern. Dann bot ich der Polizei ein Buch zum Kauf an, das sie für meinen Roman „Petroleum" hielt. Ich sagte nicht, daß es dieser Roman sei, zeigte das Buch nur den Zuhörern. Die Polizei kaufte das Buch und befahl mir, am folgenden Tag vor Gericht zu erscheinen. Als sie jedoch das Buch näher betrachtete, mußte sie sehen, daß es die Bibel, gebunden in den Umschlag von ‚Petroleum', war. Sie verlangte ihr Geld zurück, und ich war zu höflich, ihre Bitte abzuschlagen. Die Zensur kann nur dadurch erfolgreich bekämpft werden, daß man sie lächerlich macht.

21. Juni. Endlich fand ich einen Polizisten, der bereit war, ‚Petroleum' zu erstehen, und verkaufte ihm ein Exemplar.

Uebersetzt von Hermynia zur Mühlen

Dichters Klage von Ossip Kalenter

Da sitz ich wider bessres Wissen
Schon wieder zweifelnd im Café
Mein Anzug ist am (...) zerrissen.
Mein Herz tut weh.

Ich habe keine feste Bleibe
Und auch kein richtiges Vaterland.
Nicht Fuß hat weder, was ich schreibe,
Noch Hand.

Mich wird kein Becker je ernennen.
Ich bin zu dünn stets und zu blaß.
Man müßte so wie Fulda können...
Das wäre was!

Der Kritiker Alfred Polgar

von Stephan Ehrenzweig

„Ist das Genie ein Künstler, dann vollbringt er sein Kunstwerk, aber weder er noch sein Kunstwerk haben ein τελος außer ihnen. - - - kümmert sich nur um die Produkt on, genießt die Freude der Produktion, vielleicht oft durch Schmerz und Anstrengung hindurch; aher er hat mit andern nichts zu schaffen, er schreibt nicht, damit; — — — Und so mit jedem Genie. Kein Genie hat ein „damit"; — — —"

Kierkegaard

Ein steiler Weg, gefährlich und herzbeklemmend wie der von der Kindheit zur Reife, führt von der Betrachtung schöner Kunst zu den Wurzeln des Glücksgefühls, das diese Betrachtung auslöst; es ist der halsbrecherische Weg vom Genuß zur Erkenntnis. Ist er aber einmal zurückgelegt, und haben die beiden Pole der gegenseitigen Bedrohung widerstanden, dann ergibt ihre magische Verbindung eins der seltenen Feste, die einsam zu feiern, Verrat an der Dankbarkeit wäre.

Was Alfred Polgar, der Künstler unter den Kritikern, schafft, ist reinstes Genieprodukt; frei von jeder Doktrin. Er hat keine Anschauung vom Theater, er ist, wie er selbst aussagt, dem Theater gegenüber chronischer Laie, so überrascht ihn das Spiel Abend für Abend von neuem. Mit dem Recht des stets Empfindlichen, dem selbst die Langeweile hinreißende Gestaltung abfordert, weil sie ihn berührt, nicht betäubt, verläßt er sich auf eine ganz naturhafte, erfrischend illegitime Beziehung zwischen Subjekt und Objekt: werft das Theater und werft Alfred Polgar wie immer ihr wollt — wo sie aufeinandertreffen, wird ein Kunstwerk.

Daß die szenische Darstellung absoluter Vergänglichkeit anheimfällt, ist ihr tragisches Schicksal und ihr ewiger Reiz. Nicht für einen Augenblick vergißt Polgar, daß, was da oben zwischen bunten Kulissen und zwischen acht und elf sich abspielt, Spiel ist, holde oder weniger holde, geglückte oder mißglückte Spekulation auf die kindliche Bereitwilligkeit, sich entführen zu lassen. Er ist himmelweit entfernt von der Wichtigtuerei der Fachleute, die dem Theater eine Dimension verleihen wollen, deren Fehlen erst seinen Zauber ausmacht. Er darf es sich leisten, eine Katze eine Katze sein zu lassen, weil seiner Kunst nötigenfalls die Belanglosigkeit selbst als Anlaß genügt. Ein leidenschaftlicher Formwille ist Wächter über den Wert nicht des Dargestellten, sondern der Darstellung.

Denn ob Herr X., mag er auch der größte Schauspieler aller Zeiten sein, am Dienstag, dem 15., besser war als am 2., und ob er selbst am 28. vollends über sich hinauswuchs, gehört zu den Wichtigkeiten des praktischen Theaterbetriebs. Doch über den Wert einer künstlerischen Chronik entscheidet ihres Autors, nicht ihres vergänglichen Vorwurfs Gewicht. Max Pallenbergs Kunst wird — leider — eines Tages für niemand mehr existieren. Man wird, vertraut man der mündlichen Tradition, ihren hohen Grad erraten. Alfred Polgars Studie über Max Pallenberg aber wird an sich ein immer zugängliches Kunstwerk bleiben, jenseits vom Wert oder Unwert ihres Gegenstands, der als Anstoß hier ein für allemal seine Pflicht er-

füllt hat. Sie wird bestehen, wie des artverwandten Lichtenbergs, wie Schlegels Kritiken; nicht zuletzt, weil ihr Autor über einen Grad von Würde verfügt, der grade in seinem Metier eine der ganz selten erfüllten Bedingungen für den Eintritt ins Bleibende bildet.

‚Würde' soll hier nicht Gespreiztheit heißen, oder gar jene Selbstüberhebung bedeuten, die in jeder Zeile bewußt Literaturgeschichte produziert. Im Gegenteil: sie ist bei Polgar selbstverständlicher Ausdruck einer innern Noblesse; man kann weder Zustimmung noch Ablehnung graziöser, leichter, feiner handhaben als Polgar. Aber die Berechtigung zu solcher Leichtigkeit wächst erst aus der konstitutiven Unmöglichkeit, jemals schwerfällig, ungraziös, grob zu werden.

In einer Apologie der ‚kleinen Form' spricht Polgar von der Graden, als von der kürzesten Verbindung zwischen zwei Punkten. Daß aber diese Verbindung notwendig durch das Gebiet der größten spezifischen Dichte führt, macht die Einsamkeit der Wanderer auf diesem Weg erst augenfällig. Mit welcher scheinbar spielerischen Leichtigkeit wird da die Sprache auf ihre Logik zurückgeführt, mit welchem Geschmack die denkbar knappste, absolut überzeugende Form herauskristallisiert! Polgar gehört auch zu den Auserwählten, denen sich die Umkehrung als epigrammatische Abkürzung des Gedankenwegs willig ergibt. ‚Das Paradox ist des Gedankens Leidenschaft, und der Denker, der ohne Paradox ist, ist wie der Liebende, der ohne Leidenschaft ist: ein mäßiger Patron.' — Wie wenige gibt es, die das Gewicht dieses Kierkegaardschen Satzes zu tragen vermöchten?

Daß Alfred Polgar es vermag, ist sein Größezeichen. Ein weiteres, daß eine ganze Generation von Schreibern ohne ihn so schwer auskommen kann, wie ohne Karl Kraus. Er sollte sichs nicht verdrießen lassen, wenn er sich da oder dort wiederfindet: wie anders sollten Schwächere den Eindruck, den er auf sie gemacht, verarbeiten, wenn nicht so? Lieber Alfred Polgar! Verzeihen Sie denen, die Ihres Geistes einen allzu aktiven Hauch verspürt haben, und lassen Sie sich sagen, daß Sie einer der Drei oder Vier sind, die unter uns zu wissen, diese Zeitgenossenschaft erst erträglich macht!

Die Kirmes von Dixmude von Wolf Zucker

„t'Is goed uw lof te zingen, o Heer."
Inschrift in flämischen Kirchen

Am 12. Oktober 1914 war Lille von den Deutschen genommen worden. Dadurch ergab sich für die Franzosen die Gefahr, daß durch Vordringen der Deutschen nördlich von Lille in der Linie Armentières—Ypern—Nieuport der ganze Nordflügel der vereinigten englisch-belgisch-französischen Armeen aufgerollt würde. Die dann unvermeidliche Einnahme Dünkirchens hätte überdies die britischen Inseln schwer bedroht. Umgekehrt hatten die Engländer, Belgier und Franzosen das größte Interesse an einer Zurückdrängung der deutschen Armeen über die Yser und Schelde, wodurch der deutsche Vormarsch zwischen

Lille und Reims verloren gewesen wäre. Der Plan der Engländer ging sogar bis zu einem Vorstoß auf den deutschen Niederrhein und sein Industriegebiet. So kam es zur Schlacht an der Yser, zum Kindermord von Dixmude, zum Deutschlandlied von Langemarck, zur Vernichtung Westflanderns. Die Deutschen kamen nicht über die Yser, die Engländer auch nicht, aber durch diesen „Standstill" des deutschen Vormarsches im Westen, wie es die Engländer auf den Gedenksteinen an den Straßen nach Ypern nennen, wurde der Krieg im Westen zum zweiten Mal für die Deutschen verloren.

Das hört sich alles an wie die Züge einer spannenden Schachpartie. Aber diese Züge wurden von den Führern in sichern Unterständen mit lebendigen Menschen ausgeführt, und wer die unendlichen Kirchhöfe — es gibt rings um Ypern allein 280 englische, — man hat die Toten schön nach Nationen geordnet —, wer diese Kirchhöfe, wer die zerstörten Städte, die Granattrichter in den Kornfeldern, die Stacheldrähte in den Dünen gesehen hat, dem ist die ganze Strategiespielerei der Generale völlig gleichgültig, und es interessieren ihn nur noch die Spuren all des Leidens der Feldgrauen, Horizontblauen und Khakifarbenen.

Als wir in diesem Sommer nach Dixmude kamen, war grade Kirmes, und auf dem Marktplatz, auf dem kein Stein mehr aus den Jahren vor 1914 steht, dröhnten die Musikmaschinen, und vor den Schießbuden zeigten die biedern Landleute, was sie im Kriege gelernt hatten; es klappte noch ganz gut. Gegenüber dem Museum, das sonst „oudenheiten" beherbergte und nun voll ist von Andenken an die „große" Zeit, damit man sie nicht vergesse, befand sich eine Bude mit der Inschrift „Het Lach Huis". Die Musik spielt: „Auf in den Kampf" ... ach, in welchen Kampf!

Vor dreizehn Jahren herrschte hier eine andre Musik es war auch nicht grade „Gebak kraam", womit man die Auswärtigen empfing. Die Regimenter, die in Thourout und Roulers ausgeladen waren, bestanden zu 75 Prozent aus jungen Freiwilligen, die vom Krieg nichts andres gesehen hatten als eine dreiwöchige Ausbildung. Ihre Offiziere hatten auch nicht viel mehr Erfahrung; dafür wurden diese 17- bis 20jährigen völlig nutzlos bei Dixmude und Langemarck vor die Maschinengewehre getrieben, und die Unglücklichen sangen sich dazu selber das Totenlied. Von manchen Kompanien kam nicht mehr als ein Viertel zurück. Und für was? Damit das Land jetzt aussieht wie eine rasch hingebaute schmucklose Kolonie von Goldgräbern, damit die schönen Kirchen von Ypern und Nieuport, Bixschote und Poelkapelle in Schutthaufen verwandelt wurden. Noch heute fahren täglich Wagen Hunderte von Zentnern gepreßten Stacheldraht, den man überall ausgräbt, in die Schroteneien. Die Gehöfte in diesen Gebieten, die alle gleich gebaut sind, haben ihre Scheunen mit altem Wellblech gedeckt, das sich die Bauern aus den Unterständen geholt haben; so war es wenigstens zu etwas nutze; aber das hätte man billiger haben können. Der große Wald von Houthoulst ist nicht mehr, auf einer Ebene stehen ein paar abgestorbene Bäume.

Durch dieses trostlose Gebiet, das durch die blauen Fordplakate nicht grade verschönt wird, fahren täglich die großen Rundfahrautos mit Engländern, die zum Frühstück grade noch ein paar Russen verspeist haben, und Franzosen und Deutschen. In Ypern gibts Mittagbrot; zwei Stunden Rast, vor zerschossenen Häusern schmeckts doppelt so gut. Überall kritzeln die Besucher ihre Namen ein, in die Unterstände, Geschütztürme, Laufgräben; und es berührt sonderbar, wenn plötzlich aus den Tausenden von Bleistiftkritzeleien am 38 cm-Geschütz von Moere die nüchterne Inschrift hervorleuchtet: Bestreichungswinkel $0^\circ = 157^3/_{16}{}^\circ$. Das ist so, wie wenn man bei einem Feuerwerk für Kinder plötzlich das Schild sähe: Gasgranaten. Belgische Kriegsinvaliden führen die Fremden durch die „Sehenswürdigkeiten", und da ist erstaunlich zu sehen, wie wenig sie unsern Zeughausveteranen gleichen. Da klirrt keine Ordensschnalle, der Invalide schwingt sein Holzbein, seine leeren Ärmel und — verwünscht den Krieg. Die meisten dieser Invaliden sind Bauern aus der Umgebung, und haben mit eignen Augen gesehen, wie man ihre Häuser, ihre Ställe zerschoß, ihr Korn verbrannte, ihre Äcker ruinierte. Die haben genug. Die vergessen nicht. Und was soll man antworten, wenn sie ganz nebenbei sagen: „Das hätte Deutschland nicht machen sollen"?

Der Fall Lohmann von Morus

Als hier vor vierzehn Tagen geschrieben wurde, der Krach, den die deutsche Filmindustrie immer wieder hervorruft, stehe in keinem Verhältnis zu ihrer wirtschaftlichen Bedeutung, da meinte in sehr freundschaftlicher Weise ein Film-Fachblatt: „Herr Morus, scheinbar allzu einseitig finanzkritisch eingestellt, verkennt eben, daß der Film sich mit irgendeiner andern ‚Ware' nicht vergleichen läßt, weil er, kulturpolitisch gesehen, ein eminent einflußreicher Faktor und dadurch wesentlich wichtiger ist als Ziegenfelle und Seidenbänder." Nun denn, die Vorgänge, die in den letzten Tagen bekanntgeworden sind, geben gute Gelegenheit, das Versäumte nachzuholen und sich, gleich den Herren aus der Bendlerstraße, den eminent einflußreichen Faktor, alias die deutsche Filmindustrie, einmal kulturpolitisch anzusehen.

Diesmal ists wirklich besser, das Finanzkritische innerhalb der Filmgesellschaften vollkommen auszuschalten. Denn im Vergleich zu der Kulturpolitik, die das Reichswehrministerium mit Hilfe geheimer Subventionsfonds betreibt, ist es durchaus gleichgültig, ob die Phöbus-Film A.-G. privatwirtschaftlich ein bißchen besser oder ein bißchen schlechter dasteht, ob sie von den 1½ Millionen Mark, die sie verloren hatte, zwei Drittel oder fünf Sechstel wieder eingeholt hat. Es ist auch von untergeordnetem Interesse, ob die Filmvorräte, über die die Phöbus verfügt, 3 Millionen wert sind oder womöglich 30 Millionen, wie man in einer offiziellen Erklärung des Phöbus-Direktors Correll lesen konnte. Die Bilanzkritik der subventionierten Unternehmungen darf nicht vom Wesentlichen

ablenken. Denn auch eine finanziell besser fundierte Industrie als die deutsche Filmbranche würde, wie man es von andern Fällen her weiß, bereitwillig öffentliche Gelder nehmen, wenn sie sie bekäme. Und warum sollte sie auch nicht? Die Geldgeber, nicht die Geldnehmer sind schuldig.

Die Subventionierung der Phöbus Film A.-G. begann, wie viele Subventionsgeschichten der letzten Jahre, mit einer angeblichen Überfremdung durch amerikanisches Kapital. Die Amerikaner sind nämlich merkwürdige Menschen: immer wenn ein deutsches Unternehmen so festgefahren ist, daß es auf legale Art keine Kredite mehr auftreiben kann, wollen es die Amerikaner partout haben, dieses und kein andres. Um sich vor den drohenden amerikanischen Angeboten zu retten, geht dann der wahre Patriot zur deutschen Regierung und überläßt ihr eine Option, bis sieben Uhr abends — länger können nämlich die Amerikaner ihren Heißhunger nicht zügeln. Und schon greift irgend ein Minister in einen seiner Geheimfonds und gibt dem bedrängten deutschen Unternehmen zur Reinerhaltung der deutschen Wirtschaft und der deutschen Kultur das nötige Taschengeld.

Auf diese Weise geschah es auch bei der Phöbus. Die Dienststelle, die hierbei die deutschen Belange wahrte, war nicht etwa das Wirtschaftsministerium oder das Innenministerium, zu deren Ressort die Angelegenheiten der Filmindustrie gehören, sondern, ausgerechnet, die Marineabteilung des Reichswehrministeriums und dort merkwürdigerweise die See-Transport-Abteilung. Der Leiter dieser Abteilung, der Kapitän Walter Lohmann, ein Bekannter des Phöbus-Direktors Correll, sprang bereitwilligst ein; das heißt, nicht etwa mit seinem eignen Gelde oder mit dem seiner Verwandten — Herr Lohmann ist nämlich der Sohn des großen Generaldirektors des Norddeutschen Lloyd, Johann Georg Lohmann, und sein Bruder ist der frühere bremer Handelskammerpräsident Alfred Lohmann, einer der größten hanseatischen Wollimporteure, der während des Krieges die Reklamefahrt des Handels-U-Bootes „Deutschland" nach Amerika arrangierte. Der Geschäftsgeist des Herrn Lohmann stammt also von guten Eltern, und so fiel es ihm nicht schwer, von der Bendler-Straße einen Weg ausfindig zu machen, auf dem dem Phöbus-Film und damit der deutschen Kultur wieder auf die Beine geholfen wurde.

Der Weg führte nicht nach Bremen — in dienstlichen Angelegenheiten soll man seine Verwandten aus dem Spiele lassen —, sondern in die entgegengesetzte Himmelsrichtung, wo die schlesischen Grafen und Barone die Lignose A.-G. beherrschten, eine Gesellschaft zur Herstellung von Sprengstoffen, Rohfilmen und andern chemischen Produkten, die durch die erfolgreiche Abwicklung älterer Heeresaufträge ebenso wie durch neue Lieferungen dem Wehrministerium eng verbunden ist. Durch Einschaltung der Lignose führte Herr Lohmann dem Phöbus-Film 1½ Millionen neues Aktienkapital zu.

Aber bald war wieder Ebbe in der Kinokasse, und der hilfreiche Kapitän konnte von neuem seine nautischen Fähigkeiten entfalten. Er ging zunächst in die Wilhelm-Straße aufs Auswärtige Amt, um von den verschiedenen Geheimfonds, die dort

auf Lager sind, etwas abzubekommen. Das Auswärtige Amt sagte wohl auch nicht direkt nein. Aber es schob die Sache etwas in die Länge, und da Phöbus, der Sonnengott, sich immer mehr verdunkelte, ging Corrells treuer Freund Lohmann zum Sturmangriff auf die Reichsregierung vor. Die Gelegenheit war besonders günstig, denn in dem Phöbus-Theater „Capitol" sollte eben die deutsche Erstaufführung des Potemkin-Films stattfinden. Die Marineabteilung des Wehrministeriums, die später diesem größten Kunstwerk der letzten Jahre in der unerhörtesten Weise Zensurschwierigkeiten gemacht hat, war von Anfang an bemüht, die Aufführung des Potemkin-Films an sichtbarer Stelle zu hintertreiben. Sie wandte sich mit Erfolg — um welchen Kaufpreis, steht dahin — an die Ufa, um dort die Aufführung des ‚Potemkin' zu verhindern, und darauf mit dem gleichen Erfolg an die Phöbus; der Potemkinfilm mußte dann tatsächlich auch in der berliner ‚Alhambra', einem der wenigen nicht-vertrusteten Theater, Zuflucht suchen.

Aber für solche patriotische und kulturpolitische Entsagung im Sinne unsrer unentbehrlichen Flotte durfte der Lohn nicht ausbleiben. Um die Phöbus teils vor den kommunistischen Gefahren Sowjet-Rußlands und teils vor den kapitalistischen Gefahren Amerikas zu beschützen, wurde eine große Stützungsaktion unter Reichsgarantie in die Wege geleitet. Herr Kapitän Lohmann wandte sich offiziell an den Flottenchef, Admiral Zenker, von dort gings an Geßler, auch Herr Finanzminister Peter Reinhold und der Reichskanzler Dr. Luther gaben ihre Unterschrift, und so übernahm das Reich ganz formell die Garantie für einen Fünfmillionenkredit auf fünf Jahre für die Phöbus. Als Geldgeber trat zwar die Deutsche Girozentrale auf, aber bei so guten Unterschriften brauchte sie ja nichts zu fürchten: das Reich haftete für alle Ausfälle.

Selbstverständlich wurde diese Verpflichtung des Reiches für eine höchst riskante Sache ohne Wissen des Parlaments eingegangen. Zur parlamentarischen Rückendeckung suchte Herr Luther aber, ähnlich wie er es schon als Finanzminister bei der 700-Millionen-Gabe an die Ruhrindustrie gemacht hatte, einige Fraktionsführer mit ins Geschäft zu ziehen; zuerst den volksparteilichen Abgeordneten Scholz und dann den Demokraten Koch. Herr Koch schien auch nicht übel Lust zu haben, als Vertrauensmann der Reichsregierung in den Aufsichtsrat der Phöbus zu gehen, aber das wäre vielleicht doch aufgefallen, und so wurde nichts daraus. Erich Koch, Führer einer Partei, die sich sonst nicht scharf genug gegen Subventionen auflehnt, deckte den Vorgang mit dem Mantel der Nächstenliebe. Wäre er statt dessen dem Subventionsunwesen bei der Reichsmarineabteilung weiter nachgegangen, so hätte er mit Leichtigkeit feststellen können, daß der Fall Phöbus nur einer von den vielen ist, die von der Bendler-Straße ihren Ausgang nehmen.

Zunächst ist das Büro des Herrn Kapitän Lohmann durchaus nicht die einzige Dienststelle im Wehrministerium, die sich der Subvention nationalistischer Films widmet. Wie es sich für eine ordentliche Behörde gehört, gibt es gleich noch ein zweites Ressort, das seine Protegés unterhält. Lohmanns Konkurrent in Subventionsangelegenheiten ist der Oberregierungs-

rat Beuster — ebenfalls von der Seetransportabteilung —, dessen kleiner Liebling die National Film A.-G. ist und auf dessen Geheiß dem deutschen Volk der Marinefilm ‚Die eiserne Braut' geschenkt wurde. Der geistige Inspirator dieser völkerversöhnenden Filmpolitik scheint der Korvettenkapitän Canaris zu sein, der zwar im Range unter Herrn Lohmann steht, aber dafür zu den maßgebenden Beratern Geßlers gehört. Damit in dieser schwarz-weiß-roten Propaganda die Länderinteressen nicht zu kurz kommen, hat auch die bayrische Regierung ihren eignen Protegé in Gestalt der Emelka-Film-Gesellschaft, für deren patriotische Kunstprodukte Rupprechts Landeskinder ihre Steuern zahlen müssen.

Bei der halbprivaten Art, in der der Subventionsapparat des Wehrministeriums aufgezogen ist, läßt sich das Kapitel Filmsubsidien nicht ganz von den andern Finanzinstitutionen trennen. Schon bei den ersten Veröffentlichungen über die Phöbus-Affäre wurde auf eine geheimnisvolle G.m.b.H. mit dem schönen Namen „Navis" hingewiesen. Dieser Gesellschaft, die nur ein Kapital von 20 000 Mark ausweist, gehört das große komfortable Haus am Lützowufer, in das Herr Lohmann seine Freundin einquartiert hatte. Es schien zunächst etwas indiskret, diese Angelegenheit in die Debatte zu ziehen, zumal Herr Lohmann verheiratet ist und doch niemand diesem rührigen Seemann zu allem andern Ungemach auch noch eine Familienszene bereiten möchte. Aber die Dinge liegen auch auf diesem Spezialgebiete so, daß sie für die Öffentlichkeit durchaus wissenswert sind. Die Beziehungen des Herrn Lohmann zu seiner Herzensdame stammen nämlich noch aus der Zeit, wo er nach Petersburg abkommandiert war, und wo Frau Ekimoff, die geschiedene Gattin eines zaristischen Generals, sich nicht nur persönlich, sondern auch dienstlich ihrem Freunde sehr nützlich erwies. Aus den Verdiensten, die sich diese Dame damals um das Deutsche Reich erworben hat, leitet Herr Lohmann offenbar jetzt die Berechtigung her, Frau Ekimoff besonders hohe Zuwendungen zukommen zu lassen.

Daß die Freundin des Herrn Lohmann inzwischen ihre schöne Zwölfzimmerwohnung am Lützowufer mit einem etwas engern Heim in Charlottenburg vertauscht hat, liegt wohl vornehmlich daran, daß die Geschäfte der Navis G.m.b.H. nach allem, was man hört, ausgezeichnet gehen. Diese Gesellschaft, die sich mit ihrem bescheidenen Kleinbürgerkapital ein Haus für 900 000 Mark hat kaufen können, arbeitet unter der Obhut des Herrn Lohmann an der Beschaffung von Tankdampfern und Ähnlichem, woran die Marineabteilung des Wehrministeriums Interesse hat. Ein Schwesterunternehmen ist die Seetransport G.m.b.H., die hauptsächlich dem Ankauf von Bunkerkohle für die Reichsmarine dient, aber ihren Geschäftskreis ebenfalls mit seemännischem Weitblick ausgedehnt hat. Ein drittes Unternehmen, das der Marine-Abteilung nahesteht, ist die Trajag, die Travemünder Jachthafen A.-G., die, selbstverständlich nur zu sportlichen Zwecken, in Travemünde einen großen Jachthafen anlegen soll. Mehrere andre Gesellschaften im Umkreis der Bendler-Straße widmen sich ähnlichen löblichen Zwecken. Bei solch einer trefflichen Organisation fällt es natürlich nicht

schwer, ohne daß es gleich herauskommt, Gelder aus Etatmitteln dorthin zu leiten, wo man sie braucht, und etwa dem Bau von Rotorschiffen oder den Caspar-Flugzeugwerken in Lübeck-Travemünde oder der Flugzeugfabrik in Warnemünde, die früher zum Stinnes-Konzern gehörte und heute von Rohrbach betrieben wird, gehörige Subventionen zukommen zu lassen.

Wo kommen die Gelder für alle diese Gesellschaften und alle die mehr oder minder fragwürdigen Zwecke her? Es soll ja eine Zeit gegeben haben, wo die Großindustrie aus dem Geld, das sie auf den andern Seite wieder dem Reich abknöpfte, aus vaterländischer Begeisterung dem Wehrministerium einige schwarze Millionen für besondere Sports zuleitete, und sogar Herr Geßler hat die Existenz solcher Sonderfonds zugeben müssen. Aber die privaten Zuschüsse der Bendler-Straße waren immer nur ein winziger Bruchteil im Vergleich zu den Summen, die aus Reichsmitteln für nicht im Etat aufgeführte Zwecke verwandt wurden.

Obwohl damit Gesetz und Verfassung in gröblichster Weise umgangen wurden, hat sich der Reichstag bisher nie aufgerafft, energisch dagegen vorzugehen. Aber vielleicht bringen die jüngsten Vorkommnisse die Reste des parlamentarischen Selbstgefühls in Deutschland doch noch ein bißchen in Wallung. Denn so grob wie diesmal ist der Reichstag wohl noch niemals getäuscht worden. Als im Herbst vorigen Jahres die Subventionswirtschaft besonders übelriechend wurde, hat der Reichstag von der Reichsregierung eine Liste aller bis dato übernommenen Stützungskredite und Bürgschaften eingefordert und erhalten. Die Liste war lang genug; allein an Bürgschaften des Reiches für Privatunternehmungen waren neunzehn hohe Millionenbeträge aufgeführt. Aber von der Fünfmillionen-Garantie für den Phöbus-Film verlautete nichts.

Wird man jetzt endlich diese Dinge nachprüfen und öffentliche Aufklärung verlangen? In andern parlamentarisch regierten Ländern, beispielsweise in dem von einer Rechtskoalition beherrschten Königreich Norwegen, hat man aus minderm Anlaß einer Etatumgehung Ministeranklage erhoben und bis zur Verurteilung der beteiligten Minister durchgeführt. Wir geben uns nicht der Illusion hin, daß solches in Deutschland bei diesem Reichstag möglich wäre. Aber bei der üblichen Eintagsinterpellation, bei der Herr Geßler und seine uniformierten Begleiter mit lächelnden Gesichtern die Reichstagsempore füllen, darf es diesmal nicht bleiben. Gewiß wird es, bis zu den Demokraten hinein, an Bedenken und Ablenkungsmanövern nicht fehlen, da ja erleuchtete Namen, wie Reinhold und Koch, mit auf der schwarzen Liste stehen. Aber die sozialdemokratische Fraktion reicht allein aus, um die Einsetzung eines parlamentarischen Untersuchungsausschusses zu erzwingen, und gegen ihren Willen können die Sitzungen des Untersuchungsausschusses nicht hinter verschlossenen Türen abgehalten werden.

Wenn der Reichstag noch eine Spur von Selbstachtung hat, muß er wenigstens von diesem bescheidenen Druckmittel Gebrauch machen. Sonst täte er besser, auf sein Etatrecht zugunsten der Herren Geßler und Lohmann in aller Form zu verzichten.

Bemerkungen

Kreuzzeitung und Duesterberg

Du staunst, olle ehrliche ‚Kreuzzeitung', und sagst, nanu, wo wäre ich jemals und so weiter. Sei unbesorgt, über dem Strich bist Du immer stramm Stahlhelm, unter dem Strich bist Du manchmal vernünftig.

In der Unterhaltungsbeilage der Nr. 367 vom 6. August 1927 bespricht die Zeitung die von der bekannten Napoleon-Forscherin Gertrud Aretz herausgegebenen Memoiren der Freundin und politischen Agentin des Kaisers, Gräfin Kielmannsegge. Darin wird eine Äußerung Napoleons wörtlich zitiert, die der Buchbesprecher, gezeichnet: — r., wie folgt bringt:

> Man sieht den Welteroberer als Menschenkenner und es soll nicht geleugnet werden, daß ihm als solchem manche sympathischen Züge eignen. Ueberwuchert aber werden sie von der wahrhaft ungeheuerlichen Selbstvergötterung und dem Mangel jeder Selbstkritik, Eigenschaften, die ihm schließlich zum Verhängnis wurden. Er glaubte über die Welt als über sein Eigentum verfügen zu können. Trug er sich doch vor dem russischen Feldzuge sogar mit dem Gedanken eines vollständigen Umsturzes des Zarenreiches! Der Gräfin gegenüber äußerte er vertraulich: „Auf drei Jahre hinaus wird der Krieg vorbereitet. Sein Zweck ist Gründung eines neuen russischen Reiches, dessen Beherrscherin die Königin von Neapel wird. Sie wünscht den kaiserlichen Titel, wird aber nur „Reine de Russie" heißen. Dieses Reich soll ganz Polen, das europäische Rußland von Odessa bis an die Ostsee einbegreifen . . ."

Und dann fährt der Buchbesprecher der ‚Kreuzzeitung' wieder selbst fort: „Wenn etwas, so trifft hier das alte Bibelwort zu: ‚Wen Gott verderben will, den verblendet er!'".

Der Mitarbeiter der ‚Kreuzzeitung' ist also der Ansicht, daß Gott Napoleon über seine eignen Machtmittel so verblendet hätte, daß er politische Pläne schmiedete, an deren Ausführung er scheitern sollte.

Mir kommen diese Pläne Napoleons ziemlich bekannt vor. Da die ‚Kreuzzeitung' und ihre Freunde aber heute ungern davon sprechen, muß ich ihr Gedächtnis auffrischen und wieder etwas aus der Schule plaudern.

Bekanntlich wurde die ganze Außen- und Innenpolitik Deutschlands während des Krieges nicht von den drei jämmerlichen Kriegskanzlern, sondern von der obersten Heeresleitung gemacht, an deren Spitze im entscheidenden Zeitpunkt der heutige Reichspräsident stand. Das preußische Kriegsministerium, dem ich damals als Abteilungschef angehörte, war in der Hauptsache der in der Heimat ausführende, politische Arm der obersten Heeresleitung. In dieser meiner Eigenschaft sind die politischen Zukunftspläne der obersten Heeresleitung oft durch meine Hände gegangen.

Als die Front schon in allen Fugen krachte, arbeitete man an Plänen, die die Napoleons, auf der Höhe seiner Macht, noch erheblich übertrafen. Die zukünftige Einfluß-Sphäre Deutschlands sollte nämlich noch über den Kaukasus bis nach Georgien reichen. Des Kaisers Schwager, Prinz Friedrich Karl von Hessen, sollte König von Finnland, Prinz Eitel Friedrich Herzog von Kurland werden. Um die Herzogskrone von Littauen stritten sich Bayern und Württemberg noch, als die deutsche Front schon bei Cambrai durchbrochen worden war. Polen sollte eine innere Scheinselbständigkeit bekommen, aber in das deutsche Zollgebiet treten. Zu Reichstagsverhandlungen über Zollfragen sollten 70 polnische Abgeordnete in den deutschen Reichstag einziehen.

Man wird vielleicht fragen, warum ich diese Dummheiten heute im Gedächtnis des deutschen Volkes wieder auffrische. Mitarbeiter an diesen Plänen, wenn auch nicht hauptsächlichster, war mein damaliger Kollege im Ministerium, Oberstleutnant Duesterberg, der jetzt bekannte eigentliche Leiter des Stahlhelm. Der Likörfabrikant Seldte und der politische Wirrkopf, Kapitän Ehrhardt, sind nur Puppen in seiner Hand. Es liegt mir natür-

lich fern, Herrn Duesterberg seine damaligen Dummheiten vorzuwerfen, denn ich selbst war damals mindestens ebenso dumm. Ich bin nur nachher zur Besinnung gekommen, und er träumt heute noch von einem Stahlheimstaat, der ebenso ein Wolkenkukuksheim ist, wie das, woran die oberste Heeresleitung damals herumdoktorte.

Es ist kaum anzunehmen, daß die ‚Kreuzzeitung' auch über dem Strich zu der Erkenntnis kommen wird, daß Gott den verblendet, den er verderben will. Die Zeitung sehnt dort mit allen Fasern ihres Herzens die Herrschaft derer herbei, die uns durch ihre wahnsinnige Kriegspolitik ins Unglück gestürzt haben.

Offene Phantasterei wirkt fast sympathisch im Vergleich zu dem Satansgebräu, das unsere heutige Politik darstellt. Man mache Geßler-Stahlhelm-Politik oder man mache Stresemann-Locarno-Politik, aber kein Mischmasch beider, zu dem Herr Duesterberg womöglich seinen politischen Segen gibt. Oder will Gott den deutschen Michel etwa wirklich verderben, weil er ihn so verblendet?

Paul v. Schoenaich

Hotelunwesen

Wenn es nach der Zahl der Kongresse ginge, dann müßten die deutschen Hotels in der Welt voran sein. Sie werden in der letzten Zeit auch sehr von den Zeitungen ermuntert, die, dem Inserat nicht abhold, manches für die Zivilisation auf Reisen getan haben. (Daß man besonders der ungastlichen und in dieser Beziehung recht scheußlichen Mark Brandenburg einmal auf den Leib rückt, ist gradezu ein Verdienst.) Aber die Zeitung kann nicht immer, wie sie will — denn was so ein Syndikus von „Interessenverbänden" sich alles ausdenkt, um seine Existenznotwendigkeit zu beweisen, das wissen die Betroffenen und scheuen das Feuer. Nun wollen wir mal.

Zwei dicke Beschwerden sind gegen die Hotels vorzubringen — und ich frage mich, ob denn Hoteliers nie reisen, ob sie das nicht sehen — wo denn die „Fachmannschaft" bleibt, ohne die hierzulande kein Vogel vom Dach lacht (l wie Max).

Erster Punkt:

Wer ein Hotel baut, muß es solider bauen als ein gewöhnliches Mietshaus, weil mehr Menschen darin wohnen, umhergehen, sprechen, Feste feiern, Koffer rücken. Wer ein altes Hotel zu eigen hat, soll wenigstens das Allernötigste tun, um den Lärm zu dämpfen. Fast alle Hotels sind zu laut.

Warum muß man sich eigentlich mit dem Mann erheben oder aufwachen, der am frühesten aufsteht? Wozu hat jedes Zimmer zwei, meist nicht gepolsterte Verbindungstüren? Warum sind die Decken dünn, die Fußböden ohne guten Belag, warum das alles, wenn doch in den bessern Häusern recht erhebliche Preise gefordert werden? Doppeltüren allein machen es nicht, wenn die Wände aus hauchdünnem und lärmdurchlässigem Rabitz bestehen. Man schläft nicht nur im Hotel — man wohnt auch da. Und möchte Ruhe haben, die mit „Rücksichtnahme" nicht zu erzielen ist. Menschen sind keine Filzkaninchen.

Der Lärm im Korridor, der Lärm des Aufzugs — das ist noch nicht so peinigend wie der Lärm des Nebenmannes, der sich den Rachen gurgelt, und vor allem wie der Lärm der Musik, ohne die kein größeres Hotel mehr auszukommen meint. Dieser ruhestörende Lärm, der andeutet, daß da „etwas los ist", und der gleichzeitig den Alkoholkonsum hebt, an dem der Wirt am meisten verdient —: dieser Lärm sollte wenigstens für die Gäste auf den Zimmern nicht zu hören sein. Bei Irving Berlin! was muß man da alles hören! Das ist nicht schön.

Zweiter Punkt:

Es gilt als ganz besonders fein, „Zimmer mit Bad" zu haben — aber wer das nicht bezahlen kann,

findet zunächst einmal, auch in den feinsten Hotels, so gut wie nichts, worin er sich die müden Füße waschen kann. Ich weiß schon: im Bidet. Ganz abgesehen davon, daß wir doch feine Herren sind — manchmal ist jedoch dieser sehr sympathische Einrichtungsgegenstand schon übervölkert — und dann? Im Zahnwasserglas? In der Blumenvase? Reisen Hoteliers nicht? An eine andre Möglichkeit mag ich gar nicht denken.

Wenn schon aber keine Fußbadewanne und kein Bad: da habe ich hier in Dänemark etwas Vorzügliches gesehn, das mir neu war. Es gibt dort Zimmer mit Brausebad: das ist ein kleiner Raum mit Ablauföffnung und Steinfußboden, wo man sich brausen kann. Das Hotel hat also die durch Multiplikation gewiß nicht billige Wanneneinrichtung gespart. Das erscheint mir nachahmenswert. Besonders im Sommer ist der Reisende reichlich zufrieden, wenn er sich warm, lau und kalt bebrausen kann. Das habe ich noch in keinem deutschen Hotel gesehen.

Weil das Leben zu gut acht Zehnteln aus Äußerlichkeiten besteht, dünkt es mir erlaubt, auch über diese zu sprechen. Würden die Deutschen nicht von allen Faktoren des öffentlichen Daseins systematisch ob ihrer Größe, ihrer Tüchtigkeit, ihrem Organisationstalent besoffen gemacht — sie machten die Augen auf und lernten. Denn an fremdem Wesen ist Deutschland schon oft genesen.

Peter Panter

An den toten Lehmbruck.

Toter Meister!

Mitten in der Nacht sind Männer gekommen und haben dein edles Vermächtnis an uns, die „Knieende", vom Sockel gestürzt und zerschlagen. Wir andern haben diese herbe Figur sehr geliebt; ihre überschlanken Glieder, ihr unwirklich zarter Leib waren uns ein ergreifender Ausdruck adliger Demut und Melancholie. Und wir begriffen bei ihrem Anblicke, daß der Mensch, der dieses Wesen lebendig machte, sich selber töten mußte.

Wir wissen nicht, wo jener unfaßliche Rest deiner Existenz, der mit Revolverkugeln nicht vernichtet werden konnte, fortlebt. Wir wissen ja nicht einmal, ob er lebendig blieb! Aber mit der Inbrunst derer, die das Andre nicht ertragen würden, glauben wir daran....

Und es will uns scheinen, als hafte an uns, die den gemeinen Mord erlebten, ein Makel, der ausgelöscht werden muß. Haben wir wirklich alles getan, den widerlichen Lustmord an einem Kunstwerk zu vereiteln? Schufen wir, denen ein wenig Einfluß auf die öffentliche Meinung, auch in Fragen der Kunst, nicht abgesprochen werden kann, Verständnis für das dem Volk Unverständliche?

Wir wollen bescheiden sein und dürfen trotzdem sagen: Wir versuchten es. Die Lehrer aller Völker säen Sittlichkeit, und wenn dennoch Räuber, Mörder und Diebe auf unsrer Erde leben, so sind jene nicht schuldig. Und so sprechen auch wir uns frei, mit gutem Gewissen und trauriger Genugtuung.

Aber wir klagen an nicht nur die Schufte, die feig und böse zerstörten, was sie nicht begriffen, sondern vor allem Jene, von denen bisher niemand sprach: die Anstifter der Schandtat. Selber werden sie sich noch nicht kennen oder kennen wollen. Wir wollen sie mit sich bekannt machen!

Wen wir meinen? — Wir meinen jene Parteien, welche die Kunst in die giftigen Niederungen der Politik zerrten. Wir meinen jene Anwälte gestriger Autorität, die alles Neue infamieren und verleumden. Wir meinen jene Regierungen, die der Ansicht sind, Kunst ließe sich verbieten und verordnen. Wir meinen jene Staatsmänner, die zweideutige Gesetze erfanden und behaupteten, ihre Paragraphen gälten dem Schutze der Jugend. Sind wir verständlich?

Diese Männer tragen die unsichtbare Verantwortung dafür, daß die Achtung vor der Kunst leidet. Diese Männer hoben die Immunität der Kunstwerke auf, als hätten sie dazu ein Recht. Diese Männer stellten den Bilderstürmern Freibriefe aus.

Sie werden sagen: das hätten sie nicht gewollt! und meinen, solche Phrasen brächten Absolution. Sie täuschen sich. Und wir dürfen sie nicht eher entschuldigen, als bis sie tätlich bewiesen haben, daß sie ihre Reden und Gesetze bereuen. Toter Lehmbruck, diese Männer bereuen so bald nichts. Kunst ist ihnen nur ein pompöses Wort. Worte aber können ungestraft verletzt werden. Auch die duisburger Figur wehrte sich nicht, als man sie zerschlug. Es gibt bequeme Gemeinheiten.

Man hat die Schandkerle gefangengenommen. Und es steht fast zu erwarten, daß man sie unnachsichtig bestrafen wird. Doch die Anstifter werden dabeistehen und, in Erinnerung an einen ihrer Vorgänger, erklären: sie wüschen ihre Hände in Unschuld . . .

Wir klagen sie an!

Erich Kästner

Sie sprach ein großes Wort gelassen aus.

„Sie"? Wer? Eine bislang pazifistisch firmierende Vereinigung — welche der pazifistischen Kundgebung auf dem Garnisonfriedhof Hasenheide (die hier Kurt Hiller glossiert hat) fernblieb mit der Begründung:

> So sehr wir einerseits die Absicht einer Friedenskundgebung mit Kranzniederlegung begrüßen, müssen wir andererseits davon Abstand nehmen, uns direkt daran zu beteiligen. Wir sind als rein außenpolitischer Verein nicht in der Lage, uns andern Dingen zu widmen als den mit dem Völkerbund in Zusammenhang stehenden Problemen.

Woraus erhellt, daß die mit dem Völkerbund in Zusammenhang stehenden Probleme nicht mit dem Frieden in Zusammenhang stehen. Hm. Daß der Völkerbund dank wichtigen Problemen — etwa: Bekämpfung des Frauen-, Kinder- und Opiumhandels — für so unwichtige wie die Befriedung der Welt keine Zeit hat, weiß man längst; daß seine Freunde ihn aber zur Lösung pazifistischer Probleme gradezu für unzuständig erklären, das ist denn doch was Neues.

Jene Vereinigung widme sich ihren erhabenen Problemen weiter — bis sie schwarz wird; schwarzweißrot ist sie ja fast schon! (Es schwirren Gerüchte, daß sie in Bayern unter Herrn Helds Kommando treten wird.)

„Sie"? Wer?

Die Deutsche Liga für Völkerbund.

Franz Leschnitzer.

Frag mich was!

Ein neues Spiel ist über den Ozean geflogen und dürfte bald den Europäern ebenso ans Herz wachsen, wie neuerdings die Juden dem bekehrten Henry Ford.

Dieses Spiel ist teils eine Satire auf das Abiturientenexamen, teils ein Kompaß für das unergründlich flache Meer der Zeitungsleserbildung. Der eine hat ein Buch mit Fragen vor sich und der andre muß im Schweiße seines Angesichts antworten. In Amerika soll es bereits eine Unmenge dieser Bücher geben, wir sind von Arthur Rundt mit dem ersten deutschen Exemplar beglückt worden. Seine Neugierde umfaßt zunächst einmal fünfzehnhundert brennende Fragen, manche sind ein wenig weit hergeholt, wie zum Beispiel die, wer in dem Film „Orlacs Hände" den Klaviervirtuosen spielt, dagegen fällt es auch dem Nichtstudierten leicht zu sagen, daß Stresemann mit dem Vornamen Gustav heißt. Wer Avicenna war, weiß ich nicht mehr deutlich, dafür ist für ewig in mein Herz gegraben, was die Kanaken, was Bettlerzinken, was ein Imam, was die englischen Fräulein sind. Auch werde ich nach der Lektüre von „Frag mich was!" nie mehr vergessen, was Ernst Lubitsch war, ehe er zum Film ging, was

ein Palimpsest ist, woraus man Kunstseide macht, wie das Wort Nobelpreis ausgesprochen wird, und welches Dorf Südbayerns international berühmt ist und wodurch.

Bei dieser Frage habe ich mich blamiert, weil ich erst siegesgewiß antwortete: „München durch Hitler", dann weniger sicher aber dennoch hoffnungsvoll: „Miesbach durch seinen Anzeiger."

Eine Fülle von Varianten ergibt sich, wenn man etwa auf die Frage 20 die Antwort 21 aufschlägt. Die Frage, wie der germanische Frühlingsgott heißt, kann man dann unbekümmert um die meteorologischen Folgen mit „Ernst von Wolzogen" beantworten. Und wenn man auf die Frage, wer die Azteken unterwarf, „Wilhelm der Zweite" zu sagen weiß, wird auch kaum jemand widersprechen.

Auf einen Fehler bin ich dem Polyhistor gekommen. Er stellt in der Gruppe 16, die er — nur Gott weiß, warum — Mammutfragen nennt, unter Nr. 34 die Frage, weshalb Mirabeau geköpft wurde, und erzählt als Antwort ausführlich und im Tonfall jener beliebten Kreuzung von Historiker und Feuilletonisten, es sei geschehen, weil Mirabeau als Präsident des Nationalkonvents die konstitutionelle Monarchie verfocht.

Da hat der Polyhistor bei mir Pech gehabt; ich besitze nämlich die Mirabeau-Biographie von Barthou. Aber auch ohne die weiß ich, daß Mirabeau in seinem Bett gestorben und sehr feierlich im Pantheon beigesetzt worden ist.

Nun, es ist das erste Buch, und es sind fünfzehnhundert Fragen. Wegen eines fälschlich guillotinierten Monarchisten werden wir keinen Richter brauchen. Macht fort! Das Frag-mich-was-Spiel kann beginnen!

Und wird so lange dauern, bis man einem unersättlichen Frager mit einem andern Imperativ antwortet, der nicht minder kategorisch, aber erheblich klassischer ist, und vor allem, nach einem berühmten Gerichtsurteil durchaus geeignet, dem Gespräch eine andre Wendung zu geben.

Fritz Bondy

Emil Ludwig und Lefèvre

Emil Ludwig schickt uns zu dem in Heft 26 der „Weltbühne" erschienenen Gespräch mit Lefèvre die folgende Ergänzung.

Liebe Weltbühne, erst jetzt finde ich heimkehrend Ihren Auszug aus einer Unterhaltung, die ich mit Lefèvre führte, in Paris, abgehackt ohne Vor- und Rückblick. Die Irrtümer des Interviews, an denen ich meistens selber schuld bin, sind in Paris belanglos, denn wer kümmert sich da um deutsche Literatur; die „berühmtesten" Namen mußte ich buchstabieren. Da Sie aber ein Echo daraus nach Deutschland zurückgebracht haben, möchte ich es wenigstens an zwei Punkten ergänzen: Zu den Führern gehört, wie ich erwähnt zu haben glaube, in erster Reihe Georg Kaiser und Karl Kraus. Zu den großen Essayisten und zugleich Vermittlern von und nach Paris Stefan Zweig. Und was die sogenannten Einflüsse aus Paris betrifft, so war allerdings einer zu spüren, besonders nach Wien hinüber, das war natürlich Anatole France. Außerdem nannte ich eine Gruppe politischer Literaten, die, wie ich kürzlich in einer Leipziger Rundfrage ausführte, wichtiger sind als die meisten Romanciers, geführt von Paquet, Flake, Peter Panter.

Emil Ludwig

Das Hindernis.

Rom stand im Zeichen gloriosen Besuchs. Fuad von Aegypten — auch ein König —, fuhr rauschend durch die ewige Stadt.

Rundherum Huldigungen.

Im Quirinal Mussolini. Vorm Kapitol Viktor Emanuel. Am Trapejischen Felsen die altbewährten Ehrenjungfrauen. Und an allen Ecken Fascisten, teils jüngere, teils ältere; manche in Windeln mit dem Schnuller winkend.

Letzten Tag galt es: den Ciampino anzusehen, Roms gewaltigen Flugplatz.

Die aeronautischen Fähigkeiten zu beweisen, wurde Majestät in die Höh' genommen — und stieg binnen kurzem mehr tot denn lebendig nieder.

In Ermanglung des zu Haus verbliebenen Medizinmannes mußte Mussolinis Leibarzt herhalten und nahte ausgerechnet in dem Augenblick, da Seine übelgewordene Majestät die Tröstungen der Fürstin Borghese empfing.

Von Verlegenheit umdunkelt, bat der Adjutant:

„Wollen Herr Doktor Platz nehmen ... Majestät sind grade hinten beschäftigt."

Der Leibarzt zog die Stirne kraus.

„Oh", sprach er gedankenvoll. „Ich ahnte nicht, daß Majestät an Hämorrhoiden leidet!"

Bruno Manuel

Olla podrida

Bayerntreue

In der katholischen Kirche in Bad Tölz befindet sich eine Gedenktafel, dem Ehrenbürger der Stadt, dem Professor Johannes Nepomuk Sepp, gewidmet, der 1848 Mitglied der konstituierenden Nationalversammlung in der Paulskirche war. Das ist auf der Tafel nebst andern Wichtigkeiten gewissenhaft vermerkt, und den Beschluß macht der folgende kraftvolle Vers:

Der Tod ist strenges Weltgesetz,
doch leichter ist gestorben,
seit Elsaß-Lothringen mit Metz
und Straßburg wir erworben.

Zur Hebung des Fremdenverkehrs

Die Beine jeder Frau, die jahrzehntelang unbeachtet und unbekannt waren, sind plötzlich das wichtigste Erotikum unserer Zeit geworden. Ihnen gelten alle Sorgen! Das „Beinbuch", ein Wade-Mecum von Alba, nimmt jede Frau unbedingt zur Hand, der Sie es vorlegen. Es ist kein Heft im Sinne von „Wie bleibe ich jung und schön", sondern ein liebenswürdiges und humoristisches Buch über dies aktuellste Thema. Es ist die erste Sittengeschichte des Frauenbeins, bestens ausgestattet, gut gedruckt und gebunden und mit Bildern auf bestem Chamoispapier geschmückt.... Das „Beinbuch" wird in einer Reihe von Städten mit durchgehendem Fremdenverkehr plakatiert! Nachfrage wird auch bei Ihnen herrschen! Versehen Sie sich mit Exemplaren!

F. Krick Verlag, Leipzig S 3.

Börsenblatt f. d. deutschen Buchhandel

Weshalb sie die Verfassung feiern

... ohne Gottes Segen kann kein Staatswesen gedeihen; ungeachtet der Verschiedenheit der Staatsformen gilt das Wort Jesu, daß die Obrigkeit keine Gewalt hätte, „wenn sie nicht von oben gegeben wäre". Darum muß unser Volk aus Gewissensgründen der Staatsautorität Achtung und Ehrerbietung entgegenbringen. In diesem Jahre ist ganz besondere Veranlassung, Gottes Hilfe für unser Volk und Land zu erflehen, weil die so außerordentlich wichtige gesetzgeberische Aufgabe eines Reichsschulgesetzes bevorsteht.

Münster, den 2. August 1927.

Der Bischof von Münster.

† Johannes.

Anzeiger, Münster

Liebe Weltbühne!

Max Slevogt war nicht immer Max Slevogt. Auch er war einmal jung, unbekannt und mit schlechter Garderobe begabt...

Eines Tags begab es sich, daß ein reicher Sammler sein Atelier betrat und sich galant nach den Preisen einer Zeichnung erkundigte.

„Dreißig Mark", flüsterte Slevogt klopfenden Herzens.

„Dreißig Mark, pro Stück, lieber Freund, dann haben Sie ja ein großes Vermögen hier im Atelier."

Antworten

Freiburger Student. „Ich war zu Heidelberg Student..." prangt es von den Kinoplakaten, und tausend Bierherzen schlagen vernehmlicher durch das volksparteiliche und deutschnationale Fett. Du bist zu Freiburg Student, möchtest im Akademischen Lesesaal deiner Universität die Weltbühne lesen — aber das darfst du nicht. Es gibt bei euch Blätter aller Richtungen — die Weltbühne gibt es nicht. Warum nicht? Der mutige Gründer der Freiburger Akademisch-Literarischen Gesellschaft, Herr Manz, trug in das Wunschbuch der Lesehalle ein: „Diese Zeitschrift ist unmöglich aus politischen Gründen abzulehnen; sie ist wegen ihrer regelmäßigen Literatur- und Theaterkritiken unbedingt anzuschaffen", und darunter stand ein Vermerk: „Ist auch aus diesem Grunde nie geschehn. v. Sch." Der Schlußlaut ist das Handzeichen des verantwortlichen Professors, eines Herrn von Schwerin. Der läßt das Blatt nicht zu seinen Studenten dringen; der ist taub, wenn das Wunschbuch schreit, und weil man sich nun das Vergnügen gemacht hat, die Anforderungen zu numerieren, so ist festzustellen, daß der unparteiische Professor zweiundfünfzig Anforderungen sabotiert hat. Ich habe keine Zeit, mich mit den Gründen zu beschäftigen, die den Professor bewegen, mein Blatt zu konfiszieren. Den Mut, seine politischen Motive zuzugeben, bringt er nicht auf. Selbstverständlich sind es politische Gründe. Der „Hammer" liegt im Lesesaal auf; andere radikale Blätter der Rechten auch. Der Professor wird, wie das in seinen Kreisen üblich ist, alles andre als loyal und ritterlich mit dem politischen Gegner verfahren. Er wagt nicht, zuzugeben, daß ihm „die janze Richtung nicht passe" — er wagt nicht, seine kümmerliche Angst vor der Wahrheit einzugestehen. Und er wird nun — nach guter preußischer Art — „nu jrade nich" das Blatt zulassen, weil ich ja nicht über seine Karriere zu bestimmen habe; weil es doch nun gilt, zu zeigen, daß er „selbständig" ist — weil er eben ein Universitätsbeamter alten Stils ist, dessen wissenschaftlicher Wert umgekehrt proportional zu seiner verheimlichten politischen Betätigung steht. Schon zu Lebzeiten von S. J. gab es Beschwerden auf Beschwerden aus Freiburg, und S. J. fing sie auf und erzählte den Freiburgern etwas über den Akademischen Lesesaal. Die Folge war ein Anschlag am Schwarzen Brett, man wolle ja alles gern tun. ... „Der Verwaltungsausschuß behält sich aber vor, solche Zeitschriften auszuschließen, deren Sprache oder Darstellungen geeignet sind, in sachlich nicht gerechtfertigter Weise das Empfinden Andersdenkender erheblich zu verletzen." Dieses Klischee versteckt die Zensur und wird nie angewandt, wenn etwa Kriegshetzereien das Empfinden von andersdenkenden Pazifisten erheblich verletzen. Wie lange wird die Weltbühne für erwachsene Menschen von einem Pseudoneutralen verboten bleiben? So lange jene sich das gefallen lassen.

O. C. Dein verehrter Chef, der Herr Consul, spricht sich im ‚Arminius' in einem tönenden Appell an den Reichspräsidenten für eine weitgehende Amnestie aus. Es hört sich sehr großherzig an, wenn der alte Berufsverschwörer, der jetzt auch in den Staat hinein will, dringend rät, die Leute von der andern Seite, die Kommunisten und selbst Max Hölz nicht auszunehmen. „In meinen Augen und in den Augen von Millionen Deutscher sind diese Männer keine ehrlosen Verbrecher, alle haben sie geglaubt, durch ihre Tat dem Vaterlande, dem deutschen Volke helfen zu können. Vergessen Sie nicht die Zeiten, in denen diese Taten geschehen sind." Sehr pathetisch, nicht wahr? Nur vergißt der Herr Consul, daß die Zeiten,

in denen diese Taten geschehen sind, nicht zum wenigsten durch seine eifrige Mitwirkung so unvergeßlich geworden sind. Wenn er jetzt so laut seine Stimme erhebt, wird es ihm viel weniger um eine alle umfassende Gerechtigkeit zu tun sein, als vielmehr um die Befreiung jener Leute, die so tüchtig mit der Maschinenpistole manipuliert haben und die ein unglücklicher Zufall nur in die Hände der zagen deutschen Gerechtigkeit geraten ließ. Der Herr Consul wünscht ein Tauschgeschäft: gebt mir meinen Techow, so habe ich nichts dagegen, daß euer Hölz freikommt. Es ist anerkennenswert, daß der Herr Consul sich hier ein Mal seiner hineingeschlitterten Anhänger erinnert, die Treue ist sonst seine starke Seite nicht gewesen ... Die Männer oder Frauen um ihn schossen oder schworen sich ins Unglück und der sonst so fest auftretende Herr ging auf Gummihacken davon. Der Handel ist schlau ausgedacht und in Bezug auf die ewigen republikanischen Bählämmer von trefflicher psychologischer Berechnung. Aber Max Hölz ist uns kein Tauschobjekt für Meuchelmörder. Gerechtigkeit für Max Hölz fordern wir, keinen Kuhhandel.

Neugieriger. Zu Upton Sinclairs Artikel über seine Erfahrungen mit der bostoner Zensur in diesem Heft der ‚Weltbühne' möchten wir Sie darauf verweisen, daß der Autor dem Herrn Zensor einen recht graziösen Streich gespielt hat. Zwölf Seiten des Romans ‚Petroleum' hatte die Zensur als unsittlich beanstandet, und diese zwölf Seiten ließ der Autor durch Überdruck von Feigenblättern verhüllen, wenigstens soweit dieses primitive Bekleidungsstück zu verhüllen imstande ist. Das Buch geht reißend und wird in dieser Ausgabe gewiß hohen bibliophilen Wert erlangen. — — Übrigens wird eine deutsche Übersetzung des Romans im Laufe des nächsten Monats im Malik-Verlag in Berlin herauskommen.

Alter Mitarbeiter. Sie schreiben uns: „Mit Ihrer Antwort an Selmar Fehr in der vorigen Nummer haben Sie daneben gehauen. Für die Durchführung eines Ehrengerichts-Verfahrens an der Berliner Börse bestehen bestimmte Vorschriften, nach denen das Ehrengericht verfahren muß. Nach diesen Vorschriften erfolgt die Vernehmung der Zeugen im Ermittlungsverfahren unvereidigt, wie das übrigens auch beim ordentlichen Gericht die Regel ist. Die Zeugen werden aber darauf hingewiesen, daß sie diese Aussage, wenn es zu einem ordentlichen Verfahren kommt, mit ihrem Eide in der Hauptverhandlung bekräftigen müßten. Unter diesen Umständen falsche Aussagen zu machen, ist ein Risiko, das ein ernsthafter Geschäftsmann wohl kaum auf sich nehmen würde. Außerdem haben die Geschäftsbücher vorgelegen, und anzunehmen, daß die Deutsche Bank ihre Bücher für diesen Zweck fälschen würde, wäre absurd. Nachdem sich im Ermittlungsverfahren klipp und klar die Haltlosigkeit des Geredes gegen Fehr ergeben hatte, war das Ehrengericht gar nicht in der Lage, das ordentliche Verfahren einzuleiten. Um dieses Gerede auch in breitester Öffentlichkeit zu widerlegen, hat Fehr trotzdem die Eröffnung des Verfahrens und öffentliche Verhandlung gegen sich beantragt. Das hat das Ehrengericht abgelehnt, schon um keinen Präzedenzfall zu schaffen. Man kann an der mangelnden Elastizität der Verfahrens-Vorschriften Kritik üben; aber am Ergebnis der Untersuchung wird man keine Kritik üben dürfen, da das Ehrengerichtsverfahren ja viel weiter geht, als ein Verfahren vor dem ordentlichen Gericht, denn es urteilt über solche Dinge, die zwar strafrechtlich nicht zu fassen sind, die sich aber nach den Anschauungen des Kaufmannsstandes mit der Handlungsweise eines „ehrbaren Kaufmanns" nicht vertragen. In dieser Hinsicht ist also das Ehrengerichts-Verfahren viel elastischer als das Verfahren vor dem

ordentlichen Gericht." — Warum, alter Leser, plötzlich so willfehrig? Würdest du, wenn ganz Berlin dir recht üble Dinge nachsagt, dich damit begnügen, dir vom Ehrengericht deines Klubs die Unschuld deiner Seele attestieren zu lassen? Schlimm genug, daß eine öffentliche Institution von so immenser wirtschaftlicher Bedeutung wie die Börse dunkle Angelegenheiten, wie die Vorgänge am „schwarzen Freitag", in Form eines Klubehrengerichts hinter verschlossenen Türen behandeln darf. Aber wer wird sich denn auch mit solcher Privatjury begnügen, wenn ihm an wirklicher Klärung und ernsthafter Publizität gelegen ist? Entweder hätte Herr Fehr im Hochgefühl seines guten Gewissens die Vorwürfe stillschweigend übergehen oder er hätte sich, da ihm der bequeme Weg einer Beleidigungsklage offenstand, an die öffentlichen Gerichte wenden müssen. Oder war vielleicht das Blatt, das zuerst gegen Fehr mit Druckerschwärze vorging, für den Herrn Direktor der Deutschen Bank nicht satisfaktionsfähig? Diese Ausrede könnte schon deshalb nicht gelten, weil die ‚Welt am Abend' doch nur druckte, was sich an jenen Tagen von allen Bank- und Börsenbüros, auf allen Redaktionen und Wirtschaftsämtern, die Spatzen von den Dächern pfiffen. Im übrigen wird Herrn Fehrs sehnlichster Wunsch, coram publico Rede und Antwort stehen zu können, ja nun doch noch in Erfüllung gehen, denn Hjalmar Schacht, weniger zart besaitet als Selmar Fehr, hat gegen eben die selbe ‚Welt am Abend' Klage erhoben, das Gericht scheint bemüht zu sein, den Dingen auf den Grund zu gehen und hat auch Herrn Fehr als Zeugen geladen. Also ists wohl gescheiter, alter Leser, du hebst deine Girlanden für Herrn Fehr auf, bis dieser Prozeß vorüber ist.

T. Z. Sie sind böse darüber, daß die Oberreichsanwaltschaft wegen der Publikation der Mahraunschen Denkschrift im vorigen Herbst gegen eine Reihe der angesehensten deutschen Zeitungen nunmehr das Landesverratsverfahren eröffnen will? Ich glaube Ihre Entrüstung, aber ich drucke sie nicht. Entrüstung über das Reichsgericht, das heißt doch Eulen nach Athen oder richtiger: Talare nach Leipzig tragen. Aber es wird Sie doch interessieren, wen die hohen Herren für den Verbreiter dieses erschrecklich landesverratenden Memorandums halten. Nämlich keinen Geringern als Franz Carl Endres, den Verfasser der ‚Tragödie Deutschlands', der seit Jahresfrist in der Schweiz lebt, und mit der besagten Denkschrift ebenso viel zu tun hat, wie mit der Verbreitung der Juniusbriefe, die vor 150 Jahren London entzückt haben. Aber warum dieser Verdacht? Daß dieser Schriftsteller als früherer Generalstäbler Pazifist und Republikaner geworden ist und die geistesschärfste Analyse der deutschen Strategie im Weltkrieg geschrieben hat und dabei zu einem vernichtenden Urteil über die Führung gekommen ist, das genügt, um ihn verdächtig zu machen. Denn, so folgert man in Leipzig, wer ein Mal gedolcht hat, der kann es nicht lassen, und wer die Sünden des alten Heeres festgehalten hat, der liebt auch das neue nicht und ist überhaupt zu jeder Schandtat fähig.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152 zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin;
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto Berlin 11958.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank: Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6

Chronik von Carl v. Ossietzky

Das Bundesgericht von Massachusetts hat den Einspruch Saccos und Vanzettis verworfen und sie damit dem Henker überliefert, wenn nicht im letzten Augenblick noch ein Wunder geschehen sollte. Zum ersten Mal packt den mißvergnügten Bürger der deutschen Republik so etwas wie nationaler Hochmut. Das wäre wirklich in Deutschland nicht möglich. Das wäre überhaupt nirgends möglich. Es gibt keinen Staat, dessen Justiz nicht in diesen Jahren ein Mal der geschlossenen Stimmung der Welt nachgegeben hätte. Auch Horthy und Mussolini sind vor dieser Stimmung zurückgeschreckt, weil sie erkannt haben, daß der moralische Ruf kein leeres Gerede bedeutet. Auch das revolutionäre Rußland, das doch ganz abseits steht und nicht den Maßen des liberalen Demokratismus unterworfen werden darf, hat nach dem häßlichen Prozeß gegen die Sozialrevolutionäre den Angeklagten schließlich ein viel weniger herbes Schicksal bereitet, als das rote Tribunal ihnen zugedacht. Wenn Gerechtigkeit ein Volk erhöht, so stärkt Milde die Position der Machthaber und „oderint dum metuant!" sagt keiner mehr, der klug ist. Daß die Richter und Sbirren von Massachusetts nicht kapieren, was Protestmeetings in europäischen Städten gegen sie bedeuten, mag denkbar sein. Aber wie steht es mit den Gewaltigen in Washington? Weiß denn nicht Herr Kellogg, der das Auswärtige macht und jahrelang auf wichtigen diplomatischen Posten in Europa stand, was die Vereinigten Staaten in diesen letzten Wochen an Prestige verloren haben? Es sind doch nicht nur die Linksradikalen in Aufruhr: die Bewegung hat alles gepackt, was noch menschlich fühlt. Man kann nicht länger bei einer Fiktion von ‚bolschewistischer Mache' bleiben, wo selbst Vatikan und Quirinal beunruhigt sind. Gobernator Fuller, vielleicht, weiß vom Papst ebenso viel wie eine pommersche Stallmagd vom Lebenden Buddha und von Mussolini nur, daß er früher Sozialist gewesen ist, daß man ihm also nicht übern Weg trauen darf. Aber darf Herrn Fullers verfassungsrechtlich gesicherte Stellung einen Justizmord heiligen und den ganzen Globus gegen U.S.A. aufbringen? Findet sich denn in diesem vorgeblich so unbureaukratischen Lande nicht ein Einziger, der die jämmerliche Porzellanfahrt von richterlichen Instanzenzügen mit ein paar Federstrichen beendet? So wie vor Jahresfrist Herr Hörsing, amtlich nicht ganz befugt, aber sehr tapfer, den Fall Haas den Talenten des Richters Kölling entriß. Damals atmete ganz Deutschland befreit auf. Erfolgt in diesen Tagen die Hinrichtung der beiden grenzenlos Gequälten wirklich oder wird ihr Martyrium ins Ungewisse fortgesetzt, so wird sich ein Abgrund zwischen den Vereinigten Staaten und der übrigen

Welt auftun, den kein bejubelter Ozeanflieger überbrücken kann. Man wird die Repräsentanten der Regierung von Washington mit faulen Eiern begrüßen, wo sie sich künftig zeigen werden, um den Gefühlen der gemeinsamen hohen Zivilisation Ausdruck zu verleihen. Und hier in Deutschland möchte man ganz besonders Herrn Professor Schurmann, dem zitatefrohen Goethekenner, der nirgends fehlen darf, wo sich ein paar behördliche Spitzenpersonen wichtig tun, größere Zurückhaltung nahelegen.

*

Der preußische Justizminister hat dem Landtag eine Novelle zum Disziplinargesetz der Richter zugehen lassen, durch die für die richterlichen Disziplinarverhandlungen die Öffentlichkeit eingeführt werden soll. Da die Annahme ziemlich sicher ist, so werden im Laufe der Herbstmonate die Fälle Kußmann und Caspary, Hoffmann und Kölling nach der neuen Bestimmung öffentlich verhandelt werden. Das wäre die erste bedeutsame Konzession an das ungeheure Mißtrauen gegen die Justiz und zugleich ein schwerer Schlag gegen das Richterprivileg überhaupt. Eine nützliche Entwicklung zur Realität: was sonst hinter verschlossenen Türen abgehandelt wird, erscheint bloßgelegt; die Methodik von Untersuchungsverfahren, die Wurzeln von Urteilsfindungen werden sichtbar. Damit wird eine falsche Feierlichkeit zerfetzt und eine mystisch drapierte „Sendung" einfach zu einem Beruf wie andre auch, und deshalb der Kontrolle unterliegend. Es geht nicht an, daß sich eine Tischrunde von Schwarzröcken gegen das bessere Empfinden und Wissen der ganzen Welt stemmen kann, nur weil die garantierte Unantastbarkeit ihrer Amtsstellung ihnen gestattet, ein offensichtliches Unrecht bis zum Justizmord zu treiben und ein Verdikt exekutieren zu lassen, nicht, weil es nach ihrer besten Überzeugung richtig ist, sondern weil ihr amtlicher Hochmut Revisionen nicht gestattet. Auch der Richter Thayer von Debham fühlt sich nicht befangen... Der selbe Richter Thayer, gegen dessen Urteil seit sieben Jahren die besten Juristen kämpfen und dessen Irrtümer flagrant erscheinen, fühlt sich nicht befangen! Und es gibt kein Mittel, diesem Richter, der schon lange Angeklagter geworden ist, die Akten Sacco-Vanzetti aus den Händen zu winden. Die Unabhängigkeit des Richters, ein liberales Palladium einst, ist zum Unsinn geworden. Der Fortschritt von gestern zur Plage von heute. Die Frage ist keine deutsche allein.

*

Unser Herr Reichswehrminister hat seinen gläubigen republikanischen Kindlein eine Freude bereitet: er hat was für Schwarz-Rot-Gold getan. Hat der Mann ein Glück! Nach der Vergangenheit nun plötzlich gerührte Absolution, nur, weil er seinen Offizieren untersagt hat, sich mit den Farben der Mon-

archisten zu zeigen! Wenn wir die Angelegenheit etwas weniger animiert betrachten als die Demoblätter, kommen wir zu nicht so erquicklichen Schlüssen. Schließlich hat Herr Geßler jetzt ein paar recht beschwerliche Sachen auf dem Buckel: nicht nur die neuen Enthüllungen über das Zusammenspiel von Reichswehr und Stahlhelm, sondern auch die Geschichte mit den Filmsubventionen durch seine republikanische Marine. Als vorsichtiger Mann bemüht er sich, die wachsende Entrüstung rechtzeitig zu dämpfen. Den Fraktionen der Linken etwas zum Fraß vorzuwerfen, ehe sie sich ausgehungert niedersetzen, um ein paar gallenbitterböse Interpellationen zu verfertigen. Und wie könnte man die grollenden Gemüter besser besänftigen als mit einem Flaggenerlaß, der nicht mehr kostet als einen kleinen Sturm in der hoffnungslos vernagelten ‚Kreuzzeitung', über die doch jeder lacht? Es ist doch kümmerlich bestellt um die weimarer Farben! Wenn sie schon mal herausgeholt werden dürfen, dann fungieren sie totsicher nur als Kompensationsobjekt. Geßler hatte die Wahl zwischen Schwarz-Rot-Gold und weitgehenden parlamentarischen Belästigungen. Also entschied er sich für Schwarz-Rot-Gold. Wo die Sache ernst wird, hapert es natürlich mit dem neuen republikanischen Elan. Was geschieht zum Beispiel mit jenem Herrn Oberstleutnant Fritz, der bei der Verfassungsfeier von Gießen mit Mann und Musik entrüstet das Haus verließ, weil ihm der Festredner zu republikanisch war? Einstweilen hat das Ministerium ein Eingreifen abgelehnt, weil die vorliegenden Berichte es von dem „parteipolitischen" Charakter der Ausführungen des Redners überzeugt haben. Nun ist, was weniger bekannt ist, jener Herr Oberstleutnant zugleich Landeskommandant der republikanischen Streitkräfte in Hessen, also von Amts wegen zu gutem Einvernehmen mit der Landesregierung verpflichtet. In Hessen regiert eine weimarer Koalition. Warum läßt sie sich diesen auf die Nase gesetzten Landeskommandanten gefallen? Man mag sich gar nicht vorstellen, was die bayrische Regierung etwa täte, wenn der Militärchef, Herrn v. Lossows Nachfolger, plötzlich einen republikanischen Rappel bekäme. Er wäre sofort geschaßt. Die Hessen sind geduldiger, und Geßler denkt nicht, den republikanischen Fahnenmast in die Wolken wachsen zu lassen. Es kam ihm auf den Applaus der Demokraten an, und der ist erreicht. Die merken auch nicht, daß die neue republikanische Großtat in fatal hinterhältiger Form verabfolgt wurde. Gegner der Reichswehr, sagt Geßler, sind auch Feinde der Republik. Normalerweise müßte es umgekehrt sein. Praktisch wird sich das so auswirken: Gegner des Militäretats werden auch Gegner der Reichswehr und folglich auch Gegner der Republik sein. Und das ist noch die harmloseste der vielen, vielen Möglichkeiten. An Geßlers republikanischer Exegetik werden wir noch lange zu knabbern haben.

Die Revolution in Bolivien von Alfons Goldschmidt

Bolivien heißt nach Simon Bolivar, dem Befreier Südamerikas von Spanien. Aber das ist schon lange her. Seit 1825 ein Kongreß von Republikanern Oberperu zur freien Republik Bolivia proklamierte, hat das schöne Land viele Innenkämpfe und einige Außenkriege erlebt, und ist immer nur verhältnismäßig kurze Zeit ruhig gewesen. Wie in ganz Latein-Amerika wechselten Diktaturen mit liberalen Regierungen, aber beide konnten nicht leben ohne Großgrundbesitz und Kapital von außen. Verarmung der Indios, Korruption und Kredite, kleine Säuberungen und große Verschuldungen, die übliche Entwicklung. Bolivars Land, Venezuela, ist heute das bedrückteste Gebiet Latein-Amerikas. Dort knebelt Juan Vicente Gomez, in Caracas, dem Geburtsort Bolivars. Bolivien hat einen liberalen Präsidenten, aber die Grundkräfte des Landes, Bauern und Arbeiter, sind arm, von Ackerenge bedrückt, schlecht entlohnt und teilweise noch hörig wie zur Kolonialzeit. Ich hörte von Fronverträgen, die Bauernfamilien bis ins dritte und vierte Geschlecht binden, von Trucksystemen und Beschränkungen wie die der Neger Südafrikas, von ungeheuren Reichtümern der Hazendados und Minenmischlinge.

Bolivien ist ein Zukunftsland, aber die Gegenwart ist für den größten Teil der Bevölkerung schwer und grausam. Von den 2,8 Millionen Einwohnern sind ungefähr zwei Millionen Indios, der Rest Mestizen und Weiße. El Indio es muy sufrido, der Indio leidet schwer, so kennzeichnen auch Kapitalisten die Situation. Wann hätte er nicht schwer gelitten, seit die Spanier das Land eroberten, das einst Inka-Land war. An dem furchtbaren Aderlaß, den Pizarro in Peru verbrach, ist auch ein großer Teil der Indios des heutigen Bolivien verblutet. Viele Tausende verhungerten, und immer wieder wurden die braunen Menschen durch Schwert und Elend dezimiert.

Was Wunder, daß diese Armen von Zeit zu Zeit aufstehen gegen die Last. Dann meldet die Presse von Indianern auf dem Kriegspfade. Indianer auf dem Kriegspfade à la Groschenheft gibts nicht mehr. Es gibt Indios mit Waffen und ohne Waffen, ganze revolutionäre Indioheere gibt es in Latein-Amerika, aber Indianerhaufen gibt es nicht. Revolutionäre Indios sind braune Bauern und braune Arbeiter, die Land und Lohn haben wollen, um nicht zu verrecken. Die Indios Boliviens sind fast unbewaffnet. Trotzdem sind sie in diesen Tagen aufgestanden gegen die Regierung. Wie groß muß ihr Elend sein, wenn sie ohne Waffen losziehen. Selbstverständlich hat man sofort „kommunistische Agenten" entdeckt, die den braunen Aufstand verursacht, geschürt und gelenkt haben sollen. Der Kampf gegen diesen Unsinn ist vergeblich. Kommunistische Agenten gehören nun mal zum Material der Reaktion, und wenn sie nicht vorhanden sind, werden sie behauptet. Es gibt ja nichts Einfacheres, und immer ist die Wirkung sicher.

Die Revolution in Bolivien ist organisch geworden wie alle Revolutionen. Sie ist genau so organisch wie der Kampf

Bolivars gegen Spanien. Damals handelte es sich um die politische Unabhängigkeit und die Beseitigung des Feudalsystems, heute geht es um die Freiheit der Arbeit vom mobilen Großgrundbesitz und vom auswärtigen Kapital, mit dem sich das Innenkapital Boliviens verbündet hat. Die Lage der Indios wird gekennzeichnet durch den Namen Patiño. Das ist der Eigentümer riesenhafter Haziendas und der wichtigsten Zinnminen des Landes. Er ist ein Mann von fast 150 Millionen Mark Vermögen. Bolivien gehört zu den Hauptzinnproduzenten der Welt und Patiño ist der Zinnherrscher Boliviens zusammen mit den Nordamerikanern, die von Jahr zu Jahr größere Summen im bolivianischen Zinnbergbau investieren. Auch das Petroleum Boliviens lockt sie. Die Standard Oil Company of Bolivia mit 7,5 Millionen Acres Ölfeldern ist eine Filiale der Standard Oil Company of New Jersey. Auch die Sinclair-Company ist am bolivianischen Petroleum „beteiligt". Aber viel bedeutender sind die Zinninvestitionen des amerikanischen Kapitals. Die National Lead Co. hat eine Interessengemeinschaft mit Patiño. Es wurde die Patiño Mines Enterprises Consolidated gegründet, die für einige 30 Millionen Dollar Zinngerechtsame, Transportwege und wertvolle Landkonzessionen in Bolivien besitzt. Sie kontrolliert mehr als 80 Prozent der Zinnproduktion Boliviens, die schon im Jahre 1924 rund 32 000 Metertonnen betrug. Auch Guggenheim hat Geld im bolivianischen Zinnbergbau. Man kann sagen, daß Patiño und die Amerikaner die wichtigste Industrie Boliviens und damit viele tausend braune Proletarier völlig beherrschen.

Im Jahre 1922 erwarb eine amerikanische Firma 300 000 Hektar Land im Osten Boliviens. Ein ganzes Herzogtum mit Früchten, Fruchtmöglichkeiten und Arbeitskräften. Will man behaupten, daß heute Menschen nicht mehr verkauft werden können? Sie werden zu Tausenden verkauft mit dem Acker, den sie bearbeiten. Es ist Kollektivsklaverei, aber nicht besser als die Sklaverei der Kolonialepoche. Amerikaner haben den Kabeldienst, das Kanalsystem in La Paz und Cochabamba, die Eisenbahnen, die Telephone in der Hand. Was das bedeutet, weiß jeder, der auch nur flüchtig die Verhältnisse in Latein-Amerika kennt. Also Großgrundbesitz mit servidumbre, das heißt: Hörigensystem, die Hauptindustrien dem auswärtigen Kapital ausgeliefert, im Bündnis mit bolivianischen Großkapitalisten, der Aufschließungsapparat Boliviens im Eigentum des nordamerikanischen Expansionskapitals, kann man da noch von verhetzten Indianerhorden sprechen?

Der Aufstand in Bolivien ist nur ein Teil der Bauern- und Arbeiterbewegung in Latein-Amerika. Diese Bewegung ist noch zersplittert in sich und oft abgelenkt durch Irreführungen und Fälschungen. Aber sie ist unaufhaltbar. Sie wird sich über den ganzen Kontinent organisieren. Zeitweise wird sie mit der nationalen Unabhängigkeitsbewegung zusammenströmen, aber nur so weit, als es sich um die politische Freiheit handelt. Sobald es um die ökonomische Freiheit geht, wird sie sich selbständig machen müssen. Indioaufstände sind Anfänge einer Gesamtrevolution, die unvermeidlich ist, weil der Druck auf den Bauern und auf den Arbeiter untragbar wurde.

Der verunglückte Ozeanflug von Konrad Widerhold

Dauerflüge von 5- bis 6000 km sind schon im vergangenen Jahre von Franzosen und Engländern ausgeführt worden. Die theoretische Grundlage eines Ozeanfluges war damit gegeben. Daß Chamberlin und Junkers solche Rekorde ebenfalls aufgestellt oder überboten haben, zeigt, daß der technische Fortschritt nicht von der Nationalität abhängt. Nach dem jetzigen Stand der Flugtechnik, richtiger der Flugmotorentechnik, setzen Flüge solcher Länge immer Flugzeuge voraus, die beim Start bis an die äußerste Grenze überbelastet sind, also weiter nichts als fliegende Tanks darstellen.

Die ungefähr 6000 km lange Strecke Berlin—New York kann bei Windstille oder Rückenwind zweifellos bewältigt werden, auch dann, wenn sich etwa Gegenwind und Rückenwind im Verlauf der gesamten Strecke ausgleichen. In der nördlichen Atlantic sind Westwinde vorherrschend, so daß die umgekehrte Richtung dieser Strecke weit günstigere Chancen bietet. Infolge der Überladung werden bei Flugbeginn keine großen Geschwindigkeiten erreicht — Junkers L. 33 hatte nur 130 km/h —, der Motor muß dabei lange Zeit, etwa die ersten 1000 bis 1500 km, ziemlich mit Vollgas laufen, das Flugzeug besitzt in dieser Zeit noch geringe Steigfähigkeit (auch wegen der Überladung), kann also im Fall plötzlich auftretender Gegenwinde keine großen Höhen aufsuchen, wo möglicherweise günstigere Windverhältnisse herrschen. Nach den ersten 1500 km kann die Geschwindigkeit gesteigert werden, aber nur dann, wenn man auf eine merkbare Drosselung des Motors verzichtet. Die Drosselung ist notwendig aus Gründen der Brennstoffersparnis und um den Motor selbst zu schonen, den man nicht gut 40 bis 50 Stunden lang auf Vollgas laufen lassen kann. Der 53-Stunden-Flug von Junkers L. 33 wurde nach diesen Grundsätzen ausgeführt, die Geschwindigkeit war fast dauernd gleichbleibend, da die Motore von Anfang an auf „Sparflug" abgedrosselt wurden. Auf der ruhigen Pendelstrecke zwischen Dessau und Leipzig war dies gut möglich.

Unter normalem Wetter wird nach einem zwölfstündigen Flug die Ostküste Irlands erreicht sein, so daß jetzt die Überwindung der eigentlichen Ozeanstrecke bis Neufundland (3200 km) bevorsteht. Zwischen dem Eintreffen der atlantischen Wettermeldungen vor dem Start und der Ankunft des Flugzeuges an der Atlantic liegen mindestens 18 Stunden. Wetterprognosen über eine solche Zeit sind immer ungewiß. Treten nun plötzlich über der Atlantik Gegenwinde von etwa 50 km/h auf — womit immer gerechnet werden muß —, so hat das Flugzeug nur noch eine Geschwindigkeit von etwa 80 km/h über dem Wasser; es braucht also für die 3200 km lange reine Ozeanstrecke 40 Stunden und erreicht so knapp Neufundland, aber nie das noch 1500 km weiter entfernt liegende New York. Auch dann nicht, wenn das Flugzeug über dem Ozean etwas schneller fliegen sollte, denn die erhöhte Geschwindigkeit wird durch größern Benzinverbrauch wieder absorbiert, so daß die Streckenlänge die selbe bleibt. Allerdings

können von Irland an größere Höhen aufgesucht werden. Flugmanöver, die aber ebenfalls nur auf Kosten des Brennstoffverbrauchs möglich sind und sich nur dann lohnen, wenn in diesen größern Höhen günstigere Winde gefunden werden. Ist dies nicht der Fall — die Luftströmungen über dem Ozean haben immer größere Höhen als über dem Kontinent — so ist Neufundland kaum zu erreichen. Hatte das Flugzeug aber auf dem Weg bis Irland ebenfalls schon gegen heftige Winde anzukreuzen, so endet der Ozeanflug bestimmt im Ozean.

Es wird niemand einfallen, mit einem Auto über das Wasser zu fahren. Ebenso sinnwidrig ist ein Ozeanflug mit einem Landflugzeug. Die sportliche und technische Bedeutung eines solchen Fluges soll keineswegs verkannt werden. Zum Ozeanluftverkehr gehören hochseefähige Flugboote, da nur diese bei etwaigen Notlandungen diejenigen Sicherheiten bieten, die man heute mit dem Begriff Verkehr verknüpft. Flugboote können vorerst noch nicht in dem Maß wie Landflugzeuge überbelastet werden, da sie sonst beim Starten nicht aus dem Wasser kommen.

Direkte Flüge zwischen europäischen und amerikanischen Hauptstädten finden dabei nicht statt, die Inseln des atlantischen Ozeans werden als Zwischenstationen ausgenützt. Nach diesen Gesichtspunkten ist das Projekt des englischen Kapitäns Courtney aufgebaut, der einzig beachtenswerte aller Ozeanpläne, der mit einem deutschen Dornier-„Wal"-Flugboot die Strecke London—New York in drei Etappen via Azoren—Neufundland mit Zwischenlandungen daselbst zurücklegen will. Keine der Etappen ist größer als 2500 km. Auf der selben Strecke soll wieder zurückgeflogen werden, bei günstigem Wind eventuell auch über Neufundland—Irland. Die englischen Luftpolitiker haben damit als erste die zukünftige Linienführung eines transatlantischen Luftverkehrs klar ausgesprochen.

Auch in Deutschland hielt man eine derartige Linienführung noch bis vor kurzem für selbstverständlich. Die technischen Voraussetzungen waren in den Flugbooten von Rohrbach und Dornier vorhanden. Die sechseinhalb Millionen Mark, die die Seetransportabteilung des Herrn Geßler für ihren Filmrummel ausgab, hätten hier besser verwendet werden können. Aber niemand in der Wilhelm-Straße dachte an solche überseeische Forschungsaufgaben. Eine Frage des nationalen Prestiges wurden die Ozeanflüge erst, als Lindbergh in Paris und Chamberlin in Kottbus landeten. Galt es doch gleichzeitig den Franzosen zuvorzukommen, deren „gloire" durch den amerikanischen Rekordfimmel ebenfalls mächtig gekitzelt wurde. Die ganze Angelegenheit bekam jetzt politischen Anstrich, es wurde ein Wettkampf zwischen Frankreich und Deutschland um die „amerikanische Freundschaft". Die Generalstäbe in den Etappen organisieren jetzt den „Betrieb". Sie finden „unbekannte Spender", die Preise stiften und die Finanzierung übernehmen. Eine kritiklose Presse übernimmt die gouvernementalen Tips und macht in Begeisterung und Sieg. Wie zu Wilhelms Zeiten. Namen werden genannt, zuerst Könnecke, dann Udet-Rohrbach, schließlich Junkers. Folgt der 53-Stundenflug. Der Sieg ist zum Greifen

nahe. Die Presse bringt Interviews mit den Frauen der Piloten und die wissen dann ganz genau, daß das alles Weitere bestimmt klappen wird. Das Ressort des Dr. h. c. Koch aus der Wilhelm-Straße, in der Meinung, von ihm hänge das Schicksal Deutschlands ab, übernimmt, kaum verhüllt, die „Führung" Deutschlands im deutsch-französischen Ozeanrennen.

Nur der Wettergott zieht ein schiefes Gesicht. Die Junkerspiloten sind noch vorsichtig und warten, lassen Starts ansagen und wieder absagen. Zuletzt noch am Sonnabend abend. Am Sonntag mittag um 12 Uhr ist in Dessau noch alles ruhig. Nur zwischen der Wilhelm-Straße, der Hamburger Seewarte und den Dessauer Direktionsräumen spielt der Draht. Zwischen 12 und 3 Uhr lassen Meldungen einen günstigen Witterungsumschlag erhoffen. Plötzlich um 3 Uhr Startbeschluß. Die ahnungslosen Piloten, nur kurz instruiert, rasen in Autos zu ihren Familien, dann auf den Flugplatz, um ihre Flugzeuge klar zu machen. Etwas später fliegt von Tempelhof ein Großflugzeug mit den „führenden Persönlichkeiten und Behördenvertretern", ohne die bekanntlich der Start zum Ozeanflug nicht erfolgen kann, nach Dessau ab. Das Wetter wird nicht besser. Beim Start um 6½ Uhr liegen wieder schlechtere Meldungen vor. Aber die führenden Persönlichkeiten?.... Also wurde gestartet. Kaum drei Stunden später treffen die Piloten auf Sturm und Nebel. Das Weitere ist bekannt. Es ehrt den Mut der Besatzungen, ein aussichtsloses Unternehmen rechtzeitig abgebrochen zu haben. Auch wenn diese Tat auf die behördlichen Zylinderhüte wie der Gruß des Götz von Berlichingen wirkte. Der Sturmflug der „Bremen" ist nicht nur ein Beweis für die Güte der Junkersmaschinen, sondern er hat zugleich viel genauere Angaben über die Größe des Brennstoffverbrauchs geliefert als der gemächliche Pendelflug zwischen Leipzig und Dessau. Als sich die Besatzung der „Bremen" nach vierzehnstündigem, mit Vollgas ausgeführtem Sturmflug zur Rückkehr entschloß, waren fast 40 Prozent des Brennstoffes aufgebraucht. Warum wurde nun ein solcher Flug nicht schon vorher ausgeführt? Oder hätte etwa das nationale Prestige darunter gelitten?

Diese Frage muß vor allem beim dritten Konkurrenten, bei Herrn Könnecke, gestellt werden. Dessen Sozius, der Graf Solms, scheint Bedenken bekommen zu haben und ist zurückgetreten. Ehe sich die Stadt Köln dieses Unternehmens annahm, war es anscheinend so schlecht finanziert, daß bisher nur ein 20stündiger Probeflug unternommen werden konnte. Wie lange und wie weit dieses Flugzeug, ein Caspar-Doppeldecker, überhaupt fliegt, weiß noch niemand. Keine „führenden Persönlichkeiten" drängen darauf, dessen Flugeigenschaften festzustellen. In nationaler Besoffenheit schreit alles: Köln—New York, in direktem Flug! Die Ehre Deutschlands und die der Kölner Messe steht auf dem Spiel! Wir müssen den Franzosen zuvorkommen! Mit solchen unzureichenden Vorbereitungen stürzt sich Deutschland in das ozeanische Luftrennen, als Nachäffer einer neuen amerikanischen Mode und um den Franzosen eins aufs Dach zu geben.

Das Geheimnis um Canaris von Oliver

Marinefilme jagen sich. Hoch geht die See, todesmutige Matrosen stehen auf sinkendem Deck und winken begeistert, vor sich das sichere Ende, den Kameraden auf stolzen Schiffen Abschiedsgrüße zu. Elegante Marineoffiziere äugen ewig auf der Kommandobrücke am Fernrohr und beäugen eingehend den Horizont. Großaufnahme: „Unsre herrliche Marine". Titel: „Leben und Treiben an Bord"; vergnügte Gesichter in den Mannschaftsräumen, Spiele an Deck mit leutselig zusehendem Marineoffizier. Andre Zwischentitel pazifistischer Tendenz. Die nächsten: „Stolz weht die Fahne schwarz-weiß-rot!" Überschrift über das Ganze: „Die Marine filmt auf Reichskosten."

Mittlerweile, nachdem diese Filme über ein Jahr laufen, hat die Öffentlichkeit erfahren, daß die Reichsmarine der deutschen Republik es für nötig gefunden hat, privaten Filmunternehmen ihre finanzielle Hilfe angedeihen zu lassen. Die Firmen haben sich dafür verpflichten müssen, einesteils Filme zu drehen, die die ganze Herrlichkeit und den Glanz der heutigen Reichsmarine in dem strahlendsten Lichte, nicht nur der Jupiterlampen, erscheinen lassen, andernteils aber mißliebige ausländische Filme, wie den „Potemkin", nicht in ihren Theatern rollen zu lassen. Pflicht aller, die diese Dinge seit Jahren mit Sorge ansehen, ist es, die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf die großen Zusammenhänge dieser Filmsubventionen zu lenken und vor allen Dingen einmal die sorgsame Verdeckung von der Hand wegzureißen, die geschickt, sicher und zielbewußt tausend feine Fäden, die zu einem Knoten zusammenlaufen, zu einer Sonderpolitik in den innern und äußern Verhältnissen des Deutschen Reiches zieht.

Bei einem Versuch, eine derart vorsorglich angelegte politische Aktion, die sich durch viele Jahre hindurchzieht, bloßzulegen, muß naturgemäß sehr weit zurückgegriffen werden, und es müssen Einzelheiten angeführt werden, die an und für sich nicht von großem politischen Interesse sind, die aber, zu einem Mosaikbild zusammengefügt, von eminenter Beweiskraft sind. Alles, was im Folgenden Wichtiges gesagt wird, ist hauptsächlich aus einer Aussage entnommen, die der Rittmeister a. D. Kurt Lieder, ein früheres Mitglied der Organisation Consul und ein Vertreter der führenden Männer der deutschen Reichsmarine freiwillig vor den deutschen Polizeibehörden dargetan hat, als er seine Aussage zu dem Wiking-Olympia-Prozeß angeboten hatte. Die Ausführungen dieses Mannes, der keinerlei Grund hat, die Unwahrheit zu sagen, zumal er sich durch seine Ausführungen selbst belastete, werden durch Dementis des Reichswehrministeriums niemals aus der Welt geschafft werden können.

Der damalige Kapitänleutnant Canaris trat als einer der ersten der alten Offiziere zu dem damaligen Volksbeauftragten Noske. Er wurde dessen Adjutant und er war es wenige Wochen, als es in den Freicorps und in den Truppen der damaligen Garde-Cavallerie-Division einen Sturm der Empörung

gab. Die Unteroffiziere und die jüngern Offiziere dieser Truppen, die an einen neuzubildenden Staat glaubten und bereit waren, ihr Leben für diesen einzusetzen, sahen mit Erstaunen, wie die ältesten und ganz bestimmt unfähigsten Männer des alten Heeres, die sich bei der Revolution und den ihr folgenden Kämpfen in die finstersten Ecken verkrochen hatten, plötzlich die Führerstellen inne hatten und emsiglich dafür Sorge trugen, daß alles beim Alten blieb. Canaris wurde der Vorwurf gemacht, daß er Noske in diesem Sinne beeinflußt habe. Als die militärischen Verhältnisse stabiler wurden, sieht man Canaris in Kiel und, wie der Rittmeister a. D. Kurt Lieder ausgesagt hat, ist der Kapitänleutnant Canaris der erste Offizier des Kreuzers „Berlin", der eigentliche Leiter der Marinestation der Ostsee, der von dort aus seine Hände in den entsetzlichen Geschehnissen der rechtsradikalen Putschbewegung hatte. Aus den Aussagen des Rittmeisters, der mit Canaris eng befreundet war und der damals der Leiter der Organisation Consul in Schleswig-Holstein war, geht hervor, daß er von der Marinestation der Ostsee respektive von der Marineleitung in Berlin durch die Hände des Kapitänleutnants Canaris laufend Gelder zum Aufbau der O. C. empfangen hat, und diese Gelder sind zum größten Teile in Devisen ausgezahlt worden. Ein andrer Freund des damaligen Kapitänleutnants Canaris, der Kapitän z. S. a. D. Götting, hat, wie ebenfalls aus der Aussage hervorgeht, auf der Kommandobrücke des Kreuzers „Berlin" erklärt, daß diese Devisen eine eigenartige Herkunft hätten. Götting behauptete damals, daß die Reichsmarine einen Teil der Vorräte ihres Arsenals und andre überflüssige Dinge wie Kraftwagen etcetera, die man der Vernichtung entziehen wollte, in das Ausland verkauft hatte, und diese Verkäufe sind getätigt oder vermittelt worden von dem frühern Kapitänleutnant Egon v. Werner, der, man beachte, jetzt als künstlerischer Beirat bei dem Film ‚Die eiserne Braut' mitgewirkt hat.

Wie der Rittmeister Lieder weiter behauptete, hat Canaris nicht nur ihn mit reichen Geldmitteln versorgt, sondern auch den Leiter der O. C. in Mecklenburg, den frühern Deckoffizier Voß. Die Gelder sind so reichlich an Voß geflossen, daß er in die Lage versetzt wurde, eigne Dampfer für den Transport seiner Leute zu dem vorausgesehenen Hitlerputsch zu heuern, die seine Anhänger in die Unterkunftsräume der Marinestation der Ostsee in Kiel bringen sollten. Die Verbindung des Canaris zu Voß erhält durch folgende Tatsache, die noch ganz unbekannt ist, eine besondere Bedeutung.

Einige Tage bevor Rathenau von Kern und Fischer ermordet wurde, traf sich Voß mit diesen beiden, seinen Kameraden von der O. C. in Berlin. Im Verlauf eines Saufgelages wurde er in die beabsichtigte Tat eingeweiht und auch, als alles wieder nüchtern war, beschrieben ihm Kern und Fischer die Einzelheiten des geplanten Attentates. Voß, der trotz seiner politischen Denkart von einem Grauen gepackt wurde, schrieb sofort umgehend einen Einschreibebrief an das Polizeipräsidium in Berlin und bat, man möge Kern und Fischer festnehmen, um ein entsetzliches Verbrechen zu verhüten. Er nannte

in dem Schreiben seinen vollen Namen, teilte mit, wo er von der Polizei zur Vernehmung aufgefunden werden könne und bat nur, man möge ihn zu einem Eintritt in ein bürgerliches Leben Brücken bauen.

Das Unglaubliche geschah. Dieser Brief fand wohl seinen Weg ins Polizeipräsidium, aber nicht zu dem zuständigen Beamten, und vergessen in irgend einer Mappe lag er bis — nach der Ermordung Rathenaus. Erst als sich Voß wiederum ans Polizeipräsidium wandte, wurde der Brief, der das Verbrechen hätte verhindern können, aufgefunden. Voß aber verlor jegliches Vertrauen zu republikanischen Behörden und Dienststellen und war trotz dieses Vorganges weiterhin ein braves Mitglied der O. C.

In den Aussagen des mehrfach erwähnten Rittmeisters Lieder ist weiterhin zu lesen, daß Canaris nicht nur seine politischen Freunde mit Geld versorgte, sondern es wird auch ausführlich beschrieben, was er sonst noch alles für sie tat. Von der Marinestation der Ostsee wurden Lieder auf Anordnung von Canaris Waffen zur Verfügung gestellt, von der Station für ihn ein Motorrad gekauft, Uniformen und andre Ausrüstungsgegenstände für die Mannschaften Lieder zur Verfügung gestellt, Schlüssel zu einem geheimen Eingang des Stationsgebäudes, vor dem kein Posten stand, wurde ihm ausgeliefert, kurz und gut, Lieder hatte durch die Allmacht des Canaris, der mittlerweile in die Seetransportabteilung G. m. b. H. der Marine in Berlin, wo auch der im Zusammenhang mit der Phoebus-Subvention genannte Kapitän Lohmann saß, in Kiel bald mehr zu sagen als der eigentliche Befehlshaber der Ostsee-Streitkräfte. Als der Tag nahte, an dem der Putsch 1923, ursprünglich unter Ehrhardts Leitung gedacht, beginnen sollte, setzte Canaris von Berlin aus durch — so hat der Rittmeister Lieder klar und eindeutig ausgesagt —, daß ihm, dem Rittmeister, sogar das Kommando über die Landstreitkräfte der Marine anvertraut wurde, denn in politischer Hinsicht erschien Herrn Canaris der Lieder sicherer als seine eignen Kameraden in Kiel.

Am Tage vor dem münchner Putsch erschien der Baron Scheel-Vittinghof in Kiel, teilte mit, daß die Aktion in vierundzwanzig Stunden beginnen solle, berief sich auch bei seiner Sendung auf Ehrhardt, Justizrat Claß und — Canaris. Um es gleich zu sagen: diese seine Sendung hat der Baron Scheel-Vittinghof vor dem Staatsgerichtshof in Leipzig zwar unter Eid bestritten, aber Lieder ist bei seiner Darstellung geblieben.

Es bestand und es besteht auch heute noch bei der Marinestation der Ostsee unter der Leitung eines ehemaligen Deckoffiziers, Protze, eine Spionageabwehrabteilung. In den damaligen Zeiten war diese Abteilung nichts andres als eine Dienststelle, die die Befehle des Canaris, die nicht durch den Instanzenweg gehen sollten, ausführte. Bei der völligen militärischen Bedeutungslosigkeit unsrer Seestreitkräfte gab es ja auch eigentlich weder für ausländische Spione noch für die Abwehrstellen etwas zu tun. Aber um der Wahrheit die Ehre zu geben: es ist dem Protze einmal unter Aufwendung großer

Geldmittel mit Hilfe von Lockspitzeln geglückt, einen wirklichen und leibhaftigen Spion einer fremden Macht in persona nach Kiel zu bekommen: der hat diese Fahrt unternommen, weil ihm hoch und heilig versprochen wurde, daß man ihm in Kiel Kriegsschiffpläne ausliefern würde. Dieser arme Irre wurde unter großem Aufgebot schon auf dem Hauptbahnhof in Kiel verhaftet und sitzt wahrscheinlich noch heute im Zuchthaus in Rendsburg und verflucht sein Geschick. Diese Spionageabwehrstelle unterhielt zahlreiche Agenten. Unter ihnen einen Herrn v. Bergen, der in Wirklichkeit Günther hieß, und dessen Strafakten wegen gemeiner Verbrechen schon damals einen erheblichen Umfang hatten. Nach der eignen Aussage dieses Mannes hat er einmal ein Attentat auf den General v. Seeckt, das Scheidemann in seiner großen Novemberrede im vergangenen Jahre erwähnte, auszuführen versucht, aber trotzdem ist der Mann noch heute Agent dieser Abteilung der Reichsmarine, wohnt im Ostseehotel in Kiel und ist mit dem ausführenden Organ des Herrn Canaris, dem Leutnant Protze, auf das innigste befreundet. Der Leutnant Protze erscheint im Durchschnitt alle vierzehn Tage noch heute zum Vortrag über seine mehr oder weniger erfolgreiche Tätigkeit bei dem Stab der Marineleitung in Berlin — in dem jetzt nach dem Umweg über die Seeabteilung Canaris sitzt.

Worüber kann Protze berichten? Vielleicht über Folgendes. Die Erlebnisse des Jahres 1918 sind in den Herzen der damals schreckensbleichen Marineoffiziere sicher noch nicht vergessen, und so haben sie auch heute noch vor ihren eignen Mannschaften ein Unbehagen. Um aber die räudigsten Schafe unter ihnen herauszufinden, bedient sich die Marineleitung in Berlin, in deren Stab jetzt, es sei nochmals gesagt, Canaris sitzt, der Spionageabwehrabteilung. Und da ja Kosten nicht zu scheuen sind, hat sich die Marinestation der Ostsee den Oberleutnant z. S. a. D. Klintsch, der ebenfalls in den O.C.-Prozessen eine Rolle gespielt hat, verschrieben, und dieser Klintsch betreibt mit Hilfe eines Zwischenmannes in Kiel-Gaarden nicht nur in den Reihen der Marinesoldaten „Nachforschungen nach der politischen Gesinnung" der Mannschaften, sondern er dehnt seine Tätigkeit auch auf die Arbeiter der Werften aus. Klintsch erhält zwar einen Zuschuß in Höhe von 250 Mark monatlich von rechtsradikalen Handelskreisen Kiels, im Großen und Ganzen aber wird seine Tätigkeit und sein Aufwand von der Marine bezahlt, die sogar so weit geht, auch einem Stahlhelmführer in Kiel einen monatlichen Zuschuß ebenfalls von 250 Mark zu gewähren. Es ist keineswegs einzusehen, warum sie das nicht auch heute noch tun sollte.

Gelder sind also seit dem Bestehen der Reichsmarine für außeretatmäßige Zwecke verwandt worden. Seit altersher hat man versucht, mit Hilfe von barem Gelde Einfluß auf die deutsche Innenpolitik zu gewinnen. Zu den angeführten Zeiten bezahlte man die Führer der rechtsradikalen Verbände, unterstützte sie in ihren Bestrebungen, Leute zu dem Kampf mit der Waffe in der Hand zur innerpolitischen Umwälzung zu gewinnen. Man lieferte zu den angeführten Zeiten Uniformen

und Gewehre aus, und als die Tage der möglichen Gewaltaktion vorbei waren, hat man sich umgestellt und versucht heute, durch geistige zu wirken.

Alle die Gelder, die damals angewiesen wurden, sind auf Veranlassung des Kapitäns Canaris ausgezahlt worden, was aus den Aussagen des Rittmeisters a. D. Kurt Lieder einwandfrei hervorgeht. Was dieser Mann für Gründe gehabt hat, das Geheimnis um Canaris preiszugeben, darüber wird vielleicht in spätern Zeiten gesprochen werden. In einem weitern Artikel soll gesagt werden, in welcher Weise die Marine nach 1923 versucht hat, auf die innere Politik einzuwirken.

In Sachen Phoebus von Hanns Brodnitz

Der Leiter der Theater der Phoebus-Film-A.-G. nimmt hier das Wort zu den bekannten Anschuldigungen gegen die Gesellschaft. Aus Gründen der Gerechtigkeit glauben wir, der angegriffenen Seite das Gastrecht nicht verweigern zu dürfen.

Wenn ich es wage, in der ‚Weltbühne', dem von frühester Jugend an verehrten Tribunal, gegen das so selten wie nirgend wo anders ein Appellationsgericht zu Recht bestand, für die viel gelästerte, durch jedweden Schmutz politischer Debatten gezogene Phoebus-Film-A.-G. eine Lanze zu brechen, steht der Verdacht des Bluffs außer Frage.

Niemand wird auf die Idee kommen, daß ich das Novum fertigbekommen hätte, die ‚Weltbühne' mit einem honetten Schleiervorhang gegen die Bezirke der Überparteilichkeit abzudichten. Niemand soll auf den Gedanken kommen, daß ich als Theaterparkwächter der Phoebus, Journalist, Demokrat und Jude meine Vergangenheit und Gesinnung um ein paar Geldscheine oder ein Pöstchen verkaufe.

Ich diene seit mehr als vier Jahren der viel belachten Aufgabe, auf Grund meines Lokalpatriotismus in erster Linie den Filmkonsum der sogenannten intellektuellen Bestien des Berliner Westens zwischen Nollendorfplatz und Halensee möglichst geschmackvoll und farbig zu gestalten. Seit ich am 1. Juli 1923 — diese peinliche Vorrede kann ich nicht weglassen, ohne sonst die Rechtfertigung meiner Ausführungen zu gefährden — unter dem Schirm der erprobten Theaterkämpen Meinhard und Bernauer als knapp 21jähriger Anfänger mit der Leitung des Mozartsaales die Aufgabe übernahm, dem Riesenkoloß der Ufa eine beweglichere Konkurrenz zu sein, brachte ich ein fertiges Programm mit. Ich proklamierte das Kino der internationalen Spitzenfilme, der umfassenden Reklame, der anständigen Musik, der großzügigen Beleuchtung. Ich erstrebte, so gut es ging, auf der Basis des neuerwachenden Berlin einen Diminutiv-Broadway. Ich versuchte jene Erweiterung des Stiles und Rahmens, die schlechte Reporter als Amerikanisierung bezeichnen.

In den zwei Jahren am Nollendorfplatz habe ich den ersten Jackie Coogan-, den ersten Buster Keaton-, den ersten Norma- und Constance Talmadge-Film gespielt. Von der „Insel der verlorenen Schiffe" zu „Gösta Berling", vom „Schatten" bis

zur „Freudlosen Gasse", von Mary Pickford bis Asta Nielsen das Banner der Filmkunst gespannt. Die großen Kulturfilme der Weltproduktion von „Nanuk" über den „Berg des Schicksals" bis zum „Großen weißen Schweigen" und dem „Gipfel der Welt" wurde zu einem — um im Filmjargon zu reden — in Berlin noch nicht erlebten Longrun.

In diesem Theater weltbürgerlicher Gesinnung fehlte der Mißklang des falschen militaristischen Pathos, des ewig gleichen Schmalzes der Operettenfilme. Wenn anderwärts armselige Komparsen eine Parodie auf den Parademarsch absolvierten, versetzte „Scaramouche" das demokratische Berlin in einen Taumel der Begeisterung, die dem der „Madame Dubarry" wenig nachstand. Eigentümer jenes revolutionären „Scaramouche"-Films war die Phoebus-Film-A.-G., die im Zeichen von Lillian Gish und Buster Keaton, von Cecil de Milles und Gloria Swanson ihre ersten großen Schlachten schlug. Jener gleiche Sonnengott, dem jetzt kleinlicher Parteigeist Augiasstallgeruch, Korruptions- und Vetternwirtschaft nachsagt.

Über die Gerüchte Phoebus-Film-A.-G.—Reichswehrministerium weiß ich aus Unkenntnis der Dinge nichts zu sagen. Aber ich glaube auch so der Öffentlichkeit über Phoebus Apollon allerhand Kennenswertes sagen zu dürfen und im Stadium einer Verleumdungskampagne sagen zu müssen.

Im Jahre 1924 tauchten die ersten großen Kinoprojekte an der Gedächtniskirche auf. Ich sah meinen Nollendorfplatz gefährdet und verhandelte, da es den Theaterdioskuren Meinhard und Bernauer an Jugend und Mitteln fehlte, eine Expansion ihres Konzerns gen Westen vorzunehmen, mit der Ufa, der Gloria, Rachmann und der Phoebus. Ich verband mich schließlich dem Sonnengott und übernahm am 1. Juli 1925 die Theater-Abteilung der Gesellschaft.

Am 20. Dezember jenes Jahres wurde das Capitol mit dem Douglas Fairbanks-Film „Der Dieb von Bagdad" eröffnet. Monatelange Verhandlungen gingen voraus. Die United Artists, die führende Produktionsfirma der Erde, die Zusammenfassung der populärsten Menschen überhaupt, war lange nicht zu bewegen, ihre Filme in Deutschland erscheinen zu lassen. Als Bewunderer des einzigen amerikanischen Konzerns, der Filme nicht nach den Prinzipien der Automobilindustrie, sondern nach denen des autonomen Künstlers herstellt, fungierte ich in den Verhandlungen Phoebus—United Artists als eine Art Verbindungsoffizier, ohne zunächst für meine Pläne die Sympathie Isenbergs, der damals mit dem jetzigen alleinigen Vorstande der Phoebus, Herrn Correll, die Firma leitete, zu gewinnen, da Isenberg den Amerikanern die kalte Schulter zeigte. Die Phoebus hatte ihre Mittel in den großen Theaterbauten investiert und war nicht in der Lage, den Eröffnungsfilm aus der eignen Produktion zu bestreiten. Ansonsten war mit Ausnahme der nicht zur Verfügung stehenden Ufafilme kein deutscher Film da, der groß genug war, um den Poelzig-Bau, der eine Heimat der besten Filme werden sollte, einzuweihen. Es sei denn, man hätte sich auf „Bismarck" geeinigt, dessen aufdringlich einseitige Tendenz die Möglichkeit der Aufführung von vornherein indiskutabel machte. Die Phoe-

bus-Film-A.-G. bedauerte selbstverständlich als deutsche Firma, das Capitol nicht mit einem deutschen Film eröffnen zu können. Da aber in Deutschland der nationale Film in den meisten Fällen nur ein Vorwand geschäftstüchtiger Spekulanten ist, die nationale Gesinnung für ihr Geschäft einzuspannen, und zugleich das große Ziel der Propaganda für das Deutschtum durch den Film nur kümmerlich erreicht wird, stand der Phoebus nicht ein Film zur Verfügung, der allen Ansprüchen gerecht wurde. Wo aber ein solcher Film erschien, hat ihm die Phoebus eine Heimat gegeben.

Das Capitol hat in den eindreiviertel Jahren seines Bestehens fern von Radau und Mittelmäßigkeit im Zeichen Chaplins und der Bergner, der Pickford und Fairbanks, der Talmadge und Buster Keatons, von Richard Strauß und Gerhart Hauptmann, der „Frau von Paris" und des „Studenten von Prag" gesiegt, und sich jeder Tendenz als der, das Beste vom Besten zu bringen, enthalten.

In den großen zweitausend Platztheatern im Reich war es nicht anders. Niemals erfolgte irgendein Druck oder eine Beeinflussung, den Spielplan in Berlin oder München, Dresden oder Köln, nach bestimmten Gesichtspunkten zu orientieren. Es gab nur ein Prinzip: mit den besten Filmen möglichst rentabel zu wirtschaften und finanzielle Verluste, die der Firma durch falsche Dispositionen und Verträge des inzwischen ausgeschiedenen Herrn Isenberg entstanden waren, wieder wett zu machen.

In der Produktion war es nicht anders. Ich nahm an jeder Regiesitzung teil. Niemals wurde der Versuch gemacht, einem Film eine bestimmte Note oder einseitige Tendenz zu geben, sondern grade Direktor Correll setzte sich in erster Linie für die absolute Neutralität der Filmfabrikation ein. Darüber hinaus war er für jede Anregung empfänglich, die darauf ausging, die deutsche Filmindustrie zu modernisieren. Mit einer nie erlahmenden Energie, einer fanatischen Arbeitsfreudigkeit, die um keinen Preis der amerikanischen Überfremdung unterliegen wollte, suchte der verantwortliche Leiter des Konzerns das Filmgeschäft durch äußerste Sparsamkeit rentabel zu machen, Darsteller und Regisseure, wie Ludwig Berger, Joe May, die Bergner und die Dagover, Werner Krauß, Deutschland zu erhalten, und seine eignen und fremde Theater mit Filmen zu versorgen, die dem deutschen Kino vermöge ihrer Qualität und Sauberkeit neue Freunde werben. Die Autoren der reaktionären Phoebus in der neuen Saison heißen Carl Sternheim, Wilhelm Speyer, Maurice Dekobra, Norbert Falk und Walter Hasenclever. Wahrlich wunderlich für eine Firma, die man als hakenkreuzlerisch zu brandmarken versucht.

Die antisemitische Phoebus — mit einer Anzahl leitender jüdischer Angestellter — soll auf Betreiben politischer Hintermänner den Film „Seine Söhne" mit Rudolf Schildkraut vom Spielplan abgesetzt haben.

Der Film wurde mir Anfang April 1926 von der „National Film A.-G." angeboten, nachdem die Ufa die Uraufführung sogar für das Theater am Alexanderplatz abgelehnt hatte.

Auf Grund meiner Besichtigung, der keine zweite Person beiwohnte, wurde der Film, da im Capitol über Nacht kein Termin freizumachen war, für das Marmorhaus abgeschlossen, jedoch im Capitol im Rahmen einer großen Nachtvorstellung der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger herausgebracht. Der sensationelle Erfolg veranlaßte die Phoebus, den Film aus dem Marmorhaus ins Capitol herüberzunehmen, danach im Marmorhaus weiterzuspielen und im Juni dieses Jahres abermals als Reprise im Marmorhaus herauszubringen.

In der letzten Spielzeit kam der Gorki-Film „Mutter", kamen die „Weber", die russischen Filme „Iwan, der Schreckliche" und „Überflüssige Menschen" in den Phoebustheatern heraus. Im letzten Falle mit der pikanten Pointe, daß die Phoebus dem russischen Regisseur des Films, Alexander Rasumny, infolge seiner großen künstlerischen Begabung ohne Rücksicht auf seine politische Richtung die Möglichkeit zur Entwicklung seines großen Talentes gegeben hat und ihn für mehrere Filme verpflichtete. Über die Gründe der Nichtaufführung des „Potemkin" mag es der Person vorbehalten sein, Auskunft zu geben, die in der Öffentlichkeit angibt, auf Grund der Ablehnung des Films ihren Direktorsessel zur Verfügung gestellt zu haben. Aber auch so kann das Bild nicht verwischt werden, daß die Phoebus-Theater allen Qualitätsfilmen offenstanden, offenstehen und offenstehen werden.

Eine Vetternwirtschaft ist in der Phoebus in den zweieinhalb Jahren meiner Tätigkeit niemals zutage getreten. In den weitverzweigten Filialen, Theater- und Atelierbetrieben, die viele Hunderte von Angestellten zählen, befinden sich drei Verwandte des Vorstandes der Firma. In einem Falle ist es Baumeister Bürkmann, Schwiegervater des Direktors Correll, bis Kriegsbeginn Inhaber einer der größten süddeutschen Baufirmen in Straßburg, Mitbegründer der Phoebus, Leiter der Bauabteilung.

In beiden andern Fällen handelt es sich um einen Filial- und einen Theaterleiter, die Schwäger des Herrn Correll sind, seit Jahren ihren Posten zur vollen Zufriedenheit ausfüllen und auf Grund ihrer Verwandtschaft über geringere Bezüge als Angestellte in ähnlicher Position verfügen, um nicht den Anschein der Bevorzugung oder Parteilichkeit zu erwecken.

Was die Korruptionswirtschaft und die Vorgänge bei der Errichtung des Capitols betrifft, auf dessen Bau ich jeden Tag gestanden habe, so verweise ich sie in das Reich fabulöser Ausgeburten einer überhitzten Phantasie, bin aber im einzelnen gern bereit, auf jede Beschuldigung in diesem Zusammenhange zu antworten.

Daß die Firma auf dem besten Wege ist, ihre Verluste auszugleichen und zu verdienen, müssen Bilanz und Generalversammlung beweisen.

Ich habe es für meine Pflicht gehalten, unhaltbare Beschuldigungen, die ich in allen Einzelheiten klarstellen konnte, weil ich sie miterlebt habe, zu widerlegen und dazu beizutragen, den Sonnengott wieder vor das Gefährt nutzbringender Arbeit zu spannen.

Mit Rute und Peitsche durch Preußen-Deutschland

von Ignaz Wrobel

Was Harry dem Ersten, Prinz von Preußen, geglückt ist, das haben Frau Inez Seckel, die den ältern Abonnenten vielleicht noch erinnerliche Gräfin Strachwitz und Madame Aida (Ses Relations Mondaines, Curiosités, 111 rue Grand-Machin, Paris XXI) — das haben sie nicht geschafft: einen solchen Posten von Masochisten wie dieser einzelne junge Mensch haben sie alle zusammen nicht vereinigen können. Was hat Dieser in das Goldene Buch des „Goldenen Adlers" zu Weimar eingetragen? „In fide robur." So ist es.

Das Buch, das Harry Domela soeben im Malik-Verlag hat erscheinen lassen („Der falsche Prinz") ist ein Kulturdokument ersten Ranges und etwas völlig Einzigartiges. Wer zu lachen liebt und wer sich, nachdenklich geworden, dieses Lachens nachher nicht schämen will —: der lese dieses Buch.

Die Aufzeichnungen sind zunächst einmal sehr sympathisch, der Autor ist es.

Nichts hätte näher gelegen, als in den Manolescu-Ton zu verfallen, Rühmens aus einem lustigen Abenteuer zu machen, die Opfer hinterher noch arg und klobig zu verspotten — davon ist kein Gran in dem Buch. Über ein Drittel des Werkes befaßt sich zunächst überhaupt nicht mit diesem genialen Streich, sondern mit ganz etwas anderm.

Die Erinnerungen, die hier aufgezeichnet stehn, sind erschütternd, so durchaus von unsrer Zeit, so fesselnd, daß man sie auch dann in einem Zuge läse, wenn der Verfasser nicht dieser Republik das schwarz-weiß-rote Hemd aufgehoben hätte.

Domela kommt aus Kurland; seine Jugend hat er in Bauske verlebt. Das ist ein kleines Städtchen mit den üblichen holprigen Sträßchen — ich sehe noch, wie eine kleine Jüdin, die ich um Äpfel ansprach, vor dem Rock meines Kaisers zurückschreckte. Es war nicht das erste und nicht das letzte Mal, daß ich mich geschämt habe, diesen Rock zu tragen... Ja, also aus Bauske kam der Junge dann über Riga in ein „Erziehungsheim". Man weiß, was man von staatlichen und städtischen Asylen im allgemeinen zu halten hat. Bis auf wenige Ausnahmen: Pflanzschulen der übelsten und rohesten Verbrecher, gewöhnlich verantwortungslose und unbegrenzte Herrschaft von Schindern und Feldwebelnaturen — kurz: Ordnung. Von dort trat Domela in die baltische Landeswehr ein.

Es ist das einzige Buch, das ich kenne, in dem die Wahrheit über diese Landeswehr steht. „Wenn wir keine Feinde gehabt hätten, hätten wir uns welche erfunden." Die Kameraden Domelas wußten eigentlich gar nicht, wofür sie sich schlugen — aber sie schlugen sich gern. Kein Wunder: man denke sich als Dekorum eine deutsche Landschaft von unvorstellbarer Schönheit und Innigkeit, von bezaubernden Farben, mit den herrlichsten alten Wäldern — und dazu ein ungebundenes Leben junger Leute, die in den Tag hineinmarschierten . . . Ja, das versteht sich. (Nur hat es beileibe nichts mit

ernsthafter Politik, nur hat es gar nichts mit nationaler Tugend, dieser contradictio in adjecto, zu tun.) Von da hat Domela wohl seine Entschlußfähigkeit, die Raschheit seines Impulses, auch seine Diktion übernommen. („Ich sah so verheerend aus ...").

Folgt eine grausam klare Schilderung des Lebens eines jungen Menschen, der arbeiten will, der hart gearbeitet hat und dem die Gesellschaftsordnung nicht einmal die harte Arbeit, die schlecht bezahlte Arbeit mehr gewährte. Das ist so unsentimental, so durchaus ehrlich geschrieben, daß der innere Kern wahr sein muß, wenn schon vielleicht nicht alle Tatsachen wahr sein sollten, woran zu zweifeln übrigens kein Anlaß vorliegt. Lehrreich: das Schinden der Ziegeleiarbeiter; der Ton auf der Polizei, die Unzulänglichkeit dieser lächerlichen Wohlfahrtseinrichtungen ... Aber wir haben das gewußt.

Ganz besonders wichtig der Teil, in dem Domela seine Erlebnisse bei den Bauern erzählt. Wie da — bei den Kleinbauern und noch viel ärger bei den Großen — Geld gemacht wird — diese maßlose Roheit in der Ausnutzung menschlicher Arbeitskraft, das Elend der schlechten Unterkünfte, die saumäßige Ernährung, die Unterbezahlung —: aber das wundert sich, wenn „die Arbeiter nicht aufs Land gehen wollen, die Schweine" und holt sich, immer mit Unterstützung der Regierung, in der ja so oft Sozialdemokraten gesessen haben, polnische Landarbeiter herein, um die deutschen Proletarier noch mehr zu drücken — heute noch, in dieser Epoche der Arbeitslosen! Dieser Staat, der das Maul nur Wehrlosen gegenüber aufreißt, wagt nicht und kann es nicht wagen, auch nur einem polnischen Lohndrücker die Grenze zu sperren. Diese armen, ausgenutzten, ausgepowerten Menschen, die es nicht besser wissen, zerstören so die Gesundheit, das Lebensglück und die Arbeitskraft ihrer deutschen Klassengenossen. Es lebe die Republik —!

Nach Irrfahrten und Wartesaal-Nächten; nach kleinen Haftstrafen und nach Gefangenentransporten in der Bahn, von deren barbarischer und sinnloser Grausamkeit heute kaum zehntausend Menschen der Freiheit etwas wissen, eine Barbarei, die aus dem Transportierten einen erstarrten Klotz werden läßt, tagelang ohne Licht, ohne Luft, gefesselt — — danach rutscht Domela unmerklich, und eigentlich, ohne daß er es von vornherein darauf angelegt hat, in eine Hochstaplerkomödie großen Stils. Und hier wird die Sache eminent politisch.

*

Harry Domela hat als Prinz bei den Saxo-Borussen, Deutschlands exklusivstem Corps, und später als Prinz von Hohenzollern lange in adliger Gesellschaft gelebt. Die schildert er.

Es ist außerordentlich selten, daß ein, sagen wir einmal, Spion in ein gesellschaftlich höher gelegenes Lager dringt. (Der umgekehrte Fall ist schon eher möglich.) Und wenn es gelingt, so haben diese Eindringlinge gewöhnlich alles Interesse zu schweigen, zum mindesten schreiben sie doch das nicht auf, was sie da erlebt haben — und wenn sie es auf-

schreiben, wirds nicht gedruckt. Bleiben solche homines novi aber, dann assimilieren sie sich, sind für gewöhnlich päpstlicher als der Papst und werden sich auf alle Fälle schwer hüten, Nachteiliges über das neue Milieu auszusagen.

Hier ist der seltene Fall, daß einer von unten die von oben besucht hat, daß er wieder ausgestoßen wurde, natürlich — und daß er nun unbefangen geschildert hat, was er sah. Kein Heinrich Mann kann das erfinden.

Es spricht für den genialen Weitblick des Künstlers, der den „Untertan" geschrieben hat, daß nichts, aber auch nichts, was in diesem Buche steht, so übertrieben ist, wie seine Feinde es gern wahr haben möchten. Man hat mir von rechts her immer wieder, wenn ich das Buch als den Anatomie-Atlas des Reichs rühmte, entgegengehalten: „Das gibt es nicht — das kann es nicht geben! Karikatur! Parodie! Satire! Pamphlet!" Und ich sage: bescheidene Photographie. Es ist in Wahrheit schlimmer, es ist viel schlimmer.

Die Einzelheiten, die der von der deutschen Republik bezahlte Richter im Domelaprozeß auszubreiten verhindert hat, weil es ihm gegen sein Autoritätsgefühl ging, die gottgewollten Spitzen der Kaste der Lächerlichkeit preiszugeben —: diese Einzelheiten werden im Buche schonungslos aufgezeigt.

Der Literat, der diese Unterhaltungen der Corpsiers erfinden könnte, wäre ein zweiter Sinclair Lewis — aber das kann man nicht erfinden. Es ist nicht anzunehmen, daß Domela ein so begabter Schriftsteller ist, um so viel Glanzlichterchen aufzusetzen; es ist nicht anzunehmen, daß ein andrer so grandios gefälscht haben sollte. Die Dikta des Herrn von Gemsdorf über seine Klitsche; die Tischsitten der Saxo-Borussen; diese Mischung von Stallmanieren und feinen Gebräuchen; der alkoholisierte Humor, manchmal harmlos barock — manchmal widerwärtig, meistens widerwärtig — das gibt eine Schicht, die uns keiner nachmacht. Die völlige Abwesenheit jeden Geistes in diesem Corps; das Niveau dieser Unterhaltungen; das Niveau der Gehirne, die da tonangebend sind —: ich weiß keinen meiner Gesinnungsgenossen, der sich mit so etwas an einen Tisch zusammen setzte.

Und diese Horde von dumpfen, versoffenen Burschen, diese Box voll alkoholisierten und nichtsnutzigen Erben —: das ist die Führerschicht des deutschen Volkes. Noch heute ist sie es. Ganz selten, daß in diesen Schilderungen einmal jemand auftaucht, der wirklich das ist, was man „vornehm" nennen darf, ohne falsch verstanden zu werden; ganz selten einmal ein wirklicher Hofmann, so etwas wie ein Seigneur — sehr selten ist das. Der Durchschnitt ist genau das, was sie so zu verachten vorgeben: Koofmichs mit Schmissen.

Die Prinzenzeit des Verfassers ist noch aufschlußreicher.

Daß diese Kreise, die in Opposition zu einer Republik stehen, die ihnen niemals etwas getan hat, die ihnen nie etwas tun wird; immer in Opposition zu einem Staat, dessen kümmerliche Ansätze zur Demokratie oder was er schon so nennt, ihnen noch viel zu weit gehen —, daß diese Kreise vor ihren Idolen auf dem Bauch herumrutschen, wußten wir. Niemals

hätte ich es für möglich gehalten, daß man sich so im Staube wälzen kann.

Die „Umgangsformen" sehen so aus: „Jeder, über den ich meinen Blick dahingleiten ließ, nahm sofort die Zigarre aus dem Munde oder die Hand aus der Hosentasche." Ist das nicht der geprügelte Muschkot, wie er im Instruktionsbuch steht? Das ist ihre Hochachtung — das sind ihre feinen Sitten.

Diese Schilderung ist ja deshalb so schrecklich, weil die Tatsache, daß es sich um einen falschen und nicht um den richtigen Prinzen handelt, gar nichts an der Beurteilung dieser Großbourgeoisie, dieser Adligen, dieser Hoteldirektoren ändert. Daß sie einen richtigen Prinzen so und eben so empfangen hätten und natürlich heute noch empfangen, ist das Niederdrückende. Daß die Beamten dabei nicht fehlen, braucht nicht erst erwähnt zu werden. Der Eisenbahnbeamte im Fundbureau des Anhalter Bahnhofs gehört dahin. (Schade, daß so einer nicht klagt; man würde sonst dem Patron begreiflich machen, daß er sich bei dem Verlust der Brieftasche Seiner Königlichen Hoheit eines schweren Amtsvergehens schuldig gemacht hat — er hatte „dienstlich" auf der Leitung nach Halle nichts zu suchen.) Aber man lese selbst nach, wie der staatliche Apparat der Republik ungestraft vor einem Prinzen auf dem Bauche liegt. Wir zahlens ja.

Das Buch ist ein einwandfreier Beweis jener These, die hier seit neun Jahren verfochten wird: In Deutschland hat sich in der herrschenden Klasse so gut wie nichts geändert. Diese Revolution war keine. Es war eines der schlimmsten Verbrechen, es war die dumpfe Dummheit Eberts und seiner Parteigenossen, sich über die ersten Voraussetzungen einer wirklichen Revolution niemals im klaren gewesen zu sein. Sie haben für diese da gearbeitet — gegen ihre Klassengenossen, die sie verraten haben.

Denn es kommt auf die Änderung der kleinsten Zelle an — nicht der größten allein. Und an diese kleinsten Zellen, an die Individuen, kommt man im guten nicht heran. Daß heute noch und grade wieder heute jeder zweite Personalchef, fast jeder Bankdirektor, jeder „Chef", jeder Kuhbauer großen und kleinen Formats genau dem Typus des Seligen entspricht — jeder Zoll ein „Herr im Betriebe", durchaus erfüllt von den ihm zustehenden Rechten, durchaus abgewandt von den Pflichten, die ein Führer hat —: das zeigt, wie sehr man von vorn anfangen kann und muß. Und eben so naturnotwendig, wie dieser Typus den großen Krieg im Jahre 1914 hat mitentfesseln helfen, so wird er das zum zweiten Male tun. Lüge die Mär von der Republikanisierung Deutschlands, wenn man darunter auch nur irgend etwas verstehen will, was mit echter Demokratie, mit Pazifismus, mit Sozialismus auch nur das leiseste zu tun hat; Lüge die Meldungen von der langsamen Besserung, Lüge und schlimmer als das: Blindheit. Man sage doch nicht, daß „Deutschland den Krieg nicht wolle!" Erstens gibt es genug Leute, die die Erneuerung dieses Verbrechens wünschen — und zweitens ist es ja grade jener „unpolitische" Typus, der so gefährlich ist. Diese „Unpolitischen" („Wissen Se — ich kümmer mich nich um Politik! Ich will Ordnung und

Ruhe, und jeder soll haben, was ihm zukommt, und bei mir im Geschäft soll alles klappen!") — grade diese sind Mitläufer, Handlanger und Bejaher der schlimmsten Untaten, wenn sie nur reglementsmäßig geschehen. Und sie geschehen. Wir werden das, zum zweiten Mal, erleben.

*

Daß die Beamten wie Leim zusammenhalten, um die Veröffentlichungen solcher Blamagen zu verhindern, ist klar. So hats man ja auch im Falle Kolomak getan. Es wird ihnen nicht viel helfen.

Was aber den falschen Prinzen angeht, so wollen wir hoffen, daß er in richtiges Fahrwasser kommt, damit sein junges Leben nicht wieder abwärts rutscht. Es wäre schade.

Ein Fälscher? Ein Hochstapler? Zunächst einer mit sehr viel Witz; ferner einer, der wenig Geld von seinen Fahrten hat mitbringen wollen, auch wenig oder gar nichts mitgebracht hat... Also sind die andern freizusprechen? Ich weiß nicht.

Laßt uns einmal überlegen, ob es denn ebenso leicht möglich ist, auch uns andre zu hintergehen. Was geschähe denn, wenn zum Beispiel ein Spanier sich als Ibanez oder ein Norweger als Hamsun ausgäbe? Zunächst lägen wir vor ihm nicht auf dem Bauch, sondern behandelten ihn mit Hochachtung, sehr höflich, aber wohl nicht mehr. Es würde sich des fernern bei einer Unterhaltung immerhin herausstellen, ob man es mit einem wahrhaft gebildeten und kultivierten Menschen zu tun hat — und wäre der Fälscher so ein Mann, so hätte ers doch nicht lange so leicht: lebte er etwa in Deutschland, so müßte er doch etwas schreiben, und dann wäre wahrscheinlich alles aus. Vor allem aber wären in keinem saubern Milieu solche Folgen eines Schwindels denkbar. Denn was an diesen Handwerkern, Hofdamen, Oberforstmeistern, Hoteldirektoren und Offizieren so anwidert, ist ihre unbedingte Ergebenheit, die sich — wie Domela sehr fein beobachtet hat — sofort in Verachtung derer umsetzt, die sich nicht im gleichen Staube wälzen dürfen. Ein falscher Adliger könnte etwa in einer französischen Gesellschaft sehr viel Amüsantes berichten: wie er von den Royalisten stürmisch begrüßt wurde; wie man ihm Diners gegeben habe; wie man von ihm entzückt gewesen sei — vielleicht sogar, wie man ihm Geld anvertraut habe, für die Monarchie —: aber eines wird er niemals berichten können. Daß ihm die Leute in den Dickdarm gekrochen seien. Denn diese Wanderung ist Deutschland zu eigen, wo es (verzeihen Sie das harte Wort) am dunkelsten ist.

Man muß hören, wie bei uns der Oberkellner mit dem Unterkellner spricht, um zu ermessen, was noch zu tun bleibt. Den niedrigsten Drang, den es im Menschen gibt, nämlich verantwortungslos zu herrschen, fördert der Patriotismus. Patrioten? Gute Deutsche? Diese Sorte ist nichts als verhinderte Unteroffiziere.

Und weil in Deutschland immer einer tritt und der andre getreten wird, verachten wir die Taktik der braven Sozialisten, die da warten, daß der Mann mit dem Stiefelabsatz einmal aufhören wird. Da bin ich mehr der Meinung:

Wenn schon überhaupt getreten werden muß, dann wir.

Die asiatische Gefahr Von Pierre Daye

East is East and West is West
And never the twain shall meet . . .

Rudyard Kipling

Bei lebhafter Winterkälte verlasse ich die Gefilde Buddhas, die ich seit Monaten in jeder Himmelsrichtung durchreist habe, und es ist mir, obwohl ich noch das ungeheure Sibirien durchfahren muß, als ob ich bereits Asien verließe.

Wohl werde ich noch Kirgisen, Mongolen oder Tungusen sehen, in der Hauptsache aber Menschen meiner Rasse treffen.

In Charbin versehen schon Weiße den Dienst und, obgleich ich mich immer gegen die dummen Vorurteile der Rasse gewehrt habe, habe ich doch das Gefühl, jetzt nicht mehr mit Fremden, sondern mit Brüdern zu tun zu haben.

Charbin, diese häßliche, schmutzige, lebhafte Stadt, blüht durch drei Handelszweige: den Handel mit Opium, Haschisch und russischen Frauen.

Es gibt dort nicht weniger als 25 Nachttanzlokale, in denen eine Flasche Champagner 350 französische Franken kostet.

*

Charbin ist auch ein ausgezeichneter Beobachtungsposten, von dem aus man alle Kontinente betrachten kann.

Der Einfluß des asiatischen Gedankens ist zweifellos stark in der Entwicklung der Völker, auch der abendländischen, zu fühlen.

Wenn sich auch nach Kipling Ost und West nie vereinen, so haben doch bestimmte Berührungspunkte immer bestanden. Sie müssen sich nur in bestimmten Grenzen halten.

Der Ursprung der asiatischen und europäischen Völker ist der gleiche. Und im Lauf der Jahrhunderte sind alle großen philosophischen und religiösen Gedanken in Asien geboren oder asiatischen Ursprungs.

Warum sollten wir darüber erschrecken? Die materielle Seite unsrer Zivilisation ist in Wahrheit nur ein Mechanismus, den man ebenso gut östlicher als westlicher Kultur aufpflanzen kann. Das Beispiel Japans beweist es. Die Integrität der östlichen Einrichtungen scheint mir mehr durch uns bedroht zu sein, als umgekehrt.

Wir sind doch die Herrschenden. Und wenn Europa, uneinig, verarmt und unter Verlust seines Prestiges ernstlich fürchtet, durch materielle Überlegenheit der farbigen Völker, die es unterdrückt hat, und die sich gegen seine Tyrannei wehren, unterworfen zu werden, so werden Europas Ideen und Zivilisation nicht aufhören zu dominieren.

Denn zum ersten Mal, seit die Welt besteht, umspannt eine einzige Zivilisation sie: die unsre.

Aus dem kleinsten der Kontinente hat sich diese Kultur verbreitet. Nord- und Südamerika, Australien und ein großer Teil Afrikas haben endgültig unsre Lebensformen übernommen.

Wildheit herrschte im halben Afrika, wie im ganzen Australien.

Nicht so war es in Asien, das sich in tausendjähriger Kultur herrlich entwickelt hatte. So mußte aus dem Zusammenprall der beiden intelligentesten Rassen, der weißen und der gelben, dieser Konflikt entstehen, der unter den verschiedensten Formen den Boden von Moskau bis Singapur, von Damaskus bis Peking erschüttert.

Man wird mir wahrscheinlich vorwerfen, daß ich zu wenig Begeisterung für das Werk der Europäer in Asien aufbringe, und daß ich besonders über England oft sehr hart geurteilt habe.

Ich muß gestehen, daß ich, obwohl begeisterter Anhänger kolonialer Unternehmungen, viel weniger Bewunderung für das aufbringe, was die Mächte in Asien, als für das, was sie in Afrika getan haben. Afrika haben wir eine neue Zivilisation gebracht, dort lebte alles in wildem und barbarischem Zustand. Unser Recht, dort zu handeln, bestand also zweifellos. Wir können sogar sagen, daß eine moralische Verpflichtung hierzu vorlag. In Asien hingegen haben wir nur sehr alte Zivilisationen erschüttert — die vielleicht vom materiellen Standpunkt aus minderwertig waren — ohne ihnen genügende Kompensationen zu bringen.

Wer wird in diesem Kampfe triumphieren? Wer wird unterliegen? Oder dürfen wir hoffen, daß aus der Berührung eine neue Mischung geboren wird, die ganz Harmonie, ganz Frieden, ganz Überlegenheit sein wird?

*

Man kann unser Recht, uns mit Gewalt bei Völkern mit einer andern Zivilisation festzusetzen, kritisieren. Aber man muß auch zugeben, daß bei dem Zustand der Übervölkerung des Globus die Notwendigkeit besteht, zum Wohl der Allgemeinheit Länder auszubeuten, deren gleichgültige Bewohner selbst keinerlei Nutzen daraus ziehen. Das wird vor der Geschichte unsre Rechtfertigung sein.

Wir retten durch unsre kolonialen Unternehmungen die Menschheit vor dem Hunger und andern Geißeln; wir retten besonders Europa, unser schönes Europa mit seiner Übervölkerung, das nur leben kann durch einen dauernden Zustrom von ausländischen Produkten und eine ständige Auswanderung seiner Söhne.

*

Die wahre Gefahr ist, daß sich seit zwei Jahrhunderten nicht nur die weiße Rasse, sondern auch die gelbe in einer wunderbaren Art entwickelt und vermehrt. Die Bevölkerung der Erde verdoppelt, verdreifacht, verzehnfacht sich.

Die Erde wird zu klein und zu arm für uns werden. Schon jetzt ist der Überschuß von Geburten eine Quelle des Konflikts. Zu welchen neuen Lebensformen wird uns diese Übervölkerung führen? Zu welchen Kämpfen, welchen Kriegen zwischen den Weißen Europas und Amerikas einerseits und den Gelben Asiens andrerseits (ohne vorläufig an die Schwarzen Afrikas zu denken) werden wir getrieben? Ich denke daran, was uns vor einigen Monaten der Graf Coudenhove-Kalergi in Brüssel

sagte: „Der nächste Krieg zwischen Asien und Amerika wird am Rhein ausgefochten werden."

Da steckt die ferne Gefahr, viel mehr als in der Ausbreitung des asiatischen Gedankens oder in einer augenblicklichen Eroberungssucht; viel mehr als in einem Konflikt zwischen Christentum und Buddhismus, in einem Haß des weißen Mannes, in einer „gelben Gefahr" oder als einem baldigen Überfall durch bolschewistische Armeen...

*

Europa muß seine Aufgabe richtig verstehen. Es darf nicht daran denken, immerfort der ganzen Erde durch seine materiellen Mittel „the white man's rule" aufzuzwingen. Auf diese Weise geht es dem Selbstmord entgegen, der den Planeten der Übermacht der gelben Rasse ausliefern würde.

Es muß die moralischen Kräfte in Rechnung stellen, die täglich im Wachsen begriffen sind. Es muß durch seine geistigen Kräfte und sein vielseitiges Genie herrschen. Es muß zu diesem Zweck den Geist seiner Gegner durchdringen, die heute unsern „Barbarenappetit" verachten, und darf nicht mehr vergessen, daß die Völker Asiens die höchsten und ältesten philosophischen Erleuchtungen hatten, daß sie hohe Kulturgemeinschaften hervorgebracht haben und unvergleichliche künstlerische Leistungen, und daß sie, kurz gesagt, weder unwichtig noch zu verachten sind.

*

„Das erwachende Asien", der „Untergang des Abendlandes"... Das sind die Titel kürzlich erschienener Bücher, eines englisch, eines deutsch. Seit zehn Jahren wird viel über diese Wunderdinge gesprochen, die nach gewissen Leuten unsre Zivilisation erschüttern sollen. In Frankreich hat sich Henri Massis zum Propheten dieser Richtung gemacht. Und jeder von ihnen erinnert an geschichtliche Tatsachen, an asiatische Einfälle in unsern Kontinent.

Aber der Schriftsteller vergißt oft, diesem Bild dasjenige Europas entgegenzustellen. Er vergißt, daß die Griechen mit Alexander von Mazedonien nach Osten zogen, daß die Römer ihre Eroberungen in den Orient ausdehnten, daß die Kreuzzüge unsre Vorfahren nach Asien führten und zum Schluß, daß die moderne Invasion, zu der sich Engländer, Franzosen, Deutsche, Russen und sogar Amerikaner drängen (nach Portugiesen und Holländern) seit etwa fünfhundert Jahren dauert und sich unter Formen vollzieht, die doch einen gewissen Widerstand nicht erstaunlich machen.

Der europäische Gedanke hat die Welt erfüllt und sie erobert und hat sich einen mit nichts zu vergleichenden Einfluß verschafft. Und da sind wir erstaunt, daß sich eine gewisse Reaktion zeigt!

*

Wir haben uns an unsern eignen Siegen so berauscht, und die Überzeugung von unsrer Überlegenheit hat uns in eine so einseitige Betrachtung der Dinge gebracht, daß wir uns wundern, wenn Japan und China gegen die beleidigenden amerikanischen und australischen Einwanderungsgesetze protestie-

ren. Wir denken nicht daran, daß während dieser Zeit wir unsre „Konzessionen" einführten, inmitten dieses China, das schon existierte, als Ägypten noch nicht den Höhepunkt seiner Zivilisation erreicht hatte!

*

Wir verdrehen die Situation und erzeugen die „gelbe Gefahr"... Nun, ich will die Ängstlichen unter uns beruhigen.

Europa ist gewiß, infolge seiner eignen Fehler, in Asien im Rückzug und sein Prestige im Schwinden. Das Abendland ist unruhig, niemand kann es leugnen. Ist es im Verfall begriffen? Das ist sehr viel weniger gewiß. Europa gibt auf den verschiedensten Gebieten so viele Beweise außerordentlicher Vitalität, daß ich glaube, man muß den Pessimismus, mit dem viele es am Rand einer vollkommenen Umwälzung — ich wage sogar Revolution zu sagen — sehen, der Geistesrichtung von vor 1914 zuschreiben, in der die meisten Leute bei uns noch leben, und die eben die neuen Ideen nicht zulassen und nicht begreifen wollen, trotz Lenin und Mussolini.

Ich glaube nicht daran, daß 1914 das „Harakiri der weißen Rasse" gewesen ist.

Vor einer organisierten asiatischen Invasion bewahrt uns schon die Uneinigkeit der gelben und braunen Völker.

Denen, die immer über den europäischen Verfall jammern, rate ich, sich den Orient anzusehen. Sie wären bald getröstet.

Nichts einigt die Völker des Ostens; Rasse, Religion, Sprache, Charakter, selbst die Schrift ist verschieden. Europa ist trotz aller Streitigkeiten eine viel stärkere Einheit. Der Schwede ist dem Portugiesen ähnlicher als der Singhalese dem Chinesen.

Ich glaube auch nicht an eine Einigung Asiens durch den Bolschewismus. Vor allem findet sich ein Volk, dessen Politik der Moskaus immer entgegengesetzt sein wird: Japan.

Panamerika scheint möglich zu sein. Paneuropa wird es auch. Aber Panasien ist ein ebenso leeres Wort wie das Wort Panwelt, wenn man es morgen erfände.

Aus Pierre Daye „La Chine est un pays charmant"; soeben erschienen in der Edition Française, Paris

---

Max Slevogt von Rudolf Großmann

Wenn ein Künstler von der Art Slevogts über seine Kunst andern etwas mitteilt, so tut er es aus einer angeborenen Scheu, mit Vorbehalt, wie eine schöne Frau in den Spiegel sieht, um hinter das Geheimnis ihrer Wirkung zu kommen. Was er sagt, gleicht oft nur jenem behaglichen Begrunzen, das den lustbetonten Naturvorgang beim Schaffen begleitet, der in ihm abläuft, der zu ihm gehört, wie sein Körper, sein Schlaf, sein eignes Ich. Es ist nicht leicht, und es wird einem vom Künstler nicht erleichtert, seine Kunst mit Worten zu begleiten.

Denkt man an Slevogt, so fallen einem alte Volkslieder ein, Kindermärchen, grüne, sonnige Wiesen; man muß sich im Voraus entschuldigen, wenn man ihn klassifizieren will. Er gehört jener Zeitspanne an, die man mit dem Schlagwort Impressionis-

mus bezeichnet hat. Doch ist er Impressionist im weitesten Sinne des Wortes. Vielleicht benutzt er nur das Verständigungsmittel, die Sprache der Impressionisten. Er hat, von Manet bis Liebermann, die ganze Auswirkung dieses Mittels in sich verarbeitet. Aber etwas ist es, das ihn von dieser reizsamsten Augenblickskunst abseits drängt, was ihm seinen Ruhm als Illustrator gebracht, was ihn zum Maler-Dichter gemacht hat. Die fast direkte malerische Niederschrift einer Gefühlsspannung, jener kürzeste Weg vom Empfinden bis zum Ausdruck, jenes Stegreifartige der malerischen Dichtungen, das diese wie von selbst hingeschrieben erscheinen läßt, ist vielleicht nur Akzession. Im Grunde sind die Werke aus der Schwere heraus geboren, aus einem innerlichst stets gespannten Temperament, das alles gleich lebensvoll umgreift und dessen eigner steter Widerpart in seiner Überwindung bald wie ein vor sich hingeträllertes Volkslied von Himmel, Land und der ganzen Gottesnatur aussieht.

Im Atelier steht das Bild der Tänzerin Argentina. Sichtlich folgt die malerische Expansionsfreude dem schönen Spiel der gespannten und sich wieder entspannenden Muskeln. Slevogt liebte es von je, Tänzerinnen zu malen. Dieser gewichtige Mann erscheint wie in seinem Temperament gefangen, wie eine große Tigerkatze, die mit wuchtigen und doch geschmeidigen sichern Tatzen den ihr zugeteilten Käfigraum abmißt.

Als der Impressionismus vor fünfzehn bis zwanzig Jahren in seinem Ausdruck verflachte, als man nur noch Handschrift ohne Inhalt zu sehen bekam, als etwas Neues, so etwas wie Cézanne-Realisierung in der Luft zu liegen schien, konstatierte ich, daß der Impressionismus eine schöne Sache sei, daß man es aber anscheinend nicht mehr dürfe. Als man darauf in Berlin und in Paris impressionistische Bilder nur so herunterflutschte, als die Idee, die ihn geboren hatte, stark und, wie ein Schmetterling vor seinem Tode, noch schnell unendlich viele Eier legte, als man eine neue Wirklichkeit entdeckte, die heute wie ein launenhaftes Reaktiönchen auf die Augenblickskamera des Impressionismus wirkt und in abstrakten Verewigungs- und Beruhigungstendenzen, in vielerlei Stilen und Stilchen anflutete und abebbte, da „durfte" Slevogt immer noch und er darf heute noch, weil er sich eines Ausdrucksmittels bedient, hinter dem Gefühl und Spannung gleich stark geblieben sind, weil er damit Wälder malt, die wie wirkliches Waldesdunkel umfangen, und weit gewölbte Wiesen, auf denen man am schattigen Abhang liegen möchte.

Im Café du Dôme gab es einen Maler, der, oft unvermittelt, mit einem Blick gegen den pariser Himmel, aufsprang und davoneilend den erstaunten Gesichtern zurief: „Meine Wolken kommen gleich". Bereit sein ist alles: Das ist nicht nur des Fakirs, sondern auch des Impressionisten Devise. Viele Male schleppte Slevogt wie ein Sisyphos seine angefangenen Bilder bergauf und kam nicht zum Weitermalen, weil die gewollte Färbung des Himmels, irgend ein Wolkenschatten, den er einmal gesehen, der ihm Erlebnis geworden war, nicht kam. Er beneidete den fanatisch methodisch disziplinierten Cézanne, der an seinen Himmeln immer weitermalen konnte.

Kleinstadt in Podolien von Herwarth Walden

Das ist ein Leben auf der Straße. In dieser Stadt von sechstausend Einwohnern. München ist ein Friedhof dagegen. Vom frühen Morgen bis tief in die Nacht versammelt sich alles auf der Hauptstraße. Käufer, Verkäufer, politisierende Spaziergänger, Kühe, Pferde und Schweine. Kleine einstöckige Häuschen, alle mit Läden. In zwei breiten, platzartigen Seitenstraßen der Markt. Räder, Pelze, Sonnenblumenkerne, Töpfe, Brot, Fleisch, Hühner, junge Pferde, Stiefel und Limonade. Die Limonade ist der Champagner Podoliens. In der Hauptstraße sind mindestens zwanzig Lokale, Buffet genannt, die als Getränke ausschließlich Limonade und Selterwasser führen und besonders an Feiertagen glänzend besucht sind. Diese Buffets sind eine sehr alte Einrichtung in der Ukraine und nicht nationalisiert. So arm alle diese Kleinstädte und Dörfer wirken, so frei und lebendig sind die Bewohner. Der Einzelne ist nicht nur für sich, er ist für die Gesamtheit interessiert. Täglich gibt es mehrere Versammlungen, politische und oekonomische. Man fühlt sich im Land des Wiederaufbaus. Richtiger gesagt: des Neuaufbaus. Die zaristische Herrschaft und die Bürgerkriege haben der Sowjetmacht fast nichts hinterlassen. Man behilft sich mit nationalisierten Häusern und Klöstern, um die wichtigsten Einrichtungen für die Volkswohlfahrt zu schaffen. Überall wird gelernt. In einem Kursus werden die Vorsitzenden der Dorfsowjets mit den Funktionen der Notare bekanntgemacht, deren Tätigkeit sie ausüben werden. Zur Ausbildung der Polizei, jetzt Miliz genannt, sind verschiedene Lehrbücher herausgegeben, zum Beispiel ein Buch von 500 Seiten mit Abbildungen, das nur zur Schulung für die Feststellung von Leichen dient, ob Verbrechen oder Selbstmord vorliegt. Überall wird verbessert. Die Umgegend dieser Kleinstadt ist sumpfig und wasserreich. Man beginnt soeben mit umfangreichen Meliorationsarbeiten. Eine Landstrecke von vierzig Kilometern im mittlern Podolien wird entwässert, um neues Weideland zu gewinnen. Wo man beginnt, wird schnell gearbeitet. Nach wenigen Tagen schon sind die Gewässer in der nähern Umgebung der Kleinstadt fast verschwunden. Die Städtchen sind arm, weil die umliegenden Dörfer arm sind. Der Bauer in Podolien produziert nur für seinen eignen Bedarf. Da er fast nichts verkaufen kann, hat er keine Ware, also kein Tauschmittel für Geld. Der Kleinbetrieb in der Landwirtschaft ist durch die Übervölkerung Podoliens entstanden. Die Bauern wollen im Lande bleiben und sich nicht übersiedeln lassen. Deshalb sucht man durch planmäßige Meliorationswirtschaft neues Land zu gewinnen. Die Bauern haben übrigens das Land nicht als Eigentum erhalten, wie vielfach behauptet wird. Sie haben es vierzig Jahre auf Pacht ohne Gegenleistung. Das Land wird ihnen sofort entzogen, wenn sie es nicht oder nicht sorgfältig genug bebauen. Einige Preise von Lebensmitteln der Kleinstadt: Schwarzbrot ein Pfund 8 Kopeken, Weißbrot 16 Kopeken, Butter 60 Kopeken, ein Ei 3 Kopeken, ein Pfund bestes Rindfleisch 30 Kopeken, ein Pfund bestes Kalbfleisch 15 Ko-

peken, ein Huhn 80 Kopeken, 20 Pfund Kirschen 50 Kopeken. Die Preise müssen überall erhandelt werden, gefordert wird zunächst fast das Doppelte. Die Bewohner der Kleinstädte sind meistens Kaufleute und Handwerker. Auch sie sind Proletarier im politischen Sinn, wenn sie keine fremde Arbeitskraft beschäftigen. Fabriken sind fast nirgends vorhanden. In der nächsten Zeit wird mit dem Bau von zwei großen Zuckerfabriken in Podolien begonnen. Sie sollen einem Teil der Landarbeiter und der Kleinbauern Beschäftigung und Verdienst in der Provinz selbst geben. Man will dadurch den Zuzug von Erwerbslosen in die Hauptstädte selbst vermeiden, die diesen Zuziehenden nicht sofort und nicht genügend Arbeit geben können. Das Kino ist das einzige Vergnügen der Kleinstadt. Sämtliche Kinos der USSR sind nationalisiert. Sonst sind jeden Abend Versammlungen. Hauptsächlich politische. Man hat den Eindruck, daß Knaben und Mädchen realpolitisch erfahrener sind als etwa deutsche Akademiker. Nach jedem Bericht folgen Diskussion und Kritik. Oft werden Handlungen und Taten der örtlichen Verwaltung sachlich aber energisch angegriffen, die stets anwesend ist und sich verteidigt, oder nachgibt und Änderungen zusagt. Auch in diesen Versammlungen wird nie getrunken. Überall hat man das Gefühl: aufatmende, suchende und arbeitende Menschen.

Sektion von Theobald Tiger

Der Charité in Züchten

Ein Mediziner, namens L.,
zersägte neulich scharf und schnell
Iwan Kutisker.
Der lag da vor ihm, hüllenbar,
so, wie er aus der Haft gekommen war —
der tote Iwan Kutisker.

Der Mediziner, namens L.,
sprach also in des Bauches Fell
des toten Iwan Kutisker:

„Der Mann, der hier vor Ihnen liegt,
hat lange nicht genug gekriegt:
Er hieß Kutisker, war ein Jude —
(Sie sehen das schon an der Zude) —
er war ganz nikotinisiert
und syphilitisch infiziert —
na ja, ein Jude — —!"

Das Messer knirscht. Der Kantus stieg
voll ärztlichen Takts. Die Leiche schwieg.
Laßt uns die Zähne zusammenbeißen.
Es kann nicht jeder Lubarsch heißen.

Stein und Stahl von Morus

Chapman und Haberland

Liegt es am Berliner Boden, daß Bauaffären hier noch schlüpfriger sind als anderswo? Daß der Manager der amerikanischen Firma Chapman ungeniert verbreiten kann, er habe die Berliner Presse in der Tasche? Daß daraufhin der größte Berliner Bauunternehmer, Herr Kommerzienrat Haberland, gröbstes Geschütz auffährt, um die Zeitungen zu beeinflussen? Daß die Gesellschaften, die von der Stadt einzeln zur Einreichung einer Massenbauofferte aufgefordert sind, einen Ring bilden? Daß die Firma mit dem niedrigsten Angebot zurücktritt, um sich den teureren Konkurrenten anzuschließen?

Vielleicht hätte sich selbst die geduldige Berliner Stadtverwaltung solche Behandlung nicht gefallen lassen, wenn nicht vorher die ganze Frage, unter der geschickten Führung des Herrn Haberland, auf das „nationale" Gleis geschoben worden wäre. Amerikanische Kapitalistenhabgier gegen gute deutsche Bauhelfer, Überfremdung gegen heimische Arbeit, Dollarspekulation gegen deutsche Korrektheit: wer konnte da schwanken? Tatsächlich war keine der hinzugezogenen deutschen Baugesellschaften in der Lage, ohne amerikanisches Geld 6000 Wohnungen, geschweige denn 14 000, wie Chapman es anfangs vorschlug, zu errichten. In allen Fällen wird, wenn es überhaupt dazu kommt, mit amerikanischem Kapital gebaut, und in allen Fällen wird der Bau von deutschen Arbeitern und von deutschen Baufirmen ausgeführt werden, denn auch Chapman hätte eine deutsche Gesellschaft, wie es heißt, Heilmann & Littmann, einschalten müssen. Die ganze Scheidung zwischen „amerikanischen" und „deutschen" Projekten war also Humbug. Im Effekt kam es auf die Konkurrenz zweier Bau- und Finanzierungsgruppen hinaus, von denen die eine als „amerikanisch", die andere als „deutsch" aufgezogen war.

Damit ist auch schon gesagt, daß man Chapman nicht kritiklos selig zu sprechen braucht. Was er in seiner ersten Offerte von der Stadt Berlin verlangte: daß die Stadt ihm auf achtundzwanzig Jahre sämtliche Mieten garantieren sollte, war allerdings etwas heftig. Denn damit hätte die Stadt den Zinsendienst der gesamten Finanzierung auf eignes Risiko übernommen. Aber auch bei den neuen „deutschen" Projekten wird wahrscheinlich die Stadt als Garant für die amerikanischen Hilfsgelder einstehen müssen. Im Endergebnis kommt es auch auf dasselbe hinaus: der eigentliche Anleihenehmer ist die Stadt, und nur mit Rücksicht auf die Anleihepolitik der Reichsbank darf sie das nicht offen zugeben, um nicht mit der unter Schachts Kontrolle arbeitenden Beratungsstelle für Auslandsanleihen in Konflikt zu kommen. So muß eine Maskerade aufgeführt werden, damit die Reichsbank die Herkunft der Berliner Baufinanzierung nicht bemerkt — gegen Privatanleihen läßt sich ja nichts machen.

Solche Schleiertänze wären aber doch wohl nicht notwendig, wenn die Stadt Berlin sich dazu aufraffen würde, selbst eine energische Baupolitik zu betreiben, wie es in Wien

der Stadtrat Breitner getan hat. Berlin hat zwar seit zwei Jahren eine sozialistische Mehrheit, aber es hat sich von den Angriffen gegen die öffentliche Hand dermaßen ins Bockshorn jagen lassen, daß es nicht einmal wagt, für diejenigen Pläne offen einzutreten, die es letzten Endes selbst bezahlen muß. Wenn die Kommunalsozialisten fürchten, bei einem Bauprogramm in eigner Regie übervorteilt zu werden, wenn die Stadt aus bureaukratischen Hemmungen oder Angst vor Korruptionserscheinungen sich der Aufgabe, Bauherr von 6000 Wohnungen zu sein, nicht gewachsen fühlt, so bliebe noch immer die Möglichkeit, den Bauauftrag im einzelnen zu vergeben. Aber finanziell muß die Stadt selbst die Führung behalten. Denn abgesehen davon, daß ja die Beschaffung ausländischen Kapitals im allgemeinen durch Einschaltung von Mittelspersonen, wie Herrn Haberland, nicht billiger zu werden pflegt, darf sich die Baupolitik einer Viermillionenstadt auch nicht darauf beschränken, die Fluchtlinien festzusetzen und zu dekretieren, wieviel Zweieinhalb- und wieviel Dreieinhalb-Zimmer-Wohnungen errichtet werden sollen.

Wenn sich die Wohnungsnot nicht sehr bald in einen solennen Baukrach verwandeln soll, dann muß zunächst einmal von dem künftigen Mietpreis ausgegangen werden. Denn es nützt nichts, Statistik darüber zu führen, wieviel Leute gern eine Wohnung haben möchten, wenn nicht gleichzeitig auch errechnet wird, wieviel sie bestenfalls dafür anlegen können. Denn man wird doch wohl dem revolutionären Temperament der Preußisch-Berliner nicht zumuten wollen, daß sie sich eines Tages der unerschwinglichen Wohnungen auf dieselbe etwas rauhe Art bemächtigen, wie sich die Vorgänger des Herrn Haberland vor tausend Jahren des Grund und Bodens bemächtigt haben. Soll alles gesittet vor sich gehen, dann ist die Wohnungsfrage in erster Linie eine Lohnfrage. Mit Ziegelsteinen kann man, gleichviel, ob sie Herr Chapman oder Herr Haberland besorgt, zwar Wohnungen bauen, aber noch nicht bezahlen.

Unzufriedenheit im Ruhrtrust

Man braucht nicht gleich an eine Götterdämmerung zu denken, weil zwei Aufsichtsratsmitglieder der Vereinigten Stahlwerke unfreiwillig ihre Posten niedergelegt haben. Es ist auch gewiß noch nicht so, daß einer der vier Komponenten des Stahlvereins, der Phönix, dem die ausgebooteten Herren Carp und Fentener angehören, schon wieder auf- und davonfliegen will. Otto Wolff, immer noch der mächtigste Mann beim Phönix, schimpft, wie es sich gehört, wohl gelegentlich darauf, daß er bei der Gründung des Stahlvereins nicht genug abbekommen habe, aber im Ernstfall hat er als Großhändler noch weniger als die reinen Industriellen, Thyssen und Vögler, Anlaß, die Liaison zu lösen.

Immerhin ist es nicht ganz bedeutungslos, wenn einzelne Teilnehmer des Ruhrtrusts es vorziehen, auf eigne Faust Geschäfte zu machen, und sogar auf einem Spezialgebiet eine Konkurrenzgründung gegen den Stahlverein vornehmen. Auf solche Gedanken kommt man doch gewöhnlich erst, wenn sich

im Verein selbst rührigen Leuten nicht entsprechende Chancen bieten. Das scheint freilich auch auf den Fall der Herren Carp und Fentener zuzutreffen. Nicht nur, daß es in dem neuen Essener Verwaltungsgebäude der Vereinigten Stahlwerke streng nach den Regeln bureaukratischer Rangordnung zugeht; schwerer wiegt, daß die Teilhaber rechnerisch nicht auf den Profit kommen, den sie von der Vertrustung erhofft haben. Zwar sind die Produktions- und Gewinnziffern gigantisch: 1¼ Milliarde Jahresumsatz, 129 Millionen Mark Reingewinn; auf den besten Werken Produktionsverdoppelung bei verminderter Belegschaft, 25 Millionen Tonnen Kohle, 7 Millionen Tonnen Koks, 4 Millionen Tonnen Roheisen, 6 Millionen Tonnen Rohstahl jährlich. Aber da schon bei der Gründung jeder den größten Happen haben wollte, hat man das Kapital etwas reichlich angesetzt.

So muß sich jetzt der größte deutsche schwerindustrielle Trust, den Amerikaner angeblich mit 2 Milliarden bewerten, gefallen lassen, daß die Börse ihn mit seinen 800 Millionen Mark Aktien für überkapitalisiert hält, und die Stahlvereinsführer selbst machen, trotz ihren Rekordziffern, in Konjunktur-Pessimismus, um ihre eigne Lage zu rechtfertigen. Schon im Frühjahr hat es darüber in dem Interessentenverband der rheinisch-westfälischen Schwerindustrie Krach gegeben, und Herr Peter Klöckner hat seinen Austritt aus dem Verband angemeldet, um damit vor aller Welt zu demonstrieren: wir Selbständigen, die wir uns mit unserm eignen Trust begnügen und nicht in den Stahlverein gegangen sind, stehen heute besser da und haben zu Pessimismus keinen Anlaß. Wieweit bei diesen halbtheoretischen Auseinandersetzungen reiner Bluff im Spiele ist, um bei Lohn-, Steuer- oder Anleiheverhandlungen Sonderinteressen durchzudrücken, wieweit es sich dabei um wirkliche Unterschiede handelt, ist schwer zu sagen. Aber soviel scheint sicher, daß der Ruhrtrust innerlich noch keineswegs ausbalanciert ist.

Es zeigt sich eben, daß es, entgegen der landläufigen Auffassung, bei der Vertrustung einer Industrie viel weniger auf die Gleichartigkeit und Einfachheit der Produktion ankommt, als auf persönliche und kapitalistische Voraussetzungen. Die Konzentration klappt überall da, wo ein überragender Führer die andern in Schach hält, wie es bei dem alten Stinnes der Fall war, oder wo das Aktienkapital stark zersplittert ist und, wie in der I. G. Farbenindustrie, dann die Direktoren unbehindert eine Kollegialdiktatur aufrichten können. Aber die Mischung von mächtigen, im Herrentum aufgewachsenen Großaktionären, wie sie sich im Stahlverein findet, ist offenbar die schlechteste Vorbedingung für den innern Aufbau eines Trusts.

Die Zeitungen von Lichtenberg

Ich habe mir die Zeitungen vom vorigen Jahre binden lassen, es ist unbeschreiblich, was für eine Lektüre dieses ist: 50 Teile falsche Hoffnung, 47 Teile falsche Prophezeiung und 3 Teile Wahrheit. Diese Lektüre hat mir die Zeitungen von diesem Jahre sehr herabgesetzt, denn ich denke: Was diese sind, das waren jene auch.

Bemerkungen

Dicke Bücher

Da hat sich eine neue Verleger-Unsitte eingebürgert, die für Bücherverkäufer, Autor und Buch die gleichen bösen Folgen hat.

Es wird schon geraume Zeit von fast allen Verlegern darauf hingearbeitet, ein Heft als dicke Broschüre, eine Broschüre als Buch, ein Buch als Wälzer „aufzumachen". Die Mittel dazu sind:

Dickes Schwindel-Papier, das so tut als ob. Ist aber weich und bauschig wie Löschpapier, bläht das Buch auf, täuscht wer weiß was vor. Kleiner Satzspiegel: falsch verstandne Lehren vom Rand und von Breiten- und Höhen-Proportionen haben dazu geführt, daß der Text bei manchen Büchern wie eine einsame Briefmarke im weißen Meer dasteht. Pompöser, dickpappiger Einband — innen Kapitalüberschriften auf besonderm Blatt; jeder Aphorismus fängt auf einer neuen Seite an — der Text wird wie ein Strudel auseinandergezogen.

Das sieht wie ein richtiges Buch aus, kostet auch so viel und mehr. Ist aber in den meisten Fällen ein Heftchen, ein dünnes murksiges Ding, das, hätte man es gesetzt wie sichs gehört, noch nicht sechs Bogen füllte. Der Verleger macht zwölf daraus.

Der Bücherkäufer wird, erstens, damit getäuscht. Denn er liest den ganzen Kram, für den er vielleicht sieben Mark bezahlt hat, in einer Stunde herunter; er hat die Ware überzahlt.

Der Autor wird, zweitens, geschädigt; denn diese Sorte Bücher sind alle viel zu teuer, und darunter leidet der Absatz und also der Schriftsteller. Und das alles, weil angeblich am billigen Buch nichts verdient werden kann, und das alles, weil die Organisation des Sortiments nicht gut ist: weil die Leute nicht Bescheid wissen, trotz aller Kurse, weil sie ihre Ware verkaufen wie ich Kriegsschiffe verkaufen würde, wenn ich welche hätte — und das alles, weil sich die meisten Verleger übernehmen, weil sie sich viel zu viel aufhalsen, und nachher gar nicht imstande sind, für ihre Autoren wirklich etwas zu tun. So müssen sie teuer verkaufen.

Und so müssen sie das Publikum, das Bücher und keine Papierberge bestellt hat, täuschen.

Man sehe sich einmal an, wie früher anständige Bücher gedruckt worden sind; wie heute noch gute wissenschaftliche Werke aussehen; und ohne nun der Meinung zu sein, daß man einen Unterhaltungsroman so setzen kann wie etwa eine Geschichte der Philosophie, müssen wir doch die Verleger bitten, ihre Produktion nicht künstlich zu blähen. Diese „Romane" von zweihundertundachtzig Seiten sind in Wahrheit mittlere Novellen von hundertundvierzig; die dick angeschwollenen Tierbücher kleine Bändchen, die bei anständigem Satz gut und gern ihre zwei Mark wert sind, aber nicht sechs — es ist ein Unfug, der in dieser Ausstattung steckt, ein Unfug und eine bewußte Täuschungsabsicht. „Das Publikum will was in der Hand haben." Ein Buch, meine Teuren — keinen Packen weiches Papier.

Und dann wundert ihr euch, wenn eure Bücher nicht gehen. Es gibt viele Gründe; einer ist dieser hier. Ihr seid zu teuer. Und ihr müßt es sein, weil ihr falsch ausstattet.

Peter Panter

Rivalen

Chaplin, Lubitsch, Reinhard und noch ein paar andre Leute sollen von diesem Film gesagt haben, er wäre der beste Film der Welt. — Na, — das glaube ich ja nun nicht. Ich jedenfalls kenne ein Dutzend Filme, die besser sind. Trotzdem: es ist ein guter Film. Es gibt nicht viele, die viel besser sind.

Inhalt? Zwei Männer, Männchen, Kerls im Kampf ums Weibchen. Zwei „Kameraden". Sol-

daten sind sie, Berufssoldaten. „Landsknechte". Und immer begegnen sie sich bei derselben, bei denselben Frauen. In China, Honolulu, zu Hause in Amerika — und nun auch in Frankreich In Frankreich ist grade „Weltkrieg". Weltkrieg hin, Weltkrieg her, Kameradschaft hin, Kameradschaft her —: ihnen geht es um das Mädchen. Weltkrieg machen sie so nebenbei und zwischendurch. Hauptsache ist das Mädchen. Eine sehr kerlige Angelegenheit. Männchen im Kampf ums Weibchen. Wie bei den Affen.

Dies ist der Inhalt. Wunderbar die Darstellung! Die beiden „Kerls" sind prachtvoll. Der eine etwas kleiner, hübscher, schlauer, der andre etwas schwerfälliger, dümmer, dafür noch stärker, noch mehr „Kerl". — Wie sie fressen, saufen, müde, eifersüchtig, hungrig sind, hungrig sich aufs Essen, auf das Mädchen, — nein, aufs Essen stürzen, essen, kauen, herunterschlingen (immer noch eine Brotkruste, immer noch ein Stück Wurst) — währenddessen auf das Mädchen gucken, anfangen, sich zu streiten, — im Maße wie sie satt, gesättigt werden, immer böser, immer eifersüchtiger (der Hunger ist vorbei, die „Liebe" fängt wieder an, hurra!) — wunderbar ist das gemacht! Von den beiden Schauspielern sowohl, wie von der Regie.

Bitterernste Menschen-Fragen werden hier mit grimmigem Humor — nicht grade beantwortet, aber doch so gestellt und angeschnitten, daß man, bei allem Gelächter, alle Ursache hat, recht nachdenklich zu werden. So etwas haben wir im deutschen Film niemals gemacht, nicht einmal versucht. Solche Filmschauspieler haben wir gar nicht. Nicht, weil die Menschen fehlen. Sondern weil Industrie und Regie so unfähig, so feige sind und keine Menschen, sondern bloß „Schooschspieler" kennen und engagieren.

Ohne Zweifel also: ein guter, wertvoller, wichtiger Film. Aber nun kommt der Haken! — Dieser Film soll pazifistisch sein. Sagen die Pazifisten. Na, sieht denn das niemand? Sieht denn niemand, daß diesem Film der „Pazifismus" ganz künstlich aufgepfropft ist? Er hat im Grunde mit Pazifismus nichts, aber auch gar nichts zu tun. Nicht einmal viel mit dem Krieg. „Krieg" machen sie ganz nebenbei und zwischendurch. Etwas widerwillig und verärgert. Das Mädchen ist ihnen wichtiger. Aber — „wenn die Trompete ruft", ziehen sie wieder los in Dreck und Speck und Granatenhagel. Dies ist der Schluß des Films: — sie ziehen wieder los. Keineswegs begeistert. Viel lieber blieben sie beim Mädchen. Aber „die Trompete ruft" — und dann gehen sie. — Das soll Pazifismus sein?

Wie ist denn der mit dem Ausverkaufs-Namen „Weltkrieg" ausgezeichnete Krieg hier dargestellt? Nicht grade überschwenglich schön. Leute, die den richtigen Krieg nicht persönlich gesehen haben, die finden das sogar ungewöhnlich „echt" Kann sein. — Der Krieg, in dem ich engagiert war, das muß wohl 'n andrer gewesen sein. Da war es nicht so hell, daß man hätte photographieren können. Da war es sehr dunkel. Gesehen habe ich nicht viel — damals. Manchmal trat man in was Weiches. Manchmal war es Modder. Manchmal war es der soeben verstorbene Kamerad. Er war nicht immer ganz verstorben. Er lebte manchmal noch ein bißchen. Lieber Gott, man trat ihn ja auch nicht absichtlich. Es war so dunkel.

Wie bitte? Ja, der Krieg, in dem ich beschäftigt war, der war so. Nicht so hell und nicht so malerisch, wie der Krieg in diesem Film hier. (Immerhin wäre ich schon froh, wenn ein deutscher Film den Mut hätte, den Krieg wenigstens so darzustellen, wie es diese Amerikaner machen.)

Aber der Pazifismus ist diesem Filme künstlich aufgepfropft, durch Zwischentexte hineingetragen. Einer, der mit der Handlung nichts zu tun hat, schreibt

ein Tagebuch. Später stolpert er in den Unterstand und hält eine Rede. Diesem Tagebuch und dieser Rede hat man einen „Nie-wieder-Krieg"-Text untergeschoben. Genau so gut könnte man das Gegenteil unterschieben. Genau so gut wie „Nie wieder Krieg" könnte man den Text einschieben: „Heraus Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd!"

Ein Film, der den Krieg so zeigte, wie er ist (Trommelfeuer und Gasangriff ist gar nicht nötig! Eine einzige richtige Leiche genügt) — da braucht es keinen „Text"! Mit „Text" macht man keinen Film „pazifistisch". Worte können das nicht ausdrücken. Worte sind da auch ganz überflüssig.

Ohne künstlich aufgepfropften Pazifismus wäre dieser Film viel besser. Er wäre dann ganz einfach ein wunderbarer, ungewöhnlich guter Spiel-Film. — Der wirkliche Kriegsfilm aber braucht kein „Spiel" und auch keinen „Text". Am allerwenigsten einen pazifistischen Text. Der braucht nur Wahrheit. Aber wer will diese Wahrheit wissen?

Antreten zum Sterben! — Wir wollen gar nicht mal von Menschen reden. Ein verwundetes Pferd, das sich in seine eignen Gedärme tritt und dazu schreit. Haben Sie das mal gesehen und gehört? Das kann man wohl kaum photographieren. Das will auch niemand photographieren! Das will auch niemand wissen. — Armer Pazifismus!

Hans Siemsen

The Utica Jubilee Singers

Jetzt wissen wir erst, was wir doch noch verlieren, wenn wir glücklich vor dem Grammophon sitzen und zusehen, wie die Nadel über die Platte schürft, weil wir die Augen doch irgendwo sinngemäß deponieren müssen. Sehen muß man diese Neger, wenn sie singen. Denn während es unserm europäischen Kunstgesang entspricht, daß der Sänger — besonders der Chorsänger — seine Eigenart möglichst unterdrückt zugunsten dessen, was objektiv in den Noten einmal für alle niedergelegt ist, singt so ein Neger zunächst einmal sich selbst und bedient sich dazu der verbotensten Register. Jeder singt genau so wie er aussieht, und ein bißchen verboten sieht jeder von ihnen aus, wenn man unser Kosmetikideal von Schönheit zugrunde legt.

Zuerst stehen die Fünf auf dem Podium lose „ausgeschwärmt", aber wenn sie zu singen anfangen, treten sie mit einer leisen, plötzlichen Bewegung zusammen, sowie die Finger einer gespreizten Hand sich nebeneinanderlegen, alle verschieden groß, alle zusammen ein brauchbares Instrument. Der Zeigefinger ist ein Riesenkerl und singt Tenor. Er hat eine etwas ungefüge Unterlippe und deshalb klingen seine Solorezitative manchmal, als wenn er auf dem Kamm bläst. Die beiden kleinen Finger sind zierlich und beweglich wie zwei Japanerchen und haben ganz helle, leichte Stimmen. Der Mittelfinger ist ein runder, umgänglicher Mann, — aber das Wichtigste ist der Daumen. Er ist als einziger ganz schwarz, er gibt mit seinem Baß der leichtfertigen Melodie einen soliden Unterbau, er flankiert die Gruppe mit seinem mächtigen Volumen. Die Hände vor dem Bauch gefaltet, den Körper etwas schräg geneigt, so steht er auf Spiel- und Standbein wie der deutsche Meister im Hürdenringen. Er hat große Augendeckel, große Nasenlöcher und große Lippen, das Gesicht einer gütigen, dunklen Kuh. Von ihm möchte man sich in Schlaf singen lassen. Er zaubert aus Kehlkopf und Mundhöhle hundert Chargenrollen hervor, vom energischen Gröhlen des Betrunkenen bis zum Brummen des zufriedenen Raubtiers. Und bei all diesen Barbarismen trifft er auch in den schwierigsten Harmonien den Ton mit einer musikalischen Feinfühligkeit, daß es wie ein Wunder ist.

Die fünf Neger singen geistliche und weltliche Lieder, aber

mit der Geistlichkeit hat es einen Haken. Da steht im Programm der Titel: „Hand me down the silver trumpet, Gabriel!", und nun glaubt man — schon durch den Klang des „trumpet" niedergetrampelt — jetzt müßte etwas ganz Gewaltiges kommen, etwas wie das Dies irae aus dem Verdi-Requiem. Aber die Fünf singen das in hüpfenden, geschwinden Trochäen, so als wenn ein Trupp italienischer Soldaten vorbeitrippelt, sie lassen den unbetonten Taktteil fallen, und da stampft das Lied in kleinen Stößen vorbei wie eine Bimmelbahn: „Hand (me) down (the) Sil (ver) trum (pet) ...", und dann gähnt der Dicke eine dröhnende Fermate: „... Geeebriel!"

Oder sie singen: „Every time I feel the spirit", ein frisches, lebendiges Volkslied, beinahe Heilsarmee. Diese Lieder sind selten choralhaft; sie haben einen gedämpften, aber forschen Marschrhythmus, und plötzlich einmal setzt dann der Takt aus und der kleine Negerengel singt ganz hoch da droben eine Kadenz, leicht und frei, monoton, immer im selben Intervall herauf und herunter, wie ein Straßenverkäufer im Morgenland. Inzwischen brummen die Kollegen sich eins aber tief in ihnen schlägt eine lautlose Pauke den Takt weiter, und kaum hat der Kleine ausgesungen, da sind sie wieder alle mitten drin, als ob die Melodie bloß mal durch einen Tunnel gefahren ist.

Auch die weltlichen Lieder handeln oft von Religion, weil bei den Negern der liebe Gott noch populär und daher der Sphäre des Humors noch nicht entrückt ist. Einmal gibts eine richtige Diskussion: „Do you call that religion? No, no, no!" Der Große fragt durch die Nase den Kleinen, ob er auch schön fromm sei, und da kollert sich der Kleine, wegen des feierlichen Themas, ausnahmsweise einmal auf wie Richard der Tauber und antwortet als ein rechter Salontenor. Oder die herrliche Persiflage auf die Sonntagsruhe: „Aint it a shame to kiss a girl on sunday?".

Lieblich sentimental sind die Plantagenlieder und Kentucky Babes Schlaflied. Der weiße Blütenkelch der fünf Smokinghemden wiegt sich sachte hin und her, gestreichelt von einem träumerischen, dunklen Nachtwind, und wenn das Baby nicht schlafen will, dann kommt der Schwarze und beißt es. Wenn hm seine Kollegen zu gefühlvoll werden, grunzt er ihnen von der Seite eins in die Rippen, und schon nimmt die Melodie wieder einen frischen Aufschwung. Aber schließlich neigen sich die schwarzen Köpfe im Schlußakkord zu einer leisen Verbeugung und der Gesang verrinnt in ein unterirdisches Summen, von dem wir nicht mehr wissen, ob es noch aus den Kehlen kommt oder nur der Widerklang der Wände und unsrer Ohren ist. Mit einer unsagbar charmanten Demut dulden die Sänger, wie ihnen der Beifall auf den Nacken prasselt. Nur der dicke Baß schüttelt befriedigt den Kopf, grinst ins Publikum und amüsiert sich wie Bolle.

Die Fünf haben auch noch ein Mädchen mitgebracht, das zu Anfang und am Schluß gereicht wird. Sie sind ehemalige Studenten der Negeruniversität Utica und singen ihr Jubilee zum besten notleidender Kameraden.

Rudolf Arnheim

Das Buch vom Russenfilm

Das schönste und erregendste Buch dieser Tage ist ein Bilderbuch, und ein ganzes Volk hat dazu Modell gestanden.

Ich liebe die Schriftsteller, die etwas von der Buntheit der Gegenwart auffangen, ich liebe das beschwingte Tempo und die minutiöse Genauigkeit, die sich nicht bestechen, nicht prellen läßt, ich liebe Sinclair Lewis und Ilja Ehrenburg ... Aber ich vergesse sie vor den 144 Tafeln des Buches ‚Russische Filmkunst' (mit einem Vorwort von Alfred Kerr bei Ernst Pollak in Berlin erschienen).

Man könnte sagen: es ist einfach das Neue, das dich überrumpelt, Freund, und du bist ein bißchen Snob geworden, wo etwas frisch hereinbricht, da bist du enthusiasmiert und schwelgst superlativisch, um nachher langsam und unmerklich zu subtrahieren...

Aber diese russische Filmkunst ist nicht Mode, kann es nicht werden, weil der Geist eines ganzen Volkes in den Bildern lebt, und wenn man Formen kopieren kann, Teufelsfratzen aus Insulinde ebensogut wie die hochgeschossenen Figuren des Greco, der Geist eines Volkes wird Geheimnis bleiben. Die fingerfertigen Imitatoren werden ein paar technische Kniffe adaptieren, aber das Geheimnis nicht ergründen. Seit ein paar Wintern kennen wir jetzt Russenfilme. Aber gibt es schon einen russischen Stil, der heute dernier cri ist, morgen kaum Pfennigwert hat? Es gibt keinen, wird keinen geben.

„Was ist schon großes mit dem Eisenstein?" schrieb vor Jahresfrist ein deutscher Filmregisseur, „der russische Staat gibt ihm für seine Aufnahmen die ganze Stadt Odessa mit allem lebenden Inventar, und noch ein paar Kriegsschiffe dazu. Mit den Mitteln könnten wir das auch!"

In Weiträumigkeit und Opulenz der Regiemittel sieht der deutsche Filmmann den ganzen Dreh.

Alfred Kerr aber schließt sein Vorwort so: „... mancher von diesen weltfördernden Filmen wuchs, vor Jahr und Tag, inmitten von Frost und Hunger. Es gibt großes, wenn Künstler Heilige sind."

Und darin scheint das Geheimnis des Russenfilms beschlossen zu sein.

Lucius Schierling

Aus dem S.S. 1927

Das Programm ist jetzt endgültig festgelegt, die Naturkneipe der Studentenschaft ist nach Überwindung vieler Schwierigkeiten fest in das Programm aufgenommen worden. Die ganze Veranstaltung steht und fällt mit der Disziplin der Kommilitonen, und wir sind der festen Hoffnung, daß wir uns gerade bei der Naturkneipe auf die Vernunft und die notwendige Selbstzucht aller Beteiligten verlassen können, die es verhindert, daß diese Sonderveranstaltung der Tübinger Studentenschaft durch übermäßige Betrunkenheit kläglich ins Wasser fällt. Es wäre dies eine unglaubliche Blamage für unsere Studentenschaft! Wir erwarten daher von jedem, daß er sich stets seiner Pflichten und Verantwortung der großen Allgemeinheit gegenüber bewußt bleibt und nach Kräften zu einem tadellosen Ausgang der Naturkneipe beitragen wird. In dem ersten Teil dieses Semesters ereignete sich schon manches Nennenswerte; so ist hauptsächlich der Vortrag des Reichsaußenministers Dr. Stresemann hier zu erwähnen, der endlich, nachdem er die Studentenschaft seit 4 Semestern von einem Semester auf das andere vertröstet hatte, vor der Studentenschaft im Museumssaal sprach. Nach dem Vortrag, der großen Beifall gefunden hatte, fand noch ein Dämmerschoppen im „Ochsen" statt, zu dem auch der Reichsminister selbst erschien. Alles in allem war dieser Besuch Stresemanns für Tübingen und besonders natürlich für seine Studentenschaft ein bedeutendes Ereignis.

Akademische Mitteilungen der Tübinger Studentenschaft

Liebe Weltbühne!

Der Geenij, der mitunter mehr Humor hat, als seine lächerliche Reimann-Verfolgung vermuten läßt, trug neulich bei Tisch zum ersten Mal ein neues Gebiß. Aber es funktionierte nicht recht... Da hakte sich Seine Königliche Hoheit das Ding aus, warf es auf die Tafel, daß es krachte, und sprach: „Aeh — friß alleene —!"

Antworten

Reisender. Was die ‚Frankfurter Zeitung' vom 2. August über die mangelnde Höflichkeit des deutschen Konsulats in Paris mitteilt, muß auf einer nicht guten Information oder auf einer Ausnahme beruhen. Die Beamten der Pariser Botschaft, in der das Konsulat untergebracht ist, sind durchweg höflich und hilfsbereit; der dort übliche Ton ist durchaus von dem in deutschen Amtsstuben herrschenden verschieden. Wer Beamtenpsychologie kennt, weiß, wie sehr jedes Bureau vom Vorgesetzten maßgebend bestimmt ist: in diesem Fall ist es der Botschafter, Herr von Hoesch, der den Ton angibt. Einen anständigen und guten Ton.

Teddy. Auf Grund des § 11 des Preßgesetzes ersucht der ergebenst Unterzeichnete zu Peter Panters ‚Traktat über den Hund' um Aufnahme folgender Berichtigung: „Zu Ziffer a) ‚Das Tier': 1. Es ist nicht wahr, daß ein heutzutage lebender Hund ein „von Flöhen bewohnter Organismus ist", der bellt. Wahr ist vielmehr, daß es unter den Hunden ebenso wie unter den Menschen Kreaturen gibt, die bisweilen oder ständig von Flöhen heimgesucht werden. Wahr ist ferner, daß die Hunde ebenso viel oder wenig bellen, als die Menschen sprechen oder schreiben. 2. Es ist nicht wahr, daß die Wachsamkeit des Hundes völlig idiotisch ist und jeder Nüance entbehrt. Wahr ist vielmehr, daß die Wachsamkeit der Hunde die der Menschen durchschnittlich stark übertrifft und in der Regel recht unterschiedlich angewandt wird — sei es nach der Art der Dressur (vgl. bei den Menschen z. B. die Ausbildung der Polizeibeamten in Wien bzw. Berlin), sei es nach der Individualität der Hundeseele und ihrer Einschränkung durch die Tyrannei der Hundebesitzer (vgl. bei den Menschen z. B. die Individualität und ihre Einschränkung durch den Militarismus). 3. Es ist nicht wahr, daß alle Hunde, während sie den Gegner anfallen, vor sich selbst fortlaufen. Wahr ist vielmehr, daß der Hund im Gegensatz zu den Menschen in der Regel seinen Gegner, sei es ein Hund, eine Katze oder ein Mensch. ohne jede Rücksicht auf die eigne Hundeperson angreift. 4. Es ist nicht wahr, daß der Hund neben den drei Leuten, die ihm zu fressen geben, nichts zu unterscheiden weiß. Wahr ist vielmehr, daß der Hund im Allgemeinen ein viel feineres Unterscheidungsvermögen gegenüber Menschen und ihrer innern Beschaffenheit besitzt, als umgekehrt. 5. Es ist nicht wahr, daß der Hund niemals begreift, daß Menschen „neutral" sind. Wahr ist vielmehr, daß fast jeder Hund die wirklich neutralen Personen, nämlich die Nachbarn und Freunde des Hundebesitzers, ungeschoren und unbebellt läßt — während er fremde oder auch bekannte, aber seinem Besitzer oder ihm selbst heimlich oder offen unfreundlich gesinnte Personen pflichtgemäß anbellt oder beißt (vgl. z. B. den Hund des Redakteurs S., der den eindringenden Gerichtsvollzieher durch Biß „pfändungsunfähig" machte). 6. Es ist unwahr, daß der Hund immer bellt; er frißt und schläft mindestens ebensoviel wie der Mensch, welcher ihm nur im Saufen über ist. Im Übrigen gibt er im Bellen meistens nur seine innern Gefühle und Ansichten offen kund, die der Mensch dagegen oft verbirgt. — Der Unterzeichnete verzichtet darauf, die zahlreichen weitern Unrichtigkeiten des Artikels unter dem Kennwort ‚Das Tier' zu berichtigen, in der Erwartung, daß sich Hundebesitzer finden werden, welche dazu und zu dem zweiten Teil des Artikels „Der Tierhalter" Stellung nehmen werden." — Soweit Teddy. In ähnlicher Weise hat sich Nero geäußert und ein prämiierter deutscher Schäferhund, der seinem Protest noch eine besondere nationale Note gegeben hat. Panter, was sagste nu?

C. K. Wir danken Ihnen sehr für die Mitteilung einer kleinen Ausschreitung in der „Deutschen Bodenseezeitung" in Konstanz. Dort ist nämlich zu lesen, daß am 10. August im „Sternen" in Singen ein Herr Schlegel einen aufschlußreichen Vortrag darüber gehalten hat, ob es heute noch Katholikenverfolgungen gibt. Darin hat besagter Schlegel unter anderem gesagt: „Wie groß ist die Zahl der Zeitschriften für die Lebewelt. Wer kennt nicht die Gefährlichkeit der in den Bahnhofsbuchhandlungen zum Verkauf aufliegenden, größtenteils aufpeitschenden und unsittlichen Inhalt aufweisenden Schmutzblätter „Der Junggeselle", „Die Dame", „Die Weltbühne" u. a. m.... Wie groß ist ihr Einfluß auf die Jugend! Wer unternimmt etwas gegen diese Schundblätter? Etwa der Staatsanwalt? Nein!" Daß der fromme Redner für den katholischen Glauben die schrecklichen Zeiten des Diokletian wiederkommen sieht, ist seine Sache, darüber wollen wir nicht mit ihm rechten. Daß er uns mit so langer Geste zum Schmutz und Schund wirft und dem Staatsanwalt überantworten möchte, darüber wird noch mit ihm und dem Blatt, das sich als Tribüne dafür hergibt, ein Wörtchen zu reden sein.

Deutscher Reichskriegerbund „Kyffhäuser". Sie schreiben: „In Nr. 31 der ‚Weltbühne' veröffentlichte Berthold Jacob einen Artikel „Frontwechsel des Jungdo", in dem u. a. von inoffiziellen Verhandlungen des Kyffhäuserbundes mit dem Reichsbanner und dem Jungdo die Rede ist. Hierzu erklären wir: Unwahr ist, daß seitens der Leitung des Reichskriegerbundes (Kyffhäuserbund) irgendwelche Verhandlungen mit Reichsbanner und Jungdo gepflogen wurden, die zum Ziele haben, beide Organisationen in das neue Wehrsystem einzugliedern, das wahrscheinlich schon im Herbst d. J. in Kraft treten soll. Wahr ist vielmehr, daß der Kyffhäuserbund sich mit der Bildung eines neuen Wehrsystems niemals beschäftigt hat und mit dem Jungdo oder Reichsbanner auch keinerlei dahingehende Beziehungen unterhält." Der Vorstand des Deutschen Reichs-Kriegerbundes „Kyffhäuser". — Ihr bestreitet, daß seitens eurer Leitung irgendwelche Verhandlungen mit Reichsbanner und Jungdo „gepflogen" wurden, die zum Ziele gehabt hätten, beide Organisationen in das neue Wehrsystem einzugliedern, das wahrscheinlich schon im Herbst dieses Jahres in Kraft treten soll, und ihr beruft euch dabei auf einen Artikel von Berthold Jacob in der Nummer 31 der ‚Weltbühne', in dem unter der Überschrift „Frontwechsel des Jungdo" von „inoffiziellen Verhandlungen" die Rede ist. Nun ist jedoch nicht anzunehmen, daß ihr eure inoffiziellen Verhandlungen offiziell zugeben werdet und wir erwarten wirklich nicht dergleichen. Immerhin ist es hübsch von euch, daß ihr an uns denkt und noch amüsanter ist, daß ihr versichern zu müssen glaubt, daß sich der Kyffhäuserbund „mit der Bildung eines neuen Wehrsystems niemals beschäftigt" habe. Sicherlich: der Kyffhäuserbund liegt noch seit den Zeiten des selig verschlafenen alten Heeringen in tiefem Schlummer. Nur sein neuer Herr, der General der Artillerie a. D. v. Horn, der frühere berliner Wehrkreiskommandeur und als solcher seit anno Schulz mit illegalen Reichswehrdingen sehr vertraut, ist erwacht und er handelt jetzt, wie früher, im Interesse der Bendler-Straße. Um den Kyffhäuser aber kreisen die Raben. Wohl an die hundert Jahr.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152 zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin;
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto Berlin 11958.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank: Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Steine ins Glashaus von Carl v. Ossietzky

Hindenburg hat zwar für Schwarz-Rot-Gold ein freundliches Wort gefunden, aber die feinen Leute bleiben bei den alten Farben. Wenn sie auch nicht mehr vorhaben, die Republik heut oder morgen zu entthronen, so wollen sie doch an ihre Existenz wenigstens nicht da erinnert werden, wo sie gut essen und weich gebettet schlafen. Diese Abneigung ist bekannt genug, um von den Hütern ihres Essens und Schlafens sorglich beachtet zu werden. Deshalb haben auch die großen berliner Hotels die Fehdeansage des Magistrats Berlin und der preußischen Regierung mit Hohngelächter aufgenommen und sich kurzerhand exterritorial erklärt oder unter den Schutz der amerikanischen Flagge gestellt, deren delikater Blutgeruch grade in diesen Tagen den hochgeborenen Gästen angenehm in die Nase zieht. Denn diese großen Hotels um die Linden sind nicht etwa Geschäftsunternehmen gleich andern, wie man denken könnte, sondern richtige Feudalburgen, Stammsitze trutziger Lehnsherren, der Staatsmacht in der Wilhelm-Straße drohend vorgelagert. Die strengen Herren lassen sich von so einem bißchen Republik nicht leicht imponieren; der Pfalzgraf von Adlon, der Herr Truchseß von Bristol oder die Vicomtesse d'Esplanade, verwitwete Stinnes, wissen sehr wohl, was sie einem Publikum von Trägern des nationalen Wohlstandes und Damen der internationalen Verschwendung zumuten dürfen, von den echten und falschen Domelas ganz abgesehen, und lassen nicht eine Fahne aufs Dach pflanzen, die von ganz gewöhnlichen Arbeitern bei Straßendemonstrationen vorangetragen wird. Die deutlichsten Konsequenzen haben Aschingers gezogen, indem sie als Hauptaktionäre der Hotelbetriebsgesellschaft zwar den Beschluß zur Obstination mitmachten, aber für ihre vielen Stätten in der City, wo die mindere Kundschaft mit den historischen Löffelerbsen Murmeln spielt, die weimarer Farben gestatten. Dagegen hat der Großkonnetabel vom Excelsior feierlich verlautbart, jede gesetzmäßige Regierung zu unterstützen. Gott sei Dank, von der Seite droht der Republik keine Gefahr. Und nun fragt man sich, was wohl komischer ist: die Fehdeansagen oder diese Loyalitätsbekundung. Boeß und Braun müssen jetzt durchhalten. Verzwickt ist die Sache nur für die Reichsregierung mit ihren deutschnationalen Mitgliedern und für Herrn Marx, der in zahlreichen Kämpfen schon so verschiedenartig koloriert wurde, aber hoffentlich für unvorgesehene Fälle noch ein paar weiße Felder freigehalten hat. Wie werden sich die Herren herauswinden? Einstweilen krümmen sie sich wie auf jener ungemütlichen Lagerstatt, die Prokrustes bereitet hat, der sagenhafte Begründer des Hoteliergewerbes. So wird also nach dem ehrlichen Makler gesucht. Doch bis dahin dauert der Boykott fort. Es sei einem schlichten Untertan vergönnt, hier offen auszusprechen, daß er diese Karenzzeit als sehr nützlich begrüßt. Es wird nämlich in Berlin etwas zu viel offiziell

bankettiert, jubiliert, empfangen und verabschiedet. Kommt Irgendwer nach Berlin, sei es ein Literaturchampion oder ein Kapitalmagnat oder ein vor so viel Begeisterung schier aus den Wolken gefallener Flieger, so setzen sich nicht nur die nächstbeteiligten Branchen sofort in Bewegung, sondern auch die entlegensten „Spitzen"; „führende Persönlichkeiten", jeder Art, denen man bisher beides nicht geglaubt hat, stürmen als Gratisstaffel an den reich gedeckten Tisch, gefolgt von sonst schrecklich oppositionellen Parlamentariern, die aus der Gesellschaftskluft überhaupt nicht mehr herauskommen und denen sozusagen der Frack näher sitzt als das Hemd, mit dem ihre Wähler sie bekleidet haben. Zwar sind die Formen heut zivilisierter als in jenen vorgeschichtlichen Tagen, wo die Wiege der Republik in Schwanenwerder geschaukelt wurde. Wie werden die Leute die Schließung ihrer heitern und billigen Garküche ertragen? Gewiß wird der Boykott bald an den knurrenden Magen ein heftiges Hindernis finden, und die „führenden Persönlichkeiten" werden drängen, der gräßlichen bankettlosen Zeit so schnell wie möglich ein Ende zu machen.

*

Bei den genfer Tumulten nach der Hinrichtung Saccos und Vanzettis ging ein Hagel von Steinwürfen auf das Völkerbundhaus nieder und richtete in dem berühmten Glassaal arge Verheerungen an. Obgleich Ziel der Empörung das amerikanische Konsulat war und die Steine nur in der Hitze des Gefechts in den Völkerbund flogen, sollten die Diplomaten, die sich jetzt dort versammeln werden, sich nicht damit trösten, daß auch die Nemesis manchmal daneben treffe. Auch von dem Palais des Völkerbundes kann der Volkszorn einmal Rechenschaft fordern. Heut äußert sich die Stimmung noch in Indifferenz. Doch die Ereignisse häufen sich, die die innere Krise des Bundes augenfällig machen. Vor kurzem hat Frankreichs Vertreter Henri de Jouvenel mit schneidender Begründung resigniert, und ihm scheint nunmehr Lord Robert Cecil zu folgen. Verschieden wie die Persönlichkeiten sind die Motive beider. Aber dem Entschluß zur Abdikation liegt hier wie dort das Bewußtsein zugrunde, daß die Ämter leere dekorative Formen geworden sind und alle entscheidende Politik den Kabinetten der Mächte vorbehalten bleibt. Herr de Jouvenel ist ein eleganter Dutzendpolitiker, früher Nationalist, dann Locarnist; heut zu nichts verpflichtet, morgen bereit, für das Eine oder Andre in Briands Amtszimmer einzuziehen. Lord Robert Cecil dagegen ist mit den wenigen guten Stunden des Bundes aufs engste verknüpft. Früher, als genfer Vertreter der Südafrikanischen Union, hatte er mehr Spielraum. Als Baldwinminister blieb er gebunden. Sein Ausbruch aus dem Kabinett wird zu einer flammenden Demonstration gegen den jetzt ganz den reaktionärsten Tories hörigen Chamberlain.

*

Übrigens hat es auch in Paris beträchtliches Glasklirren gegeben. Auf der Interparlamentarischen Union, allwo unser Loebe zum ersten Mal in die bessere Außenpolitik gestiegen ist. Man kann nämlich den ornamentalen Bedürfnissen des

Reichstags durchaus genügen und auf internationalem Terrain doch erheblich absacken. Glattes Eis, ein Paradeis — für Den, der drauf zu tanzen weiß. Herr Loebe wurde zunächst eifrig beklatscht, weil man ihn nicht verstand und weil er beim Reden immer so freundlich aussieht und zu seinen Pointen so nett blinzelt. Als aber der Text nachher in die diversen Muttersprachen übersetzt wurde, machten die Leute alle ein böses Gesicht. Herr Loebe hat mit seinem wohlgemeinten Impromptu der deutsch-französischen Diskussion keinen Gefallen erwiesen. Wahrscheinlich meinte er: ein offener, grader Mann, der frei heraussagt, wie ihm ums Herz ist, genüge schon, um alles ins rechte Lot zu bringen, und vielleicht hat man nur dem Poincaré bisher noch nicht richtig zugeredet. So platzte denn in ein Gremium geschliffener, bis zur Perfidie geschliffener Dialektiker eine Bravourarie aus dem deutschen Bezirksverein mit der bekannten köstlichen Simplifizierung auch der heikelsten Fragen. Diese offenen, graden Männer, die immer mal wieder ihr Herz ausschütten müssen, haben in den deutsch-französischen Beziehungen gewöhnlich das meiste Unheil angerichtet. Das war doch das unbestreitbare Verdienst von Briand und Luther in Locarno, die Sache einmal ganz kühl und geschäftsmäßig anzupacken, nachdem sie vorher alle offenen und graden Männer sorgfältig aus dem Porzellanladen entfernt hatten. In Spaa verlangte die deutsche Delegation offen und grade schwere Minenwerfer und mehr Kanonen, um besser Bürgerkrieg führen zu können. In London fuhr Simons offen und grade in die Katastrophe. Seeckt kniff lächelnd sein Monokel ein. In Genua machte Herrn Wirths offene Gradheit den besten Eindruck — und eines Morgens war der Russenvertrag da. Offen und grade erklärte der redliche Kaufmann Cuno in der Telegraphenstangen-Affäre sein ‚non possumus'. Jedes deutsch-französische Mißgeschick ist mit offenen, graden Männern verknüpft, die nur das Eine nicht wissen, was alle Welt weiß: daß sie nämlich leicht getäuscht und ahnungslos die Geschäfte von Männern führen, die weder offen noch grade sind. Das Ausland hat für Deutschland kritische und von keinem Lyrismus verklärte Augen und sieht deshalb einen gewissen Politikertypus schärfer als wir: — den eingeseiften Demokraten. Auch Poincaré, der angeblich so gehässige, so unversöhnliche Poincaré, hat seine Begrüßungsrede nicht benutzt, um ein Kriegermonument einzuweihen. Aber Paul Loebe hat in Paris ein unsichtbares Reichsbannerdenkmal enthüllt. Man kann heut einem Parkett von französischen Politikern eine ganze Reihe Offenheiten sagen, aber diese wohlbekannten deutschen Moralpredigten, wie das alles so schön werden wird, wenn man nur dem deutschen Standpunkt erst in allem nachgegeben hat, das kann man nicht mehr vertragen. Dazu kennt man Weise und Text, Sänger und Souffleure zu gut. Herr Loebe und seine republikanischen Freunde übersehen, daß alles, was sie über Okkupation, Abrüstung etcetera zu verkünden haben, doch eben die Themen sind, die erst zur Diskussion stehen sollen und die sie als judiziert vorwegnehmen. Es ist nach den Buntheiten der deutschen Militärpolitik

ein Unding, immer wieder gerührt auf das abgerüstete Deutschland zu verweisen. Man soll froh sein, wenn die Andern nicht davon anfangen. Wenn man attackiert wird, ist noch immer Zeit genug, die Mappe zu öffnen und den oktroyierten Pazifismus statistisch zu belegen. Aber man täte gut, sich endlich den Brustton zu verkneifen und die Mahnungen, dem deutschen Beispiel zu folgen. Man kann doch nicht, wie Loebe in einem spätern Interview, eine Erklärung abgeben wie die, daß ‚potentielle Kriegsrüstungen nur in der Einbildung bestünden'; denn es geht nicht an, die Überzeugungen der andern Seite von vornherein zu bagatellisieren, wenn man mit Erfolg verhandeln will. Was Loebe da als Hirngespinst abtut, ist nämlich die grundlegende These der gegenwärtigen französischen Militärpolitik und maßgeblich für ihre Betrachtung aller andern konkurrierenden Militarismen. Die deutschen Verständigungsmänner aber schieben das leicht bei Seite, denn sie hören immer dort auf, wo das Thema erst beginnt. Und wundern sich dann, wenn auf französischer Seite eine Frage wie die der Rheinland-Okkupation dilatorisch behandelt wird oder Zugeständnisse, wie jetzt die neue bescheidene Truppenverminderung, durch kleine Kalkulationskniffe entwertet werden. Selbstverständlich müßte über die Rheinbesetzung recht bald Klarheit geschaffen werden. In Frankreich wird man das kaum weniger quälend empfinden als bei uns. Aber wer die Debatte fördern will, darf nicht vergessen, daß auch England noch zu den Okkupationsmächten gehört; und wie Herr Chamberlain jetzt manipuliert hat, das werden wir wohl erst erfahren, wenn wir alles wissen, was zu Lord Robert Cecils Demission geführt hat. Herr Loebe aber macht es wie fast alle deutschen Verständigungsmänner: er appelliert halb zürnend, halb verliebt an Frankreich. Die englische Politik sieht er nicht und fragt nicht nach ihrem Spiel. Die republikanische Presse hat ihn als Helden gefeiert, und hoffentlich ist er mit diesen Lorbeeren seiner Extratour ins Außenpolitische zufrieden. Daß sich auch der ‚Lokalanzeiger' über ihn lustig macht, soll uns nicht in der Meinung beirren, daß sein Auftreten in Paris dilettantisch war und der Sache geschadet hat.

*

Die Gerüchte, der Reichspräsident beabsichtige nach seinem achtzigsten Geburtstag zurückzutreten, wollen trotz Dementis nicht verstummen. In parlamentarischen Kreisen munkelt man jetzt, der preußische Ministerpräsident habe Herrn v. Hindenburg solche Pläne ausgeredet mit dem Hinweis, daß das große Werk der Volksversöhnung noch nicht vollendet sei. Nein, es ist wirklich noch nicht ganz vollendet, das große Werk, und man brauchte auch gar nicht darauf einzugehen, wenn dieses Wort des Genossen Otto Braun nicht den neuen Curialstil in vollendetem Ausdruck zeigte. Die Republik gewinnt Form, Phrase und Etikette. ‚Das große Werk der Volksversöhnung noch nicht vollendet' — wie so etwas glatt und leicht aus dem Mund fließt. Und damit ist die Sache erledigt. Was weiter geschieht, liegt beim Reichsanwalt, liegt bei Niedner.

Der Fall Sacco-Vanzetti beginnt!

Nicht staunen! von Michael Károlyi

Pone crucem servo

Ich finde, daß die Menschheit langsam begreift und schnell vergißt. Dies aber, der Fall Sacco-Vanzetti, war eine Lektion von der richtigen Art, als sei eine denkfaule Menschheit, die überdies ihren Augen nicht trauen möchte, mit einer geheimnisvollen Pädagogik hingeführt worden zur Stunde des großen Anschauungsunterrichts, dessen Dramatik sie nur vielfach deuten, doch im Kern nicht mißverstehen konnte. Die bürgerliche Gesellschaft hat zwei ihrer Feinde eingefangen und, obwohl sogar ein sehr wichtiges ihrer eignen Interessen dafür zu sprechen schien, obwohl sie den sonst so gern gewahrten Schein ihres formalen Prinzips, der Gleichheit vor dem Gesetz, verletzen mußte —: sie hat diese Feinde nicht freigegeben, sondern getötet. Gouverneur Fuller verkörpert den tiefsten Instinkt dieser Gesellschaft mit so krasser Klarheit, der ihr selber nicht ganz erwünscht ist, und den sie trotzdem nicht verleugnen wird.

*

Verschiedene Nationalismen, die Amerika (mit Recht oder Unrecht) Einiges nachtragen, schicken sich an, den Fall Sacco-Vanzetti zu einer frischfröhlichen Amerikahetze auszubauen. Das mache ich nicht mit. Meine Kenntnis Amerikas schützt mich davor, Fuller mit Amerika zu verwechseln. Im Jahre 1925 habe ich, dessen Redefreiheit durch eine merkwürdige Verkettung von Umständen für einige Zeit in den Mittelpunkt des ununterbrochenen großen Kampfes zwischen Reaktion und Progression gestellt war, am eignen Leibe gefühlt, was die Sympathien der amerikanischen Progressiven bedeuten können. Ist die Reaktion in Amerika brutaler, primitiver und, bisweilen, trotz ihrer ungeheuren Hypokrisie, sogar aufrichtiger als in Europa, so ist auch jenes Element, das man das Fortschrittliche nennt, frischer, gläubiger als bei uns. „Amerika" ist eine faule Generalisation. Ich will nicht generalisieren.

*

Immerhin gibt es drei amerikanische Tatsachen, die man der nach meiner Ansicht einzig korrekten Behandlung des Falles Sacco-Vanzetti, seiner Wertung als eines Beispiels der Klassenjustiz, vorausschicken darf: sie betreffen die Stellung des Richters, die Stellung des Negers, die Stellung des südlichöstlichen Einwanderers in Amerika. Es gibt in Amerika, und zwar ein bißchen in allen Klassen, etwas, was ich den Sheriff-Komplex nennen möchte. Die merkwürdigsten Bestimmungen der amerikanischen Strafprozeßordnungen wurzeln noch im Zeitalter jener Pioniere, die sich, wollten sie sich nicht gegenseitig auffressen, einem Friedensrichter, einem Richter über Leben und Tod unterordnen mußten. Der Sheriff hat mehr Machtbefugnisse als je ein römischer Prätor gehabt hat, er kümmert sich um Größtes und Kleinstes, sein Rechtskreis ist etwa der des Samuel aus dem Buche der Richter. Im alttestamentarischen Geiste wird selbst der römische Rechtsgrundsatz, daß niemand in eigner Sache Richter sein könne,

verachtet: von Thayer appelliert man an Thayer. In einer Zeit, da die europäischen Massen teilweise schon das Geschworenengericht als Klassengericht abzulehnen beginnen, hält man in Amerika noch immer am souveränen Einzelrichter fest. Auch Fuller, der als Gouverneur Richterfunktionen ausübt, hatte den Sheriff-Komplex. Er brauchte von der Schuld der zwei Italiener an der Ermordung des Bankkassierers nicht überzeugt zu sein, um an sein halb göttliches Recht, sie zu vernichten, zu glauben. Man hatte ihn eingeladen, selbst auf den Knopf zu drücken, der den Todesstrom auslösen sollte. Aber er hätte es ja getan! Die Sheriffs der Pionierzeiten haben, wenn Not an Mann war, höchstpersönlich den Henker gemacht.

*

Der Fall Sacco-Vanzetti stellt die Negerfrage. Den naiven oder sich naiv Stellenden, die trotz allem noch fragen, wie es zu dieser Hinrichtung habe kommen können, antworte ich: Sie lag in der Linie jener tausend Justizmorde, die täglich an Negern begangen werden. Zehn Millionen Menschen sind in den Staaten wegen ihrer Farbe verfemt und praktisch vogelfrei. An dem Tage, da Lindbergh in New York als Verkörperung des modernen amerikanischen Ritterideals gefeiert wurde, wurden im Staate Georgia zwei Neger gelyncht. Lynchjustiz wird geübt, das Recht auf Lynchjustiz wird anerkannt, das Verhalten der weißen Mehrheit zur schwarzen Minderheit ist eine hohe Schule des Justizmordes, sie impft den weißen Kindern die Duldung des Justizmordes ins Blut: wer zu den täglichen Justizmorden an den (befreiten) Negern geschwiegen hat, wer hat das Recht, sich über den Fall Sacco-Vanzetti zu empören oder gar zu verwundern?

*

Sacco und Vanzetti, die Radikalen, wären vielleicht mit dem Leben davongekommen, hätten sie nicht eine olivenfarbene Haut, einen blauschwarzen Bartwuchs und glänzende, große, braune Augen gehabt. New York hatte zwei Ghettos: Haarlem, die Negerstadt, ist das eine, Eastside, das große Quartier der östlich-südlichen Einwanderer, das andre. Rassenangst der Nordics spannt den Ring um beide. Man fürchtet die „wops" (Italiener) und die „hunkeys" (Polen, Slowaken, Ruthenen, Ungarn), mehr noch als man sie verachtet, wie ich vermute, auch darum, weil man die Mischung des eignen Blutes mit Negerblut kontrollieren zu können glaubt, südlich-östliches Blut aber solcher Kontrolle entschlüpft. Sacco und Vanzetti, die Italiener, galten Herrn Fuller und seinen Freunden aus Boston als halbe Neger, die „outlaws" als „halfcasts". Die Deutschen Amerikas, die sich von den Demonstrationen für Sacco und Vanzetti ausgeschlossen hatten, wollten sich eben in ihrem Aufstieg zum hundertprozentigen Amerikanertum nicht aufhalten lassen. Sie fühlten sich vor die Wahl zwischen Henker und Gehenkten gestellt und schlugen sich an die Seite des Henkers.

*

Das italienische Volk empfindet die Hinrichtung Saccos und Vanzettis als eine Rassenbeleidigung, ihm kalt und grausam zugefügt von einem Verächter seiner Rasse. Vor Scham

und Schande und ohnmächtiger Wut kocht es in ihm, und es schweigt. Mussolini, sein Fuller, heißt es schweigen. Die Vertretung der beleidigten lateinischen Rasse übernimmt die lateinische Schwester Frankreich: so muß es jedem Italiener erscheinen. Aber in diesem Frankreich, im elementarischen Aufruhr seiner Massen, hat auch, man darf es und kann es nicht übersehen, so etwas wie ein Protest eines neuen, erst in Umrissen sich abzeichnenden Europas, gegen Amerika seine Form gefunden und auch im Protest gegen jenes Europa, das das Joch Amerikas tragen will, weil Amerika der Hochkapitalismus ist. Zum ersten Male nach dem Krieg haben sich die Massen Europas beim Empfang Lindberghs in Paris in einem Gefühl geeinigt. Zum zweiten Male haben sie das in den Demonstrationen gegen die Henker Saccos und Vanzettis getan. Auch zum zweiten Mal auf dem heiligen Pflaster von Paris. Das ist nun ganz gewiß kein Zufall. Wer die heiße Furie dieser echten Volksempörung nicht mitempfindet, hat sich aus dem werdenden Europa ausgeschlossen.

*

Ein Wort über den „Staatsmann Fuller". Das Boulevardblatt der deutschen Rechten, dem er diesen Titel verdankt, rühmt seine Verantwortungsfreudigkeit. Zu beneiden ist er nicht. Wer jemals vor dem Schreibtisch gesessen hat, ein Todesurteil vor sich, dem nur die Unterschrift fehlte, um vollstreckt zu werden: nur der weiß ganz, was es heißt, für die Tötung eines Menschen verantwortlich zu sein. Ich habe es abgelehnt, mich mit dieser Verantwortung zu beladen. Wenn Fuller jener eiserne Richter ist, als den ihn seine Freunde nun feiern, so muß es für ihn heute schon ein Problem geben: Wie, wenn ein handgreiflicher Beweis für die Unschuld der zwei Italiener, ein unmißverständlicher, nicht zu verdunkelnder produziert wird, wenn etwa das eintritt, was im Falle Dreyfus der Selbstmord des Oberstleutnants Henry bedeutet? Schließlich waren Sacco und Vanzetti doch nicht Neger (nicht einmal Juden, für die Graf Reventlow sie erklärt hat), und die sind nicht auf der Teufelsinsel, sondern schon beim Teufel. Welche eiserne Jungfrau wäre für den neuen Torquemada, grausam genug, um, nach seiner eignen Ethik, einen zu Unrecht verhängten elektrischen Stuhl an ihm selber zu rächen?

*

Er würde sich nicht einmal in ein Irrenhaus sperren lassen, wohin die Mitglieder seines Sets gesperrt werden, wenn sie gemordet haben (siehe Harry Thaw). Keine Phrasen, keine Phantasien! Sacco und Vanzetti waren Radikale, und man benützte die Gelegenheit, sie wegen eines Raubmordes unsagbar zu foltern und zuletzt hinzurichten, wegen eines Raubmordes, den sie nicht begangen haben, und den aufzuklären man versäumt hatte, aus keinem andern Grunde, als weil sie Radikale von der vogelfreien Sorte waren. Grade zur Zeit des Karolyi-Case gab es in Amerika auch den Fall des Herausgebers der radikalen italienischen Zeitung Tresca, der zur maximalen Gefängnisstrafe verurteilt wurde, weil in seinem Blatte Empfängnisverhütungsmittel angezeigt waren. Damals ist ein kleines Stück einer feindlichen Front beleuchtet worden, heute ein

großes. Es gibt wahrhaftig nur eine Front und es darf, wahrhaftig, nur eine Gegenfront geben. Wir Europäer sind ganz bestimmt nicht bessere Menschen. Auch wir haben unsre Fullers, gegen die wir die Hilfe jenes Amerika brauchen können, das sich heute die seinen nicht gefallen lassen will. Der Dienst, den wir unsern Verbündeten in Amerika leisten können, ist derselbe, der dem linken Frankreich in den Dreyfusjahren geleistet wurde: den Scheinwerfer unsres Interesses lange auf ihm ruhen zu lassen, uns mit ihm zu empören, mit ihm Fühlung zu halten, es kräftig empfinden zu lassen, daß es nicht allein stehe. Sacco und Vanzetti sind tot: aus ihrem unschuldigen Blut wird der Fall Sacco-Vanzetti geboren.

* * *

Die Schuldigen von Carl A. Bratter

Dies soll nicht die zehntausendste Betrachtung über den Fall Sacco-Vanzetti werden. Es hat doch alles nichts genützt. Aber es scheint mir, daß in den Tausenden von Betrachtungen einige für die Beurteilung des Falles sehr wichtige Punkte und Persönlichkeiten gar nicht oder doch ungenügend gewürdigt worden sind, ohne deren Kenntnis man die eigentlichen psychologischen Triebfedern, die eigentlichen Urheber dieses ungeheuerlichen Skandals nicht genügend klar beurteilen kann. Auch diese Kenntnis ist heute verspätet, gewiß. Aber sie mag nach andrer Richtung hin immer noch nützlich sein. In der Richtung der Abkehr von dem Wahnglauben, dem noch immer zuviele anhängen, daß Amerika die beste aller möglichen Welten sei, daß man Amerika dem verkalkten Europa nicht oft und nicht eindringlich genug als Muster vorhalten könne.

*

Die Londoner ‚Daily Mail', ein nach dem bekannten Ausspruch von Lord Salisbury „by office boys for office boys" geschriebenes Blatt, nimmt sich heraus, die Millionen anständig denkender Menschen, deren sich angesichts jenes Skandals tiefste Empörung bemächtigt und die ihrer Empörung immerhin sehr maßvollen Ausdruck verliehen haben, scharf zu rüffeln. Diesen Sturm aufgewühlten Rechts- und Menschlichkeitsempfindens nennt das Blatt ein „hubbub", ein Gelärme. Und als Argument gegen dieses Toben beruft die ‚Daily Mail' sich auf das Beispiel — Rußlands. Sowjetrußlands. Weil auch dort Justizmorde verübt werden. In den Vereinigten Staaten, allwo man Sowjetrußland als das Vorzimmer zur Hölle estimiert, wird man sich über diese Gleich- und Nebeneinanderstellung ganz besonders freuen. Andre aber werden sagen: Schön weit habt ihrs gebracht in der Weltschätzung ... Amerika als Nachahmer Sowjetrußlands!

*

In einer berliner Zeitung ist erwähnt worden, daß der Richter Thayer, der in erster Instanz den Prozeß gegen die beiden italienischen Kommunisten geleitet hat, puritanischen Ursprungs ist. Hier habt ihr schon einen der aufklärenden Faktoren, von denen ich gesprochen habe. Noch weit gehässiger als bei den andern Amerikanern ist die Einstellung des Puritanerstämmlings gegen alles und jedes, was sich nicht der gott-

gewollten Gesellschaftsordnung bedingungslos anpaßt und fügt. Jeglicher „Radikalismus" (oder was er darunter versteht) ist ihm Hoch- und Landesverrat, für den die Todesstrafe das geeignetste Abschreckungsmittel sei. Und hat er zufällig die Macht, seinen Ausrottungswillen in die Tat umzusetzen, so tut er es. Als gottgefälliges Werk. Das Land des stärkstentwikkelten Kapitalismus hat in seinem instinktmäßigen Bestreben, den Besitz mit allen erdenklichen Sicherheiten zu umgeben, jedes störende Element so oder so auszumerzen, keinen grimmiger entschlossenen Bundesgenossen als die Menschen von der im Namen Gottes Greuel verübenden Abart des Richters Thayer. Ich kenne Leute (weltkluge Menschen sind es, die den „hubbub" um Sacco-Vanzetti nicht mitgemacht haben und die da sagen: „Seid nicht töricht, Kinder — schließlich brauchen wir Amerika und die Amerikaner, es ist nicht gescheit, sie zu verärgern) – ich kenne also solche gescheiten Leute, die aber doch nicht umhin konnten (nur gesprächsweise, versteht sich), dem Verdacht Ausdruck zu geben, daß Thayer wisse, schon immer gewußt haben könnte, daß die beiden Italiener unschuldig sind. So weit gehe ich nicht. Ich möchte selbst dem Judge Thayer, den ich ehrlich verabscheue, diesen furchtbaren Makel nicht anheften. Aber interessiert hat es mich doch, aus solchen Äußerungen zu entnehmen, wie auch diesen kühlen Weltklugen der Justizmord von Massachusetts das Empfinden aufgewühlt hat.

*

Es ist im Laufe der sieben Jahre, die seit dem Raubmord von Braintree verflossen sind, oft genug unwidersprochen behauptet worden (die Verteidigung hat es ja als eines ihrer stärksten Argumente immer wiederholt), daß Thayer sich in seinem Vernichtungswillen so weit vergessen hat, in Gesprächen mit Zeitungsberichterstattern ganz unumwunden die „Ansicht" auszusprechen, daß Kerle wie Sacco und Vanzetti unschädlich gemacht werden müßten. Ganz ähnliche Gesinnungen haben auch mehrere Geschworene, darunter ihr Vorsitzender, öffentlich bekundet. Dieser letztere hat, wie in amerikanischen Berichten zu lesen war, Bemerkungen gemacht, die sinngemäß auf die Entschlossenheit der Jury hinwiesen, dafür zu sorgen, daß die ‚Roten' aus der Welt geschafft werden. Die Furcht vor den ‚Roten' ist ja in Amerika, wie man weiß, bis zur Lächerlichkeit ausgeartet; was bei uns und sonstwo etwa als ein mild linksstehender Sozialdemokrat anzusehen ist, gilt den Amerikanern als „Bolschewik", das heißt: als ein gemeinschädliches Volkselement. Aber nur ein Abkömmling der Urväter von 1623 wird in seiner Abneigung gegen die „Radikalen" so weit gehen wie Thayer: vertilgen um jeden Preis. Was Recht, was Menschlichkeit! Und das Schlimmste dabei ist, daß diese Menschen wirklich glauben, Gott und dem Staat damit ein nützliches Werk zu erweisen. Sie sind wirklich und wahrhaftig keine Opportunisten, keine Poseure; sie sind ehrliche Fanatiker. Darum unerbittlich.

*

Dann ist da der frühere Justizminister Mitchell Palmer, ein amerikanischer „politician" schlimmster Sorte. „Poli-

tician" heißt Politiker; aber ein „politician" ist beileibe nicht mit einem deutschen, französischen oder englischen Politiker zu verwechseln. Der „politician" hat keinerlei politische, soziale oder sonstwelche Ideen; solche würden auf den Wegen, die er verfolgt, nur unnütz belasten. Der „politician" von der Art Palmers verkauft für einige Dutzend, meinetwegen für ein paar hundert Wählerstimmen seine Seele und sein Gewissen (beinahe hätte ich gesagt: seine Überzeugungen). Er schielt bei allem, was er und andre tun und sagen, nach der möglichen Wirkung auf die Wähler, auf die Wählerstimmen, die „votes", deren er bedarf, um Bürgermeister, Kongreßabgeordneter, Senator oder gar Präsident zu werden. Was auch immer in seinem Wahlkreise, in seinem Staat, im Lande draußen, aber auch in der Welt jenseits Amerikas geschieht, für ihn gibt es nur eine einzige Wertung: wie alle Geschehnisse auf den amerikanischen Wähler zurückstrahlen; wie er zuverlässige Kenntnis von dieser Wirkung erhalten und sich ihr rechtzeitig anpassen kann. Überzeugungen? Mannhaftes Eintreten in einer umstrittenen Frage? Entschiedene Stellungnahme zu einer Frage der Volkswohlfahrt? Das mögen die „Idealisten", will sagen, die Dummen so halten, wenn sie Lust haben. Mit Idealismus ist man noch nie Abgeordneter oder Mayor geworden... Ein solcher „politician" ist Mitchell Palmer. Er wollte von der Demokratischen Partei als Präsidentschaftskandidat aufgestellt werden und bedurfte zu diesem Zweck eines „record". Die Gelegenheit war günstig. Über die Vereinigten Staaten war wieder einmal eine Welle der Anarchistenfurcht hereingebrochen. Der Justizminister Palmer leitete massenweise Verfolgungen „radikaler" Elemente ein. Sie setzten sich in dem Jahre, in dem der Raubmord in Braintree verübt wurde, fort. Die von Palmer ausgegangene Suggestion und die Nachwirkung puritanischen Geistes bei dem Richter Thayer haben sich vereinigt, um das Schicksal der beiden des Mordes Bezichtigten zu besiegeln.

*

Dann ist da Mr. Calvin Coolidge, Präsident der Vereinigten Staaten. Über Mr. Coolidge ließe sich eine Menge sagen, was Amerikaner nicht gern hören. Vielleicht ein ander Mal. Hier soll nur darauf hingewiesen werden, daß der Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika ganz kurz vor der endgültigen Entscheidung über das Schicksal Saccos und Vanzettis sich von seiner Sommerresidenz fort und nach dem Yellowstone-Park begeben hat. Ich unterstelle beileibe nicht, daß der Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika aus Furcht vor einem Attentat seinen Sommeraufenthalt in Süd-Dakota zeitweilig verlassen hat. Ich nehme vielmehr nur an, daß der Präsident sich auf diese Art dem lästigen Sturm von Protest-Telegrammen und -Briefen entziehen zu sollen geglaubt hat. Und daß er, seiner ganzen politischen und persönlichen Denkart gemäß, vermeiden wollte, sich durch eine öffentliche Äußerung für oder gegen die Verfolger Sacco-Vanzettis festzulegen. Eine klare Stellungnahme konnte peinliche Folgen für seine Zukunft haben. Konnte ihn mehrere tausend „votes" kosten, denn die Stellungnahme der öffentlichen Meinung zu

dieser Sache war zu undurchsichtig. Wie denn: politische Folgen? Rücksicht auf Wählerstimmen? Hat denn Coolidge nicht unlängst auf eine nochmalige Präsidentschaft unzweideutig verzichtet? Nein. Das hat er eben nicht. Er hat sich zweideutig geäußert. Er wird sich — wartet nur den Sommer 1928 ab! — von seiner Partei zur nochmaligen Nominierung drängen, schieben, stoßen lassen. Mit der Miene der Resignation: „Was kann ich da machen?" Der Abstecher des Präsidenten nach dem Yellowstone-Park ist ein Beweis dafür, daß der Präsident auf die Stimmen der „voters" noch immer sehr bedacht ist.

*

Die Vereinigten Staaten sind dem Völkerbund nicht beigetreten. Sie haben sich auch bei der Frage, ob sie dem internationalen Weltschiedsgerichtshof beitreten wollen, so gedreht und gewunden, sind mit so vielen einschränkenden „Vorbehalten" gekommen, daß der Senatsbeschluß vom Januar 1926, der den Beitritt Amerikas zu diesem Schiedsgerichtshof formell aussprach, ein toter Buchstabe geblieben ist. Die amerikanischen Gegner des Völkerbundes und des Beitritts zum Schiedsgerichtshof lassen die Welt keineswegs im Unklaren über die Beweggründe ihrer Ablehnung: die Vereinigten Staaten sollen und dürfen nicht von den Meinungen und Beschlüssen andrer Staaten abhängen, dürfen sich nicht in ihre Angelegenheiten dreinreden lassen. „Wir sind zu groß, zu mächtig, um uns auf gleichen Fuß mit andern Ländern zu stellen; was euch nützlich und notwendig erscheint, geht uns nicht das Geringste an; wir führen unser Eigenleben als die größte Macht der Welt, und dabei bleibt es." — Was Völkerbund und Schiedsgerichtshof mit der Sache Sacco-Vanzetti zu tun haben? Alles. Die psychologischen Hintergründe sind die selben. Die ganze Welt hat ihre Empörung über diesen Justizskandal sehr deutlich zum Ausdruck gebracht. Die ganze Welt, soweit ihr ein Funke von moralischem und rechtlichem Bewußtsein innewohnt, hat im Namen der Moral und der Gerechtigkeit und der Humanität verlangt, daß das Urteil eines vorurteilsvollen Richters nicht vollstreckt werde. Und weil die Welt dies verlangt hat, sind Sacco und Vanzetti hingerichtet worden. „Wir sind die stärkste Macht der Welt, und wir tun, was wir für richtig befinden; ob recht oder unrecht, geht euch draußen gar nichts an." — Nicht nur die allerorten veranstalteten kommunistischen Demonstrationen haben, wie vielfach behauptet wird, den Widerspruch der Amerikaner hervorgerufen, sondern auch die sehr ernst gemeinten, sehr ernst begründeten Mahnungen und Proteste sehr ernster Elemente. Die Antwort war: „Ihr könnt uns sonst was. Wenn wir es für richtig befinden, werden Sacco und Vanzetti hingerichtet. Wir pfeifen auf eure Empörung."

*

Amerika ist übermütig geworden.

Amerika pfeift auf Recht, auf Humanität, wie sie von der ganzen übrigen Welt verstanden werden. Weil es reich und mächtig ist.

Denkt an Athen, an Rom, an Byxanz!

Die Gerechten und die Frommen

von Erich Mühsam

Wenn es Krieg gibt, dann läuten die Glocken von den Kirchen und loben Gott den Herrn, und die Prediger seiner Liebeslehre erflehen von den Kanzeln herab den Segen des Höchsten für den Sieg und ölen mit gesalbtem Gebet die Bajonette, auf daß ihre Träger sie erfolgreich umdrehen mögen in den Gedärmen des Mitmenschen von jenseits der Landesgrenze. Wenn die Richter zu Recht erkannt haben, daß ein Verbrechen nur gesühnt werden könne durch die Austilgung des Lebens seines Täters, dann begleiten den Delinquenten zwei Männer auf das Schaffott oder unter den Galgen: der Scharfrichter mit dem Beil oder dem Strick in der Hand und der Geistliche mit dem Kreuz in der Hand, beide darauf bedacht, daß der Gerechtigkeit Genüge geschehe; der eine als Vollstrecker der irdischen, der andre als Fürbitter der himmlischen Gerechtigkeit. Wenn aber Menschen um einer bessern Zukunft willen, in der ihre Kinder frei von Hunger und Elend arbeiten sollen, um sich und der Menschheit Werte zu schaffen, von den Hütern kapitalistischer Tradition, den Rechtsgelehrten, für endlose Jahre aus der Mitwelt verbannt und in muffige Kerker geworfen sind, dann grollt es in den Massen, fordern sie Korrektur der Urteile und Amnestie — aber die Kirchenglocken schweigen, von den Kanzeln ruft kein Priester: es ist genug!, nur in den Zellen mahnt Gottes Stellvertreter den Kämpfer für seine Überzeugung, er möge bereuen und Buße tun —, der Ewige wird schon helfen.

Es gilt als nicht hübsch, zu verallgemeinern, und wir können das auch wirklich den Richtern überlassen, die den Vorstrafen politischer Angeklagter (nur linker natürlich) und den übeln Eigenschaften ihrer Vorfahren bis ins dritte und vierte Glied nachzuschnüffeln pflegen, um zu illustrieren, was alle Revolutionäre für ein Pack sind. Wir wollen den evangelischen Pfarrer von Perlach getrost als Einzelfall gelten lassen, wie meinetwegen sogar die geistlichen Leiter des Georgianums, des katholischen Priesterseminars in München, die beim Einzug der Weißen Horden ihre Anstalt als Gefängnis, als Stätte feldgerichtlicher Schnelljustiz (ein Leutnant, Zigarette im Mund, als Richter: „Sie haben gegen die rechtmäßige Regierung gekämpft; Sie werden erschossen!") und als Richtplatz zur Verfügung stellten, auf dem, zum Teil von den Klerikern denunziert, tagelang Proletarier standrechtlich füsiliert wurden. Bürgerkriegs-Psychose — schön, wiewohl diese Entschuldigung bekanntlich für rebellierende Arbeiter nicht gilt. Es genügt vollauf, vom allgemeinen Verhalten derer zu reden, die als politische Sachwalter der Frömmigkeit dauernd in den Bezirken der Gerechtigkeit herumstrolchen.

Bleiben wir zunächst bei den Bayern. Es empfiehlt sich, das hier schon gewürdigte Justiz-Buch von Toller noch einmal vorzunehmen, um ungefähr eine Vorstellung zu haben von dem Übermaß gewissenloser Gehässigkeit, die sich in diesem, von der katholischen Kirche absolut beherrschten, unglücklichen

Lande als Gerechtigkeit ausgibt. Das von Toller zusammengestellte Material bringt aber nur Andeutungen und Stichproben, und gäbe es in Deutschland Möglichkeiten, die Empörung der Menschen ohne obrigkeitliche oder parteibefohlene Ankurbelung durch die sachliche Mitteilung empörender Tatsachen zu entfesseln, dann fänden sich wohl auch Verleger, die bereit wären, seit Jahr und Tag der Veröffentlichung harrende Dokumente zum gleichen Thema, die ungeheuerliche Ruchlosigkeiten an den Tag fördern könnten, ans Publikum zu bringen.

Nach der militärischen Erledigung der bayrischen Revolution, zu der straffreies Morden, Plündern und Foltern den von Noske dem Schneppenhorst gesandten Landsknechten den Elan schuf, holten sich die Sozialdemokraten die erwachenden Bourgeois zum Mitregieren aus den privaten Kabinetten ins Koalitions-Kabinett. Die Klerikalen, die sich durch die Begründung ihrer partikularistischen Bayrischen Volkspartei soeben vom Reichszentrum unabhängig gemacht hatten, begnügten sich klug mit der Besetzung politisch weniger exponierter Ministerien — die Finanzen wurden symbolischerweise dem Speck unterstellt — und überließen die Herrichtung ihrer Machtpositionen, bis die Polster von Ruhe und Ordnung gemächlich federten, den Republikanern. Die Sozialdemokraten lösten die Arbeiterräte auf (ein Bauernbündler die Bauernräte), engagierten den Pöhner als Polizeipräsidenten und betreuten Belagerungszustand und Schutzhaft; die „Liquidierung der Unruhen" durch Stand-, später „Volksgerichte" durfte der Demokrat Doktor Müller-Meiningen in die schon damals ultrarechte Hand nehmen. Seine Richter arbeiteten mit solcher Tüchtigkeit, daß sie, die jeden Räterepublikaner ins Zuchthaus steckten, dem sie irgendwo den geringsten pekuniären Nutzen aus seiner revolutionären Tätigkeit glaubten nachgewiesen zu haben, alsbald eine Gehaltserhöhung mit der Begründung forderten, sie hätten sich durch diese forensischen Leistungen zur Wiederherstellung der Sicherheit ums Vaterland verdient gemacht.

Während die Koalitionsgenossen also am guten Werke waren, beschränkten sich die Klerikalen vorerst darauf, mit ihren Ministerstimmen den Maßnahmen des robustesten Teiles der Kollegenschaft, wie der Erschießung Eugen Levinés, den Halt der Majorität zu verleihen und in ihrer Presse der gesetzlosen Roheit gegen unterworfene und gefangene politische Gegner das Wort zu reden. Nachdem beispielsweise der Müller-Meiningen die Festungsstrafe für die dazu verurteilten Nichtmonarchisten aufgehoben und den immerhin originellen Grundsatz postuliert hatte: „Die Festungshaft wird sukzessive verschärft" (was 5 Jahre hindurch in einer uns körperlich, geistig, seelisch, moralisch und materiell maßlos schindenden Weise exekutiert wurde) — und nun die ersten Beschwerden den Weg in die Arbeiterzeitungen fanden, da meinte das Eichstätter Organ des Domprobstes Wohlmuth, eines der heute noch führenden Politiker der Bayerischen Volkspartei: es sei überhaupt nicht zu begreifen, daß man diese — von den Gerichten schon abgeurteilten! — Verbrecher wie die Juwelen

im Etui aufbewahre, statt sie verdientermaßen einfach an die Wand zu stellen. Daneben aber ließen die Frommen den Gerechten ihre wertvollsten Kräfte auch bei den Maßnahmen aktive Hilfe angedeihen, die der Beseitigung des unhaltbaren Zustandes dienten, daß hier und da noch der Buchstabe des geschriebenen Gesetzes dem Machtbedürfnis der Herrschenden und zur Übernahme der Alleinherrschaft Entschlossenen im Wege zu sein schien. So gilt als der eigentliche geistige Vater der bayrischen „Volksgerichte" derselbe Emminger, der später auch im Reiche mit dem Amt betraut wurde, die veraltete Einrichtung der Schwurgerichte schimpflichen 48er Andenkens abzuschaffen.

Was den Kapp-Putschinern im Reich mißlang, glückte den Kahr-Möhlitern in Bayern. Jetzt war der Frömmigkeit die Bahn frei, die Gerechtigkeit unter eigne Regie zu stellen. Der Demokrat Müller-Meiningen wurde durch den Völkischen Roth ersetzt; in Wahrheit verblieb die Rechtspflege (mit Respekt zu sagen) und der Strafvollzug in den Händen des Staatsrates Mayer und des Ministerialrates Kühlewein, beide von der Bayrischen Volkspartei. Mayer sorgte für die Beschäftigung der Volksgerichte mit Fechenbach- und für ihre Nichtbeschäftigung mit Fememord-Affären, Kühlewein für die progressive Qualverschärfung der linken Gefangenen und die Nichtdurchführung der Reichsamnestien in Bayern. Als dann der fromme Graf Lerchenfeld die Justiz überantwortet erhielt, wurde es schlimmer als je. Es geschah das wüsteste, was je gegen wehrlos eingesperrte Politiker unternommen worden ist: wir wurden von der christlichen Regierung Bayerns vor dem Landtag und in einer besondern Denkschrift, die der Graf Lerchenfeld wider besseres Wissen unterschrieben hat (ich bitte um Beweismöglichkeit vor einem nichtbayerischen Gericht), in der infamsten und schmutzigsten Weise verleumdet, unsre Abwehrversuche aber wurden von den Verleumdern unter Mißbrauch der Amtsgewalt mit Zensurmaßnahmen verhindert.

Amnestien wurden versprochen, aber nicht veranlaßt, die Versuche, Reichsamnestien durchzuführen, regelmäßig von den bayrischen Christen teils verhindert, teils durch Aufzwingung raffinierter Einschränkungen nahezu unwirksam gemacht. Der Domkapitular Leicht, Fraktionsvorsitzender der Bayrischen Volkspartei im Reichstag, begann seine Rede zu einer Amnestiedebatte im Sommer 1924 etwa mit den Worten: „Schon mein Gewand verpflichtet mich zu Güte, Milde und Gnade". Nach dieser Einleitung begründete er dann den Standpunkt seiner Partei, die grundsätzlich gegen jede Amnestie sei. Mit Emminger übernahmen die Klerikalen auch im Reiche das Justizressort, und nachdem dieser Herr sie angebändigt hatte, übten die Frommen vom Zentrum die Gerechtigkeit ebenso anmutig aus wie der Lehrmeister: die Reichsjustizminister Frenken, Marx (das war der schlimmste) und Bell haben es der Bayerischen Volkspartei außerordentlich erleichtert, dem Reichszentrum die Wiedervereinigung mit ihr zu gestatten. Was die Gerechtigkeit anlangt, so ist sich die Frömmigkeit schon so gut wie einig. Preußen steht noch im Wege, sonst wäre die Fusion schon perfekt.

Mit fürchterlicher Zähigkeit wehrt sich die bayrische Regierung gegen die Freilassung der Räterepublikaner, die seit über 8 Jahren im Zuchthaus zu Straubing sitzen. Daß keinerlei Rechtsgefühl ihr Verhalten bestimmt, sondern nichts als schmähliche politische Rachsucht, beweist die Gegenüberstellung der Fälle Arco und Lindner. Die bayrische Regierung würde im selben Moment die Revolutionäre freigeben und selbst einer allgemeinen Amnestie im Reiche zustimmen, wo die einzige Macht das verlangte, die sie als stärker anerkennt als sich selber, die Macht, die tatsächlich in Bayern omnipotent ist: die Kirche. Aber grade die Kleriker in Bayern, vornweg der schon genannte Prälat Wohlmuth, veranlassen, fördern und fordern am rabiatesten die rücksichtsloseste Parteijustiz gegen Kommunisten und Revolutionäre. Sie haben nur eine empfindliche Stelle in ihrem Gewissen, das ist die Verantwortung vor der Organisation, deren Funktionäre sie sind. Im großen Umfang durchgeführte Kirchenaustritte machen die Frommen in Bayern nervös, sonst nichts. Es ist notwendig, daß die Freidenkerverbände im stärksten Maßstabe die Agitation aufnehmen, die die Schändlichkeiten der deutschen, besonders der bayrischen Justiz als Auswirkungen klerikaler Einflüsse aufzeigt. Sollten die Frommen daraus die Lehre ziehen, daß sie ihr Verhalten gründlich ändern müßten, um als die Gerechten paradieren zu können — um so besser; erste Bedingung: Generalamnestie!

Der Marinismus von Hans Natonek

In der Mole des kleinen Hafens liegt das fremde Schiff vertäut. Am Heck und am Bug starren zwei alte Geschütze melancholisch irgendwohin. Stolz weht die Flagge vom Toppmast. Was denn sonst soll sie tun — alle Seekriegsflaggen wehen stolz. Längs des Schiffes patroulliert ein Matrose mit aufgepflanztem Bajonett. Er darf es, denn das Stück Land, an dem das litauische Kriegsschiff liegt, ist exterritorial. Diplomatische Verwicklungen sind daher nicht zu befürchten.

Diese maritime Einheit verkörpert die gesamten Einheiten und Seestreitkräfte Litauens — oder war es Lettland? Wer kennt sich in den Randstaaten aus! Ist das Ländchen noch so klein — Seestreitkräfte müssen sein. Navigare necesse est mit zwei alten Kanonen drauf.

Abends gehen die Offiziere ans Land und sind schmuck. Der Sinn dieses Handwerks ist schwer zu begreifen, aber auf jeden Fall ist es dekorativ; der Bürger begnügt sich damit und glaubt, daß das Dekorative auch einen Sinn haben müsse. Sicherlich ist Litauen — oder war es Lettland? — stolz auf seine Kriegsflotte. Es hat seinen bescheidenen Marine-Etat, seinen Kommandierenden der Seestreitkräfte, es hat Wähler, die jenen bewilligen und diesen bezahlen, und es hat die Hoffnung, im nächsten Jahr — Flottenbauprogramm! — ein neues Kriegsschiff zu bauen und in den Dienst zu stellen, damit es ihn tue.

Das Kriegsschiff riecht nach schwimmender Kaserne und Disziplin. Ein Teil der Mannschaft hat abends Ausgang — bis 10½ Uhr —, der andre Teil sitzt unten im Mannschaftsraum und singt schwermütige Heimatlieder. Der Offizier vom Dienst geht über Deck, raucht eine Zigarette, sieht schmuck aus und läßt sich vom Publikum bewundern. Das aufgepflanzte Bajonett in den gestirnten Himmel gebohrt, schreitet eine aufgezogene Menschenpuppe an der Kaimauer, lang, vom Bug zum Heck, vom Heck zum Bug. Dort, wo das Schiff aufhört, ist sein Machtbereich zu Ende. Der Posten bewacht das Kriegsschiff gegen einen feindlichen Angriff, der absolut außerhalb des Möglichen liegt. Aber innerhalb des völlig Sinnlosen, das ein Kriegsschiff darstellt, ist die Voraussetzung des Unmöglichen durchaus logisch und berechtigt. Diese ganze Institution rettet sich ja nur dadurch aus dem Gespenstischen ins Reale, daß sie mit dem Schein manövriert, als wäre er Wirklichkeit.

Was wohl diese Leute jahrein, jahraus tun? Lesen sie Bücher, in denen wahre, lebendige Dinge stehen? Oder gibt es für sie eine besondere Literatur, die ihnen die Scheinwelt, in der sie leben, bekräftigt, damit sie die national drapierte Galeere des Müßiggangs, in der sie Dienst tun, um Dienst zu tun, nicht fühlen?

Um 10½ Uhr sind die Urlauber zurück an Bord, und im Mannschaftsraum unten verlöschen die Lichter. Nur einer hat sich in der Kneipe verspätet. Im Laufschritt torkelt er zu seinem Schiff. Er möchte, ungesehen von der Wache, zu seinem Strohsack kommen, umgeht den Posten, meidet den Steg, verfehlt in Trunk und Dunkelheit den schmalen Spalt zwischen Kai und Schiffsrand und plumst in das ölig-schillernde Hafenwasser.

Als spät nach Mitternacht die Offiziere kommen, meldet der Posten den Vorfall.

Am nächsten Tag fischt man den ertrunkenen Matrosen. Die Kriegsflagge wird Halbmast gesetzt, die Leute singen auf Litauisch etwas von: Fern der Heimat . . . und kühles Grab, und die vereinigten Seestreitkräfte dampfen mit ihrem Toten heimatwärts.

So ist wenigstens etwas geschehen und vollbracht. Süß ist (dulce et decorum) der Ertrinkungstod fürs Vaterland.

*

Es war einmal ein deutscher Kreuzer ‚Niobe', der zählte siebenundzwanzig Lenze und war zu nichts mehr zu gebrauchen. Niemand wollte ihn haben; schließlich erstand ihn ein holländischer Kohlenreeder, der das ausgediente Kriegsschiff zum Kohlenbunker umbauen wollte. Aber es war der ‚Niobe' nicht vergönnt, in ihrem langen Leben etwas Nützliches zu tun. Der Holländer nahm die günstige Gelegenheit wahr, den Kreuzer für etwas mehr als das an die belgrader Regierung zu verkaufen, die ihrerseits auf maritimes Kriegsgerümpel scharf ist, da sie ein Flottenbauprogramm zu verwirklichen hat.

So wurde der ausrangierte deutsche Kreuzer ‚Niobe', der beinah Kohlenbunker geworden wäre, das stolze Flaggschiff der königlich jugoslawischen Kriegsmarine.

Beim ersten Schuß eines italienischen Dreadnought ist die ‚Niobe', die jetzt ‚Dalmacije' heißt, hinüber. Was tuts! Beim Anblick eines Fahrzeugs, das wie ein Kriegsschiff aussieht, werden erwachsene Menschen zu Kindern, die in eine Nußschale mehr Vertrauen setzen als in die Macht des Völkerbunds.

*

Der französische Marineminister erklärte neulich einem Mitarbeiter des ‚Oeuvre': „Die französische Kriegsflotte wird größer wiedererstehen. Neue Kriegshäfen und Flottenarsenale werden gebaut. Das Flottenbauprogramm sichert uns 145 neue Einheiten für 1932."

Und was wird 1932 sein? Was, wenn man bis dahin gegen die 145 neuen Einheiten neue Zerstörungsmittel erfunden haben wird? Und wie wird Frankreich durch die schrecklichen fünf Jahre hindurchkommen, während deren es 145 Kriegsschiffe entbehren muß?

Die Kammer bewilligt, und die Bevölkerung schweigt. Und das linksradikale ‚Oeuvre', worin der unermüdliche, kühne Fouchardière gegen den Aberwitz des Militärs schreibt, bewilligt und schweigt. Nur ein Mal wagte der Ausfrager, den Finger zu erheben, um eine Einwendung zu machen (Je lève un doigt ... Il pare). Der Minister eiskalt: „Non! Pas de polémique!"

Und ‚L'Oeuvre' verbreitet das Programm des Marineministers durch Radio. Ohne Polemik, wie der Chef es befahl.

*

Weiß Jemand in Deutschland, warum wir eine Oberste Marineleitung haben? Warum wir Kriegsschiffe haben und neue bauen? Warum es ein Marinebudget gibt? Warum man es bewilligt? Wie groß es ist, und wieviel Not man mit diesen Millionen lindern könnte?

Kein Mensch weiß es, und keiner fragt danach — Kriegsschiffe müssen sein, weil Kriegsschiffe sein müssen. Vielleicht müssen sie sein, damit wir Marinefilme drehen können. Und diese wiederum müssen sein, damit der Kinderstolz auf Kriegsschiffe gereizt wird. Eine große Kriegsflotte ist gewiß nicht weniger verdammenswert als eine kleine, aber in der winzigen wird die Nichtsnutzigkeit der Institution mikroskopisch überlebensgroß deutlich. Auf eine große Flotte stolz sein: das ist menschlicher Unverstand; aber eine kleine hätscheln: das ist infantile Idiotie.

Wann, Menschen, wann werdet Ihr so weit sein, die Matrosenbänder „S. M. Schiff Emden" und „Torpedobootsflottille IX" ausschließlich den Kinderchen zu überlassen? Wann werdet Ihr die ungeheuer simple Selbstverständlichkeit begreifen, daß Schiffe dazu da sind, Menschen, Frachten, Kohlen zu tragen, aber nicht Kanonen, nicht Soldaten?!

Der deutsche Mensch von Ignaz Wrobel

In der vorbildlich noblen und sachlichen Art, in der der Verlag S. Fischer seine Autoren fördert, hat man dort auch den fünfzigsten Geburtstag Hermann Hesses begangen. Hugo Ball hat ein Buch über das Leben und das Werk des Geburtstagskindes geschrieben. (Hugo Ball „Hermann Hesse". S. Fischer, Berlin.)

Der Dichter hat es in den Zeitungen und Zeitschriften ja nicht schlecht zu lesen bekommen — der Trivialität solcher Gratulationen haben sich viele dadurch zu entziehen vermeint, indem sie kräftig auf die Kongratulanten schimpften; sie haben sich wohl auch zu Unrecht vor Hessen etwas geschämt, als sie mit dem Sträußchen kamen... Ball hat mehr getan als sie: er hat ein ganzes Buch verfaßt, in dem sehr beredete Photographien Hesses von vielen Lebensaltern zu sehen sind.

*

Inzwischen scheint es zum Gemeingut des deutschen Lesepublikums geworden zu sein: daß Hesse ein unglücklicher Mensch ist, daß er ein zwiegespaltenes Herz in der Brust trage; daß er sich gewandelt habe, und alles das setzt Ball recht ausführlich auseinander.

Der Idylliker Hesse, der für meinen Geschmack fast niemals süßlich gewesen ist, verwandelt sich verhältnismäßig früh in einen zerrissenen, mit sich zerfallenen, tappenden, suchenden und unzufriedenen Romantiker, der keiner sein will, der doch einer sein will, der sich einen Turban aufsetzt und darunter ganz leicht pietistisch schwäbelt... Die Wandlung lag früh am Tage; Hesse hat, in unbeirrbarer Reinlichkeit, niemals eine Marke ausgewalzt. Im April 1914 schrieb ich hier:

„Nun hat er sich gewandelt; er ist älter geworden, und es bereitet sich da irgend etwas vor. Wenn nicht vorn auf dem Titelblatt der Name Hesses stünde, so wüßten wir nicht, daß er es geschrieben hat. Das ist nicht unser lieber, guter alter Hesse: das ist jemand anders. Eine Puppe liegt in der Larve, und was das für ein Schmetterling werden wird, vermag niemand zu sagen. Es ist schön, daß jemand im besten Mannesalter noch einmal frische Triebe ansetzt und wieder neue Blüten entfalten läßt." Das war, als „Roßhalde" erschienen war.

Dann kam diese Wandlung, und Hugo Ball bemüht sich, sie mit liebevoller Umständlichkeit zu erklären. Sehr schön, wie er diese „bürgerliche Epoche" charakterisiert. „Er ist der Steppenwolf und Outsider, der Knulp und Wanderer, der Antiphilister und Leidende; auch in der Ehe. Auch im eignen Hause ist er ein Fremder, den man beherbergt; ein fahrender Geselle, den man füttert, und der sich der Hauskatze näher fühlt als all seinem schönen Besitz." An dieser Stelle ist dann übrigens auch von einem Freund Hesses die Rede — aber jeder Vergleich Hesses mit dem ist eine Beleidigung. Es ist der Rosendoktor Ludwig Finckh. Daß der Mann schlechte Bücher geschrieben hat, besagt gar nichts gegen ihn. Aber einen Burschen sanft anzufassen, der im Kriege dieses geschrieben hat:

„Unser Eichbaum wächst — glücklich, wer ihm den Boden mit seinem Herzblut düngt" und:

„Das Glück der Schlachten" und:

„Nun schießt dem Feinde ins Gesicht, damit die Welt uns zuletzt noch unsre Liebe glaubt" — und das alles von Gaienhofen aus: ich habe für diese Sorte Mensch kein Verständnis und kann nicht begreifen, wie der blutvolle Kriegsablehner Ball sich mit so etwas überhaupt abgibt.

Hermann Hesse selbst hat sich im Kriege sehr sauber benommen: er hat für die Kriegsgefangenen in der Schweiz gearbeitet; mir ist von ihm kein gedrucktes Wort bekannt, das jemals zum Kriege aufgehetzt hätte. Die Zurückhaltung, die er während der Kriegszeit geübt hat, ist seine Sache.

Somit wäre also nur, verspätet aber nicht minder herzlich, gleichfalls zu gratulieren, wenn mir nicht das Buch Hugo Balls einige Gedanken eingäbe, die mit der modischen Überschrift, die ich diesem Aufsatz gegeben habe, in engem Einklang stehen.

Da wird uns auf zweihundertsiebenunddreißig Seiten genau auseinander gesetzt, was es denn mit Hesse für eine Bewandtnis habe, und inwiefern er und warum er nicht, und wo er stehe, und die Psychoanalyse wird bemüht, wobei sich übrigens der uns nicht überraschende Eindruck einstellt, das mit fortschreitendem Gebrauch dieser Terminologie ihre Banalität wächst, und daß es bald überhaupt nichts mehr besagt, wenn einer die Neurosen seines Objekts recht herrlich präsentiert. Es ist schade: noch ein paar Jahre, und die Vulgär-Psychoanalyse wird auf die Köchin gekommen sein. „Warum ich die Vase zerbrochen habe? Gnätche Frau, ich habe Hemmungen, wenn ich Vasen sehe — —!" Und dann ist es aus, denn wenn Köchinnen sogar schon Hemmungen haben, dann sind sie nicht mehr fein.

Es erhebt sich also in dem Buch Balls ein unendlicher Trubel an Erklärungen. Da gibt es eine „Klingsor-Periode" und eine „Demian-Zeit" und noch eine Epoche und noch einen Lebensabschnitt ... und das wollen wir auch gewiß glauben.

Was ist damit ausgesagt —?

Etwas für das Lebewesen Hesse? Jedes Lebewesen hat wahrscheinlich solche Epochen, Perioden, Abschnitte, sofern es überhaupt denkt und geistig sich entwickelt. Für den Künstler —? Nichts ist für den Künstler damit ausgesagt. Es gibt nur eines:

„Speelt man god —!"

Hermann Hesse hat, fern vom Problematischen, immer gut gespielt: seine naturalistischen Schilderungen sind fast unübertroffen, kräftig im Ton, bunt in der Farbe, sauber, voll Blut und Luft und Atmosphäre ... Das Zerrissene hat er mir niemals zu recht gestalten können, und daß ein Künstler zerrissen ist, geht uns wohl wenig an. Er soll das bilden.

Aber angenommen selbst, er hätte es gebildet —: was will das besagen?

*

Mir scheint es ein deutscher Nationalfehler zu sein, mit ungeheuerm Seelengeräusch im Resultat nicht viel mehr als andre Völker zu produzieren. Ich kann den Unterschied zwischen einem unmystischen Amerikaner, der die Schande Sacco und Vanzetti, und einem mystischen Deutschen, der diese Justiz duldet, nicht als gar so groß empfinden. Und nichts nehmen einem die Herren mehr übel als diese rationalistische Frage nach dem Resultat.

Hugo Ball wittert das. Daß Hesse nicht sozial funktioniere, wird erklärt, umschrieben, begründet — also zu entschuldigen versucht. Ball muß das Postulat fühlen, die stumme Forderung, bei der da einer gepaßt hat. Er fühlt sie. Und weil es so schwer ist, in diesem Volk der Richter und Henker als geistiger Mensch nicht anzuecken, so wird nun der Spieß herumgedreht und jeder, der gesellschaftliche Fehlleistungen vollbringt, ist schon ein innenwendiger Held, ein großer Mann, ein verkannter Heiliger. Ball vermerkt die Anmerkung Thomas Manns, „daß die namhaften Franzosen meist als Musterschüler gelten können und solche gewesen sind." Ein Primus sieht viele. Aber Ball fährt richtig fort, indem er von Frankreich sagt: „Es könnte sein, daß die jungen Leute weniger Widerstand finden; daß ihr Enthusiasmus mehr getragen, daß die Absonderlichkeit leichter eingeordnet, mit einem Wort, daß die Lehrer frischer, beschwingter, lebendiger sind. Der Beruf des Schriftstellers ist wohl mehr anerkannt; der Bezug auf die Gesellschaft ebenso. Eine Elite, die von Idealen getragen ist, scheint dort mehr vorhanden, gegenwärtiger zu sein. All dies verbrückt den Unterschied zwischen Begabung und Umwelt. Gestalten wie Rimbaud sind dort Ausnahmen; bei uns fast die Regel. Wir haben theoretisch ein Erziehungswesen, eine Reformbestrebung in Permanenz, die hinter keinem Lande zurücksteht; aber das ist ein in sich geschlossner Staat, der seine hochinteressanten Debatten eigentlich beständig für sich und um der Übung willen betreibt. Dieser Reformbestrebungsstaat scheint weit entfernt, in praxi einen erheblichen Einfluß zu gewinnen oder gar eine Änderung zu bewirken."

Das will er auch gar nicht.

Und es ist eben um so vieles leichter, in Frankreich zu leben und als Geistiger zu leben, weil die Leute natürlicher sind: zunächst die Ungeistigen, aber die andern auch. Diese Pfauengrandezza der „deutschen Menschen", diese bombastische Schwerfälligkeit, mit der jeder seinen kleinen Sparren in Szene setzt, aufpustet, ernst nimmt — das ist drüben seltner. Und wird verlacht. Wie ja denn überhaupt Beschaffenheit und Reputation der Deutschen und der Germanen im umgekehrten Verhältnis zueinander stehen: so, wie die einen in den Augen der Welt aussehen, so sind die andern.

Was fehlt aber Hesse, was fehlt dem „deutschen Menschen", das ihn so unleidlich macht, das seine Vorzüge aufhebt, seine Fehler verdoppelt? Was fehlt ihnen —?

Eine Geburtstagskritik, eine einzige von allen, die ich gesehen habe, nannte den Begriff, der Hesse fehlt. Das stand in der Stuttgarter Sonntagszeitung Erich Schairers. „Es

wäre denn, daß ihm die Vereinigung der beiden Seelen in einer Brust, die Bändigung des Steppenwolfs doch noch gelänge. Einen Weg dazu gäbe es, gibt es: den des Humors."

Ave.

Hesse hat keinen Humor. Der „deutsche Mensch", der da, den ich meine: er hat keinen Humor. Hätte er ihn, er wäre so nicht.

Das Wort liegt in falschen Schiebkästen — ich will es schnell herausholen. „Humor" hat fast gar nichts mit Witz zu tun — noch weniger mit dieser schrecklichen Kneipenseligkeit, die man als „deutschen Humor" ausschenkt. Wenn ich mein Latein nicht ganz vergessen habe, hängt die Urbedeutung des Wortes mit dem Begriff „Feuchtigkeit" zusammen. Sie sind trocken — trocken sind sie.

Dieser „deutsche Mensch" hat den tierischen Ernst einer Kuh, eines Hundes, eines Möbelstücks. Dergleichen lacht nicht. Von Selbstironie, diesem seltenen Artikel, will ich gar nicht reden. Aber man betrachte einmal dieses Pathos von der Nähe, auf die Nähte hin — wie das klafft, wenn man dran wackelt, wie das reißt! Hesse hats gespürt, sonst wäre er heut nicht gespalten, sonst wären die Leser nicht gespalten, die ihn lieben — denn er ist wichtig als Exponent. Er ist wichtig wegen seiner Auflageziffern, hinter ihm sitzt eine Welt. Und liest.

Humor hat er nicht. Humor: zu wissen, daß es, nachdem man tapfer gewesen ist, alles nicht so schlimm ist. Humor: zu fühlen, daß es von oben reichlich unsinnig aussieht, was wir hier aufführen. Und dennoch zu seiner Sache stehn. Und abends um neun, wenn alles fertig ist, zu wissen: Es lohnt sich kaum — aber man muß ran.

Humor ist kein Weg, liebe Sonntagszeitung.

Humor ist ein Element, das dem deutschen Menschen abhanden gekommen ist.

Dies nun bewegt sich auf einer Ebene, die Hesse bewohnt und der man sich mit dem Hut in der Hand zu nähern hat: vor der Reinlichkeit, vor der Künstlerschaft, vor der Begabung des Bewohners. Um so schärfer aber muß dies gesagt werden:

Nie zuckt der „deutsche Mensch" so zusammen, wie wenn man ihn fragt, welchem Zweck denn der vielzitierte Spektakel in seiner Seele eigentlich diene. Ich habe das neulich die deutsche Jugendbewegung gefragt, zwei Mal. Der Krach war nicht schlecht, der sich da erhob. Und erst kürzlich hat mir einer in der ‚Vossischen Zeitung' geantwortet.

„Wrobel mißt an der Literatur, am Vokabularium der Jugendbewegung die wirklichen Zustände der Gegenwart und kommt zum Schluß, daß die Jugendbewegung unwertig sei, weil ihrer Literatur so gut wie nichts an Gesellschaftsgestaltung entspricht ... Wenn Wrobel es der Jugendbewegung zur Last schreibt, daß sich in unsern Schulen, auf unsern Universitäten, im Polizeiwesen nichts gewandelt hat, so wird er sich dessen offenbar nicht bewußt, welch eine enorme Meinung er von der Jugendbewegung hat." Nein. Aber die Jugendbewegung hat diese enorme Meinung von sich, und nach der habe ich gemessen und das Nullergebnis festgestellt. Das wird

zugestanden. Der Mann fährt fort und beantwortet die Frage, was denn die Jugendbewegung geleistet habe.

„Sich selbst hat die Jugendbewegung geleistet."

Da will ich nicht stören.

Dies aber ist deutsch:

Daß dieser unendliche Innenrummel Selbstzweck ist; Selbstzweck jene Wandlungen und Verkündigungen der Wandlung; Selbstzweck die Bünde und Spaltungen; Selbstzweck die Bekenntnisse und die Ableugnungen — Selbstzweck das Prunken mit Neurosen, das Verstecken von Neurosen, Selbstzweck Leidenschaften, innere Stürme, neue Romantik.

Es ist kein Zufall, daß diese Innenkünstler fast immer reaktionär sind oder aber — und das ist der schlimmere Fall — von Reaktionären benutzt, ausgenutzt und mißbraucht werden können. (Mit Shakespeare geht das nicht. Mit Tolstoi geht das nicht. Mit dem echten Goethe geht es nicht.) Und es kann einer etwas für den, der ihn ausschlachtet.

Es ist ja nicht nur das, daß diese Idylliker nur mit der Rente vorstellbar sind; da werden doch bäurische Besitzverhältnisse, Ausbeutungsverhältnisse, Gesellschaftsverhältnisse als festbestehend vorausgesetzt, sogar als gebilligt vorausgesetzt — sonst kann kein Hermann Klaras Lockenband entwenden — sie hätte keines oder doch ein sehr schmutziges, und Hunger hätte sie und röche nicht gut. Das allein ist es nicht.

Es ist auch so, daß solche behaglichen Idyllen von Reaktionären gern gelesen werden; sie lesen sich doppelt schön; die Seele geht auf wie ein Butterkuchen, wenn man vorher einen Polizeihäftling leichtsinnig in Untersuchungshaft hat sitzen lassen. Vater kommt nach Hause, zieht den Hausrock an und „ist ein gebildeter Mensch." Musik tut übrigens dieselben Dienste.

Und nicht das allein mache ich dieser Literatur, diesem Innenleben und diesem deutschen Menschen zum Vorwurf. Ihr Selbstzweck ist die Erbsünde.

Natürlich haben wir das Recht, zu fragen: Wem nützt es? Natürlich lange ich mir so einen Korb voll Jugendbewegung, hebe ihn hoch und frage: „Nun? Und was wird das, wenns fertig ist?" Daß die Jugendbewegung die Polizeistuben nicht ändern kann, weiß ich allein.

Daß sie aber nicht die Menschen hervorbringt, deren Einzug in die Ämter die Ämter wandelt —: das ist ihre Sünde! Wie die der deutschen Innenwelt.

Wenn sich der „deutsche Mensch" nach diesen Schlachten des Seelenlebens, nach diesen Geißlungen, Aufblähungen, pathetischen Herzenstrillern nicht nach außen dokumentiert, dann ist sein Tun eben das, als was ich es hier schon einmal charakterisiert habe: eine tote Last und ein Gesellschaftsspiel.

Denn was anders als Gesellschaftsspiele unbeschäftigter Herren und Damen sind jene vulgären Psychoanalysen auf jüdischer und jene aesthetischen Untersuchungen über „Raum und Rhythmus im Geist der Zeit" auf christlicher Seite; wobei die Kongreßteilnehmer der Aesthetik den Rekord der

Substanzlosigkeit schlagen. Die unterhalten sich überhaupt über gar nichts mehr — ihre Reden, etwa zu Darmstadt und anderswo, sind fast immer völlig allein. Irgend einen Einfluß hat das Zeug von ihnen allesamt nicht.

Dieser Aufwand —! Diese Terminologie —! „Von der Verantwortung des deutschen Nachwuchses." — „Grundlagen und Ziele bündischer Erziehung." — „Neudeutsche Wirtschaftsproblematik". — „Deutsches Schicksal ... Das Führerproblem in der Jugendbewegung ... Die studentische Einheitsbewegung ... Älterenbund ... Und? Na und? Was kommt dabei heraus —?

Dieses Deutschland. Diese Richter. Diese Reichswehr. Diese Behandlung von Proletariern. Diese Wirtschaft. Dafür der Auflauf? Dafür atavistische Züge und südlicher Zauber und Gottgefühl und einsame Wanderer und „er kommt her von ..." und „für ihn bedeutet Seele ..." und Überbetonung und Neurose und Instinktfehler und die ganze türkische Musik —?

Geschenkt.

Mir bedeuten diese jugendlichen Bündler und die deutsche Seele und die neukatholische Mystik und der deutsche Mensch einen Schmarrn, wenn sich das Brodeln ihrer Seele nicht nach außen in die Tat umsetzt. In solche nämlich, die nicht das Paradies auf Erden schafft. Die aber wenigstens blutigstes Unrecht verhindert, die zerstortes Rechtsgefühl aufbaut und das eigne Volk nicht mit Honigbröten füttert, sondern den Mut aufbringt, ihm die Wahrheit zu sagen. Wenn euer Innenleben, auf das ihr so unendlich stolz seid, ihr traditionellen Individualitäten, einen Wert haben soll: hier ist eure Insel. Hier springt an.

Hermann Hesse aber unsre verspäteten, aufgewärmten und schmackhaftesten Glückwünsche.

Standesregeln, Nebenverdienst und Film

von Hans Siemsen

Ich habe die Ehre, den Lesern der ‚Weltbühne' Herrn Willy Haas vorzustellen. Langjähriger Film-Kritiker bei verschiedenen Zeitschriften und Zeitungen. Eine Zeit lang Redakteur, nunmehr Mitarbeiter des ‚Film-Kurier'. Zugleich Verfasser zahlreicher Filmmanuskripte. Auch Herausgeber der ‚Literarischen Welt'. — In seinem ‚Film-Kurier' hat er auf meinen Weltbühnen-Aufsatz „Situation der deutschen Filmkritik" mit einem „offenen Brief" geantwortet. Der Brief ist zwar nicht so „offen", wie man es wünschen sollte, aber beachtenswert, weil Willy Haas ein prominenter Kritiker und zugleich Mitarbeiter, also ein Kenner der deutschen Filmindustrie ist, — beantwortenswert, weil er (der Brief) gefährlich ist, wie alles, was um eine Sache herum oder drüber weg redet.

Ich zitiere. Ich zitiere ausführlich. Weil man einen Gegner ausführlich zu Worte kommen lassen soll.

Lieber Hans Siemsen! Sie haben in Nr. 30 der ‚Weltbühne' wieder einmal die Entdeckung gemacht, daß die Unabhängigkeit der Filmkritik in der Tagespresse ziemlich relativ sei. Das haben bekanntlich schon vor Jahren auch ein paar Menschen gesagt. Macht nichts — man kann immer wieder mal darüber sprechen.

Ihr erster Irrtum, Willy Haas! — Ich habe nicht „entdeckt", daß die Unabhängigkeit der Filmkritik relativ sei. Ich habe behauptet, daß sie nicht vorhanden sei.

Die Unabhängigkeit der Filmkritik in der Tagespresse ist genau so groß wie die Unabhängigkeit des Leitartikels, des lokalen Teiles, des Börsenteiles, des Feuilletonteiles und aller übrigen Rubriken. Diese Unabhängigkeit ist vollkommen; d. h. so vollkommen, wie sie, historisch gesehen, auf dem heutigen status quo sein kann.

Diese Behauptung von der völlig gleichmäßigen Unab- oder Abhängigkeit aller Teile einer Zeitung ist falsch. Sie selbst, Willy Haas, machen sich die Mühe, Ihre eigne Behauptung zu widerlegen, indem Sie ausführlich darstellen, wie zum Beispiel im ‚Berliner Börsenkurier' die Theaterkritik (Ihering) weit unabhängiger sei als zum Beispiel die Redaktion des Börsenteils. — Ich kann aber Ihre Widersprüche nicht alle zitieren. Sie schließen diesen Passus, indem Sie sagen:

Es gibt vielleicht ein Zeitproblem namens „Tagespresse". Aber es gibt kein Zeitproblem namens „Filmkritik". Sie sehen falsch.

Ob Sie falsch sehen, Willy Haas? Das wäre eine Entschuldigung. Aber ich fürchte, ich kann Ihnen diese Entschuldigung nicht zugestehen. — Es ist, ich wiederhole, eine einigermaßen bekannte Tatsache, daß keineswegs alle Teile einer Zeitung die gleiche Ab- oder Unabhängigkeit besitzen, daß zum Beispiel grade das Feuilleton bei fast allen Zeitungen weit unabhängiger und freier ist als alle übrigen Rubriken. Die Filmkritik aber gehört zum Feuilleton und nicht zum Börsenteil. So sollte es wenigstens sein!

Sie, Willy Haas, vergleichen die Theaterkritik mit dem Börsenteil. Hätten Sie den Börsenteil aus dem Spiel gelassen, wären Sie beim Feuilleton geblieben und hätten Sie die Filmkritik mit der Theaterkritik verglichen (der sie ja wohl immerhin etwas verwandter ist als dem Börsenteil), dann hätten Sie gesehen, daß es sehr wohl ein „Problem namens Filmkritik" gibt. Nämlich die Frage: Woher kommt es, daß die Filmkritik nicht einmal sich jener bescheidenen Unabhängigkeit erfreut, die die Theaterkritik längst besitzt?

Ich habe noch nie erlebt, daß die berliner Theaterkritiker allzu große Rücksicht nähmen auf die Größe der Theater-Inserate oder auch nur auf die wirtschaftliche Situation eines Theaters. Daß sehr viele Filmkritiker gezwungen sind, auf „wirtschaftliche Situationen" und auf die Größe der Film-Inserate Rücksicht zu nehmen, das weiß ich. Und Sie wissen es auch! Weshalb schweigen Sie darüber und reden vom Börsenteil? — Weiter!

Sie sprechen von dem Mut der „Frankfurter Zeitung", welche den unklugen Brief einer Filmgesellschaft, die empört

darüber war, daß die großen Propagandakosten ihr nicht einmal eine günstige Kritik eingetragen haben, „angeprangert" hat. Sie schließen daraus, daß die Filmindustrie ein solches Entgegenkommen von seiten der Filmkritik gewohnt sei. Aber ich schwöre Ihnen, daß sämtliche Tagesblätter der Welt täglich solche Briefe von sämtlichen Industriebranchen bekommen.

„Industriebranchen"? — Ich wußte nicht, daß Schnürsenkel und Klosettdeckel ebenso wichtig für das öffentliche Leben sind wie Filme. Ich wußte nicht, daß ein schlechter Klosettdeckel ebenso vergiftend wirken kann wie ein Buch, ein Theaterstück oder ein Film. Ich wußte auch nicht, daß es eine Klosettdeckel-Kritik gibt. Und ich wußte endlich nicht, daß Sie, Willy Haas, die Erzeugnisse der Filmindustrie für gleichwertig und gleich wichtig halten wie die Erzeugnisse der Klosettdeckel- oder irgend einer andern Industrie. Ich hatte gedacht, daß einem Film gewisse künstlerische und geistige Werte (oder auch Unwerte) innewohnen könnten, die ihn zu etwas anderm machten als einem bloßen Industrie-Produkt, zu etwas, was wertvoller, wichtiger, auch gefährlicher, jedenfalls kritikwürdiger sei als zum Beispiel ein Klosettdeckel. — Aber ich will mich von Ihnen, Willy Haas, der Sie den deutschen Film ja sehr gut kennen, gern eines bessern belehren lassen.

Dann machen Sie, Willy Haas, ein paar persönliche Bemerkungen. Die wollen wir aber nicht beachten. — Und dann fahren Sie fort:

Die moralische Unabhängigkeit des Journalisten ist ein Produkt seiner materiellen Unabhängigkeit; die moralische Abhängigkeit ein Produkt seiner materiellen Abhängigkeit. Korruption ist nur: freiwillige moralische Abhängigkeit bei materieller Unabhängigkeit zum Zwecke materieller Vorteile.

Wenn das überhaupt etwas heißt, dann heißt es, ins Deutsche übertragen: Korrupt ist nur der, der soviel Geld hat, wie er braucht, und der trotzdem korrupt ist. Oder: Wer Geld braucht, kann sich ruhig bestechen lassen! Er ist deshalb noch lange nicht bestochen. Nur, wer sich aus reinem Vergnügen an der Korruption bestechen läßt, obwohl er das Geld gar nicht braucht, — nur der ist korrupt. Oder: Wer kein Geld hat, kann gar nicht korrupt sein. — Um diese Definition, Willy Haas, beneide ich Sie nicht. — Denn da es von den Privatansprüchen eines jeden abhängt, wieviel Geld er zu seiner „materiellen Unabhängigkeit" braucht, da nach Ihrer Definition aber nur der „materiell Unabhängige", „freiwillig Korrupte" korrupt ist, — so gibt es Korruption in der Praxis überhaupt nicht. — Da sind wir armen Journalisten ja fein heraus! Wenn es so etwas, wie einen „Verein verschämter Korrupter" gäbe, mit dieser Definition, Willy Haas, würden Sie Ehrenmitglied!

Nun kommen Sie wieder mit den stumpfsinnigen journalistischen „Standesregeln". Ein Filmkritiker dürfe das nicht und jenes nicht, er dürfe keine Filmmanuskripte schreiben und „unter den Linden" keine Zigaretten rauchen.

Sehen Sie, lieber Siemsen: ich schreibe Filmmanuskripte. Und sehe trotzdem dem jüngsten Gericht in dieser Hinsicht mit voller Ruhe entgegen.

Wissen Sie, was diese Standesregeln sind?

Jedes Schwein kann sie ohne weiteres befolgen. Es muß nur hintenherum seine Schweinereien treiben.

Aber diese Beschränkungen verewigen den Stand des journalistischen Lumpenproletariats, den Typus des Schnorrerschmocks, indem sie den journalistischen Anfänger, der von den journalistischen Organisationen wirklich abhängig ist — unter den Arrivierten kümmert sich ja doch keine Katz' um diese Regeln — daran hindern, ein Nebenverdienst zu bekommen, das er bei sauberer Führung vollkommen sauber bekommen kann, und durch das er sich ein materielles und moralisches Selbstbewußtsein schaffen könnte.

Die journalistischen Standesregeln sind vollkommen außerstande, die journalistische Korruption wirksam zu bekämpfen. Sie sind nichts anderes, als ein okroyiertes Instrument zur Niederhaltung des Journalistenstandes, ein Joch, das wir guten Schafe, stolz wie ein Don Quijote, uns selbst aufbürden.

Was Sie da von „Standesregeln" und verhinderten „Nebenverdiensten" sagen, das ist immerhin ganz interessant. Ich wußte nicht, daß die journalistischen Lumpenproletarier und Schnorrer-Schmocks sich grade aus jenen Journalisten rekrutieren, die gewisse „stumpfsinnige Standesregeln" innehalten. Ich wußte nicht, daß diese „Standesregeln" die Ursache des journalistischen Lumpenproletariats sind. Ich hatte gedacht, dies Lumpenproletariat sei, wie in jeder andern Branche, entstanden aus dem Verhältnis zwischen Angebot und Nachfrage, aus dem Überangebot unqualifizierter, ungelernter Arbeiter, aus der daher rührenden Macht der Arbeitgeber und der völligen Ohnmacht der Arbeitnehmer und ihrer Organisationen. Ich fürchte, mit der Abschaffung der „Standesregeln" und sogar mit völliger Freigabe aller Korruptionsmöglichkeiten (nach Ihrem obigen Rezept) werden Sie da verdammt wenig ändern.

Aber was hat das hier zu suchen? Was gehen mich die „Standesregeln" der deutschen Filmkritiker an? Ich habe nicht mit einem Wort davon gesprochen, nicht mit einem Gedanken daran gedacht. Nicht von „Standesregeln" und „Nebenverdiensten", sondern von den Aufgaben einer wertvollen Filmkritik war hier die Rede. Nicht um die deutschen Filmkritiker handelte es sich, sondern um den deutschen Film. Und darum: daß eine abhängige Filmkritik ihre Aufgaben nicht erfüllen, dem deutschen Film nicht helfen kann.

Wollen Sie dem deutschen Film helfen? Dann müssen Sie nicht von Standesregeln und Nebenverdiensten reden! Dann müssen Sie für eine unabhängige Filmkritik kämpfen, die rücksichtslos die Wahrheit sagen kann und will! — Sie wissen, wie rücksichtslos und unabhängig die deutsche Theaterkritik ist. Weshalb verlangen Sie nicht dasselbe von der Filmkritik?

In Ihrer ‚Literarischen Welt' verlangen und erwarten Sie auf allen Geistesgebieten, von der Literatur, dem Theater, der bildenden Kunst, ja sogar von der Revue, dem Kabarett, dem Tingeltangel ein ganz beträchtliches Niveau. Streng und aufmerksam wachen und urteilen Sie und Ihre Mitarbeiter dar-

über. Woher rührt das plötzlich so nachsichtige Wohlwollen des sonst so gestrengen Kritikers, sobald es sich um Dinge des Films handelt? — Halten Sie wirklich einen Film nicht für etwas wesentlich andres als einen Klosettdeckel? Gibt es für Sie beim Film keine geistigen und künstlerischen Fragen? Halten Sie ihn einer ernsthaften Kritik nicht für wert? Sind Sie aus diesem Grunde dem Film gegenüber so viel nachsichtiger, so viel anspruchsloser als in anderen künstlerischen und geistigen Dingen? Oder sind Sie etwa gar der Meinung, die Zustände in der deutschen Filmindustrie und die Leistungen des deutschen Films seien so viel vortrefflicher als die Zustände und Leistungen des Theaters, der Literatur und andrer Geistes-Branchen? So daß die Kritik hier wohlwollender und nachsichtiger sein dürfe als in andern Fällen?

Sie kennen die deutsche Filmindustrie so gut wie ich. Sie wissen, daß grade hier Wohlwollen und Nachsicht weniger am Platz ist, als irgend wo anders! Sie wissen, was für ein fauler Schlendrian, welche Unzuverlässigkeit, welche Unfähigkeit (sogar auf rein geschäftlichem Gebiet!) dort anzutreffen ist. Sie wissen, wie unzählige Arten von kleiner und großer Korruption dort möglich und nicht nur möglich sind. (Die Tagespresse weiß und sagt es ja sogar.) Sie wissen, was für Leute dort unter den maßgebenden Leitern zu finden sind; wie geschmacklos, wie phantasielos, wie ungebildet, wie geistlos, ja, un- und anti-geistig, wie wenig Führer diese „Führer" sind. Denken Sie bloß mal an die so mächtigen Verleiher! — Und dieser Industrie gegenüber wollen Sie wohlwollend und nachsichtig sein? Wohlwollender und nachsichtiger als auf irgend einem andern Gebiet Ihrer kritischen Tätigkeit? Mit dieser Industrie, so wie sie ist, wollen Sie Hand in Hand gehen, wollen Sie Geschäfte machen?

Nicht, daß Sie als Filmkritiker Filmmanuskripte schreiben und verkaufen, mache ich Ihnen zum Vorwurf. Sondern, daß Sie sie für diese Industrie schreiben und sich mit dem zufrieden geben, was diese Industrie daraus macht und gemacht hat. Und daß Sie (deshalb!) mit diesen Manuskripten dem deutschen Film so wenig weitergeholfen haben.

Sie, grade Sie, der Sie in Ihrer ‚Literarischen Welt' auf literarischen und andern Gebieten ein manchmal so gestrenger Kritikus sein können, grade Sie müßten dem Film und der Filmindustrie besonders streng und rücksichtslos und ehrlich die bittre Wahrheit sagen! Und diese Wahrheit heißt nicht etwa: der Film ist gut und jener ist schlecht. Sondern: die Zustände, die Arbeitsmethoden, die geistigen Kräfte, das menschliche, geistige und moralische Niveau der deutschen Filmindustrie sind derartig unzulänglich, daß aus ihnen nie und nie der deutsche Film hervorgehen kann, wie wir ihn für uns, für Deutschland und die Welt und für jeden anständigen und etwas anspruchsvollen Menschen erwarten und verlangen dürfen, wollen und müssen. — Es gibt Ausnahmen? Um so schlimmer, so lange es Ausnahmen sind! Nicht mit Einzelheiten und Äußerlichkeiten (Beteiligung, Manuskriptschreiben und so weiter) kann man da was helfen, sondern nur mit

grundsätzlicher Kritik und Erneuerung von Grund auf. Der Kern ist faul, nicht die Schale. Und ein innerlich morsches Gebäude kann man nicht dadurch in Stand setzen, daß man neue Tapeten über die baufälligen Wände kleistert.

Nicht um „Standesregeln", Willy Haas, nicht um Nebenverdienste oder um die Berufs- und Geldsorgen der Filmkritiker handelt es sich hier, auch nicht um Willy Haas, — sondern um den deutschen Film. Und das ist eine Sache, bei der es leider gar nichts zu lächeln und zu scherzen gibt, bei der einem anständigen Menschen, dem es nicht in erster Linie um „Nebenverdienste" und um das Niveau seiner Lebenshaltung, sondern um das Niveau des deutschen Films geht, nur sehr traurig und sehr mies zu Mut werden muß.

7,7 von Theobald Tiger

Sieben Jahre und sieben Minuten
mußten zwei Arbeiterherzen bluten

Sieben Jahre?
Zellenenge,
Nächte — Luft! — Visionengedränge.
Zehnmal in die Todeskammer —
zehnmal den allerletzten Jammer —
zehnmal: jetzt ist alles aus.
Zehnmal: Grüßt uns die zu Haus!
Zehnmal: vor der eignen Bahre.
Zum Tode verurteilt sieben Jahre.

Sieben Minuten:
Das Blut gerinnt.
Wißt ihr, wie lang sieben Minuten sind —?
Sieben Minuten Krampf und Qual,
Muskeln zucken noch ein Mal —
Blut kocht in Venen — Hebelgekreisch —
es riecht nach angesengtem Fleisch —
irr drehn sich Pupillen — das Ding sitzt gebunden
420 lange Sekunden . . .

Strom weg. Tot? Hallelujah!
Bravo! Bravo, U.S.A. —!

Sieben Jahre und sieben Minuten
mußten zwei Arbeiterherzen bluten.
Sieben Minuten und sieben Jahre —

Diesen Schwur an ihrer Bahre:

Alle für zwei. Ihr starbt nicht allein.
Es soll ihnen nichts vergessen sein.

I. G.-Oel von Morus

Vierzehn Tage, nachdem der leitende Mann der Standard Oil Company of New Jersey, Herr Walter Clark Teagle, auf dem Heidelberger Schloß des Generaldirektors Bosch ein Ölabkommen mit der I. G. Farbenindustrie abgeschlossen hat, ist schon wieder hoher Besuch bei der I. G. eingetroffen. Der Führer des größten englischen Chemiekonzerns, Sir Alfred Mond, ist nach Deutschland gekommen, um die Verhandlungen zu Ende zu bringen, die schon seit langem zwischen den Engländern und der I. G. Farbenindustrie hin und hergehen.

Vielleicht hätte er sich nicht so schnell auf die Reise gemacht, wenn man nicht in England über das deutsch-amerikanische Abkommen reichlich nervös geworden wäre. Der Verkauf der Bergius-Patente zur Herstellung künstlichen Öls an den amerikanischen Petroleumtrust mußte die englische Konkurrenz umsomehr verschnupfen in einem Augenblick, wo der große englische Öltrust, die Royal Dutch-Shell, mit der Standard Oil wegen deren Rußlandgeschäfte gerade in heftiger Fehde liegt. Eine amerikanisch-deutsch-russische Allianz von Dauer wäre allerdings ein harter Schlag für die Shell. Aber auch ohne diese letzte Konsequenz bedeutet das Amerikaabkommen der I. G. eine wirtschaftspolitische Schwenkung des größten deutschen Industrietrusts, die den Engländern recht peinlich sein muß.

Wieweit von Anfang an bei der Umwandlung des Anilinkonzerns in die I. G. Farbenindustrie englische, wieweit auch schon amerikanische Bindungen bestanden, ist bei der erfolgreichen Geheimniskrämerei, deren sich die deutsche Chemie nicht nur in der Fabrikation, sondern auch in ihrem finanziellen Aufbau befleißigt, nie klar zu erkennen gewesen. Aber die Gesamttendenz ging doch zweifellos nach der englischen Seite. Als die I. G. aus der Stinnes-Liquidation die Braunkohlenfelder der alten Riebeck-Montanwerke und die Stinnesschen Ölgesellschaften erwarb, um sich für ihre künftigen Ölgeschäfte eine Produktionsbasis und Vertriebsorganisation zu schaffen, zog sie zunächst vorsichtshalber die beiden Weltöltrusts paritätisch zur Mitwirkung heran. Durch ein kunstvolles Schachtelsystem verstand sie sich mit verhältnismäßig geringen finanziellen Mitteln die Oberhand zu wahren. Sie übernahm 50 Prozent von Riebeck-Montan. Die Riebeck-Montan und die I.G. übernahmen je ein Viertel der Hugo Stinnes-Riebeck-Öl A.-G., die dann, zur Ausrottung des Namens Stinnes, in Deutsche Gasolin A.-G. umgetauft wurde. Auch hier also hatte die I. G. sich eine knappe Majorität gesichert. So konnte sie ohne größere Gefahr der Standard Oil und der Royal Dutch Shell je 23 Prozent der Deutschen Gasolin-Aktien überlassen.

Bei der weitern Verzweigung hörte freilich die Parität zwischen den Engländern und den Amerikanern auf. Die erste internationale Tochtergesellschaft der I. G. zur Herstellung von Öl aus Kohle, die International Bergin Co., wurde in Gemeinschaft mit der Royal Dutch-Shell gegründet. Die I. G. und die Royal Dutch stellten je vier Aufsichtsratsmitglieder. Aber die deutsch-englische Freundschaft erlitt dadurch einen Knax,

daß Sir Henry Deterding, der Generalissimus der Shell-Gruppe, die Geduld zum Experimentieren verlor und sich in der etwas heftigen Art, die dieser frisch anglisierte und nobilitierte Öldespot von seiner holländischen Kolonialzeit her beliebt, höchst abfällig über die Aussichten der künstlichen Ölgewinnung äußerte. Die Shell-Gruppe zog sich, bis auf zwei Horchposten, aus dem Aufsichtsrat der International Bergin Company zurück, die I. G. füllte die leeren Plätze aus und bekam damit wieder freie Hand.

Nach der Desavouierung durch den englischen Compagnon lag es für sie nahe, die Fühler nach der andern Seite auszustrecken. Auf der Amerikareise, die mehrere I. G.-Direktoren vor einigen Monaten unternahmen, wurde das Terrain sondiert, und der Gegenbesuch des Standard-Präsidenten Teagle hat nun zu dem neuen Bündnis geführt. Gleichviel, ob die Amerikaner in absehbarer Zeit die Bergin-Patente verwerten wollen, oder ob sie, was wahrscheinlicher ist, die Lizenzen nur erworben haben, um sie in ihren Safes zu begraben, um gar nicht erst die künstliche Herstellung von Öl in Amerika aufkommen zu lassen: das Heidelberger Abkommen bringt der I. G. die finanzielle Unterstützung des Rockefellerschen Standard Oil Trusts und sichert den Amerikanern die technische Bundesgenossenschaft des größten europäischen Chemieunternehmens.

Um die Auswirkungen dieser Sozietät zu paralysieren, lohnt es sich schon für die Engländer, in diesem oder jenem Punkt klein beizugeben und wenigstens auf dem Gebiet der Farbenchemie einen Anschluß an die I. G. zu suchen, den die englischen Industriellen noch vor wenigen Jahren strikt abgelehnt haben. Die Hoffnung der Engländer, die Führung in der chemischen Industrie Europas an sich zu reißen, hat sich ohnehin nicht verwirklichen lassen, die Millionen Pfund, die die britische Regierung auch noch nach dem Kriege zur Forcierung einer eignen chemischen Industrie ausgeworfen hat, sind zum größten Teil nutzlos verpulvert worden. Zwar ist es gelungen, das Weltmonopol, das die deutsche Farbenchemie vor dem Kriege besaß, zu brechen. Aber die Beute ist an soviel Erben gefallen, daß für den englischen Anteil kaum ein Achtel der Weltproduktion übrigblieb.

Durch den englisch-amerikanischen Antagonismus und durch das geschickte Hin- und Herlavieren zwischen den Gegnern hat die I. G. sicherlich ihre eigene Position erheblich gestärkt. Von beiden Seiten wird sie umworben, und während die deutsche Schwerindustrie, weltwirtschaftlich gesehen, immer mehr in die Rolle der Provinzialen herabsinkt, rückt der deutsche Chemietrust in die erste Reihe der kapitalistischen Weltmächte vor. Ob sich daraus für die übrige deutsche Wirtschaft bald erhebliche Vorteile ergeben, ist zum mindesten zweifelhaft. Der erste Erfolg der Bemühungen, aus Kohle Öl zu gewinnen, ist jedenfalls, daß in einer Zeit des wachsenden Automobilismus der deutsche Benzinzoll auf 7,5 Mark für den Doppelzentner gehalten wird. Für den Fall, daß man zu einer größern Ölproduktion auf künstlichem Wege gelangt, ist also glücklicherweise Vorsorge getroffen, daß die deutschen Konsumenten das Benzin von der I. G. nicht geschenkt bekommen.

Bemerkungen

Minoritätenkongreß

Im bâtiment électroral (dem Tagungsort der dii minores) in Genf tagt augenblicklich ein Kongreß der Minoritäten Europas. Es ist übrigens schon das dritte Mal, und wäre nicht grade jetzt ein etwas tumultöser Exodus verschiedener Minoritäten auf dieser Konferenz zu verzeichnen — die Öffentlichkeit hätte ihn so wenig zur Kenntnis genommen, wie die andern Esperanto-, Blindenschrift- und Kinderhilfskonferenzen, für die Genf traditioneller Tagungsort geworden ist.

Und doch bietet dieser Kongreß Anlaß zu einigen durchaus nicht unwichtigen Feststellungen. Wenn man sie so sieht: Ukrainer, Katalanen, Serben in Ungarn, Ungarn in Rumänien, Rumänen in Bulgarien, Polen, Tschechen, Dänen in Deutschland. Deutsche in Polen, Tschechoslowakei, Dänemark, den Randstaaten und in der ganzen andern Geographie. Aus Deutschland aber melden sich Ruhrpolen, Eiderdänen, Lausitzersorben und natürlich auch Juden. Und alle protestieren. Der ganze Jammer unsres Nachkriegseuropas packt uns an. Wer aber weiß und kümmert sich um das Schicksal all dieser Minoritäten von Lloyd Georges und Clemenceaus Ungnaden?

Niemand außer dem Norweger Nansen, der mit seinem Nansenpaß einigen hunderttausend Russen und Armeniern eine neue, wenn auch nur fiktive Heimat gegeben hat. Aber da ist ja noch der Völkerbund! Dem das verdrießliche Amt verbleibt, jedes Jahr zur Vollversammlung in seinem Tätigkeitsbericht auch etwas über die Minoritäten zu sagen. Es besteht sogar eine besondere Kommission, die alle Berichte der Minoritäten entgegennimmt und entscheidet. Aber — erstens dürfen die Minoritäten gar keine Immediatberichte einreichen. Denn das Sekretariat des Völkerbundes weist alle Eingaben zurück, die „unrichtige oder beleidigende" Daten gegen den Staat enthalten, dem die Klage seiner Minoritäten gilt. Außerdem werden diesem Staat alle Eingaben zur Begutachtung vorgelegt! Stimmt er zu, so werden diese Eingaben in genügend „purifizierter" Form dem Völkerbund erneut vorgelegt, der dann entscheidet. Die Ausführung dieser Entscheidung aber bleibt den guten Willen der davon betroffenen Staaten überlassen...

Ein Beispiel für viele! Rumänien enteignete die ungarischen Bauern in Siebenbürgen. Und zahlte für die Ländereien, deren Minimalwert 12 000 000 Goldfranken betrug, — nichts. Viel später, nach unendlichem Palawer, wurde eine Entschädigung von 150 000 Franken gewährt. Und das war noch ein Erfolg!

Oder: Eine deutsche Zeitung in Polen, durch einige hundert willkürliche Verbote wirtschaftlich ruiniert, macht eine Eingabe an den Völkerbund, man weist sie zurück und der verantwortliche Redakteur, wandert — nachher für 14 Monate ins Gefängnis wegen „wissentlicher Verbreitung von Verleumdungen gegen den polnischen Staat".

Das ist überhaupt das schlimme. Wehe allen Minoritäten, die naiv genug auf die Genfer Gerechtigkeit vertrauen, hier ihre Klagen anbringen. Schon an ihren Grenzpfählen erwartet sie der neue Mutterstaat mit Gendarmen und Ketten.

In Genf bezeichnet man alle diese Dinge, von denen man lieber nichts weiß, als Balkan. Und die Herren vom Balkan wissen diese gemeingefährliche Naivität und Gleichgültigkeit sehr gut auszunützen.

Nein, dieser Minoritätenkongreß ist eine absolute Notwendigkeit und etwas, was uns alle angeht. Es ist hohe Zeit, ins Lärmhorn zu stoßen und diese peinliche Angelegenheit aus dem stillen Frieden des Palais de Nations auf die

Straße zu bringen. Fragt sich nur, ob die Methoden dieses Kongresses die richtigen sind, und ob die richtigen Männer ihn dirigieren. Da ist zuerst der Generalsekretär Herr Doktor Ewald Amende aus Reval. Dieser wohlgenährte Balte ist rührig und nicht ungeschickt. Und sein Entwicklungsgang vom ‚Revaler Boten' und der ‚Deutschen Zeitung' zum Leitartikler des ‚B. T.' verdient Lob und Nachsicht für frühere Sünden. Aber man kennt Herrn Amende im Baltikum und in Genf doch immer noch als guten Freund aller jener Teutonen, die von der deutschen Herzogskrone in Kurland träumten. Und man weiß auch, daß Herr Amende persona grata bestimmter Kreise der Wilhelm-Straße ist, die einmal auch so herum Weltgeschichte machen wollen.

Weit bedeutender und von politisch größerm Format als Herr Amende ist Doktor Wilfan, der kluge Führer der Kroaten und Slovenen in Italien. Er spinnt seine Fäden zwischen Rom, Agram, Belgrad und Paris — und niemand kann ihm etwas beweisen. Bewundernswert bleibt auf jeden Fall, mit welcher Höflichkeit die Fascisten diesen vorbildlichen „Hochverräter" behandeln. Und bei dem offiziellen Bankett trinkt der italienische Regierungsvertreter immer mit ganz besonderer Hochachtung Herrn Wilfan zu, so daß selbst die Auguren nicht zu zwinkern wagen.

Und die Kritik über den Kongreß! Es ist auf jeden Fall klug, sich mit der Proklamierung eines Kulturprogramms zu begnügen. In Wirklichkeit sitzen die Drahtzieher ganz wo anders als in Genf. Man freut sich zum Beispiel in Italien über jede Minorität in Jugoslavien (Italiener ausgenommen). Oder der ungarische Vertreter erklärt sehr deutlich, daß er die schüchternen Wünsche der Südtiroler für exorbiant hält. Hier ist der wirkliche politische Zusammenhang besonders klar. Aber er ist anderswo genau so vorhanden, vielleicht nur etwas kaschierter. Nein, es ist schon so. Jede Minorität sitzt in ihrem Käfig und hat als einzigen Trost, daß es den andern Mitgefangenen noch schlechter geht.

Dem sei wie es wolle. Europa muß sich energisch und bald mit den Minoritäten beschäftigen. Es soll niemand glauben, daß die neuen Grenzen endgültige Verhältnisse geschaffen haben. Im Gegenteil: eine neue und gefährlichere Irredenta ist entstanden — der die ventilierende legale Betätigung vorenthalten wird.

Auf der vorletzten Konferenz rief ein aufgeregter Ukrainer den gelangweilten wenigen Zuhörern entgegen: „Von Reval bis Charkow ist eine Kette um die unterdrückten Minoritäten geschmiedet, aber wir werden sie eines Tages sprengen und Europa mit ihr."

Das Publikum verstand sein schlechtes Französisch nicht. Nur einige ältere Damen klatschten dünnen Beifall, „C'est un type interessant" meinten sie . . .

Spectator

Bottomley lächelt

Fünf Jahre harte Zwangsarbeit sind keine Kleinigkeit und können einen Menschen schon umkrempeln. Bottomley, der ehemalige Herausgeber des ehemaligen ‚John Bull', jenes wüsten Erpresser- und Bauernfängerblattes, hat sieben Jahre wegen ein paar dieser Erpressungen, die zu sehr zum Himmel stanken, bekommen. Fünf Jahre hat er wirklich abgesessen, er hat gebüßt, aber . . .

Von jeder Mauerwand, von jedem Bretterzaun springt einem heute in London ein Riesenplakat entgegen: Ein fetter Mann mit verlogenem Munde breitet seine Arme aus und zieht alle Vorübergehenden an sich. „I've paid, but . . ." steht darunter und zeigt an, daß der Erpresser Bottomley gebüßt habe, aber . . . Aber nun sollen die furchtbarsten Enthüllungen über die englische Justiz und ihren Strafvollzug veröffentlicht werden. Wochenlang wurde London schon vorher mit diesem

Plakat überschwemmt. Man konnte keine Straßenbahnfahrt machen, man konnte keine Zeitung, welcher Parteirichtung auch immer, aufschlagen, ohne ein halb Dutzendmal zu lesen „I've paid, but . . ." Das ist das Werk Rothermeres, das Werk des londoner Lokalanzeigers, der ‚Daily Mail'. Rothermere hat noch nie mit dem Reklameetat geknausert. Ob es sich um Arcos oder Standard Oil handelt, Rothermere überschütet monatelang die englische Öffentlichkeit mit seinen Plakaten, die ihm einen schönen Haufen Geld einbringen. Bottomley konnte noch so korrumpiert, noch so herausgeschmissen sein, Rothermere versteht, daraus Kapital zu schlagen. Ich habe gebüßt, aber nun . . . Und wirklich wartet am Sonntagmorgen ganz London auf den „Weekly Dispatch', die Sonntagszeitung des Rothermere-Hauses.

Jede neue Nummer enthält auf der ersten Seite ein neues Bild Bottomleys als Attraktion. „Irgendetwas muß Bottomley belustigt haben, als der Photograph gestern diese Aufnahme machte", stand am vorigen Sonntag unter dem Titelbild zu lesen. Und da sitzt er, etwas fett, mit breitem Kiefer, einem Gorillagebiß und unglaublich heuchlerischen Augen. Und er lächelt; worüber wohl? Über eine Welt, für die kein Journalist so korrupt, so hundertprozentig herausgeschmissen sein kann, als daß er nicht doch noch wieder zu Amt und Ehren kommen könnte? Oder vielleicht auch nur über die Tatsache, daß die in die Hunderttausende gehende Auflage der vorigen Woche restlos verkauft worden ist? Die Nummer war auch besonders schön gewesen. Als Titelbild hatte sie Bottomley in Sträflingskleidung auf dem Gefängnishof gezeigt. In der Hand hält er eine Bibel und seine Augen fragen: Seht ihr, wie ich gebüßt habe? Aber . . . Und dieses Aber kommt nicht. Bis jetzt ist auch nicht eine einzige Sensation über die englische Justiz oder über das Gefängnis aufgedeckt worden. Es ist nicht schön im Gefänignis, gewiß nicht, manche Zellen sind nicht richtig aufgeräumt, und der Kaffee ist schlecht gebrüht gewesen, auch die Krankenpflege ist nicht immer Ia. Mehr nicht? Da sind wir andre Enthüllungen aus unsern Gefängnissen gewöhnt.

Die ganze Heuchelei dieses Hochstaplers wird klar, wenn er in seinen Berichten die Schilderung seiner Mitgefangenen gibt. Brav und bieder ist nur ein Mann, der früher mal, als Bottomley noch Offizier war, in seiner Kompagnie gedient hat und deshalb jetzt noch im Zuchthaus stramm steht. Die Andern aber sind Mörder, Betrüger, Einbrecher, Kinderschänder, Brandstifter, Lüstlinge. Bottomley hat auch gedichtet, nämlich weil das so originell ist, eine Zuchthausballade, die er nun nach jedem Absatz zitiert. Man stelle sich einen Artikel Friedrich Hussongs in den seltsamen Rhythmus der Ballade Wildes gebracht vor, und man hat genau Bottomleys Poesie vor sich. Da beklagt er sich dann über das furchtbare Los, mit solchen Menschen zusammen sein zu müssen, er, Bottomley, in dessen Kleidern sich noch ein Billet zum nächsten Derby befindet. In keiner Erinnerung Bottomleys, und das ist typisch, kommt vor, daß er nachher mal noch mit einem seiner Mitgefangenen zusammengetroffen sei; wohl aber daß er kürzlich einem Polizisten, der ihn einst abgeführt hatte, auf der Straße freundschaftlich die Hand gedrückt habe. Ja, sowas zieht immer: Gefängniskleidung und Gebetbuch, Gentleman einem Bobby die Hand drückend, der reuige Sünder, der sich seiner Buße wohl bewußt ist. Bottomley kennt sein Publikum ganz genau, er hat es schon gekannt, als er ihm noch die Millionen unter betrügerischem Vorwand aus der Tasche zog. Er weiß die Posen, in denen er sich photographieren lassen muß, fünfmal für jeden Sonntag. Er weiß die Phrasen, die seine Anständigkeit dokumentieren, er weiß alles, er wird sich nicht noch ein Mal wie im

Falle der Lady Astor vergreifen. Bottomley lächelt: Ihn haben die fünf Jahr Zuchthaus nicht kaputt gemacht, er ist wie früher, nur raffinierter. Scotland Yard und Downing Street können in voller Ruhe den Veröffentlichungen Bottomleys entgegensehen, da wird nicht viel enthüllt werden. Bottomley lächelt, es muß ihn etwas belustigt haben. Am Ende jeder Wochenfortsetzung verspricht Bottomley den Londonern, ihnen nächste Woche einen noch größeren „Thrill", eine noch stärkere Sensation zu geben. Ungeduldig warten Hunderttausende auf den Thrill und bezahlen geduldig ihre zwei Groschen, in Wales wie in Cornwall, auf der Insel Wight wie auf den Shetland-Inseln.

„Irgend etwas muß Bottomley belustigt haben..."

Wolf Zucker

Erklärung

Wir geben die Erklärung Arthur Holitschers unter Vorbehalt einer eignen Stellungnahme wieder.

Die Erwähnung meines Namens im „Dramaturgischen Kollektiv" der Piscatorbühne nötigte mich zur Veröffentlichung einer Erklärung in der Tagespresse, die besagte, daß ich in keinerlei Beziehung zur erwähnten Bühne stünde. Aus einer Gegenerklärung der Piscatorbühne ist herauszulesen, ich habe gegen die Erwähnung meines Namens nur deshalb Verwahrung eingelegt, weil ich zur Mitarbeit nicht formell aufgefordert worden bin. Auch wird des weitern zur Bekräftigung dieser Anschauung mein Kampf für Piscator innerhalb der Volksbühne angeführt.

Die Tatsachen lassen meinen Protest in anderm Lichte erscheinen. Ich habe gelegentlich der ersten Besprechung, die im Frühjahr wegen eines Theaters für Piscator stattgefunden hat, erklärt, daß ich nur an einem Theater mit revolutionärer Gesinnung Interesse hätte, das auf einer proletarischen Besucherorganisation aufgebaut wäre, aber einem Theater mit proletarischer Gesinnung auf privatkapitalistischer Grundlage nicht Vorspann geleistet haben möchte.

In ihrer heutigen Form stellt die Piscatorbühne diese letztere Kategorie dar, obendrein noch durch den Ehrgeiz weiblicher und männlicher Stars belastet. Diese Erkenntnis, wie auch der Umstand, daß in der erwähnten Namenliste des „Dramaturgischen Kollektivs" mein Name in der Nähe des Namens von Herrn Wilhelm Herzog figuriert, ohne daß ich gegen solchen Kontakt durch eine geboten erscheinende Isolierschicht geschützt wäre, hat meine Erklärung veranlaßt. — Ich stehe nach wie vor zu Erwin Piscator, in dem ich eine der stärksten Begabungen und ernstesten Kunstwillen des heutigen Theaters erkenne, lehne aber jede Gemeinschaft mit der Piscatorbühne in ihrem gegenwärtigen Bestand ab.

Arthur Holitscher

Der Feme-Film

Feme? — Der Ullsteinschnitt von Vicky Baum hat mit dem Sujet, den Aufräumungsarbeiten der nationalen Mörder untereinander, nichts zu tun. Aber der Titel ist zugkräftig. Es handelt sich nur um die Ermordung eines mißliebigen „liberalen" Ministers (laut Programmheft), dem ganz zufällig die geistigen Attribute Walther Rathenaus verliehen wurden. War schon der Roman eine hilflos-alberne Belanglosigkeit, so stellt dieser Film geradezu lichterlohen Kitsch dar. Die Autorin sucht mit starker Einfühlungsgabe die netten, adretten und wohlerzogenen Blondlinge einem weitern republikanischen Publikum näher zu bringen, ihren Kneipenzauber romantisch zu symbolisieren und die Mordtat mit aller preußisch-menschlichen Korrektheit zu umkleiden, die nur erdenklich. Das ist ihr ohne Frage über Gebühr gelungen. Dank der Dame Baum wissen wir nun, wie ein Ministermörder deutschnationaler Prägung von innen aussieht. Er ist so wohlerzogen, daß selbst der ange-

schossene Staatsmann noch mit brechendem Auge „Danke" sagen muß, da ihm sein höflicher Mörder aus Laub ein Kopfpolster schichtet, um ihm das Sterben zu erleichtern. Die Jungens haben nun mal Manieren. Das durch Inflation und Vermögensschwund bedingte Milieu der geheimrätlichen Familie hat der Film dem, wenigstens in dieser Hinsicht glaubhaften Manuskript, nicht nachzuzeichnen vermocht. Herr Mörder Joachim Burthe ist von Stavropoulos & Moldauer recht vorteilhaft angezogen und der einzige Umstand, der seine Leiden unter dem Jahre 1922 spürbar macht, ist das ewig leere Zigaretten-Etui. Dagegen gibt der Mordanstifter, Hauptmann a. D. Gregor v. Askanius, von Rudolf Forster glaubwürdig gespielt, viel eher ein Abbild der Tillessen und Killinger. Wie er den jungen Menschen in die Tat zu hetzen versteht, sich selbst beizeiten sein Alibi sichernd, das ist der Wirklichkeit gut abgelauscht.

Der Attentäter vermag sich Jahre hindurch der Verhaftung zu entziehen; freundliche Menschen, die seine Vergangenheit kennen oder doch wenigstens ahnen, leisten ihm Vorschub und Beihilfe. Manchmal aber — das muß doch gesagt werden, — findet Burthe auf seiner Wüstenwanderung auch einen Steckbrief wegen Ministermordes plakatiert, auf dem sein Photo nicht ein bißchen zerkratzt ist. Belohnung 5000 Papiermark.

In einem Irrenhaus, wo er unerkannt beim Gärtner scharwerkt, stöbert ihn sogar einmal die Polizei auf. Auf Patrouillenwagen rast das Überfallkommando der wakkern Schupo heran, aber der Offizier läßt sich gern von dem liebreich-erfahrenen Chefarzt überzeugen, daß seine Kranken nicht aufgeregt werden dürfen und die Verhaftung deshalb unter allen möglichen Vorsichtsmaßregeln erfolgen müsse. Die gestatten dann dem Mörder, durchs Fenster zu fliehen, die Polizei hinter ihm her, aber sie bekommt ihn nicht. Der göttliche Heilsplan hat noch viel mit dem Mörder vor. Ein Unschuldiger, ein Irrer fällt unter den Polizeisalven, bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt, der also präparierte Leichnam wird der Erde übergeben und der Mörder so der himmlischen Strafrechtspflege entzogen. Der himmlische Strafrichter ist ebenso langmütig wie die viel und zu Unrecht geschmähte deutsche Justiz. Burthe darf — von der Lektüre der gesammelten unsterblichen Werke des liberalen Ministers weich geworden —, die ihm der Chefarzt der Irrenanstalt, übrigens der beste Freund des ermordeten Staatsmanns, in Goldschnittausgaben, auf Bütten gedruckt und in Leder gebunden, verehrt, seine eigne Verworfenheit mit Zerknirschung erkennen und zum Schluß wird noch Adele Sandrock, die uralte Mutter des Verblichenen bemüht und muß dem Mörder ihres Sohnes Absolution erteilen. Aber davon will der geläuterte Burthe nichts wissen: „Wenn auch Ihr alle mir verzeiht, ich kann mir nicht verzeihen", sagt er und das Programmheft fügt hinzu: Er geht wieder auf die Straße.

Vorher noch legt das Manuskript die entscheidende Begegnung mit dem alten Mordmentor Gregor, der inzwischen im Staatsdienst ergraut und ein ganz großes Tier geworden ist. Jetzt hat er die Anstalt amtlich zu inspizieren. Askanius ist in der Zwischenzeit, wenn auch im Interesse seiner Karriere (die hier wie immer ein Synonym für das Vaterland geworden ist) nur gewissermaßen, Burthes Schwager geworden, aber er erkennt den Genossen seiner Morde und seiner Jugend nicht gleich wieder und sein Gedächtnis muß erst durch die Erinnerung an die Schwester geschärft werden. Die Empörung des zur Besinnung Gelangten weist er ab. „Immer noch der alte Phantast", sagt er, nachsichtig lächelnd dem Freunde. Und dann wird er ganz amtliche Person, „Staatsrat" (den „Staatssekretär", von dem im Manuskript die Rede war, hat wohl die Zen-

sur nicht gelitten). Er will ihm einen Posten verschaffen. An die ollen Kamellen von damals denkt sowieso kein Aas mehr. „Ich werde dich als Agenten unsrer Regierung ins Ausland schicken."

Aber Burthe lehnt dankend ab. Er ist nun mal geläutert und er, wenigstens will an den Früchten seiner Mordtat nicht teilhaben, die seine Parteifreunde und Mitverschwörer von ehedem auf Ministersessel und Staatssekretärposten erhoben hat. Er geht lieber auf die Straße. Das Premierenpublikum klatscht ergriffen, das Spiel ist aus und auf der Bühne stehen jetzt der Mörder und der Staatssekretär, neben der erforderlichen Weiblichkeit und nehmen die Ovationen und die Blumenkörbe entgegen. Vorne, im Parkett aber, sitzen die Delegationen der kartellierten Verbindungen und dazwischen auch einige Chargen der gar nicht so odiosen O. C. Es war die Festvorstellung der mit ihren Mördern versöhnten Republikaner.

Das Hirtenlied vom Ministermord ist beendet. Zwanzig Jahre nachher ... Tillessen und Killinger und Ehrhardt regieren den Staat. Der Ernst des Lebens beginnt.

Berthold Jacob

Olla podrida

Training zum Bürgerkrieg

Kriegerverein Elbenrod
Sonntag, den 31. Juli
Preisscheibenschießen
Wertvolle Preise!
Es ladet höflichst ein
Der Vorstand

Der Kriegerverein Zell
hält Sonntag, den 31. Juli
Preisscheibenschießen mit Tanz
ab, wozu freundlichst einladet
Der Vorstand

Kriegerverein Angenrod
Sonntag, den 31. Juli findet
Preisscheibenschießen
statt, wozu freundlichst einladet
Der Vorstand

Kriegerverein Seibelsdorf
Sonntag, den 31. Juli findet
Preisscheibenschießen
statt, wozu freundlichst einladet
Der Vorstand

Kriegerverein Grebenau
Sonntag, den 31. Juli
Preisscheibenschießen mit Tanz
Es laden freundlichst ein
Der Wirt Der Vorstand

Schützenverein 24 Bernsburg
Sonntag, den 31. Juli
großes Preisscheibenschießen
wozu freundlichst einladet
Der Vorstand
Eigne Groß- und Kleinkaliberbüchsen sind zugelassen. Der Preis der Schußserie beträgt trotz wertvoller Preise nur 1 Mark.

Kriegerverein Storndorf
Sonntag, den 31. Juli
Sommerfest
mit Preisscheibenschießen.

Kleinkal.-Schützenverein
Ober-Sorg.
Sonntag, den 31. Juli findet
Preisschießen mit Tanz
statt, wozu freundlichst einladet
Der Vorstand
Erstklassige Preise stehen zur Verfügung.

Preisschießen Groß-Felda.
Sonntag, den 31. Juli, hält der hiesige Kleinkaliber-Schützenverein sein diesjähriges
Preisschießen,
wozu herzlichst einladet
Der Vorstand
Wertvolle Preise!

Aus einer einzigen Nummer des Kreisblatts Ahlsfeld (Hessen)

Zum Auswendiglernen

Beschlagnahmte Druckschrift. Durch Beschluß des Amtsgerichtes in Chemnitz vom 5. 7. 1927 wird gemäß §§ 41, 73, 81. Ziff. ...., 86 StGB.; §§ 7 Ziff. 2, 86 StGB.; § 7, Ziff. 4, 9, 10, 11, 20 des Gesetzes zum Schutz der Republik vom 21. 7. 1922 in der Fassung des Reichsgesetzes vom

8. 7. 1926, § 27 des Reichspressegesetzes vom 7. 5. 1874 und §§ 94 ff StPO. die Beschlagnahme der Druckschrift „Der Weg zum Sieg", Verfasser Alfred Langer, Herausgeber Ernst Schneller, Berlin (M. d. R.), Drucker Meyer in Zürich, erschienen 1927, angeordnet, da sie in ihrem gesamten Umfange der Vorbereitung des bewaffneten Aufstandes dient. Tgb. Nr. 962 I. A. 1/27 Berlin, 25. Juli 1927. Der Polizeipräsident, Abt. I. A.

Deutsches Fahndungsblatt Nr. 8552 vom 27. Juli 1927.

Eine Buchanzeige

Zu Hindenburgs 80. Geburtstag
gehören in jedes Schaufenster
auf jede Festlichkeit

„Meine Fresse"
Eine Ladung Frontwitze
kart. 1.—

Käufer: Jeder Teilnehmer an den Festlichkeiten
Jeder alte Frontsoldat, unabhängig von der Partei
Jeder Daheimgebliebene, der das Wesen der alten Armee kennenlernen will
Jeder Freund von gesundem, urwüchsigem Humor.

Eulenspiegel-Verlag

Kauft, Freunde eines urwüchsigen Humors, kauft!

Rittergut sucht Studiker

Gesucht ein Student mit guten gesellschaftlichen Formen (deutschnational Bedingung!) zur Beaufsichtigung der Kartoffelmarkenausgabe auf ein Rittergut in Pommern.

Anschlag des Akademischen Erwerbsvermittlungsamtes, Berlin

Kleine Geschichte

Dies trug sich in Schweden zu. Ein junger sehr netter Professor der Universität Lund ist bei einem Archäologen zu Gast. Es werden kostbare alte Münzen gezeigt, und da der Professor eine kleine Goldmünze besonders bewundert, bestimmt die Hausfrau ihren Gatten, dem Professor die Münze zu schenken. Die abendliche Sitzung dehnt sich bei einer kräftigen Bowle gehörig aus, und als das bildhübsche Hausmädchen den jungen Gelehrten die Treppen hinuntergeleitet, ist er zwar nicht mehr ganz sicher auf den Beinen, aber desto vergnügter, und die Dienstmädchen in Lund schlafen im Souterrain und nicht in der Bodenkammer.

Am andern Morgen kommt das Hausmädchen verschämt und zeigt der gnädigen Frau ein Geldstück, das ihr der erkenntliche Professor hingelegt hat, mit dem sie aber gar nichts anfangen kann. Die Herrin tauscht es lächelnd gegen ein gangbares aus. Als der junge Professor wieder ins Haus kommt, gebärdet er sich ob seines verlorenen seltenen Stückes recht unglücklich. Zu seinem höchsten Erstaunen aber legt ihm die Gattin des Archäologen die verloren geglaubte Münze auf seinen Kuchenteller. Er schaut sie qualvoll forschend an, wischt sich aufatmend über die Stirn und sagt plötzlich erleuchtet: „Also Sie waren es vorgestern, Frau Professor . . .!"

Lucy v. Jacobi

Liebe Weltbühne!

In Heidelberg holten die Honorationen den Nuntius Pacelli vom Bahnhof ab und wichen und wankten nicht. Sie zeigten das Rathaus, zeigten die Kirchen, den Neckar, schließlich fuhr man einträglich aufs Schloß.

„Ein herrlicher Tag", offenbarte der Gast voller Nachsicht. Man offerierte den Fernblick über die ganze Stadt.

Plötzlich aber erschien am Himmel ein Zeichen. Klar und deutlich strahlte vom blauen Himmel ein „P".

Die Heidelberger erschraken und stammelten ehrfurchtsvoll: „Eminenz, ein Wunder!" — „P — wie Pacelli! Wie Pius!"

„P — wie Persil", sprach Pacelli, denn er kam aus Berlin.

Antworten

Alter Mitarbeiter. Sie schreiben uns: „Als ich vor einigen Wochen hier eine Antwort an den angeblichen Großverdiener des „schwarzen Freitags" Selmar Fehr fand, habe ich Sie darauf aufmerksam gemacht, daß Sie daneben gehauen haben. Das kann jedem passieren und ist mir auch schon passiert. Wenn ich Ihnen geschrieben habe, so tat ich es, weil ich glaube, daß man einem Mann, der nach meiner Überzeugung, für die ich ja immer eingestanden habe, zu Unrecht verleumdet wird, schützen muß, auch wenn er das Pech hat, Direktor einer Großbank zu sein. Sie bleiben skeptisch und raten mir nun, ich solle „meine Girlanden für Herrn Fehr aufheben, bis der Prozeß Schacht gegen ‚Welt am Abend' vorüber sei". Einverstanden, denn mir geht es gegen den Strich, jetzt als alter Mitarbeiter der ‚Weltbühne' mit Ihnen zu polemisieren, ohne die Sache weiter zu fördern. Aber ich nehme Sie beim Wort, und wenn ich auch sonst etwas schreibfaul geworden bin, diesen Artikel bekommen Sie. Bis dahin wollen wir von andern Dingen reden." Abgemacht.

Mozartfreund. Es wurde kein Aufhebens davon gemacht, als sie zum letzten Mal die Bühne der Staatsoper betrat, der sie, aber wer fragt heute danach, 18 Jahre angehört hat. Und wem wird im neuen Spieljahr auffallen, daß die seltene Künstlerin unersetzt, dem Ensemble fehlt? Sie war nicht von der Art, die auffällt; ihr Wert war das gleichmäßig hohe Niveau, unter das keine ihrer Leistungen sank. Würdige Tochter einer mit Recht berühmten Mutter, in bester romanischer Operntradition erzogen, Theater im Blut, ererbte Kultur in der Stimme, deren natürlicher Charme Ausdruck ihrer Persönlichkeit war und sich mit der gepflegten Anmut ihrer Geste harmonisch verband — so war sie. So ist Lola Artôt de Padilla, heute wie damals, als sie in Gregors Komischer Oper Berlin entzückte. Aber ihre Art gehört der Vergangenheit — jener bessern berliner Theatervergangenheit, in der wir das Theater ernster nehmen durften, weil es sich selbst noch ernster nahm. Künstler ihres Schlages lassen in dieser Gegenwart, wenn sie scheiden, keine Lücke; eines Tages haben sie zum letzten Mal gesungen. Das ist alles. Aber ihnen bleibt die Erinnerung der Besten.

Kampfbund gegen Kulturreaktion. Zu diesem Thema schreibt Fritz Schiff: „Vor einiger Zeit schien es mir notwendig, in der ‚Weltbühne' die berliner Ortsgruppe der „Reichsarbeitsgemeinschaft freigeistiger Verbände" ob der Vernachlässigung ihrer Pflichten zu geißeln. Da es aber angenehmer ist, zu loben, als zu tadeln, so erscheint es mir Pflicht, die Leser Ihrer Zeitschrift zu verständigen, daß diese Spitzenorganisation, hinter der eine Viertelmillion berliner Freidenker stehen, jetzt die Initiative gegen das schwarz-blaue Reichsschulgesetz ergriffen und in einem „Kampfbund gegen Kulturreaktion" die Basis geschaffen hat, auf der die politischen und kulturellen Organisationen aller Richtungen der Linken sich zusammenfinden können, also eine Art Kuczynski-Ausschuß gegen die schwarze Gefahr. Es darf allerdings nicht verschwiegen werden, daß der Ruf nach diesem Kampfbund schon im Mai von den Kommunisten erhoben wurde, und daß damals nicht nur die berliner Filiale der „Reichsarbeitsgemeinschaft", sondern auch die leipziger Zentrale schwere politische Hemmungen hatten. Auch ist vielleicht von Interesse zu wissen, daß die Wahlen im Bezirk Berlin des „Verbandes für Freidenkertum und Feuerbestattung" der kommunisti-

schen Opposition die Majorität verschafft haben, auch war die Bildung einer solchen Abwehrfront in Hamburg unter Führung des tüchtigen Carl Rieß schon längst erfolgt, Leipzig kam nach — immerhin es ist mit Genugtuung festzustellen, daß die berliner „Reichsarbeitsgemeinschaft", die „RAG", jetzt alles daran setzt, eine Massenbewegung gegen das schwarze Schulscheusal zu entfachen. Es muß ausdrücklich anerkannt werden, daß die berliner RAG diesmal ihre politischen Hemmungen in loyaler Weise unterdrückt, und neben der KPD, dem „Sozialistischen Bund", den „Unabhängigen", „Anarchisten", dem „Pazifistischen Studentenbund", den „Entschiedenen Schulreformern" und vielen andern, auch Organisationen wie den „Roten Frontkämpferbund" und den „Roten Frauen- und Mädchenbund" (deren Kulturarbeit übrigens von Außenstehenden nicht geahnt wird), als Kampfgenossen begrüßt. Die gleiche Loyalität zeigen die Kommunisten, die unter Führung des Stadtrats Doktor Ausländer, eines jener stillern Führer der Partei, dessen Sachlichkeit und politische Klugheit höchst bedeutsam wirken, gern bereit sind, mit bürgerlichen oder weltanschaulich entferntern Gruppen und Organisationen zusammen zu kämpfen, selbstverständlich nur sofern sie grundsätzliche Gegner des Schulgesetzentwurfes sind und jeden Kuhhandel verwerfen. Bisher ist die SPD, sind die Gewerkschaften dem „Kampfbund" ferngeblieben. Das ist nicht allein Konkurrenzhaß, das ist viel prinzipieller der unheilbare Wahn der sozialdemokratischen Zentrale, auf keinen Fall die Fühlung mit dem Zentrum verlieren zu dürfen. Trotzdem, die Hoffnung ist nicht aufzugeben, auch bei der Fürstenabfindungskampagne gelang es, die SPD und die Gewerkschaften in die linke Front hineinzuziehen — unter dem Druck der überwiegenden Majorität der Mitglieder dieser in jeder Hinsicht undemokratisch regierten Organisationen. Die Massen wollen kein Kompromiß in der Schulfrage, ihre Sache ist es, ihre Führer in die gemeinsame, kulturelle Abwehrfront hineinzuzwingen. — Ende September oder Anfang Dezember soll bereits die Bewilligung des Gesetzes im Reichstag inszeniert werden; es bedarf also intensiver und schneller Arbeit. Jede linke Gruppe schließe sich unverzüglich dem „Kampfbund" an, jeder von uns sei ein Agitator gegen diese Keudellerie, gegen diesen finstern Versuch der übelsten Reaktion, in der Schule ein Fundament zu mauern. — Die Geschäftsstelle des „Kampfbundes gegen Kulturreaktion" befindet sich Berlin NO 18, Friedenstr. 60, Anschrift: Paul Mehlhose; sie stellt gern Propagandamaterial zur Verfügung." — Wir begrüßen Ihre frische Initiative. Vielleicht gelingt es Ihnen, in diese stumpfe Linke Leben zu bringen.

Alter Filzpariser. Nein, der ‚Pariser Kurier' ist kein „Organ", sondern ein Schmutzblatt übelster Sorte. Es ist eine Schande, daß so etwas in deutscher Sprache in Paris erscheint. Lassen Sie ihn hängen.

Weltbühnenfreunde und sonst noch in Dresden verbliebene Republikaner treffen sich jeden ersten und dritten Mittwoch im Monat, abends 8 Uhr, im Hotel „Drei Raben", Marienstraße.

F. E. „Carl v. Ossietzky hat völlig recht: Das Auswärtige Amt in Washington, Herr Kellogg und Herr Coolidge selber scheinen keine Ahnung zu haben, was die öffentliche Meinung in Europa, was das „Weltgewissen" für Amerika bedeutet. Und da das Weltgewissen für viele eine Äußerung göttlichen Willens darstellt, so sei hier an eine hübsche Geschichte aus dem Badischen erinnert. Der verstorbene Zentrumsabgeordnete Konstantin Fehrenbach hatte ein-

mal einen Holzdieb zu verteidigen. Der Sachverhalt lag einwandfrei. Es war zwar nicht viel Holz gestohlen worden, nur ein paar Klafter, aber daß der Täter sie gestohlen hatte, das war zum mindesten in 90 Prozent bewiesen. Auf der Geschworenenbank saßen fromme katholische Bauern. Denen hielt Fehrenbach eine effektvolle Rede, die er mit den Worten schloß: „Meine Herren, dieses Urteil werden Sie einmal auf dem Sterbebett vor Ihrem himmlischen Schöpfer verantworten müssen." Da sagten sich die Bauern, wir werden uns doch nicht wegen eines lumpigen Holzdiebstahls mit unserm Schöpfer überwerfen, und sprachen den Mann frei. Es liegt mir selbstredend fern, diesen Fall mit dem Mord an Sacco und Vanzetti zu vergleichen, aber eins muß doch gesagt werden: Jene „dummen" Bauern aus dem Schwarzwald haben von ihrem Standpunkt gesehen mehr Verstand gezeigt als Regierung und Auswärtiges Amt der U.S.A. Denen Verstand beizubringen, wird unsre Sache sein, wenn die Urne mit der Asche Vanzettis durch Europa fährt." — Die amerikanischen Richter und Beamten sind keine schwäbischen Bauern, über die der gute Fehrenbach seine rhetorischen Triumphe feierte. Dessen warmer Advokatenbariton hat übrigens auch in Situationen versagt, wo er es nicht mit seinen ackerbauenden Landsleuten zu tun hatte. Zum Beispiel auf der Konferenz von Spaa, wo er das Herz der Ententeminister mit dem vollen Orchester seiner Beredsamkeit rühren wollte. Herr Millerand, nachher befragt, wie ihm der deutsche Reichskanzler gefallen habe, antwortete: „Er muß ein vorzüglicher Verteidiger vor ländlichen Schwurgerichten sein."

Neugieriger. Ja, die „Etappe Gent" von Heinrich Wandt ist wieder erschienen. Dazu neu herausgekommen der „Gefangene von Potsdam". Beide im Agis-Verlag, Berlin NW 87. Hier hat Einer die Naturgeschichte des deutschen Militarismus geschrieben, einen Brehm zur Orientierung ahnungsloser Wanderer durch den schwarz-weiß-roten Tierpark. Kauft diese Bände, nicht für die stille Bücherecke, aber für den guten Nachbarn, der noch immer nichts weiß, nichts gesehen, nichts gerochen hat. Die „Etappe Gent" ist das beste Desinfektionsmittel für kriegsbegeisterte Hirne.

Weltbühnenleser von München-Gladbach, Rheydt und Umgebung werden gebeten, ihre Adresse anzugeben an Ernst Hirsch, München-Gladbach, Hauptpostlagernd.

Mühlhauser Volksblatt. Ich lese mit Staunen: „Der deutsche Journalist und Schriftsteller Peter Panter, ein ‚Europäer' im Sinne von Paul Morand..." Panter, was wird Ihre Frau dazu sagen!

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152 zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin;
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto Berlin 11958.

Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank: Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Rothermeres Einfall in Mitteleuropa

von Carl v. Ossietzky

Ein kleines Novum in der wechselreichen Geschichte moderner Außenpolitiken: ein Zeitungskonzern hat gegen ein selbständiges Staatswesen Krieg eröffnet. Mit allen Mitteln heutiger Kriegstechnik: Vergasung, Vernebelung und Blockade. Dem angegriffenen Staat wird, von einem Zeitungskonzern!, nachgesagt, daß er der Existenzberechtigung entbehre, seine Grenzziehung ganz willkürlich sei und seine Methoden, nationale Minoritäten zu behandeln, ihn zu einer Gefahrzone ersten Ranges, ja, zum Pulverfaß Europas machten. Zu bemerken wäre noch, daß der Staat, dem jener Zeitungskonzern immerhin zugehört, mit dem andern im tiefsten Frieden lebt.

Damit könnte man die Sache auf sich beruhen lassen, vielleicht sogar einen gewissen komödialen Einschlag konstatieren. Aber das Haupt jenes Zeitungskonzerns ist Lord Rothermere, der begabteste aller journalistischen Giftmischer Europas, neben dem sich unser Hugenberg wie ein grüner Präparant ausnimmt, der Asa foetida mit Aqua toffana verwechselt. Der angegriffene Staat ist die tschechoslowakische Republik, die gewiß nicht die beste aller möglichen Republiken ist, aber sich heut ehrlich bemüht, mit ihren Kinderkrankheiten fertig zu werden und insbesondere einen etwas krampfigen Nationalismus zu überwinden, der noch aus der Zeit der Unterdrückung durch die schwarz-gelbe Bureaukratie stammt. Die Deutschen haben heut an der Regierung teil, und die intransigenten Alttschechen des Herrn Kramarsch stehen knurrend beiseite. Ein im ganzen recht wohnlicher Kerker.

Sehr wohnlich besonders neben Horthys Ungarn, dem Lord Rothermeres Patronisation gilt. Denn die Teilnahme des englischen Zeitungsmagnaten gehört dem Land der weißen Krieger, seit es ungarischen Aristokraten gelang, ihn zu überzeugen, daß ihr Land wieder größer werden müsse, um seiner Sendung als Ordnungsfaktor völlig gerecht zu werden. So griffen Mylord selbst zur Feder, um nachzuweisen, daß das böhmische Volk auf Kosten des ausgesogenen Ungarn lebe, und seine ‚Daily Mail' ergeht sich in Beschimpfungen des tschechischen Staates und fordert dessen finanziellen Boykott. Also Blokkade.

Nun sind die Grenzen durch die Friedensverträge von Saint-Germain, Neuilly und Trianon nicht weiser als die von Versailles. Aber grade die Tschechoslowakei konsolidiert sich zusehends und die Wunden vernarben. Warum interessiert sich Rothermere nicht, beispielsweise, für Beßarabien, wo die seinen magyarischen Freunden entsprechende rumänische Offizierskamarilla unter der eingesessenen Bevölkerung dermaßen wütet, daß die sich nach Rückkehr unter die Sowjets sehnt? Warum appelliert er nicht generell für eine Revision der Friedensverträge . . .?

So etwas scheinen die deutschen Nationalisten zu erhoffen, die zwar nicht das Gras, bei ihren guten Beziehungen zu dem Gott der Schlachten aber das Eisen wachsen hören, und deshalb zu Rothermeres Unternehmen leidenschaftlich applaudieren. Wie lange ist es her, daß Rothermere und ‚Daily Mail' Inbegriff aller Schändlichkeiten waren? Nannte man diesen Konzern nicht früher einen mit Vorliebe Deutsche verspeisenden Leviathian? Und wurde nicht immer gemunkelt, daß die Wiege seines Gründers in Frankfurt gestanden habe? Vergessen, vergessen. Glauben die Leute wirklich, daß Mylord mit ihnen nächstens, als Dank für den Sukkurs, gen Ostland reiten werde, durch den Korridor ...? Das glauben wohl selbst die beflissenen Adepten der Northcliffe-Rothermere-Chemie im ‚Lokalanzeiger' nicht.

Es ist das alte Schauspiel: das Bedürfnis nach Anschluß an die internationale Reaktion überwiegt endlich nationale Querelen. Das gilt für Rothermere so gut wie für seine neuen deutschen Bewunderer. Auch die Ungarnfreundschaft des englischen Pressebeherrschers ergibt sich nur aus der Notwendigkeit des britischen Imperialismus, auf dem Kontinent neue Büttel zu werben. Auch die englische Sympathie für Horthy, in dem die feine Gesellschaft von Mayfair vor ein paar Jahren wahrscheinlich noch so etwas wie einen in die Politik verlaufenen Zigeunerprimas gesehen hat, ist nur ein neues Glied in der Kette des Kampfes gegen Moskau. Längst hat sich die offizielle londoner Politik Mussolinis und Horthys und aller andern weißen Diktatoren versichert. Der nichtamtliche Rothermere aber geht ein paar Schritte weiter und macht schon Stimmung für eine opulente Belohnung eines der tüchtigen Lieblinge, und es ist kein Zufall, daß die Kosten für das Benefizium ein Staat tragen soll, der von anständigen Prinzipien regiert wird und ein Stück demokratischer Zukunft darstellt. Wir kennen solche Vorgänge aus dem Bürgerkrieg: erst gehts gegen den Bolschewismus allgemein; nachher ist alles ein Aufwaschen, und jeder ehrliche Demokrat erscheint als Bolschewik und ausrottenswert. Schon in der leidigen Falschgeldaffäre hat England zwar nicht Ungarns Ehre, wohl aber das Fell seiner Minister gerettet. Die Politik der englischen Regierung ist heute schon so weit, in jedem demokratischen Staatswesen Helfer Moskaus zu wittern. Deshalb die Päppelung aller Fascismen. Deshalb die kürzlich von amerikanischer Seite aufgedeckten Pläne Mussolinis mit Hilfe Englands und der deutschen Nationalisten, als Krönung des Werkes, den Magyaren schließlich einen italienischen Prinzen als König zu bescheren.

Das amtliche England verhält sich zu Rothermeres Einbruch in Mitteleuropa auffallend still. Gewiß, dieser Pressediktator ist zwar ein einflußreicher Politiker, aber doch nur eine Privatperson. Wer will ihm wehren, seine Meinung zu sagen, das gleiche Recht also wahrzunehmen, das jeder Sonntagsredner im Hydepark hat? Wenn man ihm zu arg übern Mund fährt, wird er schließlich schweigen, wenn er Glück hat, kann man — — ihm folgen. So hat Britannia immer erobert.

Canaris an der Ostsee von Oliver

Wir haben vor zwei Wochen an dieser Stelle dargestellt, wie eng die Verbindung der obersten Kommandobehörde der deutschen Reichsmarine in den Putschjahren mit den rechtsradikalen Kampfverbänden war. Wir haben gezeigt, daß es immer ein Mann war, der die Verbindungen aufrecht erhielt, und der vor allen Dingen die Auszahlung von Staatsgeldern an rechtsradikale Organisationen veranlaßte: der Korvettenkapitän Canaris.

Schon in den Novemberstürmen von 1923 erkannte Canaris mit dem Scharfblick, der ihn von seiner Gefolgschaft auszeichnet, daß die Zeit für den Versuch einer plötzlichen gewaltsamen Änderung der Staatsform endgültig vorbei war. Und er stellte sich um.

Die Marinestation der Ostsee, die bis dahin der theoretische und praktische Stützpunkt aller rechtsradikalen Angelegenheiten gewesen war, brach diese Beziehungen zunächst einmal jäh ab, sperrte jegliche Auszahlung von Geldern, aber nicht etwa, um nun auch ihrerseits eine treue Hüterin der Republik zu sein, sondern nur, um Atem zu holen und um Kräfte zu sammeln zu neuen Taten. Von jetzt ab gingen die Kommandostellen der Marine weit stiller, weit vorsichtiger, aber trotzdem energisch ans Werk, um eine ganz breite Basis zu schaffen, auf der sich noch weit besser im Trüben fischen ließ.

Die Marinestation der Ostsee fand in Wilhelmshaven einen beamteten Marinepfarrer der Republik, und diesen Prediger eines frommen Christentums hatte sie zu großen Taten ausersehen. Eines Tages gerieten die ehrsamen Kaufmannschaften sämtlicher Städte zunächst Schleswig-Holsteins und dann nachher Norddeutschlands in Erstaunen und Verwunderung, denn sie erhielten einen Brief, in dem sie aufgefordert wurden, an einem bestimmten Abend in einem bestimmten Hotel zu sein. Irgendwer habe ihnen etwas Wichtiges zu sagen. Unterzeichnet waren diese Briefe von dem Korvettenkapitän Schuster, der damals bei der Ostseestation Dienste tat, und einem Kieler Geschäftsmann. Verfasser dieser Briefe war ein Kieler Bankdirektor, der sich, bevor er das Heil seines Lebens, einen Sitz im Vorstand des stolzen kaiserlichen Jachtklubs und in rechtsradikalster Betätigung fand, um die Stellung eines Direktors einer geplanten sozialdemokratischen Genossenschaftsbank beworben hatte.

Die erste dieser Versammlungen kam offiziell unter dem Protektorat der Kieler Handelskammer im Hause dieser Körperschaft zustande. Den Vorsitz führte in voller Kriegsbemalung Korvettenkapitän Schuster, neben sich einen ernsten, finster blickenden Mann im schwarzen Gehrock. Nachdem Schuster erklärt hatte, er bitte wegen der verhältnismäßig anonymen Einladung zu dieser Sitzung um Entschuldigung — aber man müsse sich vor Verrätern schützen — tat er kund und zu wissen, daß die Einberuferin dieser Sitzung die Marinestation der Ostsee sei, und schlicht und ergreifend fügte er hinzu, neben ihm sitze ein Mann des Wortes Gottes, und der werde sagen, was zu sagen sei.

Der Pfarrer fing an zu reden. Er begann um 8 Uhr und um 10 Uhr sprach er noch immer. Er zeigte mit beredten Worten, wie ein ehrbarer deutscher Kaufmannsstand von allen Seiten von einer entsetzlichen Gefahr umgeben sei, die nicht etwa latent, sondern akut sei. „Ja, meine Herren, der Böse ist immer akut." Eine jüdisch-bolschewistisch-sozialistische Alliance sei seit kurzer Zeit, wie der Marinestation der Ostsee durch einen glücklichen Zufall bekannt geworden sei, emsiglich am Werk, dem ehrbaren Kaufmann all sein schönes Geld wegzunehmen und aus Deutschland eine Filiale des Sowjetstaates zu machen. Und zum Schluß kam das, was kommen mußte, und was auch den ehrbaren Kaufleuten geschwant hatte: sie mußten ihre Brieftaschen ziehen, die Federn glitten über die Scheckformulare und der Kampf gegen den bösen Feind war wenigstens für die nächste Zeit gesichert.

Auf diese Art und Weise ist jede größere Stadt Schleswig-Holsteins abgegrast worden, um Gelder zu sammeln, die die Marine zu einem Fonds anlegte, dessen oberste Verwaltung wieder — der Kapitän Canaris hatte. Es mußte ja ein Fonds gesammelt werden, der auch noch dann zur Verfügung stand, wenn es etwa dem Reichstag einfallen sollte, den Etat der Marine zu beschneiden. Ein Scherflein für die bitterste Not wurde zusammengetragen. Als man so den Boden durch die stählernen Pflugscharen des Wortes Gottes aufgewühlt hatte, warf man hoffnungsvoll die Saat der vaterländischen Verbände aus. Es sei hier klipp und klar gesagt (ist das vielleicht zu dementieren?): die Vereinigten vaterländischen Verbände von Schleswig-Holstein sind von der Marinestation der Ostsee gegründet worden. Diese Dienststelle hat den Geschäftsführer dieser staatsfeindlichen Organisation nicht nur ausgewählt, sondern sie besoldete ihn auch. Und zwar hat sie das bis vor ganz kurzer Zeit getan, und es ist keineswegs einzusehen, warum sie es nicht auch noch heute tun sollte. Und die Marinestation der Ostsee hat nicht nur den Landesgeschäftsführer bezahlt... Es ist selbstverständlich, daß in erster Linie in Norddeutschland zu den V.V.V. auch der Wiking gehörte, dessen umstürzlerische Pläne nicht erst vom Staatsgerichtshof bescheinigt zu werden brauchten, damit sein Charakter den Offizieren der Reichsmarine bekannt wurde.

Zu dem damaligen Kreis um Canaris gehörte auch als prominentes Mitglied der ehemalige Leutnant v. Borgies. Er war von Canaris dazu ausersehen, neben dem Baron Scheel-Vietinghoff der Mittelsmann zwischen den Leuten um den Justizrat Claß und den offiziellen Stellen der Reichsmarine zu sein. v. Borgies kam, nachdem eine von seinem Bruder in Schleswig-Holstein gegründete Milchkonservenfabrik in einen aufsehenerregenden Konkurs geraten war, und der Inhaber dieser Fabrik bei Nacht und Nebel über die dänische Grenze geflohen war, um sich dem Konkursrichter zu entziehen, hilfesuchend zu Canaris. Es ist erstaunlich, und sicherlich ganz zufällig, daß er kurz nach dem Zusammenbruch seines Bruders auf dem Umweg über eine Stellung beim Landbund in Berlin in einer Filiale der Reichswehr, der „Gefu", in Berlin auftaucht, um verantwortliche Geschäfte dieser Firma, die bekanntlich in

Rußland für die deutsche Reichswehr Granaten und Giftgase herstellte, zu übernehmen. Und es ist selbstverständlich auch weiterhin ein Zufall, daß Ladungen von Granaten am Sitz der Marinestation der Ostsee, in Kiel, ausgeladen wurden.

Diese russischen Dinge sind durch die gesamte deutsche Tagespresse gegangen, und sie sind der deutschen Öffentlichkeit bekannt. Wenn hier nicht von analogen Dingen, die nicht in Rußland, sondern anderswo gespielt haben, die Rede sein soll, so geschieht das nicht, um die Leitung der Marine oder um den Kapitän Canaris zu schonen, sondern es geschieht in der Hoffnung, daß der Reichstag sich einmal auf seine Pflicht besinnen und eine Untersuchung all der Dinge, die außer den besprochenen eingeleitet worden sind, vornehmen werde.

Es gibt Amtsstellen, hohe Amtsstellen in Preußen, denen Dinge bekannt sind, die uns eines schönen Tages in die entsetzlichsten außenpolitischen Schwierigkeiten bringen werden. Und diese Dinge sind angerichtet worden von dem Kommando der Reichsmarine. Gnade Gott der deutschen Republik, wenn die verantwortlichen Staatsmänner diese Dinge weiterlaufen lassen, und nicht rechtzeitig Vorsorge treffen, damit diese Treibereien der Reichsmarine beendet werden.

Lange nach der Ermordung Rathenaus saß einer der Freunde des Canaris, der sich mittlerweile politisch umgestellt hatte, mit einigen Beamten Preußens zusammen. Man sprach davon, daß man im Kreise um Canaris über die geplante Ermordung des Ministers vorher genau unterrichtet gewesen sei. Einer der Beamten fragte: „Was haben Sie denn, Sie persönlich, in den Tagen vor der Tat getan?"

Der Freund des Korvettenkapitäns Canaris klopfte seine Pfeife aus und erwiderte verbindlich lächelnd:

„Wir haben überlegt, wie wir an der Börse operieren könnten, um unsre Kenntnis zu verwerten."

Die Erfüllungspolitik der deutschen Rechten

von Alexander Bloch

Deutschland entfaltet wieder eine gesteigerte außenpolitische Aktivität. Es verlangt vor allem Revision der Friedensverträge und Aufhebung der Okkupation. Daneben läßt es durch die Presse eine Propaganda für Revision der Dawes-Zahlungen betreiben, desgleichen die Forderung nach Abrüstung der andern Staaten, unter welchem Deckmantel sich Agitation für eigne Aufrüstung verbirgt. Die Regierung wird darin von der Presse der Linken unterstützt, die auf die angebliche bisherige Erfüllungspolitik hinweist und hiermit Ansprüche auf die erwähnten Forderungen begründet. Die Presse der Rechten arbeitet mit der Linken zusammen, indem sie klagt, daß das ehrliche Deutschland auf die leeren Versprechungen des Auslandes hereingefallen sei. Die Rechte selbst habe immer vor der verhängnisvollen Erfüllungs- und Locarno-Politik gewarnt, und nunmehr liege der Wortbruch der Entente klar vor aller Augen.

Ganz Deutschland und mit ihm fast das gesamte Ausland ist fest davon überzeugt, daß die sogenannte Erfüllungspolitik, vom Versailler Frieden bis zum heutigen Tage, nur gegen den stärksten Widerstand der Rechten erreicht worden sei. Die Presse der Linken vertuscht absichtlich, daß die angeblich erfüllungsfeindlichen Schichten, Schwerindustrie, Junkertum und Militär, effektiv immer auch in der Republik das Heft in der Hand gehabt haben. Dabei hatten wir schon mehrfach Regierungen, in denen die Deutschnationalen sogar offiziell vertreten waren, ganz abgesehen davon, daß die Volksparteiler, die in ihrer Presse ebenfalls gegen die offizielle Außenpolitik Sturm laufen, in den meisten Regierungen tonangebend waren. Aber auch die Luther-Regierung von 1924 und die jetzige Regierung mit den deutschnationalen Ministern haben diese Außenpolitik fortgesetzt. Niemand von ihnen denkt daran, mit großer Geste den Versailler „Schandvertrag" zu zerreißen. In diese Trompete lassen sie nur ihre Leute in der Presse blasen.

Um das Spiel zu durchschauen, muß man sich klar werden, wie es sonst bei Friedenserfüllungen zugeht. Bei allen frühern Friedensschlüssen mußten die Forderungen des Siegers gewöhnlich sofort erfüllt werden, und niemals ist bisher diese Erfüllung als ein besonderes Entgegenkommen seitens des Besiegten angesehen worden. Um einen Vergleich zur heutigen Lage anzuführen und das Verhältnis der Parteien zu einem Friedensschluß festzustellen, nehmen wir als Beispiel den Frankfurter Frieden von 1871. Die Republikaner in der französischen Nationalversammlung dachten gar nicht daran, den Monarchisten, die die Mehrheit in der Kammer hatten und für den Krieg hauptsächlich verantwortlich waren (insofern sie die bonapartistische Regierung unterstützt hatten, denn den Krieg selbst hat im wesentlichen Bismarck herbeigeführt), die Verantwortung für Krieg und Niederlage abzunehmen. Die Linken stimmten gegen den Frankfurter Frieden, und die Rechte hat Himmel und Hölle für dessen Annahme in Bewegung gesetzt, besonders um nach außen hin Ruhe zu bekommen und die Kommune zu erdrosseln. Das hätte den Monarchisten so gepaßt, wenn die Linke in die Abtrennung Elsaß-Lothringens eingewilligt, dem Frieden zur Annahme verholfen und man noch der Rechten erlaubt hätte, dagegen zu stimmen. Dann hätte es auch in Frankreich passieren können, daß die Monarchisten sich vierzig Jahre lang als die Unentwegten hingestellt und die Schmachrepublik, die sich vor dem Feinde gedemütigt, durch eine demagogische Agitation unterminiert hätten.

Die unglaubliche Tatsache, daß man die Folge der Katastrophe, an der man selbst schuld ist, auf andre abschiebt, ist zwar nicht in Frankreich und wohl auch sonst kaum in der Geschichte, aber in Deutschland 1918 vorgekommen. Bis heute noch wird dieser Betrug aufrecht erhalten und genährt. Allerdings ist das nur möglich, weil unsre Linke selbst alles getan hat, um diese beispiellose Irreführung zu ermöglichen. Begonnen hat der Schwindel damit, daß die „demokratische" Regierung Prinz Max-Scheidemann nicht die Generale gezwungen hat, die Waffenstillstandsverhandlungen zu füh-

ren, um die diese selbst flehentlich gebeten hatten. Die Regierung hat vielmehr Erzberger nach Compiègne geschickt und damit den Militärs den Vorwand zur Hetze gegen den Mann gegeben, der ihnen in schwerster Stunde geholfen hat. Die Generale haben nicht einmal die Waffenstillstandsbedingungen unterschreiben müssen, ein Fall, der vielleicht zum ersten Mal in der Geschichte vorgekommen ist. Warum diese Entlastung seitens der „demokratischen" Regierung? Nun, das gehört zu einem andern dunklen Kapitel, nämlich zu dem des großen Spiels mit verteilten Rollen. Die Demokraten und die Sozialdemokraten waren sehr interessiert, das Prestige des „unbesiegten" Heeres dem Volk zu erhalten.

Fortgesetzt wurde der Betrug durch die Art der Annahme des Versailler Friedens. Es war Sache der Rechten, diesen anzunehmen, denn hier waren die Hauptschuldigen an der Kriegserklärung, der Kriegsverlängerung und der Niederlage, wobei allerdings keineswegs die große Mitschuld der Demokraten und Sozialdemokraten verkleinert werden soll. Aber man ließ die Rechte gegen den Vertrag stimmen und gab ihr damit gewaltigen Agitationsstoff. Natürlich war ihre Opposition eine bewußt verlogene. Denn als man in jenen Tagen die Rechte befragte, ob sie die Regierung übernehmen wolle mit dem Programm „Ablehnung des Schmachparagraphen und des gesamten Versailler Friedens", bedankte sie sich dafür. Nein, sie wollte die Annahme des Versailler Friedens durch die Republikaner. Damit war sie der Verantwortung für Krieg und Niederlage ledig und konnte gegen die Republik hetzen.

Jetzt weisen die Linksblätter triumphierend darauf hin, daß die Rechte die Politik Stresemanns unterstütze und damit die Richtigkeit der Außenpolitik der Linken anerkenne. Die Rechte habe sich „gewandelt". Tatsächlich ist diese angebliche Wandlung eine Legende, doch im andern Sinne, als es wiederum die Blätter der Rechten erzählen. Die Rechte war bereits seit 1919 mit der tatsächlich geführten Außenpolitik innerlich stets einverstanden. Mit dem Zentrum, Stresemann und der Linken hat sie auch gewußt, daß man nach außen hin alles erfüllen muß, um im geheimen ein neues 1813 vorzubereiten. Sie stimmt auch darin mit den andern überein, daß man ein 1813 nicht künstlich hervorzaubern kann, sondern daß eine günstige Konstellation abgewartet werden muß. Wenn die Rechte trotzdem äußerlich eine Opposition mimt, so grade im Interesse der Erzberger-Stresemannschen Außenpolitik und mit deren geheimem Einverständnis. Dem Ausland soll vorgegaukelt werden, daß eine starke Rechtsopposition gegen die Erfüllungspolitik existiere und man daher dieser Opposition große Konzessionen machen müsse. Aber niemals dachte einer der unentwegten Mannen wirklich, die offizielle Außenpolitik zu hintertreiben und es auf einen Konflikt mit dem Ausland ankommen zu lassen.

Dank den linken Parteien kann in Deutschland das in der Weltgeschichte unerhörte Ereignis vorkommen, daß die herrschenden Schichten gleichzeitig die Regierung und die Opposition bilden. Dieses Spiel treibt die Rechte auf allen Gebieten

und besonders in der Außenpolitik. Wenn die zurückgekehrten Bourbonen die Restauration einzuführen suchten, so mußten sie sich dafür vor Metternich und dem Zaren verbeugen. Die Bourbonen wurden daher in ihrem eignen Lande wegen ihrer Würdelosigkeit verachtet, was ihre ganze Stellung untergraben und zu ihrem zweiten Sturz geführt hat. Dasselbe war mit den zurückgekehrten Stuarts der Fall, die vor Ludwig XIV. kriechen mußten. In Deutschland können sogar nach der Niederlage die ausbeutenden Schichten, die Junker, die Militärs, die Großindustriellen das Volk unterdrücken, mit ihren Leuten selbst die offizielle Regierung bilden und dennoch gleichzeitig durch ihre verschiedenen Sprachrohre als angebliche Opposition eine Hetze gegenüber den Siegerstaaten inszenieren. Ihre eigne Regierung treibt offiziell die Locarno-Politik, die dem militaristischen Deutschland einen großen Nutzen bringt. Gleichzeitig wühlen sie aber durch die Presse gegen ihre eigne offizielle Politik, natürlich nur zum Schein, aber eben zu dem Zweck, um ihre Massen bei der Stange zu halten. Durch dieses frevelhafte Spiel haben sie einen doppelten Vorteil. Erstens gewinnen sie durch angeblich patriotischen Appell eine große Anhängerschaft im Volke. Sie werden von den ehrlichen Nationalen, von vielen Frontkämpfern, die umsonst geblutet haben, und von einer großen Masse, die sich durch Worte berauschen läßt, bewundert. Diese Schichten stellen sich dann bedingungslos und auch für die Innenpolitik zur Verfügung. Die Rechte hat zweitens den Nutzen, daß sie durch ihre Presse eine Kriegshetze erzeugt, die zu gelegener Zeit den weitern gewünschten Gewinn bringt.

Und wodurch ist eine solche Situation möglich geworden? Durch die bewußte Mithilfe der Linksparteien und durch die Kurzsichtigkeit auch wirklich ehrlicher Republikaner, die das Geschrei der Hugenberg-Leute und der Stahlhelmer ernst nehmen. Diese Ehrlichen scharen sich dann ausgerechnet um Stresemann, den Parteifreund Seldtes, anstatt kühl zu erklären: „Aber bitte, tut doch, was ihr wollt, leistet doch keine Dawes-Zahlungen mehr, geht doch energisch gegen Frankreich und Polen vor, zerreißt den Versailler Frieden, setzt doch eure Anschauungen bei euren eignen Regierungen durch. Seid doch mannhaft und zerbrecht endlich die Kette des Auslandes. Das weitere werden wir dann sehen."

Man wende nicht ein, das wäre ein Spiel mit dem Feuer. Die Westarp, Hergt und Hugenberg denken an alles andre als an einen ernsthaften Widerstand gegen das Ausland. Das ist nur demagogisches Geschrei. Sollten sie aber, durch ihre eignen irregeführten Anhänger getrieben, einen neuen Ruhrkrieg inszenieren wollen, nun, das könnte grade unsre Befreiung von ihnen bedeuten. Voraussetzung ist selbstverständlich, daß man sie auch wirklich allein ausessen läßt, was sie dem deutschen Volke einbrocken und ihnen nicht wieder wie 1914 und 1923 zu Hilfe kommt. Voraussetzung ist ferner, daß die kritische Situation, die die Herrschenden und ihr Anhang freventlich herbeigeführt haben, von den Anhängern eines neuen Deutschland und den republikanischen Volksmassen rücksichtslos ausgenützt wird.

Amerika-Dämmerung? von Jonathan

Aus dem Totenhaus jenes Staatsgefängnisses von Charlestown ist ein erleuchtender Funke um die Erde geblitzt: Auf dem Elektrischen Stuhl — dieser blasphemischen Abwandlung des Höchsten Richterstuhles! — schlossen sich die Kontakte und erwürgten zwei Menschen, von denen unser Gewissen weiß, daß sie unschuldig sind.

Sieben Jahre lang haben diese Menschen in jeder Minute ihrer entsetzlichen Tage dieses „Lebens" bitterste Qual verspürt. Sieben Jahre lang haben sie Minute für Minute, morgens und mittags, abends und nachts, mit erstickendem Herzschlag auf die Zellentür blicken müssen: Ob der Henker sie holen kommt! Wo ist der Mensch, der Ankläger, der dieses Grauen für alle Zeit in unser Herz zu brennen vermag?! Sieben Jahre Todespein! Amerika, das Land der „Höchstleistungen" (gibt es doch dort „the most kosherest mazzoth of the world!") kann einen neuen, unüberbietbaren Weltrekord buchen: The biggest pain of death! Was hat man doch bisher für Aufhebens von Kains Brudermord gemacht!

Unsre ängstlichen zwischen-zwei-Stühlen-Sitzer in der Wilhelm-Straße schlürften betulich auf Filzpantoffeln durch die öffentliche Meinung: Man darf Amerika nicht mit diesem Elektrischen Stuhl identifizieren! Deutsche, vergeßt nicht, daß der Dank des Vaterlandes den Amerikanern gewiß sein muß, denn ihre Quäker haben in schlimmster Zeit unsern Kindern ihr täglich Brot gegeben. Und wäre nicht der General Dawes mit seiner Tabakspfeife uns erschienen, wir säßen heute noch mit Poincarés Hand an unsrer Gurgel. Um Gotteswillen: Gen Ostland wollen wir, mit unserm reisigen Hergt an der Spitze, reiten; mit des Allmächtigen und des Herrn Schnapsfabrikanten Seldte Hilfe wollen wir siegreich Frankreich schlagen: Aber die „Freundschaft zwischen den zwei großen Nationen Deutschland und Amerika" dürfen wir um keinen Preis einer Anleihe gefährden! Das walte Gott und sein Stresemann Gustav.

Dreihundert Jahre nach jener Landung der „Mayflower" mit den „Pilgrimfathers" sieht nun die Alte Welt, was sie mit der Entdeckung der Neuen angerichtet hat. Sie, die Welt, ist schöner geworden, mit jedem Tag; das Blühen will nicht enden. Es blüht im fernsten tiefsten Tal der Amerikanismus, über allen Wipfeln ist Rekord und vom Geiste europäischen Strebens verspürst Du keinen Hauch. Fehlt nur noch, daß die hundertprozentigen Nachkommen der „Pilgrims" uns einen Wilhelm — den sie ja so bewundert haben — schicken; unter dessen Leitung wir uns in die Schickung, herrlichen Zeiten entgegengeführt zu werden, fügen würden.

Der Kampf zwischen der Kulturwelt Europas und der gierigen Plutokratie Amerika ist natürlich entschieden: Wallstreet hat das Match gewonnen. Jenes kolonisierte Land, das Alles, auch Geld, sammelt, konnte die Herrschaft über Völker antreten, aus deren Muttererde immerhin Geistesriesen bis an den erkennbaren Himmel wuchsen. Geldsack, Biceps und Ford-Traktor konnten Descartes und Newton, Kant und

Goethe, Kierkegaard, Nietzsche und Einstein knockout schlagen, gegen eine gute Börse, in die Kriegsmunition noch eine feiste Summe einschoß! Das seelisch verwirrte Europa, das glaubte, in der Welt keine moralischen Eroberungen mehr machen zu können, verschrieb sich den groß gewordenen Bruder mit dem speckumgürteten Bauch zu Hilfe, um auf diese Weise von dem zu seiner Erziehung aufgewandten schwerem Gelde Etwas zu haben. Das war der Dank vom Hause Morgan: Daß es Flammenwerfer, Kanonen und Kanonenfutter nach Europa sandte, um ein konkurrenzfreies Absatzgebiet für amerikanische Erzeugnisse der Maschinen und mechanisierten Menschen, auch Sitten und Gebräuche genannt, zu gewinnen. Schmückte Coolidges fade Oberlippe ein Schnurrbart: Er könnte ihn jetzt befriedigt „Es ist erreicht!" emporzwirbeln.

Nachdem fröhliche Jazzband und beschwingtes Tempo jahrelang uns den Sternen des amerikanischen Banners gläubig gemacht haben, hielten uns jetzt Richter Thayer und sein Gouverneur Fuller amerikanische Bergpredigt. Sie, auf des Geldschranks steiler Höhe thronend, fühlten sich als Götter, die von ihren Mühlen zwei „Verbrecher" langsam zermahlen lassen konnten. Warum nicht? Hat nicht ein hundertprozentig von amerikanischem (Holz-)Geist besoffener Kaplan — dies ist von einem Ohrenzeugen übermittelt — in seinem Sonntags-Sermon einer patriotisch geschwellten Gemeinde zugerufen: „Am jüngsten Tag werden alle Völker nicht mehr sein, Alles wird vergehen, nur das amerikanische Sternenbanner wird vor Gottes Allerhöchstem Throne wehen!" Ehren-Mensch Thayer und Ehren-Mensch Fuller können sich schon auf ihre Kreuzritter verlassen! Und auch auf ihre heimatlichen „Schlager"-Fabrizierer, die, warte nur, sehr balde für den Export in das noch immer amerikagläubige Ausland „die besten" Er-Schlagworte zur Beschönigung des bostoner Doppelmordes erfinden werden. Schon wird, um die Zähigkeit der beiden „Verbrecher" zu erhärten, verkündet, daß „die höchste" Stromstärke durch die Knochen Saccos und Vanzettis gesandt werden mußte. Ihr Todesröcheln ging also dem zur Ermordung als „Zeugen" zugelassenen Pressevertreter infolge des höllischen Geknatters verloren. Aber vielleicht vermag ein schmissiger Musiker aus dem Lande Massachusetts das Ticken des Stromschalters in Jazz-Synkopen der Nachwelt einzuhämmern.

Dies ist das Land, in dem man Charlie Chaplin mit allen Zeitungs-Kötern beinahe ins Irrenhaus hetzte, weil er es gewagt hatte, gegen den heuchlerischen Götzendienst am Weibe aufzumucken. Onkel Sam und seine Frau, Tante Moral, erhoben sich zornig vom Pfühl der Prüderie und orgelten gewaltig gegen den Verbrecher an der amerikanischen Sittlichkeit. Das allein schon hätte der Welt die Augen darüber öffnen sollen, daß sie am amerikanischen Wesen nicht kann genesen. Aber die Strammen und die treuen Besucher der Sonntags-Kirche in aller Welt freuten sich, wie man in Amerika eine derartige Menschenjagd aufziehe. Da seht, so wiesen alle Zeigefinger nach dem westlichen Hort echter Demokratie, von denen kann man lernen, wies gemacht wird! Von überall dort, wo Reaktion nistet, bauen sich immer zahlreicher goldene

Brücken über den Ozean. Diese Demokratie, gemildert durch Elektrischen Stuhl, gefällt und imponiert. Der hundertprozentige Nationalismus und die hundertprozentige Grausamkeit unter dem Sternenbanner sind schon Leistungen, die selbst unsre Schwarz-Weiß-Roten vor Neid erblassen lassen. Von diesem Land geht längst nicht mehr die Auflockerung verschütteter Kultur-Erde aus, sondern eine Fesselung an den Folterstuhl mechanisierter „Gerechtigkeit". Was bedeutet schon die Ozeanflug-Tat eines Amerikaners gegenüber der Un-Tatsache, daß ein andrer Amerikaner, jetzt der höchste Richter und früher der Präsident des Landes, Herr Taft, auf das in der Stimme des Verteidigers vereinigte flehentliche Bitten der ganzen Welt erklärte, er sehe keine Veranlassung, aus der kanadischen Sommerfrische an die amerikanische Grenze zu kommen, um zugunsten Saccos und Vanzettis einzugreifen! Seine Erholung hätte, gottbehüte, darunter gelitten. Sollen wir noch länger es als einen von diesem Lande ausgehenden Ansporn in der technischen Entwicklung der Menschheit preisen, daß ein Amerikaner in sechsunddreißig Stunden Europas Küste erreichte, wenn man in seinem Lande zwei Menschen sieben Jahre lang dem Tod entgegengehen läßt?! Können wir uns noch Musik und Rhythmus der Zeit von einer Nation vorschreiben lassen, aus deren Mitte ein „Oberster Richter" sprach, er könnte wohl die Begnadigung aussprechen, aber es fehle eine formelle Unterschrift! Maschine, die vorgibt, Herz zu sein.

Beschwichtigend werden allenthalben die demokratisch gestärkten Vorhemden sprechen: Ja, man kann doch nicht das ganze nordamerikanische Volk mit der Barbarei einzelner „Richter" belasten! Wie wir es bitter empfunden haben, daß man draußen uns Alle immer noch als lauter Wilhelme sieht, so ist ein Thayer noch lange nicht ein Upton Sinclair. Zugegeben. Aber, Verteidiger republikanischer Menschheitswürde, die Sinclairs gelten heute verflucht wenig in ihrem Lande. Sie sind nur der an demokratisch-freiheitlichen Sonn- und Feiertagen gern gesehene Aufputz einer Fassade, hinter der vom Erdgeschoß bis zum 40. Stockwerk ein gutgehendes Geschäft sowohl mit „Humanität" wie mit Petroleum-Shares und Kanonen betrieben wird. (Ein Protest-Telegramm an Fuller, so meldete das Kabel, kam von einem Bankier, der jenen sich noch Mensch nennenden Mann beschwor, die Todgeweihten zu begnadigen: Er handle mit langfristigen, „also staatserhaltenden" Bonds, die durch Unruhen infolge der Hinrichtung erschüttert werden könnten!) Jawohl, es sind im letzten Jahrzehnt, seitdem Amerika zum Vorbild der Völker wurde, Stimmen aus dem Yankee-Lande gedrungen, die der Welt das Gewissen und die kulturelle Wachsamkeit gegen das so gewaltig überschätzte Amerikanertum schärfen wollten. Vor der reaktionären Wirklichkeit warnten. Ihre Schuld ist es auch nicht, daß diese Aufschreie vom Sausewind der Amerika-Begeisterung verschlungen wurden. Heute, wo die an den beiden Italienern verübte Grausamkeit Dollariens geschäftliches Renommee schädigen kann, sind drüben die großen Wortführer prompt zur Stelle und trompeten Entrüstung; und „weisen es

weit" von sich, die „amerikanische Nation mit dem Unrecht identifizieren" zu lassen. Aber, brave „Einheitsfront aller anständig gesinnten amerikanischen Bürger", warum habt Ihr nicht schon früher jene Warner und Seher auf Eure Schultern gehoben und ihre Worte im Lande gelten lassen? Ein Fortschritt, der vom Elektrischen Stuhl und nicht vom Herzen kommt, kann uns nicht mehr ergreifen. Gerade wir Deutschen kennen diese Melodie. Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, daß ich so demokratisch bin...

Wir, grade wir dürfen und müssen uns in die „innern Verhältnisse" Amerikas einmischen! Wir sind dazu legitimiert gegenüber einer Nation, die den Krieg gegen uns zu einem Kreuzzug wider Barbarei und Verkommenheit aufblies. Wir sollten jetzt diesen Anti-Barbaren die aus unsern Heeresbeständen vermutlich übriggebliebenen Besen schicken: Vor ihren eignen Türen werden sie gut fegen. Ihre Feldwebel der Justiz sind nicht besser als die Spieße, die uns vier Jahre lang des Kaisers Rock verbleuten. Für Geldschränke ist moralische Atmosphäre eine zersetzende Luft. Die Amerikaner uniformieren die Seelen feldgrau, unsere Wilhelms machten es mit den Leibern. Freilich: Unsern Demokraten gilt Amerika als Vorbild, das man — ideenlos wie man nun mal auf diese republikanische Welt gekommen ist — bewundernd kopieren muß. Und dann, Ihr lieben Leute, nicht wahr? warum soll man undankbar sein gegen ein Volk, das doch so wundervolle, dem Lebenskomfort dienende Erfindungen hervorgebracht hat. Wenn heute von der Wiege bis zur Bahre jede Handlung und jede Regung unsres Daseins auf elektrisch bediente Handgriffe vereinfacht worden ist: Wem denn, wenn nicht den Amerikanern, verdanken wir dies? Natürlich! Wäre nicht Edison gewesen — so hat man uns in diesen Tagen berichtet — hätten wir heute keinen Elektrischen Stuhl, und die Welt hätte dem Galgen treu bleiben müssen. Oh, wie schrecklich wäre das für den zivilisatorischen Fortschritt! Nein, nochmals nein: Die amerikanische Nation ist zu ihren Thayers und Fullers so unschuldig gekommen, wie wir zu unsrer, sagen wir: Republik. Und daß das amerikanische Volk nichts mit seinen Henkern zu tun haben will, geht sonnenklar aus der beruhigenden Tatsache hervor, daß (so meldete man uns schon 24 Stunden nach dem bostoner Leichenschmaus) die „Erregung in Amerika mit Rücksicht auf den bevorstehenden Kampf um die Boxweltmeisterschaft sich zu legen beginne".

Wenn das Ansehen Amerikas in der Welt durch Fullers Hand einen Dolchstoß erlitten hat, so sei es dieser: Genug mit der Überschätzung Amerikas! Wie können, beispielsweise, unsre Wotansanbeter, die doch das „auserwählte Volk" mit Feuer und Schwert ausrotten möchten, noch länger Gefallen finden an einem andern, von dem einer seiner führenden Männer, der Botschafter Page, ernsthaft erklärte: Er könne sich nicht denken, daß Gott jemals wieder ein vollkommeneres Wesen schaffen könne, als den Amerikaner! Und wenn der liebe Gott wieder ein vollkommenes Wesen schaffen würde, so wäre es nur ein Amerikaner. Keine Selbstüberschätzung der eignen und keine Überschätzung der andern Nation! Der von-

Vater Geldsucht und Mutter Rekordgier gezeugte Maschinen-Geist (in dessen und Fords Zeichen sich allerdings so bequem „rationalisieren" und Arbeiter auf die Straße schmeißen läßt) bleibe gefälligst in seinem Lande und nähre dort sich redlich. Die Entgötterung Amerikas muß in Europa beginnen. Zurück zu Europa! sei die Parole aller europäisch gesinnten Menschen, die nicht in weitern sieben Jahren den Elektrischen Stuhl als amerikanischen Exportartikel auf dem für dergleichen Dinge immer aufnahmefähigen europäischen Markt eingeführt sehen wollen.

Henri Barbusse und die Montenegriner

von Hanns-Erich Kaminski

Wie eine Strichätzung ist die Straße in den Lovćen gekratzt. Ganz steil windet sie sich in endlosen Kehren empor; wenn das Auto die Kurven nimmt, denkt man manchmal, es geht ums Leben. Unten wird indessen die gezackte Bucht von Cattaro in immer größerer Ausdehnung sichtbar, sie hat völlig den Charakter eines norwegischen Fjords, so dicht umstehen die Berge das Meer, das hier wie mit Krallen tief ins Land greift. Rund tausend Meter fährt man den Lovćen hinan, dann führt die Straße über die Bukovica. Dahinter liegt das Tal von Cetinje. Nun erst sieht man die Spitze des Lovćen, auf dem sich das weiße Grab des montenegrinischen Fürsten und jugoslawischen Nationaldichters Petrović erhebt.

So weit man blickt, nichts als öde Felsen. Ein paar elende Häusergruppen nennen sich Dörfer, aber es erscheint als eine anmaßende Überheblichkeit. In einem von ihnen liegt ein ganz hübsches Landhaus: das ist das Geburtshaus König Nikitas. Wo Häuser sind, da ist auch der Boden bebaut, doch trägt er nur ein wenig Mais, der zudem sehr dünn steht. Vieh sucht man vergeblich. Es ist das ärmste Land, das ich bisher gesehen habe.

*

Henri Barbusse hat vor einiger Zeit eine Zuschrift an die frankfurter ‚Volksstimme' gerichtet, in der er gegen einen Artikel Hermann Wendels polemisiert. Darin heißt es:

> Für den, der die Nachkriegs-Geschichte auf dem Balkan wirklich verfolgen will, ist es offenbar, daß die Annexion Montenegros eine Konfiskation gewesen ist, die unter Mitschuld der westlichen Mächte vorgenommen wurde und unbestreitbar den edlen Geist der Unabhängigkeit der Montenegriner, der beinahe legendär geworden ist, vergewaltigt hat und die sich auf zwei Vorwände stützt, die der Prüfung nicht standhalten: die Unfähigkeit oder sogar Unwürdigkeit der herrschenden Dynastie, deren Sache man mit der des ganzen Volkes ohne jedes Recht durcheinander geworfen hat, und die Zustimmung einer Versammlung, die man offenbar nur durch Intrige und militärische Gewalt erreicht hat.

Mit dem Artikel Wendels, gegen den sich diese Zeilen richten, kann ich mich schon darum nicht identifizieren, weil ich ihn nicht gelesen habe. Bei allem Respekt vor dem Dich-

ter des „Feuers" muß man jedoch sagen, daß seine Darstellung reichlich naiv ist und alle Lebensbedingungen Montenegros unberücksichtigt läßt.

Was zunächst den „edlen Geist der Unabhängigkeit der Montenegriner" anbelangt, so braucht man ihn nicht zu bestreiten. Seitdem es die Bande der primitivsten Hauswirtschaft gesprengt hatte, lebte dies Bergvölkchen jedoch nur auf Kosten des Gegensatzes zwischen Rußland und Österreich. Und zwar war es nicht nur der Staat, der in dieser Atmosphäre seine Existenz erhalten konnte, sondern ein großer Teil der Montenegriner lebte tatsächlich von baren Unterstützungen. Das bißchen Wirtschaftsleben gravitiert nach Podgoriza, das in einem verhältnismäßig fruchtbaren Tal liegt. Cetinje dagegen ist ein Beamtendorf, jeder zehnte Mensch ist hier Beamter oder Soldat. Von ihnen leben die Kaufleute und Cafétiers. Eine Anzahl Leute ernährt sich ferner durch den Verkauf von Holz, das sie von den Höhen bringen, denn im Winter ist es hier bitter kalt. Die meisten aber, mindestens in der Gegend von Cetinje, leben jetzt von jugoslawischen Pensionen wie früher von russischen. In Belgrad sagte man mir, die großen Summen, die nach Montenegro gehen, dienten zur Verbesserung der öffentlichen Einrichtungen, vor allem zum Straßenbau. In Wirklichkeit zehren die Straßen von ihrem Kapital, das oft nicht mehr groß ist. Neues wird überhaupt nicht geschaffen, das ganze Geld geht wahrhaftig für Pensionen drauf. Wer nur zehn Jahre Beamter oder Soldat gewesen ist, bekommt eine, die Kriegsjahre zählen dabei doppelt, und es gibt Leute, die für Geld und gute Worte jedem die nötigen Unterlagen besorgen.

Diese echt balkanische Politik muß natürlich kurze Beine haben, die Einsichtigen nehmen sie Jugoslawien schon heute gründlich übel. Aber was soll geschehen? Selbst wenn das Land wirklich so reiche Mineralschätze birgt, wie behauptet wird, die Erschließung dieser Bergwildnis würde ungezählte Millionen kosten. Ein selbständiges Montenegro könnte sie gewiß nicht aufbringen. Es müßte in Armut und Elend verkommen oder es müßte sich selbst zum Spielball zwischen Italien und Jugoslawien machen, so wie es heute das Schicksal Albaniens ist und wie es früher Nikita zwischen Österreich und Rußland tat.

*

Montenegro aber ist jugoslawisch, sowohl der Sprache als auch der Rasse nach, darüber kann kein Zweifel herrschen. Es ist sogar gewissermaßen die Urzelle des unabhängigen Jugoslawiens. Denn in diese Berge zogen sich die Serben zurück, die nach der Katastrophe auf dem Amselfeld (1386) der Unterwerfung unter die Türken entgingen. Aus zusammenhanglosen Stammherrschaften bildeten dann gegen Ausgang des siebzehnten Jahrhunderts die Petrović einen theokratischen Staat, dessen Fürsten gleichzeitig Bischöfe waren. Der letzte von ihnen, der beide Gewalten in seiner Hand vereinigte, war gleichzeitig einer der größten südslawischen Dichter, einer der begeistertsten Propheten der Einigung.

Sein Enkel Nikita war nur noch weltlicher Herrscher. Aber als solcher galt er lange als der kommende Souverän des Einheitsstaates. Erst nach der Ermordung der Obrenovic wurde er aus dieser Position durch die Karadjordjevic verdrängt. (Der dadurch entstandene Gegensatz zwischen dynastischer und nationaler Politik in Montenegro einerseits, zwischen den beiden Dynastien in Belgrad und Cetinje andrerseits macht viele der scheinbar unentwirrbaren Balkanintrigen vor dem Kriege erst verständlich.) Unter dem Eindruck der Revolutionen in Serbien und Rußland „schenkte" dann Nikita seinem Land eine Verfassung. Nachdem so die Möglichkeit politischer Debatten, wenn auch nur in sehr beschränktem Umfang, einmal gegeben war, wurde der Konflikt zwischen dem Egoismus Nikitas und der serbophilen Intelligenz Montenegros jedoch immer stärker, im Jahre 1907 kam es sogar zu einem Aufstand. Und die Frage der Vereinigung wurde erst recht drängend, als nach dem Balkankrieg der Sandschak zwischen Serbien und Montenegro aufgeteilt und die beiden Staaten Nachbarn geworden waren.

Die panslawistische oder mindestens jugoslawistische Stimmung, die Nikita in den Balkankrieg getrieben hatte, zwang ihn dann auch in den Weltkrieg. Aber bereits 1915 ließ er den frühern österreichischen Militärattaché in Cetinje, Hupka, um eine Unterredung bitten. Hupka befand sich damals an der italienischen Front; bis er sich mit dem Prinzen Peter auf der halben Höhe des Lovćen treffen konnte, hatte sich die Kriegslage sehr zugunsten der Entente geändert, sodaß ihm dieser nicht einmal Vorschläge machte. Später, als die Heere der Mittelmächte Montenegro von allen Seiten einschlossen — die montenegrinische Armee hatte inzwischen durch ihr heldenmütiges Standhalten den epischen Rückzug der Serben durch Macedonien nach Albanien ermöglicht — scheinen die Verhandlungen wiederaufgenommen worden zu sein. Die Details sind einwandfrei noch nicht festgestellt, vermutlich bestand jedoch ein Gegensatz zwischen der österreichischen Regierung und der Heeresleitung, die den Lovćen gern im Sturm nehmen wollte. In Cetinje sagte man mir jedenfalls, daß die Montenegriner bereits im Abzug begriffen waren, als die Österreicher angriffen. Eine der erstaunlichsten militärischen Leistungen, die einem angesichts dieser steil ragenden Wand schaudernde Bewunderung abnötigt, würde dadurch freilich zu einem überflüssigen Theatercoup degradiert werden. Tatsache ist, daß der Sturm nur verhältnismäßig geringe Opfer kostete. Nikita, der sich angeblich verraten glaubte, verließ darauf sein Land, und er kam auch nicht zurück, nachdem es die Österreicher geräumt hatten. Wahrscheinlich blieb er, dank der Fürsorge Pasićs nicht ganz freiwillig in Frankreich.

In Podgoriza trat indessen eine Nationalversammlung zusammen, die in namentlicher Abstimmung einstimmig die Vereinigung mit Serbien und die Absetzung und Enteignung der Dynastie beschloß. Diese Nationalversammlung wird wohl so zustande gekommen sein, wie solche Versammlungen auf dem Balkan meistens zustandekommen. Bemerkenswert ist immerhin, daß unter den Abgeordneten sich der eigne Schwager

Nikitas befand. Der militärische Druck, unter dem die Versammlung gestanden haben soll, kann unter keinen Umständen groß gewesen sein: einmal, weil der legendäre Unabhängigkeitsgeist der Montenegriner, von dem Barbusse spricht, wirklich vorhanden ist, und zwar um so mehr, als er in den Bergen so gut wie unangreifbar ist; zum andern, weil die dezimierte serbische Armee damals in ganz Montenegro höchstens ein paar Kompagnien stehen hatte.

*

Wenn Barbusse es nun als eine Schuld der westlichen Mächte bezeichnet, daß sie die Sache Montenegros mit der seiner Dynastie zusammengeworfen haben, so muß man zugeben, daß sie nur denselben Fehler begangen haben wie die meisten Montenegriner selbst. Die Wahrheit ist, daß es außer den, übrigens meist der ältern Generation angehörigen, Nikitanern kaum Anhänger eines selbständigen Montenegros gibt. Die Dynastie aber hat verzichtet. Selbst der Führer der Nikitaner, Jovan Plamenatz, hat verzichtet, er kandidiert jetzt auf der Liste der Radikalen für die Skupčina. Freilich gibt es noch eine montenegrinische Partei, die von den sieben Abgeordnetenmandaten Montenegros drei innehat, sie fordert jedoch nur die Autonomie innerhalb Jugoslawiens, nicht die Unabhängigkeit, und wahrscheinlich wird sie bei den Septemberwahlen noch einen Teil ihres Anhangs verlieren. An Montenegro als Staat denken nur noch schlecht unterrichtete Fremde.

Diese wahrheitsgemäße Feststellung soll den mutigen Kampf, den Henri Barbusse gegen den balkanischen Terror führt, beileibe nicht herabsetzen. Es bleibt unter allen Umständen der höchsten Bewunderung wert, daß ein großer Dichter in einen entfernten Winkel gereist ist, um sich der kleinen Leute anzunehmen, die dort gemartert und unterdrückt werden. Der größte Teil seiner tatsächlichen Behauptungen ist zudem zweifellos unanfechtbar, und man kann nur wünschen, daß seine Enthüllungen den Blick der Menschheit wieder ein bißchen auf den Balkan lenken, der in vielem weit hinter China zurücksteht.

Was Jugoslawien anbelangt, so irrt sich Barbusse jedoch in der Voraussetzung, wenn er die Vereinigung seiner Stämme als einen ungerechtfertigten Gewaltakt ansieht. Der S.H.S.-Staat hat gewiß manches Stück Land an sich gerissen, das jenseits seiner ethnographischen Grenzen liegt, und seine Innenpolitik ist gewiß alles andre als erfreulich. Aber die Vereinigung selbst entspricht, solange die ganze Welt aus Nationalstaaten besteht, der historischen Logik, grade, wer für das Selbstbestimmungsrecht der Völker eintritt, muß das anerkennen. Daß es dabei nicht ohne Intrigen und nicht einmal ohne Gewalt abgegangen ist, wird jeder beklagen, dem das Recht der Minderheiten sogar in Georgien am Herzen liegt.

Jahrzehntelang hat die Welt über den montenegrinischen Operettenstaat gelacht. Nachdem er nun in Jugoslawien aufgegangen ist wie ein Fluß ins Meer mündet, wenn auch nicht in ungehemmtem Lauf, geht es nicht an, daraus eine Tragödie zu machen.

Gebet des Zeitungslesers

Szene aus einer Revue von Alfred Polgar und Theobald Tiger

Der Zeitungsleser im Schlafrock. Zimmer. Auf einem Tisch, auf Stühlen verstreut und zerknüllt liegen Zeitungen aller Größen. In einer Ecke ein größerer Packen aufeinandergeschichteter Zeitungen. An der Wand ein Regal, ganz vollgestopft mit Zeitungen, die aus allen Borden quellen.

Das ganze ist rezitatorisch gedacht. Die Musik geht durch alle Möglichkeiten: vom Jazz bis zum Choral.

Du lieber Gott, so hör mein leises Flehen!
Tu auf den Packen hier herunter sehen!
Du lieber Gott, ich pfeif am letzten Loche:
Das sind die Zeitungen von einer Woche!
Die muß ich alle, alle, alle lesen:

Vom Bürgerkrieg bei Nord- und Südchinesen;
Vom Turnerfest mit Grätsche und mit Kippe;
Vom Flaggenstreit in Schaumburg-Lippe;
Von Abegg, Lübeck, Ahlbeck, Becker;
Von Schnillers Testamentsvollstrecker;
Von Prinz von Wales und von Richard Strauß —
Das fliegt mir alles so ins Haus!
Ich kaufs auch noch. Sobald ichs seh —
fixe Idee:
„Acht-Uhr-Abendblatt! Acht-Uhr! B. Z.! Die Nachtausgabe!"

Wo nur eine Zeitung ist, da trabe
Ich hin — aus Gier
Nach Papier — immer nach Papier —
Bleib auf der Straße stehn und lese hier:

Die westliche Ostsee ziemlich bewegt;
Pola Negri endgültig trocken gelegt;
Churchill gestürzt — die Kammer tobt;
Der Papst mit Mary Wigman verlobt;
(das ist ihm recht!) — Sturm auf den Azoren;
Ludendorffs Dackel hat seinen Schwanz verloren;
In Grönland Badehosenhausse;
Pallenberg hundertmal in einer Posse;
Verfilmung des Dramas Ain und Kabels;
Prämiierung des kleinsten Damennabels;
Mussolini und das schwarze Hemd seiner Amme; — —
Nachrichten, Nachrichten, Telegramme, Telegramme, Telegramme —

Jazz

Was geht denn mich das an?
Das geht mich gar nichts an!
Das geht mich gar nichts an!

In den Beilagen raschelt und zischelt der Wind — —
Ich bin ein armes zerlesenes Kind...
Hat keiner mit mir Armen
Erbarmen?

Man sagt von IHM, daß Er doch auch 'nen Sohn hat...
Das sind die Zeitungen von einem Monat!

Wenn ich sie seh': mich schaudert und mich graust —
Was kommt da noch auf mich herabgebraust?

Choral

Befrei mich Du vom irdschen Bösen.
Warum muß ich denn Silbenrätsel lösen?
Was kostests mich für lange Stunden
bis ich: „Maitresse unter Ludwig XVI." gefunden —
Auflösung: „Nichtswürdig ist die Nation —"
Oder: „Du sollst nicht töten, spricht der Gottessohn!"
Es ist manchmal ein Kreuz mit Deinem Wort
Nimm doch die Kreuzworträtsel fort...
So plätschert das tagaus, tagein,
Auf mich, den armen Leser herein — —

Es regnet Zeitungen

Papier! Papier! Von welchem Riesenbaume
Verflattert das in unserm Erdenraume?
Papier! Papier! Genug! Genug des Segens!
Ertränk mich nicht, Du Flut des Zeitungsregens!

Marseillaise

Hier sind die Fahnen aller Staaten
Allons, journaux de la patrie!
Ich kann in Zeitungen schwimmen — in Zeitungen waten —
Aber ohne Zeitungen sein: das kann ich nie!
Wie sie mich quälen,
töten beinah —
Und wie sie mir fehlen,
Wenn sie nicht da...!
Was soll mir das? Was hats für einen Sinn?
Mein ganzes Leben ging in diesen Kleinigkeiten hin...
Am jüngsten Tage — des Gerichts —
Da werd ich sehn:

4 Paukenschläge

Du kamst zu nichts.
Zerteilt. Zerspielt. Zerspellt. Zerzettelt.
Mein Lebtag hab ich nur um eins gebettelt:
Um Ruhe.
Du gabst sie nicht. So muß ich dienen,
Als Sklave aller Rotationsmaschinen.

Du lieber Gott, gebleicht ist all mein Haar.
Hier sind die Zeitungen von einem Jahr...!
Du hast mich ihnen gänzlich preisgegeben —
War das ein Leben — das mein Leben —?

Ich merkte, welche Tageszeit grad war,
Nur am Matin, Paris-Midi, Le Soir...
Bis in die letzten Winkel meines Heims
Kam Deine Zeit, Le Temps, die Times — —

Verflucht die Bilder, die Plakate!
Die Leitartikel, Inserate!
Die Neuigkeit, die, kaum geboren, alt!
Das Blatt am Baum — der ganze Blätterwald!
Verflucht! Verflucht die Menschenfibel!
Verflucht die Inseratenbibel!
Ruhm: Durch die Zeitung. Heirat: durch die Zeitung.
Krieg: Durch die Zeitung. Frieden: durch die Zeitung.
Nimm sie von mir! Die Zeitung triumphiert!

Totenstille. In der Musik nun aufgelöste Akkorde. Ruhe nach einem Sturm. Ganz sanft

Es hilft ja nichts.
Du bist ja sicher
selber
abonniert . . .

(mit ausgestreckten Armen nach oben — —)

Vorhang.

Piscator-Premiere von Hans Siemsen

Mensch mach doch kein Theater! Dies könnte in einem sehr ernsthaften Sinne das Motto Piscators sein. Es ist das Motto all derer, die das Theater ernsthaft und anspruchsvoll lieben, es mehr lieben, aber es nicht für wichtiger halten als irgend eine andre Erscheinung und Äußerung des Lebens.

Das Theater ist in einer miesen Situation. (Wir alle? Gewiß! Aber das Theater ist in einer besonders miesen.) Nicht nur Film und Radio, auch Sport, die aus ihnen neuentstandenen berufsmäßigen Gladiatoren-Wettkämpfe (die den Zirkus bereits erledigten), auch die technische Vervollkommnung der Verkehrs- und Mitteilungsmöglichkeiten (vom Flugzeug bis zum Fernsprechapparat), vor allem auch die eignen Abarten des Theaters (Varieté, Revue, Kabarett) ziehen ihm von allen Seiten auf die Bude, dringen ein, zerstören. Piscator betreibt diese Zerstörung des (alten) Theaters systematisch, gibt ihr einen Sinn. Zerstörung ist notwendig, wenn Neues entstehen soll. In Piscators Zerstörungsarbeit werden schon die Keime, die Möglichkeiten eines neuen Theaters lebendig. Ob er selber es erleben, selber gar schaffen wird? Das ist eine Frage, deren Beantwortung nicht von ihm abhängt. Sondern von der politischen, wirtschaftlichen (wo ist der Unterschied?) Entwicklung Deutschlands, Europas, der Welt. Diese Arbeit müssen, müßten wir tun, wir alle! Das ist Piscators Stärke. Er kann immer alle Schuld (mit Recht) auf uns abladen. — Wenn ich „Piscator" sage, meine ich nicht nur ihn. Es gibt auch andre. (Obwohl es nicht so arg wichtig ist, herauszutüfteln, welche seiner Erfindungen von ihm, von seinen Mitarbeitern, aus Rußland stammen, und wer das Prioritätsrecht hat.) Aber wenn ich sage: er hat ganz besonders recht, wenn er (in Deutschland!) auf Politik nicht verzichten will, — dann meine ich Piscator.

Tollers Theaterstück „Hoppla, wir leben!" (oder soll ich sagen: Drama?), das kein Drama ist und kein Theaterstück, ist für diese Betrachtung belanglos. Es ist eine Art dramatischer Selbstbiographie. Wie die „Wandlung". Erschütternd, weil sie wahr und erlebt ist, nicht bloß so „erlebt", wie wir alle „erleben", sondern (wie die „Wandlung") mit Einsetzung des eignen Lebens erlebt. Erschütternd aus demselben Grunde, aus dem eine Photographie erschütternder sein kann als irgend ein Gemälde, irgend eine Zeichnung. Wahrheit ist immer erschütternd. Aber Bekenntnis ist selten Wahrheit, Wirklichkeit niemals Kunstwerk. Kunst ist immer „Lüge". Beispiel: wieder die Photographie, die immer „wahr", aber niemals Kunstwerk ist. — Was aber ist „wahr" und was ist „Lüge"? Begriffe, die in der Kunst völlig andre, oft die entgegengesetzte

Bedeutung haben, wie im Leben. Aber will Toller Kunst? Manchmal: ja. Das ist seine Schwäche. Er „will" zu viel. Wieder rasseln Kunst und Politik gegeneinander. Kunst, in der „Wollen" niemals, Politik, in der „Wollen" immer Starksein bedeutet. — Toller hat es schwer. Nicht seines Schicksals wegen. Das ist tragisch, groß und nobel. Sondern deswegen, weil er keinen Humor hat. Humor in dem Sinn, den Wrobel hier an dieser Stelle (in der vorigen ‚Weltbühne') auseinandergesetzt hat. Humor in einem Sinne, der beinahe gleichbedeutend ist mit Weisheit und Güte. Das braucht die Aktivität (Tollers immer wieder zu bewundernde, nachfolgenswerte Stärke) durchaus nicht zu schwächen. Man kann mit Humor nicht wirken, nicht kämpfen, nicht siegen? Nur mit ihm kann mans. — Eine einzige komische Figur hat dies Stück. Was er hat an Humor, hat Toller ihr mitgegeben. Es ist nicht viel. Der Schauspieler Paul Grätz hat mehr hinzugetan. Ich saß im Rang zwischen lauter jungen Leuten von der Volksbühnenopposition. Die begeistert klatschen, wenn ein Bild von Lenin erscheint, oder wenn jemand sagt: „Man muß die Welt ändern!" Mit der gleichen Begeisterungsfähigkeit, -willigkeit, mit der sie in „ihre" Versammlungen gehen. Aber wenn Grätz, der Komiker des Stückes, erschien, dann erst wurden sie wirklich lebendig, stießen sich an: da ist er wieder! Waren betrübt, wenn er verschwand, selig wenn er wiederkam. Konnten garnicht genug von ihm kriegen. Bloß, weil sie da etwas von dem spürten, was auch sie brauchen, selbst dann, wenn sie auf die Barrikaden wollen und müssen, — ein wenig Humor.

Was ist das Ganze? Das, was Piscator daraus macht. Ein Name dafür? Politische Revue. In den Mitteln moderner, in Gesinnung, Tendenz, Ziel, Absicht anders als die Haller-Revue. Im Wesen anders? Kaum. Wird etwas Neues gesagt? Nein. Aber die Mittel, etwas zu sagen, werden erneuert, erweitert, vermehrt. Ist das so wichtig? „So" wichtig ist es nicht. Aber wichtig. Es wird ein andermal ausführlicher darüber zu sprechen sein!

Ein neues Theater? Nein! Eine neue Bühne. Eine notwendige, wichtige! Und die Möglichkeit zu einem neuen Theater.

Sprüche von Hebbel

Unglückseliges Volk, das deutsche, mit seinen Talenten,
das es an keinem besitzt, aber an jedem verliert.

*

Deutsche Autoren, man läßt euch freilich lebendig verhungern,
aber tröstet euch nur, denn man begräbt euch in Speck.

*

Das merke dir, vermaledeite Zunft:
Einfälle sind die Läuse der Vernunft!
Wer der Gedanken Schwänze macht,
der hat geschändet, nicht gedacht.

Paul Valéry von Walther Petry

Paul Valéry entdeckt Herrn Teste. Er entdeckt ihn, wie man gelegentlich einer besondern Anlage des eignen Wesens nachfragt, diese besondere, vielleicht sehr wesentliche Anlage — doch zu unterdrückt in uns von Grenzen der Natur, von Vermischungen mit andern Eigenschaften und Neigungen — zu verselbständigen unternimmt und so, erzeugt aus dem Ich und der Sehnsucht, dies Ich einmal reiner, gesetzmäßiger und mathematischer aufzubauen, eine Figur erfindet, ein chimärisches Wesen, unvermischter Geist, der mit dem Willen des Autors ein wenig menschliche Kontur annimmt. Herr Teste wäre demnach eine Art Sinnbild des Verlangens Herrn Valérys nach dem Absoluten; ein Begriff, dem Valéry sehr latinische, um nicht zu sagen valérystische, Formulierungen gibt: Präzision, Vollkommenheit, Reinheit. Sofern Herr Teste diesem Verlangen entspricht, ist er als Person, die er sein soll, unmöglich; die Schwierigkeit bestand darin, ihn möglich zu machen ohne die Ursprünge seiner Geburt zu trüben. Herr Teste ist die Verleiblichung der Zahl; ein Ungeheuer des eigentlich ungebrochenen Denkens; Valéry, nach einer Vorrede, die alle Schwierigkeiten des Unterfangens betont, versucht von dieser „Schimära der intellektuellen Mythologie" einen vierfachen Aspekt zu geben. Niemand, der Valéry kennt, ist im Zweifel darüber, wie weit Herr Teste ihm gleicht. Die zwanzig Jahre mathematischer Spekulation, in der der Dichter nur in der Gesellschaft von Zahlen und dem Schatten Lionardos lebte, mag eine Zeit der seltsamsten Begegnungen gewesen sein; schließlich liegt es nahe, zu glauben, daß der Zustand einer strengen Vereinsamung, in der der Geist sich selbst befragt, günstig ist der Geburt von Schatten, die auf der Grenze der menschlichen Existenz aufsteigen und dem angestrengten Monolog, wie er in das Dunkel spricht, Antworten zuzuflüstern beginnen. (Zwei Bücher von Paul Valéry: „Herr Teste" und „Eupalinos", erschienen im Insel-Verlag, Leipzig; die Übertragung des ersten besorgte Max Rychner; den Eupalinos übertrug, als letzte Arbeit, Rainer Maria Rilke.)

Den Anfang macht ein Abend mit Herrn Teste. Schon hier wird seine Gestalt greifbarer, als wir es je vermuten konnten. Im Kostüm eines Pariser Sonderlings, vierzigjährig, sehen wir ihn etwa in einer kleinen Wirtschaft der Rue Vivienne erscheinen. Wir gehen mit ihm ins Theater — und beobachten seine Haltung, den Gestus, Sprechweise und seine besondre konzentrierte und unkonventionelle Art, zu denken —, wir folgen seiner Aufforderung, noch eine kurze Zeit zu ihm heraufzusteigen und haben jetzt Gelegenheit, von der Umgebung auf den Menschen zu schließen ... er ist krank; er wird zu Zeiten von dem Hang beherrscht, sich selbst mit der Kraft der Beobachtung durchsichtig zu machen ... Dieser Abend mit Herrn Teste ist allein durch die Methode der Schilderung merkwürdig; alles bleibt in der Andeutung, von der Gestalt werden Einzelheiten berichtet, von den Gedanken Fragmente mitgeteilt, die stark genug sind, den Eindruck des Außerordentlichen aufzurufen, — doch zu viel, scheint uns, wird hier der Ergänzung durch den

Leser vertraut und wieweit er sie vornimmt, ist die Folge davon, wieweit er der Suggestion der Methode verfallen ist. Dieser Ausweg, eine Gestalt zu zeichnen, für deren Wesen der Begriff Genie zu „lügenhaft und unrein" sein soll, ist zugleich ebenso „unerlaubt" wie weise. Hier wird aus der Not des literarischen Wortes, jenseits der Grenze bleiben zu müssen, die das Vollkommne einschließt, eine Tugend insofern, als es uns genau bis an jene Grenze geleitet und die Ahnung dessen, was es nicht mehr bezeichnen kann, vermittelt. Soweit also Herr Teste Mensch ist, wird er sichtbar, und die eigentliche Sphäre seines Wesens wenigstens umschlossen; noch seine Gedanken verbergen ihn, und gestatten, ihn größer zu glauben, als er in ihnen sich zeigt. Es folgt der Brief eines Freundes, der Brief von Frau Emilie Teste und Auszüge aus dem Logbuch von Herrn Teste.

Der zweite Brief antwortet dem ersten und so weit der erste nicht von Herrn Teste handelt (er gibt die Abwandlung seines Wesens in einem Freunde wieder), bemüht sich die Antwort von Madame Teste umso ausschließlicher, das Bild ihres Gatten zu spiegeln. Grade hier, als mit den Augen der Unwissenheit selbst gesehen, von einer einfachen und ihm ganz ergebenen Seele aufgenommen, scheint Herr Teste am ehesten er selbst, beinahe vollständig wird er in der zarten Bewunderung der Frau lebendig. Dieser Brief ist ein außerordentlicher Beweis der Kunst Valérys; sie erscheint hier zugleich menschlich und weise, eine geheimnisvolle Verlautbarung des Unsagbaren. Das Logbuch von Herrn Teste, in dem wir ihn unmittelbar zu vernehmen hofften, fügt dem Eindruck der Größe, den uns die Stimme von Madame Emilie vermittelte, nichts hinzu. Eine kühle Art intellektueller Lyrik, und Aphorismen; die Gedanken in ihnen wie Spiegel gestellt, von dem ungebrochenen Licht der reinen Idee noch einen Strahl zu reflektieren. Ein wenig ist es erlaubt, für die Gesundheit dieses Geistes Befürchtungen zu hegen, das Absolute, dem er das Antlitz voll entgegenwendet, verbrennt ihn...

Paul Valéry entdeckt Sokrates. Die beiden Dialoge „Die Seele und der Tanz" und „Eupalinos", ein Gespräch über die Architektur, geben dem Schatten des griechischen Weisen neue Stätte. Der Abstand Platos von Valéry ist der Abstand des valéryschen vom platonischen Sokrates. Sokrates bei Valéry ist in den spannenden Zustand einer gebundenen Verzweiflung über das Leben gehoben, über seine Vermittlung zwischen entgegengesetzten Polen. Der Leser glaubt Ähnlichkeiten zwischen den Gedanken dieses Sokrates und denen Nietzsches zu entdecken; die Reflektion wählt sich mit großer Entschiedenheit das Leben zum Gegenstand, und die Gebärde der Tänzerinnen, zugleich der leibliche Ausdruck der Natur und der geistige der Form, wird ihr zum Sinnbild. Wir sehen den Tanz der Athikte in den Worten der Teilnehmer des Gastmahls: ebenso Rausch wie Bändigung, Ausbruch wie Figur, die ganze unvermischte Gewalt der Sinne wie die reine Bewegung des Geistes. Zu dieser Setzung einer reinen Polarität, die die lebendige Gebärde als die ungeahnte Verbindung entgegengesetzter Ursprünge begreift, tritt im Fortgang des Dialoges ein Wandel der

Standpunkte... Sokrates, eben noch begeistert und der hingerissene Deuter jener unbeschreiblichen Ordnungen des Tanzes, entzieht sich im nächsten Augenblick der innern Teilnahme und bemerkt in dem, was eben noch Wunder schien, eine mechanisch gebundene Form des Wahnsinns. — Allmählich lösen sich die Betrachtungen von ihrem Gegenstand ab; Athikte wird unsichtbar; und in einem leidenschaftlichen Dialog, der mit keinem platonischen mehr die geringste Ähnlichkeit hat, sondern eher eine gegenseitige Förderung eines Rausches des Erkennens bedeutet, untersucht Sokrates das Wesen des Tanzes. Die Methode des Gesprächs ist nicht mehr dialektisch; die Tiefe eines Gedankens lotet nicht mehr die Logik aus, — sondern wie ein Bienenschwarm, aufsteigend von allen Seiten und festhaltend den Zustand der Schwebe, eine göttliche Balance, erheben sich die Ideen. Und wie diese Methode schon dem Dionysischen sich nähert, die Begrifflichkeit des nüchtern feststellenden Verstandes zurückläßt, ist auch das Ergebnis der Untersuchung eine tiefe und begeisterte Lobpreisung der Trunkenheit des Handelns, diesem edelsten Mittel, den Zustand des Erkennens (ein Zustand „des reinen Ekels, der mörderischen Helligkeit, der unerbittlichen Klarheit") lebendig zu überbieten. Rausch und die Reihe der Einbildungen, der Augenblick als der Widerspruch zur Unbeweglichkeit der Dauer, der Körper und sein Aufgehen in die Verwandlungen der Flamme des Tanzes, werden alle als Mittel gepriesen, den Geist und seinen tödlichen Hang nach dem „was ist", zu besiegen... „... der einzige und ständige Gegenstand der Seele ist das, was es nicht gibt..." Den Körper, dieses gewisse Wirkliche, hinzugeben für den Reigen unzähliger Gestalten, der aus ihm wie ein letztes Mittel der eignen Besitzergreifung erwacht; zu verleugnen die bestehende einmalige Stofflichkeit, die im Ereignislosen bleibt, zu verleugnen die Schwere, die Zeit, die Wahrheit und das Nichts, erhebt Sokrates seine Stimme. Sein Antlitz wie eine Bühne des Lebens, auf der die Gedanken wie Gestalten kommen und gehen. Und in der letzten Figur der Athikte, da sie sich auf die Zehe gehoben um sich selbst immer schneller zu drehen beginnt, errät er die letzte Auflösung des dinglichen Zusammenhanges... „ein Körper, durch seine bloße Kraft, durch seine Handlung, ist mächtig genug, das Wesen der Dinge gründlicher zu verändern, als es jemals dem Geist in seinen Untersuchungen und Träumen gelingt!" Hier gelangt selbst dieser Sokrates an seine Grenze. Aus einer mächtigen Erhellung heraus den Geist begreifend als den Widersacher des Lebens und nunmehr beschäftigt, das Leben in seinen großen Überhöhungen zu preisen, ist es doch nicht der Weise, sondern die Tänzerin, die für die Dauer des Wirbels eine Zuflucht außerhalb dieser Welt errang, den Punkt, den gesuchten, in der Spirale des Tanzes sich eroberte, eine Zuflucht, die in dem Wissen Sokrates nur als die Flamme der Sehnsucht aufschlägt.

Wie dieser Sokrates schon nicht mehr er selbst war und eigentlich nur noch der artikulierende Mund des in Gefahr gebrachten Lebens, ist er im folgenden Gespräch allein noch ein Bewohner des Hades, ein Schatten, der mit Schatten spricht, ein Toter, der auf das Leben unteilnehmend zurücksieht, und

erst jetzt wird es ihm gelingen können, wonach er strebte, zu finden, die Dinge „zu sehen, wie sie sind". Und eben da erkennt er die Eitelkeit und Unmöglichkeit dieses sokratischen Strebens. Erst jetzt nimmt er Dinge und Gestalten wahr, die nach der wirklichen „Geschwindigkeit ihres Wesens" sich vorüberbewegen; das Böse zählt wie das Gute; alles verändert sich, und jedem Einzelnen nachfolgend schleppt sich ein unauflösbarer Haufe von Folgen und Wirkungen seines Tuns und Denkens. Was also Sokrates zuerst entdeckt, da er jenen Zustand der Weisheit, außerhalb des Lebens, erreicht hat, ist, daß Sokrates im Irrtum war. Die Anstrengung, eine ungeheure! seinen Gedanken Zusammenhang, Harmonie und Abschluß zu geben, ihnen eine Gestalt zu erfinden, die sie dem Veränderlichen und dem Vergänglichen enthebt, entblößt sich als Wahnsinn. Und nun, da alle eingebildeten „ewigen Werte" des Menschen in Gefahr sind, verschlungen zu werden von der Einsicht, daß alles vergeblich ist, lenkt der Dialog über zu einer Untersuchung der Architektur. Phädros, der Schatten seines treuesten, ihn befragenden Jüngers, erzählt von dem Architekten Eupalinos. In diesem Bauenden waren alle zum Bauen notwendigen Eigenschaften auf das vollkommenste vereint: vorbereitende Übersicht, genaues Bedenken der geringsten Einzelheiten, unabgewendete Aufmerksamkeit auf die fortschreitende Fügung der Teile, reinste Berechnung der Wirkung, die er aus dem Ungenauen, Zufälligen in die mathematisch gesicherte Form erhob. Ein Tempel, das war diesem Architekten ein maßwerkliches Sinnbild des Gottes und gebaut, um in den Menschen die Bewegung nach dem Göttlichen allein aus dem Anschaun seiner Verhältnisse und Formen hervorzurufen. Jedes Bauwerk, dienend seinem besondern Zwecke, sollte schließlich wie ein geordneter Zusammenklang von Tönen nichts andres im Sichtbaren bedeuten als die Harmonie, Vollendung. Eupalinos nannte die solcher Art geglückten Werke die singenden. Und die Architektur wie die Musik, beide gestellt auf die Zahl und ihre Verhältnisse, erheben die Seele zur unmittelbaren Empfindung einer kosmischen Ordnung, deren Beispiele sie in unsrer Welt bedeuten. Und im folgenden Gespräch entdeckt Sokrates sich als ein Baumeister, der mit ihm, ohne zuzuwirken, verging und nie zum Wirken kam, weil eine allzu tief kommende Einsicht ihn vom Handeln zu der andern Tätigkeit, des Erkennens der Unnützlichkeit des Handelns, entführte. Damit der Mensch irgend etwas baue, ist es nötig, ein viel feineres Gebäude, den organischen Stoff der Natur, zu zerstören. — Sokrates ruft die unendlichen Möglichkeiten seines Vermögens auf, und sein Bedauern, sie aufgezehrt zu sehen von seinem Dämon, dem Geiste, ist ebenfalls unendlich. Er beginnt sich selbst aufzuheben: „Ich habe mich einer Wahrheit bedient und einer Aufrichtigkeit, die verlogener waren als die Mythen und als die Worte der Eingebung." Sein Antlitz wird das des Anti-Sokrates. Und diese Umkehrung seines Strebens gibt ihm neuerdings eine Begründung des Bauens. Es ist, nach der Einsicht der Vergeblichkeit, eine Entscheidung zum Trotzdem des Tuns; das ist die Überwindung des Sokrates durch sich selbst; die letzte Einsicht, daß nur eines zu tun bleibt: das Unmögliche.

Albert Bassermann von S. J.

Am 7. September wird Albert Bassermann sechzig Jahre. Vor langer Zeit schrieb S. J. diesen Aufsatz über seinen liebsten Schauspieler. Heut spreche hier der Tote für die vielen Lebenden, die Albert Bassermann lieben.

Er ist, seit Adalbert Matkowsky tot ist, der größte berliner, seit Josef Kainz tot ist, auch der größte deutsche Schauspieler. Ihn zu fassen, ist gewiß nicht leicht, aber keineswegs so schwer, wie etwa unsre Else Lehmann zu fassen. Deren Art bewegt sich in so einfachen Linien, so ungesucht und sparsam sind ihre Mittel, so innig haben sich Natur und Kunst in ihr verschmolzen, daß man — wie die „reine, schöne Frau des hohen Brahmen" bei Goethe — die Gabe, Wasser zu ballen, besitzen müßte, um ihre Persönlichkeit festzuhalten. Bassermann ist komplizierter, ist vielfältiger im Erfassen der Welt, die er mit seinen Ebenbildern bevölkert, mit Phantasiegeburten, die seine Wesenheit in abertausend Formen ausprägen. Jedes dieser Lebewesen ist ein strotzender Organismus, und alle loben ihren Vater...

Albert Bassermann gestaltet das Leben, denn er versteht es, vor Schmerz zu lachen, vor Freude zu weinen. Das können die andern nicht: sie weinen, wenn sie traurig, und lachen, wenn sie lustig scheinen wollen. Nur daß das Leben nie traurig und nie lustig allein, nur daß es stets beides zugleich ist, nur daß es in Wahrheit nichts als Tragikomödie gibt. Wessen Seelenkräfte hinabzutauchen vermögen bis zu diesem geheimnisvollen Urgrund, der wird das wahre und warme Leben heraufbringen, und eine Kraft erschütternder Wahrheit wird uns anwehen. Dies ungefälschte Leben, das Bassermann uns gibt, hat eine höhere Wahrheit, als die Gestalten der „naturalistischen" Schauspieler des letzten deutschen Menschenalters sie haben. Seine Geschöpfe, wie die aller großen Künstler, haben nicht die Wahrheit von heute oder von gestern oder von übermorgen — sie haben die Wahrheit von immer, sie sind wahr in sich und leben durch ihn, auch wenn man sie nie auf der Straße treffen wird. Sie weisen weit über sich hinaus.

Vor der Macht dieses reichen und tiefen Erschauens tritt heute die Virtuosität des äußern Könnens völlig in den Schatten. Im Anfang lag zumeist sie zutage. Bassermann hat sein Besitztum auf Umwegen sich erschreiten, er hat durch zahllose „Episoden" beharrlich sich hindurchwinden müssen, ehe er an die beherrschenden Gestalten erst des modernen, dann auch des klassischen Dramas gelangte. Aber wer siebzehn Jahre lang mitangesehen hat, wie er fest und klug, aufrecht und unnachgiebig sein Reich gründete, der hat etwas so Merkwürdiges gesehen, daß er es aus seinen Erlebnissen nicht wird missen wollen. Und ohne die Verständnislosigkeit seines ersten berliner Direktors, der ihn in die kleinsten Rollen stieß und Stümper mit den größten überbürdete, hätten wir Bassermann vielleicht garnicht so gründlich kennengelernt, um mit unbestreitbarem Recht das Wort auf ihn beziehen zu können, das Lessing von Ekhof ausgesprochen hat: „Mag dieser Mann

eine Rolle machen, welche er will, man erkennt ihn in der kleinsten noch immer für den größten Akteur und bedauert, nicht zugleich alle übrigen Rollen von ihm sehen zu können."

Von jenem Septembertag des Jahres 1895 ab, an dem im Berliner Theater der achtundzwanzigjährige Bassermann zum ersten Mal uns entgegentrat, hat das Hauptinteresse er auf sich gezogen, gleichviel wie belanglos die Szene sein mochte, in der er sich zu betätigen hatte. Auch nur schwach angedeutete Stimmungen vermochte er durch sein starkes Temperament zu lebendiger, individueller Natürlichkeit zu steigern, und es gelang ihm, die Aufmerksamkeit selbst da zu fesseln, wo man ihm nicht zustimmte, ja, wo er einem mißfiel. Dabei rückte er seine Rolle nicht weiter in den Vordergrund, als es dem Zweck des Dramas entsprach. Immer von neuem legte er die entscheidende Probe für die Echtheit seiner Künstlernatur dadurch ab, daß er die Selbstbeherrschung und Selbstbegrenzung bewies, im geistigen Gegenseitigkeitszwang eines Ensembles auszuharren. Aber er hatte eben die Gabe, aus jedem Pfennig ein Goldstück zu machen. Seine Werkzeuge waren ausschließlich innerlicher Art: eiserner Fleiß, strenge Selbstzucht, scharfer Verstand, feinste Beobachtung und eine Technik, deren größter Sieg darin bestand, daß sie jede einzelne ihrer Absichten zu verbergen wußte. Einfach, klar und bestimmt baute Bassermann auf dem Fundament einer allerglücklichsten Eigenart jedesmal ein neues Haus von originellstem Gepräge. Wie viele Rollen haben erst durch ihn Physiognomie und Erscheinung erhalten! Von wirklich dichterischen Charakteren wurde erst recht jeder ein auf sich beruhender, von anderm prägnant unterschiedener Mensch, von einem nur ihm eignen Dunstkreis umwittert.

Von vornherein war es offenbar, daß Bassermann den ganz großen Menschendarstellern zugezählt werden mußte, die nicht bloß bestrebt sind, das ganze Wesen in den jeweiligen Augenblick zu legen und so mit dem jeweiligen Augenblick viel Wesens zu machen, sondern die aus einem Augenblick heraus eine ganze Lebensentwicklung rückwärts und vorwärts blitzartig erkennen lassen. Diesen einen Moment bannt er in eine so blanke, aus dem edelsten Metall gegossene Form, daß er sich unverlierbar ins Gehirn gräbt. Wer, der ihn je vernommen, vergäße des Volksfeinds langsam verblutenden Ton: „Peter — Du bist doch der gemeinste Plebejer, der mir je im Leben vorgekommen ist." Wem könnte, aus dem ersten Teil von Björnsons „Über unsre Kraft", Pfarrer Bratts Bekenntnis entschwinden, der es Bassermann hat ablegen hören! Solche Höhepunkte bereitet eine verschwenderische Fülle von Details vor, das zwanglos und darum zwingend aus der Lebendigkeit und Reichhaltigkeit dieser künstlerischen Phantasie fließt, und das in seiner Ansammlung dazu beiträgt, die rechte Stimmung, die rechte Lust zu schaffen. Wie ein Nebelstreif, mehr Licht als dicht, verhüllt es die Situation, um den „lebenden Punkt" um so eindringlicher hervortreten zu lassen. In derartigen Szenen wird restlose Erfüllung dem unermüdlichen Streben Bassermanns, die tiefsten Motive der Dichtung zu kristallisieren, einem Charakter auf den Grund zu kommen und aus

dem Grunde die besten Schätze zu holen. Hier entgeht nichts seinem durchdringenden Blick. In den dunklen Windungen von Stollen und Klüften der menschlichen Seele ist er zuhause mit seiner schillernden Sensibilität, die doch nichts Kraftloses, nichts Dekadentes hat, die nur jede Gestalt mit eigentümlicher moderner Vibration erfüllt. Kunstäußerungen von solcher Intimität und in der Intimität von solcher innerlich aufregenden Wucht sind Triumphe einer originalen Gestaltungskraft, die selbst im tiefsten Innern schürft. Dem innern Prozeß der Leidenschaft, der innern Zerstörung eines Charakters gibt Bassermann als Germane vor der großen Aktion, vor dem sinnlichen Ausbruch den Vorzug. Eine so gerichtete Kunstübung kann jedes Redeprunks entraten. Warum sich, nach Heinrich Laube, des realistischen Schauspielers Poesie offenbart: in der großen Macht des klaren Wortes, das unmittelbar trifft und nicht im schönen Bogen abgeschossen wird — eben darin liegt auch Bassermanns Poesie. Seine Rhetorik ist nicht schön nach landläufigem Begriff, aber sie ist seine Rhetorik, sie gleicht dem Geist, der sie regiert, und sie hat einen treuen Bundesgenossen an seiner Mimik, die gleichfalls ohne jede Hilfe feststehender Gebärden und vorrätiger Mienen, allen Regungen des Gemüts, allen Wendungen des Verstandes lebendig sich anzuschmiegen weiß und der virtuos ausgebildeten Kunst, Masken zu machen, vielleicht garnicht einmal bedurfte. Im Vertrauen auf die Wahrheit seiner eignen, individuellen Ausdrucksweise darf Bassermann jedes Herkommen verwerfen. Seine neuen Gefühle haben neue Töne gefunden. Nur dieser fast erstickte rauhe Schrei, der doch zum Donner anzuwachsen vermag, konnte die bittersüße Herbheit seiner Schönheitssehnsucht, seiner neuen Inbrunst ausdrücken, eine wundervolle Herbheit, die die Herbheit alles Reifenden ist.

So hoch Bassermann schon ragt, er scheint noch immer zu wachsen und immer wieder ein Andrer, ein Neuer, ein Größerer geworden zu sein. Wir haben ihn von kleinen Anfängen aufsteigen sehen zu Dichtergestalten wie Tolstois Nikita und Ibsens Stockmann, Hjalmar Ekdal, Helmer, Rubek und andern mehr, die Meisterschöpfungen auch des Schauspielers wurden. Über diese Gegenwart hat ihn sein Weg zurückgeführt zum historischen, zum heroischen, zum klassischen Drama, für das er alle Errungenschaften moderner Seelendarstellung fruchtbar gemacht hat. Er ist fähig, durch seine Auffassung einer Rolle zur Überprüfung einer ganzen Dichtung zu zwingen; er wird unser Verhältnis, das Verhältnis unsrer Zeit zu dem Gehalt der anerkannten Werke bestimmen. On crée toujours le répertoire, hat Meunet-Sully, der Oedipus der Pariser, einmal gesagt — — „Wenn der rechte Künstler über die alten Rollen kommt, sind sie wieder neu." Der größte deutsche Schauspieler des neunzehnten Jahrhunderts, Friedrich Mitterwurzer, hat es bewiesen. Wenn Bassermann heute Othello, Hamlet, Mephisto und ihresgleichen spielt, so springen tausend Quellen auf und erweisen sich als Wunderquellen. Es ist nichts als eine Frage der Zeit, daß Albert Bassermann in vollem Umfang Friedrich Mitterwurzers Erbe antreten, daß er zu Ende führen wird, was dieser Größte nur beginnen durfte.

Drei Jahre Dawes von Morus

Nun, da das dritte Dawes-Jahr erfüllet ward, laßt uns wieder mit den Sklavenketten rasseln. Aber, beim Gott, der Eisen wachsen ließ: Leicht ist es nicht. Denn zum Rasseln braucht man erst einmal Ketten. Gewiß, Herr Hergt, wir zahlen alle nicht gerne. Anderthalb Milliarden im vergangenen Jahr — eindreiviertel im neuen — zweieinhalb im nächsten Jahr: es ist kein Pappenstiel. Sinds auch nur drei oder vier, allenfalls fünf Prozent des deutschen Volkseinkommens, so hat doch der Arbeiter, da die Reparationen an den indirekten Lasten vor allem hängen bleiben, hundert Mark im Jahr oder mehr in die Kassen des Herrn Parker Gilbert zu entrichten. Zwar stöhnt nicht der Arbeiter darüber, aber um so kräftiger tun es die Großindustriellen, deren Reparationsabgabe — bisher 125, von nun an 150 Millionen Mark — ein willkommener Vorwand ist, um Löhne zu drücken, Preise in die Höhe zu schrauben und Bilanzen zu verschleiern.

Schon hörten wir wieder dieser Tage von höchster Stelle, auf der Frankfurter Tagung des Reichsverbandes der Deutschen Industrie, die Industriellen, die Ärmsten, seien, nicht zuletzt wegen der Reparationen, elfmal so hoch besteuert wie vor dem Kriege — obwohl trotz allen unnötigen Panzerbauten und Filmsubventionen der Gesamtetat, auf den Teuerungsindex umgerechnet, zur selben Zeit nur wenig höher war als 1913. Da nach der jovialen Ansicht des Mischdüngerfabrikanten Duisberg auch die Landwirte in Deutschland besonders hoch belastet sind, bleibt für das Steuermirakel der Industriestatistiker keine andre Erklärung als die, daß die Proleten überhaupt nichts mehr zahlen und dazu noch in sozialen Vergünstigungen schlemmen. Nun, das gehört wohl so zur fröhlichen Industriewissenschaft. Gehts ans Zahlen, so sind wir gallischer als die Gallier, die über ihre Steuern ebenso schimpfen wie über ihre Kriegsschulden, und jedenfalls sehr viel weniger korrekt als die Engländer, die lautlos ihre Kriegsverpflichtungen, eine halbe bis eine Milliarde, zweiundsechzig Jahre lang an Amerika erfüllen. Oder zahlt der Kavalier nur freiwillig und nicht, wenn ihm nach einem Krieg, den Wilhelm heraufbeschwor und Ludendorff verloren hat, die Rechnung präsentiert wird?

Oh, auch wir zahlen — wer zweifelt daran? Die Zeiten, wo wirs nicht taten und dafür die Ruhrbesetzung zu spüren bekamen, sind vorüber. Prompt am 1. September hat der Reparationsagent uns die Quittung für die Leistungen des dritten Dawes-Jahres ausgeschrieben. 1480 Millionen haben wir entrichtet — 300 Millionen mehr, als unbedingt erforderlich war, als Aequivalent für übermäßige Zölle und Verbrauchssteuern, weil die Herren Luther und von Schlieben lieber extra eine Reparationsbuße zahlten, als daß sie ein sozialeres Steuersystem einführten. Aber jede dieser Dawes-Millionen haben wir mit Zeter und Mordio begleitet, damit die Welt nur nicht den Eindruck bekäme, wir hätten den Dawes-Plan innerlich anerkannt. Im Gegenteil: dieses Scheusal, das uns so nebenher die sicherste Währung Europas gebracht hat und unter dem

wir immerhin noch den vierfachen Reparationsbetrag akkumulieren konnten, muß partout in die Wolfsschlucht.

Nun wagt zwar kein Mensch von graden fünf Sinnen mehr öffentlich die Behauptung aufzustellen, die anderthalb oder selbst die zweieinhalb Dawes-Milliarden seien für die deutsche Wirtschaft vollkommen untragbar. Dazu ists uns glücklicherweise in den letzten Jahren zu gut gegangen. Aber um trotzdem eine Revision des Dawes-Planes plausibel erscheinen zu lassen, hatte man sich in letzter Zeit von rechts bis halb links, und da besonders stürmisch, ein neues Reparationsmärchen zurechtgemacht. Das Märchen hatte, im Gegensatz zu anderen Greuellegenden der Reparationsgeschichte, den Vorzug, daß es nicht von Deutschen erfunden worden ist, sondern von Engländern, in erster Linie wohl von dem ehrenwerten Sir Josiah Stamp. Die große Gefahr der Reparation, hatte man nämlich entdeckt, besteht darin, daß eine Transferierung in Sachleistungen den Reparationsgläubigern und eine Transferierung in bar den Reparationsschuldnern sehr schädlich sein würde.

Diese Entdeckung hat man sich so zu Herzen genommen, daß man sie auch gleich auf alle andern Transferierungen anwandte. Zwar waren grade die fünf Milliarden Auslandsanleihen, die in den letzten drei Jahren nach Deutschland hereingekommen sind, der strikte Beweis dafür, daß sehr wohl ganz große Beträge von einem Land in ein andres ohne sofortige Gegenleistung transferiert werden können — denn für die grundsätzliche Beurteilung des „einseitigen" Transfers ist es vollkommen gleichgültig, ob politische Schuldverpflichtungen oder langfristige Kredite transferiert werden. Aber da die Gelder, die nach Deutschland hereinströmten, vornehmlich aus Amerika kamen und Amerika bekanntlich das Land der unbegrenzten Möglichkeiten ist, so zog man eine andre Schlußfolgerung daraus. Man untersuchte nicht, wie es eigentlich kommt, daß Amerika doch viel mehr Kapital exportiert, als die Aktivität seiner Handelsbilanz rechtfertigt, daß es auch aus andern Einkünften seiner Zahlungsbilanz nicht genug Überschüsse für solche Milliardendarlehen erübrigt, und daß es nach der landläufigen deutschen Auffassung eben wegen der vielen Kredite, die es ausgibt, etwas ganz Verbotenes, nämlich eine passive Devisenbilanz haben muß. Die deutschen Pfadfinder auf dem Gebiete der Dawes-Revision fragten nicht, weshalb Amerika trotz allen seinen lebensgefährlichen Devisengeschäften noch immer einen so stabilen Dollar besitzt; sie dachten nur daran, wie das arme, von den Dawes-Gläubigern in Ketten geschmiedete Deutschland einmal diese neuen Verpflichtungen zurückzahlen oder auch nur verzinsen könnte, ohne daß Währung und Wirtschaft darüber zusammenbrächen. Und nach längerem Nachdenken kamen sie zu dem Schluß: Nimmermehr! Man kann eben aus Deutschland größere Beträge ohne Gegenleistung, wie es beim Export der Fall ist, nicht über die Grenze bringen, ohne daß die Wirtschaft in Trümmer geht. Während man sich im Reichsfinanzministerium, auf der Reichsbank und anderswo solchen scharfsinnigen Betrachtungen hingab, transferierte der junge Advokat Parker Gilbert ohne viel Kopfzerbrechen, was nur Zeug und Leder

hielt. Von den Einnahmen des letzten Reparationsjahres hat er rund fünfzig Prozent, 683 Millionen Mark, in Devisen umgetauscht und in fremder Währung aus Deutschland herausgeschafft. Und weder die deutsche Reichsmark noch die deutsche Wirtschaft ist an dieser Klippe geborsten.

Nun kann man vielleicht einwenden, daß die Bartransferierung nur durch die großen deutschen Auslandsanleihen möglich gewesen ist. Auf der einen Seite kam das fremde Geld als Kredit ins Land hinein, auf der andern floß es als Reparationstribut wieder ab. Aber auch wenn der Devisentransfer künftig nicht mehr so glatt von Stapel laufen sollte, besteht sehr wenig Aussicht, daß aus diesem Grunde der Dawesplan „innerlich" zusammenfällt. Die Urheber des Dawesplans haben sich von vornherein darauf gefaßt gemacht, daß sie, ohne Risiko für Schuldner und Gläubiger, nicht stets die vollen Reparationsannuitäten werden transferieren können. Sie haben deshalb die Ansammlung eines großen Milliardenfonds in Deutschland vorgesehen, über den der Reparationsagent nach bestimmten Richtlinien verfügen kann. Sie haben aber auch mit der Möglichkeit gerechnet, daß diese zunächst kurzfristigen Reparationsdepots später in bleibende Kapitalsanlagen in Deutschland umgewandelt werden.

In dem nicht eben sehr sprühenden, aber doch interessanten Buch, das der Proviantamts-General Rufus C. Dawes über die Entstehung des Dawesplans veröffentlicht hat, wird als Kommentar und Entgegnung auf die Ansichten des Herrn Stamp ein Gutachten aus dem Stabe des Daweskomitees wiedergegeben, in dem die Transferfrage bereits bis in ihre letzten Verzweigungen durchdacht ist. „Zweifellos", heißt es da, „können bei einer Reparationsregelung weit größere Summen in der Form von Beteiligungen an produktiven Unternehmungen in Deutschland absorbiert werden, und nicht nur an deutschen, sondern an allen möglichen internationalen Unternehmungen, die durch überschüssige deutsche Produktionskraft aufgebaut werden... Kurz, es ist nicht unvernünftig anzunehmen, daß die Reparationsschuld Deutschlands schließlich zum großen Teile so konvertiert sein wird, daß Staatsangehörige der Reparationsgläubigerländer Wertpapiere in Händen halten, die sich gründen auf produktiv ergiebigen Besitz a) in Deutschland, b) in Gläubigerländern selbst und vielleicht noch in größerem Maße c) in jetzt entwicklungsbedürftigen Ländern."

Da hat man, klar und deutlich, was die deutschen Reparationsspezialisten jetzt zu verunklären fleißig bemüht sind. Am Transfer bricht niemand zusammen, nicht einmal der Dawesplan. Was nicht transferiert werden kann, bleibt halt als ausländische Kapitalsanlage im Lande: das gilt für die Reparationszahlungen ebenso wie für die Verzinsung und Tilgung der Auslandsanleihen, die Herr Doktor Schacht so fürchtet.

Mit dem Transferkoller aber wird man nur daheim Geschäfte machen. Im Ausland ist er sicherlich das schlechteste Mittel, eine Revision des Dawesplans zu erwirken, und je mehr man bei uns darüber debattiert, desto mehr wird draußen der Eindruck wiedererstehen, daß Deutschland zahlen kann, aber nicht zahlen will.

Bemerkungen

„Das junge Deutschland"

— gibt eine Ausstellung der sogenannten Jugendbewegung sich diesen Namen, dann ist das, zart gesagt, eine Frechheit. Er ist ja durchaus Eigen-Name: Eigentum jener Gemeinschaft, in der Börne, Gutzkow, Heine, Laube, Wienbarg wirkten; und Mit-Eigentum allenfalls jener Gesellschaft, die ihn sich im Januar 1918 zulegte: als sie, unter Max Reinhardts Ägide, Dramen Goerings, Hasenclevers und andrer Enkel (oder Stiefenkel?) Gutzkows uraufzuführen begann. Aber die Jugendbewegten von heute sind meistens nicht mal Stiefenkel der Vormärz-Rebellen, höchstens Stiefkinder der selbst schon stiefen November-Revoluzzer, etwa Das, was Hardekopf vor Jahr und Tag hier „Novembryonen" genannt hat; und haben sie das Stirnchen, sich als „DAS junge Deutschland" ins Brüstchen zu werfen, so ist das unlautrer Wettbewerb im Sinne ... zwar nicht des Gesetzes, aber der übergesetzlichen Pietät; kurz: arische Chuzpe.

Der Name ist nicht das Einzige, was unsereinem die Ausstellung anheimelnd macht, noch ehe man drin ist. Daß sie, die unter Anderm auf die Wohnungsnot junger Menschen hinweist, grade die zur Bewohnung tauglichsten Räume des Berliner Schlosses Bellevue 1½ Monate lang absorbiert, ist schon peinlich; peinlicher: daß dicht beim Eingang eins der greulichsten Gefallenen-Denkmäler steht, ein Sockel mit einem Handgranaten-Schleuderer obendrauf, der ausgerechnet auf den Spreeweg seine Klamotten runterschmeißen muß ... Verheißungsvoll auch der Veranstaltungsplan: 4 — vier! — verschiedene Vorträge über den „Kulturwillen" (ein Begriff, so klar wie Kloßbrühe); Volkstänze; Gymnastik; Puppen-, Stegreif-, Mysterienspiele; und so. Unter den Veranstaltern: Bundesspielschar der Adler und Falken; Niedermärkischer Volkstanzkreis; Schule am Meer; Heinrich-Schütz-Kreis; Jutta-Klamt-Schule — —: Herrgott im Himmel, was es alles gibt! Was alles uns nichts gibt!

Die Ausstellung selbst gibt uns wenig, aber hat viel, nämlich Sonne im Herzen. Sieht man die Bilder, überhaupt ringsum die Farben, denkt man, die Courths-Mahler ist unter die Maler gegangen; und was nicht gepinselt ist, sondern geklebt, duftet gar nach Drude Prellwitz. Auf dem Tisch in der Mitte des ersten Raums sind die deutschen Jugendverbände, deren Reichsausschuß sich (ich drücke es jugendbewegt aus) auf die Herstellung der Ausstellung eingestellt hat, ... die Jugendverbände sind hier, ihrer Quantität nach, plastisch zueinander in Parallele gesetzt: als Männekens von Zinnsoldatengröße, deren jedes eine bestimmte „Kopfzahl" seiner meist kopflosen Vereinsbrüder symbolisiert. Daß diese „Statistik" genau so ungenau ist wie beinah jede ihresgleichen — zuungunsten versteht sich, der Linken —, wundert uns nicht, ist Nebensache; Hauptsache: die Schmierigkeit der Rubrizierung selber. Eingeteilt nämlich sind die Verbände in (hört und staunt) „evangelische, katholische, jüdische, sozialistische, politische und andre"! Nette Zusammenstellung; reizende Koordinierung. Also der Kreis der „Konfessionellen" und der Kreis der Sozialisten schneiden sich nicht nur nicht, sondern schließen sich gradezu aus! (Was sagen dazu eigentlich die jungen Kameraden August Bleiers, des evangelischen, Vitus Hellers, des katholischen, Oskar Cohns, des jüdischen Sozialisten?) Und schlimmer: kein einziger dieser Kreise, auch der sozialistische nicht, schneidet sich mit dem Kreis der politisch Bemühten! ... Eine Afterlogik ohnegleichen. Ein Begriffsschlamm, aus dem die eklige Qualle emporglotzt, die, von Blüher & Co. gezeugt, in der Jugendbewegung herumglitscht: das Scheusal IRRATIONALISMUS. Überall lauert das wam-

mige Untier: in den überwältigend-kitschigen Bildern, die vor — beispielshalber — Geschlechtskrankheiten warnen sollen, aber bloß zeigen, wie sich der Hans und die Grete die „Unzucht" vorstellen; dann in einem von Jugendbeweglern verfertigten Schachspiel, worin auch nicht eine Figur Das ist, was sie sein soll (das Pferdchen hat weder Mähne noch Augen noch Nüstern noch Maul, es sieht wie ein Präservativ aus); schließlich und vor Allem in den Konterfeien der Jugend „als solcher", zumal der wandernden Mädels, die im Durchschnitt wirklich so sind, wie sie hier Hiller skizziert hat: „streng-spitznäsig, tragen Schnekken und heißen Änne", die dazugehörigen Jungens heißen totsicher Christian oder Heiner, sind gegen Bücherstaub und für Aufnordung, gegen Hast, aber für Flinkheit, gegen Tüftelei und Grübelei, aber für Schau ... Heiliger Freud!

Wir wollen gerecht sein: wertvoll ist, falls sie stimmt, eine Statistik über die Freizeit der berufstätigen Jugend im Alter zwischen Vierzehn und Achtzehn. Von 91 507 befragten Angestellten und Arbeitern dieses Alters haben 33 867 täglich länger als acht Stunden zu schuften, und 23 Prozent kriegen keinen Tag Urlaub! Wer einen Funken sozialen Empfindens hat, ballt hier die Faust. Aber der Reichsausschuß der deutschen Jugendverbände hat bloß nationales Empfinden, folglich läßt er nur die Phrase, daß bei jenem Freizeitverlust der Jugend „Deutschlands Volkskraft" verkümmere, neben die Statistik pinseln — mit dem dolus eventualis der Hetze zum „Befreiungskrieg" natürlich. Moral von der Geschicht': diese Ausstellung ist sogar da, wo sie mal Gutes schafft, ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will.

*

Aus dem Prospekt:

Reichskanzler Dr. Wilhelm Marx .... hob bei der Eröffnungsfeier namens der Reichsregierung hervor, daß der Reichsausschuß der deutschen Jugendverbände dem deutschen Volke durch den Geist seiner Zusammenarbeit als Vorbild und Hoffnung wahrer deutscher Volksgemeinschaft erscheinen müsse.

Dem deutschen Volke? Uns jedenfalls nicht! Im Gegenteil: Der platteste Katheder-Rationalist, der doch wenigstens manches Zersetzenswerte zersetzt, das verkommenste Kaffeehaus-Bleichgesicht, das doch wenigstens manchen Trägen „aufhetzt", ist uns lieber, erscheint uns vorbildlicher und hoffnunggewährender als das Gros der tieftuenden Irrationalinskis, der rosigkaffrigen Feld-, Wald- und Wiesen-Betorkler, die vor lauter Weltanschautung niemals, niemals merken, daß die Sozialwelt stinkt.

Franz Leschnitzer

Klavierspiel nach dem Essen

Manchmal, nach dem Essen, setzt sich ein Gast oder eine Gästin hin und spielt etwas auf dem Pianino. Die Dame streift sich die Armbänder ab, der Herr zieht die Halshaut aus dem Kragen — aber habt ihr schon ein Mal, ein einziges Mal erlebt, daß euch dieses Spiel Vergnügen und Freude gemacht hätte? Kuchen.

Sie „spielen vor", die Affen. Sie produzieren sich. Sie geben ein kleines Konzert. Sie machen etwas vor. Sie wollen angestaunt sein, bewundert, beglückwünscht. Die Mitgäste dürfen dabei sitzen, und das tun sie auch. Sie blicken gelangweilt zur Decke auf, verzweiflungsvoll an den Fußboden, sie bestarren ihre Nägel und sondern viel Innenleben ab. Nachher pritscheln sie diskret in die Handflächen ...

Wie schön wäre das, wenn einer ein Mal, nur ein einziges Mal, so spielte:

Eine Erinnerung an Mozart; ein Stück Symphonie, die aus irgend einem Grund dem Freundeskreis ans Herz gewachsen ist, Erinnerung auch sie; ein altes spanisches Volkslied, auf einer Reise gehört; einen dummen Schlager in Moll und in Dur, als Boston und als Charleston; ein paar Töne aus malayischen Tempelgesängen — und noch ein Häppchen Mozart. Und eine

Arie. Und einen alten, dunkelgebeizten Walzer von Chopin.

Das befriedigte unsern musikalischen Appetit. Das wäre erst Musik — anstelle jenes dummen Jahrmarkts der Eitelkeit. Aber darauf können wir wohl lange warten... „Wollen Sie uns nicht die Freude machen, lieber Meister, uns zu erfreuen...? Ach, bitte, bitte! — Ich weiß, daß es für Sie ein Opfer... Wir haben uns so gefreut... Herr Professor Klotzekuchen wird sich erlauben — darf ich bitten, meine Herrschaften, vielleicht hier Platz zu nehmen, Emmi, sei doch still!..."

Aber nun nichts wie raus.

Kaspar Hauser

Na wenn schon

Meine Zeitung läßt sich aus Chicago berichten, ein „jugendlicher Professor der Astronomie" habe vier neue Fixsterne entdeckt, die „je etwa 250mal so groß wie die Sonne" seien. Die „Feststellung des Gelehrten" sei durch „nahezu vier Dutzend selten gut gelungene Aufnahmen" bestätigt. Ich bin kein Fachmann und vermag nicht zu beurteilen, ob Gestirne, die „rund 500 Lichtjahre von der Erde entfernt" sind und bis gestern unentdeckt waren, heute photographiert werden können. Gelänge es, so hätte man übrigens für die Existenz dieser Himmelskörper keinen Beweis; denn die Platte hielte fest, was vor 500 Jahren existent war; in der Zwischenzeit kanns in den Äther verknallt oder sonstwie das Opfer einer kosmischen Katastrophe geworden sein.

Es gibt, beiläufig bemerkt, Katastrophen, die uns um einige Grade mehr angehn als die kosmischen; drohende sowohl wie dauernde; und wenn ich schon begreife; daß in seinem Tun und Trachten ein Weißbart fern der Erde lebt und sich mit Nebensächlichkeiten abgibt, so bin ich doch peinlich berührt, wenn ich hören muß, daß ein jugendlicher, just ein jugendlicher Kopf Allotria treibt... oder, minder borstig gesagt, sich so vergeudet. Diese Sternkolosse sollen 250mal so groß wie unsre Sonne sein, und die Sonne ist 1 280 000 mal größer als die Erde. Der Rauminhalt der Erde wird auf 1,083 Billionen Kubikkilometer berechnet; und da ein Kubikkilometer soviel wie eine Milliarde Kubikmeter ist, so würde, optimistisch mit 25 Kubikmetern angesetzt, der Rauminhalt einer Zuchthauszelle 43 Trillionen mal so klein sein wie der Rauminhalt der Erde, 55 Quadrillionen mal so klein wie der der Sonne und (rund) 13 750 Quadrillionen mal so klein wie der Rauminhalt eines der neuen, von jenem jugendlichen Professor entdeckten Sterne.

Diese Ziffer hat vierundzwanzig Nullen; aber eine mehr als vierundzwanzigfältige Null wäre, wem sie imponierte und wer über kosmischem Staunen vergäße, daß in dem quadrillionenfach kleinern Kerkerkäfig einem gesunden Menschenbruder, der sich für eine gesunde Gesellungsidee tapfer, obschon erfolglos, eingesetzt hat, langsam-schmachvoll die Schwindsucht, die Magenverhärtung, der Wahnsinn beigebracht wird... und nicht Einem nur.

Solange die Kruste unsres kleinen Planeten nach der Methode bewimmelt wird, die wir verfluchen müssen, finde ich für einen neuen Stern, der entdeckt wird, keinen höflichern Anruf als den: „Na, wenn schon!", und ich schlage vor, die Astronomie zu suspendieren, bis die Zivilisation die Phase der Menschenopferung endgültig verlassen hat. Wichtiger als Glühkugeln aufzustöbern, die von der Erde fünfhundert Lichtjahre entfernt sind, wäre es: der Erde fünfhundert Lichtjahre zu arrangieren; sie braucht sie — nach diesen Jahrtausenden der Finsternis. Es gäbe für jugendliche Professoren auf unsrer Seite alle Hände voll zu tun.

Kurt Hiller

Der fliegende Jude

Als an jenem Pfingstmontag das amerikanische Flugzeug die kulturellen Unterschiede zwischen

Eisleben, Kottbus und Berlin von oben her nicht recht wahrnehmen konnte und einen Acker bei Kottbus dem Tempelhofer Feld vorzog, kroch hinter Chamberlin ein kleiner, nicht sehr beachteter Mann aus der Kabine und stand dann unnütz herum. Er sah schlechtgelaunt und übernächtigt aus und gab auf alle Fragen nur recht einsilbige Antworten, teils weil er kein Wort deutsch verstand, teils weil er nicht wollte. Das war der Besitzer der „Miß Columbia", der auf den Namen Levine hörte, wenn man ihn richtig aussprach, und der, wie der Berichterstatter des Rundfunks immer wieder versicherte, „lediglich als Passagier mitgekommen und an der Navigation der Maschine in keiner Weise beteiligt war". Warum er eigentlich mitgekommen war, wußte niemand so recht.

Dann kam die etwas verunglückte Triumphreise Chamberlins über den Kontinent, und Levine wurde immer übler gelaunt und immer einsilbiger. In Paris haben die beiden sich dann gezankt, Chamberlin hatte von der Hinfahrt genug, und nun stand die schöne Miß Columbia in einer Flugzeughalle in Le Bourget und geriet langsam in Vergessenheit. In den Zeitungen stand hin und wieder eine Notiz, daß Levine einen neuen Piloten suche oder gefunden habe oder sich soeben mit einem verkracht habe. Unterdessen wurde zwölfmal gemeldet, daß Captain Courtney soeben zum Ozeanflug gestartet und umgekehrt sei, unterdessen wurde in Doorn die allerhöchste Erlaubnis zum Start eines deutschen Flugzeugs nachgesucht und gütigst erteilt, unterdessen lauteten die Wetterberichte weiter ungünstig — die Miß Columbia stand in Le Bourget und wartete des Mannes, der sie heimführen sollte. Levine suchte nach einem Piloten. Schließlich fand er einen, der bei schönem Wetter bereit war, Levines Flugzeug wieder nach Amerika zu bringen. Die Verhandlungen verliefen um so ungezwungener und herzlicher, als keiner der beiden Verhandelnden die Sprache des Andern verstand. Die Aussichten für die Dauer der Fahrt waren also ausgezeichnet. Seltsamerweise brachten die beiden es aber fertig, sich auch ohne zureichende Vokabelkenntnis zu zanken, und Levine bekam die Sache satt. Zunächst einmal ließ er sich, vermutlich von einem englisch sprechenden Sachverständigen die Maschine, deren Besitzer er war, erklären. Er wunderte sich im Stillen, daß man wegen einer solchen Maschine so viel Schwierigkeiten mache. Und dann stieg er eines Tages mal allein zu einer kleinen Spazierfahrt mit seinem Flugzeug auf und kam mehr oder weniger zufällig nach London. Er hatte es satt. Er nahm den Sachverständigen den „komplizierten" Apparat aus der Hand, so wie er zu Hause einer Sekretärin einen schlecht geschriebenen Brief aus der Hand nahm: Geben Sie her, ich werde mir das alleine schreiben. Und so wie er auf der Schreibmaschine sich die Buchstaben zusammensuchte, so suchte er sich hier die Hebel und Schrauben zusammen; warum soll das eigentlich nicht gehen? Es ging mäßig, aber es ging, und die Fachleute waren außer sich. „Guten Morgen", sagte er zu den entsetzt herbeieilenden Flugplatzbeamten, „wo kann ich mich hier rasieren lassen?"

Das war natürlich Protzerei, die Protzerei eines ungezogenen Jungen. Aber für die Fachherren war das eine ganz gesunde Lehre, sie konnten nicht antworten. Und nun legte Levine richtig los, jetzt wurde er plötzlich gesprächig. „Na, Jungens, freue mich sehr, euch zu sehen; das in Paris war ja nichts. Da haben sie ja immer schlechte Wetterberichte, hier werden wir die Sache schon drehen, was? Ihr versteht doch wenigstens englisch." Das war schon richtig, die Behörden verstanden nur leider nicht amerikanisch. Sie fragten nach einem Ausweis, und den hatte Levine nicht. Das Flugzeug steht zunächst einmal wieder im Flugzeugschuppen und wartet des Mannes, der es heimführen soll.

Levine muß von ganz unten „heraufgekommen" sein. Er redet die Sprache der da „unten". Er hat ihren Witz, ihren Mut, ihre Frechheit. Er ist noch eine „Type". Eine hoffnungsvolle Type, denn ihr Feld ist die Welt.

Wolf Zucker

„Die Jugend huldigte begeistert"

Einer meiner jungen Freunde, ein berliner Gymnasiast, schreibt mir: „... wie findest du das, Lucy? Gestern verkündet Herr X. Y. während des Unterrichts in der Klasse: „Anläßlich des Geburtstags des Reichspräsidenten Hindenburg haben die Schüler (!! wer? ich nicht!! keiner meiner Kameraden! Anm. des Briefschreibers) beschlossen, im Stadion ein Sportfest zu feiern, bei dem auch der Herr Reichspräsident erscheinen soll. Die Klassen haben in ihrer Gesamtheit zu erscheinen. Die Eltern, die nicht wünschen, daß ihr Sohn teilnimmt, haben das schriftlich auf einem Zettel dem Klassenlehrer mitzuteilen. — Derjenige, der also nicht den nötigen Anstand besitzt, dem Reichsoberhaupt seine Huldigung darzubringen, ist so gezwungen, es schriftlich zu bestätigen. — „Sag mir, wie findest du das?"

„Wie ich das finde, lieber Junge?" „Die Eltern haben —", „die Schüler haben —", „der nötige Anstand", „gezwungen", gezwungen, gezwungen — ein Volk von Lakaien, gottseisgeklagt, — das Hörigkeitsmal ist ihnen ins Fell gebrannt, und selbst da, wo sie sich wonnedurchrieselt kleine Tyrannen dünken, sind sie nur Knechtsnaturen mit umgekehrten Vorzeichen. —

Das Ganze ist eine Nötigung, durchaus unzulässig in der Epoche der geheimen Wahl; abgesehn davon, daß sich der Lehrer eine Kritik über die Eltern anmaßt, die ihm absolut nicht zusteht.

Jungens, Ihr meine unerschütterliche Hoffnung auf eine hellere Welt: freut Euch der Ferien, vergeßt den Schulkram, nehmt in Eure jungen Seelen das Bild eines ackernden Bauers auf oder eines springenden Hirsches — aber verschließt Euch sorgfältig vor dem Eindruck jener licht- und luftscheuen Subalternität, der Ihr — abermals gottseisgeklagt! — ausgeliefert seid.

Lucy v. Jacobi

Das ist ein deutsches Filmprogramm!

Theaterbesitzer!

Wir bringen die Geschäfts-Filme!
Südfilm-Produktion 1927/1928.

Prostitution

Unzucht und ihre Parasiten, ein Film bearbeitet nach neuesten amtlichen Quellen
Regie: Kurt Bernhard.

Wenn die Garde marschiert.

Ein frisch-fröhlicher Soldaten-Film aus der Zeit des bunten Rockes.

Höhere Töchter.

Das Ringen des jungen Mädchens mit der modernen Erotik.
Eine Jugendtragödie in 7 Akten.
Regie: Richard Loewenbein.

Bett und Sofa.

Eine Sittenstudie über Ehe und Moral aus dem heutigen Rußland.
Mit den Hauptdarstellern der letzten großen Russenfilme.
Produktion: Sowkino.

Das Dirnenschiff.

Ein Sensations- und Sittenfilm von den Taten eines berüchtigten Mädchenhändlers an der Küste von Florida.

Herzblut einer Mutter.

Behandelt das Thema, das stets im Sturm alle Herzen erobert:
Das alltägliche Wunder der Mutterliebe.

Der Großfilm der Emelka!

Ludwig II., der „Märchenkönig".
Das Schicksal eines Einsamen auf dem Königsthron.
Die Märchenpracht der bayrischen Schlösser.

Die Wunderwelt der bayrischen Alpen.
Das tragische Ende eines genial veranlagten Monarchen.
Allererste deutsche Besetzung!

So küßt nur a Wienerin!
Aus dem lebensfrohen Wien, mit schönen Frauen und feschen Kavalieren.

Die Kirschen in Nachbars Garten.
Nach dem bekannten Bühnenstück „Die Strecke".

Leben Sacco und Vanzetti oder ist ihr Todesurteil in Sing-Sing schon vollstreckt?
Liegt ein Justizmord vor?
Die gleiche Frage bildet den Inhalt des neuen Südfilms
Sing-Sing
Das Haus ohne Hoffnung.
Unschuldig zum Tode verurteilt.
Die Galgenfrist.
Der furchtbare elektrische Stuhl.
Das spannendste und aktuellste Thema des ganzen Erdballes sind augenblicklich die furchtbaren Stunden in
Sing-Sing
Das Haus ohne Hoffnung.
Das aufgelegte sichere Geschäft bringt dieser Film jedem deutschen Theaterbesitzer.
Südfilm A.-G. Im Emelka-Konzern

Aus einem Prospekt der Südfilm A.-G.

Die Veranstalter

Im Kleinen Theater wird allabendlich ein Greuel aus der Plüschmöbelzeit vollzogen: Neugierige seien gewarnt, das Ding heißt „Marschall-Nielrosen". Verantwortlich für diese gottlose Zeit- und Geldvergeudung zeichnet ein Direktor, der nicht ohne Grund „Schedlich" heißt, ein Herr „Weinglück" und — wie heißt der Regisseur doch gleich?

„Der Regisseur?" sagt Heinrich Schnitzler, der witzige Sohn eines witzigen Vaters, „das ist doch Der, der durch kein Nadelöhr geht!"

Ach ja, richtig, es ist Herr Kanehl.

Miraflor

Konkurrenzkampf

Wieder einmal sitzen im Romanischen Café, wo der intellektuelle Rhabarber blüht, fettgedruckte Schriftsteller und schmieden Reisepläne. Das gibt Anlaß zu mancher schönen Übertreibung.

Den Neid der Rivalen zu entfesseln, ist eine schwere Menge Aufschnitt vonnöten.

In ausgemacht wilde Gegenden streben aller Sinne.

Jemand ist auf den polynesischen Urwald versessen und singt im vorhinein Hymnen von infernalischer Pracht.

Jemand anders, wesentlich genügsamer, will bloß am Nordpol mit dem Flugzeug landen.

Asiensehnsüchte spürt ein dritter und hat die edle Absicht, den Himalaya mit seiner unbezahlten Schreibmaschine zu erklimmen.

Egon Erwin Kisch, das Paradigma der Reporter, läßt sich nicht lumpen. Es ist ein schöner Sommerabend und er verkündet die haarsträubende Absonderheit:

„Wißt ihr, was ich vorhabe? Ich gondle demnächst per Faltboot nach der Kavirondoküste und buddle Platin!"

Kavirondoküste???

Keiner kennt den gottvoll exotischen Winkel.

Selbst Arnold Höllriegel nicht, Rudolf Mosses ewiger Weltreisender — allen andern um etliche Stiefellängen voraus.

„Wo soll denn das liegen — Kavirondoküste?" lacht er breit und gezwungen, in den Augen lauernde Neugier.

„Das möchste woll wissen, was", feixt Kisch glückselig — „damit du zuerst hinfährst!"

Bruno Manuel

Liebe Weltbühne!

Von einer bekannten französischen Schauspielerin wird erzählt:

Sie besuchte in Deauville einen Arzt, der stellte Nervosität fest und fragte: „Wie sind Ihre Nächte, gnädige Frau?"

„Danke, gut — seit den Rennen sind Amerikaner da."

Antworten

Prinzenaspirant. Wer die Erinnerungen des Prinzen Domela, die Peter Panter hier neulich besprochen hat, nachdruckt? Natürlich die gesamte sozialdemokratische Presse? Die Rote Fahne? Der Vorwärts? So ein herrliches Propaganda-Material wäre überhaupt noch nicht dagewesen...? Nein, das Acht-Uhr-Abendblatt hat sie unters Volk gebracht, der Malik-Verlag hat sie als Buch herausgebracht. Da haben sie hoffentlich ihre Wirkung getan. Der Vorwärts aber vermittelt seinen Feuilletonlesern auch weiterhin treffliche Belehrungen über die Farbe von Ameiseneiern und das Überwintern des Lachses in den nördlichen Gewässern. Dem Volk muß die Indifferenz erhalten bleiben. Was ein richtiger Parteivorstand ist, der wiegelt die Leute ab.

Demokrat. Deine Zeitung erzählt, daß ein junger Hilfsschreiber im berliner Polizeipräsidium fristlos entlassen worden sei, weil er der verbotenen Nationalsozialisten-Partei angehört. Nimmst du mir übel, Demokrat und Republikaner, wenn ich dir sage, daß ich deine Genugtuung über diese neue Manifestation der erstarkenden republikanischen Staatsautorität nicht recht zu teilen vermag? Ein Hilfsschreiber führt keine üppige Existenz. Und doch: gestern noch ein Hilfsschreiber, heut ein Arbeitsloser. Gibt es wirklich keine ärgeren Gegner als den Hilfsschreiber, der von Reventlow träumte, während er pflichtgemäß seine Formulare bemalte? Ganz nett, daß die Republik sich jetzt wirklich eine Kanone angeschafft hat. Es war Zeit. Aber sie sollte sie nicht nur zum Spatzenschießen verwenden.

R. R. Sie teilen aus einem Bericht der Kriminaldirektion Breslau den folgenden schönen Satz mit: ‚Festgenommen wurde eine Frau wegen Beischlafsdiebstahls'. Sie fragen, was das sei? Wenden Sie sich doch an einen breslauer Kriminäler.

Buchhandlung Hans Höynck, Charlottenburg. Sie schreiben: „Peter Panter glaubt, nun auch in seiner Zeitung das Märchen von den teuren Büchern auftischen zu müssen, das aber wirklich nur ein Märchen ist Solange Kino, Radio und Sport Beschäftigung der Massen in den Freistunden ist, werden nicht, so wie früher, Bücher gekauft. Steigt der Absatz, werden die Bücher von selbst billiger. Man kann keinem Verleger verdenken, wenn er den Preis eines Buches einem Absatz von 5000 Exemplaren anpaßt, denn Auflagen von zehn- bis zwanzigtausend, die erst einen billigen Preis ermöglichen, kommen jetzt nur selten vor. Mit einer Auflage von zehntausend wird in Deutschland schon Reklame gemacht, in Frankreich sind Auflagen von zweihunderttausend nichts seltenes. Das Buch muß wieder das Tagesgespräch werden, ganze Seiten Auszüge muß die Tageszeitung bringen usw. Nein, werben Sie für das Bücherkaufen, wer Bücher kaufen will, zahlt auch den erforderlichen Preis, durch Bücherkaufen zum billigeren Buch. Ich bin nur Sortimenter, aber ich verstehe die Verleger, die in heutiger kapitalarmer Zeit nicht das Risiko „Durch das billige Buch zum großen Bücherkauf" auf sich nehmen können, denn billige Bücher erfordern große Auflagen und viel Geld." Ich habe nicht gesagt, daß die Bücher zu teuer seien — wohl aber: daß oft ihre falsche Ausstattung zu viel Geld verschlingt. Stattet man sie so aus, müssen sie so viel Geld kosten. Man muß sie aber nicht so ausstatten. Die Vergleiche mit Frankreich führen zu nichts: Technik, Propaganda und Ansprüche des Publikums sind völlig verschieden von der deutschen Situation auf dem Büchermarkt. Wir haben zwei Wünsche, einen an den Verleger, einen an den Sortimenter. Wenn der Verleger Geld ver-

dienen will, muß er endlich begreifen, daß er nicht nur für Druck und Papier, sondern auch für gute und wirksame Propaganda Geld investieren muß. Worin die besteht, ist nur von Fall zu Fall zu entscheiden. Die Ansprüche der meisten Autoren laufen hier in falscher Richtung: man kann vom Verleger nicht nur nicht verlangen, daß er jedes Buch in den großen Tageszeitungen fortlaufend inseriert — Nutzen und Folgen von Buchinserat, ja, von ausführlicher Buchbesprechung sind, vom Kaufmann her gesehen, noch sehr zweifelhaft. Ich glaube nicht, daß die Kritik oder die Propaganda in Deutschland ein Buch „machen" können. Sie können den ersten Ton anschlagen, aufmerksam machen, hinweisen — aber ob sich das Buch dann durchfrißt, hängt von vielerlei Faktoren ab. Und einen andern Wunsch haben wir an den Sortimenter zu richten. Wenn die Buchhändlerorganisationen einen kleinen Teil der Energie, die sie auf deutschnationale und Kriegspropaganda verwenden, auf die bessere Ausgestaltung des Verkaufsapparats, auf die bessere Bezahlung der jungen Buchhändler, auf ihre bessere Ausbildung verwendeten, wäre manches anders. Es ist natürlich ein großer Unterschied, ob ein Buch zwei oder drei Mark kostet — von der Inflation her ist es noch ein deutscher Aberglaube, daß „es darauf nicht ankommt". Es kommt sehr darauf an. Für den gelangweilten Kaufmann, der keine geistigen Interessen hat und sie nicht kennt, ist das in der Tat gleichgültig — für den interessierten Angestellten ist diese Mark von höchster Wichtigkeit. Sie, Buchhändler Höynck, teilen in Ihrem Brief noch mit, wie sich Leute, die für neunzig Mark nach Genf reisen wollen, sträuben, zwölf Mark für einen Baedecker auszugeben — diese Leute haben unrecht, und würden auch bei elf Mark „meckern". Aber ein junger Arbeiter, oder ein junger Student, der sich einen Essayband kaufen möchte, stößt sich am Preis von acht Mark, während er vielleicht sechs Mark und fünfzig aufzubringen vermöchte. Die Lage ist nicht allzu rosig — und Tagesgespräche kann man nicht machen und nicht kommandieren. Es müssen ihre Voraussetzungen vorhanden sein. Und da soll man nicht durch unnütze und fälschende Aufmachung der Bücher unser aller Schwierigkeiten noch erhöhen.

Verehrer Hans Reimanns. Sie machen uns aufmerksam, daß in der kleinen Geschichte von dem ‚Geenij' vor zwei Wochen eine kleine Doppeldeutigkeit unterlaufen sei. Sie haben recht. Die ‚lächerliche Reimann-Verfolgung' wie es dort hieß, ist natürlich die lächerliche Verfolgung Reimanns durch den verflossenen Gebieter Allsachsens. Gern folgen wir Ihrem Wunsch, mitzuteilen, daß von den ‚Sächsischen Miniaturen' Ihres Lieblingsautors kürzlich bei Carl Reißner in Dresden eine neue Folge erschienen ist. Die Geschichten sind ebenso lustig wie die frühern. Das ist auch unsre Meinung.

Dieser Nummer liegt eine Zahlkarte für die Abonnenten bei, auf der wir bitten,

6 Mark für das III. Vierteljahr 1927

bis zum 31. September einzuzahlen, da am 2. Oktober die Einziehung durch Nachnahme beginnt und unnötige Kosten verursacht.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152 zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin;
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto Berlin 11958.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank: Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Canarisfilm und Völkerbundstheater

von Carl v. Ossietzky

Vor zwei Jahren gelang es im parlamentarischen Untersuchungsausschuß einem Vertreter des Reichsmarineamts, durch Affrontierung republikanischer Abgeordneter einen beträchtlichen Radau hervorzurufen. Damals wurde der Öffentlichkeit zum ersten Mal der Herr Korvettenkapitän Canaris bekannt. Wir haben in der ‚Weltbühne' in der letzten Zeit wiederholt auf die Laufbahn des Herrn Canaris hingewiesen, um damit den Streit um das Reichsmarineamt, der ja zunächst nur von den Filmsubventionen ausging, militärpolitisch schärfer zu profilieren und damit nicht in Vergessenheit gerate, daß in dieser Behörde neben Finanzgeschäften auch noch andre getätigt würden, die an sich besser zum Ressort passen, aber zu der staatserhaltenden Aufgabe einer Wehrmacht im Widerspruch stehen. Es gehen nun seit ein paar Wochen merkwürdige Geschichten um, wonach Herr Canaris Anschluß an einige Redakteure eines großen demokratischen Tageblattes gesucht und gefunden habe. Diesen Herren, so wird erzählt, habe Herr Canaris neues Material zur Filmaffäre in Aussicht gestellt — Material, das nicht nur den ohnehin belasteten Kameraden Lohmann, sondern auch seinen Vorgesetzten, den Herrn Admiral Zenker, einbezieht. So wird sehr geheimnisvoll erzählt, und da Journalisten ebenso wenig diskret sein können wie Offiziere, so ist einiges davon weiter gedrungen, was wir hier mit aller Reserve wiedergeben. Obgleich die Angelegenheit, wenn sie stimmt, mehr charakterologisches als politisches Interesse hat, so sollte doch darüber Klarheit geschaffen werden. Bis jetzt sieht man nur einen Filmstreifen ohne Textierung — Personen, die gestikulieren, den Mund öffnen, die Hände beschwörend heben und dergleichen, aber man weiß nicht recht wozu.

Vielleicht nimmt jetzt Herr Canaris das Wort.

*

Das war wieder eine lange Rednerparade in Genf, und jedem einzelnen der Herren wird von seiner Presse attestiert, das große Ereignis gewesen zu sein. Man kann gewiß sein, daß heute in Kowno Herr Woldemaras als der Demosthenes gefeiert wird, dem ein Parkett von Staatsmännern hingerissen folgte. Ungarn hat ein venerables nationales Altertum delegiert, den Grafen Apponyi, der nach dem ‚Lokalanzeiger' mit einem Zukunftsgemälde von Frieden und Gerechtigkeit sein Auditorium erschütterte, das gewiß noch viel erschütterter gewesen wäre, wenn Horthy einen seiner blutigen Bandenführer geschickt hätte. Italien wird durch den zähen Juristen Scialoja

vertreten, der alle Verhandlungen durch Tifteleien schwierig macht, was jedoch die Meinung erwecken kann, als nähme man in Italien Rechtsfragen buchstäblich und pedantisch, anstatt sie kurzerhand à la russe zu erledigen. Was vollends Herrn Stresemanns Presse angeht, so kann man sich des Eindrucks kaum erwehren, daß der Völkerbund eigens geschaffen worden sei, um dem großen Mann einen interessantern Rahmen zu geben als die heimatlichen Bezirksvereine und Unternehmerbünde. Nimmt man sich jedoch die Reden gründlich vor, so erkennt man, daß alle Herren mit viel Aufwand nichts gesagt haben. Und dies Nichtssagen ist das ungeschriebene aber faktische Programm dieser Tagung.

Auch Aristide Briand, der hellste Kopf und das wärmste Temperament, war dies Mal unsagbar trist. Vor einem Jahr noch forderte er mit grandioser Geste auf, die Mitrailleusen zu zerschlagen. Man mochte sich dabei still fragen, was wohl geschehen würde, wenn seine Landsleute in blauen Blusen damit Ernst machten. Dennoch, es war ein hallendes Wort, keine zage rückversicherte Formulierung. Und dies Mal? „Wir müssen den Frieden den Völkern so lange in die Ohren schreien, ihnen so lange immer wieder zurufen: Macht den Frieden! Macht ihn, wie Ihr wollt, in juristischen Formeln oder ohne juristische Formeln, aber beschäftigt Euch mit dem Frieden! Wir müssen den Frieden zu jener mystischen Gewalt machen, die sich in der Seele der Völker unwiderruflich festsetzt." Verkehrte Welt! Der Vertreter eines schwer bewaffneten Staates ruft den Vertretern andrer nicht leichter bewaffneten Staaten zu, ihren Völkern das Kriegmachen auszureden. Dabei ersehnen die Völker nichts mehr als den Frieden. und sehen nur in ihren Regierungen das Hindernis. Das ist die Wahrheit. Daß ein kluger Mann wie Briand in der Hitze des rednerischen Moments die Dinge einfach auf den Kopf stellt, beweist nur, daß in Genf, wo immer besser gesprochen als gehandelt wurde, jetzt selbst die Rhetorik bankrottiert hat. Was gestern noch klingende Phrase war, ist heute einfach Blague.

So hielt die repräsentative Rede ein Kandidat für den Rat der Großen, der Grieche Politis, der die Kritik der kleinen Mächte abwiegelte und einen wahren Hymnus auf das Nichtstun sang. Der hat, glatt und schlau, den Großen aus der Seele gesprochen. Es hat alles Zeit! Die genfer Devise unter dem Protektorat der Militär- und Seemächte.

Die Kleinen aber streben zu den Ideen des Protokolls von 1924 zurück. Das war der Sinn des überraschenden holländischen Vorstoßes, auch der Bemühungen Polens, zu einem Sicherungsabkommen für den Osten zu gelangen. Die kleinen Staaten sind durch die Locarnoverträge aus der Weltpolitik radikal hinausgeworfen worden. Sie sind ohne Einfluß auf den

Lauf der Dinge und dürfen nur nachträglich in Genf protestieren. England hat die Abrüstung ruiniert und schafft sich überall in Europa Trabanten zur Einkesselung Rußlands. Der Locarnofriede war ihm nicht mehr als die Erledigung mitteleuropäischer Quengeleien zur Formierung einer großen reaktionären Bürgerfront gegen das Land der sozialen Revolution und gegen alle soziale Revolutionierung im eignen Haus und überall. Seitdem ist sein Interesse am Völkerbund erloschen, und weil Locarno schließlich doch nicht zum Ziel führte, auch sein Interesse an diesen Verträgen, und es fördert offen und brutal alle fascistischen und weiß-militaristischen Strebungen.

Deshalb ist es auch ziemlich belanglos, ob jetzt in Genf noch eine gemeinsame Plattform gegen den Angriffskrieg gefunden wird. In dieser bösen europäischen Luft verlieren Schiedsklauseln und Beteuerungen, niemals angreifen zu wollen, ihren Wert. Das Rüstzeug des Vorkriegspazifismus erweist sich jetzt, wo es endlich umgeschnallt werden soll, als rostig. Was 1910 Epoche gemacht hätte, ist 1927 zur Lüge geworden. Zukunft und Würde des Völkerbundes ruht nicht bei den Regierungen der großen Mächte, sondern bei ihren linken Oppositionen, und, vor allem, bei der englischen Arbeiterpartei. Das Jahr des großen Durchbruchs zum Frieden war 1924, das Jahr Herriots und MacDonalds. Neue Entlastung der Weltpolitik kommt nicht mit neuen Pakten in Ost oder West, sondern nur durch den Sturz der konfliktsüchtigen englischen Reaktion. Bis dahin festzustehen und den Widerstand so weit zu spannen, daß die halsbrecherische Außenpolitik des Torykabinetts auch zu einem innern Risiko wird, ist die historische Aufgabe der englischen Opposition.

*

Wir erhalten das folgende Schreiben:

Der Preußische Ministerpräsident.

Berlin W. 8, den 7. September 1927.

In Nr. 35 der ‚Weltbühne‘ vom 30. August wird das Gerücht erwähnt, der Herr Reichspräsident beabsichtige nach seinem 80. Geburtstage zurückzutreten, und im Zusammenhang damit wird gesagt, „in parlamentarischen Kreisen munkle man jetzt, der Preußische Ministerpräsident habe Herrn v. Hindenburg solche Pläne ausgeredet mit dem Hinweis, daß das große Werk der Volksversöhnung noch nicht vollendet sei.“

Dazu bemerke ich in aller Kürze, daß ich schon deshalb dem Herrn Reichspräsidenten nicht „solche Pläne ausgeredet“ habe, weil mir von diesen Plänen nichts bekannt ist. gez. Braun

Wir freuen uns sehr, daß der Herr Ministerpräsident so entschieden dementiert. Mit uns werden sich die Parteien freuen, die schon lange den Wahlkampf gefürchtet haben, und wohl auch ein wenig der Herr Ministerpräsident selbst, dem die Kandidatensorgen erspart bleiben.

War der Franktireurkrieg verboten?

von Lothar Engelbert Schücking

Immer wieder versuchen Pazifisten und Sozialisten eine Verständigung darüber herbeizuführen, was es eigentlich mit den Greueltaten der deutschen Armee in Belgien auf sich hat. Dabei ist das die reine Quadratur des Zirkels, denn nach der Anlage zum Abkommen betreffend die Gesetze und Gebräuche des Landkrieges vom 18. Oktober 1907, Reichsgesetzblatt von 1910 Seite 133, ist der Franktireurkrieg auch nach deutschem Kriegsrecht erlaubt, wenn die Bevölkerung eines nichtbesetzten Gebietes, die beim Herannahen des Feindes aus eignem Antriebe zu den Waffen greift, keine Zeit gehabt hat, sich in Milizen oder Freiwilligenkorps zu organisieren. Nur müßten die Waffen offen geführt und Gesetze und Gebräuche des Krieges beachtet werden.

Diese reichsgesetzliche Bestimmung wurde uns Soldaten im Kriege jahrelang durch den preußischen Generalstab geheim gehalten. Das ist eine höchst merkwürdige Sache. Und ehe sie nicht vollständig aufgeklärt ist, ebenso aufgeklärt, wie der Anteil des preußischen Generalstabs an der Kriegshetze im Juli 1914, läßt sich über den Franktireurkrieg garnicht reden. Wahrscheinlich werden unsre Nachkommen später feststellen, wer im Großen Generalstab und später in der Obersten Heeresleitung es war, der einer Armee von sechs Millionen den Wortlaut der Seite 133 des Reichsgesetzblattes von 1910 lange Zeit nicht mitteilte und erst 1915 oder 1916 stillschweigend und lautlos in die Instruktionsbücher der Infanterie die Ordnung der Gesetze und Gebräuche des Landkrieges hineingelangen ließ. Obwohl ein preußischer General schon beim Inkrafttreten dieses Reichsgesetzes, also kurz nach der Veröffentlichung im Reichsgesetzblatt, darauf aufmerksam gemacht hatte, daß nun endlich mal auch das Militär zu diesem neuen Gesetz Stellung nehmen müsse. 1914 und 1915 kannten selbst die Kriegsgerichtsräte kaum die deutsche reichsgesetzliche Bestimmung über den Franktireurkrieg. Von den andern Juristen ganz zu schweigen.

Ich habe erlebt, daß ein Amtsgerichtsrat, nachdem einige gefangen genommene „Burgers", gefangen genommene Mitglieder der garde civique, statt als Kriegsgefangene behandelt zu werden, standrechtlich erschossen waren, mit dem Oberhaupt der eroberten Stadt einen Vertrag abschloß, durch den die garde civique sich verpflichtete, weitere Kriegstätigkeit einzustellen, während wir uns verpflichteten, keine weitern Erschießungen vorzunehmen, was den braven, jetzt längst verstorbenen Amtsgerichtsrat anwiderte. Der war äußerst erstaunt, als ich ihm den Artikel II aus der Ordnung der Gesetze und Gebräuche des Landkrieges und Seite 133 des Gesetzblattes von 1910 vortrug, und im ganzen Regiment zweifelte man, daß so etwas tatsächlich vor vier Jahren im Reichsgesetzblatt gestanden hätte, denn der preußische Generalstab, und das ist sein bis heute totgeschwiegenes Delikt, hatte eine mit dem Reichs-

gesetz jedenfalls nicht übereinstimmende Verordnung herausgegeben, die in den Drucksachen bei Regiment und Bataillon mitgeführt wurde. Die Rechtslage war also eine ganz andre. Beteiligten sich Frauen und Kinder in Belgien an der Kriegsführung, schoß die Frau mit aus dem Fenster und trugen ihr die Kinder Patronen zu, so waren Frauen und Kinder nach Artikel II als kriegführend zu betrachten und als Kriegführende zu behandeln. Bis zur Gefangennahme konnten sie getötet werden als Teile der bewaffneten Macht. Nach der Gefangennahme konnten sie nicht mehr getötet werden, sondern hatten Anspruch auf Behandlung als Kriegsgefangene, die nach Artikel IV mit Menschlichkeit behandelt werden müssen, wobei in Betracht kommt, daß die Erklärung: es werde kein Pardon gegeben, unzulässig war; Artikel 23 Seite 141 des Reichsgesetzblattes von 1910. Wir hatten also in diesem Franktireurkrieg das gesetzliche Recht, Mitglieder der Miliz und Frauen und Kinder im Gefecht selber, soweit sie sich am Gefecht beteiligten, auf alle Art totzuschlagen. Nicht aber hatten wir das Recht, solche Personen, nachdem sie einmal zu Kriegsgefangenen gemacht worden waren, hinterher immer in einer Art standrechtlichen Verfahrens zu erschießen. Grade dies Verfahren aber, bei dem selbstverständlich keine Protokolle geführt wurden, empörte die Belgier, die anscheinend die Rechtslage besser kannten als wir. Gelang es, Gefangene von der merkwürdigen und dem Reichsgesetz widersprechenden Selbstjustiz der kämpfenden Truppenteile zu retten, und wurden die gefangenen Belgier nach Deutschland abtransportiert, so ließ man sie in vielen Fällen leben, offenbar auf Grund von Seite 133 des Reichsgesetzblatts von 1910, weil allmählich die Kenntnis dieses Reichsgesetzes entgegen dem preußischen Generalstab sich durchsetzte.

Man muß also bei der Franktireurfrage immer unterscheiden zwischen dem harmlosen deutschen Soldaten, dem gutmütigen preußischen Landwehrmann und dem kriegswütigen Generalstab, der ja auch so lange nach Wien telegraphierte, bis er den Krieg glücklich zum Ausbruch gebracht hatte.

Es paßt sehr gut in diese Auffassung vom Generalstab hinein, wenn jetzt bekannt geworden ist, daß zwei Offiziere aus der Obersten Heeresleitung für eine ungeheure Summe im Jahre 1918 Ludendorffs Angriffspläne an die Amerikaner verkauft haben, um dann nach Amerika zu fliehen, wo sie jetzt noch von dem Sündengeld Rentiers spielen sollen. Alles Unglück ist dem deutschen Volke immer von der Zentrale seines alten Obrigkeitsstaates gekommen, der gegenüber alles machtlos war, selbst der edeldenkende General von Bissing, der gestorben sein soll aus Gram darüber, daß er die blödsinnige völkerrechtswidrige Deportation der Belgier im Kriege nicht verhindern konnte. Es wird bei uns so viel veröffentlicht, aber hierüber veröffentlicht das Reichsarchiv nichts, und es wäre wichtig genug, auch über die Franktireurkämpfe klarzustellen, daß der deutsche Soldat bona fide handelte und man unmöglich von ihm Kenntnis des Reichsgesetzblattes verlangen konnte.

Ludendorff und die Freimaurer von Max Seber

Ludendorff ist der Mann der großen Offensive, der immer aufs Ganze geht, darum konnte sein Kampf gegen die Freimaurerei auch nichts andres sein als die Vernichtung seiner Gegner. Mit geringern Dingen gibt er sich nicht ab. „Vernichtung der Freimaurerei durch Enthüllung ihrer Geheimnisse." Soviel man allerdings weiß, sind die längst enthüllt. Ludendorff selber führt eine Reihe solcher Enthüllungsschriften an. Er hätte noch viel mehr bringen können. Diese Enthüllungen haben aber die Freimaurerei noch nicht vernichtet. Wenn Ludendorff es von seiner Publikation erwartet, so kann man nur zweierlei annehmen: das bekannte unbegrenzte Selbstbewußtsein eines durch einstigen Ruhm Verblendeten oder aber Aufdeckung tatsächlich neuer Geheimnisse. Aber danach sucht man in den achtzig äußerst langweiligen Seiten vergebens. Vielleicht sind die Rituale der Großen Landesloge von Deutschland, der am meisten rechtsstehenden deutschen Großloge, noch niemals in solchem Umfang abgedruckt worden. Das wäre wohl eine Eigenart Ludendorffs, daß er sehr fleißig aus Büchern abdruckt, weil es ihm offenbar nicht möglich ist, durch eigne Gedanken oder gar Beweise die hungrigen Spalten zu füllen. Sonst kann man wirklich keinen Grund entdecken, alle diese furchtbar verstaubten Gebrauchtümer eines völlig veralteten Traditionalismus aus dem Dämmerlicht der Logen an die wehe Helligkeit der Öffentlichkeit zu zerren.

Ludendorff allerdings glaubt hier wahre Schätze für seine These gefunden zu haben: das „Geheimnis" der Freimaurerei ist überall der Jude. Das ist wieder einmal eine bestechend einfache These. Massiv, graniten, eindeutig wie der ganze Mann selber. Aber primitive Einfachheit ist noch kein Zeichen der Wahrheit. Auch der Irrtum gibt sich oft so verhängnisvoll massiv, einfach, graniten.

Zwei Hauptbeweise tritt Ludendorff an. Die jüdischen, alttestamentlichen Bestandteile der freimaurerischen Kultlegenden und des freimaurerischen Rituals.

Diese sind unzweifelhaft da, in einer für modernen Geschmack schwer erträglichen Weise sogar. Aber ist damit das Geringste für Ludendorffs These erwiesen? Sehr einfach erklären sich doch diese jüdischen Herkünfte aus dem gewaltigen Ansehen des Alten Testaments in allen christlichen Ländern. Das Christentum hat sich nun einmal aus dem Judentum entwickelt, das Neue Testament steht auf den Schultern des Alten Testaments und ist trotz Delitzsch nicht von ihm zu lösen. Da nun das freimaurerische Gebrauchtum großenteils aus den mittelalterlichen Steinmetzenhütten stammt, ist das starke Hervortreten des Jüdischen gar nicht verwunderlich. Die sogenannte Zunftlegende der Steinmetzengilde ist voll davon. Und ebenso die freimaurerischen Kultlegenden, die eng mit dieser verknüpft sind. Darin etwas andres zu sehen, als den selbstverständlichen Ausdruck einer geschichtlichen Entwicklung, blieb Ludendorff vorbehalten, der mit monotoner Monomanie sein Sprüchlein herunterbetet. Tut nichts, der Jude

wird verbrannt. Mit welch talmudischem Scharfsinn er aus den harmlosesten und banalsten Redewendungen Weltherrschafts- und Weltverschwörungspläne herauslotst, ist allerdings doch verwunderlich. Wenn nur nicht der jüdische Geist da schon sein teuflisches Spiel treibt mit edlem Arierhirn! Wenn man diese Interpretationskünste nicht als artistisches Spiel betrachten darf, dann bleibt nichts weiter übrig als Mitleid mit solch granitner Einfachheit.

Immerhin: wenn Ludendorff mit noch soviel Vorurteilen an seine Arbeit herangegangen ist, eins hätte er doch zu tun: den vorhandenen Tatbestand umfassend zu würdigen und nicht nur eine einseitige Verzerrung vorzulegen. Er täuscht seine Leser über das wirkliche Gesicht der Freimaurerei, wenn er nur den jüdisch-alttestamentlichen Bestandteil der freimaurerischen Sagen und Rituale an die Öffentlichkeit bringt, den Anteil der deutschen und englischen mittelalterlichen Bauhütten, der sogenannten Werkmaurer, aber vollkommen beiseite läßt. Er schreibt seelenruhig: auf die alte Geschichte der Freimaurerei soll nicht eingegangen werden, das würde die Aufmerksamkeit auf Nebendinge lenken, so wichtig sie auch in einem andern Zusammenhang sein könnten. Mit Verlaub: erst durch diese grade hier nicht nebensächliche alte Geschichte wird ja erst das Gesicht des Freimaurertums verständlich und die völlige Unhaltbarkeit der Entstellungen Ludendorffs ans Licht gebracht. Daher diese Scheu vor der Geschichte, weil es Ludendorff ganz offensichtlich nicht um objektive Erkenntnis, sondern um tendenziöse Darstellung zu tun ist. Trotz aller stiernackigen Voreingenommenheit hätte auch ein Ludendorff stutzig werden müssen, wenn er nur an alle die Männer gedacht hätte, die zur Freimaurerei gehörten. Herder, Lessing, Wieland, Goethe, Freiherr vom Stein, Blücher, Boyen, dazu von Fürsten: Friedrich der Große, Wilhelm I. und Friedrich III. Und heute noch sind in England und Schweden sehr enge Beziehungen zwischen dem Königshaus und der Freimaurerei vorhanden. Aber alles dies imponiert Ludendorff nicht. Sie sind nach ihm arme Betrogne.

Ludendorff macht seine Leser schaudern, indem er die alten freimaurerischen Eidesformeln zum Abdruck bringt. Möglicherweise sind noch solche dinosaurierhafte Formeln in Gebrauch. Niemand aber denkt daran, sie wörtlich zu nehmen. Es ist doch eine alltägliche Erfahrung, daß sehr viele die Reihen der Freimaurerei wieder verlassen, ohne im geringsten behelligt zu werden, und daß trotz aller Eide die sogenannten Verräterschriften immer noch blühen. Ludendorff selber sind ja offenbar aus den Kreisen der Großen Landesloge von Deutschland „Enthüllungen" zugegangen. Die Angst vor diesen Eiden kann also doch unmöglich groß sein. Und Ludendorff hätte sich wirklich seinen reklamehaften Hinweis auf noch weitere, im Ausland deponierte Enthüllungen und die Warnung vor Nachstellungen seiner Gewährsmänner sparen können.

Es hat keinen Zweck, auf Einzelheiten der Ludendorffschen Beweisführung einzugehen. Nur auf die Internationalität der Freimaurerei soll noch eingegangen werden. Sie bietet ein

besonders gutes Beispiel für die unglaubliche Leichtfertigkeit, mit der aus antisemitischen Interessen Behauptungen über die Freimaurerei aufgestellt werden. Wer Ludendorff liest, muß glauben, die Freimaurerei wäre aufs straffste in einem Weltbund zusammengefaßt. In Wirklichkeit ist es grade umgekehrt. Von allen geistigen Bestrebungen menschheitsverbindender Tendenzen ist die Freimaurerei am schlechtesten organisiert. Es bestehen nur sehr lockere Verbindungen durch die Association maçonnique internationale in Genf, der aber weder die englischen noch die amerikanischen Logen, also der bei weitem größte Teil des Freimaurertums, angehören. Auch deutsche Logen sind in ihr nicht mehr vertreten, seitdem der abseits der offiziellen Freimaurerei stehende Freimaurerbund zur Aufgehenden Sonne ihr nicht mehr angehört. Auch sonst lassen die Beziehungen der Großlogen der einzelnen Länder eigentlich alles zu wünschen übrig Die Angelsachsen und Amerikaner erkennen die französischen Großlogen nicht an, Formalitäten und Nebensächlichkeiten spielen eine übergroße Rolle.

Der Freimaurerei kann man wahrhaftig nicht ein Zuviel an Internationalismus zum Vorwurf machen, sondern ein Zuwenig. Besonders auch der deutschen Freimaurerei. Diese hat in der Frage der Völkerverständigung nicht das mindeste geleistet. Während alle andern geistigen Verbände, gesellschaftliche oder sportliche Gruppen längst die Verbindung mit den andern Völkern aufgenommen haben (auch die Kirchen!), versteift sich die deutsche Freimaurerei auf eine intransigente Haltung, die sie sehr schwer mit ihren eignen Zielen in Verbindung bringen kann. Als der Freimaurerbund zur Aufgehenden Sonne es wagte, mit den französischen Großlogen freundschaftliche Beziehungen anzuknüpfen, wurde ihm grade von der Großloge, deren Ritual Ludendorff als Musterbeispiel jüdisch-internationalen Einflusses dient, der Vorwurf des Landesverrats entgegengeschleudert. Und als vor kurzem die französischen Großlogen die deutschen zu einer Besprechung in Frankfurt a. M. einluden, sagten alle acht von den neun offiziellen Großlogen ab. Nur eine, der Eklektische Bund, erschien, verdarb aber die Besprechung durch rein nationalpolitische Fragen. Politik im Sinne Ludendorffs wird in der deutschen Freimaurerei sicher nicht getrieben. Bis tief in die humanitären Logen hinein herrscht aber der nationalistische Gedanke vor. Juden und Dissidenten sind verfemt. Sich für den Weltfrieden einzusetzen, halten die Logen für etwas Politisches, was dem Freimaurer nicht zusteht. Aber aus politischen Anschauungen heraus sich von der freimaurerischen Pflicht der Völkerversöhnung loszubinden, scheint ihnen nicht politisch. Politik ist ihnen nur Pazifismus oder Kulturpolitik, nicht aber nationale Politik, die einfach „vaterländische Pflicht" ist.

Und auf diese Leute schlägt Ludendorff los. Sie habens wirklich nicht verdient, denn sie sind ganz inaktiv, aber grade deswegen haben sie es vielleicht verdient. Nur nicht von Ludendorff, der wieder einmal massiv, graniten und einfach daneben gehauen hat.

Krise in der Gewerkschafts-Internationale

von Gerhard Donath

In Paris ist vor kurzem der internationale Gewerkschaftskongreß beendigt worden, der die sozialistischen Gewerkschaften der Welt — soweit sie nicht in der Moskauer Gewerkschaftsinternationale organisiert sind — umfaßt. Der Gewerkschaftskongreß fiel in die Zeit schwerster politischer Spannungen. Er fiel in die Zeit, in der die englisch-russischen Beziehungen abgebrochen worden sind, in die Epoche, in der in ganz Europa die Reaktion sich breit macht. Der internationale Gewerkschaftskongreß in Paris schien von alledem sehr wenig zu spüren. Der größte Teil der Tagung war ausgefüllt von persönlichen Streitereien zwischen der Mehrheit, die sich aus den deutschen, französischen, belgischen und holländischen Delegierten zusammensetzte, auf der einen — und der englischen Delegation auf der andern Seite. Man schied voneinander, ohne den Streit geschlichtet zu haben. Der Engländer Purcell, der bisherige Präsident, ist nicht wiedergewählt worden, aber es ist überhaupt noch kein Präsident gewählt worden; man konnte den Engländern nicht gegen ihren Willen einen andern englischen Präsidenten aufdrängen, man wollte auf der andern Seite nicht einen Nicht-Engländer wählen, da dies eventuell den Austritt der Engländer zur Folge gehabt hätte. Man hat also die Präsidentenwahl verschoben, ebenso die der entscheidenden Sekretärposten. Bis jetzt hatte man drei Sekretäre, den Deutschen Sassenbach, den Holländer Oudegeest und den Engländer Brown. Oudegeest und Brown, die sich gegenseitig die schärfsten persönlichen Vorwürfe machten, sind ausgeschieden; es soll von nun an nur noch einen Generalsekretär geben. Er ist aber bisher nicht gewählt worden. Sassenbach soll bis dahin provisorisch die Geschäfte weiterführen. Und auch die Frage des Ortes des Präsidiums und des Sekretariats ist offen gelassen worden. Man will aus Amsterdam weg, weiß aber noch nicht wohin. Und es ist kein Zufall, daß man noch nicht weiß wohin, denn man ist sich über die künftige Gestaltung der Amsterdamer Gewerkschaftsinternationale noch nicht im klaren. Und die Analyse der Gründe wird uns gleichzeitig zeigen, daß hinter dem Streit der Personen in Amsterdam die schwersten sachlichen Gegensätze stehen, daß man über die entscheidenden Dinge nicht spricht, weil eine einheitliche Stellungnahme nicht möglich war. Hinter allen Auseinandersetzungen stand vor allem die Stellung zu Sowjetrußland, die Stellung zur Moskauer Gewerkschaftsinternationale. Hier nehmen die Engländer eine andre Stellung ein als die gesamten übrigen Mitglieder der Amsterdamer Gewerkschaftsinternationale, und dies nicht etwa erst seit der Pariser Tagung, sondern bereits seit Jahren. Bei den kontinentalen Gewerkschaften ist ein ausgesprochener Gegensatz zu Moskau da, der noch durch die Tatsache verstärkt wird, daß sich in den entscheidenden Ländern eine bedeutende kommunistische Partei herausgebildet hat. Das gilt vor allem für Frankreich und Deutschland. Dies hat zur Folge, daß sowohl in der sozial-

demokratischen wie in der ihr nahestehenden Gewerkschaftspresse kaum jemals ein objektiver Bericht über die wirklichen Verhältnisse Sowjetrußlands gegeben wird, weil man befürchtet, damit indirekt die Kommunisten zu unterstützen. In der deutschen demokratischen Presse findet man daher häufig eine Analyse, die die ökonomischen Bedingungen des Aufbaues Sowjetrußlands objektiver darstellt als die sozialdemokratische Presse. Hier liegen die Verhältnisse für England absolut anders. Es gab hier bisher keine nennenswerte kommunistische Partei. Von England aus ging die erste große Gewerkschaftsdelegation nach Sowjetrußland, unter der sich unter andern der bisherige Präsident der Amsterdamer Gewerkschaftsinternationale Purcell befand. Und wenn die Engländer auch in der Vorbemerkung zu ihrem Bericht über Rußland, der in Deutschland in mehr als hunderttausend Exemplaren verbreitet wurde, sich gegen die Übertragung russischer Methoden auf England verwahrten, so betonten sie doch bereits vor Jahren das Positive im bolschewistischen Aufbau Rußlands und unterstrichen es auf vielen Seiten — dies im schärfsten Gegensatz zu den Mitgliedern der kontinentalen Gewerkschaften, die in Amsterdam angeschlossen sind. Die Stellungnahme der Engländer konnte nur den überraschen, der sich nicht der entscheidenden Wandlung der gesamten ökonomischen Situation Englands bewußt war, konnte nur den überraschen, der die heutige englische Arbeiterbewegung mit der der Vorkriegszeit identifizierte. Damals stand die englische Arbeiterschaft auf dem rechtesten Flügel der Zweiten Internationale, damals stand sie weit rechts von der französischen und deutschen Sozialdemokratischen Partei. Und dies war die selbstverständliche Folge der ökonomischen Lage. Die englische Arbeiterschaft hatte seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts dauernd steigende Löhne gekannt. Von 1850—1900 hatte sich der Lohn fast verdoppelt und war absolut weit höher als der Arbeitslohn in Frankreich oder Deutschland. Kein Wunder, daß man damals — wie heute in den Vereinigten Staaten — nicht zur Gründung einer eignen Arbeiterpartei kam, daß man liberal oder konservativ wählte, ein Anhängsel der beiden großen Parteien war. Eine eigne Arbeiterpartei bildete sich in England erst um die Jahrhundertwende. Und die lang andauernden Lohnerhöhungen waren — obwohl von 1900 bis zum Weltkrieg in England der Lohn der Arbeiterschaft nicht mehr stieg — noch weiter derartig wirksam, daß im englischen Parlament der Vorkriegszeit die Vertreter der Arbeiterpartei noch nicht einmal zehn Prozent ausmachten. Darin ist in der Nachkriegszeit ein Wandel eingetreten. England ist seit Beendigung des Krieges aus der Krise nicht mehr herausgekommen. Seine ökonomische Position ist erschüttert. Die Unternehmerschaft versucht, die Krise auf dem Rücken der Arbeiterschaft zu überwinden. Der Generalangriff auf die Löhne hat eingesetzt, die Herabdrückung der Bergarbeiterlöhne ist nur der Auftakt. Die Arbeitslosigkeit in den letzten Jahren hat die Grenze von einer Million nicht mehr unterschritten. Der englischen Arbeiterschaft wird so durch die Geschichte selbst eingehämmert, daß sie im Rahmen der bisherigen Wirtschaftsord-

nung nicht weiter kommt, es wird ihr eingehämmert, was die kontinentale Arbeiterschaft schon einmal vorher wußte, daß sie in erster Reihe Arbeiterschaft ist und erst in zweiter Reihe Engländer. In der Hilferdingschen Gesellschaft, die sich gewiß durch Radikalität nicht auszeichnet, schrieb einer der Begründer des Gilden-Sozialismus in England, Cole, also ein Mann, der einmal weit rechts von Eduard Bernstein stand, die englische Arbeiterschaft habe eingesehen, daß eine Wandlung ihrer Lage sich nur international durchsetzen lasse. Dies ist der tiefe Grund der Radikalisierung der englischen Arbeiterbewegung, der Grund, der gleichzeitig zeigt, daß sie nicht zufälliger Natur ist und nicht schwinden wird, so gewiß nicht schwinden wird, so gewiß England nicht mehr die ökonomische Position wiedererobern kann, die es einmal in der Vorkriegszeit hatte. Es ist nicht mehr das Land des aufsteigenden Kapitalismus, es ist das Land des absteigenden Kapitalismus. Die englischen Gewerkschaften haben versucht, daraus die Konsequenzen zu ziehen und nach dem Besuch ihrer Delegation in Rußland eine engere Verbindung zu den russischen Gewerkschaften organisiert. Ein anglo-russisches Komitee wurde gegründet, und seine vornehmste Aufgabe war, neben der Verstärkung und Intensivierung der Beziehungen der englischen und russischen Gewerkschaften, für die Einheitsbewegung der gesamten Gewerkschaften der Welt tätig zu sein, die heute noch in der Amsterdamer und Moskauer Internationale organisiert sind. Die Engländer waren für die Einheit, die gesamten andern Vertreter der Amsterdamer Internationale dagegen. Amsterdam stellte an die Russen die Bedingung, daß sie vorbehaltlos Mitglieder der Amsterdamer Internationale werden müßten, bis man mit ihnen überhaupt diskutiere. Das wiesen die Russen natürlich ab, und man faßte seiner Zeit in London den Beschluß, an Amsterdam mit dem Verlangen heranzutreten, die Russen ohne Vorbedingungen zu Vorbesprechungen einzuladen. Sollte Amsterdam ablehnen, so war bereits in London für diesen Fall der Beschluß gefaßt, Vertreter der Amsterdamer und der Moskauer Internationale nach London zu Besprechungen einzuladen. In diese Zeit fiel der offizielle Abbruch der englisch-russischen Beziehungen und ihm folgte die Auflösung des englisch-russischen Komitees. Die russischen Gewerkschaften verlangten von den englischen grade beim Abbruch der englisch-russischen Beziehungen eine klare Stellungnahme, die Engländer aber entzogen sich dem; einmal, weil nach dem verlorenen Bergarbeiterstreik und dem mißglückten Generalstreik die Rechte auch innerhalb der englischen Gewerkschaften eine stärkere Position besaß, sodann, weil sie befürchteten, bei der nächsten Wahlkampagne zum Parlament ins Hintertreffen zu geraten, wenn sie sich grade in den Zeiten schwerster außenpolitischer Spannungen mit den Russen zu stark liierten. Das anglo-russische Komitee besteht daher zur Zeit de facto nicht mehr. Grade darum aber schien es der Engländer Purcell bei der Tagung des internationalen Gewerkschaftskongresses in Paris für notwendig zu halten, in seiner Eröffnungsrede auf Sowjetrußland als auf das Land des sozialistischen Aufbaues hinzuweisen, darum schien es der eng-

lische Sekretär Brown für notwendig zu halten, in aller Öffentlichkeit gegen das Verhalten der kontinentalen Gewerkschaftssekretäre zu protestieren, die nach außen hin erklärten, Freunde der Einheit der Gewerkschaftsbewegung zu sein, während sie sie in Wirklichkeit, wie der vorgelegte Briefwechsel zeigte, sabotierten. Die kontinentalen Gewerkschaften sind von der Rede Purcells abgerückt, und die Konsequenz der Aufdeckung der Briefaffäre war zwar, daß Oudegeest sein Amt verlor, aber auch Brown mußte gehen. In der Sache identifizierten sich die kontinentalen Gewerkschaften mit ihren Sekretären. Es ist aber klar, wenn man in der Stellung zu Sowjetrußland nicht einig war, daß man dann nicht dazu kommen konnte, die entscheidenden Fragen, die die Arbeiterschaft der ganzen Welt angehen, zu debattieren, denn sie alle werden durch die Haltung zu Sowjetrußland bestimmt.

Wir leben in Zeiten verschärftester imperialistischer Spannungen, wir leben gleichzeitig in der Zeit der Verschärfung der Gegensätze zwischen England und Sowjetrußland. Die gesamte Arbeiterbewegung der Welt ist vor die Frage gestellt, wie sie sich bei einem eventuellen Kriege gegen Sowjetrußland verhalten soll. Aber diese Frage kann nicht einheitlich beantwortet werden, wenn für die einen, die Engländer, Sowjetrußland das Land des sozialistischen Aufbaues, das heißt, das Land ihrer eignen Zukunft ist, während die andern zum Teil behaupten, daß in Sowjetrußland nicht das Proletariat herrsche, sondern eine Clique über das Proletariat, wenn sie behaupten, daß an Stelle des zaristischen Imperialismus ein „roter" Imperialismus getreten sei.

Wir leben in einer Zeit, in der ganz Asien aus der Geschichtslosigkeit zu erwachen beginnt, in der die nationale Bewegung immer mehr um sich greift, in der überall gegen den fremden Imperialismus angerannt wird. Aber es ist sehr schwierig, gegen den fremden Imperialismus anzukämpfen — und verschämt für Deutschland Kolonialmandate zu fordern. Es ist mehr als ein Symptom, daß auf dem brüsseler Kongreß gegen Kolonialpolitik und Imperialismus die Amsterdamer Internationale nicht vertreten war und daß Brown, der den Kongreß begrüßte, erklären mußte, daß er dies nicht im Auftrage der Amsterdamer Internationale täte.

Wir leben in einer Zeit verschärfter Klassenkämpfe; wie soll man zu einer klaren Stellungnahme in diesem Punkte gelangen, wenn die einen — die mit jedem Worte ihren Gegensatz zu Sowjetrußland betonen — offiziell noch immer erklären, daß der Weg zum Sozialismus ein evolutionärer sei in der Form langsamer reformistischer Weiterentwicklung, während die andern zwar nicht für die schematische Übertragung russischer Methoden nach Westeuropa sind, aber für sie die revolutionäre Linie immer wichtiger wird, und sie sogar der Ansicht sind, daß eine Erziehung der Arbeiterschaft zum Glauben an die Evolution letzthin nur die Kapitalisten unterstützt. Die Stellung zu Sowjetrußland, die Stellung zum imperialistischen Krieg, die Stellung zur nationalen Bewegung in den Kolonien, die Stellung zu den innern Klassenkämpfen, das sind die tiefen Hintergründe für die persönlichen Zwistigkeiten, um die

man sich fast die gesamte Tagung über stritt. Das aber zeigt bereits, daß die Gegensätze nicht geschlichtet werden können.

Es ist möglich, daß man in nächster Zeit zu einer formalen Einheit kommt. Es ist möglich, daß die Engländer in der Amsterdamer Internationale bleiben; man darf die Tendenzen, die bei ihnen zur Radikalisierung führen, nicht überschätzen. Man muß wissen, daß auch in England die Rechte innerhalb der Gewerkschaftsbewegung, noch mehr innerhalb der Arbeiterpartei eine große Macht ist. Aber selbst wenn der offizielle Zusammenbruch der Amsterdamer Internationale verhindert wird, so doch eben nur der offizielle. Denn in Wirklichkeit ist der Zusammenbruch da. Die immer stärkere Zuspitzung der politischen und ökonomischen Weltkrise verlangt von der Arbeiterschaft eindeutige Stellungnahme. Vermeidet man dies, glaubt man, den schaurigen Konflikten der Zeit durch Vogel-Strauß-Politik zu entgehen, so schaltet man sich bei den politischen Entscheidungen als mitbestimmender Faktor in Wirklichkeit aus. Die Amsterdamer Internationale ist auf diesem Wege. Ihr politischer Einfluß wird bald nicht größer sein als der der englischen Arbeiter vor der Jahrhundertwende.

Das dortmunder Erlebnis von einem Zentrumsmann

Ein ungeheurer Strom von Reden ergoß sich in den Tagen vom 3. bis 7. September in Dortmund über die Teilnehmer des Katholikentages. Diskutiert wurde nur hinter den Kulissen. Gelegenheit zur Aussprache wurde nicht gegeben. So blieb alles an der Oberfläche haften, und selbst was Herr Seipel aus Wien sagte, drang nicht in die Tiefe. Es gab wirklich auf diesem Katholikentag nur ein einziges Erlebnis. Das aber verklang leider in der Öffentlichkeit.

Es war am Montag nachmittag etwa um die sechste Stunde. Der Beifall um Seipel war verrauscht. Das Wort erhielt der Doktor Karl Sonnenschein aus Berlin. Kein Unbekannter auch für die Andersgläubigen. Ein Sozialethiker, ein Mann, der lebt wie er spricht. Von Almosen und auf hartem Lager in einer Portierloge. Der priesterliche Rock ist ihm asketisches Leben. Ein Mann, der hilft, wo er kann, der sich bei Freunden und Bekannten zum Abendkaffee anmeldet, zum Butterbrot, wenn er den letzten Groschen verschenkt hat. Der bei der Dame anruft, ob sie einen, der vier Tage gehungert hat und wegen mangelnder Bezahlung aus dem Stift geflogen ist, über Nacht aufnehmen und das Geld für die Heimreise geben will. Ein Mann, der nicht fragt: bist Du katholisch oder heidnisch? Der hilft und handelt. Ein Priester, der nicht wie jener Pfarrer aus Saarbrücken in einem Kurort am Fuße der Eifel wochenlang im ersten Hotel bei einem täglichen Pensionspreis von 15 Mark wohnt und jeden Abend vor der gefüllten Tafel und der Flasche sitzt. Doch nicht etwa ein Spaßverderber, nicht etwa ein fanatischer Kostverächter, mit einem Wort: ein Mann der Tat, der die Großstadt kennt, ihre Tiefen, ihre Not, ihre Unergründlichkeit.

Und so sprach er auch vor den etwa zehntausend Menschen in der Westfalenhalle zu Dortmund. Zuerst setzte er sich nur schwer durch, aber bald horchte man auf. Das waren neue Töne, die da angeschlagen wurden. Was sagte dieser Mann dort oben?

„Es ist doch wahr: Freunde in der Not, gehn hundert auf ein Lot. Ich kenne einen, der hat einst auf einem Katholikentag als Redner gestanden an dieser Stelle. Heute lebt er von Almosen."

Weiter: „besser ein starkes Siedlungsgesetz und zwanzigtausend gesunde Wohnungen als die Flickarbeit an den unmöglichen Zimmern des Hinterhauses; unser Ziel ist nicht, feuchte Wände mit charitativer Tapete zu bekleiden."

Der Fürst Aloys zu Löwenstein, der Vorsitzende des Zentralkomitees der deutschen Katholikentage, der Mann, für den die Republik nach seiner Aussage eine aus Meineid und Hochverrat geborene Staatsform ist, wird unruhig, stützt den Kopf auf die Hand, wird noch unruhiger, als Sonnenschein fortfährt:

„Im Charitativen gibts kein Monopol, wir achten ehrlich die Leistung der andern. Evangelisches Christentum ist reich an charitativem Willen. In sozialistischen Organisationen brennt oft genug das ernste Feuer christlicher Nächstenliebe." So geht es weiter. Er erkennt auch andre Organisationen an. Er wirbt um das Verständnis für die Psyche der großen Städte, und bleiches Entsetzen erfaßt manchen auf der Bühne des Präsidiums, als er ruft: „Da nützt keine Fahrt nach Konnersreuth! Da nützt kein Pilgerzug nach Lourdes! wenn Du daheim der ekelhafte Egoist bist, wenn Du Dich nicht vor dem Antlitz der Mitmenschen neigst! In ihm den ewigen Gott nicht irgendwie verehrst. So hat Er gesagt. Paulus und Johannes haben diese seine Lehre wiederholt und unterstrichen. Für das erste Christentum ist typisch diese in lebendiger Charitas sich auswirkende Religiösität. Diese Charitas rufen wir!"

Das heißt, Doktor Sonnenschein ruft sie. Wird er ein Echo finden? Es wäre schon viel gewonnen, wenn er beim zehnten Teil derer ein aufnahmefreudiges Herz finden würde, die ihm in Dortmund Beifall geklatscht. Der Fürst Aloys zu Löwenstein, einst nicht nur Reichstagsabgeordneter, sondern Mitglied von vier ersten Kammern in vier deutschen Ländern, klatschte nicht. Auch für ihn war die Rede Sonnenscheins sicher ein Erlebnis. Nur hat er wahrscheinlich anders empfunden als wir. Es gibt aber leider im deutschen Katholizismus der Gegenwart, soweit wir sehen können, nur einen Sonnenschein und darum auch nur dies einzige Erlebnis jener dortmunder Tagung.

Und selbst wenn ich mein Leben im Kerker beschließen soll, darf ich fest überzeugt sein, daß mein Opfer ebenso wenig wie die Opfer unzähliger andrer nutzlos war. Die Geschichte aller Jahrhunderte und Jahrtausende beweist, daß jeder Fortschritt, jede neue Idee aus den Leiden ihrer Träger neue und stärkere Kräfte für ihre endliche Durchsetzung und Verwirklichung zog.

Aus einem Zuchthausbrief von Max Hölz.

Der Breitner von Amsterdam

von Georg Biesenthal

Amsterdams guter Ruf krankt an einem unterschobenen Kind: es heißt „Das grüne Gesicht" und stammt eigentlich von Gustav Meyrink. Warum schließlich nicht. Paris hat dafür seinen Carco. „Jesus-la-Caille" und „Das grüne Gesicht" sind Zwillingssprößlinge jenes Geistes, der immer etwas mehr entdeckt, als bei Licht besehen tatsächlich vorhanden ist. Ich habe das Grüne Gesicht leider noch nicht getroffen, aber in den Gassen, wo es angeblich wohnen soll, spielten magere Kinder im Straßenschmutz, winkten halbwüchsige Mädchen aus windschiefen Behausungen, in den graubraun fließenden Grachten des Judenviertels faulten Abfälle unter der Sonnenhitze, und in altholländischen Patrizierhäusern, die der Invasion junger Industriekonzerne nicht standzuhalten vermochten, klingelten Telephone und rasselten Schreibmaschinen. Aber dann war da noch etwas andres zu finden, so sauber, hell und klar, daß das Grüne Gesicht mit einem Vaterunser auf den Lippen entweichen müßte: das neue Amsterdam, die Arbeiterviertel in jüngster Hochhausarchitektur, eine Metropole modernsten Stils, wie man sie in solchem Umfang in Deutschland überhaupt nicht kennt.

45 000 Wohnungen hat Amsterdam (bei seinen 700 000 Einwohnern) in den letzten sechs Jahren gebaut. Und baut auch in Zukunft 8000 neue dazu. Ein Werk, dessen Durchführung ausschließlich den Sozialdemokraten zuzuschreiben ist. Aber die können das auch: sie haben, trotz aller Vorstöße der konfessionellen Gruppen, trotz aller Propagandareisen der unermüdlichen Königin, auch jetzt wieder bei den Gemeinderatswahlen ihre Position glänzend behauptet, haben im städtischen Parlament von 45 Sitzen 15 inne — in die übrigen 30 teilen sich 10 andre Parteien! (Die Kommunisten allein sind in drei Gruppen gespalten und stellen bei den Wahlen drei verschiedene Listen auf.) Von sechs Stadtratsposten haben sie drei besetzt, und zwar die wichtigsten: Finanzen; Volkswohnungen; Erziehung und Unterricht. Ein Erfolg unter andern: es gibt — praktisch und theoretisch, oder besser: praktisch und statistisch — keine Wohnungsnot mehr in Amsterdam.

Da ist Herr Wibaut, den man den Diktator Amsterdams nennt, er hat für seine Stadt getan, was Breitner für Wien geleistet hat. Ihm zur Rechten Parteigenosse De Miranda, der seit Jahren das amsterdamer Bauwesen leitet, der die jungen Architekten anspornt und fördert und sie ganze Stadtteile errichten läßt, ohne ihnen vom Schreibtisch aus großväterliche Mahnungen zu erteilen. Also das Rathaus, wo die sitzen... schon dieses Rathaus läßt unsereinem das Herz im Leibe lachen. Der glatte Bau aus sanft rötlichem Backstein, Würfel ohne Stuck; die nicht hohen, aber sehr langen Fenster, mit einem breiten weißen Holzrahmen außen (die berliner Rathausfenster sind hoch, schmal und oben rund, wahrscheinlich sitzen hinter ihnen die Leute nicht nebeneinander, sondern übereinander am Schreibtisch); die getäfelten Innenräume in ruhiger Vornehm-

heit, mit Bildern junger, unbekannter Maler: das alles ist unbureaukratisch in höchstem Grade.

Man nehme Fritz Lang, man verfrachte ihn nach Plan Zuid und Plan West in Amsterdam; dort führe man ihn umher und zeige ihm, wie es aussieht, wenn die Architektur der nächsten Jahrzehnte praktisch vorweggenommen wird. Vielleicht kennt er auch schon aus Bildern das Bauhaus in Dessau. Gut, das sind doch aber nur ein paar Gebäude für Unterricht, Professoren und Schüler. So aber sind hier ganze Straßen, Straßenblöcke, Bauviertel, die man in stundenlangen Märschen bewältigen muß. Und dies errichtet auf einem unglaublich schwierigen Baugrund aus Sumpf und Morast. Noch heute muß man in Amsterdam auf Pfählen bauen — allein auf 4500 Pfählen ruht das Stadion für die neunte Olympiade. Nur die flachen Siedlungsdörfer können auf einer Betonschicht errichtet werden, sie umfassen Tausende von Einfamilienhäusern, die im Serienbau billig hergestellt werden, bei aller Einfachheit doch schön und in ihrer Gesamtheit sogar monumental wirken.

Nirgends wird das Prinzip ‚Mein Haus ist meine Burg' so konsequent durchgeführt wie grade in Holland. Der Sinn für das Häusliche und Familiäre ist in allen Schichten, auch im Proletariat, stark ausgeprägt. Und übt auf die Wohnhausarchitektur einen starken Einfluß aus. So hat jede Wohnung ihren besondern Zugang von der Straße her, in den neuen Vierteln sah ich sogar Häuser, bei denen die Treppen an der Außenfront angebracht sind, um dieses Prinzip nicht zu zerstören. Die einzelnen Wohnungen liegen nicht, wie bei uns, übereinander, sondern nebeneinander — das heißt: jede Wohnung nimmt die ganze Höhe eines Hauses von oben nach unten ein — im ersten Stock Wohnzimmer und kleine Küche, im zweiten und dritten die vier bis fünf Schlafzimmer, nebenan steigt dann die nächste Wohnung auf, und so fort. Der Zweck eines Zimmers wird schon beim Bau eines Hauses genau festgesetzt, in Wohn- und Schlafzimmer von vornherein entsprechende Schränke und Truhen eingebaut. Die Zimmer sind nicht sehr groß, ich sah manche von nur 8 oder 9 Quadratmeter, dafür hat dann aber jedes Kind seine eigne Schlafkammer. Und es muß betont werden, daß man auch in den bürgerlichen Häusern den Wohnluxus andrer europäischer Großstädte gar nicht kennt.

Die Mieten entsprechen einem Sechstel des durchschnittlichen Arbeitsverdienstes, betragen also etwa fünf bis sechs Gulden wöchentlich. Man hat jetzt 1500 Wohnungen für die Allerärmsten gebaut, die in den auf Betreiben Wibauts polizeilich geschlossenen Kellern der Altstadt gewohnt haben, geplagt von den Ratten und der Feuchtigkeit des nahen Grundwassers, hat sie aus diesen Löchern herausgeholt und in die neuen, saubern hellen Häuser verpflanzt: die brauchen nur zwei Gulden wöchentliche Miete zu zahlen.

Nein: bis in dies neue Amsterdam fahren die Cook-Autos nicht. Die Americans und die englischen Jungfern interessiert das nicht. Die wollen was andres sehen für ihr Geld: den Schmutz, die „pittoresken" Elendsviertel und die Gassen und Grachten der Armut. Da mögen sie sich aber nur beeilen.

Wendriners setzen sich in die Loge

Szene aus einer Revue von Alfred Polgar und Theobald Tiger

Er: Wir hätten doch 'n Auto nehmen sollen.
Sie: Ich hab's gleich gesagt. Du hast nicht gewollt.
Er: Du hast nicht gewollt.
Sie: Das ist großartig! Wer hat nicht gewollt? Du! Wie wir an der Ecke Geisbergstraße gestanden haben, da kam noch eins — mit Dir ins Theater zu gehen, das ist ein Vergnügen.
Er: Es hat doch überhaupt nicht angefangen.
Sie: Natürlich hats längst angefangen! Sieh dir doch die Leute an — die kommen doch nicht alle pünktlich! Wir haben mindestens drei Bilder versäumt. Hast du'n Zettel?
Er: Nein. Es war keine Zeit mehr —
Sie: Nie kaufste den Zettel. Gib mal das Opernglas her. Was kommt jetzt?
Er: Was Russisches.
Sie: Russisch? Kann ich nicht mehr sehen. Paß auf, sie werden die Köpfe durch eine Dekoration stecken und „An der Wolga" singen ... das kennt man doch.
Er: Ausgeschlossen!
Sie: Sage mal: haste das Licht im Schlafzimmer ausgedreht?
Er: Nein. Du bist doch zuletzt rausgegangen!
Sie: So! Jetzt haste vergessen, das Licht auszumachen! Nachher wunderst du dich über die Elektrizitätsrechnungen! Ssississ ... ha!
Er: Na, vielleicht hast du's doch ausgemacht —?
Sie: Nein, das ist deine Sache, das Licht auszumachen. Regierers sind da.
Er: Wo?
Sie: Da links.
Er: Das sind nicht Regierers.
Sie: Natürlich sind das Regierers. Widersprich nicht immer! Was summst denn die Melodie mit? Du kennst doch die Melodie noch gar nicht!
Er: Na, deshalb kann ich sie doch mitsingen!
Sie: Wenn ich an das Licht denk, könnt ich platzen.
Conférencier (vor dem Vorhang): Wir beginnen mit einem ergreifenden Bild aus dem russischen Volksleben: An der Wolga.
Sie: Nun, was hab' ich gesagt. Aber du mußt immer streiten!

Vorhang auf.

Cabaret-Szene. Durch eine russische Landschaftsdekoration mit aufgemalten Körperchen steckt ein Quartett die Köpfe und singt langsam und getragen, durchaus ernst, eine Strophe von „An der Wolga".

Vorhang.

Wendriners in der Loge.

Sie: Genau wie im blauen Vogel bei Junitz.
Er: Jushni.
Sie: Was heißt Jushni? Ich mein den Conférencier vom blauen Vogel.
Er: Der heißt Jushni.
Sie: Junitz.
Er: Herrgott, ich weiß es doch!
Sie: Streit nicht immer. Wissen möcht ich, ob das schwer ist, so lange dazustehen und den Kopf hinzuhalten.
Er: Geh hinter die Kulissen.
Sie: Du tust grade so, als ob ich das nicht kann. Wenn ich zu Löwy ein Wort sag, der kennt die Kusine vom Theaterarzt und führt mich hinter die Bühne!

Er: Na, und was würdest du da schon sehen?

Vorhang auf.

Dieselbe Dekoration wie vorhin — aber von hinten gesehen. Auf kleinen Fußbänken stehen die vier Sänger und Sängerinnen und singen ausdrucksvoll noch einmal „An der Wolga". Daneben steht der Direktor im Gespräch mit einem andern Schauspieler; sie trinken Kognak und erzählen sich Witze. Die Vortragenden kratzen sich, einem fällt ein Notizbuch herunter, das er aus der Tasche gezogen hat, der Nebenstehende zieht es mit dem Fuß zu sich heran, es entspinnt sich ein Fußkampf. Der Direktor geht vorbei und klopft einer Sängerin väterlich auf den Popo.

Vorhang.

Wendriners in der Loge: Hast es!

Altes und neues Operntheater von Klaus Pringsheim

I.

Der Operntyp, wie er sich in deutschen Hof- und Stadttheatern ausgebildet und vom vorigen Jahrhundert her bis in diese Tage erhalten hat, ist: das Repertoire-Theater; das Theater als historisches Opernmuseum; mit der Funktion, die gesamte Opernliteratur in ihren besten Beispielen ständig zu pflegen — in Beispielen, deren Auswahl Brauch und Erfahrung festgelegt haben. Ständig zu pflegen — das heißt, einen festen Bestand an Opern dauernd im Spielplan zu halten und, nach Möglichkeit, jährlich abzuspielen.

Es mögen heute, summarisch und ohne Anspruch auf wissenschaftliche Exaktheit gesprochen, etwa sechzig Werke sein, die das typische Repertoire der deutschen Opernbühne ausmachen. Wenn man weiter, ebenso summarisch, annimmt — und die Annahme wird im Durchschnitt zutreffen —, daß ein deutsches Operntheater in einer Saison sechzig verschiedene Werke spielt: unter diesen sechzig werden gemeinhin nicht mehr als zehn sein, die in einem Jahr neu in den Spielplan aufgenommen sind; als „Novitäten" oder als „Neueinstudierungen". Heißt dies aber, daß im Lauf von sechs Jahren der gesamte Spielplan ausgewechselt würde? Keineswegs. Denn Novitäten pflegen bald wieder zu verschwinden; und Neueinstudierungen dienen grundsätzlich nicht der Erneuerung, sondern der immer wieder notwendigen Ausbesserung des eisernen Repertoirebestands. So variiert, gewiß, das Bild von Jahr zu Jahr; aber es hat, unveränderlich in seinen Grundzügen, Beständigkeit im Durchschnitt der Jahrzehnte, Beständigkeit als Bild des Zeitalters im ganzen Bereich der deutschen Opernkunst. Kaum dem Geschmack des Tages, fast nur dem Wandel der Generationen untertan, steht heute der Bau unsres Opernrepertoirs unerschütterlich; er ist das Fundament, auf dem das deutsche Opernleben ruht.

Es ruht darauf, das ist in der Tat das rechte Wort. Der Geist historischer Kontinuität, Geist der Vergangenheitstreue, in der die Gegenwart beharrt, erweist sich als stark genug, um das Repertoire-Operntheater gegen jeden Einfluß des aktuellen

Lebens abzuschließen. Das Programm: Konservierung des Bestehenden — wird zugleich Formel seiner (theaterpraktischen) Durchführung. Künstler kommen und gehen, Künstler haben Eigenart und eignen Willen, gewiß; aber ihren Wechsel überdauert, ihren Willen, ihre Eigenart bändigt eine Kraft, die wiederum so stark ist, jede Gefahr individualistischer Ausschweifung zu bannen — bändigt und überlebt die Kunst der Tradition; der kategorische Imperativ „So war es schon immer" herrscht mit diktatorischer Gewalt in der deutschen Opernwelt. Tradition, älter und dichter als Menschengedächtnis, im Wissen und Gewissen Aller, die „vom Bau" sind, fest verwurzelt, hat, soweit das Repertoire und seine Stätte, das Repertoiretheater, reicht, das Bild jeder Aufführung bis ins kleinste vorbestimmt, Stellungen und Auftritte, Tempi und Striche, Einlagen, Varianten, Dacapos festgelegt, sie nistet in Dekorationen, Kostümen, Requisiten, und sie teilt sich, als Element der Typisierung und Uniformierung, Jedem mit, der in ihre Bezirke gerät. Jedem: auch dem ausübenden Künstler. Wie ließe der Sängeraustausch von Bühne zu Bühne — aushilfsweise oder zur Ergänzung des Personals —, ohne den kein normaler Opernbetrieb aufrecht zu halten ist, wie ließe er sich wohl durchführen: wäre der repertoiresichere, also repertoiretheaterfähige Sänger vor allem künstlerisches Individuum, wäre er nicht vor allem auswechselbarer Teil eines Gefüges, das in Berlin, Königsberg oder Frankfurt, heute oder vor zehn Jahren, immer und überall das gleiche ist?

Das starre System der Repertoireoper schützt sich selbst, indem es die Möglichkeiten geistiger Reibungen auf ein Minimum herabdrückt; an Versuchen, dieses System zu brechen oder wenigstens seinen Terror zu mildern, hat es nicht gefehlt. Gustav Mahlers berühmt gewordenes Wort „Tradition ist Schlamperei" war der schärfste Protest gegen die negative Auswirkung eines Kunstprinzips, das Fortschritt und Entwicklung hemmt, Stagnation zur Norm erhebt, das Recht auf Gewohnheit sanktioniert und alle Mängel des Gewohnheitsmäßigen, Bequemlichkeit und Indolenz, zwangsläufig begünstigt. Ohne Zweifel ist heute ein neuer Zeitgeist — nicht revolutionierend, das wäre zuviel gesagt, doch als fühlbarer Wille zur Erneuerung in die deutsche Opernwelt eingedrungen. Die Umwandlung der ehemaligen Hoftheater in Staats-, Landes- oder Stadttheater, die dadurch bedingte, zugleich durch die allgemeinen Verhältnisse erzwungene wirtschaftliche Umstellung hat zu einer Revision auch der geistig-künstlerischen Grundlagen, ja, hie und da schon zu ihrer Lockerung geführt. Noch ist das Fundament der Repertoireoper — das „Repertoire" als Einheit und oberstes Gebot — unerschüttert, ihre Herrschaft noch nirgends gefährdet. Aber der Anschluß an die Zeit, dem sie, instinktiv gewissermaßen, sich widersetzt, der Anschluß an das gegenwärtige Leben setzt sich eher durch in einer Zeit, die, wie die heutige, ihre Gegenwärtigkeit nachdrücklich-absichtsvoll betont, ihre Gegenwartsrechte gegen alle Vergangenheit energisch verteidigt — eher als in stetigern Zeiten, deren Heute nicht Umsturz und Revolution von ihrem Gestern schied.

Um Anschluß an die Zeit sehen wir auch die Berliner Staatsoper ernstlich bemüht in diesen Nachkriegs-Übergangsjahren. Zweierlei vollzieht sich da mit unverkennbarer Planmäßigkeit: erstens Verjüngung des Repertoires — nicht seiner Idee, doch seines Bestandes. Und zweitens: Befreiung des Szenischen aus der Gebundenheit einer in Routine erstarrten Regie; der Aufgabenkomplex der Inszenierung wird als zentrales (und aktuelles) Problem des Theaters erfaßt, zeitgemäße Gestaltung des Bühnenbildes als Norm erstrebt. Aber solches Streben nach Modernisierung findet einen natürlichen Widerstand in der Beharrungstendenz des herrschenden Systems, das, unelastisch von Struktur, der Modernisierung wohl bedürftig, doch nur in geringem Maß fähig ist; und das staatliche Institut, den deutschen Theatertyp Repertoireoper als glänzendes, geschichtlich bedeutsames Beispiel repräsentierend, bleibt der eignen Vergangenheit, der eignen Tradition dauernd verpflichtet.

Sollte nun aber, lautet (noch immer) die Schicksalsfrage der andern Berliner Oper, der städtischen — sollte neben der staatlichen eine zweite Repertoireoper errichtet werden? Ein zweites Theater mit dem Programm eines historischen Opernmuseums? (Brauchte Berlin, neben dem Kaiser-Friedrich-Museum, eine zweite historische Bildergalerie?) Und weiter: soll ein neues Opernunternehmen sich gradewegs in den Zwang einer Tradition begeben, die keineswegs die seine ist? Einer Vergangenheit, der es nun einmal nicht verpflichtet ist, freiwillig sich verpflichten? Die Staatsoper ist in zwei Jahrhunderten geworden, was sie ist; und bleibt, was sie geworden. Kann es Aufgabe, darf es Ziel der, 1925 gegründeten, städtischen Oper sein, das Bild solcher Gewordenheit zu kopieren, wie sie — auf dem gesamten deutschen Opernleben als Gefahr der Gegenwartsentfremdung, der Lebensverfeindung schwer genug lastet? Es scheint unmöglich, diese Fragen nicht zu verneinen; wenn irgendwo: hier ist mit der Möglichkeit die Verpflichtung gegeben, aus den Bedingungen der Gegenwart einen neuen Theatertyp zu schaffen.

Abseits vom regulären deutschen Opernleben und durchaus abweichend von der herrschenden Norm ist vor fünfzig Jahren in Deutschland eine andre, in die Zukunft weisende Operntheateridee verwirklicht worden, einmalig und unter einmaligen Bedingungen: im Bayreuther Festspielhaus. Bayreuth war, nicht nur als Theatergegebenheit, ein singulärer Fall, selbstverständlich; gedacht als nationale Festspielbühne, nur bestimmt, einen Monat im Jahr der Darstellung immer wieder der selben Werke, der Werke eines Meisters, zu dienen: es scheint heute weder denkbar noch wünschbar, daß genau nach diesem Vorbild irgendwo ein zweiter Theaterbetrieb sich führen ließe. Wagners musikdramatisches „Gesamtkunstwerk" steht als Kunstform nicht mehr zur Diskussion; aber die fruchtbare Theateridee, aus der heraus diese Form, oder die aus dieser Form geboren ist, muß endlich vom Werk Wagners abgelöst werden, mit dem sie gewissermaßen nur empirisch verknüpft war: die Idee des allumfassenden,

alle Kunstbereiche befruchtenden, aus allen Kunstbereichen genährten Theaters; des Operntheaters an Alle.

Oper, eine italienische Erfindung, ist ihrem Wesen nach eine romanische Kunstform (und ist es immer geblieben); in Wahrheit steht es so, daß mit dem, zugegeben, prätentiöseren Begriff Musikdrama nichts andres bezeichnet ist als die deutsche Spielart dieser, einst in Deutschland importierten, doch nie wahrhaft bodenständig gewordenen Kunstgattung. Und so steht es auch im deutschen Operntheater: die deutsche Methode, einer — noch so typischen, noch so typisch italienischen oder französischen „Oper" Reverenz zu erweisen, beruht allemal in der Fiktion, sie als Musikdrama zu realisieren. Mögen manche unsrer Komponisten zur Stunde bemüht sein, für die musikalisch-dramatische Produktion aus Stilprinzipien der alten italienischen Oper neuen Gewinn zu ziehen: immer mehr wird der wagnerische Geist, mit dem wie mit einem feindlichen Dämon wir die heutige Musikergeneration ringen sehen, als aufbauende Kraft des modernen Operntheaters spürbar. Der wagnerische Geist: das heißt nicht, daß jene ominöse „Bühnenweihfestspiel"-Luft in unsrer Oper herrschen soll, die, ein wenig benebelnd, über dem Bayreuther Hügel lagert. Aber in einer Atmosphäre nüchtern-karger „Sachlichkeit" — das Wort in seinem heute gangbaren Schlagwortsinn gebraucht — gedeiht Oper nicht. Darum sage man auch nicht, daß die besondere Art Festlichkeit, mit der es bei Wagner immer hergeht, ja, überhaupt, daß „Festlichkeit" und Alltag (— nämlich: Alltagstheater) einander ausschließen. Alltag ist das Theater ja nur für die, die es berufsmäßig betreuen; nicht für seine Besucher; nicht als Fassade. Welche Erwägung also spräche endlich dagegen, eine Stätte zu schaffen, in der, allabendlich, das Leben der Reichshauptstadt festlich-repräsentativen Ausdruck fände — wie ihn, nun gewiß, Wagner in Bayreuth dem deutschen Leben seiner Zeit leihen wollte —: soweit eben grade das Operntheater, als Theater aller Künste, solchen Ausdrucks fähig?

Aber das deutsche Operntheater, so müssen wir erkennen, vermochte sich aus eigner Kraft nicht vom Zwang eingewurzelter Operngewohnheit zu befreien. Anderswo sehen wir zum ersten Mal die Bayreuther Theateridee sich als wahrhaft fruchtbar erweisen; im Theater Max Reinhardts erfüllt sich das Theater der künstlerischen Allseitigkeit. Und wird zugleich, zwangsläufig, zum Theater der konzentrierten Aktualität, zum lebendigen Kunstzentrum, in das die produktiven Kräfte der Gegenwart einstürmen. Die historische Entwicklung, die von Bayreuth zu Reinhardt führt, findet ihr natürliches Ziel im modernen Operntheater. An das sich denn die zweifache Forderung erhebt: mit allen Mitteln des heutigen Theaters Oper als Drama zu verwirklichen — als „Gesamtkunstwerk", um den Namen nicht zu verschmähen; und: solche Verwirklichung des Gesamtkunstwerks als verpflichtende Gelegenheit zu gegenwärtig-lebendiger Kunstentfaltung wahrzunehmen. (Keine neue Forderung? neu wäre, sie vorbehaltlos zu erfüllen.)

(Ein weiterer Artikel folgt)

Ein Bekenntnis aus diesem Jahrzehnt

von Gerhart Pohl

„Nichts in diesen Blättern ist erfunden, beschönigt oder zugunsten einer Tendenz niedergeschrieben."

Oskar Maria Graf.

Welcher erlauchte Memoiren-Schreiber des letzten Jahrzehnts könnte mit Fug behaupten, unser Motto gelte für seine Aufzeichnungen? Sie haben alle gelogen und verfälscht, gedreht und vertuscht, und gestottert und gedrockst, alle die Abgesägten defacto oder par rénommé, die beiden Wilhelme, Herr Tirpitz, Herr Ludendorff, Herr Noske, die Generale und Regierer, die ersten Ver-Diener des Staates. Das Gold der Wahrheit wandelten ihre unsaubern Retorten in das glitzernde Doublé einer „eignen Meinung", deren talentlose Scheinheiligkeit auch durch geschickt geklebte „dokumentarische Erhärtungen" nicht appetitlicher wurde. Der historische und literarische Wert dererlei Schreibübungen war auch — nach logischem Gesetze — so eminent, daß diese Druckerschwärze jetzt alle Bücher-Keller überfüllt.

Um sich zum Chronisten einer Zeit und eines Milieus aufzuschwingen, gehören eben andre Fähigkeiten, als sie Willi, Gustav, Erich oder Alfred aufbringen. Da muß man — neben Geist und Talent — auch Charakter genug haben, „nichts als die Wahrheit" aufzuzeichnen. Aus diesem Grunde ist zum Beispiel Emile Zola ein großer Chronist, dessen zwanzig Felsblöcke: „Die Rougon-Macquart" aus dem verebbenden XIX. Jahrhundert auch in die Springflut des XX. Jahrhunderts ragen. „Nichts als die Wahrheit!" Es klingt so einfach, wie es schwierig ist, das Vorurteil und das Steckenpferd, die Partei und die Parole zu vergessen, nicht zu donnern, sondern zu reportieren und den gesunden Menschen sprechen zu lassen. Wers fertig bekommt, ist ein Chronist, und seine Aufzeichnungen haben Gewicht, auch ohne Aktenzeichen oder Geheimpläne, Rapporte oder Chiffreschlüssel zu bringen. Fertig bekam es jüngst der Oskar Maria Graf. Sein unförmiger Wälzer ist eine Chronik der Gewitter-Jahre eines neuen Jahrhunderts. Diese 745 Seiten liest jeder zu Ende, der erst die Herzbeklemmung vor dem Papier-Berg überwunden und zu lesen begonnen hat. Denn sie enthalten „nichts als die Wahrheit", und das ist immer der aufregendste Stoff. Graf erzählt zuerst — wir lasen es schon einmal in „Frühzeit" — wie es „daheim" war und in der Bäckerlehre, was die Mutter, die Schwester, der Bruder, die Dorfleute taten und sagten, und Du erlebst die Mickrigkeit des Gott- und Kaisertreuen Kleinbürger- und Bauerntums. Du atmest mit Beklemmung jene ganz spezifische Luft, die vom Berliner Schloß her eine ganze Nation umwehte und immun gegen menschliche Urbegriffe machte. Dann schildert Graf München, die Bohème in ihren Sterbestunden, als es grade noch möglich war, das Leben eines Kunst-Zigeuners zu führen, als Wedekinds „Geld ist Freiheit, ist Edelsinn, Menschenwürde und Seelenfriede" noch mehr Prophetie als Faktum für den Bohémien war. Auch hier ist nicht „das Milieu" oder „die Nuance" „interessant geschildert", sondern das Typische und

Prinzipielle einer Menschenklasse in großen, schweren Strichen hingezeichnet.

Dann kommt der Zusammenbruch, von bezahlten Geschichtsfälschern immer noch „Dolchstoß" genannt, der Kohlrüben-Winter, das Zurückfluten der Truppen, die sozialistische Regierung unter Eisner und die Räte-Regierung unter Leviné. Noch Keinem ist ein so plastisches Bild der münchner Tage von 1918/19 gelungen, Keinem konnte es in gleicher Großartigkeit gelingen, weil sie alle irgendwo Partei standen und irgendeine Fahne schwenkten. Oskar Maria Graf hält nur eine schmale Standarte hoch: die Wahrheit, und erzählt, was er „zufällig" selbst erlebte: ein Mikrokosmus, der zum Panorama einer Zeit, ihrer Aufgaben und Akteure und zum weltgeschichtlichen Gemälde wird, in dem die Tapferkeit von der Dummheit, gelyncht wird, und die sentimentale Brutalität den Heroismus guter Herzen bezwingt.

Oskar Maria Graf nennt sein Buch „Wir sind Gefangene! Ein Bekenntnis aus diesem Jahrzehnt" (Dreimasken-Verlag, München). Auch der Titel trifft ins Schwarze. Denn kein Bürger dieser freiesten Republik der Welt wird behaupten, daß wir nicht geknebelt und ausgeplündert, eines still geduldeten Systems Gefangene sind, und kein Leser wird dem Autor aberkennen, daß er nur Das sagte, was er für Wahrheit hält, also ein wirkliches Bekenntnis-Buch schuf. Da die hervorragendste Eigenschaft der Menschen die Dummheit ist, haben pädagogische Schlußfolgerungen wenig Sinn. Aber den Arbeiterführern sei gesagt, daß in diesen dreivierteltausend Seiten viel Zeitgeschichte steht, aus denen man sehen kann, wies wirklich war, und lernen, wie man es besser macht.

Grafs Buch hat sich in wenigen Wochen durchgesetzt. Und warum? Weil ein Bekenner und ein Könner dahinter steht, kein Literat mit der andern Meinung, weil hier ein ursprünglicher Bauernbursche mit schwerer Zunge lallte, was sein Blut befahl und ohne Rücksicht auf Bürger und Bonzen „nichts als die Wahrheit" sagte. Und weil die Wahrheit immer noch und immer weiter marschiert und die Menschen mehr aufregt, als phantastischer Kitsch oder pathetischer Bombast.

Wohl und Wehe von Hans Reimann

Wohl Denen, die wunschlos an Schaufenstern entlang flanieren
und nicht nach Schuhen, Hemden, Gänsebrust und Büchern [gieren.
Wohl Dem, der ohne Neid die schönen Dinge beaugentastet
und fastet.
Wohl Dem, der es mit ansieht, wie Diademe blitzen,
ohne das Bedürfnis, sie zu besitzen;
Der nichts stehlen möchte, sondern glücklich und zufrieden ist
und daheim trockenes Brot mit Limburger frißt.

Wehe Denen, die wunschlos Schaufenster betrachten
und jegliche Herrlichkeit verachten.
Mitleid Denen, die kein Begehren hegen,
dieweil sie den Beutel zu zücken pflegen
und alles kaufen, was es auf Erden gibt,
wie ihnen beliebt.

Wohl und wehe mir und dir und uns allen!

Boulevard de Clichy von Iwan Goll

„Ich will dir nicht meine Geschichte allein erzählen," sagte Suzy, die ich zu einer Tasse Kaffee eingeladen hatte, „sondern die der fünfzigtausend Suzys von Montmartre. Sie hat fünf Etappen. Kennst du die fünf Untergrundbahnstationen dieses Boulevards? Sie heißen Clichy, Blanche, Pigalle, Anvers, Barbès.

Bei Clichy fängt es immer an. Da ist Suzy fünfzehn. Sie ist am Sonntag Nachmittag in der altmodischen klapprigen Elektrischen aus irgend einem Vorort hereingefahren und vor dem größten Kino der Welt, dem Gaumont Palace, ausgestiegen. Zum ersten Mal in ihrem Leben sieht sie New York, das Lächeln des Douglas und wie der Zucker gewonnen wird. Zum ersten Mal in ihrem Leben sitzt neben ihr ein junger Herr mit einer orangenen Krawatte und einer graugestreiften Hose, der bietet ihr in der Pause einen Zitronenbonbon an. Zum ersten Mal in ihrem Leben trinkt sie nachher mit ihm im Wepler einen bitter beizenden Cinzano, bei dem sich ihr ganzes Gesichtchen verzieht. Zum ersten Mal in ihrem Leben darf sie Selleriesalat und agneau vert pré und Schokoladencrême essen. Zum ersten Mal in ihrem Leben sieht sie im „Européen" den Chansonnier Georgius, der einen wunderbaren Frack anhat, und drei Japaner, die sich lachend Säbel in die Gedärme stoßen. Zum ersten Mal in ihrem Leben tritt sie ins Paradies-Hotel, wo von der Türe ab ein samtener roter Teppich läuft. Zum ersten Mal in ihrem Leben erfährt sie, wie Mahagoni aussieht, aus dem der hohe Schrank und das königliche Bett gezimmert sind. Und für ihr ganzes Leben lang wird sie verdammt sein, in diesem Paradies zu wohnen. — Denn um vier Uhr früh fahren keine Elektrischen mehr nachhause. Um vier Uhr früh würde sie der verständnislose, böse Vater prügeln. Um vier Uhr entscheiden sich die Schicksale aller Suzys. Sie bleibt in diesem göttlichen Hotel, in diesem warmen Mahagonibett. Sie bleibt. Marcel zahlt die Miete für acht Tage voraus. Sie bleibt aber nicht eine Woche da, sondern ein Jahr, und es ist immer das selbe: acht Tage werden vorausbezahlt, aber nicht immer von Marcel, sondern auch von Gaston, von André, von José und von Paul.

Clichy. Die zweite Station heißt Blanche. Blanche heißt auch ein Mädchen, das ist wild wie ein Kreisel und tanzt den Can-Can im Moulin-Rouge, um sechs und um elf. Sie trägt ein Dutzend Unterröckchen weißschäumender Spitzen und mit den zwei in der Luft pendelnden rotgefärbten Beinchen sieht sie aus wie eine Fuchsienblüte. Blanche, ganz weiß, mit goldnem Haar, Blanche hat sie lieb. Lieb hat sie Blanche. Sie hat Blanche lieb. Sie lernt den Can-Can tanzen im Hinterzimmer eines stillen Cafés in der Rue Lepic, der Kellner am Vormittag spielt ihnen Klavier. Und nun treten sie beide auf, und tanzen nur um zu tanzen, die Beine in die Luft zu strecken, zu schweben und sich zuzulachen, und um zu schäumen mit ihren Spitzenröckchen, zu schäumen wie vergänglicher Sekt, um die Tische der dicken, rauchenden Männer. Blanche hat sie lieb. Lieb hat sie Blanche. Sie hat Blanche lieb auf der

silbernen, mondenen Place Blanche. Sie wohnen zusammen in einem sonnig bürgerlichen Zimmerchen, und zahlen jetzt monatlich, und lassen sich Spiegeleier und Ananaskompott von Madame Comtesse zubereiten.

Blanche. Aber Pigalle liegt gar nicht weit. Nicht weit genug. Auf der Place Pigalle, da stehen die seidenhäutigen, braungebrannten, eleganten Argentinier und warten alle auf Suzy. Sie wollen alle mit ihr den traurigsten der Tangos tanzen. Sie fangen sie ein, sie kaufen ihr ein rauschend schwarzes Edelkleid, in dem sie aussieht wie ihre eignen Schwestern. Und der Besitzer des Rat Mort zahlt ihr viel mehr, als man beim pöbelhaften French Can-Can verdient. Schon funkelt ein Diamant zwischen ihren zwei hügeligen Brüsten, vereister Tautropfen. Suzy macht Karriere. Ihre Finger werden blaß und schmal. Ihre Sprache übt sich an Baudelaire. Und Pigalle blendet so, ist selbst ein Juwel am Finger von Paris, mandarinenfarben schillernd von den Reklamen für Seife, Liköre und Gott. Die Place Pigalle ist ein glitzernd Karussell, auf dem die Frauen mit roten und blauen Perücken sich drehen, statt der früheren Pferde. Und ein andres Karussell ist da, ein kleines Rondell mit jungem Gras und Gänseblümchen drin, und in der Mitte plätschert süß ein unschuldiger Springbrunnen, auf dessen Spitze der Mond tanzt wie in den Schießbuden die Kugel auf dem Wasserstrahl. Ein englischer Arzt aber sagte mir einmal, daß dieser reine Bronnen von den Abflußleitungen sämtlicher Hotels auf Montmartre gespeist sei... Hier trennen sich Suzy und Blanche. Aber am selben Abend stürzt Suzy auf dem Tanzparkett, weil der Argentinier untreu war. Sie wird von Mitleidigen in ein fremdes Hotel getragen. Der gerufene Arzt indes versteht sich nur auf Gonorrhoe. Er läßt das zierliche Tanzbein fäulen. Und so wurde ich einbeinig und interessant. Nach vielen Monaten Spital humpelte ich in ein neues Leben. Denn im Hotel-Dieu, so hieß das Spital, hatte ich mit dem Leid erst die Liebe kennen gelernt. Ein Assistent mietete uns, als ich entlassen wurde, eine Garçonnière in der Nähe der Place Anvers.

Anvers: schon mischt der ahnungslose Bürger sich hier mit den Überlebenden der Fête Pigalle. Und die wahre pariser Liebe ist bürgerlich, ist die graue Katze in den Kissen des Diwans und die bange Frage der Hausfrau nach dem Alter und der Haarfarbe der Hilfsschwestern im Operationssaal. Das dauerte zwei Jahre, und ich wurde so geliebt als hätte ich zwölf so schöne Beine wie dies hier. Zu meinem Geburtstag schenkte mir Max die goldene Krücke. Aber kurze Zeit drauf schenkte er der Tochter eines Altwarenhändlers einen goldnen Ring, und heiratete Gold. Ich war verloren. Die Station Anvers, die vierte auf unserm roten Passionsweg, empfängt bereits die Enttäuschten und die Zweifelnden. Hierhin lassen sich vom Nordwind langsam verschlagen, die bereits eine Falte am Hals und eine Narbe am Herzen zu verbergen haben. Sie lassen sich lieber in den Gummibüschen des kleinen staubigen Squares ansprechen und ersetzen natürliche Frische mit Poesie und Sentimentalität. Ihnen sind die zeitlosen Ehemänner hold. Es geht abwärts den Boulevard.

Anvers. Aber einmal winkt allen Suzys, winkt auch mir, der ich nicht die Chance hatte, Bürgerin zu werden und zu bleiben, das Hinterland von Barbès, das verfluchte Reich der nackten Asphaltstraße, auf der man friert und alles einrostet, die Glieder, das Herz und der Stolz. Bis dahin ist man alt geworden, und geduldig und ergeben und demütig küßt man die Aussätzigen im Schatten der Hochbahnpfeiler, unter den rosa Strahlen einer Kinoreklame, küßt den heimatlosen Algerier, der keine Arbeit fand, küßt den entlaufenen Deserteur, der seine Freiheit gab für diese Nacht, für diesen nicht mehr roten Mund, küßt den geilen Schutzmann, damit er morgen ein Auge zudrücke, küßt alle Lahmen, alle Blinden, alle Verfallenen, selbst schon ein huzzliges Weiblein, ein schauerlicher Schatten im schattenhaften Paris ...."

Falstaff von Arthur Eloesser

Es ist kaum eine Woche her, daß ich Heinrich IV. im Lessingtheater gesehen habe. Es ist Jahre und leider auch Jahrzehnte her, daß ich Matkowsky als Percy, Josef Kainz als Prinz Heinz, Bernhard Baumeister als Falstaff sah. Die Woche ist länger gewesen als die Jahrzehnte, die letzte Erinnerung beginnt schon vor meinen alten zu zerbröckeln, obgleich Karlheinz Martin als entschlossener Dramaturg aus den beiden Teilen ein Ganzes zusammenhieb. Was ist mir übrig geblieben, was kümmert mich, was arbeitet in mir fort, was setzt sich zusammen mit Erfahrung und Erlebnis? Ganz gewiß die Figur Heinrichs IV., das Drama des Vaters, anvertraut von Paul Wegener, der im wahrsten Sinne des Wortes seinen Kopf dafür einsetzt. Seinen unverstellten, breiten Sarmatenkopf, an dem Sorge, Ehrgeiz, List, Verstellung und auch einige Gewissensbisse gearbeitet haben. Wie erlebbar, wie gegenwärtig ist diese Geschichte geblieben. Nicht weniger modern als alle die Vater- und Sohn-Dramen, mit denen die letzten Shakespeare-Söhne uns geängstigt haben. Der Alte, ein Krupp, ein Rockefeller, hat sein Geschäft hochgebracht, nicht immer mit den feinsten Mitteln, in den Büchern stimmt einiges nicht, aber der Nachfolger ist schon als Erbe legitimiert, braucht nicht mehr von unten mit dem Gröbsten anzufangen. Und der Bengel... Verlumpt sich in Spelunken mit schmutzigem Gesindel, säße schon längst im Gefängnis, ohne den Einfluß des Alten, der es ihm doch gern gegönnt hätte. Und dann merkt er, daß der Junge von dem selben Blut ist, daß er sich auch auf das Geschäft versteht, nur daß er es unbefangener führen kann, mit größerm moralischen Kredit, wenn das nicht schon göttliche Gnade sein sollte. Und so kann er ruhig sterben. Der alte Carl Sternheim hat das Problem nicht frischer angegriffen, während unsre jungen Bronnen noch nicht gemerkt haben, wie ähnlich auch abgefallene Söhne den Vätern werden können, wenn sie erst erben. Dieses Drama hat uns Paul Wegener noch ein Mal anvertraut; er verwaltete das Vermächtnis von Max Reinhardt, der noch nicht zur Saison eingetroffen ist. Ich kam um eine Szene zu spät ins Theater. Man sagte

mir, daß Prinz Heinz in der Schenke zum Wilden Schweinskopf auf Händen gelaufen sei. Ich glaubte das nicht; denn Ernst Deutsch war ein sehr schöner orientalischer Prinz, zu dem man nur Almansor hätte sagen können. Deutsch war in seiner noblen Art recht schön aufgewachsen, aber er hatte was Grillparzersches in der Figur, was Lyrisches im Ton, daß man den künftigen Geschäftsmann oder Staatsmann kaum erwarten konnte. Wer den Prinzen Heinz kennt, versteht die Jugend von Julius Cäsar, von Friedrich dem Großen, die beide als gehörige Strolche angefangen haben. Aber sie retteten sich durch den Tatsachensinn, durch die großartige Nüchternheit des Genies.

Was blieb mir noch von der Aufführung? Ich sehe Frau Hurtig... nein ich sehe sie nicht, trotz Hedwig Wangels leiblicher Rundheit, ferner nicht den Bardolph und den Pistol, die ich einmal so lieb hatte wegen ihres Stumpfsinns. Ich verbiete mir auch jede Erinnerung an ein Dortcken Ladenreißer, das man wohl im letzten Augenblick per Auto vom Kurfürstendamm geholt hatte. Nun sehe ich endlich Eugen Klöpfer, der ein großes, volles Weinglas auf dem Kahlkopf balanciert, um den König mit der Krone zu spielen. Das hielt er mehrere Minuten durch, lange bange Bühnenminuten. Ich wußte vordem nicht, daß Falstaff auch ein geschickter Akrobat sei, Mann des leichtesten Maulwerks, aber des schwersten Leibes. Habt ihr Hebebäume? — Nein, sie hatten keine Hebebäume; denn die Szene der Steifleinenen, der Humor aller Humore war zugunsten fortschreitender Handlung gestrichen. Die Jonglierkunst von Klöpfer bestätigte meinen Verdacht, daß er seinen Bauch nur angeschnallt hatte. Ihm fehlte die spezifische Schwere, aus der Humor wächst. Merkwürdig, da unser Klöpfer, selbst wenn er es nicht nötig hat, so breit und schwer zu wandeln versteht. Noch merkwürdiger, da unser Klöpfer doch von Natur ein Phantast, ein Flunkerer ist, dem ein Schelm und anderthalbe aus den Augen sprühen. Ich habe mich mit diesem Falstaff nicht unterhalten können, so direkt er auch das Publikum ansprach. Gewiß, Klöpfer wollte dem Sir John, der kecker Page, flotter Student war, seine Geschichte geben, mit der immer noch gepflegten Keckheit des Schnurrbärtchens, mit einem junkerlich nachlässigen, möglichst geringen Tonanschlag. Aber mit der Diskretion fängt man an, hört man nicht auf. Wenn der Saft nicht aus hundert Hähnen zu spritzen scheint, ist die richtige Tonne Falstaff nicht verzapft. Klöpfer ergriff mich im Augenblick der Enttäuschung, da der König ihn so glatt absägt vor der Übernahme seines Gottesgnadengeschäfts. Aber ich will nicht nur einen Augenblick mit Falstaff leiden, ich will mich drei Stunden mit ihm freuen, mit dem unaufhörlichen Farbenspiel seines Geistes, mit der Weisheit seiner tiefen Gemeinheit. O, er hat uns immer noch so viel zu sagen. Ein geborener König wußte sehr genau, was er bei ihm zu lernen hatte, wenn er als echter König auch das Honorar schuldig blieb.

Ich gab schon zu, daß die Zusammenziehung der beiden Teile Heinrich trotz manchen Verengerungen und Ernüchterungen das Drama Vater und Sohn verdeutlicht hatten. Aber

da ist auch ein Drama zwischen Heinz und Falstaff, das nicht allein aus der Regulierung verstrickter Haupt- und Staatsaktionen entstehen konnte. Das mußte sich auf unmerklichere Weise fühlbar machen, mußte leise kitzeln und spannen. Falstaff kennt seinen Prinzen und kämpft um ihn, jeder Witz ist eine Werbung mit soviel Berechnung wie Gehenlassen. Gewiß, die Kneipe zum Wilden Schweinskopf hatte eine ungemein komische Leiter zur Straße, hatte eine außerordentlich witzige Klappe zum Keller, aber es ist nun einmal so, daß unsre bedeutenden Regisseure mehr Technik als Humor gelernt haben. Mit oder ohne Regie, dieser Eugen Klöpfer, Phantast und Flunkerer, kam doch wohl auf die Welt, um den Falstaff zu geben? — Laßt mich ein kleines Erlebnis nicht mehr zurückhalten. Einmal sah ich dem Meister bei der Arbeit zu, der am 7. September seinen 60. Geburtstag feierte. Es war ein hartes Bemühen um eine etwas ausgedachte Figur, und so rief er von einer Probe zur andern: Ich kann den Ton nicht finde! Plötzlich geschah ein Wunder, irgend etwas fast wie ein Astralleib Sichtbares schwebte von der Decke herab, schoß ihm in einem Augenblick vom Kopf bis in die Füße, krümmte die Figur in Alter und Elend zusammen, aus der nun auch der richtige Ton kam. Das Wunder der Transfiguration! Wunder wären keine Wunder, wenn sie nicht manchmal ausblieben. Bei Klöpfer ist nichts eingeschossen. Das kann vorkommen, auch bei den Besten. Man muß es sich nur eingestehen.

Die Aufgeklärten von Morus

Die Schwerindustrie treibt Menschenwirtschaft

Wer zweifelt noch, nach der Frankfurter Industriellentagung, daß wir in einer Zeit des aufgeklärten Industriedespotismus leben? Die Periode des akuten sozialen Kampfes ist abgeschlossen, das Unternehmertum ist unumstritten Sieger geblieben. Es hat die Macht, es kann tun und lassen was es will. Ernste Arbeitskämpfe braucht man nicht mehr zu fürchten, man hat aber auch nicht mehr notwendig, nach außenhin eine Parität von Arbeitgeber und Arbeitnehmer zu markieren, wie es weiland in der am 9. November 1918 von Carl Legien und Hugo Stinnes abgeschlossenen Arbeitsgemeinschaft geschah. Will man heute besonders kulant sein und unnütze Reibungen vermeiden, so lädt man, wies jetzt der Brauch ist, alle paar Monate die Gewerkschaften zu einer Besprechung ein und imputiert ihnen in aller Ruhe seine Ansichten. Die scharfe Tonart anzuschlagen, besteht kein Anlaß mehr. Solange die andern freiwillig gehorchen, braucht man nicht zu befehlen.

Allenfalls ist man bemüht, den Arbeitern noch tiefer einzutrichtern, daß sie aus „innerer Freiheit" untertan sind — ein alter Trick, den, verbrämt mit allerhand Kantianismen, strebsame Professoren bei keiner Kaisergeburtstagsrede sich entgehen ließen. Freilich wurden früher nur auf Mittelschulen und Universitäten die Bürgersöhne damit traktiert; die andern sollten Untertanen sein. Nun sind wir einen Schritt weiter:

Auch die Arbeiterschaft soll dieser Fiktion teilhaftig werden. Der aufgeklärte Despotismus wünscht auch in der Fabrikhalle aufgeklärte Untertanen. Sie sollen nicht mehr fühlen, daß sie aus Zwang, sondern sich einbilden, daß sie aus Überzeugung parieren.

Um dieses Ziel zu erreichen, läßt sich die Industrie, die sonst vor Steuer- und Soziallasten mehreremal am Tage zusammenbricht, etwas kosten. Sie hat besondere Werkschulen errichtet, wie das „Dinta"-Institut in Düsseldorf, wo den Arbeitern die vorgeschriebene Gesinnung anerzogen und systematisch „Menschenwirtschaft" betrieben werden soll. Selbstverständlich sind diese ethischen Nebenprodukte des Bergbaus nicht etwa dazu da, die Gewerkschaften auszumerzen. Im Gegenteil: grade die durch die Irrlehren des Sozialismus verseuchten Gewerkschafter sollen davon profitieren. Und kein schönerer Erfolg ließe sich denken, als daß die Gewerkschaftssekretäre vor ihrer Ernennung künftig eine Reifeprüfung auf dem Dinta-Institut abzulegen hätten. Als Schulrat und Prüfungskommissär für angehende Arbeiterführer würde dann der höchste Protektor der Dinta, der Generaldirektor Albert Voegler vom Stahlverein, fungieren. Sollte sich dagegen irgendwo leiser Widerspruch erheben, so könnten die Ethiker der Schwerindustrie ihm mit den trefflichen Worten begegnen, mit denen der Geheimrat Bücher seine große Rede auf der Frankfurter Tagung des Reichsverbandes der Deutschen Industrie schloß: „Wir wollen doch im Grunde alle nichts andres als das Wohl der Allgemeinheit fördern, jeder in seiner Art." Na also, Dinta seis Panier!

Passive Handelsbilanz

In stillen Amtsstuben wächst die Erkenntnis. Leider nicht in denen, auf die es ankommt. Dort hat man schon die Richtigen hineingesetzt und duldet nur die, die den Machthabern genehm sind. Doch ein schwacher Trost ist, daß auf Stellen, die zwar nichts zu dirigieren, aber immerhin wichtige Hilfsfunktionen auszuüben haben, der Mut zur Wahrheit noch nicht ganz erstickt ist.

Während rings herum ein Getöse über die Passivität der Handelsbilanz erdröhnt und man im Reichswirtschaftsministerium durch indirekte Mittelchen Protektionismus treibt, dem man eben offiziell abgeschworen hat, führt in Wort und Schrift der Leiter der Wirtschaftsstatistik im Statistischen Reichsamt, Susat, den Nachweis, daß die Handelsbilanz eines Landes für den Volkswohlstand ohne Bedeutung ist. Denn mehr Waren zu exportieren als zu importieren ist an sich noch kein Geschäft. Es ist zunächst nichts weiter als der Ausdruck dafür, daß im Lande selbst Kapital überspart ist, das man in Form von Kapitalleihe oder Investition ins Ausland transferiert. Umgekehrt ist es aber auch noch kein Unglück, wenn ein Land mehr Waren einführt als es ausführt, wenn nur zur selben Zeit das eigne Kapital sich entsprechend vermehrt hat. Amerika hatte am Ende des vorigen Jahrhunderts eine erheblich passive Handelsbilanz, obwohl schon damals der amerikanische Volkswohlstand ständig im Wachsen war, und ebenso

hatte vor dem Kriege Deutschland, bei stärkster innerer Kapitalbildung, einen Einfuhrüberschuß aufzuweisen.

Es ist auch Unsinn, daß die Passivität der Handelsbilanz in einer gesunden Wirtschaft stets durch Dienstleistungen, etwa der Seeschiffahrt, durch Fremdenverkehr oder ähnliche schöne Dinge, mit denen die Zahlungsbilanztheoretiker operieren, ausgeglichen werden muß. An der Grundtatsache, daß die Handelsbilanz über die Prosperität einer Volkswirtschaft gar nichts besagt, ändert sich nichts, wenn man annimmt, daß der ganze Wirtschaftsverkehr mit dem Ausland sich im Warenaustausch erschöpft, wenn man also die Handelsbilanz der Zahlungsbilanz gleichsetzt. Einfuhrüberschuß oder Ausfuhrüberschuß ist eben kein Beweis dafür, daß es einem Volk wirtschaftlich gut oder schlecht geht, sondern es ist lediglich ein Anzeichen dafür, ob ein Kapitalbedarf oder ein unausgenutzter Kapitalüberschuß besteht. Kapital heißt ja im Grunde nichts andres, als die Verfügungsgewalt über Gütervorräte, und wenn es an solchen Vorräten mangelt, oder wenn, was in der kapitalistischen Wirtschaft häufiger die Ursache ist, die vorhandenen Gütervorräte festgefroren sind, dann muß man sich eben durch vermehrte Wareneinfuhr neues Kapital beschaffen. Im übrigen sorgen diejenigen, die das Kapital hergeben sollen, also die, die den Einfuhrüberschuß unmittelbar auf Kredit liefern oder mittelbar das Geld zum Ankauf zur Verfügung stellen, schon dafür, daß ihr Kapital drüben Früchte trägt und nicht mutwillig verpulvert wird. Gewöhnlich geben sie das Kapital erst, wenn auf der Gegenseite bereits eine echte Kapitalbildung im Gange ist. Daraus erklärt es sich, daß in den meisten Fällen Kapitaleinfuhr und passive Handelsbilanz mit einer Vermehrung des Volkswohlstandes einhergehen.

Der Direktor Susat, der im Kieler Weltwirtschaftsinstitut solche ketzerischen Gedanken „über die Beziehungen zwischen Außenhandel und Volkswohlstand" vorgetragen hat — im Druck ist der Vortrag bei Gustav Fischer in Jena erschienen —, tut aber noch ein Letztes, um sich bei allen Schieles, aber auch bei allen Curtiussens dieser Regierung verdächtig zu machen. Er zieht aus seinen Anschauungen die Konsequenz, daß niemals künstliche Behinderung der Einfuhr oder künstliche Förderung der Ausfuhr die Handelsbilanz wirksam beeinflussen kann, weil solche protektionistischen Maßnahmen noch keine Kapitalbildung bewirken. „Viel wesentlicher ist die innere Wirtschaftspolitik, die dafür sorgen muß, daß rationell und rentabel in allen weltwirtschaftlich dauernd konkurrenzfähigen Zweigen der Wirtschaft ohne jede künstliche Hilfe produziert und die gesamte Kapitalbildung angeregt wird."

Und nun ist es wohl an der Zeit, daß die Herren Personalchefs, die Disziplinargerichtler und die übrigen Belangehüter zusammentreten und darüber beratschlagen, ob sie die Arbeit des Direktors Susat auf Grund des Schund- und Schmutzgesetzes einstampfen lassen oder ob sie sich damit begnügen, dem Verfasser, wie es jetzt auf den Reichsämtern üblich ist, wegen antischielescher Gesinnung nach Preußen strafzuversetzen.

Bemerkungen

Ein Weltatlas der Revanche

Atlanten waren seit jeher von politischer Tendenz frei. So wie alles Naturwissenschaftliche hatten sie nur Tatsachen zu registrieren, im besondern die Oberfläche der Erde kartographisch wiederzugeben. Wie dem einzelnen Betrachter dieses Erdbild gefallen oder mißfallen mochte, ging den Kartographen nichts an, er enthielt sich jedes politischen Urteils, jeder Kritik der von ihm dargestellten geographischen Tatsachen. Das war einmal so in den idyllischen Zeiten vor dem Weltkrieg. Später hat es sich aber sehr geändert. Die Politik hat sich in Deutschland der Geographie bemächtigt und im Verein mit ihr eine gewisse Landkarten-Krankheit hervorgebracht, deren Allheilmittel die Revision des Versailler Friedensvertrags ist, Zur Geographie gehört aber auch der Atlas, und so ist diese politische Tendenzmacherei in die deutschen Atlanten eingedrungen. „Westermanns Weltatlas" (Verlag Georg Westermann, Braunschweig) ist zuerst Ende 1921 diesem „Bedürfnis der Zeit", wie es der Verlag im Vorwort nennt, entgegengekommen, und der geschäftliche Erfolg spricht für ihn. In den fünfeinhalb Jahren, seitdem dieser politische Tendenzatlas besteht, hat er bereits zwanzig Auflagen erlebt, ein enormer Erfolg für einen Atlas, der kein Taschenbüchlein ist, sondern in Quartformat nicht weniger als 109 Kartenblätter enthält, also eine sehr gewichtige Publikation darstellt.

Die Kartenblätter, technisch vollendet ausgeführt, sind aber auch nicht das Einzige, was dieser Atlas bietet. Mit der Weltgeographie verbindet er in zahlreichen kurzen, schlagwortartig stilisierten Abhandlungen, die die Rückseiten der Landkarten füllen, einen Überblick über die Weltwirtschaft und die Weltgeschichte oder, besser gesagt, die Weltpolitik. Der Gedanke dieser Verbindung ist an sich ein sehr gesunder. Man hat da auf einem Fleck eine Menge von geographischem, wirtschaftlichem und geschichtlichem Material beisammen. Die nackten Daten sind auch wahrscheinlich durchweg richtig. Aber leider, leider ist alles, alles von der politischen Tendenz durchtränkt, die den rein wissenschaftlichen Charakter beeinträchtigt und ihn zu einem Werk der politischen Revanche stempelt: unerbittlichen Haß gegen die Feinde und dereinst Rache an ihnen allen.

Selbst die Landkarten sind durch diese Tendenz verfälscht. Der Atlas begnügt sich zum Beispiel nicht damit, in der historischen Karte „Deutschland 1815 bis 1914" (soll besser heißen: 1918) die frühern Grenzen des Deutschen Reiches einzuzeichnen. Auch die Gegenwartskarten des Deutschen Reichs, Süddeutschlands, Frankreichs und Südfrankreichs etcetera geben neben den neuen die alten Grenzen wieder, aber so koloriert, daß die alten Grenzen hervorstechen und man auf den ersten Blick die neuen Grenzen gar nicht bemerkt. Elsaß-Lothringen, Schleswig-Holstein, Posen scheinen so noch irgendwie zu Deutschland zu gehören. Die Karten der andern besiegten und territorial noch stärker eingeengten Staaten sind aber von diesem Vexierspiel freigeblieben, so Österreich, Ungarn, Bulgarien und die Türkei.

Voll lebt sich dieser Geist in den zahlreichen statistisch-historischen Notizen aus. Keine Gelegenheit wird da versäumt, die alten Wunden aufzureißen. Von der Kriegsschuld Wilhelms II. liest man da kein Wort: der deutschen Staatskunst ist es nur „nicht gelungen, die Verantwortung für den Ausbruch des Krieges dem Gegner zuzuschieben". Beim Friedensschluß hat Wilson Deutschland „getäuscht", „Entwaffnung, Verstüm-

melung, Knechtung und Aussaugung" Deutschlands ist der Inhalt des Friedensvertrags: „Damit war Englands Kriegsziel erreicht." Dieses Thema wird dann in zahlreichen Spezialabhandlungen unermüdlich variiert. Das Kapitel „Zukunft der deutschen Wasserstraßen" beginnt mit dem Satz: „Nach dem Versailler Frieden sind wir nicht mehr Herr auf den deutschen Wasserstraßen", das Kapitel „Luftverkehr" mit dem Satz: „Durch den Versailler Vertrag wurde die deutsche Luftschiffahrt lahmgelegt", das Kapitel „Die Welthandelsflotte" mit dem Satz: „Der Friede von Versailles raubte uns unsre Handelsflotte". In der Geschichte von Elsaß-Lothringen wird hervorgehoben, daß man, mangels einer Volksabstimmung, nicht wisse, „wie viele Elsaß-Lothringer die Vereinigung mit Frankreich gewünscht haben" (als ob sie ihre etwaige Opposition gegen den Friedensvertrag nicht in der französischen Kammer zum Ausdruck bringen könnten wie nach 1870/71 im Deutschen Reichstag). In der Geschichte Englands wird den Engländern die „leider fast zur Phrase gewordene Forderung von dem Selbstbestimmungsrecht der Völker" unter die Nase gehalten. Konzentrierte Schwefelsäure ist der an sich wertvolle Daten enthaltende Schlußabschnitt des Werkes, der dem Wirtschaftskrieg gegen Deutschland gewidmet ist. Dieser Abschnitt wird in zwei Teile geteilt: „A. Während des Weltkriegs" und „B. Nach dem Weltkrieg". Der Wirtschaftskrieg geht also weiter bis in unsre Tage. Besonders aufreizende Dinge werden durch den Druck hervorgehoben, so während des Weltkriegs: „Kampf gegen Deutschlands Frauen, Kinder und Greise", „Kampf gegen Deutschlands guten Namen", nach dem Weltkrieg: „Sechs Jahre nach Beendigung des Krieges lebt der fünfte Teil der Reichsbevölkerung unter dem Joch unsrer Kriegsgegner". „Ein Eisenbahnkommissar — Ausländer", „Jede neue Reichsbanknote ist erst gültig, wenn sie den Stempel des ausländischen Kontroll-Kommissars trägt". Nirgends wird an den Feinden ein gutes Haar gelassen, nirgends aber auch auf deutsche Fehler hingewiesen, keinen Schimmer von Versöhnlichkeit erhellt dies dunkle Buch der Rache.

Heinrich Kanner

Kulturstadt Frankfurt

Frankfurt am Main hat seinen ersten Goethe-Preis, der jährlich, an Goethes Geburtstag, einer „zur Geltung gelangten Persönlichkeit" verliehen werden soll, Stefan George gegeben. Frankfurt am Main hat eine gute Presse gehabt: wie man immer einen guten Namen hat, wenn man schöne, wirklich anerkennenswerte Mottos im Wappen trägt. Nur ein Einziger hat, so sehr man hinhorchte, der Stadt Frankfurt das ersehnte Zeugnis nicht ausgestellt: Stefan George. Stefan George schwieg, als man ihm von der beabsichtigten Ehrung Mitteilung machte. Stefan George saß in der nächsten Nähe Frankfurts, als in einer feierlichen Sitzung, die immer an Goethes Geburtstag „möglichst im Beisein des Preisträgers" stattfinden soll, die offizielle Verleihung ohne seine Zustimmung celebriert wurde. Stefan George hat — ob er nun inzwischen angenommen oder abgelehnt hat — Frankfurts Entscheidung nicht gebilligt: sonst wäre seine Antwort längst Wort für Wort bekannt gegeben worden (wann wird sie veröffentlicht werden?). So prägt sich in Georges Verhalten bei dieser Prämiierung von Neuem seine Art aus: gegen den öffentlichen Geist dieser Zeit. Unvergeßliche Konstellation: ein Mann, der den öffentlichen Geist dieser Zeit ablehnt, wird von den Abgelehnten gekrönt. Der Preisrichter drängt sich dem Preisträger auf. Hätte Stefan George der Stadt Frankfurt die Ehre gegeben, ihre Wahl zu billigen: dann hätte Frankfurt den hohen Orden Stefan George tragen können. Er konnte nicht einverstanden sein, weil er die „Kultur"-

Komödien, die Inszenierung von „Kultur" nicht mitmacht. Es war taktlos, ihn, der bisher alle Ehrungen ablehnte, weil er zu genau die Technik des Ehrens kennt, in die Situation des Preisträgers zu bringen. Es hat keinen Wert, hier Georges wahrscheinliche Motive der Zurückhaltung aus seiner Art zu deduzieren. Kern aller Motive ist gewiß: daß dieser strengste, unerbittlichste Schöpfer unsrer Tage sich nicht als Repräsentanten einer Gesellschaft feiern lassen kann, zu der er nicht gehört; und daß er nicht tut, was er nicht kann; und daß er nicht das Auguren-Lächeln hat, seine Abweisung mit einem konventionellen Dank zu verdecken.

Diese verunglückte erste Prämiierung weist aber nun — über den speziellen Fall George hinaus — auf eine falsche Geistesart der Preisrichter, die — im Hinblick auf die Entscheidung der nächsten Jahre — korrigiert werden muß. Es gibt heute keine Kulturgemeinschaft und deshalb keine zentralen Persönlichkeiten dieser Kulturgemeinschaft. Darum hat heute keine Stadt und kein Staat das Recht, einen schöpferischen Zeitgenossen für sich zu reklamieren. Tun sie es doch, so entstammt dies einem Reklametrieb, der bei den Städten heute sehr ausgeprägt ist, aber keiner Kulturgesinnung. Ein Bekenntnis verpflichtet. Welche Stadt Deutschlands dürfte sich heute trauen: auf der Höhe eines Bekenntnisses zu George zu leben? Viel ehrlicher ist eine bescheidenere Wahl: eine Förderungswahl; nicht eine Bekenntniswahl. Viel sinnvoller, kulturwichtiger ist es heute, einen Förderungswürdigen zu fördern, als sich mit dem Namen einer Weltberühmtheit zu schmücken. Die Gemeinschaft hat zu einem solchen Schmuck heute kein Recht. Deshalb fort mit den protzig klingenden Kandidatennamen! Es gibt in Deutschland genug zur Geltung gelangte Persönlichkeiten, deren Echo verstärkungswert ist; denen 10 000 Mark Befreiung ihrer Produktion von wirtschaftlichen Fesseln bedeutet. Die allerdings nicht der Stadt dienen können, sondern denen die Stadt dienen muß. Keine Frage: der Glanz der „Kultur"-Stadt Frankfurt wird bei einer solchen Prämiierung nicht strahlen wie bei dem glitzernden Namen; dafür wird eine solche Prämiierung mehr als Lichtreklame sein: Förderung der kulturschaffenden Menschen. Frankfurt, das gern und viel von seinem Bürger Goethe redet, wird nur dann goethisch handeln, wenn es ihm nicht auf den Knall, sondern auf den Einschlag ankommt. Der ganze Nobelpreis-Geist ist der charakteristische Unfug einer kulturlosen Zeit, die mehr tut, als ihr erlaubt ist: sie „bekennt" sich, aber ändert sich nicht. Nicht nur die unwürdigen, auch die würdigen Erkorenen der sich „bekennenden" Preisrichter sind abzulehnen: weil Stadt und Städte und die meisten Bünde nicht das Recht haben, sich zu bekennen. Sie haben nur die Pflicht zu fördern. Das ist weniger dekorativ: aber wirklicher, angemessener, ehrlicher.

Ludwig Marcuse

Harmonika

Drüben am Waldesrand sitzen durchaus keine zwei Dohlen — sondern da spielt ein Mann Schifferklavier. Er spielt es auf dänisch, aber ich höre es auf deutsch. Du Leierkasten der Erinnerung!

Die Harmonika, besonders die Mundharmonika, erinnert mich immer an den Krieg. Ihr Geblase hat so etwas Dußlig-Trauriges; der Spieler putzt sich gewissermaßen musikalisch die Zähne und paßt gar nicht auf, was da aus ihnen beiden herausquillt, aus seiner melodischen Zahnbürste und aus ihm. Da spielt er nun so —

Ich sehe das alles wieder vor mir:

Den grau verhängten Himmel, die stille, stumme und tote Landschaft — ein Wald, der den Atem anhielt; eine Wiese, die ausgegangen war und eine kümmerliche Stellvertreterin dort be-

lassen hatte; Wege, die nur mißmutig und getreten Wege waren ... so sah das aus auf dem östlichen Kriegsschauplatz. „Das Betreten des Kriegsschauplatzes ist Offizieren streng verboten" — aber diese Tafel wollte der Kompagniehandwerker nicht malen, das wäre ja noch schöner. Ja, und durch diese Unlandschaft zog sich das quecksilberne schwere Band des Harmonikagesangs.

So bliesen sie, genau, genau wie der da drüben. Die Töne waren leer, Stumpfsinn war darin, Langeweile und jenes grenzenlose Gefühl: Was sollen wir eigentlich hier? Warum ist das alles? So klagt eine Larve unterm Wagenrad: man hört sie nicht, sie gibt dem fahrenden Wagen nichts Wesentliches hinzu. Nur ihren Tod. Frei? Ein Soldat hatte niemals frei. Wenn grade kein Appell war und kein Sturmangriff und keine Halsbindenrevision und kein Postenschieben und kein Essensempfang und kein Parademarsch, dann döste er so herum und spielte manchmal Mundharmonika. „Wir waren einmal Menschen", sang der kleine Holzbalken mit dem Metallgebiß, „wir sind es zur Zeit nicht mehr. Tralala — Gestern abend hat es Marmelade gegeben, und heute abend wird es auch wieder Marmelade geben — tralala —". Die Augen des Spielenden blickten starr und stumpf, wie die eines Tieres, das frißt, oder die eines Mannes, der in fließendes Wasser sieht ... Diese Augen sahen nichts mehr.

So ein Krieg war das. Aufgebaut auf der Eselsgeduld eines überdrillten Volkes, das längst vergessen hatte, wozu es auf der Welt war, fortgeführt nach dem Gesetz der Trägheit („Warum soll ich sterben, Herr von Tirpitz?" — Weil andre gestern gestorben sind, Esel! Marsch! — Ia!"), geschoben von Jahr zu Jahr, endlos, sinnlos, leer wie die Musik einer Mundharmonika.

Drüben am Waldesrand ... Spiel weiter, guter Mann! Man hörts doch immer wieder gern.

Kaspar Hauser

Ulenspiegel

Da nun de Coster seinen hundertsten Geburtstag hatte, wollen wir also von Wolfskehl reden. Von seiner bei Paul List verlegten Ulenspiegel-Übersetzung.

Man kennt den Ulenspiegel, dieses dichterische Historienbuch Flanderns. Mitten in das historische Geschehen der großen niederländischen Freiheitsbewegung des 16. Jahrhunderts stellt de Coster den Tyl Ulenspiegel. Mit unerhörter Kühnheit gelingt es ihm, eine legendäre Figur mühelos zum Träger der Idee zu machen, und es ist, als erhielte alle historische Aktion durch ihn erst ihren Sinn. Das Buch ist gewaltig und hinreißend wie ein Strom mit großen Wogen, rasenden Katarakten, kleinen Wirbeln und flachen Stellen. Und wie ein Strom beginnt er seinen Lauf ein wenig mühselig durch Ulenspiegels Jugend und possenreiche Pilgerfahrt, um dann jäh zu wachsen an Wucht und Breite, als Ulenspiegel heimkehrend die ganze Not Flanderns erlebt: den unsagbaren Jammer der Tyrannei durch Kaiser und Klerus, deren „heiligste Güter" die infernalische Justiz der Inquisition so trefflich wahrt. Da wird Ulenspiegel zum Schürer, zum Vorkämpfer der großen Volkserhebung und rasend, unaufhaltsam und unendlich wird der Strom. Und über, zwischen, hinter diesem leidenschaftlichen Geschehen Ulenspiegel, der Held nicht im heroischen Sinne, zutiefst Mensch: „der Geist von Flandern". Und im Wirbel der Ereignisse immer wieder auftauchend: Nele, die süße Wartende, „Flanderns Herz". Und zwischendurch um Lamme Goedsak herum ein Fressen und Saufen, gewaltig und herrlich wie bei Jordaens.

Dieses Buch ist nun im Original nahezu unlesbar. De Coster schrieb es nicht in altem, sondern in einem altertümelnden romantisch-barocken Privat-Französisch, das dem heutigen Menschen — sofern er nicht an philologischen Regressionen leidet — Leib-

schmerzen verursacht. Wie deutsche Nußbaum-Renaissance mit flämischen Säulen. Zudem konnte in einem derart umfangreichen Werk die einheitliche Durchführung einer solchen Sprache nicht glücken.

Nun hat Karl Wolfskehl die außerordentliche Leistung vollbracht, den Ulenspiegel gleichsam aus seinen Urelementen in deutscher Sprache aufzubauen, ihm die Form zu geben, die die Idee der Dichtung absolut verwirklicht. Er hat es fertig gebracht, ohne die Greuel archaisierender Wortbildungen, vornehmlich durch die syntaktische Gestaltung eine Sprache zu schaffen, die durchaus Kolorit und Atmosphäre des Ulenspiegel hat und zugleich dem Sprachgefühl des modernen Menschen glatt eingeht. Auch in dem gedanklich so bemerkenswerten Nachwort zeigt Wolfskehl sich als Sprachgewaltiger, dem ein verblüffender Wortschatz zu Gebote steht. Aber das Geheimnis seiner lebendigen Sprachkraft besteht nicht in dem ungewöhnlichen Geist seiner Worte, sondern in diesem, daß man es in jedem seiner Worte spürt: den starken Puls des Herzens.

G. Wels

Das Flieger-Bomben-Spiel

In einem bekannten deutschen Ostseebade, an dessen Strand sehr wenige republikanische Flaggen, dafür aber sehr viele jüdische Kurgäste zu sehen sind, die, anstatt Farbe zu bekennen, lieber in ihr spekulieren, wird fleißig dem Glückspiel gehuldigt. Neben Ecarté, Roulette und so weiter betreibt man leidenschaftlich das Flieger-Bomben-Spiel, das jedem, gegen einen mäßigen Einsatz, ermöglicht, aus einem kleinen rotierenden Flugzeug eine Bombe auf eine Scheibe fallen zu lassen und das, je nach der Güte des Wurfes, dem Spielenden Verlust oder Gewinn bringt.

Daß Krieg und Spiel eng zusammengehören, hat uns ja bereits der Hazardeur Ludendorff gelehrt, der wilhelminische Croupier, der nicht nur die Gelder einzog (Kriegsanleihe!), sondern auch die Menschen. Was aber nützen alle Proteste gegen das Krieg-Spielen von Kindern und Erwachsenen, wenn ein Kriegsspiel wie das hier beschriebene sich unangefochten behaupten kann? Denn nicht minder gefährlich und friedensbedrohend wie der Gedanke, der hinter allem uniformiertem Tamtam steht, ist die — Gedankenlosigkeit, die friedliche, auf Erholung bedachte Menschen zu Bombenwerfern werden läßt und so die letzte Barbarei als eine gemütliche und selbstverständliche Angelegenheit in das Unterbewußtsein ahnungsloser Menschen hineinschmuggelt. Man gebe sich doch keiner Täuschung darüber hin, daß nicht so sehr der Frontgeist — dieser Affront gegen den Geist — wie eben diese Gedankenlosigkeit die meisten in jenen Krieg hineingetrieben hat, dessen grausamste Waffe heute, noch oder schon wieder, für geeignet befunden wird, Menschen zum Spiel anzulocken.

Unsre Zensur ist offenbar allzu stark durch ihre Jagd nach Schmutz und Schund in Anspruch genommen, als daß sie Zeit gefunden hätte, sich mit diesem Spiel zu befassen und eine Kulturschande zu verbieten, die sich in einem gesitteten Land allerdings von selbst verbieten sollte.

Hans Schönlank

Justizgeschichten

Bei einer Verhandlung, die kürzlich vor dem Kriegsgericht in Mainz stattfand, wurde ein höherer Zollbeamter als Zeuge vernommen. Es handelte sich um den Diebstahl einer Skulptur und der Zöllner sprach sie als „Römischer Krieger mit Schwert" an.

„Die Skulptur stellt doch ein nacktes Weib dar!" wandte der Sachverständige ein.

„Das habe ich nicht unterscheiden können", erwiderte der Zollbeamte.

„Da hätten Sie unter das Feigenblatt schauen sollen", sagte der Verteidiger.

*

Ein Herr stürzt auf ein Polizeibureau und meldet:

„Meine Freundin ist unter geheimnisvollen Umständen verschwunden. Sie hat alle meine Wertsachen und all mein Geld mitgenommen."

„Wie heißt sie?"

„Ich kenne nur ihren Vornamen, wir waren erst seit zwei Tagen zusammen."

„Was hatte sie für eine Figur?"

„Das weiß ich nicht."

„Was für Augen?"

„Ich weiß nicht, ob sie blau oder schwarz waren."

„Was für Haare?"

„Blond, soviel ich mich erinnere."

„Hatte sie besondere Kennzeichen?"

„Nein, halt, sie hat meinen Hund mitgenommen!"

„Was ist das für ein Hund?"

„Ein Foxterrier, der auf den Namen Bijou hört. Sein Fell ist schwarz und weiß. Er hatte einen schwarzen Fleck auf dem Rücken, die beiden Vorderpfoten und die linke Hinterpfote sind weiß, die rechte Hinterpfote ist schwarz-weiß. Die Schnauze ist rosig."

„Bruhigen Sie sich, mein Herr, wir werden den Hund schon finden."

Paul Mayer

Olla podrida

Wo ist Paneuropa?

An der wiener Burg, Eingang Josefsplatz, befindet sich die folgende Kundmachung:

PANEUROPA
befindet sich jetzt im
Franzenshof,
ZUCKERBÄCKERSTIEGE
II. ST.

Was zeigt das Bild?

Stapellauf des neuen deutschen Kreuzers „Karlsruhe" in Kiel. Reichswehrminister Dr. Geßler und Admiral Zenker beim Abschreiten der Front der Ehrenkompagnie.

Das Bild zeigt anschaulich die Länge des Schiffskörpers.

Jedem das Seine

Stockholm, 2. September. Hier steht ein Konflikt im Hotel- und Restaurationsgewerbe bevor. U. a. verlangen die Schuhputzer ein Jahresgehalt von 5500 Mark und die Fahrstuhljungen ungefähr ebensoviel, d. h. schon in bar weit mehr, als z. B. ein junger verheirateter Offizier erhält.

Berliner Lokalanzeiger

„Weber"-Film in Gießen

Daseinsberechtigung aus innerer, künstlerischer Notwendigkeit ist ihm nicht zuzusprechen... an manchen Stellen wirkt er geradezu tendenziös... Man denkt mit Bewunderung an die klare, objektive, die Gewichte im Spiel und Gegenspiel verteilende Kunst des Dichters; wohingegen der Filmregisseur Zelnik schon in manchen Berliner Kritiken in peinliche Nachbarschaft des zwar begabten, aber extrem politischen Spielleiters Piscator gerückt wurde, der in der letzten Saison in einer wenig erfreulichen Weise von sich reden machte.

Gießener Anzeiger

Liebe Weltbühne!

Bei der ersten Aufführung des ‚Florian Geyer' im Staatstheater war außer Gerhart Hauptmann auch Stresemann anwesend.

Als Florian Geyer das geflügelte Wort hinschleuderte: „Der deutschen Zwietracht mitten ins Herz!", erhob sich der Minister begeistert, applaudierte und verneigte sich nach der Loge des Dichterfürsten hin.

Als Gerhart am Schluß auf die Szene treten mußte, hielt es auch den Minister des Äußersten nicht mehr. Er stieg zum Dichter empor und reichte ihm erschüttert die Rechte.

Ein Schauspieler fragte verwundert: „Nanu, was will denn Stresemann hier oben?"

Worauf aus dem Hintergrunde die lakonische Antwort fiel: „Der kommt im Namen der deutschen Zwietracht!"

Antworten

Demonstrant. Sacco und Vanzetti sind tot. Du bist auf die Straße gegangen, um deine Stimme zur Verhinderung dieses Mordes zu erheben, und du bist nachher noch ein Mal auf die Straße gegangen, um zu zeigen, daß du mit Fuller nicht einverstanden bist. Jetzt sind sie tot, und alle Menschen müssen ein Mal sterben, nicht wahr? Du hast demonstriert, und damit gut. Noch wird gehenkt, guillotiniert, garottiert, und in einigen Ordnungsstaaten gibt es auch noch andre Methoden. Noch sind unsre politischen Gefangenen hinter Gittern. Doch du hast für dies Mal genug demonstriert. Reserve hat Ruh.

Abends-im-Bett-Leser. Unter den Abenteuerromanen, die unter der Aegide der Firma Scheffauer u. Thomas Mann erschienen sind, habe ich keinen zu Ende lesen können. Doch: einen, und den zwei Mal. Das ist die Neuauflage vom „Land der Verdammnis" Eugen Krieglsteins, einem in seiner Roheit, seiner Wahrhaftigkeit und seiner echten Männlichkeit großartigen Buche. Dergleichen wird so selten geschrieben und noch seltener gedruckt, sodaß Sie eine schlaflose Nacht vor sich haben werden. Herzlichen guten Morgen —!

Berliner Weltbühnenleser treffen sich jeden Mittwoch, abends 8¼ Uhr, im Café Josty, Potsdamer Platz. — Am 21. d. M. spricht Ernst Heinrich Bethge (Lobo Frank) über das Reichsschulgesetz.

Philantrop. Du hast ein bemühtes und sauberes Buch über die Arbeiterseele geschrieben und fleißig proletarische Selbstzeugnisse gesammelt. Doch wo hätten jemals ein paar Sätze gestanden wie die? Höre: „Mein Vater verdiente wöchentlich 10 Mark. Wir waren sechs Kinder, später waren wir vier. Wir mußten alle mitarbeiten und haben es redlich getan. Meine Eltern haben für meine Großeltern mitgesorgt. Ich mußte stundenweit das Essen zu meinen Großeltern in ein entferntes Dorf bringen. Ich habe gedacht, wenn ich aus der Schule komme, dann müßte ich auch für meine Eltern sorgen. Ich habe eine so ungeheure Achtung vor meinem Vater und vor meiner Mutter. Mein Vater ist nicht ein einziges Mal ins Wirtshaus gegangen. Mein Vater hatte nur ein Vergnügen. Er hat des Sonntags auf dem Sofa gesessen und eine einzige Zigarre geraucht. Dieser Mann, groß im Arbeiten und gering an Bedürfnissen, ist der Typ des nichtklassenbewußten Proletariers. Er ist ein großer Tierfreund, der aus einer Gutsbesitzersfamilie hervorgegangen ist. Er hatte in Ulm eine bessere Schule besucht, aber die Liebe zu den Pferden hatte ihn in den einfachen ländlichen Beruf zurückgeführt. Dieser Mann hatte nicht meine Gesinnung und hat sie heute noch nicht. Er schämt sich meiner. Man kann von einem solchen Menschen auch nicht mehr verlangen, daß er sich meine Gesinnung aneignet. Er kann mein Tun nicht begreifen, aber vielleicht kommt er noch dazu, es zu verstehen." Das klingt schlicht, demütig, Sohnesliebe im Sinne des vierten Gebotes. Es steht in einem Bekenntnis des angeblichen Mordbrenners Max Hölz, und ist enthalten in des Mannes jetzt eben erschienenen ‚Zuchthausbriefen', die Egon Erwin Kisch für den Verlag Erich Reiß herausgegeben hat. Ein Dokument, das Hölz ungezählte Freunde werben wird und mehr von der Proletarierseele aussagt als gutgemeinte Wälzer.

Weltbühnenleser Darmstadt treffen sich am Freitag, den 16. September, abends 8.15, bei Ernst Zucker, Bleichstraße 11.

Central-Verein deutscher Staatsjuden bürgerlichen Glaubens. Auch Du hast etwas von der Vertrauenskrise der Justiz läuten ge-

hört und gibst in Deinem Organ Herrn Landgerichtsrat Felix Naumann das Wort zu folgendem Erguß: „Der deutsche Richter ist in seiner weitaus überwiegenden Mehrzahl — die wenigen Ausnahmen bestätigen nur die Regel —, sobald er die Robe trägt, nicht Katholik, nicht Protestant und nicht Jude, nicht Deutschnationaler, nicht Demokrat und nicht Sozialist, er ist nur „der Richter", beseelt von der hohen Aufgabe, die ihm sein Amt stellt, der höchsten und verantwortungsreichsten, die Menschen auf Erden haben. Der deutsche Richter ohne Unterschied des Glaubens und der politischen Überzeugung ist das Produkt deutscher Gymnasialerziehung und deutscher Hochschulbildung. Es ist nicht meines Amtes, die Angriffe, welchen neuerdings auch diese Institutionen ausgesetzt sind, einer näheren Erörterung zu unterziehen. Nur so viel sei gesagt: Zu der Zeit, als der große Teil der heute wirkenden Richter Gymnasium und Universität besuchten, standen die beiden Einrichtungen auf einer auch im Ausland viel bewunderten Höhe... Den Juden und den Christen trennten wohl Dogma und Kultus, aber gemeinsam war ihnen das hohe Ethos, in dem sie sich auf ihren Beruf vorbereiteten. So ist auch der deutsche Richter gewachsen, wie er heute vor uns steht. Nichts unterscheidet in der Ausübung seines Amtes den Juden von dem Christen. Die Ethik der Bibel und die Spinozas, Kants und Goethes ist beider Leitstern. Sie beide wissen: Verschwände die Gerechtigkeit, so lohnte es sich nicht mehr, daß Menschen auf Erden weilen. Und so wandelt der Richter seine Bahn, folgend dem Gestirn der Gerechtigkeit, unbeirrt durch Haß oder Liebe, nicht nach rechts und nicht nach links schauend. Und hinter ihm im wesenlosen Scheine liegt, was uns alle bändigt, das Gemeine." Das ist ein unnachahmlich schöner lyrischer Hymnus, und besser kann man wohl um eine bitter ernste Sache nicht herumdeklamieren. Und so kann der deutsche Richter denn seine Bahn weiterwandeln, unbeirrt, und hinter sich im wesenlosen Scheine die guten Leute, die ihn unbeirrt weiterwandeln lassen, weil sie sich einbilden, die Justizkrankheit ließe sich mit Rosenöl behandeln. Ihr seid loyale Staatsbürger, euer selbstgerechtes Bourgeoistum ist durch keine Backpfeife zu erschüttern. Nur das Gebrüll irgend eines putzigen Reventlöwen stört euern Schlaf. Wie ungerecht, wie dumm, grade euch zu bezichtigen, die Grundsuppe aller Revolutionen zu sein! Wenn Ihr zwischen der Internationale und der Dinternationale steht: — ich weiß, wen Ihr wählt.

Deutsches Theater. Die kleinen Revue-Szenen Polgars und Tigers ‚Gebet des Zeitungslesers' in der vorigen, und ‚Wendriners setzen sich in die Loge' in dieser Nummer, sind mit der Erlaubnis Ihrer Direktion veröffentlicht worden, die im Besitz der Aufführungsrechte ist.

Weltbühnenleser Hamburg. Zusammenkunft nicht am Mittwoch, sondern ausnahmsweise am Dienstag, den 20. September, abends 8¼ Uhr, im Hamburger Hof.

Dieser Nummer liegt eine Zahlkarte für die Abonnenten bei, auf die wir bitten

6 Mark für das IV. Vierteljahr 1927

bis zum 30. September einzuzahlen, da am 2. Oktober die Einziehung durch Nachnahme beginnt und unnötige Kosten verursacht.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152 zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin;
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto Berlin 11958.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank: Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Der erhobene Krummstab von Carl v. Ossietzky

Der Leidensweg des deutschen Republikaners ist noch nicht beendet. Erst trieb man ihn unters Joch des Militarismus, dann unter das des Richters. Jetzt kommt als Dritter der Priester und meldet seine Ansprüche an. Der Generalangriff der katholischen Partei auf die Schule zerreißt die kulturpolitischen Stipulationen der Weimarer Verfassung und damit das letzte, was uns die Fiktion aufrechterhalten ließ, wir lebten in einem liberal-demokratischen Staat. Artikel 149 besagt: „Der Religionsunterricht ist ordentliches Lehrfach der Schulen mit Ausnahme der bekenntnisfreien (weltlichen) Schulen. Seine Erteilung wird im Rahmen der Schulgesetzgebung geregelt." Dieser Rahmen soll jetzt geschaffen werden, und man ist daran, ihn so weit zu spannen, daß dabei auch der Spitzensatz des Artikels 137: „Es besteht keine Staatskirche" praktisch einbezogen, also unwirksam gemacht wird.

Damit endet ein kurzer, nicht immer krisenloser Traum: Das Zentrum als Stütze des demokratischen Staates, des Staates der Gedankenfreiheit und Toleranz. Volkstribun Erzberger ist begraben und vergessen, mit ihm der republikanische Radikalismus seiner Partei; der Tag gehört dem mausgrauen Herrn Marx, vor zwei Jahrzehnten schon Verkünder der konfessionellen Schule. Der ewig wandelbare Katholizismus zeigt wieder ein andres, ein strengeres Gesicht als vor kurzem noch. Wir wollen nicht vergessen, daß von allen alten Autoritäten die katholische Kirche im Kriege am besten standgehalten hat. Während die katholischen Parteien in den einzelnen Ländern willenlos von der Kriegsfurie fortgerissen wurden, blieb das römische Pontifikat in geistig überlegener Neutralität. Während die furchtbar roten Sozialisten in Stockholm anstatt sich zu einigen, sich gegenseitig des Annexionismus und der blutigsten Atrozitäten bezichtigten, unternahm Benedict, der große Papst des Weltkrieges, den einzigen ganz ernsten Friedensschritt. Mit gesteigerter moralischer Macht kam die Kirche in das unfriedliche Europa der Friedensverträge, und ihre bissigsten demokratischen und sozialistischen Gegner kapitulierten innerlich und bewunderten den erhabenen zweitausendjährigen Bau. Ja, in diesem Europa voller Nahrungssorgen, in diesem Europa der gelösten alten Bindungen ohne neue, erkannte man im steinernen Schweigen gotischer Kathedralen, in der betäubenden Luft goldprunkender Barockkirchen die letzte große Macht einer seelischen Einheit, die keine Fragen zuläßt, bewunderte man die Weisheit einer Institution, die alle Extreme des Lebens vom Rausch bis zur Zerknirschung, von der Wollust bis zur Entsagung umfaßt und noch unter die grüne Verwesung des Crucifixus eine schöne Frau stellt. Das ist groß und erhaben, und wer nie im Kreuzgang eines Klosters für Minuten nur die brave Uffklärung sozialistischer Bildungsarbeit vergessen hat, der mag ja ein ganz strammer Klassenkämpfer sein, aber daß auch die Phantasie eine Macht ist, und deshalb ein Aktivum, das wird er nie begreifen und deshalb stets in Rück-

stand kommen. Wenn im Kriege Gott mit den stärkern Bataillonen ist, so siegt auf dem politischen Schlachtfeld schließlich immer die Armee mit der stärksten Imagination.

Wenn nur der katholische Alltag dem schönen Bild entspräche! Da ist nichts mehr von der romanischen Farbenfreude des alten Kultes zu finden. Da flammen die Bannstrahle oberpriesterlicher Autorität gegen eine weibliche Turnhose, und eine ehrwürdige Moraltheologie wird bemüht, um den etwas zu eng sitzenden Badeanzug eines Mädels zu verketzern. Die Kirche der großen Madonnenmaler und der venusdienenden Päpste, die mit einem Vers Anakreons auf den Lippen das Hochamt betraten, hat als ecclesia militans keinen Zug von Liberalität mehr, und namentlich, wo sie sich mit Protestanten balgen muß, sucht sie die verhorntesten Konsistorialräte an verkniffener Prüderie zu überbieten. Ein Zwiespalt klafft zwischen katholischem Wesen und dem Leben von Heute. Kunst und Literatur? Die Kirche setzt jedes Werk, das uns wert ist und wo wir unsern Atem spüren, auf den Index. Sport und Leibesübungen? Sie wittert Konkurrenz und lehnt ab. Unsicher und oft verkennend steht sie vor den sozialen Kämpfen. Wer Knecht ist, soll auch Knecht bleiben. Das ist ihrer Weisheit letzter Schluß, der dadurch nicht schmackhafter wird, daß sie den Industriegebietern christliches Erbarmen zur Pflicht macht. Die Familie zerfällt. Die Kirche aber verkündet die Biedermeier-Tugend eines „christlichen Hauses", das schon lange von ganz andern Bewohnern bezogen ist. Die Kirche, die sonst stets das eben noch verwünschte Neue durch Hintertüren eingelassen hat, findet jetzt den Anschluß nicht. Sie koppelt den alten Glauben, der noch immer lebt, mit der alten Moral zusammen, die es nicht mehr gibt. Sie verbündet sich mit einem Leichnam.

Ihr Gesetz will, daß der Staat der Kirche untertan sei. Als in grauer Vergangenheit die Christuslehre aus den Katakomben stieg, nahm ihr oberster Priester den leeren Platz der Cäsaren ein. Das war der erste Sündenfall der neuen Weltreligion. Aber es atmete eine große Idee darin: das Gottesreich, das Reich des Gewissens, übergeordnet aller Gewalt der weltlichen Herren und Ämter. Doch die machten mit der Kirche halbpart, was sie zwar nicht vergeistlichte, die Kirche aber in Weltlichkeit verkommen ließ. Heute kann die Kirche nicht mehr über den Staat herrschen, ihre Superiorität bleibt ein papierner Anspruch, deshalb will sie durch ihn herrschen. Und deshalb muß sie als Gegenleistung seine Interessen und die seiner herrschenden Klassen wahrnehmen. Und die Herrin der Gewissenskräfte steht kläglich Schildwache vor Fabriken, Kasernen und Kerkern.

Noch hält das Band des Glaubens. Noch stehen Massen von Arbeitern, Landleuten und Kleinbürgern zu ihr. Wenn der Evangelische Bund seine Getreuen zusammenkratzt, braucht man nicht hinzusehen, um zu wissen, daß nicht viel los ist. Aber wenn die Kirche ruft: Euer Glaube ist in Gefahr, man will eure Kinder zu Heiden machen! dann erheben sich Millionen. War nicht eben noch die Zentrumspartei eine etwas dissolut werdende Masse mit mehreren verzankten Flügel-

gruppen? Jetzt steht sie wieder wie aus einem Guß. Jetzt sprechen nicht mehr die Parteikanzleien, nicht mehr die Führer und Funktionäre, weltliche Stimmen einer geistlichen Gewalt. Jetzt redet diese selbst: die Bischöfe geben die Parole aus, der Schatten erhobener Krummstäbe fällt über die andächtig hingeknieten Parteiregimenter, und Herrn Josef Wirth, der eben noch hingerissen Opposition deklamierte, versiegt die Rede. Ein kleines verdutztes Sträuben noch, und er kniet mit.

Aber tut die Kirche recht daran, das offen zu fordern, was sie auch ohne geschriebenen Titel haben konnte? Die Revolution hat die Katholiken-Emanzipation gebracht. Die muffige Pietisterei des verkrachten Bismarckstaates wollte die „papistische Götzendienerei" nicht als gleichberechtigt anerkennen. Das ist zu Ende. Das Zentrum ist die wichtigste Partei geworden. Ihre Stabilität ist geschätzt, niemand hätte sie angetastet. Die Bürgerlichen und Sozialisten schon gar nicht, während die Kommunisten nicht verstehen, im katholischen Volk Wurzel zu fassen. Ein unkritisches, mystiksuchendes Geschlecht ging aus dem Kriege hervor. Heute, wo auch der okkultistische Nepp der Inflationsjahre mit einem großen Kater geendet hat, blieb noch eine Luft von Toleranz und Indifferenz, die der Kirche äußerst nützlich ist. Man schlug sich um Staatsform, um Wirtschaft, um Dawes und Locarno, aber nicht um religiöse Meinungen. Das hat sich mit einem Schlag geändert. Man blickt auf und erkennt mit Staunen die Wundmale des Klerikalismus an den Händen der weltlichen Republik. Das Schulgesetz des gutevangelischen Märkers v. Keudell hat alarmiert. Denn so lässig man in Deutschland in geistigen Dingen auch geworden sein mag: der weltliche Staat als Hüter religiösen Selbstbestimmungsrechtes ist das Ergebnis jahrhundertelanger Entwicklungen, die man nicht einfach fortradieren kann. Kulturkampfstimmung ist wieder da, und was die frommen Zentrumsväter hübsch im Halbdunkel durchschmuggeln wollten, liegt jetzt als Kampfobjekt mitten auf dem Markt. Das war nicht gewollt. Zu allen andern Zankäpfeln ist jetzt noch einer von unbestrittener Deutschheit gekommen: der theologische. Die verfilztesten liberalen Vollbärte rauschen protestantisch protestierend, und in Versammlungen werden wieder Resolutionen für oder gegen den lieben Gott angenommen. Derweilen wird in den Parteiquartieren gefeilscht und nach Kompensationen gesucht. Munter klappert Münze und Rede. Bruder Tetzel, Politiker geworden, zieht wieder mit seinem Ablaßkasten durchs Land. Aber alle parlamentarischen Kunststücke, die Priesterkontrolle über die Schule zu einem ertragreichen Tauschhandel zu machen, können nicht darüber hinwegtäuschen, daß das Volk mißtrauisch und erbittert ist. Wenn zu allen andern Reaktionen auch noch die religiöse, die kulturpolitische tritt, wenn sich zu Geldsack, Paragraphenbuch und Säbel auch noch der Krummstab gesellt, dann darf man sich nicht wundern, wenn der lange schlummernde Volksinstinkt gegen alles Pfaffentum wieder wach wird und alle republikanischen Leistungen der katholischen Partei die keimende Erkenntnis nicht ersticken, daß Kreuz und Krone von je zusammengehörten und deshalb zusammen fallen müssen.

Der vereinsamte Pilsudski von Ferdinand Valerius

Man ist, besonders im Auslande, seit dem Mai vorigen Jahres geneigt, Pilsudski, Polens Marschall und augenblicklichen Ministerpräsidenten, für den starken Mann zu halten. Ist er der wirklich?

Je mehr man sich von jenen Maitagen des Jahres 1926 entfernt, gewinnt man die Überzeugung, daß Pilsudski wahrscheinlich aus Versehen in dieses Unternehmen geraten ist, das später die Bezeichnung „Maiumsturz zur Sanierung der Moral" erhielt. Der damalige Staatspräsident Wojciechowski hatte nach langer Regierungskrise ein gemäßigtes Rechtskabinett gebildet. Pilsudski, der sich jahrelang von jeder politischen Tätigkeit ferngehalten hatte, glaubte seinen Jugendfreund und sozialistischen Kampfgenossen aus der Russenzeit, den Staatspräsidenten, warnen zu müssen. Er begab sich von seinem Landgut nach Warschau, traf unterwegs eines seiner frühern Regimenter, und seinem außergewöhnlichen Wesen gefiel der Gedanke einer militärischen Demonstration. Der durch die lange Regierungskrise wohl etwas nervös gewordene Jugendfreund kannte die Tatkraft Pilsudskis und glaubte sich, die Regierung und die Verfassung nur durch Maschinengewehre retten zu können. Was sollte da der Marschall tun? Seinen guten Ruf beim Militär wie bei der Bevölkerung konnte er nicht aufs Spiel setzen. Also wurde geschossen. Es blieb nichts andres übrig.

Und er hatte Glück. Der englische Bergarbeiterstreik ließ die polnische Kohlenausfuhr florieren. Die eben noch gleitende Valuta kam zum Stillstand. Die Arbeitslosenziffer begann zu sinken. 1926 war das beste Wirtschaftsjahr Polens seit seinem Bestehen. Der Staatsstreich wurde legalisiert. Es hatte den Anschein, als ob der Marschall mit einer parlamentarischen Regierung arbeiten wollte. Aber bald begannen die Maßnahmen gegen die Parlamente, deren Rechte (zum Beispiel das der Auflösung des Landtages) in die Hände des durch Pilsudskis Gnade gewählten Staatspräsidenten Moscicki übergegangen war. Der Landtag konnte nur durch diesen einberufen werden. Dies geschah fast ausschließlich zur Beratung des Budgets. Wollte das Parlament über eigne Gesetzentwürfe (wie zuletzt über das der Selbstauflösung) beraten, so wurde es einfach durch ein Dekret geschlossen.

Selbstverständlich hatte diese antiparlamentarische Haltung der Regierung eine immer stärker werdende Abneigung der Parteien zur Folge. Nach dem Umsturz standen hinter der Regierung: die Sozialisten, die Wyzwolenie-Partei (Landarbeiter), der Bauernklub, der zwar ein sehr radikales Programm zur Aufteilung des Großgrundbesitzes hat, sonst aber recht zahm ist, ferner der „Klub der Arbeit", der damals von dem frühern stellvertretenden Ministerpräsidenten Thugutt geführt wurde und sich eines sehr guten Rufes erfreute. Die Minderheiten standen dem neuen Kabinett hoffnungsvoll gegenüber. Die Partei des Bauernführers Witos, Piast, ebenso die Christlichen Demokraten und die Großagrarier nahmen eine abwartende

Haltung ein, während allein die rechtsradikalen und im Landtag zahlenmäßig am stärksten vertretenen National-Demokraten in offene Opposition traten. Dieses Bild hat sich im Laufe der einjährigen Regierungszeit bedeutend verschoben. Auf Seiten des Marschalls sind nur der kleine Bauernklub und der Klub der Arbeit geblieben. Aber aus letzterm ist der Führer Thugutt in die oppositionelle Wyzwolenie gewechselt. Um ihn dürfte sich die Opposition kristallisieren, er dürfte der gefährlichste Gegner Pilsudskis und geeignet sein, dessen Nachfolger zu werden. Alle andern Parteien stehen in mehr oder weniger scharfer Opposition.

Nun könnte man annehmen, daß der Abfall der alten Parteien politisch bedeutungslos sei, zumal die Kadenz des Landtages im November erlischt. Nun haben aber in der letzten Zeit in vielen Orten der ehemals russischen oder oesterreichischen Teilgebiete Stadtverordnetenwahlen nach dem neuen Selbstverwaltungsgesetz stattgefunden, die gute Stichproben von der Stimmung im Lande geben und auch für die bevorstehenden Wahlen zum Landtag aufschlußreich sein können. Zum ersten Male gingen auch die „Sanatoren", die neue Regierungspartei, in den Wahlkampf. Aber sie erlitten fast überall Niederlagen, errangen nirgends eine Mehrheit, nicht einmal in Warschau oder Wilna. Von 1574 Stadtverordnetensitzen in Städten von 7 Wojewodschaften im ehemals russischen Teilgebiet erhielt die Regierungspartei nur 90 Mandate. Ähnlich war es auch in dem früher oesterreichischen Gebiete. Doch hat die Aufstellung der Sanationsliste hauptsächlich den polnischen Nationalisten Abbruch getan. Die „polnische Mehrheit" wurde dort zur Minderheit, obgleich die sogenannten Minderheiten wie Ukrainer, Russen, Juden, Deutsche in mehreren Listen zur Wahl schritten. Ein interessantes Bild ergeben die Wahlergebnisse aus folgenden Städten:

		Nichtpolen		Polen
Luck	21	Stadtverordnete	6	Stadtverordnete
Rowno	21	„	7	„
Wowkow	11	„	1	„
Ostroy	20	„	4	„
Rozyszcze	11	„	1	„
Olyka	11	„	1	„

Hervorgehoben zu werden verdient, daß das platte Land noch weniger polnisch ist.

Dagegen brachten die letzten Wahlen nach der linken Seite hin Überraschungen. Die kommunistische Partei Polens, die offiziell nicht anerkannt ist, hat die Wahlen zu einer Bestandsaufnahme benutzt und ließ auch dort für ihre Liste Stimmen abgeben, wo diese verboten war, was übrigens fast überall erfolgte. So wurden in Warschau demonstrativ 66 587 Stimmen für die annullierte kommunistische Liste abgegeben. Die Polnische Sozialistische Partei hat nur 71 976 Stimmen erlangen können. In vielen andern Städten ist es ähnlich. Trotz des Abbruchs der englisch-russischen Beziehungen, trotz des Mordes an Wojkow und der in Polen besonders stark gewesenen antirussischen Propaganda, und trotz Verbot der Listen erreichten die Kommunisten unerwartet hohe Ziffern.

Von seinen Freunden verlassen, von seinen Feinden gehaßter denn je, steht vereinsamt der Diktator Polens, der so gern ein Mussolini sein möchte. Von dem hat er nur den Umgang mit Parlamenten gelernt, nicht aber, sich eine Partei von treuen Anhängern zu schaffen. Pilsudskis Macht stützt sich heute nur noch auf das Heer.

Die Neuen Nationalisten von Kurt Hiller

Es gibt Kanaillen unter sogenannten Gesinnungsfreunden und hochachtbare Charaktere unter diametralen Gegnern. Jeder, der kämpft, erlebt das — wieder und wieder. Erst kürzlich lief mir ein Skunk über die Straße, verlogen, feig, perfide, aber linkspazifistisch, dessen Niedertrachtsmasse auf keine Mammuthaut geht. Bisweilen fragt man sich, ob man auf der Welt sei, um mit Kanaillen zu arbeiten, bloß weil man anscheinend gewisse Meinungen mit ihnen teilt, und um Charaktere zu befeinden, bloß weil man mit ihnen in einigem dissentiert. Das Ideal nämlich: Zusammenarbeit mit redlichen, saubern, geraden, wohlgeratenen Menschen, die obendrein gleiche Zielvorstellungen, am Ende gar gleiche Ansichten über den Weg haben wie man selbst, ist nach aller Erfahrung nur in so dürftigem Ausmaß erfüllbar, daß jene Frage nicht ins Theoretische und Nebensächliche abgeschoben werden kann. Vor einem Jahrzehnt, entsinn ich mich, konzentrierte sich eine Zeitlang alle Problematik des geistigen Kreises, dem ich damals angehörte, in der Alternative: ob der „Rang" eines Menschen oder seine „Richtung" ihn bündnisfähig mache. Die „Richtung", an die wir da dachten, war begrifflich einigermaßen fixiert; das Kriterium des „Ranges" war, komplex bestimmt durch intellektuelle, moralische und biologische Wertideen, naturgemäß reichlich irrational. Trotzdem wußten wir, was wir meinten. Den reinen „Rang"-Standpunkt vertrat Hans Blüher (welcher bald darauf, wie man weiß, in einen oft prickelnd, öfter komisch metaphysizierenden Pogromismus hinabglitt); den reinen „Richtungs"-Standpunkt vertrat Rudolf Leonhard (einer der beiden zeitgenössischen Reichsdeutschen, die Aphorismen schreiben können: weshalb seine delikaten Bücher ‚Aeonen des Fegefeuers', ‚Alles und Nichts!' ungefördert, fast unbekannt blieben); ich selber neigte — damals wie manchmal — zu einer Synthese. Wie sie aussah, weiß ich heute nicht mehr.

Aber die Neigung, sie neu zu formulieren, entstand, als ich mich letzthin mit den Veröffentlichungen jener jungen (nicht blutjungen) politischen Schriftsteller stark gefesselt beschäftigte, die sich selber, mit dem trotzigen Vorsatz, einen verrufnen Begriff zu Ehren zu bringen, Neue oder Revolutionäre Nationalisten nennen. Ihre Zeitschrift heißt ‚Standarte'; ihre, scheints, bedeutendsten Köpfe: Franz Schauwecker, Friedrich Wilhelm Heinz, Hans Henning Freiherr Grote.

Die ‚Standarte' ist ein Blatt, das uns scharf bekämpft; aber es unterscheidet sich von dem typisch-schwarzweißroten Preßerzeugnis präzis so, wie sich die ‚Weltbühne' von dem typisch-schwarzrotgoldnen Preßerzeugnis unterscheidet. Die-

selbe Kritizität, mit der wir hier den Vulgär-Inhalt der Begriffe ‚Republik', ‚sozialdemokratisch', ‚Völkerbund' bedenken, bringen Jene dem Vulgär-Inhalt der Begriffe ‚Monarchie', ‚deutschnational', ‚Patriotismus' dar. Sie machen sich über das rechte Philistertum nicht minder lustig als wir über das linke. Man kann harte Worte bei ihnen finden gegen den Fahnen-, Bier- und Phrasenklimbim der landläufigen nationalen Propaganda; gegen den leeren, rasselnden, prasselnden Tambourmajorstil; sie wollen eine Durchgeistigung der nationalen Bewegung, deren Orientierung an einer Idee; mit Leidenschaft wenden sie sich gegen die schneidige Plattheit, den flachen Traditionsbetrieb, mit noch größerer gegen die Geschäftemacherei, gegen die Verfilzung der nationalen Aktion mit Kapitalisteninteressen, gegen den „liberalistischen" Opportunismus jener kompakten Mehrheit im schwarzweißroten Kraal, die allen Widerstand, alle Ideale, alle Ehre preisgibt, nur um an die Futterkrippe zu gelangen. Mit Grimm notieren sie jeden Zug der Verbürgerlichung einer Bewegung, die, wie sie glauben, einmal heroisch war und die sie wieder ins Heroische läutern wollen.

Mittels des Schimpfworts ‚Romantik' widerlegt man diese seelisch-geistige Haltung nicht. Jede seelisch-geistige Haltung ist schließlich ‚romantisch'; denn es bleibt romantisch, in dieser Monopolwelt der geschäftstüchtigen Schweine eine seelisch-geistige Haltung zu wagen und zu wahren. Unter diesem Gesichtswinkel erscheint die rationalistische Haltung (humanitärer Aktivisten) nicht weniger romantisch als jene nationalistische — gesetzt nur, daß sie Haltung ist. Jeder Mensch von Haltung wird in dieser verjobberten und verschmockten Welt Den grüßen, der Haltung hat — einerlei welche.

Man wird sich nicht wundern, zu hören, daß die Standarten-Leute den Imperialismus ablehnen, wenigstens seine ökonomische Seite. Sie wollen nicht die kapitalistische Ausbeutung eines Volks durch die Plutokratie eines andern Volks. Auch nicht: die eines Volks durch seine eigne Plutokratie. Sie bekennen, Sozialisten zu sein, — wenn sie sich auch zu keinem Sozialismus bekennen, der auf materialistischer Geschichtsauffassung beruht. (Hier zeigt sich, in welchem Maße die nachgerade anerkannte Albernheit des historischen Materialismus der Verwirklichung des sozialistischen Gedankens hinderlich ist.) Sie sehen die Geschichte heroisch . . . oder sie wollen sie doch heroisch. Darum bringen sie auch jenen deutschen Dynasten alles andre als Respekt entgegen, die sich erst widerstandslos entthronen und dann von den Entthronern „abfinden" ließen. Das Legitimitätsprinzip gilt diesen Nationalisten als erledigt und tot; die Abgeschmacktheit des Systems der Erbmonarchie (nicht unbedingt der Monarchie) leuchtet ihnen ein. Sie wollen keinen Schattenkönig; aber der wirkliche Prinzeps der Nation bestimmt sich ihnen nach Gesinnung, Bedeutung, Rang, Kraft, Leistung — nicht nach der Geburt. Wie er gefunden wird, darüber sind diese sehr inbrünstigen, aber sehr unkonstruktiven und geflissentlich unprogrammatischen Geister sich einstweilen kaum klar: es scheint, sie haben da ein verdammt wenig berechtigtes Vertrauen zum Automatismus der Entwicklung; jedenfalls sind sie

keine Royalisten, eher Aristokraten ... oder „Demokraten": wofern der Demos durch seine Aristoi repräsentiert wird.

Mit dem Wilhelmsrummel und dem Rupprechtsrummel haben die Neuen Nationalisten demnach soviel gemein wie wir mit der Apotheose Eberts oder des Fräuleins Bäumer. Sie legen Wert darauf, grade in verfassungspolitischer Hinsicht nicht reaktionär zu sein.

Freilich sind sie Bellizisten. Das Recht auf Leben — auch vielen Linksstehenden ja ein tschechoslowakisches Dorf! — ist ihnen eine fremde, ethisch unbegreifliche Idee, solange seine Träger als Einzelmenschen angesehen werden. Ein Recht auf Leben hat in ihren Augen die Nation; einzig sie. Die Nation ist ihnen ein Mystikum von stärkerer Wirklichkeit und Wertigkeit als der Mensch. Was bleibt, so man von der Nation die Einzelnen und die Schöpfungen der Einzelnen abzieht? Solche und ähnliche Fragen darf man ihnen nicht stellen. Ist der Einzelne für den Staat da oder der Staat für die Einzelnen? Methoden der kritischen Analyse sind für sie ohne Überzeugungskraft. Nicht „der Verstand" entscheide hier, sondern „das Blut" — worunter sie weniger ein materiell-rassenhaftes Element als eine durch das Rassenhafte nicht ausschließlich bedingte trans-intellektuelle Bewußtseins-Instanz, eine Art metaphysischer Zirbeldrüse, verstehen. Ludwig Rubiners ‚Mensch in der Mitte' — dies Wort deckt für ihre Begriffe die Gesinnung einer verklungenen, individualistisch-liberalistischen Phase der Geistesgeschichte. Noch am Kommunismus wittern sie individualistisch-liberalistische Züge: das Eudämoniehaft-Humanitäre seines Endziels. Objekt aller Befreiungs-, Beglückungs-, Erlösungstendenzen könne immer nur das Kollektivum, könne nur die Nation sein. Die Nation in der Mitte! (Nation freilich in einem ziemlich unäußerlichen, ziemlich qualitativen Sinn.) Hier ist der Gegenpol zum individualistischen Anarchismus (Stirner, Tucker): das Kollektivum als weiter nicht zu problematisierender, axiomatischer Selbstwert. Das Kollektivum: fürchterlicher Götze; Blutbäche rinnen von den Stufen, die zu seinem Tempel führen; das Individuum: ihm zu Füßen geworfen, ihm geopfert, ... Leben hin, Leben her.

Was erscheint uns erbärmlich, verächtlich, bespeienswert? Wenn Personen, die selber in Sicherheit sind, andre in Kot und Tod schicken. Der gesicherte Kriegsherr; der gesicherte Kriegshetzer vom Katheder aus; der gesicherte Kriegsverlängerer mit Hornbrille am Chefredakteurpult; der gesicherte Wehrpflichtdemokrat auf der Parlamentstribüne. Mörderpack. Nur: moralisch unter dem gewöhnlichen Mörder stehend, weil Der sein Leben mit aufs Spiel setzt. Die Führer des Neuen Nationalismus haben sich der Pflicht nicht entzogen, die ihre Lehre ihnen auferlegt; sie standen und kämpften, damals, kraft freiwilligen Gehorsams in vorderster Front. Hier hat man zu achten. Ich schrieb während des Krieges (die Schrift wurde beschlagnahmt): „Auch Krieger aus ursprünglicher Anlage, Krieger von Passion gibt es. Jedoch seit Einführung der Wehrpflicht (deren Wiederabschaffung den Inhalt des ersten Paragraphen eines internationalen Friedensvertrags bilden muß — ja Kuchen! Anmerkung des Zitators —) bestehen die

Heere zum geringeren Teile aus Kriegern; zum größeren: aus kriegführenden Staatssklaven. Das billige, wer es verantworten kann; aber er leugne es nicht. Wer es leugnet, ist blöd oder lügt." Die Neuen Nationalisten leugnen es nicht. Sie selbst waren Krieger und blieben es; und erörtern heute sehr ernst, ob sie das nächste Mal nicht auf kriegführende Staatssklaven besser verzichten sollen. Keineswegs aus Menschlichkeit oder Freiheitlichkeit, sondern im Interesse der Kriegführung; der Beweggrund darf den Sklaven gleichgültig sein.

Diese Leute sind unsre Gegner; aber man kann sich mit ihnen unterhalten: weil sie Ehrenmänner sind. Sie lügen nicht, und zwischen ihrer Lehre und ihrem Leben klafft kein Spalt. Übrigens machen sie nicht Krieg l'art pour l'art; sie halten ihn für „eine Notwendigkeit und eine ungeheure Verantwortung"; so sehr sie Krieger von Passion sind, so sehr zügeln sie ihre Passion. Oft leuchtet durch ihre Sätze, daß Völkerfriede ihr Ziel sei, aber der Weg zu ihm über Kriege der nationalen Befreiung und Machtsicherung führe. Das alles ist unser Denken nicht; aber offene Pazifistengegner, die so denken, sprechen und handeln, find' ich ungleich denksauberer und sympathischer als „Pazifisten", die den nationalen Verteidigungskrieg vorbereiten. Oder den Völkerbundskrieg. Oder die — als Deutsche — den Polen empfehlen: „Rüstet nicht ab, sondern rüstet auf!"

Nun könnte man meinen, die Verbindung nationalistischer mit antikapitalistischen Zielvorstellungen mache diese Männer zu Nationalsozialisten. Richtig ist, daß ihnen auch der judenfeindliche Zug nicht fehlt; zwar veranstalten sie keinen Pöbel-Radau; zwar unterscheiden sie einigermaßen (weniger den Geist- vom Geschäfts-, den Mose- vom Aaronjuden, als den Juden, der in der deutschen Landschaft wurzelt, dem die deutsche Sprache, Kultur und Aufgabe zum Erlebnis, die deutsche Nationalität zum Wesensbestandteil, das Deutschtum zum Gegenstand selbstverständlicher Liebe ward, von jenem andern, der die Deutschen ressentimental haßt oder verhöhnt oder der gar, nichtmal dieses Affekts fähig, platter Utilitarier, Mann tauben Herzens, nichts-als-geldverdienender Bürger ist); gleichwohl sind ihre Hefte mit harmlos generalisierenden Antisemitismen übersät, wie der Christbaum mit Lametta. Von mir aus . . .!

Was sie aber von Hitler und seinesgleichen unendlich abhebt, ist die Sachlichkeit, die Geistigkeit ihrer Sprache. Um das zu beweisen, müßte man seitenlang zitieren. Ich bitte, es mir auch ohne Zitat glauben zu wollen. Mit manchem Mann linker Richtung sich zu unterhalten, wäre schwer; das Gespräch fände keine Plattform, auf der es sich aufbauen könnte; Kontakt mit dem Gewerkschafter Vierschrot, dem Sexualreformer Männchen, dem Pazifisten Pachulke — niemals. Mit den Neuen Nationalisten wären Dispute möglich, wären Peripatesen möglich, wäre sogar in gewissen Grenzen eine Verständigung möglich. Ich halte mich nicht für Lassalle, und auch eigentlich Schauweckern nicht für Bismarck; trotzdem sag' ich das. In Frankreich gab es und gibt es die Barrès,

Bloy, Daudet, Maurras; in England Chesterton; in Oesterreich den glänzenden Wladimir Hartlieb; in Deutschland stießen wir bisher rechts immer nur auf Kaffern. Es scheint, daß eine Aera anbricht, in der wir linken Leute ebenbürtige Gegner finden; wir warten lange genug! Ich schlage vor, sie weder zu ignorieren noch zu persiflieren, sondern sportgerecht mit diesen Rangmenschen zu ringen. Sie werden nicht feige sein und uns ausweichen. Weichen auch wir nicht aus! Zumal, trotz allem, uns manches mit ihnen verbindet und man einen gemeinsamen Feind hat, den zu benamsen schwerhält, weil er mit so vielen Gesichtern und Gesäßen diese Republik besitzt.

Aber machen wir einen Anfang mit dem Kampf und nageln wir einen Widerspruch fest, den unser Schmetterlingsnetz im dreizehnten Heft der ‚Standarte' fing. Da entwickelt Schauwecker eine interessante Differentialdiagnose zwischen ‚Imperialismus' und ‚Nationalismus'. „Imperialismus entstammt keiner Idee; Imperialismus entstammt der anonymen Sklavenherrschaft des Geldes." „Nationalismus — das ist das Erwachen der Völker." „Ein Nationalist, der seiner Nation den Nationalismus zubilligt und ihn einer fremden Nation bestreitet, wäre ein sehr sonderbarer Nationalist. Nationalismus — das ist sehr viel, es ist auch die Achtung vor fremden Nationen." „Der Neue Nationalismus kann nicht den Willen haben, eine fremde Nation zu vergewaltigen." Hört hin! Wer von uns fordert mehr? Sagen das nicht allerorten mit andern Worten die Pazifisten auch? Steht das nicht in klarstem, schärfstem Gegensatz zu dem, was bis 1918 die Alldeutschen wollten, die Vaterlandspartei, mit ihrem Annexionsgeschrei — von Erich Ludendorff bis Georg Bernhard? Aber wehe, wehe, wehe, wenn ich an das Ende sehe. Des Schauweckerschen Aufsatzes nämlich. Denn da kommt eine Betrachtung über „Nation und Lebensraum", über den „Drang des Wachstums" und so; schließlich verkündet der Verfasser: „Neben unzweifelhaften Nationen, wie China, England, Frankreich, Deutschland" gebe es „noch Gebilde staatlicher und volklicher Art, wie sie durch Polen, Tschechien, die Randstaaten, Rumänien dargestellt werden. Was ist mit ihnen?" Mit ihnen ist (hört!): daß man sie nicht als Nationen bezeichnen dürfe; das „wäre ein Unrecht, das man den Nationen antäte". „Nennen wir sie Volkstümer. Sie haben ein Recht auf ihr Leben, aber sie haben es innerhalb des Bereiches der Nation." Der fremden, wohlgemerkt. „Das Kraftspiel der Nationen und Volkstümer wird die Entscheidung bringen darüber, wie die Welt in ihren Lebensräumen nach Nation und Volkstum gestaltet sein wird." Mit andern Worten: Eine kleine Nation ist keine. Zehn, selbst zwanzig Millionen Seelen reichen nicht hin. Mag ihre Sprache noch so eigen, ihre Kultur noch so spezifisch, ihr Nationalbewußtsein noch so ausgeprägt sein. Das erinnert an die Weisheit: Mensch ist man erst vom Kommerzienrat an. „Den deutschen Raum vermögen wir heute schon zu erkennen. Er findet im Westen Deutschlands — etwa entsprechend seinen ungefähren heutigen Grenzen — ein Ende, aber er hat Ausbreitungsmöglichkeit, -willen und -verpflichtung nach Osten. Dort eine feste Grenze zu bestimmen, steht dem Schicksal in

kommenden Zeiten anheim." Also eine Expansion gen Osten, unter der Schau unbegrenzter Möglichkeiten; Hergt-Ritte, Eroberungskriege; vielleicht anfänglich im Bunde mit Rußland gegen Polen; später, wenns glückt, gehts gegen Rußland; in Wladiwostok stieße „das deutsche Schicksal" mit Japan zusammen. Zumindest die Nationen zwischen Rußland und Deutschland sind keine. „Was an zahlen- und landmäßig geringen Völkern mit nationalen Eigenschaften . . . innerhalb dieser nationalen Räume als Untergliederung vorhanden ist, das wird eine Auseinandersetzung, die, je nachdem, ein Kampf oder eine Einigung mit der bestimmenden Nation sein wird, nicht umgehen können." Will sagen: Die deutsche Nation, das ist die „bestimmende"; die polnischen, litauischen, tschechischen „Volkstümer", das sind die, über die bestimmt wird.

Aber Imperialismus, Franz Schauwecker, ist keineswegs nur die Intention auf Weltherrschaft, sondern auch schon die Tendenz zur Herrschaft über einen Teil der Welt: auf Kosten der Völker, die ihn bewohnen. Imperialismus hat eine wirtschaftliche, eine sehr penetrante kapitalistische Seite; das ist, wie gerade ein Antimaterialist erkennen muß, nur eine seiner Seiten. Alexander, Caesar, die Kreuzfahrer, Napoleon wollten ökonomische Vorteile für ihre Klasse? Imperialismus liegt vor, wo ein Volk einem andern Volk, mag das noch so klein sein, aus welcher Ursache, welchem Beweggrund, mit welcher Entschuldigung auch immer, seinen Willen aufzuzwingen sich unterfängt. Es gibt einen Begriff von Nationalismus, der den Imperialismus wirklich ausschließt, der ihm kontradiktatorisch entgegengesetzt ist. Das ist jener Nationalismus, der aller vernünftigen internationalistischen Konzeption zugrundeliegt (und, in der Praxis zum Beispiel dem sowjetrussischen Föderativsystem). Der Ihre, Schauwecker, ist das nicht! Sie nehmen erst einen prächtigen Anlauf zum Richtigen und fahren dann plötzlich, welch Dreh, über die Rutschbahn eines unhaltbar-leeren, roh-quantitativen, Ihrer nicht würdigen Nationbegriffs ins Knallreaktionäre ab. Klärung, Kamerad! Mutig vom Modder alter Ideen sich bis zuende säubern! Schärfste Abgrenzungen tun not. Auch wir genieren uns gar nicht. Vom demokratischen Schlamm, dem wir, mag sein, entstiegen, schleppen wir kein Fädchen an unsern Stiefeln mehr mit. Wir nicht. (Ich rede von meinen engern Freunden; und zu den Ihren.) Grenzen auch Sie sich ab; deutlicher, schärfer, schnittiger — ungleich schnittiger als bisher. Ohne Rücksicht auf Mitläufer, die Ihnen ausrücken könnten. Sonst riskieren Sie, trotz Ihrer Geistigkeit, mit jenen schwarzweißroten ollen Schnauzbärten verwechselt zu werden, die so sprechen, wie der armselige General v. Mudra am zwölften Juni 1927 zu Wesel sprach: „Wir schwören, daß wir versuchen werden, Rache zu nehmen an unsern Feinden! Wenn wir nicht lernen, unsre Feinde zu hassen, kommen wir nicht zur Macht." Wer „wir"? Jawohl, es kommt auf Macht an; aber nicht darauf, daß eine Nation Macht gewinnt über Nationen, sondern darauf, daß ein bestimmter Typus Mensch Macht gewinnt auf Erden; und dieser Typus kommt in allen Nationen vor. Eint uns nicht diese Erkenntnis?

Aus den Akten des Prozesses Sacco-Vanzetti

von Henri Guernut

Eine erste zusammenfassende Darstellung des Rechtsfalles Sacco-Vanzetti hat Henri Guernut gegeben, der verdiente Sekretär der französischen Liga für Menschenrechte. Wir lassen daraus einige Abschnitte folgen, die sich mit den Zeugenaussagen beschäftigen.

Ist es wahr, daß Sacco und Vanzetti am 15. April 1920 (dem Tag des Attentats) in South Braintree, dem Tatort des Verbrechens, gesehen worden sind? Und wer hat sie gesehn?

Fünf Zeugen haben nach der Anklage Sacco erkannt. Drei Frauen und zwei Männer.

Dazu haben wir zunächst zu sagen, daß, wenn fünf ihn erkannt haben, dreißig ebenso bestimmt das Gegenteil ausgesagt haben.

Die erste Zeugin, Mrs. Delvin, hat Sacco „stehend aus dem Wagen schießen sehen".

Wo befand sich Mrs. Delvin, als sie dies sah? Im zweiten Stock der Fabrik von Slater and Morrill (der Firma, deren Geldboten überfallen wurden). Wann hat sie das ausgesagt? Ein Jahr später.

Was hat sie aber am Morgen nach dem Mord zum Untersuchungsrichter gesagt? „Ich kann nicht mit Bestimmtheit behaupten, daß Sacco es war."

Der zweite Zeuge Pelzer hat im Juni 1921 ausgesagt: „Ich kann nicht behaupten, daß er es war, aber er sah ihm ähnlich." Am 6. oder 7. Mai 1920 aber, nach der Verhaftung Saccos, sagte Pelzer: „Ich habe zu wenig gesehn, um jemanden zu erkennen."

Von drei Frauen aber, die mit Pelzer im gleichen Raum arbeiteten, sagten zwei aus: „Er hat gar nicht das Fenster geöffnet, sondern hat sich unter einer Bank versteckt." Und die Dritte: „Ich habe ihn sagen hören, daß er niemand gesehen hat."

Die dritte Zeugin Lola Andrews: „Ich komme eben aus dem Gefängnis... Die Regierung hat mich dorthin führen lassen, damit ich die beiden Männer wiedererkenne. Ich weiß nichts von ihnen. Ich habe sie nie gesehn und kann sie daher nicht wiedererkennen."

Nach Juristenart habe ich die beiden stärksten Belastungszeugen bis zum Schluß verwahrt: Carlos Goodridge und Mary Splaine.

Hier hat sich die Anklage einen Meineidigen und eine Hysterische zu Hilfe geholt.

Goodridge stürzte bei den Schüssen auf die Straße, sah ein Auto auf sich zukommen, darin einen Mann mit ausgestreckter Waffe. Dieser Mann war Sacco. So sagte Goodridge sieben Monate nach der Tat und im Prozeß aus.

Nun hat sich aber Goodridge am Morgen nach der Tat anders geäußert. Zu seinem Chef Manganaro hat er gesagt: „Ich konnte niemanden erkennen, denn als ich die Waffe sah, war ich so erschreckt, daß ich ins Haus zurückstürzte. Einem gewissen Magazu gegenüber hat er geäußert: „Der mit der

Waffe war ein blonder junger Mann mit heller Gesichtsfarbe." Sacco und Vanzetti sind dunkelhäutig und dunkelhaarig.

Nun kommt aber noch ein zweites Pech für die Anklage. Professor Frankfurter von der Universität Cambridge schreibt: „Zu der Zeit, als Goodridge Zeuge war, war er für einen begangenen Diebstahl zu Gefängnis verurteilt. Im Augenblick der für die Anklage günstigen Zeugenaussage wurde die Affäre aber niedergeschlagen und nie wieder aufgenommen."

Kommt der letzte Zeuge, Mrs. Mary Splaine. Sie hat das Drama vom zweiten Stock aus beobachtet. Das Auto hatte eine Geschwindigkeit von 25 bis 30 km, sie hat es also genau anderthalb Sekunden gesehn. Als sie drei Wochen später Sacco gegenübergestellt wurde, antwortete sie: „Ich glaube nicht, behaupten zu können, daß er der fragliche Mann ist."

Aber, seltsam, von Woche zu Woche erinnert sie sich besser und im folgenden Jahr sagt sie aus: „Er kann ungefähr 140 Pfund gewogen haben, seine linke Hand war größer, er trug ein graues Hemd... Er hatte ein Grübchen, eine hohe Stirn, seine Haare waren ungefähr zwei Zoll lang, er hatte schwarze Augenbrauen und einen grünlich-weißen Teint." Das alles hat Mary Splaine in anderthalb Sekunden vom zweiten Stock aus erkennen können und nach einem Jahr ausgesagt.

Darauf stützt sich die Anklage. Und diesen fünf Zeugen glaubt sie mehr als dreißig andern. Fünf Zeugen, von denen drei Lügner, einer meineidig und einer hysterisch ist.

Und nun zu Vanzetti. Die Anklage bringt drei Zeugen bei, die am 15. April Vanzetti in South Braintree gesehn haben.

Der erste Zeuge Dolbeare sagt aus: „Zwischen 10 und ½11 Uhr (das Verbrechen ereignete sich um 3 Uhr) habe ich ein Auto mit fünf Personen gesehn, unter denen Vanzetti war." Auf Befragen, wie diese Personen ausgesehen haben, erwidert er: „Sie sahen nicht sehr sympathisch aus." Das ist alles, was er über die äußere Erscheinung weiß.

Der zweite Zeuge Reed hat Vanzetti um 4 Uhr gesehen. „Er saß hinten im Auto und sprach sehr gutes und reines Englisch."

Nun war aber das Englische Vanzettis so rein, daß man im Prozeß einen Dolmetscher gebraucht hat.

Der dritte Zeuge Le Vangie ist Streckenwächter zwischen New York und New Haven. Ein sehr schnell fahrendes Auto verlangte von ihm Durchfahrt, einer der Insassen streckte ihm den Revolver entgegen, am Steuer saß Vanzetti. Nun hat aber erstens Le Vangie drei viertel Stunden später zu MacCarthy gesagt, daß er sich vor der erhobenen Waffe vor Schreck sofort versteckt habe und niemand erkennen konnte. Zweitens sind alle Zeugen darin einig, daß der Chauffeur des Wagens jung, schlank und blond war, während Vanzetti gesetzten Alters, dunkel und dick ist. Drittens aber konnte Vanzetti überhaupt kein Auto führen.

Also: der erste Zeuge kann nichts Genaues sagen; der zweite hört ein korrektes Englisch von jemand, der es radebrecht; der dritte sieht jemanden am Steuer, der nicht fahren kann. 31 Zeugen haben das Gegenteil ausgesagt.

*

Zu allem Überfluß bringen aber Sacco und Vanzetti unbezweifelbare Alibis bei.

Das Verbrechen von South Braintree hat am 15. April, nachmittags um drei Uhr stattgefunden. An diesem Tag war Sacco in Boston. Er hatte grade die Nachricht vom Tod seiner Mutter empfangen und wollte sich in Boston einen Paß nach Italien besorgen. Giuseppe Andrower, der Sekretär des italienischen Konsuls in Boston sagt aus, daß am 15. April, nachmittags zweieinhalb Uhr Sacco auf dem Konsulat war. Der Konsul selbst erinnert sich auch, Sacco gesehen zu haben. Wenn also Sacco um zweieinhalb auf dem Konsulat in Boston war, kann er nicht um drei Uhr in South Braintree gewesen sein.

Bei Vanzetti ist ein Zweifel noch weniger erlaubt. Als Fischhändler war er den ganzen Tag unterwegs und ist von morgens bis abends von dreizehn Zeugen gesehen worden.

Während des ganzen Prozesses hat man übrigens nicht die geringste Spur der gestohlenen 15 000 Dollar bei Sacco und Vanzetti oder in deren Kreis gefunden.

*

Allem setzt aber die Krone auf, daß man die wahren Schuldigen kennt. Madeiros, ein junger Portugiese, der seine Mittäterschaft an dem Verbrechen eingestanden hat, legt schriftlich nieder: „Ich gestehe, an dem Verbrechen beteiligt gewesen zu sein, aber Sacco und Vanzetti waren nicht dabei." Und ferner bekennt er: „Bei mir waren drei Italiener und ein junger blonder Mann, der das Auto lenkte. Zwei Italiener, der Bandenführer und ein andrer, gaben die Schüsse ab."

Kein Zweifel, es handelt sich um die Bande Morelli, die wegen eines Schuhdiebstahls bei der gleichen Firma, deren Boten ermordet wurden, gefaßt worden ist. Die Beschreibung sämtlicher Zeugen über den Chauffeur paßt genau auf Steve, ein Mitglied der Bande. Der nach Zeugenaussage fließend englisch sprechende Italiener ist Joe Morelli, der Chef der Bande, der andre, ebenfalls von einem Zeugen erkannte ist Mancini. Von den sechs gefundenen Kugeln passen fünf zum Revolver Mancinis, die sechste, die aus einem Colt Nr. 32 stammt, ist aus der Waffe Morellis, die das gleiche Modell hat wie die Saccos.

*

Eine Episode nur aus einem Verhör.

Der Untersuchungsrichter: Also, Herr Vanzetti, im Mai 1917 haben Sie Plymouth verlassen, um sich Ihrer Militärpflicht zu entziehn?

Antwort: Jawohl.

Frage: Als das Land im Krieg war, haben Sie sich nicht als Soldat schlagen wollen?

Antwort: Nein.

Frage: Glauben Sie, daß es anständig ist, sein Land im Stich zu lassen?

Antwort: Ich glaube nicht an den Krieg.

Frage: Sie glauben nicht an den Krieg?

Antwort: Nein.

*

Sie glaubten nicht an den Krieg. Das Stichwort ist gefallen. Dafür werden sie sterben müssen.

Uebersetzung von Milly Zirker

Was wäre, wenn . . . von Ignaz Wrobel

Schlagzeile der B. Z. Kommt die Prügelstrafe —? Wie wir erfahren, ist soeben im Reichsjustizministerium ein Referentenentwurf fertiggestellt worden, der sich mit der Einführung der Prügelstrafe befaßt.

Alle Morgenblätter. Die von einer hiesigen Mittagszeitung verbreitete Meldung von der Wiedereinführung der Prügelstrafe ist falsch. Im Reichsjustizministerium haben allerdings Erwägungen geschwebt über eine gewisse, natürlich partielle und nur für ganz bestimmte wenige Rückfallsdelikte zu verhängende körperliche Züchtigung; doch haben sich diese Erwägungen zu einem Referentenentwurf, wie das betreffende Mittagsblatt es behauptet, noch nicht verdichtet.

14 Tage Pause

Die Nachtausgaben. Die Prügelstrafe ist da! — Der hauende Minister! — Schlagen Sie Ihre Kinder, Herr Minister? — Endlich eine kräftige Maßnahme! — Immer feste druff! — Pfui! — Die Rohrstockregierung! — Rückkehr zur Ordnung! —

Sozialdemokratischer Leitartikel. ... sich tatsächlich bewahrheitet. Wir finden keine parlamentarischen Ausdrücke, um unsrer flammenden Entrüstung über diese neue Schandtat der Reaktion Ausdruck zu geben. Nicht genug damit, daß dieses Ministerium das Volk mit Steuern überlastet — nein, der deutsche Arbeiter soll nun auch noch, wie es unter dem Regime des Zaren üblich war, mit der Knute abgestraft werden. Die Reichstagsfraktion hat bereits schon jetzt zu verstehen gegeben, daß sie gegen diesen neuen Plan schärfsten Protest ...

Demokratischer Leitartikel. Das Justizministerium scheint nun dem christlichen Grundsatz zu huldigen, daß der, dessen linke Backe geschlagen wird, auch die rechte hinzuhalten die patriotische Pflicht habe. Als im Jahre 1890 Tardieu in Paris ...

Zentrums-Leitartikel. ... Jes. Sir. 12, 18. Diese bisher angeführten Bibelstellen scheinen allerdings dafür zu sprechen, und so wird man dem Plan des Ministeriums christliche Gesinnung nicht ganz absprechen können ... umso mehr, als es den kirchlichen Interessen nicht in allen Punkten zuwiderlaufend ist.

Kreuz-Zeitung. ... immerhin nicht vergessen, daß auf dem Lande schon lange nach guter altpreußischer Art, bei besondern Roheitsdelikten und offener Widersetzlichkeit der Stock manches Gute getan hat. Wir vermögen nicht einzusehen, warum grade diese Strafe nun so besonders entehrend sein soll. Es ist selbstverständlich, daß ihre Anwendung auf solche Kreise beschränkt bleiben muß, die die Prügelstrafe gewissermaßen von Haus aus gewöhnt sind. Für eine Reinigung unsrer politisch verhetzten Atmosphäre ...

Münchner Neueste Nachrichten. ... wir sagen müssen: der erste vernünftige Gedanke, der aus Berlin kommt.

5 Monate Pause

Volksversammlung. „Eine Schmach und eine Schande! Ich könnte es keinem der Geschlagenen verdenken, wenn sie nachher hingingen und ihren Quälern ihrerseits in die Fresse..." (Ungeheure Aufregung im Saal. Die Leute stehen auf, schreien, werfen die Hüte in die Luft und winken mit Taschentüchern. Es werden 34 Portemonnaies geklaut. Redner steht in einer Pfütze von Schweiß.)

Demokratischer Leitartikel. ... natürlich absolute Gegner der Prügelstrafe sind und bleiben. Es ist allerdings bei der gegenwärtigen Konstellation zu erwägen, ob diese für die große Politik doch immerhin nebensächliche Frage für die Deutsche Demokratische Partei ein Anlaß sein kann, die unbedingte Unterstützung, die sie der gegenwärtigen Regierungskoalition zugesagt hat, abzublasen — besonders wenn man bedenkt, daß ihr durch die Zusicherung der Straflosigkeit des Tragens von republikanischen Abzeichen doch ein ganz gewaltiges Vorstoßen des republikanischen Gedankens gelungen ist. Andrerseits...

Protestversammlung der Kommunisten. (Verboten.)

Tagung des Reichsverbandes der mittleren Unterrichtsbeamten für die obere Lehrlaufbahn der Vollgymnasien. „... ou paideuetei. Schon die alten Griechen, meine Herren..."

Reichsrats-Communiqué. ... beruhigende Versicherung abgeben kann, daß vorläufig noch keineswegs die Kautelen feststehen, die seinem Mißbrauch Riegel vorzuschieben geeignet sind. Ohne solche Kautelen wird für den Reichsrat der Gesetzentwurf, so wie er heute dasteht, unannehmbar sein. Eine Aktion Preußens kommt nur dann in Betracht, wenn Bayern sich verpflichtet, von seinem Einspruch bei der Hafenfrage, die augenblicklich zwischen Thüringen und Bayern schwebt, seinerseits nicht Hamburg...

Telephonzelle im Reichstag. „... Halloo! Hallo, Saarbrücken? Allô, Allô — Je cause, mais oui, Mademoiselle — aber bitte! Ne coupez-pas! Ja, deutsch! Sind Sie da? Also: ... Zusatzantrag der Frau Gertrud Bäumer beraten, haben Sie? dem zufolge das Gesäß der Geprügelten vorher mit einem Lederschurz verhüllt — — hallo! Saarbrücken...!"

Telegramme an den Reichspräsidenten. ... flammenden Protest! Nordwestdeutsche Arbeitsgemeinschaft höherer Volksschullehrer. Reichsverband freidenkerischer Rohkostler... In zwölfter Stunde inständigst bitten... Ansehen Deutschlands im Auslande. Verein der linksgerichteten ziemlich entschiedenen Republikaner... aber auch die nationalen Belange der deutschen Wirtschaft nicht vergessen! Verband der Rohrstockfabrikanten.

Stahlhelm-Anzeigen. Zur Durchsetzung der Prügelstrafe stehen die Gruppen morgen um vier Uhr mit umgeschnalltem Brotbeutel, Stock, Totschläger und Kleinkalibergewehr am Bahnhof. Keine Waffen mitbringen! ... Stiefel in denselben...

Reichstagsbericht. Gestern wurde unter atemloser Spannung der Tribünen die 1. Lesung des neuen „Gesetzes zur Ein-

führung der körperlichen Zwangserzüchtigung", wie sein amtlicher Titel lautet, durchberaten. Das Haus war bei der vorhergehenden Beratung der Schleusen-Gebühr-Reform für den Bezirk Havelland-Ost sehr gut gefüllt, weil diese Vorlage von allen Parteien als ein Angelpunkt bei der drohenden Belastung der jetzigen Koalition angesehen wird; ihre Annahme wurde rechts mit Händeklatschen, links mit Zischen begrüßt. Bei der Lesung des Erzüchtigungsgesetzes leerte sich das Haus langsam aber zusehends. Als erster sprach der Senior der deutschen Kriminalistik, Professor Dr. D. Dr. Dr. hon. Kahl. Er führte aus, daß die Wiedereinführung der Prügelstrafe ihn mit schwerer Besorgnis erfüllt, er aber andrerseits eine gewisse Befriedigung nicht zu unterdrücken vermocht habe. Sein alter Kollege Cramer habe ihm schon im Jahre 1603 gesagt...

Der sozialdemokratische Abgeordnete Breitscheid verkündigte nach einer ausführlichen Ehrung des Abgeordneten Kahl, in außerordentlich glänzender und ironischer Rede das klare Nein seiner Partei. (Siehe jedoch weiter unten: „Letzte Nachrichten".) Unter dem Beifall der Linken bewies Abgeordneter Breitscheid...

Es sprach dann, nach entsprechenden Ausführungen des Kommunisten Rothahn, für die Demokraten der Abgeordnete Fischbeck. Seine Partei, so führte er aus, stehe dem Gesetz sympathisch gegenüber. Allerdings hätten wir ja alle schon einmal als Kinder die Hosen stramm gezogen bekommen. (Stürmische, minutenlang anhaltende Heiterkeit.)

Zweite Lesung auf zwei Wochen vertagt...

Inserat.

... von weitern Meldungen abzusehen, da die in Aussicht genommenen Stellen für Zuchtbeamte bereits heute achtundneunzigmal überzeichnet sind.

I. A....

Sozialdemokratische Parteikorrespondenz. ... Wasser auf die Mühle der Kommunisten. Der klassenbewußte Arbeiter ist eben so diszipliniert, daß er weiß, wann es Opfer zu bringen gilt. Hier ist eine solche Gelegenheit! Schweren Herzens hat sich der Parteivorstand dem Gebot der Stunde gebeugt. Es ist eben leichter, vom Schreibtisch her gute Ratschläge zu erteilen, als selbst, in hartem realpolitischen Kampf, die Verantwortung...

Interview mit dem Reichskanzler. ... Dem Vertreter der ‚World' fast feierlich zugesagt, daß natürlich die Ausführungsbestimmungen der Humanität voll Genüge tun werden. Es wird, wie regierungsseitlicherseits bestimmt zugesagt werden kann, dafür gesorgt werden...

8 Monate Pause

Kleine Nachrichten. Gestern ist im Reichstag das Gesetz für die Einführung der körperlichen Erzüchtigung mit den Stimmen der drei Rechtsparteien gegen die Stimmen der Kommunisten angenommen worden. Sozialdemokraten und Demokraten enthielten sich der Abstimmung.

Demokratischer Nachrichtendienst. ... Erwartungen, die sich an den Erlaß der Ausführungsbestimmungen knüpften, leider nicht erfüllt. Es ist zu hoffen, daß die den Ländern gegebene Ermächtigung noch zu humanitären Verbesserungen ... unbeugsame Forderung, als Reichserzüchtigungs-Kommissar wenigstens einen Demokraten zu ernennen.

W.T.B. Gestern ist in Celle die erste Prügelstrafe vollstreckt worden. Es handelte sich um einen Arbeiter, Ernst A., der der versuchten Tierquälerei an jungen Maikäfern bezichtigt war. Dem Verurteilten wurden 35 Hiebe verabfolgt. Das Züchtigungspersonal arbeitete einwandfrei; Oberpräsident Noske wohnte der Prozedur persönlich bei. A. ist Mitglied der KPD.

Pressekonferenz. ... Zahl der Schläge war ursprünglich auf 80 angesetzt. Dem Verurteilten sind indessen auf Grund der Amnestie, die zum 90. Geburtstag des Reichspräsidenten ergangen ist, zwei Hiebe geschenkt worden. Der Verurteilte weinte nach der Exekution vor Rührung.

Pommerscher Frauenbrief. „... dir nicht denken, wie wir gelacht haben! Es war zu reizend! Das Wetter war herrlich, und wir fuhren im Wagen vier Stunden nach Messenthien, wo wir alle kräftig zu Mittag aßen. Otto war auch da — er ist jetzt Oberzuchtmeister geworden und sieht in seiner neuen Uniform famos aus. Ich bin direkt stolz auf ihn, und der Dienst bekommt ihm auch sehr gut. Wir haben gleich eine Photographie von ihm gemacht, die ich dir beiliegend ...

Hugenberg-Korrespondenz. ... auch nach diesem bedauerlichen Unglücksfall, als der der Tod des jungen Klotzsche angesehen werden muß, kein Grund zur Beunruhigung. Sogar der sozialdemokratische Abgeordnete Hilferding hat ja bekanntlich auf dem letzten Parteitag erklärt, daß ihm die Abschaffung der bewährten Prügelstrafe als wertlose Träumerei radikaler Pazifisten erschiene. Auf dieses Zeugnis gestützt, dürfen wir getrost ...

Ärztliche Mitteilungen. ... gradezu auffallende Steigerung der unter das Erzüchtigungsgesetz fallenden, meist politischen Delikte, wie Sinsheimer mitteilt, eine eigenartige Aufklärung gefunden. Ein Teil dieser Verurteilten wälzte sich nach Empfangnahme der Prügel verzückt am Boden, schrie: „Weiter! mehr! noch!" und konnte nur mit Mühe daran gehindert werden, Stock, Peitschen und Züchtigungsbeamte zu umarmen. Es handelt sich um notorische Masochisten, die auf diese Weise billig ihrer libido gefröhnt haben und denen nun

wahrscheinlich der Prozeß wegen rechtswidriger Aneignung von Vermögensvorteilen gemacht werden wird.

*

8. März 1956. „... auf die arbeitsreiche Zeit von 25 Jahren zurückblicken. Wenn das Reichserzüchtigungsamt bis heute nur Erfolge gehabt hat, so dankt es das in erster Linie seinem treuen Stab der im Dienst erhauten Beamten, der vollen Unterstützung aller Reichsbehörden sowie dem Reichsverband der Reichszüchtigungsbeamten. Die bewährte Strafe ist heute nicht mehr wegzudenken. Sie ist eine politische Realität; ihre Einführung beruhte auf dem freien Willen des ganzen deutschen Volkes, dessen Vollstrecker wir sind. Das Gegebene, meine Herren, ist immer vernünftig, und niederreißen ist leichter als aufbauen. ... In hoc signo vinces! So daß wir also heute voller Stolz ausrufen können:

Das deutsche Volk und seine Prügelstrafe — sie sind untrennbar und ohne einander nicht zu denken!

Das walte Gott!

Abtreibung von Manfred Georg

Wie der Körper liegt!
Zerwühlt von Fingern und von Messern!
Gelblich ist das schwarze Gummituch verschleimt,
und die tiefgeschlossenen Augen seh'n
blau die Leibesfrucht im Tod versteint — —
Dieser Körper qualdurchhustet,
würgend schwer an all' dem bunten Unrat,
der vom Leib ihm in die Kehle steigt,
hat schmeichelnd umspielt auf weicher Wiese gelegen —
und nun tanzt des fremden Arztes Klinge
zischend quer durch Blut und Haut
und in die von Schmerz geschlossenen Ohren
dringt das Echo eines faulen Witzes,
während unten auf der Straße
jemand „Zuckersüße Apfelsinen!" ausruft.
Ach, so süß ist auch der Seufzer einst gewesen,
blauer Luftballon aus nachgeküßtem Munde — —
Ekelgrün zerfließt zerlauf'ne Galle
zwischen den verzerrten Lippen,
und die Heimlichkeit der kraß verletzten Paragraphen
zischelt boshaft aus den Ecken.
So geöffnet liegt der Körper
bis ins Innerste vermetzgert,
und ein Ton singt in den Ohren:
O du wunder-, wunderschöne Maiennacht — — —

Altes und neues Operntheater

von Klaus Pringsheim

II.

Um das „Drama", also um Probleme der Regie geht es zunächst; um Erhöhung des Begriffs Opernregie. Der moderne Schauspielregisseur, wie ihn, als Typus, die Theaterstadt Berlin hervorgebracht und vollendet hat, muß nun, und dafür ist Berlin der rechte Boden, in den Bezirk der Oper vorstoßen. Das Erste, Dringendste: den Sänger zum singenden (und, in der Dialogoper, sprechenden) Schauspieler zu erziehen, aus dem Chor, dieser ewigen Verlegenheit der Opernbühne, ein Instrument dramatischen Ausdrucks zu schaffen — es ist klar, daß das systematische Schulung, Umschulung bedeutet; in der Tat ist erstaunlich, wie tief die Konvention der falschen, leeren Gesten dem gesamten Spielmechanismus der deutschen Oper in den Gliedern sitzt. Aber es genügt nicht, der Opernbühne den singenden Schauspieler zu geben (den sie heute nur in seltenen Ausnahmen besitzt); es kommt darauf an, was man ihn „spielen" läßt; darauf, das Stück Schauspiel, das in jeder Oper steckt, dramaturgisch zu betreuen, als handelte sichs — nicht um Oper, sondern um Schauspiel. Und wieder ist kaum glaublich, wieviel Widersinniges, Widerkünstlerisches, wieviele Unlogik, Unpsychologie, Unpoesie, wieviel dramaturgischer Unverstand sich in Opernregiebüchern, Regiegewohnheiten durch Theatergeschlechter bis in unsre Zeit fortgeerbt hat. Da hilft kein Flicken und Bessern; da muß mit neuen Kräften neu aufgebaut werden.

Als dramaturgische Vorarbeit beginnt die Funktion der Regie. Aber da ist noch ein andres Kapitel: das der Übersetzung fremdsprachiger Opern. Es ist freilich viel verlangt, daß erstens dem Wortsinn, zweitens dem Geist der deutschen Sprache, drittens dem Rhythmus der Musik, mit der das Wort sich zu verbinden hat, keine Gewalt geschehen soll — zuviel verlangt, daß dabei, viertens, allemal etwas herauskommen müsse, das nicht nötig hat, eben unter dem Titel der „Übersetzung" an die Nachsicht des Hörers zu appellieren? Der Künstler, der all dieser Schwierigkeit Herr würde, müßte ein Dichter sein, und sprachenkundig, musikempfindlich, theatererfahren obendrein. Solch ein Mann findet sich nicht alle Tage; man wird, von Fall zu Fall, ihn suchen müssen; entdecken wie einen Koloratursopran oder einen Heldenbariton. Ein Glücksfall ist es ja, wenn ein dramatischer Dichter, Franz Werfel, aus eigner Initiative den Text einer bei uns kaum gekannten Verdi-Oper neu gestaltet, so, daß nun ihm, dem Dichter und Dramatiker, die deutsche Opernbühne für den Gewinn eines sozusagen neuen Werks zu danken hat; darauf, daß dergleichen Regel werde, dürfen wir weder rechnen noch warten. Sache des modernen Operntheaters ist es endlich, für seine Interessen, und nicht nur für jene der Übersetzung und der dramaturgischen Bearbeitung, das Interesse der literarischen Welt zu mobilisieren, aus der Oper die auch-literarische Angelegenheit zu machen, die sie — nie sein wird, solange der Hörer nur sein musikalisches, nicht sein literarisches Ohr der Opernbühne öffnet. Auch der Sänger läßt sich eher bewegen,

das Wort zu respektieren, wenn es Dichterwort, nicht papierner Opernschwulst ist, was ihm in den Mund gelegt wird. Auch die lebende Komponistengeneration wird berührt, wenn das literarische Gewissen der Opernwelt erwacht.

Und ebenso muß die Oper, das ganze Reich der Oper, als Domäne der bildenden Kunst — und, umgekehrt, die bildende Kunst, die Welt der bildenden Kunst, als Kraftquelle des Operntheaters erschlossen werden. Kunst des Bühnenbilds, Bühnenbild als Kunst: noch ein Mal war es Max Reinhardt, der für unsre Zeit den Anfang gemacht hat; langsam folgt die Oper. Doch weit mehr als im Schauspiel erwarten hier, in den Bezirken klassischer Serenität und romantischer Phantastik, den bildenden Künstler Aufgaben, um deren willen sichs für ihn wahrhaft lohnte, sich dem Dienst des Theaters zu widmen. Die Werke Glucks, Mozarts, Wagners, Verdis verlangen nach einem kongenialen Bildkünstler; auch ihn gilt es zu suchen, immer von neuem; unter den Ersten der Zeit.

Nichts wäre verkehrter, als jede Verantwortung des Schaffens grundsätzlich dem Theater ersparen zu wollen. Das Theater soll schöpferisch sein, mitschöpferisch (und ist es in seinen besten Zeiten überall gewesen); das Theater, das kein Museum ist, soll nicht nur Werte verwalten, sondern, indem es Werte hervorbringt, die Werte, die es wahrt, vermehren. Aus allen Zonen des Kunstschaffens muß die Oper die Kräfte der Besten zur Mitarbeit fordern. Freilich, je stärkere Kräfte aus künstlerischen Nachbarbezirken mitwirksam werden, umso stärker muß der musikalische Wille sein, der sie lenkt (Gregors „Komische Oper", anregend als Versuch, vom Theater her einen neuen Stil der Operndarstellung zu finden, mußte eben daran scheitern: am Fehlen eines zentralen Musikerwillens). Aber der Musiker, dessen Wille herrschen soll, muß mehr sein als nur Musiker, mehr als ein Nur-Kapellmeister; der Repräsentant des musikalischen Bühnen-Gesamtkunstwerks muß selbst sozusagen „Gesamtkünstler" sein — nicht wörtlich: Musiker, Maler, Dichter, Regisseur in einer Person, doch: Musiker, dessen nachschöpferische Intuition alle Teile des musikdramatischen Werks, sein akustisches, optisches, geistiges Gesamtbild einheitlich durchdringt. Gustav Mahler war solch ein Musiker; Bruno Walter ist sein Erbe auch hierin. Das musikalische Fundament, das er der städtischen Oper schafft, ist stark und fest genug, daß Überwuchern des Literarischen, Malerischen, Schauspielerischen — mit einem Wort, alles Außermusikalischen, nicht zu befürchten ist; noch besteht Gefahr innern Zerfalls, Gefahr eines Nebeneinander von Künsten, denen geistiger Zusammenhalt fehlte. Ein lebendiges Ineinander aller Künste, von seinem Musikerwillen durchströmt: das ist es, was Walters Operntheater der künstlerischen Allseitigkeit und künstlerischen Gegenwärtigkeit als Erfüllung verheißt.

Ein Programm wie dieses enthält als erste Bedingung: entschlossene Abkehr von der Repertoireoper, von ihrer Idee und ihrer Methode. Für den Begriff des Zeitgemäßen ist kein Raum in einem System, das historische Stabilität als höchsten Wert kultiviert; wie dies System der „stehenden", nämlich von

altersher und unabänderlich feststehenden Opernaufführungen den Anteil aller Künste, neben der Musik, hat verkümmern lassen, braucht nicht gezeigt zu werden. Mif dem landläufigen Ideal des Sechzig-Opern-Jahres also muß es vorbei sein. Statt dessen: zehn Werke das ganze Jahr über, nicht mehr; und in jedem Jahr zehn andre. Dies als Schema; nicht wörtlich, als Forderung (und als Ziel, nicht als Anfang).

In der theaterverwöhntesten Stadt des Kontinents entscheidet den Erfolg einer Opernaufführung mehr das Wie als das Was; sechs Opern, in mittelmäßiger Darstellung, jede fünfmal gespielt, sind dreißig leere Häuser. Aber die Viermillionenstadt hat Publikum für dreißig Wiederholungen einer Oper, wenn die Vorstellung so ist, daß Berlin davon spricht. Unsre traditionelle Opernpflege ist durch einseitige Wahrnehmung des Musikalischen, Vernachlässigung alles Außermusikalischen weiten Kreisen bedenklich entfremdet, bleibt wesentlich auf ein Spezialpublikum von Musikinteressierten angewiesen; aber ein Operntheater, das sich heute mit der Bestimmung beschiede, nichts andres zu werden als ein Bezirk des Musiklebens, machte sichs schwer, sein Daseinsrecht zu beweisen. Eine berliner Oper der künstlerischen Allseitigkeit müßte sich zum Theater aller Kunstempfänglichen entwickeln: zum künstlerisch-gesellschaftlichen Zentrum, in dem das Leben der Reichshauptstadt festlich-repräsentativen Ausdruck findet.

Nekrolog auf einen erfolgreichen Lustspieldichter

von Ladislaus Lakatos

> Ich bin ein Lustspieldichter. Bei mir
> erlebt kein Mensch, daß er stirbt.
> Unbekannter Autor.

In der Tat, bei ihm erlebte niemand, daß er starb. Weder die Herzöge, noch die Grafen, noch die Bischöfe, noch die Generale, noch die reichen Juden (von denen immer einer in seinen Stücken vorkam), noch die anständigen Frauen, die es nicht waren, noch die anständigen Mädchen, die es waren, noch die Kokotten, die es ebenfalls waren (nämlich anständig). Er selbst aber, Robert de Flers, erlebte, daß er starb. Und auch seine Werke erlebten, daß sie starben. Denn sie sind gestorben. Die bunte Vielheit seiner Stücke, seiner Figuren, seiner Einfälle, seiner Sätze, seiner Worte und Aktschlüsse.

*

Ihn selbst tötete ein organisches Leiden. Seine Stücke ebenfalls. Das organische Leiden, an dem seine Stücke zugrundegingen, heißt: Alter.

(Einzelne seiner Stücke waren außerordentlich alt. Es gab unter ihnen ein paar, die er bereits vor fünfundzwanzig Jahren geschrieben hatte. Das älteste von allen jedoch war jenes, das er vor einem Jahr schrieb.)

*

Robert de Flers schrieb einst (zusammen mit Gaston Caillavet) die größten Erfolge. Der König. Der grüne Frack.

Die Wege der Tugend. Der Esel des Buridan. Nach den größten Erfolgen schrieb er noch große Erfolge. Später nur noch Erfolge. Und noch später halbe Erfolge, doch hätte er selbst dann, wenn er einige Jahre früher gestorben wäre, trotzdem auch Durchfälle erlebt. Seine Laufbahn war übrigens regelmäßig und gleichmäßig. Sie führte in pfeilgerader Linie, ohne Abweichungen hinab.

*

Weshalb?

*

Weil ... Weil ... Weil ... man mit Stücken jener Art, wie Flers schrieb, nur Erfolg ernten darf. Das ist kein Witz. Ist ernst. Schriftsteller wie Ibsen, wie Henry Becque, wie Hauptmann, dürfen auch keine Erfolge schreiben. Peer Gynt, Parisienne, Hannele kann ihnen kein Mensch nehmen. Ein Hauptmann kann sogar durch einen Erfolg gerechtfertigt werden, ein Flers ausschließlich durch einen Erfolg.

*

Aber der Erfolg blieb aus. Weshalb? Weil er zu sehr in ihm lebte. So sehr, daß er vor Erfolg gar nicht mehr leben konnte. Nicht mehr atmen konnte. Nicht mehr sehen konnte. Nicht mehr denken konnte. Es fiel ihm vor Erfolg nichts mehr ein. Der Erfolg lastete auf ihm. Wie das Asthma. Wie ein chronischer Schnupfen. Der Erfolg machte ihn fett und träg. Er bekam Arterienverkalkung. Der ganze Mensch wurde zu einem Mechanismus. Aus dem Schriftsteller wurde eine Schreibmaschine.

*

Er schrieb nicht übertrieben viel. Doch schrieb er immer das selbe. Die selbe Liebenswürdigkeit, das selbe Rosa, den selben Optimismus, die selbe Sentimentalität. Auch das bißchen Zweifel, das bißchen Zynismus, das bißchen Satire, das bißchen Ehrfurchtslosigkeit, mit dem er seine Sachen steigen ließ, war immer das selbe. Während seiner mehrere Jahrzehnte umfassenden Schriftstellerlaufbahn schrieb er unentwegt seine ersten Erfolge wieder. Hundertmal das, was man wirklich nur einmal fühlen kann. Hundertmal das, was nur einmal aufrichtig und frisch sein kann. Was nur einmal echt sein kann. Aber er ahmte sich nach und wiederholte sich, unermüdlich und dennoch so ermüdend. Immer sich selbst. Immer die ersten Erfolge, die ersten Figuren, die ersten Einfälle, und trotzdem konnte er nicht verstehen, daß er um so unerträglicher langweilig wirkte, je fleißiger einfallsreich er war. Die einzige Möglichkeit, seine Erfolge zu bewahren, wäre gewesen, daß er nicht mehr schreibt. Gut. Aber wovon hätte er dann leben sollen?

*

(Wovon hätte er leben sollen — in einem Schloß, in einem Park, mit einem großen Fischteich?)

*

Er war ein französischer Lustspieldichter. Ein Friedens-Unterhalter. Zu dem Krieg hatte er nur noch als nationalistischer Journalist etwas zu sagen. Zu den Nachkriegs-

zeiten aber überhaupt nichts mehr. (Heimkehr. Die neuen Herren.) Wie er versuchte, in diesen Stücken alle Probleme der neuen Zeiten noch immer in legitime und illegitime Dreiecklein zu pressen — das war wirklich lächerlich. Und weils lächerlich war, lachte man auch. (Über den Autor. Nicht über die Stücke.)

*

Trotzdem wird sein Name unsterblich sein. Wie denn auch nicht, da er doch der Mitautor von Gaston Caillavet war, dessen Familie in den Büchern von und über Anatole France so oft vorkommt.

*

Und dennoch bedauere ich ihn aufrichtig. Denn er war ein ungewöhnlich feiner Intellekt. Denn er strebte etwas an, arbeitete, litt. Dieser sehr große Unterhalter hat im Geheimen sehr, sehr viel gelitten. Aber...

*

Aber sein Leben gehörte der Öffentlichkeit und deshalb gehört ihr auch sein Tod. Er spielte eine so große Rolle, sein Name war derart in aller Mund, daß schließlich über ihn geschrieben werden mußte, was — über ihn geschrieben werden mußte. Nicht sofort. Sondern einige Wochen nach seinem Tode. Denn die Menschen sind im Grab nicht mehr so empfindlich wie auf der Bahre.

Aus dem Ungarischen übersetzt von Stefan J. Klein.

Shakespeares Kriegsstück von Arthur Eloesser

Troilus und Cressida hat den Erklärern arg zu schaffen gemacht. Schon die Veranstalter der ersten Folioausgabe wußten nicht, ob sie das Stück unter die Tragödien oder Komödien bringen sollten. Eine ziemlich sichere literarische Überlieferung behauptet, daß Shakespeare dem ältesten Übersetzer Homers, einem geschwollenen und verwöhnten Pedanten, damit eins auswischen wollte. Denn der Dramaturg des Globetheaters gehörte zu den ungelehrten und sogar zu den ungelernten Dichtern. Also eine Satire oder Parodie geliefert, die die Griechen vor Troja verhöhnte, die aus dem alten Nestor einen Trottel, aus dem simplen Ajax einen Büffel, aus dem mutigen Renner Achilles einen lasterhaften Gecken und feigen Renommisten machte. Also schon mehr Offenbach als Shaw. Nehmen wir an, daß Shakespeare gegen den alten Chapman und seine Griechen böse wurde. Daß eine romantisch verstiegene aber anständige Ritterlichkeit nur den Troern zugeschrieben werden durfte, die nach Virgil — der Name Homer tauchte erst wieder auf — als Väter der Römer und, nach einer naiven Überlieferung, auch der Engländer zu respektieren waren. Wenn ein Großer etwas unternimmt, so wird er weit über das Ziel hinaus schießen, das er sich im Augenblick seiner Epoche vorgesteckt hat. Ach, wie sehr hat Shakespeare uns über die Jahrhunderte hin getroffen! Wenn aus Tersites Dreckschleuder der Satz fliegt: lauter Krieg und Liederlich-

keit, beide bleiben immer in der Mode — so holte er sich im Deutschen Theater einen richtigen Tendenzapplaus.

Shakespeare hatte das Schlachtfeld immer wieder zum Weltgericht gemacht und lange genug Heldenverehrung betrieben, bis er ungeheuer erfahren, also ungeheuer enttäuscht das Heldentum und Totschlagewesen nicht viel anders als Falstaff und Tersites anzusehen begann. Schon seinem letzten „schweren Helden", dem Macbeth, hatte sich vorm Sterben die Dumpfheit gelichtet: es lohnt sich nicht, wir spielen nur, oder es spielt mit uns. Und Antonius durfte um eine Buhlerin das Weltreich verlieren, ohne daß der Dichter ihm darum Vorwürfe machte. Dieses Erliegen eines Generals im schon pensionsfähigen Alter, eines Überreifen an Erfolg und Ruhm schien ihm menschlich, schicksalhaft und größer als der Weltgewinn des unverführbaren Nüchterlings Octavian. Wenn er danach noch Helden schuf, waren es leidende Frauen und Mädchen; mit ihnen verträumte er sich in grüne Waldverstecke, in fast kindliche Schäfereien, wo das Lamm mit dem Löwen weidet, oder auf eine Zauberinsel, wo es weder Krieg noch Geld noch Handel gab. Träumte vom ewigen Frieden. Welch ein Mensch! Immer noch mitten unter uns!

Heinz Hilpert gehört nicht zu unsern großen, er gehört, wenigstens seit gestern, zu unsern guten Regisseuren. Dieser Bescheidenheit danken wir, daß sie sich billige Handgreiflichkeiten oder Vorgreiflichkeiten nicht erlaubte. Achilles trägt keinen Gardestern auf dem Helm, der politische General Ulysses keine Generalstabsstreifen und der schneidige Diomedes braucht nicht zu näseln. Der bescheidene Regisseur gab keine Satire, keine Parodie, sondern eben die shakespearische Welt, die eigne, die ihm Goethe hier grade nachgerühmt hat, und in die unsre eigne immer noch hineingeht. Darin durften sich die Schauspieler gehen lassen, ohne auseinander zu laufen. Wenn an ihrer Erscheinung noch irgend etwas zu wünschen bleibt, so hätte ich mir die Eisenfresser auf beiden Seiten lieber im mittelalterlichen als im annähernd klassischen Kostüm vorgestellt. In keinem Stück von Shakespeare ist so viel von Rittertum mit Minnedienst und Ehrenkodex die Rede, ob es sich noch gläubig romantisch oder verroht und verschwindelt aufführt. Shakespeare erklärt nicht anders als Cervantes, daß das Mittelalter zu Ende ist. Was Ulysses sagt und Paul Otto allzu leicht abgab von der Heiligkeit des Staates, von der Empfindlichkeit seines Kunstbaus und seinen statischen Verhältnissen, das geht gegen den Feudalismus und den Anspruch des bloßen Privilegs. Reste von Aberglauben werden zertrümmert. Tragödie oder Komödie, das Stück belustigt und erschreckt uns, beides aus furchtbarer Nähe; es ist uns wahrhaft auf den Leib gerückt. Der Regisseur verließ sich auf seinen Shakespeare, auf seine gewandten Übersetzer hätte er sich wenigstens an einer Stelle nicht verlassen sollen, wenn er pathetisch und rührend mit Hektors Tode schließt. Das letzte Wort durfte dem unstörbaren Zynismus des Kupplers Pandarus nicht entzogen werden.

Auch der Liebesroman von Troilus und Cressida ist in Salz eingelegt, weshalb der betrogene Liebhaber uns nicht ein-

fach rühren durfte; er ist der letzte Troubadour, wie Hektor der letzte Ritter ist. Der eine muß betrogen werden, wie der andre schmählich totgeschlagen wird. Aber Mathias Wiemann hat so viel Seele, daß es ihn förmlich schüttelt. Auf diese Weise kommt nicht der Prinz heraus, der auch im Dreck stehend noch nach den Wolken schmachtet. Margarete Köppke hat etwas von der instinktsichern Fahrlässigkeit des Dirnchens, von dem, was man heute Nabelschläue nennt; es sitzt in einem süßen blonden Stimmchen und in zwei zum Hereinfallen gemachten Grübchen. Wenn sie nur einen shakespearischen Satz hinhalten und ausspinnen könnte! Da war eine Menge resoluter Tüchtigkeit und Spiellaune auf der Bühne, von Lothar Müthels frisiertem Gecken Achilles bis zu Erwin Fabers glatt geschliffenem Diomedes und zu dem bajuwarischen Muskelprotzen Ajax von Kampers. Hans Rehmann hat sich eine Stufe hinauf gespielt; sein Hektor könnte einem Siegfried und Götz vorangehen. Diese Heldenbrust arbeitet noch etwas umständlich, alles kommt einen Augenblick zu spät, sein Lächeln klettert recht sichtbar von den treuen Augen zu den Lippen herunter. Aber es bleibt doch ein Glanz. Die Troer haben ihren Pandarus, die Griechen ihren Tersites; das war Salz und Pfeffer. Jakob Tiedtkes norddeutscher Humor macht einen behaglichen Kuppler; diese Betulichkeit ist kurzweilig, wenn sie auch nicht mehr als gutes Theater hervorbringt. In unsrer Vorstellung ist die Menschensorte wenigstens des männlichen Kupplers ausgestorben. Aber aus dem von Homolka hundemäßig gekrochenen, gebellten Tersites heult Passion. Der Kerl spricht gemein, aber er spricht für uns, von Krieg und Unzucht. Andre hätten vielleicht, was ja ein deutscher Dichter versucht hat, den Tersites humanisiert, so mit einer leidenden Volksseele. Aber Shakespeare bestand darauf: hündisch oben und unten, die Feinen und die Gemeinen, die Satten und die Hungrigen. Dieser Shakespeare war nämlich garnicht human; er läßt uns nur fühlen, wie wenig wir es schon sind.

Sprüche von Eduard Saenger

Du lebst. Dein Leben ist dein erst und letztes Eigentum. Dir ist Nichts so fraglos eigen wie dein Leben.

Dein Leben ist ganz einzig Dein. Wär es nicht Dein, wie könntest du, wie dürftest du es hingeben für einen Andern oder für ein Ziel?

Soll Krieg sein? Du bist nicht angegriffen. Es gibt keinen Landesfeind, der dir ans Leben will. Du bist in jedem Land ein Reisender, der schauend lernt.

Wer dich zum bissigen Hund erzieht, den beiße; wer deine Knochen auszuspielen wagt, dem vereitle das Spiel um jeden Preis.

Dein Geschlecht hat das gleiche Recht am Leben wie jedes folgende. Nur Lebenden gehört ein Vaterland. Darum übe dein Werk und verabscheue die Wahnwitzigen, die dich lehren, du seist fürs Schlachtfeld geboren.

Ehre weder Vater noch Mutter, noch Priester, noch Lehrer, wenn sie dich in Dreck und Trommelfeuer, Stacheldraht und Gift

jagen und in ihrer Seelenblindheit Massentod und Massenmord mit schönen Namen decken. Ehre keine Tugenden, keine heiligen Überzeugungen, die man dir als Nasenringe ins Gesicht hängt.

Am tiefsten verachte das Wort: „So war es immer, so wird es immer sein." Denn dieses „Immer" war im Weltgeschehen ein Tag. Sprich lieber: „Gestern haben wir gemordet: Wie war das möglich? Angestrichen sei dies schwarze Gestern!" Sprich lieber: Gestern waren wir Sklaven, Schlachtvieh, Selbstschänder; vom Fusel der Phrase berauscht, zum Weltkrieg willig. Von heut ab sind wir Menschen, Eigner unsres Lebens, jeder für sich selbst verantwortlich."

Und ehe von hohen Zielen der Gemeinschaft die Rede sein kann, sei dieser Grundtext eigengültiger, eigennütziger Worte jedem Einzelnen der Millionen Menschen herztief eingeprägt und eingehämmert.

Kolonialtriller von Morus

Gelobt sei Genf! Der Völkerbund hat uns zwar noch nicht unsre Kolonien wiederbeschert, aber wir haben einen Sitz in der Mandatskommission ergattert, und nun kann es losgehen. Daß man den Geheimrat Ludwig Kastl, den ersten Syndikus des Reichsverbandes der Deutschen Industrie, als Vertreter Deutschlands in die Kolonialkommission des Völkerbundes geschickt hat, ist nur recht und billig. Unsre Kolonialpolitik wird auf absehbare Zeit doch so aussehen, wie es die Großindustrie will, und in solchen Fällen ist immer besser, man schafft auch in personalibus Klarheit und schickt nicht erst Strohmänner vor.

Zudem hat Herr Kastl eine ausreichende koloniale Vergangenheit, er hat zwar nicht so erfolgreich wie sein Vorgänger im Reichsverband, Herr Geheimrat Bücher, in Anatolien Heuschrecken bekämpft, aber er hat schon in der Diamanten-Ära Dernburg Deutsch-Südwestafrika beackert und nach dem Kriege die Finanzverwaltung von Südwest auf Heller und Pfennig an die Engländer abgegeben. In der Ruhr- und Micumzeit hat er sich dann als Reparationsreferent im Reichsfinanzministerium der Schwerindustrie in Empfehlung gebracht und hat seine Entdecker keineswegs enttäuscht. Auch als Präsidialmitglied des Reichsverbandes hat er sich als tüchtiger, gewissenhafter und fleißiger Beamter bewährt, der in seinen Referaten auf Vollständigkeit hält und, im Gegensatz zu Herrn Bücher, nicht durch eigne Gedankengänge stört. Er wird auch in der Mandatskommission nichts gegen die Intentionen seiner Vorgesetzten tun.

Aber wie steht es denn bei denen mit dem Kolonialhunger? Die maßgebenden Leute, wie Duisberg, beschränken sich vorläufig noch auf unverbindliche, national aufgemachte Redensarten allgemeiner Art: wir müssen Kolonien haben, weil wir nicht schlechter sind als die andern und uns, einschließlich kleiner Negersadismen und größerer Gründerskandale, in der Kolonialverwaltung von keiner Macht der Erde haben übertreffen lassen. Aber die Herren von der I. G. und verwandten Branchen wissen natürlich ganz genau, daß die Kolonien, die

wir allenfalls im Mandatswege erben könnten, nur Geld kosten, daß selbst die besten Kolonien heute politisch und wirtschaftlich ein zweifelhaftes Vergnügen sind, und daß ein guter Abschluß mit der Standard-Oil oder mit der Shell international wichtiger und lukrativer ist als alles, was Genf an Schutzvölkern zu vergeben hat.

Wesentlich schlimmer sieht es im Bereich der Schwerindustrie aus. Am selben Tage, an dem die Ernennung Kastls zum deutschen Mandatsinspektor bekanntgegeben wurde, erschien in dem offiziösen Blatt der rheinisch-westfälischen Schwerindustriellen, der „Deutschen Bergwerks-Zeitung", ein Leitartikel über den „Wert der alten deutschen Kolonien". Der Ruhroffiziosus gibt natürlich zunächst seiner Entrüstung darüber Ausdruck, daß der Versailler Vertrag „unter glattem Bruch" des Wilsonschen Ehrenwortes Deutschland seiner Kolonien beraubt hat, aber dann fängt er an, sich und seine Bergherrn zu trösten. Der Verzicht auf die früheren Kolonien ist uns zwar durch die Unterschrift unter den Versailler Vertrag abgepreßt, aber nirgends ist ausgesprochen worden, „daß Deutschland ohne Entschädigung auf seine Kolonien verzichtet! Wenn dergleichen aber nicht ausdrücklich ausgesprochen ist, steht uns — auch gegenwärtig noch — ein Rechtsanspruch auf eine ausreichende Vergütung des Wertes zu".

Und nun macht der kleine Spaßvogel eine Rechnung auf, wieviel wir von rechtswegen von der Entente als Entgelt für die Kolonien herausbekommen müßten, oder wieviel uns, wenn wirs schon sehr gnädig machen, dafür auf Reparationskonto gutgeschrieben werden muß: Die Diamantenbestände Südwestafrikas betragen 15 Milliarden, die sonstigen Mineralschätze von Südwest 6 Milliarden Mark. Die Phosphatlager der Südseeinsel Nauru 30 Milliarden Mark, allerdings ist das nur die niedrigste Schätzung. „Andre Fachmänner sind geneigt, allein den Wert dieser einzigen Insel, die nur dreimal so groß als Helgoland ist, auf 300 Milliarden zu beziffern!" (Soviel betrug nach Helfferichs Berechnung vor dem Kriege grade das gesamte deutsche Volksvermögen.) Der Verfasser dieser wertvollen Statistik läßt aber mit sich reden. Er will sich gar nicht an die 300 Milliarden klammern, sondern begnügt sich damit, die mineralischen Schätze von Nauru und Südwestafrika zusammen mit 50 Milliarden Mark zu bewerten, setzt — geradezu geschenkt — die andern deutschen Kolonien zusammen mit nur 78 Milliarden an und kommt, kulant, wie er ist, zu dem Schlußergebnis, daß der Wert der gesamten von Deutschland abgetretenen Kolonien auf 120 bis 130 Milliarden zu veranschlagen ist; wobei wir freilich „noch immer der untern Grenze der Schätzung näher als der obern bleiben".

Das ist immerhin eine Grundlage, auf der sich mit der Entente künftig verhandeln läßt. Natürlich sind die Kolonien nur ein Posten unsres Kontoauszuges. Daneben haben wir — im Vergleich zu den Phosphaten von Nauru zweifellos eine zu geringe Schätzung — bereits 80 bis 90 Milliarden Mark in bar und Naturalien als Reparationszahlungen geleistet. Im ganzen haben also die Alliierten von uns etwa 220 Milliarden Mark bekommen, und damit sind wir dann grade quitt und

„aller unsrer Verpflichtungen aus dem Dawes-Abkommen los und ledig".

Dem sonst so korrekten Leitartikler der „Deutschen Bergwerks-Zeitung" ist leider bei der Angabe der Reparationsverpflichtungen ein kleiner Irrtum passiert. Er geht nämlich von der irrigen Voraussetzung aus, daß wir nach französischer Auffassung 226 Milliarden Goldmark an Reparationen zu zahlen haben. Tatsächlich ist aber in dem ersten Londoner Zahlungsplan vom Mai 1921 die gesamte Reparationslast Deutschlands auf 132 Milliarden Goldmark festgesetzt worden. Daraus ergibt sich klipp und klar, daß die Entente uns noch rund 90 Milliarden Mark schuldig ist. „Sind wir so reich," fragt der deutsche Bergwerkspolitiker mit Recht, „daß es uns auf lumpige 130 Milliarden nicht anzukommen braucht?" O nein, wir sind nicht so reich, wir können uns nicht einmal leisten, auf die 90 Milliarden zu verzichten, die wir den Alliierten zuviel gezahlt haben. Wir verlangen eine sofortige Begleichung, mindestens aber eine Konsolidierung dieser Schuld mit einem genauen Zahlungsplan und behalten uns vor, zur Sicherung unsrer berechtigten Ansprüche das Erzbecken von Briey und Longwy, wenn schon nicht das ganze Gebiet bis Nanzig, zu besetzen. Wir hoffen, daß diese Korrekturen und Anregungen in der „Deutschen Bergwerks-Zeitung" nicht ohne Widerhall bleiben, und daß wir endlich in Deutschland zu einer Einheitsfront für die Erfüllung der französischen Reparationsverpflichtungen kommen werden.

Man könnte solche Scherz-Artikel wie den der „Deutschen Bergwerks-Zeitung" auf sich bewenden lassen und sie einfach in die Rubrik einreihen, die der selige Büchmann mit dem Kennwort „Konkave Viehzucht muß der Numismatik weichen (Ausdruck des vollendeten Unsinns)" versehen hat. Aber schließlich stammt diese Kolonialberechnung nicht aus dem „Völkischen Beobachter" oder dem „Fridericus", sie ist auch nicht die sommerliche Ausschwitzung irgendeines Generalanzeigers, sondern sie steht unter der Überschrift „Auch ein Thema für die Völkerbunds-Tagung" in dem repräsentativen Blatt der deutschen Schwerindustrie, dessen Erhaltung sich die Herren von Kohle und Eisen etwas kosten lassen. Wir unterstellen durchaus nicht, daß die Generaldirektoren Voegler oder Reusch jeder einzelnen Zeile, die in der „Deutschen Bergwerks-Zeitung" erscheint, vorher ihr Imprimatur gegeben haben. Aber man kennt ja sein Publikum, und große Blätter pflegen solche programmatischen Artikel nicht von sich zu geben, wenn sie nicht wissen, daß sie damit bei ihren Stammkunden und finanziellen Protektoren Anklang finden. Wenn solche Dinge in der Essener Geisteszentrale erscheinen, so ist das ein Beweis dafür, daß die Schwerindustrie wieder Kolonialpropaganda ältesten Stils machen will, oder, wie es die Bergwerks-Zeitung ausdrückt: „Wir müssen jetzt, wo wir Mitglied des Völkerbunds sind, eine vollkommene Neuregelung des Kolonialmandatsystems als eine unsrer vornehmsten Aufgaben betrachten."

Mit solchen Treibern im Rücken geht das Präsidialmitglied des Reichsverbandes der Deutschen Industrie, Herr Geheimrat Kastl, in die Mandatskommission des Völkerbundes.

Bemerkungen

Die Ekstasen der heiligen Therese

Drei Jahre, nachdem Elisabeth Bergner für Bernard Shaw auf den Scheiterhaufen stieg, um die Wahrheit der Lehre zu beweisen, daß es keine „Stimmen" von Heiligen gibt, gehört schon ein gut Teil menschlicher Vertroddelung dazu, um das Kapitel bei der Therese Neumann im bayerischen Bauernstroh wieder aufzunehmen ...

Ein Mädchen, dessen Verzückungen die besondern Beziehungen vom Jenseits zu König Rupprechts Landvolk dartun mögen, dessen offene Wunden aber sonst viel weniger interessieren als der davon in Bewegung gesetzte Reiseverkehr, hat sich als geschickte Plagiatorin erwiesen, indem sie die von dreihundert vordem erschienenen Hysterikern angewandten stigmatischen Bräuche getreulich nachahmte. Seitdem der heilige Franz von Assisi mit den Passionsmalen auf den Gliedern in dem unsterblichen Wunder seiner Klosterkirche verwest ist, ohne später vom Tode wieder ebenso sichtbar auferstanden zu sein, hat es eben immer sonderbare Heilige gegeben. Die Kirche Petri, über ein so wertvolles Reklamematerial entzückt, hat 62 von ihnen in den Stand der Heiligen und Seligen aufgenommen. Eine der beliebtesten der als Volks-Bonbons ausgegebenen Wundertüten war die Dülmener Augustinernonne Anna Catherina Emmerich, deren Offenbarungen, wahrscheinlich ebenfalls unter Widerspruch des Romanischen Cafés jener Zeit, der Dichter Clemens Brentano für die seinerzeitigen Scherlabonnenten mundgerecht herausgab. (Heute besorgt dieses Geschäft der Kriegsberichterstatter Eugen Kalkschmidt an Ort und Stelle.) Zeitgemäßere Methoden wandte das belgische Heilskind Louise Lateau an, indem sie sich als 18jährige Jungfrau das Stigma ihres himmlischen Bräutigams beibrachte und bald darauf (übrigens geschah das im deutschnationalen Erinnerungsjahr 1871) dem Reise- und Wallfahrtspublikum, das sie massenweise anlockte, etwas vorhungerte. Diese heilige Fastende, bei der im Gegensatz zu einigen neuern Variétéhungererern niemals heimlich gegessene Schokolade gefunden wurde, war offenbar — das unmittelbare Vorbild für die Eröffnung der Konnersreuther Spätsaison, Herbstmode 1927.

Die ganze Rasputinage wäre vermutlich nicht zu einem solchen Sensationsbetrieb in den Augen der oberflächlichen Meinung geworden, wenn nicht ein großer Teil der ernstzunehmenden Presse, vielleicht aus Rücksicht auf jene konfessionelle Partei, deren Reichsbanner nicht von dieser Welt ist, die Ekstasen der frommen Therese im Tatsachenstil verarbeitet hätte. Daß es sowohl echte wie falsche Fakire, Stigmatisierte und Hungernde gegeben hat, im letztern Fall natürlich mit Gewichtsverlust, darüber besteht Einverständnis. Aber wenn diese Tatsachen mit dem Schwummer der liberalen Theologie umwoben werden, so ist das nichts als eine der typisch protestantischen Gesinnungs-Halbheiten, an denen bisher jede Temperamentsregung in Deutschland zerbrochen ist. („Nicht mit Raben, nein, von Raben wurde Elias gespeist", hat Heinrich Heine einst gespöttelt.) Es läßt sich nachweisen, daß fast alle in der Presse bekanntgewordenen Dicta des Mädchens wiedergekäute Kommunionsstunde und auswendig gelernter Religionsunterricht sind. Und zwar gilt das auch gegenüber folgenden Eindrücken, die in einem ebenso gescheiten wie vorsichtigen Referat der ‚Frankfurter Zeitung' wiedergegeben werden: „Wie scharfsichtig Therese auch in der Ekstase ist, verrät sie durch die Beobachtung, daß Maria von den Engeln getragen wird. ‚Der Herr Jesus braucht das fei net. Der fährt aus eigner Macht zum Himmel empor.' Zugleich ein

Zeichen für ihr inniges Miterleben jeder einzelnen Phase der Christusgeschichte." In Wirklichkeit zeigen grade diese unnaiven Redensarten, daß die Therese nichts als der Papagei der Pfarrherren ist; denn der von der stigmatisierten Plapperin hervorgehobene Unterschied zwischen der Himmelfahrt des Christus und der Heraufholung der Maria in den Himmel ist eine der dogmatischen Spitzfindigkeiten, die den Kindern im katholischen Katechismusunterricht mit Vorliebe eingebläut werden ....

Wer eben die katholische Praxis mit ihrer mystischen Beichte, ihrem verzückten Abendmahl, ihren Rosenkranzandachten, An- und Auskleideverboten und aloysianischen Sonntagen nicht kennt, der wird die Konnersreuther Glaubensvorstellung nie ganz verstehen lernen. Für den Wissenden aber ist es kein großes Wunder, daß sich die vereinsamte Prinzessin aus Pilgrims Märchen, auf dem Mysterienboden ihrer Phantasie spielend, die blutenden Wundmale eines historisch bekanntlich ganz ungewissen Erlösers auf die Plattform träumte und Göttin dünkte ....

Hans von Zwehl

Domelas Erfolg

Den Erfolg Harry Domelas bei deutschen Oberkellnern, deutschen Oberbürgermeistern, deutschen Geheimrätinnen kann nur verstehen, wer Herrn Domela einmal selber gesehen hat. Herr Domela soll einen ungewöhnlichen Charme besitzen — das ist möglich; Herr Domela kann beobachten, er ist von einer sympathischen Frechheit, er beherrscht die Situation — ausgezeichnet!; Herr Domela ist vielleicht ein sehr talentierter junger Mann — das alles genügte nicht; seinen Erfolg als Prinz von Preußen hat nicht sein Talent entschieden; Harry Domela schlug durch, weil er nicht Maske zu machen brauchte, weil er sich nicht verkleidete, weil er so aussah, wie er eben aussieht.

Ich sah ihn neulich im Romanischen Café; ich konnte ihn eine Zeitlang genau beobachten. Man kennt das Photo auf dem Umschlag seines Buches; das Bild ist leider „idealisiert": etwa Typ Antinous von Potsdam, nicht sehr bedeutend, aber sympathisch, ein etwas weichlicher Theaterprinz. Der echte Domela sieht anders aus; nichts vom Theaterprinzen, in gar keinem Sinne „schön", nicht einmal kitschig-schön, durch nichts auffallend; ein schlanker junger Mann, blaß, wässrig, sehr verwischte Züge, unpersönlich-korrekt, mit einem Wort — Lichterfelder Kadettentyp. Alles an ihm — Aussehen, Haltung, Bewegung — ist unauffällig-konventionell, zugleich ausgesprochen preußisch-konventionell: der preußische Durchschnittskadett, der preußische Durchschnittsleutnant. Der ganze Mensch (immer nur aus der Ferne gesehn): ein lebendig gewordener Stehkragen mit Monokel; man hört die Hacken zusammenknallen; Potsdam, Potsdam über alles!

Auf diesen Typ fielen die Cöpenicker von Gotha und Erfurt herein; nur auf diesen Typ konnten sie hereinfallen. Wenn etwa Rudolf Forster, der begehrteste Spezialist für Hochstaplerrollen, unter denselben Umständen wie Domela, abgerissen, heruntergekommen, dort aufgetaucht wäre, wenn er versucht hätte, irgendeinen Prinzen zu markieren, man hätte ihn ohne weiteres durchschaut und hochgenommen; ja, einem abgerissenen, heruntergekommenen Forster hätte man in einer ähnlichen Situation nicht einmal den Schauspieler Rudolf Forster geglaubt — das heißt: der falsche Prinz durfte weder interessant noch schön noch bedeutend aussehn. Bei all seinem Charme, seiner Frechheit, seiner Menschenkenntnis — Domela hätte sich nicht einen Tag lang halten können, wenn er als Typ wirklich aufgefallen wäre; Domela machte den großen Coup nur deshalb, weil er — im Auftreten, in der Erscheinung — so indifferent, so nur korrekt, so nichtssagend-preußisch wirkte. Die Phantasie

des deutschen Monarchisten ist unromantisch; sie schweift nicht aus; Persönlichkeitswerte sind nicht gefragt. Man träumt von einem Kronprätendenten, man sehnt sich nach einem „allerhöchsten Herrn", aber man träumt solide, nach Hausmacherart: der Idealtyp sieht nicht einmal aus wie der Sohn oder Enkel Otto Gebührs, die Idealgestalt bleibt ein preußischer Kadett, dividiert durch einen Korpsstudenten — Domela triumphans! Es ist kaum zu entscheiden, wen diese Feststellungen schwerer belasten: die deutschen Monarchisten oder ihre (echten) Hohenzollernprinzen.

Moriz Seeler

Eine neue Leistung des Niedner-Senats

In Nr. 1 (1927) der ‚Weltbühne' ist über den Fall Domning gesprochen worden. Fritz Domning hat die zehn Monate Festung, die ihm der Niedner-Lorenz-Senat für die Befolgung verfassungsmäßiger Gesetze — den Verkauf nicht verbotener Bücher — verliehen hat, vor ein paar Wochen angetreten. Er wollte grade zur Bahn gehen, um nach der Festung Gollnow zu fahren, da erreichte ihn noch ein Schreiben des Präsidenten des Feriensenats des Reichsgerichts. Das Schreiben ist ein so prächtiger Beweis für die deutsche Niednerkultur, daß wir es hier wörtlich wiedergeben:

14 a J. 266/27
XI. 136/27

Herrn Geschäftsführer
Karl Fritz Domning
in Berlin.

Der Herr Oberreichsanwalt hat beantragt, gemäß § 458 StPO. anzuordnen, daß die Unbrauchbarmachung in Gemäßheit des gegen Sie ergangenen Urteils vom 5. Februar d. J. (14 a J. 99/25 / X. 35/26) — auch vollziehbar ist in die Druckschrift:
„Dreizehn Jahre Mord",
soweit sie auf Seite 3 das Gedicht „Rote Soldaten" von Oskar Kanehl enthält.

Gemäß § 462 der Strafprozeßordnung erhalten Sie hiermit Gelegenheit, binnen 10 Tagen dazu Anträge zu stellen und zu begründen.

I. V.: gez. Lorenz.

Die Schrift „Dreizehn Jahre Mord", hauptsächlich Bilder von den Fronten zeigend, von dem tüchtigen John Heartfield zusammengestellt, ist eine der tapfersten und konsequentesten Kampfschriften gegen das jahrelange Menschenmorden der imperialistischen Mächte; sie ist außerdem eine Fanfare gegen das Morden, das von den großen Profitmachern, den „Herren der Welt", aufs neue vorbereitet wird. Millionen von Exemplaren müßten von dieser Schrift „Dreizehn Jahre Mord" verbreitet werden. Aber schon will sie die Reichsanwaltschaft schnappen ... Warum sie aber Fritz Domning, einen Verkäufer der Schrift, der weder Geschäftsführer noch bevollmächtigter Vertreter des Verlages der Flugschrift „Dreizehn Jahre Mord" ist, für die Herausgabe verantwortlich macht oder verantwortlich machen will, ist weder von uns noch von sonst irgend einem rechtlich Denkenden einzusehen. Auf der Schrift ist sowohl der Verlag, die Vereinigung Internationaler Verlagsanstalten G. m. b. H., Berlin SW 61, Planufer 17, aufgedruckt, wie der Mann, der die Herausgabe verantwortet. Das Reichsgericht liebt es aber offenbar, seine — na sagen wir — sehr seltsame Rechtspraxis an solchen Menschen auszuprobieren, die für eine wirkliche Rechtsprechung niemals als Angeklagte in Frage kommen würden.

Arthur Seehof

Das Leben der Termiten

„Dunkle Cypressen — Das Leben ist gar so lustig — Es wird doch alles vergessen". Zum Beispiel der feierliche Boykott gegen Maurice Maeterlinck, den die deutschen Zeitungsleser ausstoßen mußten, als das Gesetz es — 1914 — befahl. Da hatte jener in nicht angenehmer Weise gegen Deutschland geschrieben; und die Gescholtenen wiederum kreideten ihm jeden Tantièmegroschen

an, verlangend, er müsse gefälligst sein Herz an die Leipziger Konten hängen. Und Patrioten seien nur sie alleine. Und nie wieder würden sie ...! Diese Schwüre sind, neben einigen andern, dahin. Trotz des Pen-Clubs: wir warten auf die nächsten.

Dieser von der deutschen Leserwelt auf ewig ausgestoßene Schuft, Landesfeind und Besudler deutschen Wesens hat im Verlage der Deutschen Verlags-Anstalt Stuttgart ein neues sehr fesselndes Buch erscheinen lassen: „Das Leben der Termiten". Das kleine Werk, in falscher Ausstattung dick aufgepustet, mit außergewöhnlich schlechten Bildern, ist leider nicht gut übersetzt. Es ist nicht möglich, daß ein Sprachkünstler wie Maeterlinck so trocken, so langweilig, so stumpf und so unlockend geschrieben haben soll. Das Deutsch ist das eines in vierzig Dienstjahren gefestigten Beamten. Die Übersetzung stammt von Käthe Illch. (Beiseite: was sich da neuerdings in der Übersetzerei, wie überhaupt in der Literatur, an Frauen breitmacht, das ist wenig heiter. Diese fatalen Dilettantinnen, mit ihrem „Das kann ich auch!" und: „Sie verdient sich auf die Weise noch ein paar Groschen dazu", sind eine wirkliche Landplage geworden.) Ja, also die Termiten.

Das Buch ist unbedingt lesenswert, obgleich es ein Kompendium ist. Maeterlinck hat offenbar niemals selber die Termiten beobachtet — der Unterschied zu seinem Buch „La Vie des Abeilles" ist offenbar. Da hat er selber mit emsger Liebe, mit zärtlicher Sorgfalt, mit nimmermüder Geduld die Bienen tagaus, tagein beobachtet; hier hat er abgeschrieben, zusammengeschrieben — und so ist, was die tatsächlichen Schilderungen angeht, etwas sehr, sehr Fesselndes, aber recht Unpersönliches herausgekommen. Ist das Buch auf Bestellung gearbeitet?

Immerhin: ich habe bisher nicht einmal gewußt, wie der Singular von „Termiten" heißt („die Termite") — und vom wundervoll aufgebauten Leben dieser Tiere noch weniger. Wie sie Hügel von vier bis fünf Meter bauen, was auf menschlichen Maßstab übertragen einer Höhe von sechs- bis siebenhundert Meter entspricht; wie sie vermöge ihrer Darmfauna alles fressen können, was Cellulose enthält: Holz, ihre Abfälle, sich selbst ...; wie sie systematisch Pilze züchten, deren sie zu ihrer Ernährung bedürfen; wie sie eine „Königin" als Eierfabrik aufpäppeln — und vor allem: wie ihre Arbeit, die von kieferbewehrten Soldaten gegen die Ameisen geschützt wird, den strengsten, den allerrigorosesten Gesetzen unterliegt, die man sich nur denken kann. Sie scheinen sich auch sehr anzupassen, und zwar paßt sich gleich die ganze Gattung an, nicht nur das Individuum, das es im Sinne des Wortes im Termitenhügel nicht zu geben scheint. Und von Verwüstungen wird erzählt: wie sie unhörbar, unsichtbar Häuser unterwühlen, Balken hohl fressen, Flaschen und Glasverschlüsse zernagen — und dabei lassen sie meist die äußere Form bestehen, so daß ein innen hohler Baum erst umfällt, wenn man ihn anrührt ... Es ist ganz herrlich, was es da alles gibt.

Davon erzählt nun Maeterlinck, der es alles fleißig zusammengesucht hat. Seine Fragen nach dem „Warum" sind nicht besonders tief — aber sie werden von ihm sehr vorsichtig, sehr bescheiden gestellt — er ist gleich weit von den scheußlich sichern Automobilbesitzern entfernt, für die es überhaupt keine Rätsel mehr gibt wie von den kosmisch eingelullten Indern aus Glauchau, die vor lauter Gottesgedanken eine sehr schlechte Verdauung haben, oder umgekehrt. Nein, so treibt es Maeterlinck gar nicht. Sehr fein, wie er die Termiten als Teile eines Gesamtorganismus auffaßt: des Termitenstaates. Seine fast verzweifelte Frage: warum? zu wessen Nutzen? wofür? verklingt natürlich im Leeren.

Das wäre etwas für den alten Schopenhauer gewesen! Eine

schönere Bestätigung seiner Lehre ist kaum denkbar, und all das monistische Volk, das ihm heute auf die Schulter klopft und ihn für so banal hält wie die eignen Brillengläser, kommt dagegen nicht auf.

Jedenfalls sind die philosophischen Fragen Maeterlincks sehr schön, weitaus wertvoller als die Schilderung, die uns nur stofflich packt.

Wenn Sie meinen, daß Sie auch einmal etwas über Termiten lesen müssen: dann lesen Sie dieses Buch.

Peter Panter

Weekend am Radio

Was ein richtig gutbürgerliches Weekend in einem Londoner Vorort ist, das hat es in sich und ist sehr anstrengend. Weekend beginnt am Sonnabend mittag damit, daß die Familie nichts mehr zu tun hat und sich langweilt. Der Hausherr pflegt andächtig seinen kleinen Blumengarten hinter dem Hause, ohne den er kein Hausherr wäre. Draußen fahren ein paar Stunden lang unaufhörlich die großen Ausflugsautos vorbei, im Nachbarhaus spielt jemand Klavier, und das Wetter hat sich wieder getrübt. Nun sitzen alle in der Stube, und weil Weekend ist, tut niemand etwas. Darauf sagt der älteste Sohn „well" und dreht an dem Radiokasten, der die ganze Woche still in der Ecke stand, weil nicht Weekend war. Ein paar Sekunden knurrt und pfeift der Apparat, dann ist er richtig eingestellt. Was ist das? Das Londoner obligate Orgelnachmittagskonzert. Eine langweilige Sonate, ein Tango, nachher noch ein Opernpotpourri. Das gefällt der weekendlichen Familie, weil die älteste Tochter es sonst auf dem Klavier spielt; heute tut sie es aber nicht, weil sie Weekend hat, heute kann der Radioapparat arbeiten. Das tut er auch eine Weile nach Herzenslust. Nun ist eine kleine Pause. „Wollen wir nicht jetzt eine andre Station hören?", fragt der Gast und erntet dafür einen strafenden Blick von allen Seiten. Aber immerhin, man will zeigen, daß der Apparat das kann. Es knurrt und pfeift wieder eine Weile, dann redet eine breite Stimme ein Englisch, wie wir in der Schule es als falsche Aussprache vorgemacht bekamen; das ist irisch. Dublin gibt den Wetterbericht. Bitte eine andre Station! Well, jetzt kommt Nottingham: „Warum singen die Vögel?" fragt ein Vortragender. Der Gast stößt leise an die Antenne, und es gibt eine Übertragungsstörung. Nehmen wir inzwischen eine andre Station: Belfast? Ein musikalisches Kreuzworträtsel — bitte weiter. Manchester: „Und deshalb wird die augenblickliche Hausse in Rohbaumwolle . . ." Das wollen wir nun eigentlich auch nicht wissen. Plymouth sendet das Londoner Programm, ebenso Bournemouth und Cardiff und eine Weile hören wir zu: Jetzt ist es sehr hübsch: Übertragung der Tanzmusik aus dem Savoyhotel. Eine weiche Negerstimme sagt: A blackbird looking at a little bluebird. Und dann spielen sie einen langsamen Blues. Ein Tenorsaxophon verkündet hingerissen das Lob des kleinen Blauvogels. Und dann sind sie kaum fertig, da singen drei Neger — vielleicht sind es auch nur bemalte Blaßgesichter:

Pack up all my care and woe
here I go, singing low
Bye, Bye blackbird.

Nun soll der Weekendapparat aber zeigen, was er kann. Er kann nämlich auch Ausland. Und aus Höflichkeit muß er diesmal Berlin. Das dauert eine ziemliche Zeit, während der der Lautsprecher Polyglott Kuntze spielt. London schlägt immer wieder durch. Ganz leise tönt es zwischen dem Rattern der Maschinensender und den Küstenstationen, bye, bye blackbird. Lebewohl kleiner blackbird, der Apparat hat jetzt Berlin gefunden: Berlin auf Welle 484 und 566 und Stettin auf Welle 236. Gut, was hätten wir denn da: Aha, einen problematischen Abend. Die Liebestätigkeit der Frau im dröhnenden Maschinenrhythmus unsrer Zeit. Ausgeführt

von dem bekannten Alfred Braun und Margarete Caemmerer. Da geht es ja hoch her. Da können die Londoner gar nicht mit. Berlin hat einen Maschinenrhythmus im Leibe, daß er nur so knallt. Komisch, Berliner Radio von London aus. Zeitungen sind immer schon zwei Tage alt, wenn sie hier ankommen. Aber das da, das ist Berlin in diesem Augenblick. Die Weekendfamilie sieht den Gast fragend an. Er dreht an der Abstimmung und sagt so nebenbei: „Auch in Berlin herrscht schlechtes Wetter." Dann ist das Savoyhotel wieder klar zu hören:

And I ask yer very confidentially: Ain't she's sweet?

Wolf Zucker

Opapa

Kleine, alte, norddeutsche Stadt mit Giebelhäusern, zehntausend Menschen und Klatsch.

Giebelhaus am Markt, dreistöckig, Sehenswürdigkeit, fünfzehntes Jahrhundert. Das Haus gehört dem Herrn Amtsgerichtsrat. Der Herr Amtsgerichtsrat ist der einzige Kadi der Stadt. Er ist Einzelrichter, wie das in kleinen Städten häufig ist.

Der Kadi wohnt im zweiten und dritten Stock des Hauses, seine Frau heißt Trudchen, und das Ergebnis der Ehe sind vier heiratsfähige Töchter. Im Erdgeschoß wohnt, groß, hager, bösartig, zweiundachtzig Jahre alt, der Opapa. Lebt auf Altenteil.

Auf Opapa muß man achtgeben. Opapa macht dumme Streiche.

Steht eine Apfelsinenverkäuferin vor dem Haus, ruft ihre Waren, hält sie in Händen hoch, dralles Mädchen, schwarzhaarig, braunes Gesicht, blanke große Ohrringe.

Jawoll, der Opapa will Apfelsinen kaufen. Steht am Fenster und winkt. Die Schwarzhaarige tritt ins Haus.

Oben am Fenster sieht die Frau des Kadi zu. „Achott, achott, er wird doch nicht."

Nach dreiviertel Jahren geht bei dem Kadi eine Alimentenklage ein, eine Klage der Schwarzhaarigen gegen Opapa.

Der Kadi, Wut mit Schaum zu seiner Frau. Trudchen spreizt die Finger aus und rechnet. „Kann angehn", sagt Trudchen. „Das hätte nicht dürfen."

Der Kadi, Wut mit Schaum: „Sprich du mit dem Alten."

Trudchen, bibbernd, bei Opapa unten im Erdgeschoß. Achott, achott. Der Opapa geht auf und ab, Hände auf dem Rücken.

„Opapa, hast du eine Klage zugestellt bekommen?"

„Jawoll, mien leewet Kind."

„Opapa, auch das noch. Bist du es denn gewesen, Opapa?"

Opapa baut sich auf. „Dat schall wull sien, mien leewet Kind. Da kann ick nix bi dohn. Da möt Ihr nu betholen. Dat geiht allens in Ordnung."

Kleine, alte, norddeutsche Stadt mit Giebelhäusern, zehntausend Einwohner und Klatsch. Zehntausend ausgestreckte Zeigefinger sind gegen das Giebelhaus am Markt gerichtet. Der Kadi zahlt. Er zahlt jetzt schon im zweiten Jahr. Er hat noch fünfzehn Jahre zu zahlen. Jeden Monat zahlt er zweiundfünfzig Mark auch sechzig Pfennig. Das ist die Taxe.

Ausgedachte Geschichte? Ach wo. Über den Marktplatz der kleinen Stadt wird jeden Tag ein Kinderwagen geschoben. Darin liegt ein schwarzhaariges Mädelchen mit braunem Gesicht. Das ist die Tante von des Herrn Amtsgerichtsrats vier heiratsfähigen Töchtern.

Carl Bulcke

Bella Siris

In der Hauptstadt Württembergs gab barmherziger Gründe wegen der Hausfrauenverein „Trautes Heim" ein Wohltätigkeitsfest. Hohe und geringe Herrschaften hielten es für ausgemacht, dabei zu sein. Dem Abend aparte Reize zu verleihen, ließ eine Tänzerin mit sich reden — dem Anschein nach die Keuschheit in Person.

Als der Vorhang zu dem strahlenden Ereignis hochging, sprang Bella Siris, das holde Wesen, was

meint ihr, wie hervor? Fasernackt bis auf den schüchtern angedeuteten Lendenschurz.

Flammende Entrüstung. Noch die Operngläser erblaßten vor den enthüllten Heimlichkeiten. Und mit einem Unterton von Schadenfreude fiel der Vorhang.

Die Presse lieh der Schandtat ekstatische Empörung — deswegen Bella Siris schnell zu hoher Geltung kam. Bald tanzte sie seelenvergnügt im Rampenlicht des Varietés und zog die sündige Welt in ihren Bann. Die Scheinwerfer umkreisten ihre durch kein Gewand getrübten Glieder.

Da riß dem Landtag die Geduld. „Nackichdanz isch an Sauerei, und dees gehört verbote!" riefen wutentbrannt die Hüter frommer Sitten und nötigten der Kreatur Gottes einen Schleier auf.

Bella Siris erfüllte ohne Umschweife die Forderung.

Am Schluß jeder Darbietung aber, nach Absolvierung des entfernt an Tanz gemahnenden Beinespreizens, ließ sie den Schleier los — und stand splitternackt, doch unbeweglich wie aus Marmor.

Zornausbrüche, Schreiende Empörung im Tugendverein.

Umsonst! Bella Siris blieb wie angewurzelt — Abend für Abend.

Der selbe Landtag nämlich, in künstlerischen Dingen von seltenem Scharfblick, hatte verfügt: „Figurestelle wie die Marmorgruppe derfe nackich erfolge, weil dees Kunscht isch!!"

Bruno Manuel

1917 oder 1927?

„Wir wünschen der deutschen Delegation dafür die im Verkehr mit diesen östlichen Staaten allein nutzbringende Rücksichtslosigkeit und Energie."

Aus der Zeit von Brest-Litowsk? Eine Aufmunterung an die Adresse des Generals Hoffmann? Pochen auf die „günstige militärische Lage"? „Wir halten ixtausend Quadratkilometer besetzt — darum kein flauer Friede"?

Nein: Dr. F. K., Sonderbericht der D.A.Z. aus Genf, vom 6. September 1927. Die ausländische Presse wird sagen: „Die dem Reichsaußenminister nahestehende D.A.Z. ..."

Behandlung politischer Gefangener

Festungskommandanten und Gefängnisdirektoren, die gefangene Demagogen Mores lehren wollen, sei erzählt, wie man das im vorigen Jahrhundert in Italien machte.

Der Kommandeur von Mondovi fragte seinen Vorgesetzten, den Gouverneur von Cuneo, wie man sich den politischen Gefangenen gegenüber zu verhalten habe, die rasiert sein wollten. Er erhielt folgende Verfügung:

„Den Gefangenen sind Hände, Arme und Beine fest an den Stuhl zu schnallen. Hinter und rechts von ihm ist je eine Schildwache zu postieren. Hinter dem Stuhl hat ein Soldat mit blanker Waffe Aufstellung zu nehmen. Der Kommandant hat sich, flankiert vom Major und Adjutanten, vor dem Gefangenen aufzustellen. Ist solches geschehen, so sei dem Gefangenen gestattet, sich in aller Bequemlichkeit rasieren zu lassen."

Liebe Weltbühne!

Als Herr Grzesinski Polizeipräsident von Berlin geworden war, machte er seinen Antrittsbesuch beim Reichspräsidenten. Der nahm ihn sehr wohlwollend auf, fragte dann aber ganz unvermittelt: „Sagen Sie mal, Herr Grzesinski, sind Sie eigentlich Pole?"

„Nein, Herr Präsident, ich stamme aus einer alten gutdeutschen Familie. Der polnische Name stammt von meinem Stiefvater."

„Ach so, das ist ja recht interessant." Und man sprach von was anderm.

Endlich, beim huldvollen Abschied: „Aber, sagen Sie mal, Herr Grzesinski, mit Ihrem Namen müßten Sie doch eigentlich Pole sein."

Antworten

Dr. Gustav Stresemann. Maximilian Harden hat Sie den „Weißbier-Bülow" getauft, und Sie haben jetzt den Beweis erbracht, daß Sie nicht einmal Tee vertragen können. Die Szene, die Sie vor ein paar Tagen in Genf bei einem von Ihnen veranstalteten Pressetee verursacht haben, gehört selbst unter den Leistungen deutscher Diplomaten zu den Seltenheiten. Nachdem Sie zunächst ein paar französische Blätter angeschnauzt hatten, nachdem Sie den geladenen Journalisten vorgehalten hatten, mit wie wenig Verstand Leitartikel geschrieben würden — der schwächste Artikel von ‚Temps' oder ‚Journal' steht noch siriushoch über dem, was die journalistischen Kummerknaben der ‚Täglichen Rundschau' und der ‚D. A.-Z.' für Sie schreiben —, nachdem Sie sich also mit solchen Komplimenten als liebenswürdiger Wirt in Empfehlung gebracht hatten, begannen Sie auf zwei Nichtgeladene loszupauken: auf Friedrich Wilhelm Förster und Carl Mertens, die Sie mit jenem Mangel an Politesse, den man in Deutschland mit menschlicher Gradheit verwechselt, „Lügner und Lumpen" nannten. Es erübrigt sich eine Verteidigungsrede für die von Ihnen also Behandelten. Wenn man angerempelt wird, antwortet man nicht mit einem Hinweis auf gute Charaktereigenschaften. Aber wenn Sie etwa darauf vertrauen sollten, daß ein Mann wie Förster auch in pazifistischen Kreisen umstritten sei und auch viele entschiedene Antimilitaristen nicht in allem mit ihm gehen können und wollen, so bitten wir, nicht zu vergessen, daß eine Verletzung, wie die von Ihnen ihm zugefügte, Differenzen wesenlos macht. Wer Försters Bekenntnismut unpolitisch findet, der möge vor Augen halten, daß dieser Bekenntnisdrang die präzise Reaktion auf die vierjährige Kriegslüge darstellt, und daß es unnatürlich wäre, wenn eine solche Reaktion ganz ausbliebe. Wenn schon das deutsche Volk gemütlich und vergeßlich neuen Ufern zustrebt, ohne mit seinen Betrügern und Verführern abzurechnen, so fühlen doch einzelne Individualitäten, denen sich das Schauspiel des Betrugs und der Verführung schmerzvoll eingebrannt hat, die Pflicht zum Reden und Bekennen. Und ihr Ton wird desto schriller sein, je mehr sie in der Minderheit bleiben. Was Carl Mertens anbetrifft, so hat er immerhin hier in der ‚Weltbühne' zuerst die Femelöcher aufgestöbert, die Arsenale des politischen Mordes. Mögen Sie, Herr Außenminister, mit seinen pazifistischen Anschauungen nicht einverstanden sein, das Verdienst können Sie ihm nicht absprechen, daß seine Publikationen über die Feme den ersten Anstoß zu einer grade Ihrer eignen Friedenspolitik sehr wohltätigen innenpolitischen Luftreinigung gegeben haben. Wäre die politische Polizei Preußens damals nicht in Bewegung gekommen, hätte die linksrepublikanische Regierung Preußens damals nicht mit dem nationalen Apachentum der Geheimverbände aufgeräumt, und die Aufregung durch die Artikel von Mertens war ein scharfer Ansporn dazu, wer weiß, ob wir Sie nicht schon längst wie einige Ihrer Vorgänger auf gleichen außenpolitischen Pfaden als republikanische Ehrenleiche hätten beklagen müssen. Wir wollen darüber nicht mit Ihnen rechten, denn Politik kennt keine Dankbarkeit, und Sie, Herr Minister, haben, wie bekannt, Politik noch dazu bei der sächsischen Industrie gelernt.

Deutsche Liga für Menschenrechte. Für Euch ist der Fall Sacco-Vanzetti nicht erledigt? Bravo. Deshalb stellt Ihr für eine Versammlung, die am Donnerstag, dem 22. September, abends 8 Uhr, stattfinden soll, die Frage: „Sacco und Vanzetti und was weiter?" Als Redner sind vorgesehen Arthur Holitscher, Abgeordneter Ernst Lemmer, Erich Mühsam und Rechtsanwalt Apfel, der bei dieser Gelegenheit besonders den Fall Hölz behandeln soll. Den Vorsitz führt Dr. Robert Kuczynski.

Theodor Wolff. Sie haben an Hans Siemsen einen Brief gerichtet, in dem Sie Bezug nehmen auf seine „Situation der deutschen Filmkritik" in Nr. 30 und u. a. sagen: „In Ihrer etwas kurzen Liste der Unbestechlichen befand sich das ‚Berliner Tageblatt' nicht. Damit erwecken Sie absichtlich — denn vergessen können Sie uns wohl nicht haben — den Eindruck, als sei die Filmkritik des ‚Berliner Tageblatt' abhängig von Kinoinseraten und in ihrem Urteil unfrei und durch die Rücksicht auf Verlagsinteressen beschränkt." Und Sie ersuchen Hans Siemsen, seine Behauptungen „zu berichtigen, soweit sie auf das ‚Berliner Tageblatt' bezogen werden können". — Hans Siemsen schreibt uns dazu: „Eine Behauptung, die ich nie gemacht habe, kann ich nicht gut ‚berichtigen'. Ich habe nie behauptet, das B. T. sei bestechlich. Ich habe auch keine ‚Liste der Unbestechlichen' aufgestellt. Ich habe allerdings behauptet, daß es in Deutschland keine wirklich freie, keine restlos unabhängige Filmkritik gäbe. Ich habe aber sofort hinzugefügt, daß es Ausnahmen gäbe, auch in der Tagespresse. Und ich habe hierfür zwei Beispiele angeführt: ‚Berliner Börsencourier' und ‚Frankfurter Zeitung'. Mit keinem Wort habe ich gesagt oder auch nur angedeutet, daß dies die beiden einzigen Ausnahmen wären. Daß ich diese beiden Zeitungen herausgreife, ist nicht Willkür und nicht Zufall, sondern geschah deshalb, weil ich die Handhabung der Filmkritik bei diesen beiden Zeitungen aus persönlicher Erfahrung kenne. Die internen Verhältnisse des B. T. hingegen kenne ich nicht. Ich war deshalb garnicht in der Lage, es als besonderes Ausnahmebeispiel zu zitieren. Ich hätte eine solche Behauptung gar nicht beweisen können. Das Gegenteil allerdings (abhängige, beeinflußte Filmkritik) könnte ich dem ‚Berliner Tageblatt' auch nicht beweisen. Ich habe es aber auch mit keinem Worte behauptet oder auch nur angedeutet. Ich muß sogar zugeben, daß ich an das B. T. am allerwenigsten gedacht habe, weil mir bei ihm die Filmkritik eine ziemlich untergeordnete Rolle zu spielen scheint und im Gegensatz zu andern Tageszeitungen, nicht täglich, sondern nur einmal in der Woche Raum findet. Ich glaube also, sagen zu dürfen, daß ich das B. T. nicht einmal fahrlässig (von ‚absichtlich' kann gar keine Rede sein!) verdächtigt habe. Wenn aber Herr Theodor Wolff der Ansicht ist, mein Artikel könne dem Ansehen des B. T. schaden, so bin ich gern bereit, zu erklären, daß ich es garnicht verdächtigen kann, da ich seine internen Verhältnisse nicht kenne, daß ich aber auch garnicht die Absicht hatte, es zu verdächtigen."

Weltbühnenfreunde Leipzig und Umgegend treffen sich bis auf weiteres jeden dritten Sonnabend, abends 8½ Uhr, im Café Merkur zu zwangslosem Zusammensein.

Dieser Nummer liegt eine Zahlkarte für die Abonnenten bei, auf die wir bitten

6 Mark für das IV. Vierteljahr 1927

bis zum 30. September einzuzahlen, da am 2. Oktober die Einziehung durch Nachnahme beginnt und unnötige Kosten verursacht.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152 zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin;
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto Berlin 11958.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank: Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Amnestie —! Amnestie —! von Kurt Tucholsky

Die Besprechung der Justizminister der Länder bestätigte den Eindruck, daß nirgends eine allzugroße Amnestiefreudigkeit vorherrscht.

Amtliche Kundmachung

Aus den kleinen vergitterten Fenstern strecken sich unsichtbare Arme, und ein Gewinsel ist zu hören, das von einem andern Gewinsel draußen beantwortet wird: das sind die hungernden Familien der Eingekerkerten, denen der Ernährer fortgerissen worden ist. Diesmal steht eine Einheitsfront aller anständigen Menschen da und fordert zum Geburtstag des greisen Generalfeldmarschall Paul von Hindenburg, Ritter des Pour le mérite, des Großkreuzes des Eisernen Kreuzes und Präsidenten der deutschen Republik: die Amnestie, die völlige und uneingeschränkte Generalamnestie für die politischen Strafgefangenen aller Grade.

Mißglückte Revolutionen pflegen im Blut zu ersticken und im Zuchthaus, mit der deutschen ist das nicht anders. Heute, wo nach siegreich beendetem trocknen Putsch der Reaktion, die so ziemlich alles hat, was sie braucht, sich die Gemüter beruhigt haben, können wir die Strecke unsrer Richter übersehen. Wir wissen, was sie angerichtet haben, und wir wissen, wer davon betroffen worden ist.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß das, was nach dem mitteldeutschen Aufstand, nach dem Kapp-Putsch, nach den Vorgängen in Bayern, Sachsen und Thüringen von den jeweiligen Gerichten verübt ist, einem Gefühl des Ressentiments entspricht, dessen saubere Charakterisierung diese Richter Richter in eigner Sache werden läßt, wobei niemand so glatt funktioniert wie der Angeklagte, der den Richter zu spielen in der glücklichen Lage ist. Lassen wir sie stehn, und blicken wir zurück.

Für politische Vergehen gibt es keine „gerechten" Strafen. Hier versagt das Vokabularium einer sterbenden Ideologie vollständig: das Recht ist in diesen Fällen ein reiner Zweckbegriff. Was also an Strafen gegen „Landesverräter", „Revolutionäre" und „Hochverräter" verhängt worden ist, zeigt höchstens das Maß der richterlichen Erbitterung an, die Einschätzung der Angeklagten durch Richtbeamte, den vermeintlichen Grad ihrer Gefährlichkeit und die Vorbildung der richtenden Kaste. Mit dem objektiven Befund haben Verfahren, Urteilsspruch und Vollstreckung wenig oder gar nichts zu tun.

Der Staat steht heute so gesichert da, wie er das den Umständen nach verlangen kann. Eine Milde, die die schlimmsten Untaten korrigiert (denn sühnen kann man diese Leiden nicht, aufheben kann man sie nicht), die Milde einer Generalamnestie wäre also das mindeste, was wir verlangen können.

Für beide Teile —? Für beide Teile.

Selbst wenn diese vorbildlichen deutschen Richter, die sich ihre Unabhängigkeit, ihre Unbestechlichkeit, ihre Gradheit monatlich mindestens ein Mal selbst attestieren, die Leute von rechts auch nur annähernd in demselben Maßstab ins

Zuchthaus gesteckt hätten wie die Leute von links —: selbst dann plädieren wir für eine Generalamnestie, die den unschuldig verurteilten Max Hölz ebenso beträfe wie die Schuldigen am Rathenau-Mord. „Es war eine unmenschliche Zeit", hat einer der Verteidiger von rechts einmal gesagt. Versuchen wir, human zu sein.

Der Anlaß ist nicht schlecht gewählt.

Achtzig Jahre ist ein hohes Alter, und wer im Abendlicht auf den letzten Höhen steht, sieht sich wohl um, alles noch einmal recht bedenkend. Ein Greis darf verzeihen, und wenn in seinem Namen hier verziehen wird, so ist das fast eine Pflicht.

Es ist aber ein unanständiges Ausweichen, wenn von traurigen kleinen Ablässen gesprochen wird; wenn der schöne Gedanke einer allgemeinen Amnestie verfälscht, umgelogen, verdorben wird, indem „die Länder an Hand von Ausführungsbestimmungen ..." Wir kennen die Melodie.

Der Sinn einer Amnestie ist ja grade, die regulären Organe der Rechtsprechung auszuschalten, und eine höhere Macht der Staatsgewalt ordnend in die blutigen Räder greifen zu lassen. Diese Amnestie, die da von den Beamten vorgeschlagen wird und von ihnen ausgeführt werden soll, ist überhaupt keine und kann nicht befriedigen.

Wie die Juristen bei uns schon erzogen sind: sie halten eine Amnestierung der von ihnen verurteilten Männer für einen Tadel, für eine Niederlage, für eine Schlappe ihrer eignen Tätigkeit und ihrer Gesinnung. Sie sind Fleisch vom Fleisch der Richter, die die Urteile ausgesprochen haben. Krähen sind schwarz und tragen Taläre, sie hacken einander kein Auge aus.

Die Durchführung der Amnestie muß den Justizbeamten, die als politisch neutral nicht anzusprechen sind, aus den Händen genommen werden. Sie sind ja erst die Ursache dieser Maßnahme. Es ist Sache des Reichspräsidenten, sie auszusprechen — es wäre Sache des Parlaments, die Ausführungsbestimmungen zu genehmigen.

Was die „Länder" anbetrifft, so ist auf eine humane Vollstreckung der Amnestie durch sie nicht zu rechnen. Ganz abgesehen davon, daß Bayern niemals auch nur einen Revolutionär begnadigen wird, nachdem es schon so viele Mörder, die auf Seiten der Reaktion standen, begnadigt hat, wird das Reich mit dem sanften Druck allgemein gehaltener Wünsche einen solchen renitenten Bundesstaat, über den es ja de facto gar keine Macht besitzt, niemals veranlassen können, wirklich zu amnestieren. Was da herauskommt, ist eine Bierfarce.

Der Hohn, mit dem die amtliche Verlautbarung von der nicht „vorhandenen Amnestiefreudigkeit" spricht, läßt Bittres erwarten. Ich weiß nicht, ob in den Amtsstuben der Herren Justizminister die Freudigkeit sehr groß ist, das dünnste Minimum für die Wiederaufrichtung humaner Gedankengänge in der Rechtspflege zu tun — ich glaube es nicht. Tatsächlich gibt es auch nur in einem einzigen Kreise eine brennende, eine aufpeitschende, eine glühende Amnestiefreudigkeit: das ist der Kreis derer, die auf den Gefängnishöfen im Kreis spazieren getrieben werden. Und nur auf ihn kommt es an. Der gehobene

Amtsrichter, der da grade auf dem Sessel des Justizministers sitzt, ist uns ziemlich gleichgültig.

Was die deutsche Justiz gesündigt hat, kann sie wenigstens zu einem Teil heute gutmachen. Niemand erwartet es von ihr. Alle verlangen es von ihr. Man weiß nicht, was bei den wenig Amnestiefreudigen größer ist: ihre Phantasielosigkeit, sich fremde Leiden vorzustellen, ihre Herzenskälte oder ihre teuflische Korrektheit, die die Verantwortung so lange aufgeteilt hat, bis sie zum Schluß keiner mehr trägt. In Frankreich excediert der Einzelne, wenn das System, „la routine", schlägt; in Rußland erschießt der Henker im Winter ein altes Mütterchen, das ganz hinten in der Reihe steht, vorher, damit es nicht so friert — in Deutschland quälen wir die Leute korrekt zu Tode.

Bevor wir sie eines Tages — sehr inkorrekt — wieder herausholen können, sprechen Bibel, Weisheit, das simpelste Gefühl des Herzens und Anständigkeit für die völlige, vorbehaltlose und generelle Amnestie der politischen Strafgefangenen.

Hindenburg und sein Ruhm von Carl v. Ossietzky

> Wir haben ihm zum Schluß gar nicht mehr gesagt, wo die einzelnen Corps standen.
>
> Oberst Bauer.

Der Generalfeldmarschall von Hindenburg gehört zu jenen artigen Kindern Fortunas, die schon bei Lebzeiten in die große Legende eingehen. Scharfkantigen Geistern und geladenen Temperamenten wird solch ein Vorzug nicht zuteil. Auch die Göttin des Glücks ist bequem wie alle Erzieher.

Wir verdanken dem seligen Lichtenberg jene tiefe psychologische Bemerkung über den Mann, der seinen Homer so gründlich im Kopfe trug, daß er immer Agamemnon statt angenommen las. Welch wunderbare Bloßlegung einer winzigen seelischen Geheimzelle, welch wunderbare Entdeckung einer geheimen Strömung, die den flachen Wellengang des Alltags pathetisch kräuselt! Hindenburgs märchenhafter Ruhm? Sein deutsches Publikum will Agamemnon, will den Helden. Und sieht deshalb die nüchterne Wirklichkeit in einer Verklärung von Kriegsglanz und Staatsmannsweisheit. Und sieht deshalb seinen Helden in einem hochbetagten Mann, der schon vor dreizehn Jahren, als man ihn aus seiner Pensionsruhe holte, ein überalterter General war, der seine Erhöhung vornehmlich einer noblen Geduld verdankte, die ihn ebenso fähig machte, sein Podagra wie eine Reihe ehrgeiziger, genialisch flackernder Unterführer zu ertragen. Anfang August 1914 zweifelte er lebhaft an seiner Reaktivierung und ahnte nicht im Traum, was sein Kaiser und gar noch die Republik mit ihm vorhatte.

Die Legende ist ihm immer treu geblieben. Den vorlauten, hoffärtigen Schüler Ludendorff hat sie verworfen und schließlich auf der Eselsbank abgeladen, den schlichten Hindenburg, der stets nur geantwortet hat, wenn er gefragt wurde, dagegen zum Primus gemacht. Sie hat Tannenberg anekdotisch aus-

geschmückt, indem sie die Geschichte von der jahrelang zurückliegenden Konzeption der Ostpreußenschlacht erfand. Ja, sie erfand die freundliche Idyllik des pfeifeschmauchenden Pensionärs zu Hannover, der sich die Mußestunden mit der Skizzierung der Idee vertreibt, wie man am besten hunderttausend Russen ersäuft. In Wirklichkeit hat sich der alte Herr ebensowenig für Masuren wie für Timbuktu interessiert. Sogar seinen Kaiser soll er in einer Manöverkritik hart mitgenommen haben, deshalb der frühe Ruhestand. Solche Geschichten machen schnell volkstümlich. Ein konservativer General zwar, aber einer, der selbst Wilhelm die Wahrheit sagt, murmelten die Liberalen und Sozis. Die Legende ist fertig. Sie bleibt ihm treu. 1918 finden wir ihn auf dem Boden der Tatsachen. Das war vernünftig, aber nicht ganz royalistisch. Verachtung kommt über die türmende Dynastie. Doch dem alten Generalissimus jauchzt man zu. Er hält zum Volk, posaunt Fama. Vergessen, daß sein beliebter Name ebenso wie der Ludendorffs die Politik der Kriegsverlängerung gedeckt hat. Vergessen sein entsetzlich ahnungsloser Ausspruch, daß ihm der Krieg wie eine Badekur bekommt. Vergessen, daß er noch 1918 das barbarische Anbinden zur Erhaltung der Manneszucht notwendig hielt. Vergessen, daß er so ganz nebenbei auch den Krieg verloren hat. In dieser Stunde wird die Legende vom Retter geboren, und ein paar Jahre später hat die erstarkte Reaktion den Tip für ihre historische Rechtfertigung. In den Tagen allgemeiner Auflösung, heißt es, hat ein kaiserlicher General das Heer geordnet zurückgeführt und Deutschland aus der Anarchie gerettet.

Wenn man die Gloriolen abzieht, bleibt ein auffallend rüstiger alter Herr, niemals sehr regen Geistes, ein Hausvater von vielen Qualitäten, im Amt bescheiden und taktvoll und, da ohne Reibungsflächen, beliebt und gern dorthin gestellt, wo begabte aber sonst schwer genießbare Untergebene einen weniger geruhigen Vorgesetzten zur Raserei bringen könnten. Als Kommandierender wird ihm Bernhardi zugewiesen, der spätere alldeutsche Poltron, als Militär ein unbequemer, streitlustiger Modernist. 1914 sucht man einen Chef für den als Talent hochgewerteten, aber sonst mürrischen und kritiksüchtigen Ludendorff. Die Wahl fällt folgerichtig auf den Mann, den kein Bernhardi ins Grab ärgern konnte. Die ausländische Militärkritik durchschaut diese Berühmtheit besser. Die deutsche Strategie, von Tannenberg bis zur letzten französischen Sommerschlacht, verbucht sie auf Ludendorffs Konto. Hindenburg ist ihr nur ein Name. Wie stand es um den Kriegesfürsten des deutschen Millionenheeres? „Wir sagten ihm zum Schluß gar nicht mehr, wo die einzelnen Corps standen", verriet der mitteilsame Oberst Bauer in einem Gespräch mit Hans Delbrück. Und der Nestor der deutschen Kriegshistorie teilt das mit und nennt den Feldherrn Hindenburg im Anschluß daran eine „ehrwürdige Null". Das war allerdings noch vor dem letzten großen Avancement.

*

Er hat den Locarnopakt und den Beitritt zum Völkerbund unterzeichnet. Ein guter Präsident der parlamentarischen De-

mokratie, der pflichtgemäß unterzeichnet, ob sein Herz dabei ist oder dagegen, nicht wahr? Doch zwei Mal ist er seinen eignen Weg gegangen, und da ist er den Leuten gefolgt, die seine Leute sind trotzalledem, und nicht den Schwarz-Rot-Goldnen, die ihm „als vom Volke gewählten Präsidenten alle schuldige Achtung erweisen." Das eine Mal, als er die staatliche Besitzergreifung der Fürstenvermögen in dem berühmten Brief an seinen Wahlmacher v. Loebell Raub nannte. Das andre Mal jetzt in Tannenberg, wo er unter dem Jubel aller Revanchefreunde seine Kriegsschuldbotschaft an die Welt richtete.

Es ist seltsam, daß grade die tollsten Militaristen nicht schlafen können, wenn man sie der Kriegsanstiftung bezichtigt. Diese Philosophen der Kraft müßten es doch als ein Verdienst ansehen, etwas zur Ausrottung des skrophulösen und brustschwachen Packs getan zu haben, das den heldischen Herrenrassen den Lebensraum verengt. Wenn wir uns recht erinnern, hat doch während der Verhandlungskrise von Brest-Litowsk ein alldeutsches Blatt geschrieben, man müßte Gott auf den Knien danken, daß der Friede nicht zustande gekommen sei. Diesen so vorzüglich betonierten Gewissen kann es wohl auf das bißchen Kriegsschuld nicht ankommen. Doch die Wahrheit ist, daß diese Schar von Unschuldslämmern aus lauter guten Monarchisten und Revanchards besteht, die immer nur an die Reinwaschung der Monarchie denken, während sie den Protest gegen die angebliche Verunglimpfung des deutschen Volkes im Munde führen. Mag ihr Marschall-Präsident ruhig den Rheinpakt unterschreiben. Sie glauben ja nicht an Verträge. Die Schuldfrage ist ihnen wichtiger. Würde der Präsident sich hier verweigern, wäre er des Kaisers Freund nicht mehr. Und so sagt er gehorsamst das Credo des deutschen Nationalismus auf — nachdem zwei Tage vorher sein Außenminister in Genf ein paar deutsche Pazifisten Lügner und Lumpen genannt hat, weil sie der Meinung Ausdruck gegeben haben, daß es mit der geistigen Abrüstung zu Haus nicht so weit her sei, wie der Herr Außenminister immer behaupte. Ein Vorschlag zur Güte: warum verschließt man sich draußen eigentlich dem deutschen Verlangen nach einer unparteiischen Untersuchung der Schuldfrage? Warum ist man in London und Paris immer so schrecklich böse, wenn eine deutsche Celebrität ihre Unschuld in den Lautsprecher stöhnt? Es ist doch noch sehr die Frage, wer bei einer objektiven Untersuchung schuldig befunden würde.

*

Der 2. Oktober wird zu einem ungeheuren Jubelfest aller Schwarz-Weiß-Roten, zu einem Generalappell aller werden, die Agamemnon für angenommen lesen. Die Leute können zufrieden sein. Der alte Herr hat seine Sache als Probekaiser gut gemacht. Die Kritik der Demokraten und Sozialisten geht nicht über das Zimmer seines Kabinettchefs, trifft ärgstenfalls seine Berater und macht vor seinem ehrwürdigen Alter halt. Auch bei der rötesten Opposition hat man im Grunde viel für ihn übrig. Und es gibt allerhand wilde Linksradikale, die, wenn man Hindenburg sagt, jenes geheime Beben verspüren wie manche überzeugte Atheisten, wenn der Name Gottes fällt.

Während ein matter Burgfriede der Republik zu Scheinsiegen verhilft, steigt die Reaktion tiefer und tiefer in die Macht. Keine noch so sorgliche Beachtung der gebotenen Formen kann die Tatsache verdecken, daß dies Oberhaupt des Reiches von seinen Anhängern nur als historisches Provisorium, als Übergang in ein Ungewisses betrachtet wird. Hinter ihm steht nicht mehr die Gewißheit republikanischer Kontinuität, sondern ein gefährliches Vielleicht.

Nebukadnezar von Béranger

Vernehmt ein Lied im höhern Stile
Und lauschet unserm Saitenspiele!
Ein Fürst wird Ochs, frißt Gras und Heu,
Den Alten schien der Spaß noch neu.
Der Hof war außer sich vor Wonne
Und hob das Rindvieh bis zur Sonne.
Goldharfen, rauscht, wir schrei'n dazu:
Nebukadnezar, groß bist du!

Im Stall, wohin sie sich verfügen,
Frißt seine Hoheit mit Vergnügen;
Gras fressen heißt wohl auch regiert?
Ja wohl, versetzt, der ihm serviert.
Nun macht man ein erschrecklich Wesen
Wie munter heut der Herr gewesen.
Goldharfen, rauscht, wir schrei'n dazu:
Nebukadnezar, groß bist du!

Die Zeitung meldet: Majestät
Hat nachts die Arbeit noch bis spät
Mit den Ministern ausgedehnt
Und kaum ein einzigmal gegähnt.
Mit Staunen ruft die ganze Herde:
Er ist der größte Fürst der Erde.
Goldharfen, rauscht, wir schrei'n dazu:
Nebukadnezar, groß bist du!

Die Magier nahen ihm und schmeicheln
Das Regiment ihm ab mit Streicheln.
Das Volk als Zugvieh brauchten gern
Die frommen und die edlen Herrn.
Sie spannten, glaubt man alten Sagen,
Den König selbst vor ihren Wagen.
Goldharfen, rauscht, wir schrei'n dazu:
Nebukadnezar, groß bist du!

Dem Volke überläuft die Galle,
Es jagt den König aus dem Stalle;
Nun ward von seiner Höflingsschar
Der gute Ochs gemästet gar.
Die Pfaffen haben unbeschwert
Ihn in der Fastenzeit verzehrt.
Goldharfen, rauscht, wir schrei'n dazu:
Nebukadnezar, groß bist du!

Wohin treibt China? von K. A. Wittfogel

Bisweilen will der Eindruck entstehen, als bewege sich die ganze moderne Politik Chinas, die pro- und die gegenrevolutionäre, auf Flugsand. Große, scheinbar solide Kristallisationszentren des Freiheitskampfes verschwinden über Nacht. An bisher totem Ort wachsen, ebenso plötzlich und paradox, neue Kraftherde aus der Erde. Vom Sommer 1926 bis zum Frühjahr 1927 kam etwas wie eine feste Form in den Strudel der revolutionären Kämpfe: Die Truppen Kantons schienen unter dem Banner der Kuo Min Tang im Begriff, die achtzehn Provinzen Chinas in nationalrevolutionärer Einheit zusammenzuschließen. Schon im April jedoch barst die junge, gebrechliche Schöpfung der siegreichen Kuo Min Tang-Heere in zwei Teile auseinander. Tschang Kai Schek, der bisherige Generalissimus Kantons, riß, unter dem Beifall der chinesischen Großbourgeoisie, die Südostprovinzen von Wuhan, dem neuen nationalrevolutionären Zentrum, los. Seither ist Bruch auf Bruch erfolgt. Die Südostgebiete Tschang Kai Scheks sind in mehrere praktisch von einander unabhängige Territorien zerfallen. Wuhan selbst aber, das von allem Anfang an kein in sich einheitliches Gebilde war, Wuhan hat sich ebenfalls in verschiedene militärisch und sozial entgegengesetzte Elemente aufgelöst. Die chinesische Revolution scheint in ein allgemeines Chaos ausgemündet zu sein. Jeder erhebt sich gegen jeden. Gibt es in diesem ostasiatischen Hexenkessel überhaupt noch irgend eine Leitlinie, ein festes, allem Wechsel der politischen Erscheinungen zugrundeliegendes Bewegungsgesetz?

Anstatt auf diese Frage direkt zu antworten, wollen wir unsre Antwort dadurch vorzubereiten suchen, daß wir ein kleines konkretes Bild des aktuellen chinesischen Lebens geben. Die chinesische Tagespresse bietet hierfür besonders günstige Unterlagen. Wir greifen für unsern Zweck aus der Fülle der in chinesischer und englischer Sprache erscheinenden Zeitungen ein Blatt heraus, das erstens im Zentrum der jüngsten Revolutionsereignisse, in Hankau, erscheint, und das zugleich über die dortigen Ereignisse ganz besonders gut informiert ist: die ‚People's Tribune', die englische Ausgabe der Hankauer Kuo Min Tang-Tageszeitung. Für den, der zu lesen versteht, erzählt eine einzige Nummer dieser Zeitung mehr über das gegenwärtige China, als die Berichte von Dutzenden ausländischer Journalisten, die stets nur Ausschnitte des chinesischen Lebens — und diese zudem fast regelmäßig noch schief — sehen.

Obgleich schon neuere Nummern vorliegen, nehmen wir die Ausgabe vom 14. Juli; in ihr ist in ungewöhnlich konzentrierter Form das Für und Wider, das Gegenspiel der Kräfte der jüngsten Politik Chinas sozusagen auf der Fläche einer Hand (ohne Bild: auf sechs Zeitungsblättern) zusammengedrängt.

Die Gesamtatmosphäre ist phantastisch. Zweitausend Kilometer nordöstlich landen die Japaner Truppen, immer neue Schiffsladungen voll. Die äußere Bedrückung Chinas steigt mit der Krise der Nationalrevolution. Dabei ist die imperialistische

Bedrohung für Wuhan keineswegs nur platonisch. In den niedrigen, lauwarmen Wassern des kolossalen Yangtsestromes schaukeln, immer noch, laut der „Kanonenboot-Statistik" der ‚People's Tribune', 21 fremdländische Kanonenboote, 6 Engländer, 4 Amerikaner, 3 Franzosen, 1 Italiener und 7 Japaner.

Stromauf den Yangtse kommen nicht allein feindliche Kriegsschiffe; auch Gerüchte und Meldungen finden ihren Weg. Tschang Kai Schek hat eine neue Bluttat auf sich geladen. Er hat den Sohn des Vorsitzenden der KP Chinas, den seine Bewaffneten in Schanghai im Arbeiterviertel Tschapei festnahmen, am Nachmittag des 3. Juli nahe bei der Zia Tu-Straße „auf offenem Felde" hinrichten lassen. Etwas von der Atmosphäre des Terrors, der übermorgen auch hier oben am Yangtse ausbrechen wird, liegt in dieser Nachricht. Und in einer andern, die aus der gleichen Stadt kommt, zeigen sich zugleich die Gegenkräfte an, die auch in Wuhan gegen den weißen Terror aufstehen werden: Trotz Militär und Polizei hat Tschang Kai Schek nicht alle Streikbewegungen unterdrücken können. Zehntausend Seidenarbeiterinnen, die „Amazonen von Schanghai", haben ihm die Stirn geboten und einen waghalsigen Großstreik unternommen, der, allen Unterdrückungsmaßnahmen zum Hohn, zehn Tage währte, und der sogar mit einem kleinen materiellen Erfolg für die „Amazonen" endete.

Das ein Stück der „Außenwelt". Wuhan selbst ist erfüllt von den schrillen Dissonanzen gleichzeitig wirkender, gegeneinander drängender sozialer Grundkräfte. Gewiß, an der Oberfläche geht der moderne chinesische Alltag unbeirrt seinen Gang: Die Wäschereien waschen — „24 Stunden, Dry-Cleaning Service" — die Photographenateliers locken ihre Kunden; Zahnärzte, Optiker, Juweliere zeigen sich tätig. Ein Sprachlehrer verheißt dem chinesischen Bildungsbeflissenen zugleich Lektionen in Tanz und Maschinenschreiben. Die Cafés bemühen sich, den Rekord in „bestem Eiscream" zu schlagen. Und die Vergnügungsstätten arbeiten, zum Teil bereits von den frühen Nachmittagsstunden an: Kinos (im „Kaisergarten" läuft der Schanghaier Film „Die Spinnenhöhle" mit Fräulein Ing in der Hauptrolle; Anfang nachmittags 2 Uhr); Varietés (im „Internationalen Café" wartet ein offenbar weißrussisches Ballett mit dreiviertel-nackten Tänzerinnen auf; „The Parisien" muß neidisch gestehen „Wir haben kein Ballett"; als Ersatz verheißt er dafür: „Neue Musik und neue Girls. Man serviert mit einem Lächeln").

Jedoch die Preise — zwei bis drei Kuli-Tageslöhne für eine Kinovorstellung — enthüllen schnell den exklusiven Charakter dieser Lebensfreuden. Für die Erwerbslosen (die Opfer der Wirtschaftsblockade Tschang Kai Scheks), deren Vertreter sich im Volksklub in den Räumen des Großen Theaters versammeln, handelt es sich ohnehin um andre Fragen.

Mit den Erwerbslosen sind wir übrigens aus dem künstlichen Licht der Vergnügungsstätten heraus und in die unmittelbare gesellschaftlich-politische Wirklichkeit eingetreten. Chinas Klassen stehen im Kampf, vor neuen Entscheidungen, mitten darin. Chinas Klassen beraten: Kongresse! Seit Tagen schon beraten in Wuhan die Vertreter der Kaufmannschaft des

Yangtsegebietes, nicht wohl die ganz großen, sondern eine vorwiegend mittelbürgerliche Schicht. Von den Dörfern dröhnt das Geschrei revolutionärer Kampfaktionen (und konterrevolutionärer Gegenbewegungen) herein. Die Kaufleute aber sitzen im engen Schacht ihrer bourgeoisen Interessen. Der Geschäftsmann braucht Kredite. Revolution, das heißt für ihn vor allem auch: Verbilligtes und leichter zugängliches Geld. Resolution des Kaufmannskongresses, Sitzung vom 13. Juli: Der Kongreß fordert von der Wuhanregierung, „daß die verschiedenen nationalistischen Provinzregierungen Filialen der Zentralchinesischen Bank einrichten sollen ..."

Zugleich tagt, ebenfalls in Wuhan, der 9. Allchinesische Studentenkongreß. Aus ganz China sind die jungen Leute zusammengeströmt, ja, von Übersee her sind sie da: aus Hongkong, aus Japan, von den Inseln der Südsee. Hier klingen die Resolutionen bereits ein wenig anders. Hier ist der Zusammenhang mit den Gegenwartsfragen, das heißt, mit den Fragen der Massen, schon enger. „Die Studenten", erklärt eine der Resolutionen dieses Kongresses, „sind ein Teil der kämpfenden Massen. Sie haben jetzt keine Zeit, hinter verschlossener Tür in ihren Studierzimmern zu sitzen. Revolutionäre Theorie und Praxis sind von gleich großer Bedeutung". Wie ernst solche Beschlüsse gemeint sind, wie groß die Zahl derer ist, die im Moment der Entscheidung wirklich mit den Massen gehen, das soll die nächste Zukunft lehren. Wichtig ist auf jeden Fall noch eine andre Entschließung. „Es ist ... notwendig, eine Renaissancebewegung in der chinesischen Literatur zu schaffen; denn die alte chinesische Geistesverfassung, wie sie sich in der Literatur ausdrückt, ist zu pessimistisch, beschaulich und konservativ, sie muß durch eine Literatur von mehr wissenschaftlichem und revolutionärem Typ ersetzt werden". —

Ereignisreiche Tage! Während die Kaufleute tagen und die Studenten ihre Rededuelle ausfechten, ist die Regierung geschäftig, den offenen Kampf gegen die „zu weit gehenden" Arbeiter- und Bauernmassen einzuleiten. Im Süden ihres Machtbereichs, in der Provinz Hunan, hatte sie bereits gehandelt. Am 21. Mai waren in einer blutigen Aktion, die Wuhan hinterher guthieß, die Anfänge der Agrarrevolution — jedenfalls vorläufig — niedergeschlagen. Seither sondierte die Regierung, griff sie ein, sandte sie spezielle Kommissionen mit besondern Vollmachten in ihre Provinzen. Eine derartige Kommission berichtet am 14. Juli in der ‚People's Tribune', und dieser Bericht führt nun ins Allerinnerste der chinesischen Entwicklungsproblematik hinein. Die Kommission besuchte die Provinz Kiangsi; doch gilt, wie sie sagt — und wie tausend Nachrichten bestätigen — das von Kiangsi Gesagte auch von den andern Territorien der Wuhanregierung. „Viele derer, die in der Bauern- und Arbeiterbewegung tätig sind ... haben nur den Erfolg der Bauern und Arbeiter im Auge. Sie vergessen darüber die andern Klassen, die Industriellen und die Kaufleute. Wir müssen aber bedenken, daß die Kaufleute und Industriellen Eckpfeiler des (angestrebten) Staatskapitalismus sind." Die Bauern und Arbeiter wollen also leider die Revolution nicht für billige Handelskredite und für die industriellen Säulen des

Staatskapitalismus, sondern für sich selber machen. „Überall haben die Bauern willkürlich Lebensmitteltransporte mit Beschlag belegt und die Grundherren unterdrückt. Die Arbeiter von Tschingtehtschen vertreiben ihren Direktor und haben selbst die Leitung ihrer Fabrik übernommen." Die Regierung muß sich ferner die höchst unangenehme Tatsache berichten lassen, daß man ihr selber (die den Massen alles versprochen, und nichts gehalten hat) nicht wie einem Freunde, sondern feindselig gegenübersteht. Hart und unmißverständlich wird die Situation dargelegt: „Die Kluft, die gegenwärtig zwischen der Regierung und den Massen klafft, ist breit".

So spricht eine offizielle Regierungskommission in einem offiziellen Kuo Min Tang-Organ. Der Klassenkrieg wütet im Lande. Die alte Einheitsfront aller gegen den Imperialismus kämpfenden Klassen Chinas, die schon im April durch den Abfall der Großbourgeoisie zerrissen war, splittert jetzt, angesichts der ausbrechenden Bauern- und Arbeiterrevolution, auch in ihrem letzten Zentrum, im Wuhangebiet, erbarmungslos in Stücke. Die Kommission empfiehlt, daß man die Massen wieder zur Raison bringen solle. Sie müssen lernen, sich den Direktiven der Kuo Min Tang, die sich in Wuhan immer noch links nennt, sowie den Direktiven der Regierung dieser „linken" Kuo Min Tang zu fügen. Eine endlose Kette dessen, was die Wuhaner „Volksregierung" den Massen untersagt und vorschreibt, folgt der Schilderung der Lage.

Aber die Regierung erläßt nicht nur platonische Anweisungen. Sie wird auch handeln; sie hat schon gehandelt. Die gleiche Nummer der ‚People's Tribune' vom 14. Juli, der wir alle unsre Angaben entnehmen, bringt eine Erklärung des bisherigen Direktors des Politischen Bureaus von Wuhan, Teng Yen Ta. Teng, der die wirkliche linke Linie der Kuo Min Tang fortführt, legt unter schärfstem Protest gegen die jüngste Regierungspolitik sein Amt nieder. Aus seinem Munde erfährt man plötzlich Einzelheiten, die die Situation scheinwerferhaft hell machen. Ein „unseliger Wandel", so erklärt Teng, hat sich in der politischen Einstellung der Leitung der Kuo Min Tang vollzogen. „Diejenigen, die bisher für einen Feldzug gegen Tschang Kai Tschek waren, setzten sich jetzt für Nachgeben und einen Kompromiß ein. Diejenigen, die bisher mit Enthusiasmus die Zusammenfassung aller revolutionären Massen zum Zwecke der nationalen Revolution befürworteten, wollen jetzt den Bruch mit der Kommunistischen Partei. Diejenigen, die bisher einem unbedingten Schutze der Bauern und Arbeiter das Wort redeten, beginnen jetzt, Blutbäder unter ihnen anrichten zu lassen."

Und nun kommt eine Prophezeiung, die sich nur zu bald bewahrheiten soll: „Ich war und bin noch der Meinung, daß, wenn man die Drei Prinzipien (Sun Yat Sens) falsch auslegt, wenn man die Bauern und Arbeiter verfolgt, wenn man revolutionäre Elemente von sich stößt, ihre politischen Aktionen unterdrückt — ich bin der Meinung, daß dann die revolutionäre Bedeutung der Kuo Min Tang verschwinden und daß der Einfluß der Partei sich auf Null reduzieren wird. Das natürliche

Ergebnis wird sein, daß die Partei selbst einen gegenrevolutionären Charakter annimmt ..."

*

Wohin treibt China? Wir haben im Querschnitt einer einzigen Nummer einer chinesischen Tageszeitung einige der sozialen Grundkräfte aufzuweisen gesucht, die unter dem rasenden Wirbel einer sich ständig wandelnden Oberfläche mit der ruhigen Stetigkeit gesellschaftlicher Naturkräfte wirksam sind. Es ist die unerwartet starke Entwicklung der Kräfte der Arbeiter- und Bauernmassen Chinas, die Tschang Kai Schek und die Großbourgeoisie Chinas im April dieses Jahres zum Abfall bewogen hat. Es sind die Anfänge der Agrarrevolution, die im Sommer auch die kleinbürgerliche Wuhanregierung, auch Feng Yu Hsiang auf die Gegenseite der Revolution trieben. Das Schicksal der chinesischen Agrarrevolution wird das Schicksal der gesamten chinesischen Freiheitsbewegung sein.

Zionisten-Kongreß von Alfons Goldschmidt

Auf dem antiimperialistischen Kongreß in Brüssel, im Februar dieses Jahres, wurde von dem Delegierten der jüdischen Arbeiterpartei Poale-Zion eine Resolution mit diesen Forderungen eingebracht: Kampf für die Agrarreform in Palästina, Abschaffung aller feudalen Privilegien, Befreiung des Bauern von Tributen und drückenden Steuern. Ferner Übergabe des nicht bebauten Landes an die Bauern, Nationalisation bebaubaren Landes, Bildung eines Landfonds zur Verfügung der proletarischen Kolonisation, Kampf gegen die Einwanderungshemmungen, energische Aktionen für Einwanderung jüdischer Proletarier nach Palästina, für Schutz der Arbeit, Achtstundentag, Normallohn, Arbeiterversicherung und schließlich für völlige Autonomie der Gemeinden.

Das ist noch kein proletarisches Radikalprogramm. Es sind Forderungen einer national-proletarischen Partei, deren Ziel die Befreiung Palästinas vom englischen Imperialismus und vom arabischen Feudum zugunsten eines jüdisch-proletarischen Palästina ist. Es sind Klassenforderungen einer jüdischen Partei, aber sie enthalten die ganze Krise Palästinas.

Auf dem XV. Zionisten-Kongreß in Basel sagte der Präsident der zionistischen Organisation, Dr. Chaim Weizmann, in einer Kritik seiner Kritiker: „Ich ziehe, alles in allem genommen, die langatmige, mühsam zu gewinnende Hilfe der Engländer der raschen Hilfe der Sowjetregierung vor. Ich weiß doch genau, wie die Hilfe gefärbt ist — durch einen politischen Zweck. Das wissen Sie ja alle. Wenn man es für seine Zwecke braucht, macht man es eben schnell." Der Referent für die Wirtschaftsfragen Dr. Ruppin sieht „in dem jetzigen Kampf gegen die Arbeiterschaft nicht eine zufällige Erscheinung, sondern den Beginn der Auseinandersetzung zwischen den Prinzipien des Pioniertums und denen der Wirtschaftlichkeit". Er lobte den proletarischen Gemeinschaftsidealismus, aber auch die Anpassung an die „wirtschaftliche Wirklichkeit".

Es ist also der Kampf kapitalistischer Methoden gegen

proletarische Methoden, oder der Kampf geldwirtschaftlicher gegen produktionswirtschaftliche Aufschließung.

Der Präsident der zionistischen Exekutive, Nahum Sokolow, sprach von drei Perioden zionistischer Geschichte. Aus der ersten idealistischen Herzl-Periode, die allerdings nicht ganz ohne Rücksichten auf „Realitäten" war, durch eine stillere und vorbereitende Organisationsperiode, ist nun der Zionismus in die „Periode der Anerkennung und der Verwirklichung des Nationalheims für das jüdische Volk unter dem Mandat Großbritanniens und dem Schutz des Völkerbundes" eingetreten. Das Nationalheim de jure ist da, aber de facto muß es erst noch geschaffen werden, meinte Sokolow. Dieser Übergang von der Verheißung zur „Erfüllung" ist voll Mühe, das ist selbstverständlich. Die Frage ist nur, ob die Erfüllung möglich ist.

Es ist eigentlich auf dem Kongreß in Basel, von Ansprachen abgesehen, nicht eine frohe Rede gehalten worden. Die Führer der zionistischen Organisation standen in der Defensive, und die Kritiker wußten, daß gegen die Haupttatsache, nämlich die Unzulänglichkeit der Mandatspolitik und Mandatswirtschaft, nur wenig zu machen ist. Man hat, von der proletarischen Opposition abgesehen, England sehr sanft behandelt. Man weiß und sagte es offen, daß ohne England Palästina, wie die Mandatsverteidiger es sich vorstellen, nicht möglich ist. Das englische Interesse ist aber weder das national-jüdische, noch das proletarische Interesse. England hat schon die jüdisch-bürgerlichen Forderungen sehr vernachlässigt. Mit seiner Steuerpolitik, seiner Zollpolitik, mit seiner ganzen Passivität, war man auf dem Kongreß nicht einverstanden, und es hielt schwer, eine Macht zu verteidigen, deren Wirken so wenig dem Jubel entspricht, mit dem man sie anfänglich begrüßt hat.

Jedenfalls haben weder England noch die jüdischen Führer vermocht, die Entwicklung zur wirtschaftlichen und sozialen Krise in Palästina zu verhindern. Im Jahre 1926 hatte das Budget ein Defizit von 71 000 Pfund und für 1927 kündigte Herr Doktor Weizmann ein Minus von 150 000 Pfund an. Dieser schlimmen Finanzlage entspricht die wirtschaftliche Situation und umgekehrt. Selbst wenn es gelänge, eine „produktive Erwerbslosenfürsorge" einzurichten, das heißt, gegen die Arbeitslosigkeit große Projekte zu realisieren und selbst, „wenn ein größerer Einfluß von Privatkapital stattfände, verbliebe noch ein ungeheurer Überschuß von Arbeitslosen". Auf dem Kongreß wurde der Idealismus des jüdischen Proletariats in Palästina besungen, dieses „Vermögens zu hungern", das ein Teil des Budgets geworden sei, aber gegen die Arbeitslosigkeit kann dieses Vermögen nur schwer eingesetzt werden. Die Erwerbslosigkeit ist eine organisch gewordene Krise der Arbeit Palästinas, gefördert durch die selben Elemente, die überall in der kapitalistischen Welt die Arbeitslosigkeit verursachen und steigern. Der Streit um die Einwanderungspolitik, der Wunsch, Anleihen aufzunehmen, „die Zufälligkeiten" der Inflationsverluste, all das ist nichts Besondres. Es ist vielleicht gradweise unterschieden von der übrigen Entwicklung, aber es ist die Klassenkrise.

Das jüdische Palästina hat alle Elemente der Unproduktivität genau wie die übrige kapitalistische Welt. Es hat auch das Hauptkennzeichen der Unfruchtbarkeit, den Gegensatz von Land und Stadt, von Acker und Gewerbe. Wenn auf dem Kongreß die Landwirtschaft Palästinas die „Artillerie" der Wirtschaft genannt wurde, so ist das richtig, aber es ist leider nur bis heute eine sehr leichte Feldartillerie. In fast allen Ländern der Welt ist die landwirtschaftliche Basis relativ gering, in Palästina beträgt sie nur 15%. „In Palästina, wo die jüdischen Kaufleute fast nur auf den Handel mit Juden angewiesen sind, muß ein so hoher Prozentsatz von Händlern zu einer Katastrophe führen." Da haben wir also das Grundproblem, und ich glaube nicht, daß mit der Fortsetzung und der Erweiterung der alten Industrialisierungs- und Siedlungsmethoden dieses Problem gelöst werden kann. Die Unfruchtbarkeit über dem Acker ist dem Kapital wesentlich. Das aber ist grade das Charakteristische der englischen Wirtschaftsentwicklung. Das englische Mandat über Palästina ist ein unfruchtbares Mandat. Wenn Herr Weizmann glaubt, das unfruchtbare England sei unpolitischer oder „realpolitischer" in Palästina als das „politische" Sowjetrußland, so irrt er sich. Er möge die Wirtschaftspolitik Englands studieren, dann wird er finden, daß diese Politik das klassische Beispiel der wachsenden und expansiven Unproduktivität ist. Dagegen wird sich die zionistische Organisation vergeblich wehren, so viele kleine Konzessionen sie auch an das Proletariat, das heißt an die wirkliche relative Produktivität, macht. „Wir haben keine Krise, wir haben eine Schwierigkeit finanzieller Natur und über diese müssen wir hinwegkommen." Das stimmt nicht: Die Schwierigkeiten finanzieller Natur sind nur Symptome der Krise, die nicht aufhören, sondern sich nur vorübergehend mildern könnte.

Auf dem Kongreß wurde heftig über das Nachlassen des Ideenkampfes um die Geister im Judentum, insbesondere über Mangel an Kampf mit der antinationalen Orthodoxie und mit den kommunistischen Strömungen geklagt. Aber das ist ja nur die Folge der „realen Arbeit", die auf kleine Konstruktivität und nicht auf große produktive Planmäßigkeit geht.

So sind denn auch die Beschlüsse des baseler Kongresses Hilfsbeschlüsse und keine Grundbeschlüsse. Es sind Resolutionen über Handelsverträge, Meistbegünstigung, Frachtprivilegien, Steuern, Gebühren, Bodenübertragungen, Arbeitsgesetzgebung, Kredite usw. Aufforderungen hauptsächlich an England, das heißt an die Macht, die nur ein wirtschaftliches Interesse haben kann, nämlich Stabilisierung der Unproduktivität und Unterdrückung jeder Bewegung, die auf der Gemeinsamkeit des arabischen und jüdischen Proletariats, der produktiven Kräfte auf dem Acker und in der Industrie Palästinas eine planmäßige Fruchtbarkeit entwickeln wollte.

Diejenigen, die einen Beruf daraus gemacht haben, die Menschen zu richten, waren wie die Priester; die einen wie die andern haben das Volk ewig betrogen.

Danton

Ein Franzose im alten Berlin von Peter Panter

„Das Wappen von Berlin ist ein Bär,
der auf seinen Hinterpfoten schön macht."

Jules Laforgue

Die Gattin des alten Kaiser Wilhelm hatte einen Vorleser, das war ein Franzose. Daß er auch ein Dichter war, wußte sie nicht und niemand — so ängstlich verbarg Jules Laforgue seine Qualitäten vor der Welt. Bei meinem alten Verleger Axel Juncker (Gott strafe ihn!) ist ein kleines Bändchen erschienen, von dem ich nicht weiß, ob es noch zu haben ist: Franz Blei und Max Brod haben darin einige der schönsten Gedichte und Szenen Laforgues nachgedichtet, zärtliche, feine und bezaubernd leichte Gebilde. Die Gedichte Laforgues und das, was man so „Werke" nennt, sind im Verlag des Mercure de France erschienen, und was sonst von dem jungen Menschen, der mit siebenundzwanzig Jahren starb, übrig geblieben ist, sind melancholische Briefe und eine dünne Freundes-Literatur . . .

Lassen wir den komplizierten Fall Laforgue beiseite, so gut es geht. Der kaiserliche Vorleser war einundzwanzig Jahre alt, als er im Jahre 1881 über Coblenz an den Berliner Hof kam; er blieb — mit Unterbrechungen und Urlaubsreisen — bis zum Jahre 1886; 1887 starb er.

Er hat nun (Editions de la Sirène, 29 Bd. Malesherbes Paris) ein kleines Skizzenbuch über „Berlin, La Cour et la Ville" hinterlassen, das für uns sehr spaßig zu lesen ist. Aquarell, verblichene Photo und Vexierbild in einem.

*

„Berlin", hat ein Zeitgenosse Laforgues geschrieben, „das ist Frankreich vor 1789". Das ist etwas bitter und zu hart — aber laßt uns das Bilderbuch des jungen Mannes betrachten, der sich — besonders anfangs — schrecklich einsam und verlassen und heimatlos in Berlin vorkam.

Wenn wir mit der Schale beginnen, so ist es die Berliner Kleidung, die dem Franzosen auffällt, und nicht angenehm auffällt. Nun, es ist die Zeit, da sich der Kaiser aus dem Hotel de Rome Unter den Linden sein Holzfaß warmen Wassers zum Bad ins Schloß fahren ließ, und wenn auch körperliche Ungepflegtheit nach alten Vorstellungen Eleganz nicht ausschließt: das militärische Berlin war gewiß nicht elegant. „Alle Zylinderhüte, die man in Deutschland sieht, müßten erst mal aufgebügelt werden"; sagt Laforgue, und: „Ein gut geschnittner Frack ist hier eine sensationelle Seltenheit". Das ist übrigens nicht bösartig gesagt — es ist eine einfache Beobachtung, und eine, die damals richtig war. (Inzwischen ist die Geschichte, was die Kleidung der Männer in Paris und Berlin angeht, fast umgekehrt. Wovon leben eigentlich die Pariser Schneider, die Anzüge aufbügeln?)

Und Zug für Zug taucht jenes alte, längst verschollene Berlin in den Beschreibungen Laforgues auf, Beschreibungen, die übrigens fast gar nichts Dichterisches an sich haben, die beinah merkwürdig nüchtern und naßkalt sind . . . offenbar ein Symptom des Seelenzustandes, in dem sich der Papa eines

spleenigen Pierrots damals befunden haben muß. Du gutes, schlechtes, dussliges altes Berlin!

Der Dienstmann Unter den Linden, auf dessen roter Mütze EXPRESS stand, im alkoholdunstigen Kielwasser dieses Expreßkutters konnte wohl niemand folgen ...; das Geklingel der alten brüchigen Schlitten, mit den hohen klapprigen Droschkengäulen davor und den bezylinderten Droschkenkutschern, die sich in diesem romantischen Winterschnee wohl selber etwas dämlich vorkamen; die Verse — Herz, glüh auf! — die Verse der Goldenen 110! Junger Mann, das wissen Sie nicht, das war vor Ihrer Zeit: da gab es an der Neuen Brücke und später in der Leipziger Straße ein Geschäft mit billiger Konfektion, das seine Hausnummer als Refrain von Reklamegedichten verwandte, die grün an den Litfaßsäulen klebten, eine gradezu unerhörte Sensation. Besonders schön war der „Dreh", mit dem der Reklamedichter von einem allgemein gültigen hochpoetischen Thema auf seinen Laden kam... Etwa so:

Im Walde singt die Nachtigall,
die Pilze blühn am Bachesrande;
es zieht der süße Frühlingsschall
wohl klingend durch die deutschen Lande.
Drum, Jüngling, zieh auch du durchs Land,
mit deiner Liebe in der Hand —
Willst wie ein Frühlingsgott du gehn —
dann komm zur Goldenen 110!

Auf die Art.

Und wie das alles wieder lebendig wird... Da beklagen wir dicken Herren uns heute, wenn sich die jungen Damen bei Tisch bepudern, frisieren, beschminken und wieder abschminken... Aber was haben wir einst getan? Schilderung eines Berliner Restaurants: „Ein Gast kommt herein; wenn er sich an deinen Tisch setzt, grüßte er erst mal und wünscht dir eine ‚Gesegnete Mahlzeit!' Darauf, ob General, sonst ein Offizier oder Zivilist, vergräbt er beide Hände in die Schöße seines Rocks und holt da aus den Taschen zwei kleine Bürsten, und nun bringt er, mit beiden Händen, rasch seinen Scheitel auf dem Hinterkopf in Ordnung und kämmt sich die Haare über die Ohren..." Wie bist du weit...! Und wie vieles hat sich von Grund auf geändert. („Na, wollen Sie vielleicht damit sagen...?" Nein, ich will nicht.)

Immerhin: die Bahnhofsrestaurants, über deren mindere Qualität Laforgue sich aufhält, sind besser geworden, wenn auch nicht gut — und was die Berliner Bälle anbetrifft, so kennt der kaiserliche Vorleser deren vier: den Subskriptionsball, den Kavalierball, den Presseball und den Schauspielerball. Es sollen, bestem Vernehmen nach, inzwischen einige mehr geworden sein. Und wenn er von den Schaufenstern sagt, daß sie in Paris gar so schön und in Berlin gar so häßlich seien, so hat sich auch das geändert, und zwar ganz gewaltig und sicherlich nicht zum Nachteil von Berlin — trotz der rue de la Paix. Das Niveau liegt, wie in vielen Kleinigkeiten, in Berlin wesentlich höher. Freilich: eines hat sich kaum geändert, oder doch wohl nur in der Form.

„Das ist ein mehr als monarchistisches Schauspiel: ein asiatisches Spektakelstück ist es, was man wöchentlich ein oder zwei Mal Unter den Linden und den benachbarten Straßen sehen kann". Nämlich? Begrüßung irgendwelcher Prinzen durch das Volk ... Und davon ist die Rede, wie ein Abgeordneter im Rang nach dem jüngsten Leutnant kommt ... Nicht wahr, wir sind ja so republikanisch geworden, das gibt es alles nicht mehr. Nun, was dem einen sein Hofball, das ist dem andern sein Landesverratsprozeß. Und Laforgue findet die Formel, wie der Franzose stets die Formel findet: „Berlin riecht immer nach dem kleinen Belagerungszustand." Mit dem bekanntlich jeder Kriegsminister regieren kann.

Die Politiker werden ihren Spaß an diesen alten Erinnerungen haben. Dieser bezaubernde kleine Satz, der in die Bismarck-Biographie Ludwigs gehört: es ist davon die Rede, daß dieser Diktator den alten Kaiser in Briefen immer „Mein allergnädigster Herr" ansprach und sich selbst „alleruntertänigster Diener" unterzeichnete. Und blitzschnell, wie die streichelnde Klinge eines Floretts, der Nachsatz: „On n'est pas plus réaliste."

Und wer tommt denn da —?

„Er sieht (auf einem Hofball) nach rechts und nach links, mit affektierter Lebhaftigkeit, er schüttelt Hände und das alles mit einem Lachen, das freier klingen soll als es klingt ... mit dieser falschen Lebhaftigkeit, die gegenüber den Botschaftern bis zur Formlosigkeit geht ... trägt Manieren zur Schau, die ..." Das ist er. Das ist unser Herminerich.

Das Buchchen ist gleich charakteristisch für Berlin wie für den Franzosen, der es schrieb. Natürlich sind eine Menge Beobachtungen darin, die entweder nicht richtig oder deren Schlußfolgerungen einfach falsch sind. Wie man einen preußischen Postbriefkasten — und besonders den damaligen — schön finden kann, ist mir unbegreiflich; wenn Laforgue von den Briefträgern spricht, bedauert er, daß sie so viele Treppen steigen müssen, sagt aber kein Wort davon, daß diese Art der Briefbestellung immerhin der Pariser vorzuziehen ist, wo die Portierfrau ihre polizeilich lackierte Nase in die Korrespondenz des ganzen Hauses, soweit die nicht eingeschrieben ist, steckt ... kein Wort. Und daß er das Weißbier ein „horrible liquide" nennt — ja, das also ist unvereinbar: der, der die Verse von „Je suis la femme. On me connaît" geschrieben hat und dann die kühle Blonde mit'm Schuß. Wenn der Band mit den Gedichten Laforgues vor mir liegt, so schön gebunden, und wenn es dann in Paris ganz heiß und staubig ist, dann traue ich mich manchmal fast, eine kleine Sehnsucht nach dem „horrible liquide" zu haben, die einem so angenehm kitzelnd in die Nase steigt ... Horreur! Prost.

Merkwürdig, sich in einer andern Sprache wiederzufinden. Wie vertraut-fremd das klingt! Wie tönt es von einem deutschen Kirchturm?

Va toujours fidèle et probe
Jusqu'à ton tombeau froid,
Et ne t'écarte pas d'un pas
Du chemin du Seigneur.

Üb immer treu und Redlichkeit... Immerhin: dieser Künstler hat sie geübt, mehr als jener unsägliche Henry Béraud, der in Paris über Deutschland nicht nur ein Buch voll infamer Verleumdungen veröffentlicht hat, sondern schlimmer: der ein hundschlechter Reporter ist und seinen Beruf nicht gelernt hat. So werden Kriege vorbereitet...

Laforguen aber wünscht man schmunzelnde Leser. Man kann auch aus solchen Büchern viel lernen. Nämlich, wie ein Volk von großen Qualitäten, hündisch dressiert, versehen mit den Tugenden seiner Fehler, sich von seinen verkörperten Lastern in den Krieg jagen ließ, in den es hereinschlidderte und sich erst dann, aufwachend, besann, daß es ihn nie gewollt hatte, obgleich es ihn immer gewollt hatte. A la prochaine!

Das Vermächtnis Emile Zolas von Gerhart Pohl

„Einen Augenblick verkörperte sich in ihm das Gewissen der Menschheit!"
Anatole France am Grabe Zolas.

Für die Größe des homo publicus gibt es nur einen Maßstab — die Wirkung. Denn der Ruhm ist nur eine Nebenerscheinung, die heute schon auf dem Wege der Fabrikation von flinken Interessentengruppen täuschend ähnlich nachgemacht wird, und die Auflageziffer entspricht immer der Größe der Barnum-Trommel. Wir lesen ja alles, was geschickt genug gemanagert wird, wagen nicht, Blödsinn für dumm zu halten, nur weil unser Frühstücksblatt, das mit dem Fabrikanten liiert oder mit dem Autor verwandt ist, es für „fashionable" ausgegeben hat. Aber die Wirkung? Nein, Dauer-Wirkung läßt sich nicht durch Rotationsdruck erzeugen. Auch die gewandteste Konfektion scheitert an dieser Klippe.

Dauer-Wirkung basiert eben auf Können und Sein, also auf der Persönlichkeit. Da hilft kein Stottern vom Massen-Menschen und von Kollektiv-Lösungen. Wer also redet, gehört zu den Dogmatikern, denen wir — nach Karl Marx — nachhelfen müssen, daß sie sich ihre Sätze klar machen.

Die große Persönlichkeit ist das reinste Symbol einer Zeit und ihrer Strebungen. Daher ragt sie hinein — in andre Jahrhunderte mit andern Zielen, wird bejaht, verneint, aber immer umkämpft und beachtet.

* * *

Emile Zola gehört zu den großen Persönlichkeiten des verebbenden XIX. Jahrhunderts. Darum ist er heute — fünfundzwanzig Jahre nach seinem Tode — noch Kampffanal mehr als Akademiegröße, die Jeder achtet und Keiner ernst nimmt. Um ihn wird noch gekämpft, noch wirkt sein Geist wie Sprengstoff in der gewitterschweren Luft dieser ereignisreichen Dezennien. Bitter ernst nimmt man ihn, ob man lamentierend verflucht oder ehrfürchtig salutiert. Weil er es selbst ernst nahm mit seinem Werke und seinem Leben. Nichts Spielerisches, nichts landläufig „Künstlerisches" ist an diesem Manne, der, schwer und würdig, an seinem Schreibtisch in der 23 rue Truffant in Paris saß und Stein auf Stein türmte, die gewaltigste Roman-Serie des XIX. Jahrhunderts: „Die Rougon-

Maquarts". Fast jeder Band wurde der Welt eine neue Sensation. Man schlug Schlachten um des Buches Wert oder Unwert, um Sein oder Nichtsein dieses Schriftstellers. Aber der arbeitete unverzagt weiter, ohne das „Hosianna!" oder „Kreuziget!" auch nur zu hören, bis das gewaltige Werk vollendet war.

„Wir wollen nichts als die Wahrheit sagen, und zwar in einfachen Worten, damit das Volk uns versteht" schrieb Zola einmal und prägte damit den Leitsatz für sein Lebenswerk. „Wir müssen bei der einfachen Tatsache, bei dem einfachen Wort dafür bleiben. Das Publikum freilich dürstet nach — Lügen, und die Dichter lügen! Wir aber wollen der Wahrheit dienen!" Es klingt so einfach, daß der Komplizierte, — traun fürwahr, wir müssen ja alle so „kompliziert" sein! — sich lächelnd abwendet. Und doch ist es so schwierig, daß es nur ganz Auserlesene vermögen, dann aber eine Wirkung erzielen, die weit über Volk und Zeit hinweggreift in die Bezirke dessen, was wir gemeinhin „ewig" nennen. Als Zola begann, konstatierten die besoldeten Orakler in den Boulevard-Papieren, er sei „ohne einen Funken Talent", als das gigantische Werk wachsend stündlich an Wirkung gewann, entrüsteten sich die bezahlten Moraliker in eben dieser Boulevard-Makulatur, ein „Mistfink" sei er, ein „Pornograph". Schließlich war das Werk vollendet und wurde von einem Herrn Ludwig Pfau also bilanziert: „Es hat mich einige Überwindung gekostet, die Arbeit einer ernstlichen Studie an eine literarische Erscheinung zu wenden, welche, für sich betrachtet, diese Mühe nicht verlohnt und ohne Zweifel nach kurzer Frist ebenso tief in die Stille der Vergessenheit zurücksinken wird, als sie jetzt hoch in den Lärm des Tages emporsteigt." (Nord und Süd.) Aber auch Alfred Tennyson, gewiß mehr als ein flinker Skribent, war kurzsichtig genug, die naturalistische Dichtung „ein Wühlen im Schweinetrog des Zolaismus" zu nennen, und Anatole France, langjähriger, heftiger Gegner Zolas, erklärte in seiner Grabrede, die durch herzliche Offenheit und männlichen Mut geadelt ist: „Als wir das Gebäude, das er errichtet hat, entstehen sahen, erfüllte uns seine Größe mit Überraschung . . . Man hat ihn oft mit Vorwürfen überschüttet, die aufrichtig gemeint und doch ungerecht waren. Beschimpfungen und Verherrlichungen wechselten ununterbrochen miteinander ab . . ."

* * *

Zola stand auf der Höhe seines Ruhmes, hatte ein Werk bewältigt, das selten in dieser Größe, so klar und schlackenlos, gelingt, war berühmt und wohlhabend, hätte Zeit und Möglichkeit gehabt, sich nach Medan zurückzuziehen, nach seinem geliebten Landsitz, und friedlich sein Leben zu beschließen, da brach die Dreyfus-Affäre über Frankreich herein und — Zola war da. Für ihn gab es keine Mußestunden mehr, besonnt von schwer erarbeitetem Ruhme, denn das Recht war beleidigt und die Wahrheit zerstört. Zola fühlte es als persönlichen Schimpf und als Faustschlag ins eigne Gesicht. Sein Eintreten für den unschuldigen Offizier Alfred Dreyfus war ein Kampf gegen die Borniertheit patriotischer

und pfäffischer Reaktion, für das Recht und die Wahrheit. Wer heute — fast drei Jahrzehnte später — seine gesammelten Aufsätze „la vérité en marche" liest, hat Abstand genug, die Zielsicherheit und Energie, zweckhaftes Pathos und gezügelte Leidenschaft zu erkennen, mit denen er diese Kampagne führte, wie er unerbittlich vorstieß oder verbindlich ersuchte, anklagte oder bat, je nachdem es Personen und Zweck erforderten, und wie er dabei das große Ziel: Entsühnung des Dreyfus, also Sieg von Recht und Wahrheit im Auge behielt und nicht eine Nagelbreite seiner Position aufgab. Der Meister des naturalistischen Experimentalromans offenbart sich hier als Publizist von ganz großem Format. Aber Zola ging es dabei auch nicht um das brillante Bonmot, das den Leitartikel rettet, sondern um die Sache. Ja, da staunen die vom Bau ungläubig: Es ging ihm tatsächlich nur um die Sache. Er vertrat nicht die Meinung der Industrie oder der Demokratie, der Partei oder einer Kamarilla, sondern die Sache seines Geistes und seines Herzens. Darum kämpft er mit Einsatz seiner ganzen Person, und war überzeugt, daß er siegen würde — gegen die Arrivés und die Korrumpierten, gegen die Halbhirne und die Viertelherzen. Darum stellte er auch Forderungen an den Präsidenten, unerbittlich-drohend, wo wir bestenfalls ein Kollektiv-Bettelbriefchen vom Stapel lassen würden: „Man hat uns die Gerechtigkeit der Geschichte verheißen. Das gilt auch für Sie, Herr Präsident! Sie wird Ihre Taten verzeichnen! Vielleicht ist es noch Zeit. Nur muß ich hinzufügen, daß ich Ohren und Augen weit geöffnet halten werde... Ich befasse mich Tag und Nacht mit dem, was am Horizont vor sich geht."

Darum schrieb er triumphierend die Sätze: „... j'ai la plume ... quarante années de travail m'ont donné le pouvoir de parler au monde et d'en être entendu... l'avenir est à moi!"

* * *

Ja, die Zukunft war auf seiner Seite. Er wußte schon, was er sagte, wenn man es damals auch als „Größenwahn" erklärte. Die feierliche Beerdigung am 5. Oktober 1902, die das offizielle Frankreich für diesen Toten übrig hatte, war gewiß nur eine Geste. Aber die zwei Schwadronen Kavallerie auf der place vintimille, die Fußtruppen, die unter dem Kommando des Hauptmann Olivier vor dem Trauerhause salutierten, die garde républicaine, die Spalier stand, und die französische Ehrenlegion, die der Kriegsminister zum Ehrensalut abkommandierte, die offizielle Kondolation des Kabinettchefs und die Grabrede des Kultusministers vermochten den Toten weniger zu ehren als die noble Haltung des französischen Volkes, das durch eine schöne Geste wenigstens seiner großen Geister zu gedenken weiß. Was hätten unsere Tannenberg-Barden wohl im gleichen Falle getan?

Zolas Saat, in schwerer Lebensarbeit ausgestreut, ist allenthalben aufgegangen. Was Anatole France an diesem offnen Grabe erklärte: „Die Folgen seiner Tat sind unberechenbar. Schon jetzt machen sie sich geltend, denn sie haben ein Bestreben nach sozialer Gerechtigkeit hervorgerufen, das sich nicht wieder hemmen lassen wird. Eine neue Ordnung

der Dinge ist durch ihn heraufgekommen, sie basiert auf einem gesundern Gefühl für Gerechtigkeit, einer tiefern Kenntnis der Menschenrechte", hat sich deutlich als Prophetie erwiesen. Was Zola vorgeschwebt hat — als ferner Traum, ist Erfüllung geworden: Als Meister einer literarischen „Schule", die die Welt umspannt, als Lehrer fast aller sozialistischen Schriftsteller, als Ahne der modernen Reporter-Dichtung hat Zola eine Erbschaft hinterlassen, wie kaum jemals ein Schriftsteller. Das junge Amerika: Sinclair Lewis, John dos Passos, Joseph Hergesheimer und — vor allem — Upton Sinclair, ist ohne Zola überhaupt nicht zu denken. Frankreichs Jugend: Pierre Hamp, Alphonse de Chateaubriant, Jean Richard Bloch, der Russe Michael Gladkow, John Galsworthy, H. G. Wells und Heinrich Mann: sie alle haben von Zola Entscheidendes empfangen. Entweder nahmen sie Stoff und Art von ihm, versuchten aus gleichem Material mit gleicher Form annähernd gleiche Gestalt zu bilden, oder ihnen wurde die beispielhafte Leistung Antrieb zu eignem Werke aus der gleichen geistigen Haltung. Die sozialistische Literaturgeschichte fängt bei Emile Zola an, dem Klassiker der gesellschaftlichen Ablösungskämpfe.

* * *

Und darum ist Zola mehr als eine literarische Figur: ein Stück lebendiger Weltgeschichte. Denn „einen Augenblick verkörperte sich in ihm das Gewissen der Menschheit!"

Saxo-Borussen von Theobald Tiger

Möchten Sie Saxo-Borusse sein?

Domela hat sie genau beschrieben:
was sie auf ihrer Kneipe trieben —
(Rülps)
wie sie fechten, fressen und saufen,
sich niemals ein Kollegheft kaufen —
jeder ein hochfeudales Schwein...
Ein feiner Verein.

Möchten Sie Saxo-Borusse sein?

Ramsch — Manieren: frech oder beflissen —
„Werde zu Hause zu rühmen wissen!"
(Rülps)
Füchsegetriez und Chargenspiel;
Ideal: der uralte Leutnantsstil —
Kein Bürjerlicher kommt hier zu uns rein —"
Ein feiner Verein.

Möchten Sie Saxo-Borusse sein?

Das ist gar nicht übel. Im Westen und Osten
gehören ihnen alle Botschafterposten —
Sie beherrschen Deutschland. Sie sind dran.
Sie intriguieren. Mann für Mann.
In Peking, in Rio und in Madrid
immer läuft ein Korpsband mit.
Und mit diesem Korpsband zieht die Blase
ein ganzes Volk an seiner Nase.
Wir fressens aus. Sie brockens uns ein.
Wer möchte da nicht Saxo-Borusse sein —!

Kleiner Roman aus der Naturgeschichte des deutschen Films von Hans Siemsen

Vor ein paar Tagen trug sich folgendes Telephongespräch bei mir zu: „Hallo?" „Hier die Redaktion des ‚Film-Kurier'. — „Bitte?" — „Hier Dr. Feld." — „Ja — und?" — „Entschuldigen Sie, Herr Siemsen, haben Sie nicht mal einen Chaplinfilm betitelt?" — „Ja, hab ich." — „Haben Sie nicht über denselben Film eine Kritik geschrieben?" — „Gewiß!" — „Danke schön! Das wollte ich nur wissen." — „Halt mal! Wenn Sie mich daraufhin angreifen wollen —." „Nein, nein, es handelt sich nur um eine Feststellung." — „Selbstverständlich! Also, wenn Sie mich daraufhin angreifen wollen, dann rate ich Ihnen dringend, erst mal meine damalige Kritik zu lesen! Sonst werden Sie sich kolossal in die Brennesseln setzen. Sie sehen ja: ich bin sehr loyal und gebe Ihnen selber das ‚Material' gegen mich, das Sie suchen. Aber dieser Rat, den ich Ihnen gebe, ist noch viel loyaler. Nicht meinet-, sondern Ihretwegen!" — „Können Sie uns denn diese Kritik verschaffen?" — „Wenn Sie mir sagen, wann die Première des Chaplinfilms war?" — Eine Viertelstunde später wurde mir das betreffende Datum telephoniert. Ein paar Tage später sandte ich die betreffende Kritik dem ‚Film-Kurier' ein. Am nächsten Tag stand folgendes im ‚Film-Kurier':

> Herr Hans Siemsen mißbraucht die Spalten der von Siegfried Jacobsohn gegründeten „Weltbühne", um aus einer wenig logischen Verquickung von „Standesregeln, Nebenverdienst und Film" unlogische Schlüsse zu ziehen.
>
> Die Persönlichkeit des Herrn Hans Siemsen erübrigt eine Antwort auf seine sachlichen Irrtümer, wie auf die törichten Bemerkungen gegen Willy Haas, Tages- und Fachpresse. Die Kompetenz des Herrn Siemsen zur Beurteilung von Film, Presse und Nebenbeziehungen erscheint immerhin als bestreitbar.
>
> Es sei denn, man nimmt an, daß ein Journalist, der über Filme, die er gegen gutes Honorar betitelt, gleichzeitig selbst referiert, für das Thema „Nebenverdienst und Filmkritik" prädestinierter Beurteiler ist.
>
> Die journalistischen Standesorganisationen werden gut daran tun, sich mit diesen Praktiken des Herrn Hans Siemsen ehrengerichtshalber zu befassen. —d.

Und nun das schreckliche corpus delicti, diese furchtbar korrupte Filmkritik. — Zuerst erzählte ich, daß dieser Chaplinfilm („Ein Hundeleben") schon zehn Jahre alt sei. Dann sagte ich, daß grade mit diesem Film Chaplins große künstlerische Linie begonnen habe, sein Weg nicht als Schauspieler, sondern als Regisseur und Dichter, jener Weg, der über „Shoulder Arms!", „Auswanderer", „The kid", „Pilgrim" und „Pay-Day" zum „Goldrausch" führte. Und dann hieß es weiter:

> Er hat noch nicht die Vollendung der späteren Chaplin-Filme. Aber er hat, bei allem Ulk, bei aller Komik, schon den märchenhaften zarten, tiefsinnigen, dichterischen Unterton, der die Chaplin-Filme von allen anderen Filmen unterscheidet. Der Film hat schwache, oder doch schwächere Stellen. Aber er hat auch ganz reizende, bezaubernde, wirklich dichterische Szenen.

Sehr schade ist es, daß die deutsche Filmindustrie so viele Zwischentexte für notwendig hält. Je besser der Film, desto mehr stören diese Unterbrechungen. — Ich darf das ruhig sagen, weil ich selber es bin, der die Zwischentexte für diesen Chaplin-Film gemacht hat. (Auf Wunsch der Firma! Nicht auf eigenen Wunsch!) Ich habe es so gut gemacht, wie ich konnte. Trotzdem: — diese Texte stören nur! Mich selbst am meisten.

Unterschrift: Hans Siemsen.

Notwendige Erklärung: Die Verleihfirma, die mich bat, diesen Chaplin-Film zu betiteln, tat das auf den Rat von Willy Haas, der den Leuten erzählt hatte, ich hätte ein Chaplin-Buch geschrieben, ich sei ein Chaplin-Kenner.

Nachdem ich den Film gesehen hatte, sagte ich sofort: „Dieser Film braucht gar keine Titel. Ich schlage Ihnen vor: Sie zahlen mir kein Honorar — und ich mache Ihnen keine Titel." „Ja, Herr Siemsen, wir verstehen das sehr gut. Aber die Verleiher in der Provinz verstehen das nicht. Die nehmen uns einen Chaplin-Film ohne Titel gar nicht ab. Wir haben schon bei zwei verschiedenen, prominenten Filmtext-Dichtern Titel für diesen Film bestellt und bezahlt. Aber die sind ganz unmöglich! Ohne Titel aber können wir den Film nicht herausbringen." — Ich sah die bisherigen Titel. Sie waren unmöglich. Ich versuchte also mein Heil und machte die (überflüssigen!) Titel (siehe oben!) so gut ich konnte. — Und sagte mir: Nie wieder! In meiner Meinung bestärkt, daß man mit deutschen Film-Industriellen und -Fachleuten nicht arbeiten kann. (Ich täte es ja sehr gerne. Viel lieber, als unfruchtbare Kritiken schreiben! Aber es geht eben nicht.) Diese Erkenntnis versuchte ich, in meiner, ach, so korrupten Kritik, der Öffentlichkeit zu vermitteln. Ich mußte deshalb gradezu Wert darauf legen, diese Kritik nicht einem andern zu überlassen (der meine Titel vielleicht, pfui Teufel! gelobt hätte), ich mußte sie selbst schreiben. —

Intermezzo. Telegramm von Willy Haas, dem Mitarbeiter des ‚Film-Kurier': „Lese soeben glosse gegen sie in filmkurier stop halte ihren angriff gegen mich formal für unstatthaft lege aber wert auf feststellung dass ich nicht etwa fremde repliken inspiriere sondern selbst antworten werde."

Brief des ‚Film-Kurier' an mich. An wen? An mich. — Nachdem sie zwei Tage vorher in aller Öffentlichkeit geschrieben hatten: „Die journalistischen Standesorganisationen werden gut daran tun, sich mit den Praktiken des Herrn Siemsen ehrengerichtshalber zu befassen", — schreiben diese — diese Leute mir ganz seelenruhig einen Brief und reden mich sogar „Sehr geehrter Herr Siemsen!" an.

„Sehr geehrter Herr Siemsen!

Sie schickten uns ein Exemplar Ihrer Kritik über den Film „Ein Hundeleben" zu. Wir erhielten dieses Exemplar am heutigen Tage.

Nachdem wir unseren Standpunkt bereits in der Sonnabendausgabe des „Film-Kurier" präzisiert haben, möchten wir Ihnen gegenüber noch einmal feststellen, daß wir es für prinzipiell unzulässig halten, wenn ein Kritiker Filme, die er bearbeitet hat, bespricht. Ob er sie gut oder schlecht kritisiert,

hat unseres Erachtens mit dem reinen Grundsätzlichen der Unvereinbarkeit einer solchen Doppelbetätigung nichts zu tun."

Dieser Brief wird am selben Tag im ‚Film-Kurier' veröffentlicht mit folgendem Schlußwort:

Zusammenfassend ist also festzustellen: Ob ein Kritiker sich befangen fühlt, Referate zu übernehmen, weil er — eventuell bei einer anderen Firma, jedenfalls für einen anderen Film — ein Filmmanuskript geschrieben hat, ist eine Taktfrage, deren Lösung den einzelnen überlassen werden darf. Nota bene, sofern es sich um einen ernst zu nehmenden Journalisten handelt.

Zuständig in der Beurteilung solcher Angelegenheiten können aber niemals Leute sein, die, selbst in einer völlig unhaltbaren Situation, Richter in eigener Sache gewesen sind.

Und nun wollen Sie wissen, weshalb ich diesen ganzen Roman veröffentliche? — Der ‚Film-Kurier' ist, weiß Gott, nicht so wichtig! Er ist auf die Film-Industrie angewiesen und kann nicht anders. (Seine Mitarbeiter können allerdings manchmal sehr anders.) Auch Hans Siemsen und seine Erlebnisse sind nicht gar so wichtig.

Interessant — nein, mehr als interessant, wirklich wichtig ist das alles nur deshalb, weil hier das Milieu, die Atmosphäre, lebendig wird in dem, in der der deutsche Film entsteht und aufwächst. — So ist das! So sind die! Kann man sich da noch wundern?

Aber jedem, der sich über den deutschen Film ein bißchen wundert, dem sei geraten, mal ein Vierteljahr den ‚Film-Kurier' zu abonnieren! Ist nicht teuer. Adresse: Berlin W 9, Köthener Straße 37. — Es ist das gelesenste Blatt des deutschen Films und der deutschen Filmindustrie. Und er spiegelt photographisch getreu den Nährboden, aus dem der deutsche Film erwächst: das Niveau, die Atmosphäre und die Moral, auch den wirtschaftlichen Betrieb der deutschen Film-Industrie und ihrer Organe.

* * *

Auch die „Antwort" von Willy Haas ist inzwischen eingelaufen, nicht im ‚Film-Kurier', sondern, weit nobler, in der ‚Literarischen Welt'. Sie ist so nobel, daß sie schon gar keine „Antwort" mehr ist. (Das betont W. H. übrigens selbst.) Über mich und meinen Standpunkt wird einiges wesentlich Falsche gesagt und dann definiert W. H. ausführlich, was nach seiner Meinung der „Sinn der Filmkritik" sei. — Eine nochmalige „Antwort" meinerseits erübrigt sich also. Aber alle, die sich für den Film und unsern Streit darüber wirklich interessieren, weise ich ernsthaft auf diesen Aufsatz hin. (‚Literarische Welt' Nr. 37.) Er ergänzt, von einer ganz andern Ecke her, den ‚Film-Kurier'. Weil er typisch ist für das, was die bessern, die gebildeten, die geistig noblern deutschen Filmleute denken und wollen. Er ist (von einigen, mir nicht neuen, Klug- und Wahrheiten abgesehen) in seiner Art für den Film genau so gefährlich, wie der ‚Film-Kurier'.

Inwiefern? Bitte:

Stolz bin ich auf meine Kritik der photographischen Einstellungen, des Schnittes, des Schneiderhythmus, der gegeneinander-balancierten Bildlängen, der Musik des Abrollens; der

optischen Tricks, der scharfen physiognomischen und sachlichen Antithesen der Filmphotographie; der harten, genauen und richtigen Einsetzung von menschlichen Typen und typischen Formen unseres modernen Alltagslebens.

Donnerwetter! was? Wie das klingt! So gebildet, so vornehm, so großartig, so zukunftsträchtig! Und während der Filmkritiker dem „Schneiderhythmus", der „Musik des Abrollens" und den „scharfen physiognomischen und sachlichen Antithesen der Filmphotographie" auf der Spur ist, kann dann die deutsche Filmindustrie in aller Ruhe ihr „Rheinisches Mädchen beim rheinischen Wein", ihr „Heiratsnest" und ihr „Metropolis" drehen. Nicht wahr?

Bei rheinischem Wein und rheinischen Mädchen einen imaginären Film der Zukunft postulieren und von der „Musik des Abrollens" reden, das ist gewiß sehr fein und nobel. Es ist außerdem für alle Beteiligten so schön bequem. (Und was entsteht daraus, wenn etwas daraus entsteht?) Das kennen wir schon! „Metropolis" und „Am Rande der Welt". Und das ist dann noch schlimmer als alle rheinischen Mädchen zusammen! Weil es aufgeplustert, aufgedonnert, innerlich hohl und verlogen ist, weil es Literatur ist, — das wenigstens sind die rheinischen Mädchen nicht — und weil es von keinem andern Geist ist als dem des Völkerschlachtendenkmals, der Siegesallee und der „kolossalen Kultur". Menschlich — armselig! Technisch — lächerlich! Musik des Abrollens!)

Die ungeschminkte, bittere und erbitterte Wahrheit sagen über nicht-zukünftige, sondern gegenwärtige Filme und über Zustände und Vorgänge innerhalb des Milieus, aus dem der Film entsprießt, das ist freilich lange nicht so fein. Und auch nicht so bequem. Aber vielleicht ein bißchen wichtiger.

Ein Meister von Alfred Polgar

Es gibt Leute, die sechsunddreißig Stunden hintereinander tanzen. Es gibt Leistungsfähige, die auf einem Sitz essen. Napoleon schlug eine Menge Schlachten und in diesem Punkt den Rekord. Der Zeichner Hollitzer sang in seiner großen Zeit jede Nacht, am Stammtisch, siebenmal den Erzbischof von Salzburg. In Indianapolis lebt eine Frau, die hat zweiundzwanzig Kinder in die Welt gesetzt. Der Maler Hokusai malte neuntausendmal den heiligen Berg, und jedesmal anders. Ich kenne einen Mann, der geht seit vielen Jahren allabendlich mit seiner eignen Frau zu Bett (nichts gewaltiger als der Mensch!).

Aber all diese Hochleistungen menschlicher Energie und Ausdauer verschwinden gegen die Leistung des pariser Publizisten Georges de la Fouchardière, dem das Blatt ‚L'Oeuvre' es zu danken hat, daß seine Auflageziffer in kurzer Zeit von 60 000 auf 300 000 sprang.

An jedem Tag, an dem ‚L'Oeuvre' erscheint, also tagtäglich, bringt das Blatt in seiner Rubrik „Hors d'oeuvres" eine Studie Fouchardières über irgendein Lokal- oder Weltereignis, über irgendein Problem oder Problemchen, von der Tageschronik herangeschwemmt, über irgendwas, das auf Erden oder anderswo oder nicht geschah. Das tägliche Datum kommt nicht

sicherer als der tägliche Fouchardière. Seine hundert Zeilen gehen allmorgendlich auf, erhellen die Gemüter von Paris, und gehen, wie sich das für eine journalistische Arbeit schickt, nach zwölf Stunden wieder unter.

In diesen Skizzen voll Geist und Laune, mehr gestochen als geschrieben, sind Zeit und Menschen in flagranti erwischt. Manchmal gibt Fouchardière sie nur ein wenig dem Spott preis. Manchmal macht er ihnen den Prozeß. Dann geht es ans Leben: Fouchardière stranguliert sie mit einem Seidenfaden.

Sein Stil, so locker wie prägnant, mit viel Luft zwischen den Worten, jener durchsichtigen, kühlen, Fernes nahe rückenden Luft, wie sie nur dem Klima der französischen Sprache eigentümlich, ist von einer soliden Zierlichkeit, die deutschen Schreibern durchaus unerreichbar bleibt. Fouchardière steht links, wo das Herz der Menschheit schlägt. Der Komödie des Lebens sieht er von hinten zu, von der Desillusionsseite. Die fetten Worte der Moral und des Rechts, der Tugend und Ordnung, bringt er dadurch, daß er sie zu glauben vorgibt, in tödliche Verlegenheiten. Indem er die Zivilisation ernst nimmt, macht er sich über sie lustig. Seine Ironie ist niemals grob, sie wirkt nur einen fadendünnen Sprung im Material, an das sie schlägt; aber der geht tief, bis ins Innerste. Er ist gegen Politik, Pathos, Militär, Popanzerei, gegen die Gemeinheiten der Kultur und gegen die Schweinereien der Sittlichkeit: kurz gegen die Dummheit. Aber er hat auch eine rechte pantagruelische Freude an ihr, er sammelt und hegt sie mit Sammlerliebe. Allem Lächerlichen ist er ein so treuer wie unfrommer Hirte; täglich klingt seine Flöte.

Das Motto seiner Weltbetrachtung könnte sein: Alle Wege führen ins Absurde. Kein amüsanterer Führer dahin als er.

Solche hundert Zeilen, solche wahre chef-hors d'oeuvres, Seifenblasen mit Projektilwirkung, schafft der unwahrscheinliche Mann Tag um Tag, ob schön, ob Regen, ob er ausgeschlafen ist oder Kleister im Hirn hat, ob seine Verdauung gut oder gestört war, ob er Krach hatte mit seiner Frau oder Friedensfest mit seiner Freundin — er spricht von beiden Damen mit herzlichstem Freimut — ob ihm das Schreiben Übelkeiten macht oder nur Beklemmungen, ob ihm blau zumute ist oder ockergelb. Tag um Tag empfängt sein Hirn, kreißt und gebärt. Tag um Tag wirft sein Geist hundert lebendige, gesunde Zeilen. Tag um Tag produziert er ... nicht einen guten Zeitungsartikel, sondern einen echten Fouchardière, ein subtiles, witziges Sprachgebilde, schwerlos und gewichtig, voll Anmut, Gift und Philosophie. Dabei hat der Mann, wie erwähnt, Frau und Freundin.

Er sieht aus wie Don Quichote in Murger-Tracht, lang und hager, wilde französische Hakennase, unter ihr ein schwärzlicher Schnurrbart, der breiter ist als lang, tief über die Lippen hängt und dort mit einem kurzen Knebelbart unentwirrbar verwächst. Es ist symptomatisch, daß man im Gesicht dieses Mannes den Mund nicht sieht, nicht weiß, was da lauert hinterm Bartgebüsch.

Manchmal schreibt Fouchardière, wenn er keine andern Sorgen hat, auch über allgemeine Lebensprobleme. Ich ent-

sinne mich zum Beispiel seiner sehr tiefschürfenden Betrachtung, ob es zu wünschen wäre, daß die Menschen unter Wasser leben könnten. Unvergeßlich bleibt mir auch der Essay, in dem Fouchardière die Frage erörtert, bis zu welchem Alter der Mensch den Popo nackt zeigen dürfe. Hoffentlich wird niemand behaupten wollen, diese Frage sei auch nur um ein Geringstes weniger wichtig als etwa die Frage nach dem Untergang des Abendlandes, nach der Temperatur auf dem Mount Everest oder nach der Entwicklung des deutschen Dramas.

Fünf von der Jazzband von Harry Kahn

Oder: Liebe und Saxophonblasen, beziehungsweise: Klavier-, Violine-, Schlagzeugspielen. Vier Syncopators, drei weiße und ein schwarzer, verlieben sich in ein Barmädel, schleifen es mit ins Weltbad, klauen ihm ein Kleid, bringen ihm die notdürftigsten Paukentöne bei, kurz, machen es zum Fünften in ihrem Jazzbunde. Aber Jessie versagt auf der ganzen Linie; einerseits ist sie gar zu unmusikalisch, andrerseits zu wenig unmoralisch. Da sie das Gehör, das sie nicht hat, nicht einmal einem ihrer vier Kavaliere schenkt, bringen diese sie nach vierundzwanzig Stunden bereits wieder zurück hinter ihren Schenktisch.

Felix Joachimson macht aus diesem an sich so netten wie dünnen Einfall eine Szenenreihe in drei Akten, nennt sie Komödie, das Staatstheater nimmt sie an und Erich Engel inszeniert sie mit etwas zähem Witz und fünf Schauspielern, deren Spielfreude zwar, nicht aber ihre Begabung, diese Spielfreude in Charakteristik umzusetzen, sich auf annähernd gleicher Höhe hält. Soweit wäre das alles schön und grün und nicht sehr aufregend; und man könnte guten Gewissens von dieser Operette ohne Musik zu jener mit Musik übergehen, in der Fritzi Massary wieder einmal zu beweisen Gelegenheit hat, daß sie eine hinreißende Schauspielerin, eine unübertreffliche Sprecherin und ein Weibwesen von unwiderstehlichem erotischem Charme auch in dem Hosenrock und den Husarenbreeches bleibt, die ihr die phantasielose Phantasie ihrer Libretto-Konfektionäre zum xten Mal an den virtuos beherrschten, alle Register beherrschenden Körper schneidert.

Aber der Fall des mit mancherlei flüssigen Talenten begabten Felix Joachimson ist doch zu typisch, als daß man so ohne Weiteres von ihm zur Tagesordnung übergehen könnte. Er zeigt nämlich, deutlicher als mancher wichtigere Fall seines Umkreises, woran eigentlich das deutsche Lustspiel krankt, warum wir, trotz erfreulicher Ansätze, immer noch keins haben und für unsern Bedarf an komischer Theaterliteratur dauernd und dringend auf den Bezug aus dem Ausland angewiesen sind; auf einen Import, dessen hohe Ziffer zu beklagen man weder Nationalist noch Nationalökonom zu sein braucht. Wo liegt der Haken? Man wird ihn finden, wenn man sich ausdenkt, was ein Engländer oder ein Franzose aus Joachimsons Stoff gemacht haben würde.

Originell ist ja sein Kern keineswegs. Daß es Krakehl geben muß, wenn es das Schicksal fügt, daß eine Männchenhorde

dauernd mit einem einzigen Weibchen zusammenhaust, das ist uns seit längerer Zeit schon darum bekannt, weil das sozusagen ein Urstoff ist. Zuletzt hat uns noch Rudolf Leonhard mit tragisch erhobenem Zeigefinger gelegentlich seiner am Rundhorizont allzurasch verschwundenen „Segel" daran erinnert. Natürlich kann ein großer Dichter diesem Motiv eine Charakterkomödie abgewinnen. Aber dann muß seine Einkleidung großen Zuschnitt haben; es muß einem eine Handlung von Fonds und Format dazu einfallen. Hat man dazu aber nur eine Schwankidee, so ist man eben kein großer Dichter. Das ist keine Schande, aber der deutsche Autor, zumal wenn er jung ist, hält es dafür. Das ehrt ihn gewiß; aber ebenso gewiß kommt nichts dabei heraus, wenn er nur Tiefe räuspert und Persönlichkeit spuckt. You can't make a silk purse out of a saws ear, lautete ein Sprichwort in jenem fremden Idiom, mit dessen auf der Gasse liegenden Abfallfedern zeitgenössische Lyriker und Librettisten, die „up to date" sein wollen, gern ihr modisch kurzes Sprachkleid aufputzen. (Dies beiläufig; aber es wird nachgerade zum Auswachsen, wenn Joachimson ins Programmbuch dichtet: „Es war ein Neger Ging-Gong, der sang einen kleinen Sing-Song", oder Schanzer verselt: „My Baby, my Boy, komm mit ins Savoy".) Aus einem Schweinsohr kann man also keine Seidenbörse machen. Und aus einem Schwankeinfall keine Charakterkomödie; nicht einmal ein anständiges Lustspiel.

Was den deutschen Lustspielverfassern durch die Bank abgeht, das ist: die Zivilkourage zum kleinen Kaliber; ganz kraß gesagt: der Mut zur Banalität. Die dicken Töne dürfen um Gotteswillen nicht fehlen. Mindestens müssen sie auf dem Theaterzettel stehen: daher die Bezeichnung Komödie für etwas, was grade noch ein Lustspiel hätte werden können. Nur ja „Aufmachung"; nur ja Mokka für Kaffee sagen und gefrorenes Zitronenwasser im Silberbecher servieren. Aber das muß „entworfen" sein. Originell muß man sein; anders als die Andern, ob sichs nun um Erotik handelt oder Dramatik. Nicht umsonst ist die Hauptstadt des von einem Wilhelm gegründeten, von einem Wilhelm zugrunde gerichteten Reichs jener Ort, wo am häufigsten und hartnäckigsten Neuheit mit Originalität, ja mit Qualität verwechselt wird: die „Nuwohteh" über alles! Jahrelang hat eine auf diesen törichten Trugschluß eingefrorene Kritik die Entfaltung großer Talente unterbunden, kleine auf gefährliche Hochebenen hinaufgelobt und damit auf wichtigsten Kunstgebieten die Bildung einer Tradition und damit einer wahrhaften Kultur verhindert. Noch heute wird, zumal in puncto Theater, eine Wertvermanschung sondergleichen und das auf die Dauer in seinen Instinkten doch nicht zu verwirrende Publikum zu den dümmsten Possenfabrikanten getrieben, die wenigstens nicht mehr wollen als sie können, und zu Ausländern, die das Wenige können, was sie wollen.

Lustig fängt Joachimson an; spaßhaft spinnt er den Faden fort; aber auf einmal, just da der vierdrähtige, aber bis dahin gar nicht vierschrötige Faden sich zum Knoten schlingt, weiß er nicht mehr weiter. Wahrscheinlich wüßte er sogar weiter; denn er ist zweifellos begabt genug, die Schürzungs- und Lö-

sungsmöglichkeiten zu sehen, die in seiner Lage ein Engländer oder Franzose, jeder auf seine Weise, genutzt hätte. Jener hätte vermutlich einen der Vier durch Jessie bevorzugen, beide ausreißen und die andern als wilde Jagd hinterdrein sausen lassen; dieser hätte gewiß einen fünften Mann eingeführt, der ihnen allen die Beute wegschnappt. Aber das war dem Deutschen zu wenig originell, zu banal. Und davor hat er bibbernde Angst. Lieber einen funkelnagelneuen Minimax, der das kaum angezündete Lustspielfeuerchen im Handumdrehen erstickt, als ein paar Spritzer altbewährten Spiritus, der das Ganze erst richtig zum Lodern brächte. Lieber also reißt er mit einer groben, unvermittelten Geste den Faden zurück und damit entzwei, grade als er erst bunt werden sollte und ohne viel Mühe auch konnte. Der Zuschauer, bisher angenehm gelächert, wird unangenehm gelangweilt; der mit hohen Augenbraunen dasaß, erstaunt gar nicht mehr, höchstens über die antipsychologische Unnatur, die sich als Vertiefung gibt; sondern ist bloß enttäuscht und erbost darüber, daß man ihm den Mund auf (immerhin) deutschen Sekt wässerig gemacht und ihn schließlich mit gänzlich alkoholfreiem Pomril abgespeist hat. Und er nimmt sich vor, sich das nächste Mal an Fuldas bekömmliche Schorle-Morles oder Géraldys zahme Apéritifs zu halten. Denn da weiß er wenigstens, daß er auf die Dauer nicht geneppt wird.

Verschwundene Werte von Morus

Millionärsstatistik

Vor einigen Monaten brachte uns das Statistische Reichsamt eine schmerzliche Kunde. Offenbar in Ermangelung besserer Beschäftigungen hatten dort ein paar Regierungsräte die Vermögenssteuerveranlagung vom 31. Dezember 1923 nachgerechnet, hatten sie dann fein säuberlich auf etlichen hundert Druckseiten mit der Vermögenssteuerveranlagung vom 31. Dezember 1913 verglichen und waren so zu dem betrübenden Resultat gekommen, daß die eigentlichen Leidtragenden der Inflation gar nicht die kleinen Sparer und der Mittelstand gewesen sind, sondern die Multimillionäre. Während sich nämlich die Vermögen von 10- bis 20 000 Mark nur um 22 Prozent verringert hatten, betrug die Einbuße bei den bessern Leuten von 1 bis 3 Millionen Vermögen 79 Prozent, und die ganz feinen Herrschaften, die mit 3 bis 10 Millionen Vermögen, hatten sogar über 86 Prozent verloren. Da hatte man nun immer gesagt, durch die Geldentwertung seien die Ärmeren arm und die Reichen noch reicher geworden: in Wirklichkeit hatte sich alles ganz anders abgespielt.

Daß für solch einen Vergleich alle Voraussetzungen fehlten, daß unmittelbar nach der Stabilisierung der Mark noch alle Werte schwankten, daß ganz große Wertgruppen, deren Äqui-

valente in Form von Sachwerten vorhanden waren, nominell fast auf Null zusammengeschrumpft waren, daß an dem Veranlagungstermin die gesetzliche Aufwertung noch nicht berücksichtigt werden konnte, daß am Ende der Inflation die Steuermoral auf dem Tiefpunkt angelangt war: alles das störte die fleißigen Rechner im Statistischen Reichsamt nicht. Aber nachdem ihnen die Kritik diese Fehlschlüsse einmal vor Augen gehalten hatte, konnte man annehmen, daß sie wenigstens ihre Bemühungen um den 31. Dezember 1923 einstellen und sich zeitgemäßern Arbeiten zuwenden würden.

Doch ein Regierungsrat hat auch seine Ehre, und wenn er einmal Unsinn gemacht hat, dann verlangt er auch, daß die Welt wenigstens etwas davon erfährt. So taucht die bis dahin in einer obskuren Buchpublikation versteckte Vermögenssteuerstatistik vom Silvester 1923 jetzt in der weitverbreiteten amtlichen Zeitschrift ‚Wirtschaft und Statistik' wieder auf. Man vermeidet zwar die lieblichen Vergleiche mit dem Jahr 1913, aber dafür verbirgt man umso eifriger, daß es sich um eine Milchmädchenrechnung aus der Stabilisierungszeit handelt. In der Neuauflage werden die Vermögenssteuerabgaben vom 31. Dezember 1923 als „Vermögen im Jahre 1924" maskiert — denn für dieses Jahr sollte die Veranlagung als Basis dienen. Und so kann der biedre Leser noch einmal die schmerzliche Nachricht vernehmen, daß nach der Inflation in 45 deutschen Großstädten zusammen nur noch 1616 Millionäre vorhanden waren, gegen die gewiß vierfache Zahl von früher.

Der Schmerz wird noch größer, wenn man den Ziffern im einzelnen nachgeht. Da sieht man, zum Beispiel, daß in einer so reichen Stadt wie Hamburg nur zwei Personen noch ein Vermögen von mehr als 10 Millionen Mark haben, wo es doch unter Wilhelm 22 waren. Und nun erst in Bremen, wo früher immerhin vier Personen die Zehnmillionen-Grenze überschritten hatten und wo nun kein einziger übrig geblieben ist. Ja, staunt nur, oh Freunde: selbst der große Bankier Schröder, dem doch neben vielem andern ein großes Paket Norddeutscher Lloyd-Aktien gehört, hat keine 10 Millionen mehr. Soll ich das Maß der Leiden voll machen? Dann verrate ich euch, daß es in den fettesten Bezirken der deutschen Schwerindustrie vor dem Kriege 71 Leute mit mehr als 10 Millionen Mark gegeben hat und jetzt nur noch vier übriggeblieben sind. So verheerend hat die Inflation auf das sauer ersparte Vermögen der rheinisch-westfälischen Schwerindustriellen gewirkt.

Werkspionage

Als dieser Tage eine Haussuchung bei den Berliner Riebe-Werken stattfand, weil deren Ingenieure von der Norma G. m. b. H., einem Konzernbetrieb der großen Göteborger Kugellagerfabrik, die neuesten Modelle gemaust hätten, da lächelten

sämtliche Auguren und sagten mehr oder minder laut: Werkspionage? Na, wenn schon! Das soll in den feinsten Industriefamilien vorkommen. Aber als dann bekannt wurde, wie diese Haussuchung vorgegangen ist, da wußte man: so etwas kann nur bei uns, in einem gelernten Obrigkeitsstaat, vorkommen.

Erinnern Sie sich noch an das Alltagsbild aus Deutschlands Gesindezeit? Erna, dem Haustöchterchen, war ein goldenes Armband weggekommen. Wer anders konnte es gestohlen haben, als Minna, das Stubenmädchen. Minna leugnet? Na, da holen wir eben die Polizei. Und am nächsten Tag rückte der Schutzmann an, und dann wurde Haussuchung gemacht. Die ganze Familie beteiligte sich daran, Minnas Koffer zu durchsuchen, und wenn das Armband auch nicht gefunden wurde, so konnte man doch in allerhand interessanten Briefen herumschnüffeln, die sich für ein Dienstmädchen nicht passen. Ein bischen Aufregung, ein bischen Vergnügen, und alles gratis und auf Staatskosten: die Haussuchung hatte sich gelohnt.

Genau nach diesem altbewährten Muster haben die Stuttgarter und die berliner Kriminals jetzt die Riebe-Werke durchsucht. Da sie sich allein die Beurteilung nicht zutrauten und offenbar in ganz Berlin auch keinen uninteressierten Sachverständigen dafür finden konnten, was man in solchen Fällen zu prüfen und eventuell zu beschlagnahmen hat, so nahmen sie sich die Direktoren der Konkurrenz, eben der anklagenden Norma mit und durchsuchten unter deren Leitung die Werkstätten und die Schreibtische von Riebe. Nun sind zwar, im Gegensatz zu den Spionen der Riebe-Werke, die leitenden Männer von der Norma das Taktgefühl selber. Sie haben freilich einige Monate lang die Spionagewirtschaft bei Riebe heimlich durch Privatdetektivs beobachten lassen. Sie haben zufällig einen Ingenieur, der früher bei Riebe tätig war und der auch heute noch in den Riebe-Werken wohnt. Aber den Detektiven und dem früheren Riebe-Ingenieur haben sie sicherlich strengstens zur Pflicht gemacht, kein Wort von dem zu erzählen, was sie etwa von der Konkurrenz interessieren könnte. Und genau so haben sies bei der Haussuchung gehalten. Unglückseligerweise mußten sie vielleicht manche Korrespondenzen von Riebe lesen, deren Kenntnis auch für sie geschäftlich von Wert ist. Aber kaum waren sie aus den Riebe-Werken wieder heraus, da hatten sie in vorbildlicher Weise alles vergessen, denn sie sind, wie gesagt, taktvolle Herren.

Aber nicht alle Konkurrenten sind so taktvoll. Und diese andern wissen jetzt wenigstens, wie man gut und billig zu den Geschäftsgeheimnissen der Konkurrenz kommt: man entriert eine Haussuchung, sieht sich unter polizeilicher Assistenz im Nachbarhäuschen alles Nötige an und macht sich auf dem Rückweg hübsch seine Notizen. Endlich ein Mittel, die Werkspionage in Deutschland auszurotten.

Bemerkungen

Auch ein Buchhändler

Einer der übelsten Reaktionäre im deutschen Buchhandel — und das will etwas heißen! — ist ein Herr Wilhelm Rupprecht aus Göttingen. Der hat sich im Buchhändler-Börsenblatt Folgendes ausgeheckt:

Im Verlag von Ernst Wasmuth zu Berlin ist ein wunderschönes Buch erschienen, „Frankreich". Das ist ein Werk aus einer Serie „Orbis Terrarum" — jedes Land hat da einen mit herrlichen Photos versehenen Band gewidmet bekommen ... Soweit gut. Der Band „Frankreich" berücksichtigt nun — natürlich — auch Elsaß-Lothringen; denn Elsaß-Lothringen gehört politisch zu Frankreich. Leider hat sich nun der Verlag Wasmuth bemüßigt gesehen, seinem Buch eine Entschuldigung beizufügen (witzigerweise als Lesezeichen gedruckt): „Demzufolge mußten wir Elsaß und Lothringen — auch soweit es sprachlich und kulturell zu Deutschland gehört — in diesen Band mit aufnehmen." Folgen ein paar sehr vernünftige Sätze als (überflüssige) Begründung: „Wir waren bei unsrer Entscheidung der Absicht, daß keine billige Lüge Verlorenes zurückgewinnt."

Das ließ Rupprechten nicht schlafen.

„Für die Leute, die kein Vaterland kennen ..." und nach einem Simmel-Sammelsurium von vaterländischen Redensarten der schmierige Anwurf, Wasmuth habe das des Geldbeutels wegen getan ... „So kann ich den Jungbuchhändlern (ein Wort, fast so schön wie „Junghasen"), die sich an mich gewandt haben, nur sagen: Ich freue mich Eures Zornes; Ihr habt recht. Olet."

Olet.

Ob sich der Rupprecht als Sprecher der jungen Leute, die im Buchhandel ihr Brot verdienen, auftun darf, mögen seine Berufskollegen mit ihm ausmachen. Daß aber seine Junghasen und der Riecher selbst auch sachlich im Unrecht sind, bedarf kaum eines Beweises. Ich habe hier vor einiger Zeit auf ähnliche Praktiken des Andreeschen Handatlas hingewiesen (Velhagen & Klasing), die die deutschen Kolonien auf ihren Atlanten immer noch als „Deutsch-Südwestafrika" bezeichnen ...

Ihr habt den Krieg verloren. Ihr habt ihn rechtens verloren.

Ob man der Meinung ist, daß das Elsaß zu Deutschland gehöre oder nicht, wobei ja denn immerhin zunächst einmal die Elsässer ihr Sprüchlein zu sagen hätten; ob man Lothringen für französisch hält —: maßgebend für eine ernsthafte Publikation ist der Stand der Dinge, wie er in der Welt nun einmal ist. Wenn die Italiener Wien annektieren; wenn die Engländer aus Moskau eine englische Kolonie machen; wenn Berlin von den Zambesi oder den Bayern besetzt wird: Bücher sollen die Wahrheit sagen. Ein geographisches Bilderwerk ist eines, und eine politische Tendenzschrift ist ein andres.

Der Verlag Wasmuth hat sich nun in würdiger und sachlicher Weise noch einmal im Buchhändler-Börsenblatt gegen den Göttinger Turnvater verteidigt — schade um jedes Wort, das an den verschwendet wird.

Kleine Frage:

Wo sind eigentlich die pazifistischen Buchhändler —?

Ignaz Wrobel

Bierfilze und Meuterer

Die Aufschriften der Bierfilze stellen im Vaterland der Stammtische so etwas wie die vox populi dar. Sie lassen den harmlosen Zecher keinen geruhigen Schluck tun, ohne seinen Blick auf die Forderung zu lenken, Deutschland müsse wieder Kolonien haben. Was Belgiern und Portugiesen erlaubt, ist dem deutschen Michel verboten? Da bekommt ers plötzlich mit der Gerechtigkeit, und jeder Michel wird

zum Michael Kohlhaas. Da schäumen deutsche Herzen in Idealkonkurrenz mit dem Bier. Kolonialgreuel gab es bekanntlich nur bei den andern; die paar von unserem Doctor philosophiae Carl Peters aufgeknüpften Neger kamen gegen die Rekordziffern der andern nicht auf. Unser charmantes Wesen ließ auch den Schwarzen genesen. Wo die Lichtgestalt des deutschen Feldwebels hintrat, hörte Afrika auf, der dunkle Erdteil zu sein. Her mit den Kolonien!

So lehrreich die Lektüre der Bierfilze ist, wenn es sich garnicht vermeiden läßt, soll man doch mal ein Buch lesen, zum Beispiel: „Die Meuterer. Abenteuer versprengter Reiter im innersten Afrika" von Rudolf de Haas. , Leipzig 1927 (Hesse und Becker Verlag, Leipzig). Der Verfasser ist Divisionspfarrer a. D. und Leutnant d. R. a. D. An seiner Militärgläubigkeit ist also nicht zu zweifeln. Bei Beginn des Krieges kämpfte er als Offizier in Deutsch-Ostafrika. Im Sommer 1916 schloß er sich als kriegsfreiwilliger Reiter einer Patrouille an, die von Oberleutnant von ..., einem ehemaligen Kürassieroffizier, geführt wurde. Daß dieser Edelmann, ein Liebling des Kommandeurs von Lettow-Vorbeck, sadistische Neigungen hatte, spricht nur gegen die Natur, die dergleichen zuläßt. Daß er aber seine Neigungen monatelang an Leibern und Seelen schwarzer Menschen austoben, daß er foltern und sengen lassen konnte wie ein Wüterich der Conquistadorenzeit, spricht — nein schreit — gegen das System des Kolonialimperialismus, das sich als kulturelle Hebung der Eingeborenen markiert und auf der Ausbeutung ihrer Arbeitskräfte basiert. Ein Juristenherz mag darin Trost finden, daß es in Deutsch-Ostafrika Beamte mit dem vertrauenerweckenden Titel „Bezirksamtsnebenstellvertreter" gab, und daß die Zahl der Peitschenhiebe für die Schwarzen gesetzlich festgelegt war. Den Untergebenen des Sadisten blieb schließlich nichts anderes übrig, als ihren Vorgesetzten gefangenzunehmen und den Engländern zu überliefern, da deutsche Truppen nicht erreichbar waren. De Haas hat hier getan, was im Interesse der Menschlichkeit und des deutschen Ansehens geboten schien.

Fälle von Tropenkoller wären bei allen Kolonialvölkern vorgekommen, meint Rudolf de Haas, der in der Manier der Bierfilze betont, „daß das deutsche Volk auf seine makellose Vergangenheit in den Kolonien stolz sein darf und mit vollem Rechte seine unter Lug und Trug ihm geraubten Besitzungen zurückverlangt!" Soweit über den Tropenkoller, der international ist, jetzt zum Militärkoller, der nationales Eigengewächs ist. Der frühere General von Lettow-Vorbeck kann es dem militärfrommen de Haas nicht verzeihen, daß er der darüber garnicht sehr erstaunten Mitwelt ausgeplaudert hat, daß man gleichzeitig Offizier und Sadist sein kann. Er will und kann nicht begreifen, daß die Unschädlichmachung seines Offiziers eine Notwendigkeit war. In einer Erklärung, die er dem „Bremer Volksblatt" zugehen ließ, behauptet er, de Haas habe Übergriffe gegen Eingeborene begangen und sei deshalb von ihm, dem damaligen Kommandeur, entlassen worden. De Haas antwortet prompt: „Ich bin entlassen worden, weil ich die militärische Meldung des damaligen Unterführers ‚Paveta sei im Sturm genommen', als die Theaterposse entlarvte, die sie war." Ob er will oder nicht, de Haas muß jetzt seinen ehemaligen Kommandeur, den er einst in einer Festrede gefeiert hat, zu Hackepeter verarbeiten. In seinem Buch „Die Meuterer" hatte er ihn zu schonen versucht. A propos, Meuterer? In den Tagen des Kapp-Putsches erklärte von Lettow-Vorbeck, der damals die 9. Reichswehrbrigade kommandierte, die Koalitionsregierung in Schwerin für abgesetzt. Die Landespolizei unter Oberst Lange verhinderte ihn aber daran, im Bürgerkrieg Lorbeeren zu erringen. Er wurde entlassen. Weil es zum „Rädelsführer" nicht

gelangt hatte, wurde er nicht bestraft. Die Öffentlichkeit hat das vergessen, der General hat es vielleicht selbst vergessen. Er ist nämlich gedächtnisschwach. In der Erklärung an das „Bremer Volksblatt" heißt es, daß von Lettow-Vorbeck „in de Haas' Handlungsweise keine Begründung für eine Auszeichung hatte sehen können." Am 28. Februar 1920 hatte er aber an de Haas geschrieben: „Ich habe Sie frühzeitig zum E. K. II vorgeschlagen." Ein altes Stück — ob es ein Intriguenstück ist, weiß ich nicht — hat den ewigaktuellen Titel: Du sollst keine Briefe schreiben. *Paul Mayer*

Drill

nennt man sowas:

> Der 28jährige Obergefreite Leopold Schatinat vom Reichswehrregiment 9 in Potsdam, der seit seiner Verschüttung im Kriege schwer nervenleidend ist, hatte sich während einer Schwimmstunde in der Potsdamer Badeanstalt geweigert, im Wasser zu bleiben. Als man ihn trotzdem dazu zwang, klammerte er sich an einen Balken, klagte über Wadenkrämpfe und erbrach Wasser

statt sich „die Bouillon aus den Knochen ziehen" zu lassen, wie sichs in einer Stahlbadeanstalt gehört. Da man ihm also mit militärischem Drill „die Hammel beine" nicht „grade zu ziehen" vermochte, zeigte man dem „Wasserscheuen" auf Juristisch, was eine Abreibung ist:

> Schatinat hatte sich vor dem Potsdamer Schöffengericht wegen Gehorsamsverweigerung vor versammelter Mannschaft zu verantworten. Durch die Sachverständigen wurde festgestellt, daß Schatinat ein willensschwacher Mensch mit hysterischem Einschlag sei, dem zwar nicht die gute Absicht zur Tat, aber die Energie zur Ausführung fehle. Das Gericht verurteilte den Angeklagten zu 14 Tagen verschärftem Arrest.

Ein salomisches Urteil, geboren aus kriminalistischem Scharfsinn, der Folgen eines schweren Nervenleidens und einer guten Absicht als Gehorsamsverweigerung deutet. Heil unsrer glänzenden Justiz! Heil unsrer glänzenden, durch Humanität glänzenden Reichswehr, die, im Gegensatz zu der schwarzen, einen Kerl, der Mucken hat, nicht killt, sondern bloß drillt!

Franz Leschnitzer

Erlebnis im Tiergarten

Die Sitzung des Ältestenrat im Reichstag ist beendet. Die Deputierten begeben sich zum Mittagessen. Reserve hat Ruh. Die Fraktionen brauchen sich noch nicht zu bemühen. Die parlamentarischen Kämpfe stehen in weiter Sicht. Die Not aber schreitet fort. Mietserhöhung, Preissteigerung; auch die Zahl der Erwerbslosen wird sich zum Winter wieder mehren! Darüber denke ich nach, als ich vom Reichstag durch den Tiergarten schlendere.

Vor mir ein Mann in den besten Jahren. Ärmlich gekleidet. Er fällt auf, denn er trägt am Hinterkopf ein großes Verbandspflaster. Plötzlich bricht er zusammen. Windet sich in schweren Herzkrämpfen, kommt nach einiger Zeit zu sich. Wir setzen ihn auf eine Bank, wollen die Rettungsstation benachrichtigen, er lehnt ab: „Habe erst am Tage zuvor einen solchen Herzanfall gehabt, mir den Kopf dabei aufgeschlagen, habe die Wunde verbunden bekommen und dann die Rettungsstation verlassen müssen." Er ist 43 Jahre alt. Ein abgebauter Angestellter. Die Papiere sind in Ordnung. Die Frau hat ihn verlassen, da er infolge seines Leidens die Familie nicht mehr ernähren kann. Der Arzt der Versicherung hat das Heilverfahren befürwortet, hat die Richtigkeit seines schweren Herzleidens und seiner Krämpfe anerkannt. Warum, das ist die nächste Frage, ist denn dieser Mann nach so schwerem Schicksal dem Tiergarten ausgesetzt? Trotz des für ihn günstigen ärztlichen Bescheides läuft das Verfahren noch. Läuft wochenlang, läuft weiter — läuft vielleicht so lange, bis der Mann eines Tages im Tiergarten im Herzkrampf verbleibt.

Die Sonne scheint. Sie scheint über Gerechte und Ungerechte und auch über die Bürokraten. Aber die Bürokratie läßt in ihr Herz keinen Sonnenstrahl fallen. Einige Leute haben sich um den Herzkranken geschart. Darunter zwei Frauen. Ebenfalls ärmlich gekleidet: „Wir können nichts geben. Wir warten selbst auf die

Unterstützung; wann wir sie bekommen, wissen wir noch nicht. Der Instanzenweg ist noch nicht erschöpft!!"

Es lebe die Bürokratie! Meine Herren Mitglieder vom Ältestenrat des Reichstags: Wollen Sie nicht einmal dafür sorgen, daß einige Instanzenzüge ausgeschaltet und statt dessen gehandelt und geholfen wird. Wie sagte doch der Doktor Karl Sonnenschein in Dortmund: „Bleibt mir weg mit den Hymnen Davids! Bleibt mir weg mit den Tänzen auf Zion! Bleibt mir weg mit den Zehnten an den Tempel! Wenn Du die Nutzanwendung für Deine nächste Nachbarschaft nicht siehst! Wenn Du Dich nicht vor dem Antlitz des Mitmenschen neigest!" Meine Herren Parlamentarier: Es wird höchste Zeit, daß Ihr Euch neiget! Vorläufig freilich habt Ihr Euch vertagt, die Bürokratie aber „arbeitet" und die Instanzen blühen selbst im kühlen Herbst.

Paul Hesslein

Ecce homo in England

I.

Die beiden letzten Bände der englischen Nietzsche-Ausgabe sind da: Band 17 enthält den „Ecce homo" mit einer Einleitung von Oscar Levy, Band 18 den mustergültigen Sachkatalog mit einem Vorwort Oscar Levys über die Geschichte der Nietzsche-Bewegung in England. Sie ist — ebenso wie die Übersetzungsgeschichte — ein Roman. Im Jahre 1893 beginnt er; 1927 ist er vielleicht noch nicht zu Ende.

II.

„Die stoische ‚Ataraxia' der angelsächsischen Welt ist — milde gesagt — etwas Schreckliches; aber warum es milde sagen? Daß in geistigen Dingen England eine wahre Backsteinmauer ist, daran besteht nicht der geringste Zweifel..." Nach diesem gepreßten Ausruf Oscar Levys kann man ermessen, was er schon vor dem Krieg in England als Vorkämpfer für Nietzsches Welt durchzumachen hatte. Sämtliche Instinkte, will sagen: sämtliche Ressentiments des englischen Adels, Bürgertums, Arbeiters standen Nietzsche entgegen. Die Universität Oxford eröffnete einen Kampf, der bald unterirdisch, bald im hellen Tageslicht geführt wurde... gegen den unmoralischen deutschen Professor Nietzsche und seine Lehren. Oxford fand Unterstützung bei Lord Balfour. Die Familie Cecil hatte von jeher den moralischen Spleen. Bekannt ist von 1914 her die englische Kriegserklärung an Nietzsche, die ihn — in völliger Verkennung der Tatsachen — mit dem von ihm verachteten Treitschke und dem belanglosen General Bernhardi zusammenwarf.

Im Herbst 1921 wurde Oscar Levy aus England ausgewiesen unter dem Ministerium des liberalen Sonntagsschulpredigers Lloyd George, und zwar wegen Verbreitung von Nietzsches „unsittlichen" Lehren. Es wurde Oscar Levy die Rückkehr in das Vereinigte Königreich für immer untersagt. Die Fortführung des Übersetzungswerkes hatte man schon im Kriege verhindert, damit das kontinentale Gift nicht etwa die gesunde englische Volksseele zerstöre. Der Engländer entrüstete sich über die Unsittlichkeit, aber ... oder vielmehr: selbstverständlich wollte er aus ihr Vorteile ziehen. Und so wurden die Tantiemen Oscar Levys aus der Übersetzung als feindliches Auslandsvermögen auf Grund des Versailler Vertrags beschlagnahmt! Keine Zeitung, kein Mensch in Deutschland kümmerte sich um diese Tragikomödie. Ebensowenig beachteten die Deutschen das große Übersetzungswerk, das immerhin bei einer englischen und besonders bei einer amerikanischen Elite Verständnis gefunden hatte. Außerhalb der angelsächsischen Welt war der einzige Mensch, der Interesse für die Übertragung hatte . . . Mussolini. Damit dürfte für die

Idioten aller Parteien der Beweis erbracht sein, daß Mussolini durch Nietzsche „verdorben" wurde und daß der Tugendonkel Lloyd George recht daran tat, den Übersetzer aus England zu verbannen. Ein Idiot braucht nämlich nicht zu erwägen, daß Mussolini Nietzsche mißverstanden haben könnte.

III.

„Ecce homo" wurde von Anthony M. Ludovici übersetzt. Die Schwierigkeiten waren hier womöglich noch größer als beim „Zarathustra", weil „Ecce homo" in jeder Beziehung das letzte Wort Nietzsches ist. Ein unwahrscheinlich feines Sprachgefühl hat die Übertragung diktiert. Die Annäherung ans Deutsche geht stellenweise bis in den Rhythmus, ja bis in die Vokale hinein.

Man höre aus dem Gondellied:

goldener Tropfen quoll's
über die zitternde Fläche weg.
Gondeln, Lichter, Musik —

In golden drops it rolled
Over the glittering rim away.
Music, gondolas, lights —

Die Übersetzung ist würdig des großen Gegenstandes.

Friedrich Sternthal

Davos braucht Reklame

Man weiß, daß in Davos keine ausschließliche Liebesgemeinschaft sich zu wohltätigem Sanatoriumstun konzentriert, sondern man kennt das Zeugnis, daß dort Höhensiedler aus geschäftlichen Gründen ein riesiges Liegehaus hingestellt haben, weil verlockender kommerzieller Erfolg winkt. Davos ist ein schönner Ort, wo Erotik und Askese blüht, wo die Polarität: Krankheit und Sport einen reizvollen Reigen aufführt. Ursprünglich existierte diese Experimentierarena der Tuberkulose wegen, als Beruhigungspille, obwohl man damit eigentlich nie offizielle Propaganda trieb, da die Kameradschaft mit Bobjünglingen und Skigirls allzu bedeutsam erschien. Da kamen Klabund und Thomas Mann (später vielleicht der Franzose Joseph Kessel) und erzählten einiges von dem Trümmerfeld der Seele Schwindsüchtiger. Aber diese Offenmütigkeit im Kurleben paßte nicht in die musterhafte Landkarte von Davos hinein und die braven eingeborenen Hoteliers bekreuzigten sich vor dem steilen Aufstieg der erotischen Lustkurve Tuberkulöser, deren Libido sexualis schweren Prüfungen unterworfen ist. Und so suchte man nach einer neuen Gespielin in der Reklame. Man ließ die Blumenmärchen und Insektenleibchen der Kreidolfschen Kinderwelt durch die sommerlichen Straßen hüpfen, um einen fröhlich harmlosen Dämpfer den häßlichen Dingen aufzusetzen. Doch man begnügt sich nicht mit Ballkleid, entblößten Beinen und Puderetui und hascht nach dem Beifallsblick der Außenstehenden, indem ein neues Attraktionsetablissement versprochen wird: die Weltuniversität, unter der Suprematie der Höhensonne, wobei man sich nicht ganz klar ist, wer jene frequentieren solle, bettlägerige Phthisiker oder Kurhaustänzer. Hilft das noch nicht, um das Wirtschaftsleben zu heben, so engagiert man sich einen Dichter, der das Vertrauen in Davos erneut wachrufen wird. Herr Jakob Schaffner, der während des Krieges die Fabeleien der Pangermanisten tüchtig unterstrich, der als Lyriker gelegentlich den Proletariermassen seine Verachtung fascistisch hinwarf, wird eines Tages die Nebelwand der Schatzalp mit einem freundlich gestimmten Roman durchstoßen, um uns Ahnungslosen Davos als die Herberge aller Schönheit und glückhafter Erholung zu enthüllen. Vielleicht akzeptiert dann Thomas Mann den friedvollen Gesang an Davos für seine „Romane der Welt" ... Warum soviel Getue? ... Es gibt nur eine Reklame für Davos von wirkungsvollster Tragweite, in Diskretion sei es gesagt: Abbau der Sanatoriumspreise!

Rudolf Utzinger

Das sind so Sorgen . . .

Der Reichsverband für Schönheitswettbewerb E. V. Berlin verschickt Rundschreiben in alle Gaue Deutschlands und fordert auf, überall offizielle Schönheitswettbewerbe zu veranstalten. Jede Stadt solle ihre schönste Einwohnerin küren, die Erwählten würden dann wiederum provinzweise in Wettbewerben zusammengenommen werden, und schließlich werde aus den diversen sächsischen, bayrischen und oldenburgischen Schönheiten die deutsche Schönheitskönigin eruiert werden. Dies alles soll sich in den nächsten Wochen ereignen, denn die Sache drängt. Auf Bällen und ähnlichen geldbringenden Veranstaltungen soll sie vor sich gehen. In Zwickau hat man sogar allen Ernstes den Rat der Stadt mobil machen wollen, die Wahlschlacht zu organisieren. Aber der hat abgewinkt, nachdem sein Museumdirektor Hildebrand Gurlitt ihn darauf aufmerksam machte, daß sich menschliche Schönheit nicht durch Wettbewerbe feststellen lasse.

Übrigens scheinen hier die Meinungen sich zu trennen. Sonst könnte ich mir nicht erklären, warum neben Sudermann und Rudolf Herzog auch die Elite der Kunstprominenten von Orlik bis de Fiori, von Hofer bis Pechstein, warum neben Herbert Eulenberg auch Bernhard Diebold und Paul Westheim dem unterzeichneten „Reichsausschuß" dieses Schönheitsverbandes angehören. Es muß also doch wohl etwas sein um die Wahl der deutschen Schönheitskönigin, was ein simpler Menschenverstand nicht so ohne Weiteres faßt.

Aber halt, — da stehen ja auch die ethischen Maximen dieses Unternehmens! „Ein deutsches Schönheitsideal muß nicht nur eine Zurschaustellung äußerlicher Formen darstellen, sondern auch als ideales Musterbeispiel die Seele der deutschen Frau verkörpern". — „Durch zielbewußte Pflege dieses Ideals soll das Volksganze an der Vervollkommnung seiner selbst und seines Nachwuchses arbeiten." Und da kommt man denn doch auf den Verdacht, daß dem „Reichsausschuß" neben Katharina von Oheimb, die unter seinen Mitgliedern, versteht sich, aufgeführt ist, auch Hedwig Courths-Mahler angehört.

Das sind so unsre Sorgen.

Walter Victor

Foerster und Mertens im englischen Urteil

The Manchester Guardian vom 19. September

Herrn Stresemanns Rede vor den internationalen Pressevertretern hat hier einen unangenehmen Eindruck gemacht wegen des rauhen Tones der Kritik an den deutschen Pazifisten Professor Foerster und Karl Mertens. Bis gestern hatte Herr Stresemann eine ausgezeichnete Presse, heute aber besprechen ihn verschiedene Linksblätter mit großer Strenge.

Wie hier gemeldet wird, habe er gesagt, daß Mertens eine Lüge nach der andern erzähle und daß beide, Foerster und Mertens, Lumpen seien. Es ist natürlich klar, daß Professor Foersters Veröffentlichungen den Anschein erwecken, als würden durch sie Schwierigkeiten bereitet. Aber man hat keinen Grund, anzunehmen, daß Professor Foerster dadurch Schwierigkeiten machen will, oder daß er unzuverlässig ist. Nichtsdestoweniger scheinen seine Offenbarungen über den neuen Militarismus in der Hauptsache unrichtig zu sein und nur der Sache der französischen Militaristen gedient zu haben.

Was Mertens angeht, so hat er der Deutschen Republik einen wirklichen Dienst erwiesen. Als er noch fast ein Knabe war, trat er in eine Geheimorganisation ein, die die Republik beseitigen und ihre Führer ermorden wollte. Er glaubte, damit seine politische Pflicht zu tun, aber das Furchtbare, das er erlebte — die niedrige und brutale Mentalität der Gründer der Organi-

sation, ihre feigen Morde und Grausamkeiten —, brachten ihn so sehr in Harnisch, daß er beschloß, sein Leben der Bloßstellung dieser Leute zu widmen und der Sache des Pazifismus zu helfen.

Unter großer eigner Lebensgefahr veröffentlichte er eine Reihe von Artikeln, in welchen der wahre Charakter der Geheimorganisationen, speziell ihrer „Feme" (Rache), mit welcher sie diejenigen, die ihnen Verräter zu sein schienen, mordeten, einer erstaunten und erschreckten Oeffentlichkeit entschleiert wurde. Erst nach Erscheinen dieser Artikel hat man angefangen, sich mit den Fememorden zu beschäftigen. Für die Unterdrückung der bewaffneten Banden, die eine öffentliche Drohung und eine politische Gefahr waren, hat in der Tat Mertens, mit hohem Mut, mehr beigetragen als irgend ein andrer.

Olla podrida

Neuer bayrischer Hofbericht

Lichtenfels, 15. Sept. (Therese Neumann von Konnersreuth) traf in Begleitung von Herrn Prof. Dr. Wutz und Herrn Pfarrer Naber in Vierzehnheiligen ein. Sie weilte dort längere Zeit im Gebet in der Basilika und besuchte das dortige Nonnenkloster. Die Anwesenheit der Therese Neumann wurde bald bekannt und es versammelten sich ganze Scharen von Wallfahrern und sonstigen Neugierigen.

Nürnberger Zeitung

Was alles vorkommt

In einem Kölner großen Hotel mietete ein Herr mit seiner Frau ein Zimmer. Nachdem der Herr seinen Namen (Ministerialrat Dr. N. N. und Frau) in die Fremdenliste eingetragen hatte, warf seine Frau noch einen Blick in die Liste, unterdrückte einen Schrei der Entrüstung und sagte zu ihrem Gatten: „Mein Gott, hier wohnt ja ein Lokomotivführer!" Die Frau Ministerialrat folgte ihrem Manne in das gemietete Zimmer, erschien aber bald wieder, strich ihren Namen in der Fremdenliste aus und sagte zum Portier: „Wir wollen nicht hierbleiben, wir haben uns entschlossen, weiterzureisen." Dann verließ das Ehepaar das Haus.

Königsberger Hartungsche Zeitung

Ehrung.

Ihre Majestät die Kaiserin Hermine überreichte am Mittwoch früh während der Brunnenzeit dem Verteiler des Kissinger Kuranzeigers, Herrn Joseph Siegmann-Nikander, persönlich ihr Bildnis mit eigenhändiger Unterschrift und unterhielt sich mit ihm in leutseligster Weise. Aus diesem Anlaß brachte ihm die Musikkapelle Hippler von Garitz am gleichen Abend ein wohlgelungenes Ständchen dar, worüber sich der Geehrte herzlich freute und in bewegten Worten für diese Auszeichung dankte.

Kissinger Kur-Anzeiger

Liebe Weltbühne!

In die heiligen Hallen des Renaissance-Theaters, als dort noch Theo Tagger regierte, schritten zwei landfremde Elemente: Engländerinnen. Und forderten zwei Plätze zu zwölf Mark und legten vierundzwanzig Mark auf die Platte. Der Kassierer hört sein Blut in den Ohren rauschen; er sieht abwechselnd das Geld und die beiden Damen an. Die bestehen auf ihrem Willen und bekommen die Billetts. Da — als sie schon die Karten einstecken wollen, fragt die eine:

„Wird in dem Stück geschossen?"

„Ja", sagt der Kassierer. „Ach — dann —", sagen die Engländerinnen; „dann möchten wir lieber nicht . . ."

In diesem Augenblick naht die Seele vom Buttergeschäft: Frau Direktor Tagger. „Was ist denn hier los?" Man berichtet ihr die unglaubwürdige Mär. Sie hört, sieht und spricht:

„Meine Damen — wenn Sie sich entschließen können, die Billetts zu behalten . . . Im dritten Akt wird nicht geschossen."

Antworten

Karl Grune. Sie schreiben: „Am 7. September dieses Jahres habe ich durch Herrn Rechtsanwalt Doktor Wenzel Goldbaum gegen die UFA eine Klage auf Weglassung meines Namens von dem Film „Am Rande der Welt" eingebracht. Die UFA hat den Gerichtstermin nicht abgewartet, sondern den Film in der ihr genehmen Form herausgebracht. Hierzu habe ich zu sagen: in der von mir eingebrachten Klage wird betont, daß nach Beendigung des Films — dies war vor ¾ Jahren — bei der ersten Vorführung für die zuständige Leitung der UFA, der Film ungeteilten Beifall fand und, von unwesentlichen kleinen Schnitten abgesehen, mit großer Anerkennung akzeptiert wurde. In der Klageschrift werden die betreffenden Direktionsäußerungen wörtlich zitiert und die betreffenden Herren namentlich genannt. Nachdem der Regimewechsel in der UFA vollzogen war, wurden mir zuerst in diktatorischer Form, später etwas milder, große Schnitte und Titeländerungen, Umstellungen und gedankliche Weglassungen vorgeschlagen, die ich ablehnen mußte. Die UFA hat nunmehr gegen mein Wissen und meinen Willen Änderungen, die sie für richtig hielt, vorgenommen und den Film in dieser sinnentstellenden abrupten Fassung herausgebracht. Die wiederholten Aufforderungen, mir den Film vorher zu zeigen, hat die UFA abgelehnt. Sie hat, um nur das Wesentliche zu erwähnen, unter etwa 25 Veränderungen, die sie wünschte, entscheidenden Wert darauf gelegt, daß die ganze Golgathaszene wegfallen und der Film mit einer sich langsam auflösenden Rakete schließen muß; und nicht mit dem Schwur des alten Müllers, der, während ihm die Vision von Golgatha erscheint, auf den Neugeborenen weisend, die ursprünglichen Worte spricht: „Nein, er soll Zimmermann werden und neue Mühlen bauen!" Von dieser Bilderfolge, die wie andres völlig zerschnitten ist, befindet sich trotzdem eine Reproduktion in dem gestrigen Ufamagazin. Aber alle Umbiegungen gesinnungsmäßiger und künstlerischer Natur schienen die UFA noch nicht zu beruhigen, denn sie schlug zuletzt noch vor, den Film mit einem Untertitel zu versehen: ‚Ein Film von morgen'. Demnach muß ich die Verantwortung für diesen Film in der gestern gezeigten Fassung ablehnen. Den Prozeß gegen die UFA werde ich zu Ende führen — nicht wegen meines Films allein — sein Wert und Unwert ist mir weit unwichtiger als die herbeizuführende Entscheidung über die für alle Zukunft wichtige Frage, ob es einem Industrieunternehmen gestattet ist, die Arbeit eines Autors willkürlich zu zerstören." Herr Hugenberg gab sich in der ersten Zeit nach der Besitzergreifung der UFA politisch neutral. Nicht ohne Geschick, denn es ist ihm immerhin gelungen, weite Kreise zu düpieren. Ihr Fall zeigt zum ersten Mal das wirkliche Gesicht des Unternehmens und wird hoffentlich das liebe Publikum, das in Berlin doch zu einem ganz großen Teil aus Demokraten, Sozialisten und Pazifisten besteht, in Zukunft veranlassen, schärfer zu kontrollieren, was in den Tempeln des neugebackenen Kunstgeschäftsmanns Hugenberg vor sich geht.

Axel Juncker Verlag. Du wirst am 1. Oktober 25 Jahre alt und überschauen wir die Reihen der Autoren, die Du gefördert hast, nennen wir nur Rilke, Werfel, Else Lasker-Schüler, Max Brod, Schickele, Dauthendey, so gebührt Dir mehr als die obligate Gratulation, die Liebe unsrer Jugend steigt auf, unsre Lieblingsdichter als wir zwanzig Jahre waren. Deine Bände sahen immer frischer, duftiger, leckerer aus als viele andre. Und hoffenlich stellst Du auch an diesem Tag den Gustav Wied wieder ins Fenster, der uns so oft entzückt hat und den alle kennen sollten, die jetzt zwanzig sind. (Was sonst zu sagen ist, siehe in diesem Heft Seite 482.)

Weltbühnenleser und Kriegsdienstverweigerer Hannover treffen sich jeden Sonnabend 8½ Uhr im Café Kröpcke.

Republikaner. Deine Zeitung erzählt von der Leidensgeschichte des demokratischen Polizeipräsidenten von Braunschweig. Den hat die reaktionäre Bureaukratie im eignen Amt und im übergeordneten Ministerium so weit gebracht, daß er nicht nur schwer nervenkrank geworden, sondern endlich auch seelisch völlig zusammengebrochen ist. „Ein solcher Mann kann doch nicht Polizeipräsident sein", sagen die Rechtsblätter ... Und haben sie nicht recht? Hat man schon einmal gehört, daß ein deutschnationaler Minister ins Sanatorium mußte, weil ihm seine republikanischen Beamten das Leben sauer machten? Glaubt nur, die gute Gesinnung machts nicht allein. Es ist auch eine Nervenfrage.

Sozialist. Wie wir erfahren, findet im November in Berlin ein Weltkongreß der proletarischen Hilfsorganisationen statt. Das sehr weitgespannte Programm enthält eine Reihe von wichtigen Themen, wozu hervorragende Redner ausersehen sind. Über die ‚Welthilfsorganisation' des Völkerbundes soll ein Referent des Völkerbundes sprechen; dazu werden auch Henri Barbusse und der amerikanische Bischof Brown das Wort nehmen. Über die Freiheitskämpfe der kolonialen und halbkolonialen Völker werden Georg Ledebour sowie hervorragende Ausländer sprechen, unter anderm Frau Sunyatsen. Unter weitern Rednern werden genannt der englische Gewerkschaftsführer Cook, sowie Lenins Witwe, Frau Krupskaja. Für öffentliche Versammlungen sind Frithjof Nansen und Professor Albert Einstein in Aussicht genommen.

Hermann Wendel. Sie schreiben: „Die sozialdemokratische Presse enthält ihren Lesern Domelas Memoiren vor? Sie laufen augenblicklich in der ‚Frankfurter Volksstimme', im ‚Hamburger Echo', in der ‚Dresdener Volkszeitung', in der ‚Breslauer Volkswacht', in der ‚Fränkischen Tagespost', in der ‚Magdeburger Volksstimme', im ‚Lübecker Volksblatt', in der ‚Brandenburger Zeitung'. Und andre werden folgen!" Wir danken Ihnen für Ihren Hinweis und möchten noch hinzufügen, daß auch Ihr mannheimer Parteiblatt gefolgt ist. Aber das ändert doch nichts an unsrer Festnagelung, daß in Berlin sich Seine Herrlichkeit, der ‚Vorwärts', vom Acht-Uhr-Blatt schlagen ließen. Aber gern stellen wir fest, daß die sozialistische Presse im Land früher aufsteht, als das geschätzte zentrale Organ.

Weltbühnenleser Königsberg i. Pr. treffen sich am ersten und dritten Montag im Monat im Heim des fortschrittlichen Hochschulblocks, Kaiser-Wilhelm-Platz 1 III.

Opernfreund. Sie vermögen bei bestem Willen nicht zu erkennen, was Klaus Pringsheims hier (in Nr. 37 und 38) entwickeltes Reformprogramm des Zehn-Opern-Systems für Vorteile verspricht. Zehn neue Aufführungen im Jahr, Novitäten und Neueinstudierungen, so viel bringt durchschnittlich auch die Berliner Staatsoper zuwege; trotzdem aber sei sie nebenher und zwischendurch in der Lage, aus dem Reservoir ihrer „stehenden" Aufführungen einen ständig wechselnden Spielplan von jährlich 50 bis 60 verschiedenen Opern zu speisen. „Aber gerade diese stehenden Repertoire-Opern", schreibt dazu Klaus Pringsheim, „die sich, schäbig und abgenützt, ohne Korrektur einer Neueinstudierung, durch die Jahrzehnte schleppen, sind ja das Grundübel der normalen deutschen Opernbühne. Ist der Ungeist der Routine auf dem Weg der Repertoirevorstellung, die von ihm ihr typisches Gepräge der gesicherten Mittelmäßigkeit empfängt, erst in das Theater eingelassen: dann läßt er sich nicht lokalisieren, dann breitet er sich aus, alle Arbeit wird von ihm ergriffen, und er dringt als Element der chronischen Unfestlichkeit in die Atmosphäre des Hauses ... Jährlich nur zehn Opern, auch das hieße:

in sechs Jahren sechzig Opern, jede (im Durchschnitt) dreißigmal. Aber, dreißig Wiederholungen in zehn Monaten; statt auf sechs Jahre verteilt. Und alle Arbeitskraft des Jahres an zehn Opern gewandt statt an sechzig: die gesamte Arbeit angelegt in zehn neuen, statt geteilt zwischen zehn neuen und fünfzig alten Vorstellungen (deren Instandhaltung doch eine Unsumme von Arbeit verschlingt). Es ist klar, daß der Gewinn im Niveau aller Abende spürbar würde; der künstlerischen Vorbereitung könnte ein Vielfaches an Sorgfalt und Gründlichkeit, dem Kampf gegen die täglichen Widerstände des Ungefähr, gegen innern Verfall und Routine, vielfältig gesteigerte Energie gewidmet werden. Obendrein bedeutete solche Beschränkung des Spielplans außerordentliche Konzentration auch der wirtschaftlichen Mittel, also ein weiteres Plus an künstlerischer Möglichkeit, das sich im Gesamtbild der Leistung auswirkte."

Bruno Manuel. Sie erhielten einen Ausschnitt aus dem ‚Dortmunder Generalanzeiger' und fragen, ob das stimmt: „In parlamentarischen Kreisen verlautet gerüchtweise, Reichsminister Schiele habe die Absicht, gegen den Verleger der ‚Nackten Tatsachen' vorzugehen wegen einer in dem Buche enthaltenen Satire, die den Minister bloßstellt. Es handelt sich um das von Bruno Manuel im Sybillenverlag Dresden kürzlich herausgegebene Anekdotenwerk ‚Nackte Tatsachen', und die inkriminierte Satire kann nur jene Anekdote sein, die sich auf das Verhalten des deutschnationalen Ministers bei der Vereidigung des neuen Reichspräsidenten bezieht. Minister Schiele soll damals ziemlich fassungslos im Reichstage herumgelaufen und einem verwunderten Frager geantwortet haben: ‚Drinnen nimmt man dem Reichspräsidenten den Eid auf die Verfassung ab!' Und als der Frager meinte, man müsse doch Hindenburg vereidigen, soll Schiele geantwortet haben: ‚Natürlich muß man das. Aber er ist imstande und hält ihn!' Die Anekdote machte seinerzeit die Runde bei allen politisch Eingeweihten. Manuel bringt sie also nur in die breite Öffentlichkeit." Ob das richtig ist, daß man beabsichtigt, Sie am Kanthaken zu nehmen? Wir wissen in parlamentarischen Kreisen nicht so gut Bescheid. Übrigens möchten wir bemerken, daß die Geschichte zuerst von Herrn v. Graefe erzählt wurde, der zwar noch nicht Reichsminister ist, es aber werden kann, wenn er, was bald sein wird, seinen Frieden mit den Deutschnationalen geschlossen hat.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152 zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin;
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto Berlin 11958.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank: Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Hindenburg und Hölz von Carl v. Ossietzky

The quality of mercy is not strain'd ... Ein halbes Jahr Diskussion über Amnestie. Der achtzigste Geburtstag des Reichsoberhauptes schien wie ein Gottesgeschenk, um endlich etwas von dem gut zu machen, was die Justiz gesündigt. Das Ergebnis: eine Reichsamnestie von 75 Fällen. Nicht einmal für jedes Lebensjahr des hohen Geburtstagskindes ein Gnadenakt! Die Art dieser Gnade waltet mit schlechtem Gewissen, sie trägt das trockene Bureaukratengesicht des Reichsjustizministers Hergt. Noch am Sonntag nachmittag weiß man nicht genau, wen der Gnadenstrahl trifft. Man spricht von Major Buchrucker und den Scheidemann-Attentätern. Man hätte nichts gegen einen Gnadenerweis für Buchrucker, den Reingefallenen von Küstrin. Damals hing ja alles an einem dünnen Faden. Ebenso gut hätte die offizielle Reichswehr mit Gudovius putschen und Buchrucker mit der inoffiziellen Reichswehr die Republik retten können ...

Besser scheint das Ergebnis der preußischen Amnestie zu sein. Doch man weiß auch hier noch nichts Genaues. Man weiß nur, daß Max Hölz nicht dabei ist.

*

Bayern läßt den tragikomischen Verschwörer Fuchs laufen, begnadigt endgültig den Mörder Eisners, der sich schon lange wieder frei bewegt. Gnade dem Meuchelmörder, doch keine dem romantisch beschwingten Klassenkämpfer Hölz. Auch Max Hölz hat sich eine messianische Sendung zugesprochen, hat sich für den Retter gehalten. Der arrivierte Retter im Präsidentenpalais hat keinen Blick für den kleinen gescheiterten Kollegen in Sonnenburg.

Der Fall Hölz bleibt also unerledigt, und wir müssen ihn weitertreiben, koste, was es wolle. Aber der Präsident hat seine historische Stunde versäumt. Hat den Augenblick versäumt zu großen, gütigen, überparteilichen Gesten. Hier hätte der Marschall-Präsident zeigen können, daß in ihm trotzalledem ein eigner Funke glimmt. Er tat, was er lebelang getan hat: er folgte seinen Beratern.

*

Im Regierungsviertel drängen sich die vaterländischen Deputationen mit dem bekannten Klamottenkram aus Blech und Fahnentuch. Verkniffene Kleinbürger, die sich sichtlich aufbauen am Bild der Größe, der sie sich verwandt fühlen. Jedes gelernte Familienoberhaupt kommt sich als ein kleiner Hindenburg vor. Übrigens ist es vornehmlich der Tag der Provinz. Die Provinz hat Berlin überflutet. Berlin verhält sich ziemlich neutral. Es ist zu abgebrüht für so primitiven Schützenvereinsklimbim.

Aber guten Tag, meine Herrn! Das ist aber nett, daß Sie

auch gekommen sind! — Man sieht sie überall dazwischen, die lieben jungen Leute, die bei Ehrhardt Erschießen gelernt haben. Sie strahlen. Ja, die Republik macht sich. Richtige Flitterwochenstimmung. Das bißchen weimarer Tuch, das da noch rumhängt, wird auch noch verschwinden. Der Herr v. Keudell ist grade dabei, die Handelsflagge zur Nationalflagge zu erheben. Die Helden verkriechen sich hinter der Händlerfahne. Kann sich die regierende Koalition besser symbolisieren als durch die Schacherfahne?

*

„Du, der das deutsche Leid uns niederringt, von dessen Taten unsre Seele singt, Du Adelsfürst der Treue und der Pflicht, Du deutschen Volkes leuchtend Glaubenslicht, Du Deutscher, deutschester in weiser Tat, Du Eckehard, in unsres Volkes Rat, Du Großer, der uns wieder Zukunft weist, Du, dessen Name alle Tugend preist — dem Gotte, der Dich einst zu uns gerufen, dem beugen wir uns vor des Altars Stufen, ein ganzes Volk in einer Bruderhand: Herr, schütze Hindenburg dem deutschen Vaterland!"

Was das ist? Eine Festgabe in berliner Schulen. Wie mag es da in Pommern aussehen!

*

In der nationalen Presse ergeht sich Byzanz. Solche Überschriften hat es seit 1914 nicht gegeben, so dumm, so feist und verlogen.

Die republikanischen Blätter fühlen sich etwas depossediert. Sie möchten sich so gern mitfreuen, aber man erlaubt es ihnen nicht. Da sie politisch an dem hohen Jubilar nichts Anziehendes finden, feiern sie wenigstens seinen Charakter und versichern, daß ihre Huldigungen nur dem Amt und nicht dem Manne zugedacht seien. Quatsch mit Sauce. Millionen von Wählern haben gegen den derzeitigen Inhaber der Präsidentenwürde gestimmt, weil sie ihn für völlig ungeeignet hielten. Wäre er durch die Tatsache der Wahl geeigneter geworden? Hätte er seine Eignung seitdem erwiesen, grade die Republik zu repräsentieren? Während die Republikaner pietätvoll drucksen und die Kummerfalten feiertäglich ausbügeln, reist Westarp herum und rühmt sich, Inspirator der Tannenbergrede zu sein und verkündet laut, daß der Herr Reichspräsident Monarchist sei und sich nur als Kaisers Statthalter fühle . . .

Was wäre die Antwort darauf? Mannhafte Opposition, nicht mit Höflichkeit und Ehrerbietung imprägnierte Rügen, die immer über das eigne Wenn und Aber stolpern. Posaunenstöße, nicht Flötentriller. Ansage unerbittlichsten Kampfes gegen diesen Präsidenten der Monarchisten und Revanchefreunde, gegen diesen Präsidenten gegen die Republik. Eine Bande schlechter Intriganten hat ihn aus seiner Pensionsruhe geholt, und keinen Augenblick hat er bisher bewiesen, daß er etwas andres ist als ihr ahnungsloser Sprechautomat. Schicken wir ihn bald wieder nach Hannover zurück und seine junkerlichen Ankurbler nach jenseits des Korridors.

Der Strafgesetzskandal von Kurt Hiller

I.

Das Strafrecht schafft nicht die Verbrechen aus der Welt. Trotzdem bleibt es unentbehrlich. Sogar in der kommunistischen Gesellschaft der Zukunft wird es unentbehrlich sein; denn nur ein sehr erheblicher Teil der Verbrechen, nicht alle, sind durch Wirtschaftsnot bedingt; und nur die meisten Fälle von Wirtschaftsnot, nicht alle, durch den Kapitalismus. Die ökonomischen Ursachen des Verbrechens können nicht sorgfältig genug durchforscht werden; das Verbrechen ausschließlich aus ihnen zu erklären und also aus ihrer Beseitigung sein Verschwinden zu folgern, ist eine simplistische Albernheit. Jeder beliebige Bourgeois, der ein kleines Mädchen notzüchtigt, widerlegt diesen Unsinn — den man von bleichen Anarchomanen, aber nicht nur von ihnen, immer mal wieder zu hören bekommt. Ohne ein Strafgesetz gehts in Wahrheit nicht; auch Sowjetrußland erkannte dies ... und schuf (Urteil nach Studium!) das beste der Erde. Man soll auch in Deutschland, als Sozialkritikus und sozusagen Kulturheilgehilfe, das Strafrechtskind nicht mit dem Bade ausschütten; das Bad allerdings ist in eminentestem Grade ausschüttenswert. Es schillert olivbraun und stinkt.

II.

Worin besteht eigentlich die Freiheit eines Volkes? Darin, daß alle paar Jahr jedes Männlein, jedes Weiblein beim Budiker um die Ecke das Wahlkabinett betreten darf und einen Stimmzettel abgeben — mit dem Effekt, daß nichts sich ändert und etliches noch bunter wird? Es ist der Demokratismus, der euch einredet, daß die Freiheit hierin bestünde. Wie ich glaube, besteht sie darin, daß ein Jeglicher tun darf, was ihm Vergnügen macht (soweit er dadurch keinem Andern Verdruß bereitet), und daß Niemand zu einer Sache gezwungen wird, die ihm Verdruß bereitet (es sei denn, das Lebensinteresse der Andern erfordre das). Dies bißchen liberale Kernsubstanz, unvergänglich durch die Jahrtausende, gehört auch zum Mark eines gesunden Sozialismus — eines gesunden, will sagen eines solchen, der den Gemeinschaftsgedanken nicht zum Vorwand sadomasochistischer Entselbstungs-Orgien erniedrigt, sondern nach der Einsicht handelt, daß aller Kollektivismus nur Trick, Kniff, technischer Kunstgriff, Umweg ist, zum größtmöglichen Individualismus der größtmöglichen Zahl zu gelangen. Oscar Wilde hat in seinem leider vergessenen Essay ‚The soul of man under socialism' den Gedanken besonders reizvoll formuliert.

Diese Freiheit — schafft sie seinem Volke ein absoluter Monarch, ein Diktator oder sonst ein Autokrat, dann scheint er mir wert, geliebt zu werden; während eine Demokratie, die ihrem Volk das Gegenteil besorgt, auch des gegenteiligen Affektes, mein' ich, würdig ist. Wie drei Millionen Stiere brüllt in den Weltenraum die Dummheit der Schildbürger, die eine leere Form, eine abstrakte Farbe zum Fetisch ihrer politisch-religiösen Ekstasen machen; die es fertig bringen, gegen eine Briefmarke, weil sie das Bildnis eines ungewöhnlich begabten

und erstaunlich freisinnigen, übrigens lange toten Königs trägt, eine Massenbewegung zu entfesseln, aber eine Zuchthausrepublik hinnehmen, bloß weil sie Republik ist. Unser Strafgesetzbuch, seit 57 Jahren in Geltung, taugt verdammt wenig; aber man könnte es fast lieben, vergleicht man's mit dem neuen, dessen Entwurf jetzt dem Reichstag vorliegt. Dieser Entwurf, da hier dem Staatsbürger unmittelbar ins Fleisch getatzt wird, ist ein noch größerer Skandal als alle Schmutz-, Schund- und Schulgesetze; aber das Skandalöseste: daß der Republikanismus zu diesem Skandale schweigt oder loyal-kritisch wie der Zephyr in den Blättern wispert, statt auf eine Weise Krach zu schlagen, daß den anonymen Vätern dieses Bastards das Trommelfell platzt.

III.

Ich verzichte (notgedrungen) auf Vollständigkeit und setze nur einige Beispiele her.

Hochverrat — das anständigste aller Delikte; aber begreiflich, daß jeder Staat sich gegen ihn wehrt. Vollendeter Hochverrat ist bekanntlich straflos; die Täter werden zu Gesetzgebern! Nur der versuchte Hochverrat kann bestraft werden. Weniger noch als „Versuch" ist: „Vorbereitung". Nach geltendem Recht beträgt die Höchststrafe für die „ein hochverräterisches Unternehmen vorbereitende Handlung" drei Jahre Zuchthaus. Nach dem Entwurf wird, wer „einen Hochverrat mit einem andern verabredet" oder „in andrer Weise vorbereitet", mit Zuchthaus bis zu zehn Jahren bestraft (§ 88).

Landesverrat. Schon mit den geltenden Paragraphen läßt sich da, wie man weiß, Liebliches anstellen. Der Entwurf erhöht die Strafmaße und schafft neue strafbare Tatbestände. Zum Beispiel „Ausspähung von Staatsgeheimnissen" — dies Delikt kennt unser Recht bisher nicht. Hier wird es in § 92 definiert. „Wer sich Schriften, Zeichnungen, andere Gegenstände oder Nachrichten, deren Geheimhaltung vor einer anderen Regierung für das Wohl des Reichs oder eines Landes erforderlich ist, in der Absicht verschafft, sie in einer das Wohl des Reichs oder des Landes gefährdenden Weise zu verwenden", dem werden zehn Jahre Zuchthaus angedroht. Also bereits das „Sichverschaffen" ist strafbar, und die bloße „Absicht" der Verwendung genügt. „Das Wohl des Reichs gefährden" — so sagt die Terminologie der Reichsrichter für: beitragen, daß rechtswidrige Vorbereitungen zu neuem Massenmord ans Licht kommen. Aber man kann auch das Wohl eines Einzelstaats, eines „Landes" gefährden. Wird in Bayern ein royalistischer Staatsstreich geplant und ein preußischer Reporter in München sammelt Material darüber, um seinem Blatte in Berlin Bericht zu erstatten oder um die preußische Regierung, um die Reichsregierung zu informieren, so macht er sich, nach diesem Entwurf, einer mit Zuchthaus bis zu zehn Jahren bedrohten Handlung schon dann schuldig, wenn er das Material noch gar nicht verarbeitet oder weitergegeben, ja wenn er es noch nicht einmal gesichtet hat! Nach geltendem Recht gehört zum vollendeten Landesverrat: Mitteilung des Materials an die fremde Regierung oder öffentliche Bekanntmachung des Materials; die Höchststrafe beträgt fünfzehn Jahre Zuchthaus. Der

Entwurf droht „in besonders schweren Fällen" lebenslanges Zuchthaus an und erweitert dabei den Tatbestand: insofern er statt „dieser Regierung mitteilt oder öffentlich bekannt macht" die Worte setzt: „an einen anderen gelangen läßt"; § 93). Folge: Müller-Berlin teilt Schulze-Berlin eine nicht nur die internationalen Verträge, sondern auch das wahre Interesse der Deutschen schwer verletzende massive Schweinerei mit, die eine deutsche Regierung begangen oder geduldet hat (Beispiel: heimliche Stammrollen); lebenslängliches Zuchthaus! Der Fall Fechenbach wird sich zu den Landesverratsfällen der Zukunft verhalten wie der Feldzug 1866 zu den Kriegen der Zukunft.

Kriegsverrat. Das gab es bisher nur während eines Krieges (Karl Liebknecht). Jetzt soll es dieses Verbrechen auch „in Beziehung auf einen drohenden Krieg" geben (§ 95). Und die Mindeststrafe wird von einem Jahr auf fünf Jahre, die Höchststrafe von zehn Jahren auf lebenslanges Zuchthaus heraufgesetzt. Selbstverständlich ist nach Ansicht unserer Richter „der feindlichen Macht Vorschub geleistet" und „der Kriegsmacht des Deutschen Reiches Nachteil zugefügt", wenn „in Beziehung auf einen drohenden Krieg" aktive Pazifisten pflichtgemäß zum Generalstreik und zur Dienstverweigerung aufrufen. Stresemann propagierte in Genf „die Erkenntnis, daß der Krieg weder der Wegbereiter zu einer bessern Zukunft noch überhaupt der Regulator der Entwicklung sein kann, daß er nach allem menschlichen Ermessen nur neues Elend, neue Wirrnis und schließlich die Anarchie schaffen würde"; sein Kollege, der Reichsjustizminister, straft ihn Lügen; er hat für Die, die Stresemanns Erkenntnis teilen und in Tat umsetzen wollen, als Lohn nur lebenslanges Zuchthaus bereit.

Todesstrafe: beibehalten (§ 33).

Gotteslästerung: nach wie vor ein Delikt. Der Name ist gestrichen, die Sache nicht. Während bisher bestraft wurde, wer die „Einrichtungen und Gebräuche" der Religionsgesellschaften beschimpfte, wird jetzt auch mit Strafe bedroht, wer „ihren Glauben" beschimpft (§ 180). Und „beschimpft" heißt gar nicht wirklich „beschimpft"; niemand braucht sich durch die abfällige Äußerung in seinem Empfinden tatsächlich verletzt zu fühlen; es genügt für die Strafbarkeit, daß die Äußerung in einer Weise erfolgt, die „geeignet" ist (nämlich nach der Ansicht des Gerichts) das Empfinden eines Frommen zu verletzen. Angenehme Aussichten für einen deutschen Anatole France, der mal ein Trommelfeuer erlebt hat oder die Versenkung eines Passagierdampfers oder einen Niednerprozeß oder das permanente Lebensglück eines permanenten Schurken... und nun einiges Gepfefferte über den Begriff des allweisen, allgütigen Gottes philosophiert. Zwei Jahre Gefängnis! Der geistreiche Zweifel an den metaphysischen Grundlagen dieser Kultur, die witzige Skepsis, fällt unter die kriminellen Handlungen — als sei die deutsche Republik ein Kirchen-Staat. Es scheint, sie ist es. Aber schließlich gibt es auch konfessionslose Ethiker; wer schützt eigentlich deren Glauben vor Beschimpfung? Wer schützt den Glauben der Sozialisten, Kommunisten, Pazifisten, wer den Glauben der aktiven Künst-

ler und Denker, der freien Geister, der Religiösen ohne Gott? Wir schreien nicht nach dem Strafrichter, noch nach dem Kerkermeister; aber wir stellen fest: Die erste Strafgesetzvorlage der deutschen Republik privilegiert die Geistlichen und entrechtet die Geistigen.

Ehebruch: nicht nur strafbar geblieben, sondern das Strafmaß verdoppelt (§ 312).

Überhaupt die Sexualdelikte; als ob die Moralvorstellungen des Pfarrers von Miesbach verbindlich wären für das ganze deutsche Volk. Die unverschämte Anmaßung gewisser kirchlicher Kreise, ihre uns höchst gleichgültige Auffassung von den Geschlechtsdingen zur gesetzlichen zu machen in Deutschland, muß viel entschiedener zurückgewiesen werden, als das bisher geschah. Wir wollen tolerieren; aber wir verlangen Toleranz. Und Toleranz im Theoretischen, in „Glaubenssachen" ist für die Katze; auf Tolerierung unsrer Lebensformen, unsrer praktischen Verhaltensweisen — soweit sie nicht in fremde Interessen eingreifen — kommt es an. Wer schädigt, soll bestraft werden; nicht, wer im Einklang mit seiner sittlichen Überzeugung über seinen Körper oder über den Körper eines andern einsichts- und willensfähigen Menschen mit dessen freier Zustimmung verfügt. Das Recht über sich selbst muß endlich gewährt werden. Es wiegt schwerer als das allgemeine Stimmrecht. Das allgemeine Stimmrecht hatte bis heute die Wirkung, daß den Deutschen das Recht über sich selbst vorenthalten blieb.

Wer Genaues über den Wahnsinn erfahren will, den dieser Entwurf sich grade auf dem Gebiete des Geschlechtlichen leistet, der studiere den eingehend begründeten „Gegen-Entwurf", den das Kartell für Reform des Sexualstrafrechts soeben (im Verlag der Neuen Gesellschaft, Berlin-Hessenwinkel) herausgegeben hat. Dieses Kollektivwerk kostet zwei Mark; und obwohl ich der verantwortliche Endredactor bin, möchte ich die Lektüre empfehlen. Übrigens werden Leser der ‚Weltbühne', die in den letzten Jahren den Erörterungen über eine Deutsche Linke oder einen Roten Block mit Sympathie gefolgt sind, nicht ohne Interesse hören, daß die Redaktionskommission, die im Auftrage jenes Kartells hier gearbeitet hat, aus drei Sozialdemokraten, zwei Kommunisten, einem linken Demokraten und vier freien Sozialisten bestand. Ihr seht: es geht.

Am unhaltbarsten sind die Bestimmungen über Abtreibung, Homosexualität, „Kuppelei".

Die blasse Proletin, weil sie Kind neun nicht ins Leben setzen wollte, erhält allerdings kein Zuchthaus mehr, sondern nur noch (bis zu fünf Jahren) Gefängnis. Aber der menschenfreundliche Arzt, der ihr gegen geringes Entgelt die Frucht abtrieb, weil er einsah: das Elend dieser Familie verträgt nicht die Vermehrung um noch einen hungrigen Mund, soll wieder mit Zuchthaus bis zu zehn Jahren bedacht werden (§ 253). Nur dann soll er straflos ausgehen, wenn die Unterbrechung der Schwangerschaft „zur Abwendung einer auf andere Weise nicht abwendbaren ernsten Gefahr für das Leben oder die Gesundheit der Mutter erforderlich" war. Ein Fortschritt; ein allzu kleiner. Wo bleibt die soziale Indikation; wo die

eugenische? Warum sollen Elendsfrüchte, warum Säuferfrüchte, Epileptikerfrüchte, Früchte von Kokainisten, von Syphilitikern, von Tuberkulösen gezwungen werden, dem Verein Menschheit beizutreten? Warum genotzüchtigte Mädchen zum Gebären verpflichtet sein? Irrsinn über Irrsinn; Schande über Schande. (Zumal auch die Popularisierung der empfängnisverhütenden Mittel unter Strafe gestellt wird.)

Schande: daß der mannliebende Mann abermals zum Verbrecher gestempelt wird; § 296: Gefängnis bis zu fünf Jahren. Man spricht soviel vom Schutz der nationalen Minderheiten; wann werden endlich die Millionen Angehörigen dieser psychobiologischen Minderheit geschützt sein? Nicht, soweit sie lustmorden, nötigen, Kinder schänden, ein Abhängigkeitsverhältnis mißbrauchen, öffentlich Ärgernis erregen; alles das soll ja auch der sexuellen Mehrheit verboten bleiben. Aber wo Erwachsene in voller Freiheit miteinander tun, was weder sie selbst noch sonstwen schädigt? Es geht nicht an, daß der Staat den sokratischen Männern weiter bei Strafe lebenslang Enthaltsamkeit oder lebenslange Selbstbefriedigung verordnet. Dreiviertel aller Staaten der Erde haben das längst begriffen, zum Beispiel unter den 25 Staaten lateinischer Zunge 24! In Deutschland haben seit Jahrzehnten (Magnus Hirschfelds tapfere Initiative!) nicht nur sämtliche linken Intellektuellen, sondern auch Hunderte politikferner oder rechtsstehender Universitätsgelehrter gegen diese Barbarei protestiert; selbst Ernst von Wildenbruch, selbst H. von Kupfer, verstorbner Chefredakteur des Berliner Lokalanzeigers, ja selbst der völkische Herr von Graefe-Goldebee hat sie mißbilligt. Also nicht Dehmel, Natorp, Riehl, Gerhart Hauptmann, die beiden Mann, Liebermann, Wölfflin, Wilhelm Ostwald, Albert Einstein allein. Im Reichsjustizministerium hört man diese Stimmen nicht; und noch weniger auf die Argumente der Fachleute. Wenn eine Anzahl Sexuologen und Rechtsphilosophen seit Jahrzehnten sich den Mund fusslig geredet und Bibliotheken über eine Frage verfaßt haben, aber die Justizmandarine so tun, als wären alle diese vom Beifall der Intelligenz einer ganzen Nation begleiteten Forschungen und Beweisführungen einfach nicht vorhanden, dann ist das wahrhaftig, um sich die Haut vom Schädel zu reißen.

Die männliche Prostitution, um die sich das geltende Recht mit Recht nicht kümmert, wird von diesem Entwurf folgendermaßen behandelt: Man stelle sich einen gutgewachsenen aber ohne seine Schuld erwerbslosen jungen Monteur vor; dafür, daß er nicht stehlen will und keinen Raubmord und kein Eisenbahnattentat begehen will, auch sein Mädel nicht auf den Strich schicken will, aber schließlich doch nicht verhungern und verrecken will und deshalb seinen Körper manchmal für eine Weile an eigenartige Herren verkauft, die in noch leidenschaftlicheres Entzücken vor diesem lebendigen Leibe geraten als die gewöhnlichen Kunstschwärmer vor einer Statue Polyklets, Michelangelos, Rodins oder der Sintenis — dafür soll er mit zehn Jahren Zuchthaus belohnt werden (§ 297[3]). Das ist allerdings die Höchststrafe. Ein Richter mit tuntenhausener Mentalität wird sie bestimmt verhängen. Ein denkfähiger wird die

mildeste, die hier zugelassen ist, wählen: eine Woche Gefängnis. Dieses eine Beispiel zeigt, was von der vielgepriesenen kolossalen Erweiterung des „freien richterlichen Ermessens" in dem Entwurf zu halten ist. Es ist davon zu halten — nun, ich gestehe, daß mir nicht nur der parlamentarische, sondern auch ein unparlamentarischer Ausdruck für die Bewertung dieser Neuerung fehlt.

Auch dafür, daß alle Prostituierten, weibliche wie männliche, ebenso Bettler und Landstreicher (das beschrieb ich schon ‚Weltbühne' XXI, 52), ohne etwas Sozialschädliches begangen zu haben, nach §§ 58 und 60 dieses Entwurfs unter Umständen auf Lebenszeit ins Arbeitshaus gesteckt werden können — was keine Strafe sein soll, sondern eine „Maßregel der Besserung und Sicherung"; auch dafür, daß ein verständiger Vater, der seinem dreißigjährigen unverheirateten Sohne erlaubt, mit der Freundin eine Nacht in der väterlichen Wohnung zu verbringen, nach § 307 wegen schwerer Kuppelei auf zehn Jahre ins Zuchthaus wandern kann, fehlt mir die Vokabel.

IV.

Gegen Ausbeutung der Arbeitskraft durch brutale Prinzipale wird kein Lohnsklave geschützt. Das Kind kaum gegen gröbste Mißhandlungen. Und der übelgeformte Kaufhaus-Chef, der der hübschen Verkäuferin droht: „ab bau ich Sie, wenn Sie nicht heute nacht mit mir . . .", wird mit Gefängnis bestraft, falls er das Mädel zum Beischlaf genötigt hat; hat er sie zu einem Geschlechtsakt genötigt, der ihr vielleicht noch viel ekelhafter ist als der Beischlaf mit diesem Scheusal, dann geht das Scheusal straflos aus. (§ 289.)

V.

In einer Zeitung „für entschiedene republikanische Politik" las ich:

Was wir beklagen, sind weniger die Gesetze selbst. Gewiß sind auch diese mangelhaft, gewiß ist auch der neue Strafgesetzentwurf so, daß wir den Kampf dagegen mit aller Schärfe aufnehmen werden, sollten wir das Inkrafttreten noch erleben. Aber es ließe sich auch mit diesen Gesetzen leben, wenn die Richter bei ihrer Anwendung nicht andauernd unter Ausnutzung formaljuristischer Kniffe . . ."

Aber das ist ja blühender Unsinn! Schiebt doch nicht immer alles auf die Justiz! Sie ist schlecht. Aber was vermag der beste Richter gegen ein schlechtes Gesetz, das er treu anwenden muß? Es gibt einige ausgezeichnet menschliche und gebildete Strafrichter in Deutschland; sie leiden unter gewissen Bestimmungen des Gesetzes, das gilt; sie werden unter diesem Entwurf, so er Gesetz wird, noch tiefer leiden. Schlechte Richter können die besten Gesetze verhunzen; gute Richter können die Wirkung schlechter Gesetze günstigenfalls leicht abdämpfen; aufheben können sie sie nicht. Die Wurzel des Übels ist nicht die Judikatur, sondern die Legislatur. Und dies infame Gesetz, das hier vorgelegt wird, das wollt ihr erst zu berennen beginnen, wenn es in Kraft getreten ist? Schilda; Schilda! Auch in der dankenswerten Denkschrift der Liga für Menschenrechte „Acht Jahre politische Justiz" (Berlin, 1927, Hensel & Co.) fand ich zu meinem Erstaunen den Satz:

„Kein neues Strafgesetz, neue Richter sind nötig!"

Beides, beides, lieber Demokrat!

VI.

Im Strafrechtsausschuß des Reichstags beginnt jetzt der Kampf. Zwischen nahezu lauter Laien. Leute, die sich ein Leben lang mit den umstrittenen Fragen beschäftigt haben, als Berater hinzuzuziehen, wird abgelehnt. Fachmann sind wir selbst. Vor allem haben wir ja unsern Kahl.

Daß der Abgeordnete Wilhelm Kahl, Doktor diverser Fakultäten, Professor, Geheimrat, beweihräucherter Oberbaal der Gesetzgeberiche, schon vor über 78 Jahren in Kleinheubach zur Welt kam, spricht nicht gegen den Satz des Karl Kraus: „In einen hohlen Kopf geht viel Wissen." Es tritt bei Kahl noch Salbung hinzu; leis liberal vibrierende Moral-Emphase; eine gewisse bassistenbärtige Urbanität, auf die sie alle miteinander hineinfallen — bis einschließlich Doktor Landsberg (SPD). Tatsächlich erwies sich Herr Kahl als: wütender Verteidiger der Todesstrafe; unbelehrbar-verfolgerischer Mucker; Autor des Satzes: „Amnestien sind Leichensteine auf dem Grabe des Rechts"; alles in allem als so markerschütternd konservativ, daß er über den schimpflichen Entwurf unlängst drucken ließ:

„Der Gesamtertrag dieser Arbeit eines Vierteljahrhunderts muß respektiert, es kann nicht an hundertfach sorgfältig Überlegtem immer wieder von neuem herumgedoktert werden."

Er will also die Diskussion verbieten. Er ist Vorsitzender des Ausschusses. Er wird sie verhindern. Vize ist Bell. Der Klerikale und er — mit dem Ochsenziemer stehn sie da: die Langsamen, die Kritischen, die Nörgler anzupeitschen.

Werden die Knechte sich treiben lassen? Wird die gemäßigte Linke zu obstruieren wagen? Die Kommunisten allein, plus zwo linken Sozialdemokraten, könnens nicht schaffen.

Die Hauptschlacht wird um die Todesstrafe gehn; leider. Daß und warum ich sie verwerfe, steht in ‚Weltbühne' XXII, 46. Aber die Frage wird überschätzt. In 99 Prozent der Fälle trifft diese barbarische Strafe Individuen, die sich aufs schwerste an der Menschheit vergangen haben. (Übrigens ist langjähriges oder gar lebenslängliches Zuchthaus eine kaum minder barbarische Strafe. Einen Menschen jahrzehntelang töten oder sekundenlang... höchst zweifelhaft, ob das zweite Verfahren das grausamere ist. Man sollte mit der Todesstrafe das lebenslängliche Zuchthaus abschaffen. Oder es auf das eine Verbrechen beschränken: Kriegsanstiftung. Dieses niedrigste, niederträchtigste, unmenschlichste, elendeste und verächtlichste, dieses — mit einem ganz ruhigen und nüchternen Wort — schädigendste aller Verbrechen läßt der Regierungsentwurf straffrei.) Doch ich wollte sagen: die Frage der Todesstrafe wird überschätzt. Denn wichtiger noch als die Humanisierung der Strafe für Schädlinge der Gesellschaft ist die Abschaffung der Strafe dort, wo sie Unschädliche trifft. Eine gerechte Hinrichtung wird immer unerträglich sein, aber nicht in dem Grade unerträglich wie die Verurteilung eines Menschen zu acht Tagen Gefängnis für ein Vergehen, das vor der Vernunft keines ist.

Die Unschuldslüge von Richard Grelling

Das zweite russische Orangebuch, den Kriegsausbruch mit der Türkei betreffend, ist durch Material, das die Sowjetregierung der deutschen Unschuldspropaganda zur Verfügung gestellt hat, ergänzt und von dem „Schuldreferenten im Auswärtigen Amt", dem Geheimen Legationsrat Friedrich Stieve, neu herausgegeben worden.

Was ergibt diese Dokumentensammlung? Enthüllungen, die das Grundaxiom der ganzen Unschuldskampagne: Frankreich und Rußland hätten ein Kriegskomplott geschmiedet, um den Franzosen Elsaß-Lothringen, den Russen Konstantinopel und die Meerengen zu verschaffen, platt zu Boden schlagen.

*

Am 10. und 11. August 1914 — also wenige Tage nach Ausbruch des europäischen Krieges — berichtete Iswolski aus Paris über Anregungen des damaligen Außenministers Doumergue dahingehend:

> daß die Türkei befürchte, wir (die Russen) würden die Umstände und einen etwaigen Sieg über Österreich und Deutschland benutzen, um uns in den Besitz von Konstantinopel und der Meerengen zu setzen, — und daß es sehr wünschenswert wäre, die Türkei in dieser Beziehung zu beruhigen, indem wir ihr zum Beispiel anbieten, die Integrität ihres Territoriums zu garantieren. Nach Doumergues Ansicht würde uns dies nicht weiter hindern, bei Beendigung des Krieges die Meerengenfrage in dem von uns gewünschten Sinne zu lösen.

Sazonow ging sofort auf die pariser Anregung ein und telegraphierte am 15. August an seinen londoner Botschafter:

> Unsrerseits würden wir folgende Vorschläge an die Türkei für möglich halten: 1. Als Beweis für die Aufrichtigkeit ihrer Neutralität schreitet die Türkei zur Demobilisierung ihrer Armee. 2. Als Äquivalent dafür gewährleisten die drei Staaten die territoriale Integrität der Türkei und sind zu diesem Zwecke bereit, eine beliebige Kombination in Erwägung zu ziehen. 3. Die Türkei tritt in den Besitz aller wirtschaftlichen, Eisenbahn- und andrer Konzessionen Deutschlands in Kleinasien, und diese Besitzergreifung wird im Friedensvertrag sichergestellt werden. Wir halten es für wünschenswert, daß den drei Botschaftern in Konstantinopel dringende Instruktionen erteilt werden ...

Am 16. August folgt ein weiteres Telegramm Sazonows an den londoner Botschafter Benckendorff, in dem es heißt:

> In Anbetracht dessen (der Furcht der Pforte vor feindlichen Absichten Rußlands) erscheint es wünschenswert, daß die drei Mächte schleunigst in Konstantinopel ihre Bereitwilligkeit erklären, der Türkei, falls sie neutral bleibt, gemeinsam die territoriale Integrität zu gewährleisten und auch die Sicherstellung des Überganges der deutschen Konzessionen in ihren Besitz zu versprechen.

Aber nicht nur die territoriale Integrität der Türkei wollte Sazonow gewährleisten, er wollte dem Osmanenreiche auch noch „territoriale Erweiterungen" zukommen lassen, welche die formelle Garantie der Ententemächte durch realen Besitz verstärken sollten. Es heißt in dem Telegramm nach London:

> Die Türkei erhält Lemnos ... Was Lemnos betrifft, so würde die Rückgabe dieser Insel an die Türkei den vitalen

> Interessen letzterer wie auch denen der Mächte der Triple-Entente entsprechen, da die ganze Bedeutung von Lemnos in der Sicherung der Meerengen besteht, was wiederum den türkischen Forderungen realer Garantien ihrer territorialen Integrität entspricht.

Die Insel Lemnos ist die größte und strategisch wichtigste der dem Dardanelleneingang vorgelagerten griechischen Inseln; sie beherrscht die Meerengen von der südwestlichen Seite her. Indem der russische Minister diesen wichtigen Stützpunkt den Türken einräumte, zeigte er den unzweideutigen Willen, die volle Integrität des gesamten türkischen Besitzes zu erhalten und zu sichern, unter der einzigen Bedingung, daß die Türkei im Kriege neutral blieb.

Neben dem eignen Preisangebot für die türkische Neutralität stellte Sazonow gegenüber seinen Bundesgenossen in Paris und London auch noch ein andres Angebot des Kriegsministers Enver Pascha zur Erörterung, das — neben „Kompensationen in Thrazien" und Übergabe der ägäischen Inseln — ein Defensivbündnis zwischen Rußland und der Türkei auf fünf bis zehn Jahre vorschlug.

Die Preisangebote Sazonows gingen so weit, daß selbst die Bundesgenossen sie für übertrieben hielten und eine dadurch hervorgerufene Interessenverletzung andrer Balkanstaaten befürchteten. Die von London ausgegebene Parole lautete: „Garantie der territorialen Integrität und deutsche Konzessionen, aber nichts mehr." Die Zusage der Insel Lemnos oder andrer Gebietserweiterungen an die Türkei wurde sowohl von Grey wie von Doumergue abgelehnt.

Auf der von den drei Entente-Regierungen genehmigten Basis wurde der Pforte eine gemeinschaftliche mündliche Erklärung des russischen, englischen und französischen Botschafters abgegeben, dahingehend: „daß Rußland, England und Frankreich der Türkei um den Preis ihrer Neutralität volle Sicherheit und Garantie für ihr Territorium anbieten" und ihr außerdem die Rückgabe aller deutschen Konzessionen nach Kriegsende zusichern.

Die Türkei verlangte schriftliche Fixierung des mündlichen Angebotes und Festlegung desselben auf „einen Zeitraum von nicht weniger als fünfzehn bis zwanzig Jahren". Auch diese Forderung wurde bewilligt, nachdem der mündliche Schritt der drei Botschafter „einen sehr guten Eindruck gemacht und die Anhänger der Triple-Entente im Kabinett gestärkt" hatte. Der russische Botschafter in Konstantinopel, Giers, telegraphierte an Sazonow:

> Die Garantien müssen einen sehr bestimmten Charakter tragen und klar zum Ausdruck bringen, daß wir die territoriale Integrität der Türkei achten und vor andern schützen werden, falls die Türkei Neutralität bewahrt.

Sazonow entwarf darauf das der Türkei zu überreichende Schriftstück und schickte den Entwurf zur Genehmigung nach Paris und London. Nach Vornahme einer von Grey gewünschten redaktionellen Änderung wurde die schriftliche Garantieerklärung der drei Mächte am 30. oder 31. August (die genaue Tagesbestimmung geht aus dem Stieveschen Orangebuch nicht hervor) der türkischen Regierung überreicht, von dieser aber

ablehnend beantwortet. Auffallend bei diesen ganzen Vorgängen ist: daß in den Stieveschen Akten weder der Sazonowsche Entwurf noch die definitive schriftliche Erklärung der drei Mächte, noch der Wortlaut der ablehnenden türkischen Antwort enthalten ist.

Den Kenner der Methoden der deutschen Unschuldspropaganda wundert das allerdings nicht. Diese wichtigsten, ja entscheidenden Schriftstücke sind vermutlich so kompromittierend für die Erfinder des angeblichen russischen Kriegsmotivs: Eroberung Konstantinopels und der Meerengen gewesen, daß Herr Stieve, der amtliche Leiter der Unschuldskampagne, oder seine in Rußland sitzenden Gehilfen es vorzogen, diese Schriftstücke der Öffentlichkeit vorzuenthalten. Das ganze in der Wilhelmstraße zusammengestellte deutsch-russische Orangebuch ist auch sonst derartig lückenhaft, daß es auf einige Weglassungen mehr oder weniger nicht ankam. Herr Stieve hilft sich über die schlimmsten Lücken mit der Bemerkung hinweg, die betreffenden Dokumente befänden sich „nicht bei den Akten".

*

Trotz der Ablehnung des Neutralitätspaktes auf der Grundlage der unbedingten territorialen Garantie führten die Ententeregierungen noch fast zwei Monate die Verhandlungen mit der Pforte weiter, gingen auf alle möglichen Preisforderungen der türkischen Regierung (Aufhebung der Kapitulationen und sonstige Vorteile) bereitwilligst ein, bis im Laufe des Oktober die Parteinahme der Türkei für die Zentralmächte sich immer deutlicher herausstellte, zunächst durch die Mobilisierung der türkischen Streitkräfte am 5. und schließlich durch den Seeangriff auf Odessa am 29. Oktober. Erst jetzt, nachdem durch die Türkei selbst — unter offensichtlicher Direktive der Zentralmächte — der tatsächliche Kriegszustand mit Rußland herbeigeführt worden war, erst jetzt hörten die Bemühungen der Ententeregierungen auf, die Türkei durch Garantie ihres vollen Besitzstandes und andre Konzessionen auf ihre Seite zu bringen.

Weshalb haben die schlauen Osmanen die Staatsmänner der Entente drei Monate lang an der Nase herumgeführt? Weshalb haben sie fortgesetzt geheuchelt, neutral zu bleiben und dadurch ihren Besitzstand garantiert erhalten zu wollen?

Weil es den Herren in Berlin und Wien so in ihren Kram paßte. Weil man den bereits am 2. August abgeschlossenen Bündnisvertrag mit der Türkei bis zum geeigneten Moment geheim halten, die Ententemächte bezüglich der Neutralität der Türkei in Hoffnungen wiegen, den Bundesgenossen am Bosporus erst genügend stärken wollte, ehe er gegen Rußland losgelassen wurde.

*

Vergebens bemüht sich Herr Stieve, der überall auf der Gegenseite Finten und nur auf deutsch-österreichischer Seite Ehrlichkeit sieht, die territoriale Garantie der Ententemächte als „Bluff", als raffinierte „List", als „Maske" hinzustellen. Der Versuch, die Unehrlichkeit der französisch-russischen Integritätszusage aus drei — sage und schreibe drei — Zeilen gesprochener Worte Doumergues herzuleiten — Worte, die in

Wahrheit sich nur auf die Durchfahrtsfrage durch die Meerengen beziehen und die Stievesche Konstruktion eines Kriegs- und Eroberungskomplottes glatt widerlegen, — dieser Versuch mit untauglichen Mitteln erinnert an den Ausspruch: „Gib mir drei Zeilen eines Mannes in die Hand, und ich will ihn an den Galgen bringen." In dem ganzen Orangebuch, in allen Korrespondenzen zwischen Petersburg, Paris, London und Konstantinopel, sogar in dem geheimsten Gedankenaustausch zwischen dem russischen Minister und seinen Botschaftern, findet sich nichts, was auf eine Täuschungsabsicht gegen die Türkei, auf eine „fadenscheinige Verlogenheit", einen „mit diplomatischer Spitzfindigkeit groß angelegten Betrug" (alles Stievesche Schlagworte) hindeutete. Weder Sazonow noch Giers noch Iswolski, weder Grey noch Delcassé noch Benckendorff verraten auch nur mit einem Wort, daß man die Türkei nur zum Schein an das Herz drücken und später in der Umarmung erdrosseln wollte. Aber, selbst wenn die haltlosen Verdächtigungen gegen die Ehrlichkeit der russischen und französischen Garantieverpflichtung ebenso begründet wären, wie sie unbegründet sind, die Unterschrift Englands bleibt unverändert bestehen. Sie kann umso weniger eskamotiert werden, als die britische Politik — wie Stieve selbst zugeben muß — in der Frage der Meerengen „immer zurückhaltend, ja sogar ablehnend war, weil es nicht im Interesse Englands lag, daß sich die slavische Großmacht am Bosporus festsetzte".

Nein, es war der ehrliche und aufrichtige Wunsch, es war vor allem das dringende Interesse der Ententemächte, die Türkei aus dem Kriege fernzuhalten und, wenn möglich, als Bundesgenossen zu gewinnen. Der Preis der territorialen Garantie und andrer Konzessionen war nicht zu hoch dafür.

*

Wo aber bleibt, angesichts dieser dokumentarischen Beweisführung, die uns der Unverstand unsrer Gegner selbst liefert, das französisch-russische Eroberungskomplott? Ein „Eroberungskomplott", das — nach Sazonows Vorschlag — sogar in einer Gebietserweiterung der Türkei zum Ausdruck kommen sollte? Wenn nun die Türkei den Vorschlag der Ententemächte annahm, neutral blieb oder gar an Rußlands Seite focht, — wie sollte der Zar Stambul und die Meerengen in seinen Besitz bringen? Wie die territoriale Garantieverpflichtung der Dreiverbandsmächte aus der Welt geschafft werden? Diese und viele andre Fragen finden nur eine Lösung: Das den Russen untergeschobene Kriegsmotiv ist erfunden und erlogen.

Damit aber bricht der wichtigste Tragbalken des innocentistischen Schuldgebäudes krachend zusammen. Mit dem Wegfall des angeblichen Kriegsmotivs erscheinen die unausgesetzten Verständigungsbemühungen des Zaren und seines Außenministers im Sommer 1914, die an sich schon den unerschütterlichen Entlastungsbeweis zugunsten der russischen Staatslenker erbringen, vollends in ihrem wahren Lichte: als Ausflüsse ernstesten Friedenswillens.

Die Schuldlüge der deutschen Unschuldslügner ist tot und begraben. Friede ihrer Asche!

Traktat über Lerm und Geräusch

von Peter Panter

„Die Wahrheiten müssen Akrobaten werden, damit wir sie erkennen." O. W.

So schrieb Schopenhauer: „Lerm" — mit einem E; plattköpfig und stumpf kroch das um ihn herum, was er — außer Hegel — am meisten haßte. Den Lärmempfindlichen hat er Komplimente gemacht, die wir bescheiden ablehnen...

Neulich hat der Überzeichnete über die Hunde traktiert, eigentlich mehr über das nervenabtötende Gebell dieser Tiere, und man muß schon das Vaterland, das teure, und was an Generalen, Zeitungen und deutschen Männern drum und dran hängt, beleidigen, um einen solchen Lerm zu erleben. Die Aufregung, die aus Prag herüberkam, kann ich mir nur so erklären, daß Schwejk dort mit herrlich gefälschten Hunden gehandelt hat — was ich dort gedruckt zu hören bekommen habe, war freundlich und ging noch an. Aber die Briefe, die die Hundefreunde geschrieben haben, die kann man nicht erfinden. „Ich bin noch nie von einem Hund verbellt worden — der Hund bellt nur schlechtgekleidete Sujets an" und: „Wollte 'mal fragen, ob Sie keine Würstchen unter sich lassen — erfinden Sie doch mal einen Nachttopf für Hunde" und so in infinitum zur Morgen- und zur Abendsuppe. Wenn ich ein Hund wäre: Solche Freundinnen möchte ich nicht haben.

Abgesehen von der triefäugigen Sentimentalität, die zum Beispiel alle Vorwürfe akkordiert, wenn sie gegen menschliche Säuglinge gerichtet sind, die ohne Grund brüllten, sich einmachten und überhaupt, im Gegensatz zu den süßen Hündlein, abscheulich seien — abgesehn von der göttlichen Liebe, die sich da verklemmt hat: ich habe keine leichte Zeit hinter mir. Die bekannte, aber mondaine Schriftstellerin Charlott Speyer hat mir in mein hochfein möbliertes Haus geschrieben, ich sei wohl vom wilden Strindberg gebissen — ein Mann in meinen Jahren! Lasset uns beten. Und ernsthaft untersuchen, was es denn da gegeben hat.

Durch nichts, aber auch durch nichts kann man Menschen so aus dem Häuschen bringen als dadurch, daß man ihnen verbietet, gewohnten Lärm zu machen. Du kannst eine Monarchie durch eine gleich minderwertige Republik ablösen — darüber läßt sich reden. Aber der Lärm ist geheiligt.

Der Städter des Jahres 1927 ist ein armes Luder.

Zu essen bekommt er, was ihm die Händler geben, es wird nicht sauberer durch die Hände, die es passiert; vom Grund und Boden weiß er nur, daß er andern, immer andern gehört, widerstandslos erduldet er die satanische Komik von Grundstücksspekulanten, die mit der Haut der Erde handeln, unter die man sie — sechs Fuß tief — herunterläßt, wenn alles vorbei ist, und in deren wahren Tiefen niemand dringt; unfrei ist der Städter, gebunden an Händen, Füßen, Valuta, Schullesebuch und Vaterland. Aber eine Freiheit hat er, nimmt er sich,

mißbraucht er — einmal besauft sich der Sklave und spielt torkelnd den Herrn. Er macht Radau.

Daß einer eng am andern wohnt, weiß der eine; daß er nicht Feuer im Hof anzünden, nicht nachts in seiner Wohnung, dem überzahlten castle, Pferde zureiten darf; daß man nicht aus dem Fenster schießt — das hat sich allmählich herumgesprochen. Belästigungen durch Rauch, durch Geschosse, durch Rohr- und Drahtleitungen, ja, durch Aufstellung von Reklametafeln sind Gegenstand braver bürgerlicher Prozesse. Lärm aber darf gemacht werden.

Die Hundefreunde, denen man untersagt, ihren Köter zu quälen, ihn einzusperren, ihn so stundenlang bellen zu lassen, fühlen sich im Heiligsten getroffen, wo der Mensch hat: in ihrer, verzeihen Sie das harte Wort, Freiheit.

Hat der Parzellenmensch eine Prairie um sich? Er ist wohnend in Schubladen untergebracht und richtet sich auch in allem danach — nur das Ohr des Schubladennachbarn ist Freigut; die Gehörsphäre, also der Nervenbereich braucht nicht geschont zu werden. Alles, was an Einfluß auf Krieg und Frieden, auf Verwendung der Steuern nicht vorhanden ist, das tobt sich im Hause aus. Darin nähern sich besonders Frauen dem Urzustand der Primitiven.

Als ich das letzte Mal in Berlin wohnte, da rollte jeden Morgen eine Stunde lang eine reitende Artillerie-Brigade über die Decke dahin: eine deutsche Hausfrau (E. V.) ackerte dort ihr Schlafzimmer, anders war der Lärm nicht zu erklären.

Nun sind aber die Lebensgewohnheiten im bürgerlichen Haushalt keinem Wechsel der Geschichte unterworfen; „der bürgerliche Haushalt wird nur deshalb betrieben, damit der archäologische Forscher noch heute die Arbeitsmethoden der Steinzeit studieren kann" (Sir Galahad). Hier eingreifen stößt auf Mord. Keine Zeitung, die es wagen könnte, in diesen Muff eine wettersichere Grubenlampe herunterzulassen — das Geschrei von Hausfrauen, klavierübenden und gesangsheulenden Damen beiderlei Geschlechts, von organisierten Tierfreunden und reinmachewahnsinnigen Besessenen dampfte ihr entgegen. In meiner Wohnung kann ich machen, was ich will — das wäre ja gelacht.

Es ist zum Weinen.

Denn da und nur da sind die Wurzeln ihrer Kraft. Das änder du mal. Da zeig mal, was du kannst. Sie machen sich das Leben schwer, den andern zur Hölle — und sie sind so stolz darauf! Die Reinmachenden machen nicht rein — sie unterliegen gewissen Zwangsvorstellungen, einen Hausgott ehrend, der unerhörte Opfer verlangt — mit Sauberkeit hat das wenig zu tun. Es ist Recht, Pflicht und göttliches Gebot, dem Nachbarn den Teppichstaub in den Suppentopf zu schlagen — wie Kanonenschläge hallt das durch die steilen Steinhöfe. Ordnung muß sein. Der schwarze Hals des Lautsprechers gurgelt im schweren Übelsein heraus, was er an Lärm zuviel gefressen hat — dazu öffnet man füglich die Fenster, damit der Nachbar auch etwas davon habe, und wenn Ihnen det nich paßt, denn missen Se ehm inne Wieste ziehn.

Aber das wird nicht gut auslaufen. Denn in der Wüste steht das Zelt des Forschungsreisenden Karbumke, und der hat einen Hund. Und der Hund steht, am Zeltpflock angebunden, und bellt alles an, was sich ringsum bewegt. Es soll sich, außer seinen Flöhen, nichts bewegen.

Bleiben wir im Lande und nähren wir uns redlich, die Ohren mit Wachs verklebt wie die Gefährten des Odysseus, die die Musik-Etüden des Sirenen-Konservatoriums nicht hören sollten. Schrei: „Ruhe!" Eine Flut von Schimpfwörtern, Geheul, Rufen, eine Wolke von geschwungenen Federbesen, eine Welle von Papierfetzen, alten Pappdeckeln, Holzstücken und Müllwasser rauscht auf. Ich weiß, wo sie verletzlich sind. Es juckt, sie da anzufassen. Da, in der Abwehr, auch da, wo sie recht haben, sind sie ganz sie selbst. Die Haut reißen sie sich herunter, so nackt sind sie da. Und keine Zeitung, keine Broschüre, kein Buch kann sie in diesem Punkt ändern. In der Stickluft dieser muffigen Treibhäuser gedeihen die Mikroben der Religion, des Berufskostüms und des Vaterlands.

Und zu wissen, daß man dazu gehört und einer von ihnen, und daß da kein Grund zu überheblichem Mitleid ist, daß das Spiel mitzuspielen ist, Gleicher unter Gleichen, und daß man helfen soll und lieben. Denn manchmal weinen sie und paaren sich seufzend und lallen mit ihren Kindern und sind selber welche und machen mancherlei Lerm und Geräusch.

Die Film-Symphonie von Harry Kahn

Daß Kunst und Kino nicht inkommensurable Begriffe zu sein brauchen, das spricht sich langsam herum; nur ganz Verkalkte oder Böswillige leugnen heute noch, daß „Goldrausch" ein größeres Kunstwerk ist als „Jörn Uhl" oder der „Fröhliche Weinberg". Aber noch immer wird auch in Kreisen, die sich selbst für höchst modern und prominent halten, Der belächelt, der vom „absoluten Film" redet, und als Utopist bemitleidet, wer die Vermutung äußert, in gar nicht allzu ferner Zeit, möglicherweise schon im nächsten Jahrhundert, werde gleichberechtigt neben der absoluten Musik, der Hörkunst kat' exochen (und wahrscheinlich in enger Verbindung mit ihr), als Sichtkunst kat' exochen die absolute Kinematographie stehen. Mir meinerseits schwant sogar, daß das die einzigen Kunstformen sein, die dann überhaupt noch ernst, weil allein noch aufgenommen werden. Denn eine Menschheit, die die stoffliche Realität so restlos in ihr Blut eingesogen und in ihr Hirn eingearbeitet hat, wie es bei jener bereits der nächsten Jahrhunderte der Fall sein dürfte, wird der dinghaften Phänomenologie als Substrat und Vehikel geistig-seelischer Konzeption und Rezeption gewiß entraten können.

Auch wenn in jenen, wer weiß ob glücklichern Tagen, Name gänzlich zu Schall und Rauch geworden sein sollte, wird man vielleicht den Walter Ruttmanns in hohen Ehren halten, weil er unauflöslich mit der Schöpfung der neuen Sichtkunst verbunden ist. Ob Ruttmann das Verdienst der ideellen Priori-

tät zukommt, weiß ich nicht. Das ist aber auch gleichgültig gegenüber der unumstößlichen Tatsache, daß er die ersten wirklichen absoluten Filme geschaffen und gezeigt hat: Bildabläufe, deren Bewegung kein pragmatisches Geschehen zum Anstoß, die damit ihre eigne Kausalität hat, und deren Sichtbarwerden an kein organisches oder mechanisches Ding gebunden ist; Bildabläufe also, deren „Handlung" nur in der Wiedergabe von Bewegungsmomenten selbst besteht und deren „Held" die Form an sich ist. Ich entsinne mich beispielsweise eines Kampfes zwischen rund und eckig konturierten Flächen, mit andern, bessern Worten: zwischen „dem" Runden und „dem" Eckigen. Die Wenigen, die heute schon so zu sehen vermögen, wie die europäische Menschheit seit einem Jahrhundert hören gelernt hat, mußte diese Vorführung auf die gleiche Weise und in dem gleichen Maße erregen wie eine Beethovensche Sonate.

Die Analogie mit der Musik liegt auf der Hand, auf der allzuflachen sogar: mancherlei schlagwortfreudiger Mißbrauch mit musikalischer Terminologie ist die Folge davon. Seine frühern, zum Teil außerordentlich gelungenen Versuche nannte der „optische Komponist" Ruttmann „Opus 1, 2, 3 usw."; das erstere größere Filmwerk, das er von der weitsichtigsten und wagemutigsten der derzeitigen Produktionsfirmen finanziell dazu in den Stand gesetzt und von dem bedeutendsten deutschen Kameramann mit Rat und Tat unterstützt, nun fertiggestellt hat, betitelt er „Berlin. Die Symphonie der Großstadt". (Nebenbei: man sollte die Schreibweise „Sinfonie" so lange verpönen, bis wir nicht auch „Sintese" und „Fisionomie" schreiben.) Auch diese, von der Musik entlehnte Gattungsbezeichnung läßt sich annehmen. Dagegen darf man grade bei diesem Werk noch nicht gar zu eifrig mit Worten wie Kontrapunktik und dergleichen um sich werfen. Vom organischen Auf- und Ausbau einer optischen Thematik ist darin nämlich noch recht wenig zu spüren. Die Stundenfolge des Tages, der Kreislauf oder, wenn man musikalischer will: das Crescendo und Decrescendo von Morgen über Mittag bis Mitternacht, das stuft sich nicht in Rhythmen, Tönungen, Valeurs zum festen Motiv zusammen. Es bleibt „literarisch" drüber aufgehängt; ist nicht eingegangen, verarbeitet. Ansätze zur Fugenbildung sind zu erkennen; aber allzuhäufig gleitet das Symphonische ins Synkretistische ab. Die Freude am Nebeneinander und Durcheinander, die Verliebtheit in den Stoff, in die hundertfarbige Palette, den tausendfädigen Canevas der Millionensiedlung, überschwemmt den eigentlichen Formgedanken auf breite Strecken. Nicht selten glaubt man es gar mit einem Propagandafilm für die Fremdenverkehrszentrale zu tun zu haben.

Dieser Eindruck und die daraus sich ergebende Ermattung des Zuschauens gegen die Mitte des Films kommt aber meines Erachtens nicht so sehr von der oft recht merkwürdigen Auswahl der Einzelbilder, die Uninteressantes bis zum Überdruß wiederholt (Stadtbahn, Revue), dafür an typischsten Lebenskreisen vorübergeht (Börse, Verbrechen), als von einem formal-technischen Manko. Die meisten Aufnahmen sind einfach hinreißend ergriffen und ausgeführt; die Geduld und der

Geschmack, mit denen sie zusammengefügt sind, sind schlechtweg staunenswert. Aber: eine Symphonie in lauter einzelnen, unverbunden nebeneinander stehenden Takten — das geht nicht. Solcher Pointillismus lähmt nicht nur bald die Sehkraft, sondern auf die Dauer das Schauvermögen. In seinem ureignen, wundervollen und wahrhaft symphonischen Stil fängt Ruttmann an: Wellen werden zu bewegten Flächen; die Flächen spalten sich in lineare Balken; aus deren Menge bleibt, sich hochrichtend, ein einziges übrig; er fällt nieder, wird zum Schlagbaum, an dem der Zug zur Großstadt vorbeirast. Aber schon wie diese erwacht, das hat dann wieder recht wenig mit absoluter Kinokunst zu tun, sondern wirkt wie der, allerdings von einem fabelhaften Regisseur geschaffene, Auftakt zu einem Spielfilm. Und dann lenkt Ruttmann in Bahnen ein, die Amerikaner und Franzosen (Léger) oft betreten haben; gewiß mit viel mehr Können und Konsequenz setzt er da Straßen, Menschen, Maschinen, Autos, Trams und wieder Trams und Autos und Maschinen und Mädchenbeine aneinander. Aber alles unverbunden nebeneinander stehend, nicht notwendig sich auseinander entwickelnd; zusammengehalten nur durch den literarischen Begriff: Tag der Großstadt. Ein Bildfeuilleton, keine Sichtfuge.

Diese Formulierung soll dem an sich unbedingt epochemachenden, künstlerisch wie kunsthistorisch außerordentlich bedeutsamen Film nur den Ort anweisen. Es soll aber seinen hohen Wert um so weniger verkleinern, als zugegeben werden muß, daß für eine in der oben angedeuteten Art zu Ende gedachte oder zu Ende geschaffene „optische Symphonie" die heutige kinematographische Technik einfach noch nicht reif und daß die Voraussetzung der Entwicklung zu ihr eine von uns noch kaum ausdenkbare Verfeinerung und Entfaltung der rein mechanischen Apparatur ist. Aber man darf auch annehmen, daß dieser Prozeß nicht so lang dauern wird wie der, an dessen Anfang die Spielmannsfiedel und an dessen Ende der Steinwayflügel steht. Von der Sonate bis zur Symphonie hat die Musikgeschichte zwei Jahrhunderte gebraucht. Was in zwei Jahrzehnten aus dem Film geworden ist, das zu erkennen gibt der gewitzte Leiter des Tauentzienpalasts seinen Besuchern dadurch Gelegenheit, daß er, bevor noch Edmund Meisel den Taktstock zu seiner sehr geschickten (nur vielleicht etwas zu vordringlichen und dadurch die Wirkung der Bildmusik beeinträchtigenden) Geräuschsymphonie hebt, auf dürftigem Piano das „Gebet einer Jungfrau" und die „Maxixe" zu allerhand „Kintopp vor zwanzig Jahren" exekutieren läßt. Der rein technische Fortschritt vom „Sittenbild aus der Großstadt" bis zur „Sinfonie der Großstadt" ist enorm; so gering auch der geistige von „Mutter, Dein Kind ruft" bis zum „Rheinischen Mädchen beim rheinischen Wein" sein mag: beides gleich gefundene Fragen für den jetzt im westlichen Luxuskino satirischerweise amtierenden „echten" Erklärer aus der Cöpenicker Straße. Immerhin: wenn die Entwicklung in diesem Tempo weitergeht, bekommen wir vielleicht noch zu unsern Lebzeiten eine Film-Symphonie zu sehen, die sich zu dieser ersten verhält wie die „Eroica" zu einer Ouvertüre von Lully.

Juden und ihre Feinde von Frank Warschauer

Als wir an einem Juden vorbeikamen, grüßte ihn der Kammerherr. „Das ist der einzige Jude, Königliche Hoheit, den ich grüße", sagte er entschuldigend, „der Kaffer hat sich aber auch im Felde zu schneidig benommen." — „Verehrter Herr Kammerherr, Sie brauchen sich dieserhalb nicht zu entschuldigen; auch ich grüße Juden." „Weil wir grade von Juden reden. Wissen Sie, wie mein Köter heißt, Königliche Hoheit? Levy. Sitze ich dann bei 'nem Juden am Tisch, rufe ich: Ober bringen Sie dem Levy was zu fressen." So geschehen 1926 und mitgeteilt von jenem Hohenzollern, der alle übrigen an Verdienst bedeutend schlägt, nämlich dem falschen Hohenzollernprinzen Harry Domela. Diese sehr hübsche Geschichte gehört zu den kulturhistorisch rentablen Anekdoten. Es lohnt, sie etwas genauer zu betrachten, sie und die Mitspielenden.

Erstens den Kaffern, der es glücklich erreicht hat, von dem Kammerherrn gegrüßt zu werden. Wodurch erreicht? Durch einen langwierigen und komplizierten Verrat an sich selbst. Durch jahrelanges Betäuben der Stimmen in ihm, die ihm die Wahrheit über den Krieg und diesen Krieg sagten.

Und Levy, der sich mit dem Kammerherrn an einen Tisch setzt und sich möglicherweise noch geschmeichelt fühlt, wenn der seine übelriechenden Witzregungen an ihm ausläßt? Geschieht ihm recht; geschieht beiden recht.

Diese ganze miserable Sorte von Überheblichkeit, die sich da hervorwagt; diese affenhafte Bosheit, dieses Lauern auf Unterlegenheit; der ganze Komplex, der dahinter sichtbar wird, eines Weltaffektes, der die Geschichte durchzieht und bestenfalls die Formen, die die Substanz ändert: diese Galerie des Fratzenhaften, das ist jener Caliban, nach dem Arnold Zweig sein Buch über den Antisemitismus benannt hat. Vollständiger Titel: Caliban oder Politik und Leidenschaft, Versuch über die menschlichen Gruppenleidenschaften, dargetan am Antisemitismus. Erschienen bei Gustav Kiepenheuer in Potsdam.

Dreihundertundneunundsechzig Seiten; ein voluminöses Buch ohne Aufschwemmung durch das Papier. Ist das notwendig, so viel Denken, so viel Schreiben über ein Phänomen, das wir ja schließlich kennen oder zu kennen glauben, das, wie es scheint, eben im Begriff ist, ausrangiert und in die bekannte Rumpelkammer der Geschichte geworfen zu werden, wo es ebenbürtige Gesellschaft findet, über eine Angelegenheit, der heute definitiv der politische Platz des Reaktionären zugewiesen ist, und die nicht mehr, aber auch nicht weniger bekämpfenswert ist, als alles Muffige, Vorgestrige und Schauerliche um sie herum?

Zweig beginnt selbst mit diesen Bedenken: ob nicht der Antisemitismus ein Problem dritten Ranges sei, auch für den Juden, verglichen mit den Problemen „der Tat und Lebensordnung der Juden", und kommt, im organischen Verlauf seiner Gedanken, in immer weitern Kreisen um dieses Zentrum schweifend, sehr bald zu der Überzeugung, daß er „als Erkenntnisproblem, als Anstoß zum Denken, zur Richtung und Öffnung des Geistes, als Zwang zur Besinnung unüberschätzbar

sei. Wie? Ein Volk geht seit zweitausend Jahren über die Erde im Schatten glücklicher und mächtiger Völker lebend, und überallhin begleitet es ein Phänomen der Ablehnung, des Zurückweichens vor ihm, der Verwerfung ..."

Am Antisemitismus kann man studieren: erstens die Antisemiten durch zwei Jahrtausende. Dann: wie es kam, daß eine Gruppe von Menschen immer wieder diesen Affekt hervorrief. Das ist der interessantere Teil; es führt zur Kenntnis der Juden und ihrer Schicksale. Drittens kann man den Antisemitismus zum Anlaß, zum Ausgangspunkt soziologischer Erkenntnisse machen, die dann, weit über diesen Fall hinaus, der Verallgemeinerung fähig sind und Einsichten bringen über das Wesen der menschlichen Beziehungen überhaupt, wie sie nicht durch Einzelne, sondern durch Gruppen bestimmt sind; denn es ist evident, daß der Antisemitismus als charakteristisches Phänomen den Gruppen zugeordnet ist.

Eine Doktorarbeit? Nein, wahrlich nicht. Sondern, wenn es so wie hier bei Zweig geschieht, das Aufzeigen eines historischen Schicksals, jenes großen, dunklen, seltsamen Judenschicksals, demgegenüber sich Menschen jeder Abkunft mit Vorliebe blind stellen. Wollt ihr wissen, wer die Juden sind, wer ihre Feinde, wie das alles so kam, welche Spannungen und Kräfte da am Werke waren, so nehmt dieses Buch zur Hand. Der es schrieb, treibt hier Seelenkunde in allergrößtem Maßstabe, nicht erwiesen am Umriß irgend eines Menschenatoms, des Herrn Schulze oder Cohn samt den Spezialerlebnissen ihrer Frauen, sondern an dem eben jener Vielheit von Menschen, die durch die Jahrtausende hindurch, verbunden durch eine Gemeinsamkeit, sei es Glaube, Rasse, Stamm oder Volk, ein wachsendes, organischlebendes Kollektiv-Individuum darstellt. Jetzt nicht mehr, und Sie, Herr Soundso, fühlen sich ganz und ausschließlich als deutscher Mann, und der Anachronismus, das historische Versehen, daß wir noch als Juden da sind, wird demnächst, nun aber sicher, korrigiert werden?! Die Antwort gibt das hebräische Palästina, mag es auch klein an Umfang sein, die jüdischen Massensiedlungen in Rußland, mit den unverkennbar nationalen Vorzeichen; alle jene Anzeichen, daß die Juden jetzt erst recht eine eigne Form der historischen Existenz suchen und gewinnen.

Wie von dem Augenblick, da sie als Kriegsgefangene in das Bewußtsein des römischen Eroberervolkes traten bis zum glorreichen Auftauchen des Hakenkreuzes die Völker in Abwehr, zuweilen wohl auch tastendem Verstehenwollen, meist aber Mißverständnis, dann wieder in begründeter Fremdheit, im Wirbel von Antipathien, von Haß und Ressentiments sich die Erscheinung des ihnen überlagerten Judenvolkes zu deuten, zugleich sich seiner zu erwehren suchten, das ist hier gezeigt in einer Analyse, die, nur ein Superlativ bezeichnet es richtig, an Geschmeidigkeit und vordringender Kühnheit den Meistern gemäß ist, durch die sie geschult wurde: Freud, Nietzsche, den großen Franzosen. Welch eine Fülle von Lebensstoff! Denn dies ist alles gefühlt, geschaut und mit so nachtastendem Sinn wiedergegeben, als sei es eine Studie zu einem ungeheuren, weiträumigen Roman mit unzähligen Gestalten, mit Begeben-

heiten, in allen Nuancen tragischer Färbung und Komödienhaftem nicht minder: dem Roman des jüdischen Volkes.

Fabelhaft, jene Verkleidungskraft des antijüdischen Affekts, jene Erfindungsgabe in immer neuen Formen der Feindschaft den Juden gegenüber. Vom Radauantisemitismus bis zum pseudowissenschaftlichen Überbau und dann weiter zu einem seelisch-intellektuell abweisenden Verhalten, hinter dem nur der scharf Blickende den Affekt lauern sieht, sind hier alle Schattierungen aufgezeigt. Nicht als Museumsstücke, damit sämtliche Arten der Gattung vertreten sind. Wahrlich nicht aus Sammelmanie, sondern aus Erkenntnisdrang, aus psychologischer Neugier, und vor allem aus aktuellen Notwendigkeiten; als Warnungen ausgesprochen, vor Gefahr, nach der einen Seite, vor Hemmungslosigkeiten nach der andern; Warnungen, welche vielleicht mancher einzelne überhören wird, wenn er dumm ist, die Geschichte aber bestimmt nicht. Anders ausgedrückt, einfacher: wir werden uns nichts mehr gefallen lassen, dafür ist die Zeit vorbei trotz des Kammerherrn und seines Hundes Levy.

Die speziell deutsche Situation ist mit leidenschaftlicher Beredsamkeit dargestellt; meilenfern einer stieren Verranntheit, die monoman um ein Gedankenzentrum kreist; sondern indem die Tatsache des Antisemitismus zum Startpunkt der Erkenntnisse über deutsches Wesen und seine Gefährdungen in der Gegenwart gemacht wird. Der Ernst, der sich für den Juden herauskristallisierenden Ergebnisse wird durch die Milde des Tones nicht geschwächt: „Es wird sich für den Deutschjuden darum handeln, ob er trotz des Gegendruckes aus seiner Natur weiter öffentlich leben und tätig sein kann oder nicht, ob er die Besonderheit seines Wesens politischer Orientierung und künstlerischer Neigung weiter darstellen kann oder nicht."

„Oder nicht!" — Hört Ihr es? Nicht ist es bestimmt für jene, denen nicht zu helfen ist, Kammerherren und Hundebesitzer; sondern für alle andern. Dabei sind die Menschen der linksstehenden Parteigruppen durchaus nicht ausgenommen. Wenn ich etwa sehe, daß in einem revolutionären Theaterstück von Paquet der Hauptmissetäter mit schnöder Selbstverständlichkeit ein Jude ist (ohne daß ihm die edle Figur eines Juden kontrastiert wäre), wenn ich in einem kommunistischen Abendblatt die Erinnerungen eines jüdischen Taschendiebes lese, wiederum mit gleichem Vorzeichen und zum mindesten ohne Warnung vor Verallgemeinerungen — dann weiß ich, daß die Entscheidung in diesen Fragen nicht nur eine politische ist, sondern sehr wesentlich eine nationale. Sie betrifft das deutsche Volk in seinen besten Menschen.

Und weiter aufsteigend über den Sonderfall entwickelt Zweig eine soziologische Lehre vom Wesen der Beziehungen zwischen kleinen und größten Gruppen; vom Oszillieren der Affekte zwischen ihnen, von denen sie zuerst beherrscht sind: genannt von Zweig Differenzaffekt und Zentralitätsaffekt. Von hier aus ergibt sich ein weiter Blick in die Geschichte und alles Geschehen der Gegenwart.

Einmal wird gesagt, und immer ists zu fühlen, wie unbekannt die Juden als solche seien. Zweig macht sie be-

kannter. Es ist ein Buch der Entlarvungen, des Aufdeckens, und wenn in einem Kapitel, das in Härte, Wahrhaftigkeit und Unerschrockenheit grandios ist, die Verwüstungen dargestellt werden, die an Generationen jüdischer Menschen entstanden sind, dadurch, daß sie sich völlig Wertungen und Lebensgesetzen unterwarfen, die ihnen fremd sind — dann mag erst einmal, wer für den Juden andre Wege fordert als die eines in höherm Sinne nationalen Selbstbesinnens, widerlegen oder für erlogen erklären, was hier gesagt wird; sonst sind seine Spekulationen als belanglos oberflächlich erwiesen.

Bei uns in Amerika . . . von Theobald Tiger

Ihr schickt uns aus dem Lande von Ford
einen ziemlich miesen Menschenexport:
überschwemmt sind Paris und Griechenland
von Euerm mäßigen Mittelstand,
Diese Reisenden, laut und prahlerisch,
legen geistig die Füße auf den Tisch,
fallen lästig an allen Orten;
und jeder zweite Satz beginnt mit den Worten:
„Bei uns in Amerika . . ."

Bei Euch in Amerika gibts zweierlei Rechte
(für Arme und Reiche) — gibt es Gute und Schlechte;
gibt es solche und solche: Lewis und Mencken,
und Dollardiener, die in Dollars denken.
Bei Euch in Amerika gibt es Republikaner
und richtende blutige Puritaner.
Ihr habt Kraft, Jugend und Silberlinge —
aber Ihr seid nicht das Maß aller Dinge,
bei Euch in Amerika.

Bei uns in Europa ist das Weib
keine Haremsfrau ohne Unterleib —
bei uns in Europa ist die schwarze Haut
kein Aussatz, dem man Extra-Bahnwagen baut;
bei uns in Europa kann wer ohne Geld sein
und dennoch, dennoch auf der Welt sein —
bei uns in Europa kann man bestehn,
ohne in die Sonntags-Schule zu gehn,
weil fast keiner so am Altare steht:
eine plärrende nüchterne Realität —
wie bei Euch in Amerika.

Das wissen natürlich bei Euch die Guten
ganz genau. Der Rest hat von Blasen und Tuten
keine Ahnung. Hört nur den Schmeichelchor
seiner news-papers; kommt sich so erstklassig vor . . .
Hör nicht hin, Arbeitsmann. Laß sie ziehn
die Eitelkeiten der Bourgeoisien.

Pässe, Fahnen und Paraden
das sind lächerliche Zementfassaden —
Denn die wahre Grenze, zwischen Drohnen und Frohnen,
läuft quer hindurch durch alle Nationen:
bei Euch in Amerika.
Wie bei uns in Europa.

Wiener Theater von Alfred Polgar

„Papiermühle"

Theater — Vorführung dressierter Menschen — wenn man so was lange nicht gesehen hat, wirkt ziemlich gespenstisch. Nicht so gespenstisch wie „das Leben", aber immerhin. Theater liegt im Schnittpunkt von Wahrscheinlichkeit und Unmöglichkeit; dort- wie dahin zuständig, redet es ein Misch-Idiom aus den Sprachen beider Bezirke. Sein Wesen ist Schmeichelei und brutaler Zugriff (der zwiefache Grund, warum Frauen, die einmal von ihm genascht haben, es nie mehr lassen können), holde Hexerei und gemeiner Schwindel. Es ist ein Charlatan, der wirklich zaubern kann.

„Papiermühle" hingegen liegt an der Strecke Paris—Boulogne. Ich weiß nicht, ob Georg Kaiser den Ort entdeckt oder erfunden, ob also die Geographie sein Theateringenium oder dieses jene befruchtet hat. Die Biographen des Dichters werden das feststellen... falls „Papiermühle" sie nicht abschreckt, mit so ungebärdigem Klienten sich überhaupt einzulassen.

In dieser Komödie nämlich, einer dreiaktigen dünnen Ergötzlichkeit, gibt er den Biographen Saures. Den Biographen und den Besprechern. Literaturgeschichte und Kritik, in Person des Herrn Duchut zweieinig auf den Plan tretend, haben hier, gleich den Zuschauern des Spiels, wenig zu lachen. Um es vulgär zu sagen: Kaisern geht die Galle vor ihnen heraus. In exakten, streng geformten Kernsätzen. Ärger in Würfeln.

Duchut schreibt ein Buch über den Dichter Ollier, der mit Frau Duchut usw. Im dritten Akt, nach etlicher komödischer Verwicklung, erfährt er seine zwiefache Blamage. Es ist nichts so grob gesponnen, im Theater kommt es doch erst im dritten Akt an die Sonnen. Duchut, mehr Biograph als Gatte, tritt die Dame ab und der Dichter übernimmt sie ehelich. Also kommt auch in der Lösung des Spiels zum Ausdruck: der Dichter die Wurzen des Kritikers.

In „Papiermühle" ist der geistige Raum enger, der Dialog stumpfer, als er im Theater Georg Kaisers zu sein pflegt. Wir bekommen Bitteres in Possen-Tunke. Die Figuren, mit einem Minimum an menschlicher Substanz bedacht, schneiden Gesichter, die sie nicht haben. Der Hohn trifft kein lebendiges Objekt, er befriedigt sich an einer Puppe. Zuweilen — wo der Dichter Gefühl, das man ihm absprechen will, reklamiert — scheint ein richtiges Weh-Weh die Gelassenheit des gut frappierten Ironikers zu durchbrechen.

Herr Schweikart — im Wiener Deutschen Volkstheater — zeigte sich als angenehmer, wenn auch etwas farbloser Schauspieler. Doch mag hier auf den Darsteller, wenn man so sagen darf, die Farblosigkeit der Rolle abgefärbt haben. Die gleichgültige Frauenfigur blieb das auch in Händen des Fräulein Stuckering. Den Kritiker verschob Herr Homma viel zu weit ins Komödiantische. Das Viereck der komisch-ekelhaften Provinzler (vom Witz des Autors leider in kaum erträglichem Gleichschritt umwandelt) schien auf spukhaft hergerichtet. Kobolde aus einem Märchenwald der Kleinbürgerei.

Das Ganze, wie gesagt, war ziemlich gespenstisch. Theater. Schwach, nur zuweilen und wie aus weiter Ferne, drang Menschenstimme ans Ohr. Ihrem Schall ist die synthetische Luft solchen Spiels ein schlechter Leiter.

*

Nachtrag. „Papiermühle" ist ein schwaches Stück. Aber wie sein Verfasser deshalb heruntergeputzt wird, das ist ein starkes Stück. Flüchtigstes Erinnern an sein dramatisches Werk führt die Assoziationen heran: gedankliche Überfülle, Sprachgewalt, Phantasie von erstaunlicher Schwingungsweite. Wie gaurisankarhoch steht er, als literarische Erscheinung, über seinen Richtern! Und doch bringen sie das akrobatische Kunststück zuwege, ihn von oben herab zu behandeln. Kritik ist nichts so Einfaches, wie der brave Papiermüller Kaiser meint.

Mysterium und Hokuspokus von Arthur Eloesser

Hans Kaltenecker starb mit kaum vierundzwanzig Jahren an der Schwindsucht. Oben auf dem Zauberberg von Davos. Starb wie Hans Castorps Vetter, als Dichter und brav, ein Avantageur der Literatur. Ich habe einmal seinen Nachlaßband durchgelesen mit einem Paar Stücke, mit einem Paar Dutzend Gedichte, und ich glaube seitdem nicht, daß er den Marschallstab im Tornister getragen hat. Die erste Aufführung des Mysteriums „Die Schwester" in der unheimlichen Bühne der Klosterstraße entging mir; das war wohl vor zwei Jahren, als die böse Ida Roland dem guten Eugen Robert das Stück vor der Nase wegspielte und ihm, wenn man hier so sagen darf, mit ihrem Ungestüm die Jungfräulichkeit raubte. Wenn ich mich recht erinnere, mußte sie schon nach zwei Abenden einer einstweiligen Verfügung des rechtmäßigen Erwerbers weichen. Nehmen wir also an, daß man einem jungen und toten Dichter etwas schuldig zu sein glaubte. Eugen Robert hat nun das Mysterium mit der Orska in der Königgrätzerstraße zelebriert und ich vermute, daß viele Leute trotz der „Gefangenen" sich noch einmal nach Lesbos einschiffen werden, wo ein zweifellos verwundeter und tief erschreckter junger Mensch ein Golgatha der verirrten Liebe aufgerichtet hat. Für eine gottverlassene Gottsucherin. Bei Bourdet wird über die lesbische Angelegenheit mehr salonmäßig gesprochen. Der junge deutsche Dichter breitet sie in Bildern aus — Bilder entheben der Psychologie — die erst realistisch, dann immer symbolischer einen kurzen steilen Passionsweg bezeichnen: Vertreibung der Ruth aus dem Vaterhause, weil sie mit der Halbschwester Lo etwas angefangen hat, dann einige tiefe Schritte durch den lesbischen Sumpf, dann Läuterung als Krankenschwester, dann als Apotheose im Polizeigefängnis der Tod der Dirne, die unter Dirnen ihre Schwester findet. Ist gerichtet! Ist gerettet! Seele zum Himmel, erkannt und beweint gleich von drei Marien oder vielmehr Mariechen. Dazu gehört ein Scheinwerfer, und da wir ein Mysterium sahen, hat Eugen Robert gleich das Ganze unter den Scheinwerfer gebracht.

Trotz aller Echtheit des Erlebnisses, trotz einem verbürgten Schmerz, der bei einem jungen Menschen leicht zu Religion wird — das Stück ist Sudermann, solange der Vater schimpft, ist Wedekind, wenn die Kinder von Lesbos immer wieder durch den höllischen Trieb gepeinigt, durch ihre unfruchtbaren Umarmungen enttäuscht werden, ist schließlich Wildgans, da der Himmel ganz blau wird und das Kreuz darauf erscheint. Vor allem aber ist eine Rolle, wert, von der Roland und von der Orska gespielt zu werden. Der Orska ist einzuräumen, daß sie enthaltsam spielte, daß sie ihren eignen Scheinwerfer dämpfte. Das letzte Wort „Ich habe geliebt" kam sogar zu bescheiden heraus. Sterbende dürfen schon gewichtiger sprechen, besonders im Augenblick des Heiligwerdens, wenn die Märtyrerkrone sich herabsenkt. Sehr stark war die bezähmte Wildheit der Orska im Anfang, da sie noch die Unheiligkeit ihrer habsüchtigen, unfruchtbaren Liebe mit kaltem Argument und heißem Temperament verteidigt. Dann wird die Rolle allzu sehr eine Rolle, und wer nicht von Natur eine rührende Hilflosigkeit, wer nicht den höchsten Ausdruck in der Stummheit hat, der wird trotz löblichem Takte den Eindruck der Parade nicht ganz beseitigen können. Es bleibt noch ein belustigend erschreckender Eindruck von Maria Feins erprobter Lesbierin und Morphinistin, die durch alles hindurch und über alles hinweg ist. Schade, daß sie dann in Versen sprechen muß. Aber Hans Kaltenecker war ein sehr junger Dichter und die pflegen immer in die Dichtung noch einmal hinein zu dichten. Wie überhaupt aus unsrer Dramatik, die auch an der „feuchten Stelle" leidet, die verdammte Poesie heraus muß, damit sie einmal ins Trockene kommt und in diejenige Kühle, in der Form und Gestalt entstehen kann. Den Dichter macht die Barmherzigkeit, den Künstler macht die Unbarmherzigkeit.

*

Im Komödienhaus Hokuspokus von Curt Götz. Und wenn es köstlich gewesen, dann ist es Mühe und Arbeit gewesen. Nämlich das Lustspiel. Oder die Komödie, oder der Schwank, oder was sonst zu unsrer Erheiterung erfunden wird, und was einen Einfall voraussetzt, eine produktive Liebenswürdigkeit, ein Scheffelchen Salz an menschlicher Erfahrung, ferner die Kenntnis der Spielregeln des Theaters, ferner die Kultur der menschlichen, sagen wir ruhig, der gesellschaftlichen Haltung. Und dann, wie gesagt, Arbeit, schwere Arbeit. Nie einen Fluch der Geduld! Das Talent kommt von Gott, der Fleiß aber ist des Menschen. Mit Curt Götz verglichen sind ungefähr alle unsre Lustspielschreiber Faulpelze. Ich will nicht mit dem Kritiker des Vor- und Nachspiels nach Römisch Eins und Zwei untersuchen, ob wir uns an einem Lustspiel, an einem Schwank oder an sonst etwas delektiert haben. Das Ding heißt einfach Hokuspokus von Curt Götz, und ich könnte mir vorstellen, daß dieser Titel zu einem Gattungsnamen wird. Man schreibt von jetzt ab Hokuspoküsse.

Ist die dumme Geschichte von dem Mörder, der zugleich der Ermordete ist, eine Satire auf Pirandello? Ist die glänzend geführte Gerichtsszene eine Satire auf unsre Justiz? Ist die entzückende Regiesitzung in Vor- und Nachspiel eine Satire

auf Theater, Publikum, Kritik? Ganz gewiß nicht. Das Beste, das Eigentliche an dieser Erfindung ist ihre schöne Zwecklosigkeit, wie sie mit sich selbst, in sich selbst spielt. Und wir, wir selbst, in den Unsinn hineingespielt werden auf ungemein wohlige Weise, indem wir uns sehr dumm vorkommen als die willig Getäuschten und zugleich sehr klug als Mitwisser und Mitveranstalter einer sinnreichen Verfädelung. Gewiß auch an dieser federnden Konstruktion ist eine Bruchstelle. Wenn Peer Bille in einer allzu fortlaufenden Erzählung uns erklärt, warum er den toten Ehemann spielte, warum die geliebte Frau die angebliche Mörderin spielen mußte, so trägt diese Erklärung eines Verliebten nicht die Situation, die immerhin Untersuchungshaft und andre Unannehmlichkeiten mit sich bringt. Hier half dem Dichter Curt Götz der Schauspieler Curt Götz mit einer Verstärkung des Tempos, mit einem doppelten Einsatz liebenswürdiger und schmeichlerischer Laune. Hier half der Clown, der in jedem echten Komödianten steckt. So half sich auch Valerie von Martens in der Gerichtsszene, indem sie die Schönheit der angeblichen Gattenmörderin, in die das ganze Tribunal sich verliebt, puppenhaft starr und parodistisch großartig machte. La femme X. Wer etwa um den ersten Akt zu spät kam, hätte die Gerichtsverhandlung ganz ernst nehmen können, als die Grande scène eines großen und ungemein kundig geführten Justizdramas. Wer aber nicht zu spät kam, und diese doppelte Spiegelung schätze ich am meisten, der regte sich auch noch ehrlich auf, als ob der schöne Puppenkopf in Gefahr wäre, obgleich er wußte, daß da nur ein ingeniöser Scherz veranstaltet wird. Curt Götz hat uns in der Hand, nicht nur weil seine Bühnenerfahrung den Dreh des Theaters meistert, sondern vor allem, weil er eine Sprache des Geistes und der Laune führt, die wir gern hören und gern mit sprechen. Es ist das Wesen des guten Theaters, daß es die Groben und die Feinen in eine Schachtel packt, die gern lachen, und die gern lächeln. Wer kann das heute noch? Allerdings hat Curt Götz einen großen Vorteil vor unsren so heftig bemühten Lustspieldichtern; er genießt nicht die Ehre, zur Literatur gerechnet zu werden. Man lasse ihn auch ferner aus der Literatur heraus, nicht in die Akademie hinein, und dafür mitten drin im guten Theater!

Rakowski von Morus

Auch die Franzosen sind nicht eben höflich, wenn sie einen loswerden wollen. Sie poltern vielleicht nicht ganz so plump und drohen nicht so roh, wie es hierzulande gegenüber Schädlingen und mißliebigen Ausländern der Brauch ist. Aber dafür sind sie ausdauernder in ihren Kampagnen und erfinderischer in ihren Intrigen. Was in den letzten Wochen die pariser Presse gegen den Sowjetbotschafter Rakowski zusammengehetzt hat, was allein das mit schöner Beständigkeit von England ausgehaltene ‚Echo de Paris' und der nur manchmal von England, meistens von Amerika bezahlte ‚Matin' gegen

Rußland und seinen diplomatischen Vertreter geschwindelt haben, geht wirklich auf keine Kuhhaut.

Dabei hätten die Tatsachen aus dem Leben des Christian Georgewitsch Rakowski, sinnig gruppiert und mit etwas Salz und Pfeffer versehen, genügt, um die Stimmung der guten Patrioten auf die gewünschte Temperatur zu bringen. Ein Mann, der sieben Mal wegen politischer Unbotmäßigkeiten ausgewiesen, etliche Male verhaftet gewesen ist und dreißig Jahre seines Lebens Aufstände gemacht hat, vom Gymnasiastenstreik in seiner bulgarischen Heimat bis zur siegreichen großen Revolution in der Ukraine: solch ein Mann müßte doch eigentlich Material genug bieten, ohne daß man noch etwas hinzuzufügen braucht. Die Herren vom ‚Matin' hätten sich nur beim Internationalen Verband der politischen Polizei (den gibts doch hoffentlich schon, sonst müßte er schleunigst gegründet werden) zu erkundigen brauchen; gewiß wird ein ganzes Zimmer voll Aktenstücken über diesen antikapitalistischen Schwerverbrecher existieren. Aber auch das Dossier der pariser Polizeipräfektur wird wohl ausreichen, um ihn vor einem schimmerlosen Publikum gebührend zu verdächtigen.

Sonst müßte man sich bei den befreundeten Balkanämtern erkundigen und dort die Feststellung machen, daß Rakowski 1915 gegen den Eintritt Rumäniens in den Krieg agitiert hat, daß er in einem, wahrscheinlich von deutscher Seite finanzierten Arbeiterblatt ‚Lupta' (‚Der Kampf') gegen die Entente schrieb, bis man ihn schließlich in Jassy internierte. Das war der Dank dafür, daß dieser Mensch, dessen rumänische Ausweispapiere höchst suspekt waren, auf französischen Hochschulen hatte Medizin studieren und sogar in Südfrankreich als Landarzt eine passable Praxis hatte betreiben dürfen. Schauderhaft zu denken! Was würden unsre Täglichen Rundschauer sagen, wenn man einem in der Wilhelmstraße akkreditierten Botschafter solches nachweisen könnte? Dieser Rakowski hat aber noch andre Greueltaten auf dem Gewissen. Er hat zwar im Jahre 1912 sich für die Befreiung Beßarabiens vom zaristischen Rußland eingesetzt, aber dann die Beßarabier zur Revolte gegen Rumänien aufgerufen, weil er die Regierung Bratianu für keinen Pfifferling besser hielt als die Regierung Nikolaus des Zweiten. Das nennt man dann wohl so „ein Abenteurerleben voll von Widersprüchen". Christian Rakowski kam es in der Tat auf ein paar bürgerliche Widersprüche mehr nicht an, weil er seit seinem sechzehnten Lebensjahr überzeugter Marxist, seinem Temperament nach Revolutionär war und nur ein politisches Ziel hatte: den unterdrückten Völkern und den unterdrückten Volksklassen zu helfen.

Das Schlimmste von allem aber: er sieht nicht einmal aus, wie ein aufrührerischer Schlawiner nach den Bilderbüchern der bessern Stände auszusehen hat; er hat weder eine lange Mähne noch einen ausgefransten Vollbart, weder Beutelhosen noch schiefe Absätze. Seine Studienfreunde, die ihn vom Quartier Latin her kannten und die inzwischen gutgehende Advokaten und nationalistische Chefredakteure geworden sind,

werden bitter enttäuscht, als Rakowski, bereits als Sowjetvertreter in London, 1924 zu Besuch nach Paris kommt und der Senator Anatole de Monzie ihm in dem exklusiven Hotel Meurice ein Diner gibt.

Ein paar Monate später kehrt er als beglaubigter Botschafter nach Paris zurück. In London, wo die Konservativen schon bei seinem Empfang eine heftige Fehde gegen ihn eröffnet haben, ist es zu einem Komplott der Emigranten gegen Rakowski gekommen. Johnson Higgs, der englische Polizeiminister, der zwei Jahre später mit modernstem Einbrechergerät die Exekution gegen die Sowjetvertretung durchführt, vertuscht fürsorglich den Attentatsplan, aber Rakowski muß fort. In Paris hat sich Krassin, der erste Sowjetbotschafter, auch nicht grade beliebt gemacht; vielleicht hilft ein Austausch.

Rakowski kann es sich, gestützt auf seine persönlichen Beziehungen, in Frankreich bequemer machen als sein Vorgänger. Zwar ist die russophile Aera Herriot grade vorüber, aber man verwehrt dem kommunistischen Abgesandten nicht, das alte Palais des Duc d'Estrées in der Rue de Grenelle zu beziehen, wo in der Iswolski-Zeit die franko-russische Bundesgenossenschaft bekräftigt wurde. In dem historischen Botschafter-Hotel geht es auch unter sowjetistischer Herrschaft mit westeuropäischen Komforts zu. Hätte nicht der Hausherr über dem Giebelfeld eine golden strahlende Sowjet-Sonne pinseln lassen, die von mehr Gesinnung als Geschmack zeugt: nichts würde verraten, daß hier ein Vertreter eines Proletarierstaates sein Domizil hat.

Jeden zweiten Mittwoch ist großer Empfang bei Madame Rakowski, und es gibt einen Tee, der sich sehen lassen kann. Prachtsäle voll von eleganten Damen und Herren. Die Diener in Kniehosen jonglieren emsig mit ihren Kaviarplatten, und wenn man Pech hat, gibt es dazu noch eine Conference. Ein Kunstgewerbler etwa plauscht, wie es sich in einem Prolethause gehört, über die Entwicklung und die Bedeutung der Textilindustrie. Was er einleitend erzählt, während ein Bund Flachs sanft über seine Hand gleitet, könnte genau so in irgendeinem Moskauer Arbeiterklub vorgetragen werden. Aber nach fünf Minuten ist der Teeredner, Gottseidank, bei den neuesten pariser Modeschöpfungen angelangt, und zum Schluß überreicht er mit artiger Verbeugung der Dame des Hauses eine Brokatprobe, frisch aus der Rue de la Paix. Madame Rakowski, eine mollige Blondine, nimmt den Gruß der bürgerlichen Welt mit vollendeter Courtoisie entgegen. — Käthe Stresemann könnte es nicht besser machen.

Indessen bemüht sich der Botschafter des verfemten Armeleutlandes mit selbstverständlicher Liebenswürdigkeit um jeden Gast. Kein Wunder, werden die professionalen Völkerdeuter sagen, Rakowski stammt eben von altem bulgarischen Adel ab. Nun ja, aber ebensogut könnte er ein honetter, gebildeter Bürger aus irgendeinem westeuropäischen Lande sein. Nichts von einem Revolutionär, nichts von einem Fanatiker hat er an sich, nichts von all dem, was ihm die Jugendbekannten

nachsagen. Also ist diese höfliche Interessiertheit typisch für den Bluff der Sowjetdiplomaten? Einen Diplomatentypus original moskauer Prägung gibt es noch nicht, soviel auch darüber gefabelt wird. Der altrussisch schlaue Tschitscherin ist so grundverschieden von der neugebackenen Geheimratswürde Rothsteins, wie der brave, gutwillige Parteifunktionär Krestinski von dem genialisch gerissenen Joffe oder wie, unter den Jüngern, der weltkluge Alleswisser Arent von dem stolpernd steifen und verbissenen Makar. Will man von einem Stil sowjetrussischer Diplomatie sprechen, so kann er nur darin bestehen, daß die Sowjetrussen als Verfemte, die sie ja auch heute noch in der bürgerlichen Welt sind, sich weniger zu genieren brauchen — es hilft ja doch nichts und könnte nur als Angst ausgelegt werden.

Daß die Russen, auch außerhalb Englands, allenthalben noch als verfemt und geächtet gelten, vergißt man zu leicht in Deutschland. Nur Unter den Linden findet sich zu den Festen der russischen Botschaft alles ein, was es an Zivil- und Generalspolitik, Industrie- und Finanzkapital gibt. Im Ausland, auch in Paris, setzen sich die Gäste der Sowjetleute aus einem meist kleinen Kreis russophiler Spezialisten, aus etwas Literatur und bürgerlich Radikalen mindern Einflusses zusammen, und die diplomatischen Beziehungen werden als normal angesehen, wenn der Sowjetvertreter nicht offen brüskiert wird und die Gesandten der andern Mächte ihm grade noch die Hand geben. Das ist der Boden, auf dem England seine Pressionen gegen Rußland ausüben kann. Der Weg von der unfreundlichen Neutralität zur undiplomatischen Grobheit und zum regulären Bruch mit Rußland ist also draußen nicht so weit, wie es unter Rapallo-Freunden, dem Lande Seeckts und Heyes, scheinen mag.

Ob es den Engländern diesmal gelingen wird, Rakowski zur Strecke zu bringen, steht noch dahin, aber was sie bereits geschafft haben, ist beträchtlich. Vor einem Jahr noch konnte Rakowski versuchen, in Paris ein Zentrum der westeuropäischen Russenpolitik aufzurichten, das für internationale Verhandlungen eine Zeitlang wichtiger war als Berlin. Der Versuch ist mißlungen, obwohl, oder vielmehr, weil Rakowski, bei allen westlichen Formen, engste Fühlung mit Moskau hatte. Die Mitgliedschaft des Zentral-Komitees, die Unterschrift unter eines der üblichen Weltagitations-Manifeste hat nun genügt, um den pariser Pressesturm gegen ihn zu entfesseln. Heute ist Rakowski und mit ihm Rußland in die Defensive gedrängt, und gern würde man für die Vorkriegsschulden in Moskau in einem Augenblick größter Devisenknappheit etliche Millionen Dollar mehr an Frankreich zahlen, wenn sich der Bruch vermeiden ließe.

Rakowski aber, dessen Zähigkeit noch größer ist als seine Schmiegsamkeit, tut vorerst das, was sich für Bethlen im Falle Windischgrätz als ebenso vorteilhaft erwiesen hat wie für Heilmann im Falle Barmat, nachdem er anfangs sich sehr lebendig, aber erfolglos zur Wehr gesetzt hat, stellt er sich tot; er bleibt, sofern er auch aufgefordert wird zu gehen. Vielleicht erspart ihm diese Taktik die achte Ausweisung.

Bemerkungen

Acht Jahre politischer Justiz

Mit diesem Buch wird man sich noch sehr lange beschäftigen müssen — und immer wieder. Es ist von unsrer Deutschen Liga für Menschenrechte herausgegeben worden, bei Hensel & Co. in Berlin erschienen (W. 30, Nollendorfstr. 21 a) — ihr solltet euch das aufbauen. Es lohnt sich.

Es ist die erschütterndste Übersicht, die man sich denken kann. Es enthält, unwiderleglich, Schlag auf Schlag, die gradezu ungeheuerlichen, als „Urteile" ausgegebenen politischen Meinungsäußerungen der Justizbeamten dieser Republik. Ein Fall nach dem andern — die Landesverratsschande; die als „Hochverratsanklagen" frisierten Revanchegelüste der Corpsiers; die Abwürgung der Republikaner, von denen Einer Dritter Klasse gefahren war und ein Zweiter liquidiert hatte (was bei ostpreußischen Landräten nie, niemals vorkommt) — von denen der andre den berüchtigten Meineid geschworen hatte . . . (Bei dieser Gelegenheit: es empfiehlt sich immer, in deutschen politischen Strafprozessen, in die man wider Willen hineingezogen wird, möglichst wenig auszusagen. Diese Leute lohnen keine andre Behandlung. Ihr seid viel zu zag mit ihnen.)

Die Fälle sind meistens ausführlich erzählt, sehr gut dokumentiert, und das Buch soll gewiß nicht dazu dienen, die Richter von ihrer Schuld zu überzeugen. Die, mit diesem Reichsgerichtspräsidenten an der Spitze, wissen es noch nicht. Wir dürfen draußen warten, und die drinnen in den Zuchthäusern dürfen warten, bis es sich bei jenen herumspricht, was sie da eigentlich anrichten. Aber die Klügern wissen es ja längst...

Einen Fall habe ich übrigens in dem Buch vermißt — wenigstens habe ich ihn nicht gefunden. Er stand in der ‚Weltbühne'.

Da hat ein Rechtsanwalt Ebenau eine Hochverratsanzeige erstattet gegen: den Prinzen von Baden, Ebert, Scheidemann, Landsberg, Dittmann und Emil Barth. Was tat der Oberreichsanwalt? Er ließ den Mann einsperren? Wegen aller jener Delikte, die heute sofort zur Verfügung stehen? Nein.

Der Oberreichsanwalt hat die Strafanzeige zurückgewiesen, weil „die Tat der Beschuldigten als politisches Verbrechen angesprochen werden müsse, das durch den Aufruf des Rats der Volksbeauftragten vom zwölften November 1918 amnestiert, daher einer strafrechtlichen Verfolgung entzogen sei." Und das darf weiter amtieren und bezieht heute die verdiente Pension.

Ganz abgesehen davon, daß diese Entscheidung ein juristischer Bockmist erster Güte ist, — denn die Tat der Denunzierten war ja nur von der Verfassung des Kaiserreichs aus gesehen ein Hochverrat; die bestand nicht mehr, der Oberreichsanwalt war republikanischer Angestellter — also hatten die Leute keinen Hochverrat begangen, den er noch hätte aburteilen können — abgesehen davon: welch Hohn liegt darin, welche unangenehme Drehung, welche Winkligkeit! Die „Hochverräter" haben sich also selbst amnestiert — hätten sie das vergessen: wer weiß, vielleicht hätte sie der Reformator unsres zukünftigen Strafrechts verfolgt... So viel Mut hätte er übrigens wahrscheinlich nicht gehabt...

Solchergestalt sind diese Richter. So daß also die praktischen Forderungen des ausgezeichneten Buches, bei dessen Lektüre einem ein Schauer nach dem andern über den Rücken herunterjagt, das Minimum darstellen:

Wiederherstellung der Schwurgerichte. (Es gibt bekanntlich heute keine.)

Völlige Öffentlichkeit des Disziplinarverfahren gegen die Richter, und zwar in allen Fällen.

Änderung der Personalpolitik bei den Justizministerien.

Änderung der parteilichen und einseitigen Geschäftsverteilung bei den Gerichten.

Entlastung der Richter. Es werden viel zu viele Hauptverfahren eröffnet.

Nach gänzlichem Wechsel des Justizpersonals: erhöhte Bezahlung der Richter (nicht dieser Richter).

Ordnungsmäßige Aufklärung der Laienrichter vor und in der Hauptverhandlung.

Es werden sich noch viele Menschen die Fäuste in Arrestzellen wundhämmern, bis auch nur eine dieser Forderungen, und vor allem die letzte, durchgesetzt sein wird. Der Mangel an Rechtsgefühl in Deutschland ist fast vollkommen. Lest: „Acht Jahre politischer Justiz"!

Ignaz Wrobel

Tunney und Aljechin

Wir leben im Zeitalter des Sports. Die sportliche Betätigung ist ein Gegengewicht gegen einseitige geistige Entwicklung und gleicht die Differenz zwischen Körper und Geist einigermaßen aus. Das alles ist gut und nützlich, solange es ein Mittel zum Zweck bleibt. Nie darf außer Acht gelassen werden, daß Sport nur Spiel, daß er keine Arbeit, daß er kein Zweck ist. Sport als Selbstzweck wird zur Karikatur. Leider hat er dies Stadium lange erreicht, und was noch vor nicht allzulanger Zeit harmlose Übertreibung schien, erweist sich als krasser Auswuchs, der wie eine bösartige Geschwulst das Gesunde überwuchert und erstickt. Zuerst klein und bescheiden, erwachte früh genug ein maßloses Selbstbewußtsein, das psychologisch sehr fein mit den primitivsten Instinkten des Menschen rechnet. Die Sportrubriken der Tagesblätter wissen davon täglich spaltenlang zu berichten.

I.F.C. Nürnberg, Rapid Wien, Nurmi, Arne Borg, Sparta Prag sind Namen, die jedem zweiten Bürger Europas geläufig sind, ein Kampf Tunney gegen Dempsey hält alle Welt in Atem, 160 000 Menschen drängen sich zum Ring, Millionen folgen gespannt, den Kopfhörer am Ohr, dem Verlaufe der Schlacht, Millionen Dollar werden ausgegeben, teils um das Blut aus Dempseys oder Tunneys Nase mit eignen Augen spritzen zu sehen, teils um in Wetten den Einsatz doppelt oder vielfach zurückzubekommen und gleichzeitig den prickelndsten Nervenkitzel zu genießen.

Die Großen schlagen sich blutig für ein Fixum, das ein andrer im Laufe eines Lebensalters produktiver Arbeit nicht verdient, erhalten Millionen für zerschlagene Nasen unter der Bedingung, daß sie sich vor einem Schiedsrichter prügeln, und Zehntausenden zu dem Vergnügen verhelfen, stilgemäßes Prügeln zu sehen. (Täten sie es außerhalb des Ringes, ohne Bezahlung und Reklame, so würde sie der kunstgerechte Schwinger und das schönste k. o. nicht vor der Polizei schützen.)

Es kommt nicht darauf an, daß man sich blutig schlägt und sich die Nasenbeine zertrümmert, es kommt nicht einmal auf das Wie an, nur auf das Wann und Wo.

Die Großen tun es für Millionen, die kleinen sind bescheidener und begnügen sich mit weniger. Schließlich ist das Blut aus Breitensträtters Nase auch rot und wenn Samson Körner am Boden liegt, so vibrieren die Nerven von 1000 Zuschauern ebenso, und über ihre Rücken huschen dieselben Wohllustschauer, wie bei den 160 000 in Chicago. Eine Art Kriegssurrogat.

Zu gleicher Zeit tragen Capablanca und Aljechin die Weltmeisterschaft im Schachspiel aus und kämpfen ebenso erbittert wie Tunney und Dempsey. Sie haben nicht 100 000 Zuschauer, und keinem Radiohörer fällt es ein, bei der Nachricht von einem schlechten Zuge des einen oder des andern vom Schlage gerührt zu werden. Sie verdienen keine Millionen, aber immer noch soviel, daß sich das wochenlange Sitzen lohnt. (Sonst würden sie nicht wochenlang sitzen.) Sie liefern eine Art geistigen Boxkampf. Er steht zweifellos höher

als das primitive Hämmern mit Fäusten, und viele Leute sind sogar der Ansicht, daß er absolut höher zu werten sei. Das ist falsch, er steht nur relativ höher, insofern, als dabei kein Blut fließt und es keine verschwollenen Augen gibt. Es ist der Boxkampf der Intellektuellen. Er erfordert Geist, Verstand, Konzentrationsfähigkeit, Kombinationsgabe und Übung, ebenso wie das primitive Boxen, Sehnen, Knochen, Muskeln und Training verlangt. Er ist Selbstzweck gewordener Sport.

Aljechin wird Capablanca k. o. schlagen, oder Capablanca Aljechin. Die Phantasie, die Rechenmaschine oder umgekehrt. Ich gönne den Sieg der Phantasie.

Aber das ändert nichts an der Tatsache, daß gewerbsmäßiges Schachspiel ebenso unproduktiv ist, wie gewerbsmäßiges Ringkämpfen, Boxen, Fußball- und Billardspielen. Es steht ihnen nicht gegenüber, es steht nicht einmal an der Spitze, es steht mitten unter ihnen, eine Schwester unter Schwestern. Da es Beruf ist, ist es auf die Masse eingestellt und muß mit dem Wertmesser der Masse gemessen werden. Wieviel und wievielen bereitet es Vergnügen und wie groß ist dabei die Schwingungsweite der Nerven? Und da kommt Aljechin weit, weit hinter Tunney zu stehen. Biceps ist Trumpf.

Rhedo

Aetherwellen-Musik

Im Bechsteinsaal zu Berlin gab es eine seltsame Veranstaltung. Ein leningrader Gelehrter, unsicher im Gebrauch der deutschen Sprache, läßt seinen Vortag von einem deutschen Herrn verlesen und macht aufs Stichwort seine Experimente, die mit ihren progressiven Effekten Verblüffung zeitigen und Bewunderung für den blassen Mann, hinter dessen schmächtiger Jugend man kaum diesen Gaurisankar fanatischer Arbeit vermutet hätte. Manchmal ergreift er selbst das Wort, um eins seiner Wunder näher zu erläutern, das Publikum der ersten Reihen wirft dem bedenklich Stockenden statt Blumen deutsche Verba auf das Podium, die ihn mit knapper Not aus seinen syntaktischen Abenteuern retten. Seine dünne, schüchterne Stimme übernimmt die geschenkten Vokabeln und begeht mit ihrer Hilfe in aller Bescheidenheit ein paar saftige Sakrilege an dieser und jener Wissenschaft; zum Schluß klatschen ihm Gelehrte, Musiker, zünftige Kritik, begeistert Beifall.

Professor Theremin hat also von ihm konstruierte Apparate vorgeführt, deren Tongebung — hervorgerufen durch Irritierung der elektro-magnetischen Wellen um eine Antenne — der eines entmaterialisierten Cellos, einer Geige, der menschlichen Gesangstimme vollkommen entspricht. Und man mußte ihm glauben, daß diese Apparate oder ihre nächsten Nachfolger die Klangfarbe der gleichsam um sie lagernden Töne ins Unendliche zu verändern vermögen, mithin die klanglichen Eigenarten aller denkbaren Musikinstrumente in sich bergen.

Mit Hilfe der Mathematik hat die Akustik diese Eigenarten entzaubert, nun folgt auf die Analyse der Versuch einer straffen Synthese ihrer Ergebnisse. Die uns durch das temperierte Klavier aufgezwungene zwölfstufige Tonfolge, von der die moderne Musik behauptet, sie bedeute ein Kompromiß, fauler als das des gregorianischen Kalenders, wird bei dieser Gelegenheit sanft über Bord geworfen: — die Technik holt das vollständige, natürliche Tonsystem gewissermaßen aus der Luft. Nackt, bereit, mit jedem beliebigen Gewand bekleidet zu werden, erscheint ‚tonulus‘, in unsichtbarer Retorte chemisch dargestellt.

Die Regulierung der Tonhöhe und der Tonstärke erfolgt durch Bewegung der Hände des Spielenden im Luftraum um die Antenne. Und dies scheint mir die überraschende Wendung zu bedeuten. Professor Theremin sagt: „Man muß nur wünschen, das Klangmaterial möge sich dem Musiker möglichst unmittelbar

fügen, damit er keinerlei mechanische Anstrengung oder Arbeit zu vollführen braucht. Schon seit altersher galt der „Wink mit dem Finger" als Symbol mächtigsten, vollkommensten Regierens; deshalb dünkt mir die Subordination des Tones unter die freien Bewegungen der Hände im Raum jene vollkommene Lösung der Frage zu sein, die bei dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft möglich ist. Die Entseelung des Instruments wird also mit einer vollkommenen Säuberung des Wegs vom ganz beseelten Musikanten zum Ohr des Hörers vergolten. Man stelle sich vor: in letzter Konsequenz setzt sich eines Tages der mimische Ausdruck unmittelbar in Musik um — ohne dem Widerstand irgendwelchen Materials unterworfen zu sein!

Ich verstehe nichts von Musik, nichts von Akustik und schon gar nichts von der Elektrotechnik. Aber ich glaube Herrn Theremin richtig zu verstehen, wenn ich fühle, daß hier einmal die Technik einen Weg einschlägt, der uns mit ihren Todsünden versöhnen könnte. Wenn ich ihn wirklich richtig verstehe, so hält sie am Ausgangspunkt einer grandiosen Desavouierung ihrer selbst: sie entmechanisiert das Leben. Gelingt ihr das, so wird eine ferne Zukunft mit schwächerm Erinnern und freundlicher Dankbarkeit ihrer ruchlosen Abenteuer auf dem Weg dahin vergessen können.

Stephan Ehrenzweig

Uebersetzerinnen

Lieber Peter Panter, vor ein paar Jahren habe ich in einem großen Tageblatt mächtig auf die deutschen Übersetzer geschimpft. Die „ernsthaften" Verleger gratulierten mir damals herzlich zu dem beispielreichen Artikel, das Buchhändlerbörsenblatt veröffentlichte bestätigende Zuschriften, und getroffen fühlte sich keiner. Inzwischen wird sich wohl nicht viel geändert haben. Wenigstens erzählte mir kürzlich eine Deutschengländerin, als ich im Anfang der Forsyte-Saga über Bosinneys Spitznamen „buccaneer" stolperte und aus dem Wörterbuch der Dame die Übersetzung „Freibeuter" erkundete, daß selbiger Ausdruck in der deutschen Übertragung friedlich als — „Buckanjer" figuriere ... Wer außer Carl May soll das nun verstehn? Auch sei unter anderm der „barrister", der in England eine staatsanwaltähnliche Funktion hat, mit „Rechtsanwalt" übersetzt, was die betreffenden Stellen völlig sinnlos mache. Diese Ungenauigkeiten stehen immerhin in einem Werk, dessen (von einem Mann stammende) Übertragung als ausgezeichnet und den Übersetzungsdurchschnitt turmhoch überragend gilt.

Soviel vorneweg, um anzudeuten, daß auch ich gegen Übersetzungen, seien sie von Männern oder von Frauen verfertigt, seit längerm ein bösartiges Mißtrauen habe. Warum aber Sie, lieber Panter, gegen Frauen so viel mehr als gegen Männer? Ihre gereizten Behauptungen über „fatale Dilettantinnen, die sich in der Übersetzerei wie überhaupt in der Literatur breit machten und zu einer wahren Landplage geworden seien" — diese Ihre Behauptungen sind von so ungerechter Einseitigkeit, daß ich garnicht kapiere, wie Sie, Bannerträger der Gerechtigkeit, zu Ihrer Aufstellung kommen!

Wenn Sie von einem allgemeinen Dilettantismus in der Übersetzerei gesprochen hätten, von der Landplage dieser neunzig Prozent aller Übersetzer, die zwar manchmal die Sprache, aus der sie übertragen — diejenige aber, in die sie übersetzen, nämlich die deutsche, fast nie beherrschen —, Sie hätten Gottes Recht gehabt. Aber es gibt keine, wenn auch noch so schauerliche, Übersetzung, von der Sie mit gutem Gewissen sagen können: so was hätte ein Mann nie geschrieben! (Gewiß dürfen Sie dabei nicht Rilke und George zu Maßstäben der Übertragungskunst machen, Genies sind niemals Maßstäbe. Aber lesen Sie etwa mal die Hamsun- und Lagerlöfübersetzungen von Pauline Kleiber, die mir grade

einfallen: was das für gute Arbeit ist.)

Im übrigen können Sie sich natürlich sofort ins scheinbare Recht setzen, wenn Sie mir entgegenhalten, daß die Zahl der weiblichen die der männlichen Übersetzer bei weitem überwiegt, und daß der Ausdruck „Breitmachen" schon dadurch gerechtfertigt sei. Ja, woher kommt das wohl, mein lieber Panter? Soll ich es Ihnen mal verraten?

Es kommt daher, daß die Arbeit des Übersetzens für das, was sie voraussetzt, — nämlich Kenntnisse und Künstlerschaft zu gleichen Maßen — gemeinhin mit einem Hungerlohn bezahlt wird. Kein Stilist von Ruf wird sich für ein durchschnittliches Übersetzerhonorar auch nur die geringste Mühe geben allenfalls diktiert er das Zeug vom Original weg in die Maschine, und so wird es denn auch. Die Frauen freilich geben sich noch Mühe, denn sie sind es gewohnt, für miserablen Lohn zu schuften. Und es wird immer neue geben, die sich um die schlecht bezahlte Arbeit reißen, die dann allerdings auch nicht allzuviel von ihrem Handwerk verstehen und darum noch etwas billiger arbeiten, weil ...

Weil sie eben ohne die „auf diese Weise hinzuverdienten paar Groschen" nicht existieren können. Weil sie verdienen müssen, auf welche Weise immer, und weil „Sprachkenntnisse" sich da immer noch besser auszahlen als Strümpfe aussortieren — 50 Pfennige für tausend Paar. Weil es heute so steht, daß keineswegs nur die Frauen des Proletariats mitverdienen müssen, um sich und den Mann, von den Kindern zu schweigen, zu erhalten, sondern auch die Frauen des Bürgerstandes, namentlich die der unglücklichen „gebildeten Schichten". Weil in sehr vielen Kulturländern der starke Mann heute allein nicht mehr im stande ist, die Familie zu erhalten, sodaß der Frau die gleichen Pflichten auferlegt, wenn auch mindestens praktisch und moralisch durchaus noch nicht immer die gleichen Rechte eingeräumt sind wie den Männern.

Denselben Männern, die in zweitausend Jahren unumschränkter Herrschaft uns Frauen eben diesen herrlichen Zeiten entgegenregiert haben. Und da wollen Sie noch meckern, lieber Panter?!

Es grüßt Sie mit allem schuldigen Respekt

Ihre

Vanna Brenner

Die beste Empfehlung

Von der Volkstümlichkeit unsres Reichspräsidenten macht man sich gar keinen Begriff. Vor ein paar Jahren war die Stelle des Scharfrichters des Freistaates Preußen neu zu besetzen. Da schrieb ein Bewerber um diesen heißbegehrten Posten am Schluß seines Bewerbungsbriefes — es war ein Magdeburger — als besondere Empfehlung:

Große, stattliche Figur,
etwa wie Hindenburg.

Der Mann hat selbstverständlich die Stelle bekommen.

Christoph

Liebe Weltbühne!

Tollerpremiere bei Piscator. Das Haus wankt unter Beifallsstürmen. Die Jungens auf den Rängen stimmen die Internationale an. Unter den Begeisterten in den ersten Parkettreihen fällt ganz besonders ein wütend klatschender Herr auf, im bürgerlichen Leben Chef einer furchtbar großen demokratischen Zeitung, von dem sonst nicht bekannt ist, daß er revolutionäre Eruptionen innerhalb seiner Redaktion mit Beifall begleitet.

Ein paar Literaten betrachten staunend den applaudierenden Ephorus.

„Guck mal, wie Der klatscht," sagt der Eine, „das ist doch merkwürdig ..."

„Warum denn nicht?", meldet sich eine mokante Frauenstimme, „in dem ganzen Stück ist doch kein Wort gegen die Presse ..."

Antworten

Deutscher Lufthanseat. Das gräßliche Flugzeugunglück von Schleiz, das sechs Menschen, darunter dem begabtesten deutschen Diplomaten der Nachkriegszeit, das Leben kostete, hat Deine Gesellschaft zu einem höchst unwürdigen Manöver verführt. Deine Gesellschaft, die stramm deutschnational ist, stramm schwarz-weiß-rot, hat in einer ersten Verlautbarung die Möglichkeit angedeutet, daß das Unglück auf Sabotage zurückgeführt werden könnte. Das ist eine maßlose Verunglimpfung der Arbeiter und Angestellten, der vielen technischen Helfer, — denn wer sollte wohl sonst in Frage kommen? Und diese stramm vaterländische Gesellschaft hat ihre Begriffe von Volksgemeinschaft weiter deutlich gemacht, indem sie in die Traueranzeige wohl den Namen ihres verunglückten Direktors, nicht aber die des Flugzeugführers, des Monteurs und des Flugschülers setzte, die bei der Fahrt ihren Tod gefunden haben. Ahnt man hier nicht die gut militärische Seele des Unternehmens, den Geist der ausgedienten Offiziere, die um das hohe Direktorium wimmeln? Das ist Schema der Verlustliste. Oder des Rennberichtes. Ferner liefen ... ferner starben ... Inzwischen hat die amtliche Untersuchung die Tatsachen klargelegt. Es lag ein Materialfehler vor, der zu einem Flügelbruch geführt hat. Etwas Unberechenbares also, das die Katastrophe aus dem menschlichen Ermessen in die dunklen Bereiche des Schicksals drängt. Der Reinwaschungsversuch Deiner Gesellschaft war übereilt. Sie hat die untern Chargen ihrer Helfer umsonst beschimpft. Übrigens gehört ihrem münchener Direktorenstab jener Graf Arco an, der Kurt Eisner ermordet hat. Vielleicht wird in Berlin bald Raum sein für Techow und Tillessen.

Kunstfreund. Am 1. Oktober ist ‚Kunst und Künstler' 25 Jahre alt geworden, die von Karl Scheffler redigierte Zeitschrift, die bei Bruno Cassirer erscheint. Es hat bei diesem Geburtstag weder Fackelzug noch Paraden gegeben, und ebenso wenig hat der Herausgeber einen der von ihm Verworfenen amnestiert. Also gar nicht im Stil der Zeit. Aber in einem schönen Heft mit Aufsätzen, insbesondere von Scheffler und Curt Glaser, und vielen vorzüglich reproduzierten Bildern ist noch ein Mal der große Zeitabschnitt zusammengefaßt, die Epoche des Impressionismus mit seinen Meistern, den dieses Kunstblatt so oft repräsentiert hat. Ach, möchten die Jüngern auch einmal so würdig, so unverbraucht Bilanz machen können!

Jungdo. In Heft 31 der ‚Weltbühne' vom 2. August hat Berthold Jacob Symptome für einen neuen Stellungswechsel des Jungdeutschen Ordens behandelt. Darauf antworten Sie: „Ich will Sie ... darauf hinweisen, daß der Verfasser dem Jungdeutschen Orden die Arbeitererschießungen von Mechterstädt an die Rockschöße hängt. Die dabei beteiligte Studentenkompagnie hat aber weder mit Mahraun selbst noch mit dem Jungdeutschen Orden etwas zu tun. Des ferneren wird z. B. in dem Aufsatz Ihrer Zeitschrift wieder mal behauptet, der Jungdeutsche Orden beziehe von der Kali-Industrie und von der Reichswehr Geld, oder er habe es bezogen. Auch diese glatt unwahren Behauptungen, deren Unwahrheit durch eidliche Aussagen erhärtet ist, sind oft genug von uns berichtigt worden." Dazu ist zunächst zu sagen, daß der Eid des Ordenskanzlers Bornemann lediglich die Unwahrheit der Behauptung erhärtet, der Orden sei von Herrn Rechberg subventioniert worden. Dieser Eid schließt also keineswegs die letzte Lücke aus dem Fragenkomplex, der sich aus Beziehungen zwischen Kali-Interessenten und Mitgliedern des Jungdeutschen Ordens entwickelt hat. Daß der persönlich nicht mehr als bestenfalls wohlhabende Herr Rechberg, der sehr zu Unrecht, gemeinhin als „der Kali-Industrielle Rechberg" bezeichnet

wird, — daß also dieser Herr Rechberg den Orden alimentiere, das ist eine so naive Behauptung, daß uns wundernimmt, weshalb der Orden so viel Stimmkraft und Energie aufwendet, sie ins Reich der Fabel zu verweisen. Auch auf den zweiten Punkt der Berichtigung können wir Ihnen nicht folgen. Der Orden ist in frühern Jahren von der Reichswehr subventioniert worden, und wir halten diese Behauptung aufrecht, auch wenn der Orden, wie er dies häufig zu tun pflegt, den Sinn des Begriffs „Subvention" allein auf die regelmäßige Überweisung klingender Münze beschränkt. So war der Sinn unsrer Behauptung wenigstens nicht. Uns scheint schon die Beteiligung des Ordens an den verschiedenen illegalen Aufrüstungssystemen, wie sie vor wenigen Jahren noch allgemein üblich war, den Sachbestand der Subvention zu erfüllen, und wir wollen darauf warten, daß der Orden auch diese Behauptung dementiert. Was den dritten Punkt der jungdeutschen Berichtigung angeht, so darf die etwas nichtssagende Formulierung der uns vorliegenden Berichtigung wohl durch die mehr ins Detail gehende in der Nr. 181 des „Jungdeutschen" vom 5. August 1927 ergänzt werden. Da heißt es wörtlich: „Wenn die ‚Weltbühne' bei dieser Gelegenheit den Nachweis glaubt erbringen zu müssen, daß der Orden als eine gegen das Proletariat gerichtete Kampforganisation und als eine illegale deutsche Wehrorganisation, welche Subsidien von der Industrie und der Reichswehr erhalten habe oder erhalte, anzusprechen sei, so wollen wir das nur registrieren. Gestattet sei uns allerdings, darauf hinzuweisen, daß der Hochmeister des Jungdeutschen Ordens den Orden aus der „Offizierskompagnie Kassel" heraus gegründet hat. Die Studentenkompagnie Marburg hatte mit dieser nichts zu tun! Für das Handeln dieser Kompagnie muß die ‚Weltbühne' also deren Kompagnieführer, nicht den Jungdeutschen Orden, verantwortlich machen. Zwar war die Offiziers-Kompagnie Kassel unter Mahrauns Führung damals auch in Thüringen, hat an Kampfhandlungen jedoch nicht teilgenommen." Wenn wir recht unterrichtet sind — und wir sind es — wurden beide Formationen, neben vielen andern, gleichfalls ungesetzlichen Verbänden, von den meuternden Chefs des Kasseler Reichswehrgruppen-Kommandos, den Generalen von Schöler und von Loßberg, in den ersten Tagen des Kapp-Putsches aufgestellt, mit dem ausgesprochenen Zweck, die thüringische Arbeiterbevölkerung, die in heller Empörung gegen das ungesetzliche Militärregime zu den Waffen geeilt war, blutig niederzuwerfen und die kappistische „Ordnung" in Thüringen wiederherzustellen. Daß die Formationen und unter ihnen auch die Offizierskompagnie Kassel des Herrn Mahraun dieser ihrer Aufgabe voll genügt haben, wissen wir aus der Anerkennung des Kasseler Gruppen-Kommandos, die Mahrauns Schar als offizielles Frei-Corps anerkannte. Vielleicht — wir können das im Augenblick nicht genauer untersuchen — war die Offizierskompagnie Kassel an der Mechterstädter Affäre wirklich nicht beteiligt. Sie soll an „Kampfhandlungen" nicht teilgenommen haben, wahrscheinlich aber an „Strafexpeditionen". Doch es ist immerhin ein Fortschritt, daß jetzt selbst der Jungdeutsche Orden darüber mit uns einig ist, daß er es ablehnt, Arbeiter-Massakers, wie das von Mechterstädt, als „Kampfhandlungen" zu charakterisieren.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152 zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin;
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto Berlin 11958.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank: Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6

Die große Verwirrung von Carl v. Ossietzky

Gesetzt den Fall, es käme jetzt um den serbisch-bulgarischen Streit zum Kriege, welcher von den beiden Staaten wäre dann wohl der Angreifer? Makedonische Patrioten haben einen jugoslawischen General ermordet, das ist wahr, aber es ist ebenso wahr, daß in Serbo-Makedonien ein tolles Säbelregiment herrscht, das den Eingesessenen Bürgerrecht und Sprache raubt. Das fordert die Empörung Bulgariens heraus, das seinerzeit zwischen 1912-18 viel Unrecht getan hat, dem dafür bei den Friedensschlüssen zur Sühne viel Unrecht widerfahren und das seitdem verbissen der Stunde harrt, wo es alles erlittene Unrecht verdreifacht heimzahlen kann. Gesetzt, es käme jetzt zum Abbruch der diplomatischen und zur Eröffnung der militärischen Beziehungen, die gelernten Völkerbundjuristen mögen sich den Kopf zerbrechen, welcher von den beiden Staaten der ruchlose Angreifer, welcher der mitten im tiefsten Frieden Überfallene ist, dem nichts übrig bleibt, als seufzend die Kanone zu ziehen.

Weiter. Dem Hörensagen nach gibt es zwei rote sozialistische Internationalen und außerdem einen weltumspannenden Gewerkschaftsring. Alle drei sollen sich wiederholt zu bestimmten Maßnahmen bei Kriegsgefahr verpflichtet haben. Wo sind die Parolen, die die Geister straffen und aus Millionen von müden, am Alltag zerwetzten Arbeitssklaven eine lebende Mauer gegen den Krieg formen? Wo bleibt der Generalappell für die Arbeiter der Waffen- und Munitionsfabriken, der chemischen Industrien aller Welt? Glaubt man wirklich, ein Balkankonflikt ließe sich so leicht lokalisieren?

Doch man kann gewiß sein: sind erst ein paar Städte von fliegenden Kammerjägern ausgeschwefelt worden, dann wird man sich auch in Amsterdam oder Zürich in einem Konferenzsaal finden, um vorbereitende Maßnahmen zur Vorbeugung von Wiederholungen so peinlicher Zwischenfälle unverbindlich zu bereden.

*

Auch Litauen ist ein verwundetes, beleidigtes Land. Vor sieben Jahren hat ihm Polen seine große Stadt Wilna gestohlen. Das kann Litauen nicht verschmerzen, und, um den gepreßten Gefühlen Motion zu verschaffen, quält die herrschende Klasse von Großgrundbesitzern einstweilen die eignen nationalen Minoritäten und verhängt über die eignen Landeskinder eine ebenso alberne wie harte militärische Diktatur. Besonders das Memelland hat nichts zu lachen, denn hier wird so etwas wie eine Arrangierprobe zur Behandlung künftiger Eroberungen zelebriert. Vor einer Woche war Ministerpräsident Woldemaras in Berlin, man tauschte Versprechungen aus, und alles schien in Butter. Doch kaum war Herr Woldemaras wieder in Kowno, da scherte er sich einen blauen Teufel darum, und die Malträtierungen der Deutschen gingen weiter. Jetzt speit die nationale Presse Feuer und macht dem Auswärtigen

Amt Vorwürfe, ein Ehrenwort von Woldemaras ernstgenommen zu haben. Das hätte man auch vorher wissen können. Aber ist es wirklich so schwierig, grade mit Litauen zu einem stichfesten Kontrakt zu gelangen? Herr Smetona, der Staatslenker, ist doch ein alter Bekannter noch von Oberost her, intimer Förderer aller Pläne, einen deutschen Dynasten in Kowno als Fürsten zu installieren, und die Herren Offiziere der heutigen Republik Litauen haben aus den deutschen Heeresbeständen nicht nur Stahlhelme und Monokel, sondern auch ihre Ansprüche auf Beherrschung des Staates geerbt. Während sich kürzlich noch die Offiziösen beider Länder gegenseitig abrieben, machten litauische Offiziere grade eine Studienreise durch Deutschland, begleitet von Herrn Geßlers Offizieren, ohne daß man in der Bendler-Straße ob solcher nationalen Würdelosigkeit Zustände gekriegt hätte. Die wirklichen Beherrscher beider Staaten verstehen sich ganz ausgezeichnet und lachen sich ins Fäustchen über die papiernen Erregungen ihrer zivilen Beauftragten. Schließlich gibt es doch einen gemeinsamen polnischen Gegner, und die Feindschaft ist für die Galerie bestimmt und real nur für die armen Memelländischen, auf deren Rücken sie ausgeklopft wird.

*

Eine bescheidene Frage: lebt eigentlich unser Herr Außenminister noch? Wie schweigsam ist er geworden! Wir vermögen nicht zu glauben, daß sich in der Sonne internationaler Berühmtheit der Überbetriebsame plötzlich in einen Abgeklärten gewandelt hat, der Vielredner in einen Gemessenen, der das Beste, was er weiß, der profanen Menge nicht preisgibt.

Wenn es um Herrn Stresemann so still geworden ist, so sind die Gründe nicht in kontemplativen Neigungen zu suchen, sondern weil es ihm sonst in die Bude hageln würde. Der Stresemann von heute leidet an Bismarcks cauchemar des coalitions, aber nicht außen-, sondern innenpolitisch. Ohne uns in Stresemanns Unterbewußtsein psychoanalysierend einzumischen — wie oft mag er sich in Angstträumen winden, den hölzernen, eisenbenagelten Hindenburg aus dem Tiergarten mitten auf der Brust! Die regierende Koalition will ihren innenpolitischen Sieg genießen und teilt rücksichtslos die Beute auf. Monumental, wie es einer säkularen Erscheinung gebührt, tritt der Reichspräsident der Deutschnationalen mitten in den Porzellanschrank der Außenpolitik, und der Herr Minister dieses zerbrechlichen Ressorts erklärt gepreßt seine Billigung, weil ein Wort des Mißfallens die latente Unstimmigkeit sofort akut machen würde.

Noch in Genf hatte Stresemann behauptet, seine Politik werde von der übergroßen Masse des deutschen Volkes, von einigen Nörglern abgesehen, getragen. Das ist, mit Verlaub, irreführend. Man braucht die versprengten Ludendorffleute gar nicht mitzurechnen, denn sie bedeuten nichts. Aber Stresemanns Politik wird geschlossen nicht nur von den Kommunisten bekämpft, sondern auch von dem überwiegenden Teil der alliierten Deutschnationalen. Angesichts des erbitterten Tones der Rechtspresse gegen alle und jede Friedenspolitik wirkt es

wie ein Hohn, wenn der nominelle Führer Westarp im Lande herumreist und zwischen ähnlichen Invektiven auch die dünne Versicherung mitfließen läßt, daß diese Politik „die zurzeit einzig mögliche sei". Stresemann hat keine Basis bei den Deutschnationalen und ebenso wenig in der eignen Partei, deren Presse aus Angst vor der Konkurrenz von rechts die noch an Nationalismus zu überbieten sucht. Herr Stresemann ist heute eine internationale Berühmtheit, aber wo sind denn die deutschen Publizisten, die ihm dienen? Um einen solchen Mann müßten sich doch die Talente scharen! Wahr ist, daß er über gar keine eigne Presse verfügt und sein bißchen deutsche Autorität heute nur noch auf den taktischen Rücksichten der großen liberalen Oppositionsblätter ruht. Sollte etwa die Freundschaft mit Georg Bernhard und Theodor Wolff in die Brüche gehn, dann ist die ganze Herrlichkeit dahin. Die offiziöse ‚D.A.Z.' ist doch nur noch eine sauber aufgeräumte Ruine, und bei Herrn Rippler, dem Sonntagsprediger der ‚Täglichen Rundschau', spürt man allzu deutlich die innern Zweifel und wie ihm als Interpreten des Völkerbundsgeistes dabei das alldeutsche Herz vor Kummer fast zerspringen will.

Die deutsche Außenpolitik hat keine innere Führung mehr. Für das gute Bürgertum, das Stresemann in den Jahren seiner oratorischen Hochkonjunktur mehr überredet als überzeugt hat, bedeutet sie nur ein Interim, das jederzeit gekündigt werden kann. Gustav Stresemann hat seine Schwarz-Weiß-Roten, deren Sinn eigentlich nach ganz andrer Richtung führte, sehr geschickt erst zu Dawes, dann nach Locarno und nach Genf lanciert. Das ging so schnell, daß sie gar nicht wußten, was los war. Mars war ihr Ziel, und unter der Friedenspalme wachten sie auf. Jetzt sind sie wieder ganz wach und sehr wütend und jubeln aus tiefster Seele dem monumentalen Präsidenten zu, der so gar keinen Respekt vor Porzellanschränken hat.

*

Der Rakowski-Konflikt ist ausgesprochen englische Mache, auch wenn es in Frankreich selbst nicht an Intriganten und Dummköpfen fehlte. Doch für England wäre die russisch-französische Verständigung ein schwerer Schlag gewesen; grade jetzt, wo es Rußland in China gedämpft hat, hätte es dessen neuen diplomatischen Geländegewinn in Europa als Niederlage empfinden müssen. So inszenierten pariser Blätter unter englischer Influenz den Fall Rakowski, und wenn jetzt auch der formale Bruch wahrscheinlich nicht eintritt, so wird doch eine Trübung bleiben.

Rakowski, in Moskau zur Opposition gehörend, wie die meisten heute Fünfzigjährigen, die Lenins Emigration teilten, hat einmal einen Aufruf unterzeichnet, in dem das internationale Proletariat aufgefordert wird, seine Vaterländer von hinten zu erdolchen, wenn es die gelüsten sollte, Sowjet-Rußland mit Krieg zu überziehen. Es hieße Eulen nach Athen und Resolutionen nach Moskau tragen, wollte man feststellen, daß, so rigorosen Maßen unterworfen, jeder Politiker schon etwas getan hat, was ihn zu einer Auslandsvertretung unmöglich macht, und daß zum Beispiel kein deutscher Politiker als Bot-

schafter für Paris gefunden werden könnte, da schon fast jeder mindestens ein Mal in seinem Leben das feierlich unterschrieben hat, was Hindenburg in Tannenberg nur gesagt hat. Wie immer, wenn ihm nicht die Bleikugeln der Dritten Internationale an den Beinen baumeln, hat Tschitscherin würdig und vollendet logisch geantwortet und vor allem den Beweis erbracht, daß der Fall Rakowski ein künstlich konstruierter sei. Aber damit ist die Sache nicht erledigt. Frankreich, das klassische Land der konservativen Demokratie, leidet an der wachsenden kommunistischen Agitation im Innern und an jenem überreizten Gemütszustand, in dem das Grauen der Inflation noch nachzittert. Sarraut, der Innenminister, hat eine muntere Kommunistenjagd eröffnet, während Barthou, der Kollege von der Justiz, Strafen aufbrummen läßt, die einen Niedner neidisch machen können.

Die Demokratie in Deroute, in Angst vor sich selbst, das ist ein wenig rühmliches Bild. Aber andrerseits drängt sich die Frage auf, ob die Moskauer klug handeln, grade jetzt auf Frankreich den Kommunistenschrecken loszulassen. Die Russen müssen sich klar werden: wünschen sie diplomatische Beziehungen und damit Verbindungen, die ihre eigne Wirtschaft stärken oder erfolgreiche Agitation unter leicht aufgewühlten Massen, die sie, wie manches andre Beispiel gezeigt hat, doch nicht dauernd an sich binden können? Propagandazentrale oder Staat? das ist die Frage. Überall, wo der neue Staat Rußland auftrat, heimste er überraschend schnell Erfolge; überall, wo die Propagandazentrale Moskau ihre Künste spielen ließ, mußte der Staat die Kosten zahlen. Will Moskau Annäherung an Frankreich und ein vernünftiges Schuldenabkommen, so verschafft es sich damit einen kontinentalen Schutzpanzer, den keine englische Ranküne unwirksam machen kann. Oder will es eine zeitweilig florierende K.P.F., die morgen schon veruneint, gespalten sein kann wie alle andern auch? Von dieser Entscheidung hängt das europäische Schicksal für Jahrzehnte ab.

Die verschämte Gösch von Lothar Persius

Vizeadmiral Galster hat in der ‚Kölnischen Volkszeitung' die Forderung aufgestellt, daß die Farben Schwarz-Rot-Gold auf dem Meere, das heißt in den Flaggen unsrer Kriegs- und Handelsmarine hauptsächlich vertreten sein müßten, anstatt, wie es jetzt der Fall ist, Schwarz-Weiß-Rot.

Der preußische Ministerpräsident Braun äußerte am 7. September in Altona, daß er die schwarz-weiß-rote Kriegsflagge als verfassungswidrig ansähe. Wenn Herr Geßler am 30. März im Reichstag behauptete, die Nationalversammlung habe als Marinedienstflagge Schwarz-Weiß-Rot mit der Gösch und dem Kreuz bestimmt, so befindet er sich im Irrtum. Die in der Hauptsache schwarz-weiß-rote Kriegsflagge ist auf eine Verordnung des Reichspräsidenten Ebert vom 11. April 1921 zurückzuführen. Leider ist in die Verordnung keine Bestim-

mung über die Größe der Gösch aufgenommen. Schaut man die amtlichen Flaggentafeln an, so fallen sogleich die minimalen Abmessungen der Gösch ins Auge, und der Republikaner wird an den Jammer seiner Republik gemahnt. Nicht einmal die Breite des schwarzen Streifens wird von der Gösch erreicht, deren Flächeninhalt rund ein Zwanzigstel der ganzen Flagge ausmacht. Nimmt man, um sich einen Begriff von ähnlichen Flaggen wie die deutsche Kriegs- und Handelsflagge zu machen zum Beispiel die britische, so findet man als Gösch den Union Jack, der etwa ein Viertel des ganzen Flaggentuches bedeckt. Bei der griechischen Flagge nimmt die Gösch — weißes Kreuz auf blauem Grunde — ebenso ein Viertel der Flagge ein, und gleicherweise verhält es sich bei der chinesischen — roter Untergrund mit weißem gezackten Ball auf blauem Feld —, bei der chilenischen usw.

Wie kam es überhaupt zu dem unseligen Kompromiß, zu der schwarz-weiß-roten Kriegs- und Handelsflagge? In der Versammlung am 11. August in Weimar wurde leider dem Artikel 3 der Verfassung: „Die Reichsfarben sind Schwarz-Rot-Gold" dieser Satz angehangen: „Die Handelsflagge ist Schwarz-Weiß-Rot mit den Reichsfarben in der obern Ecke." Welchem Umstand war dies Kompromiß zuzuschreiben? Die Monarchisten behaupteten, daß die schwarz-rot-goldnen Farben auf See schlecht zu erkennen wären. Selbstverständlich war diese blöde Behauptung nur ein Deckmantel. „Blöd" deswegen, weil die Praxis dagegen spricht. Noch nie hat jemand geäußert, daß die belgischen Farben schwarz-gelb-rot (Balken auf und nieder) auf dem Meere nicht gut zu sehen wären. Jeder sachgemäß urteilende und nicht durch eine Parteibrille schauende Seemann wird der Ansicht sein, daß die Farbenzusammenstellung Schwarz-Rot-Gold außerordentlich wirkungsvoll und vorzüglich sichtbar auch in diesiger Luft ist. Weiß verschwimmt in nebligen Schwaden. Schwere Farben, wie Schwarz und Rot und Gelb oder Gold heben sich auch in unsichtigem Wetter hervor und naturgemäß bei klarer Luft erst recht.

Unsre frühere Kriegsflagge — weiß mit schwarzen Quer- und Längsstreifen usw. war sehr schlecht erkennbar, unterschied sich vor allem gar zu wenig von der britischen (weiß mit rotem Quer- und Längsstreifen, in der linken obern Ecke der Union Jack). Eine Erinnerung, die ich meinem dienstlich geführten Loggbuch entnehme. Am 1. November 1884 (bei den Kolonialgründungen): ein kleines Kriegsschiff taucht bei New-Irland (Südsee) auf. Wir konnten seine Flagge nicht erkennen. War es unser Kanonenboot „Hyäne" oder war es ein englisches Schiff? Es wurde ein Schuß gefeuert. Da endlich, Gottlob, wurde ausgemacht, daß es die deutsche Flagge, daß es unsre „Hyäne" war.

Seemännisch sachliche Beweggründe sprechen also grade für Einführung der schwarz-rot-goldnen Flagge auf dem Meere. Aber die Nationalversammlung in Weimar ließ sich von den Deutschnationalen übertölpeln, die in ihren Reihen Seeoffiziere hatten, und die republikanischen Parteien beugten sich unter der „fachmännischen" Autorität. Daß die Seeoffiziere die treibende Kraft für das Festhalten an den Farben Schwarz-Weiß-

Rot waren, ist aus ihrer extrem alldeutschen Geistesverfassung erklärlich. Nebenbei bemerkt: jetzt zeigen unsre Kriegsschiffe nicht nur, wie international üblich, an einer Stelle die Flagge mit den in der Hauptsache schwarz-weiß-roten Farben, nämlich achtern, hinten am Schiff an der Gaffel oder am Flaggstock, sondern auch noch vorn auf dem Bugspriet respektive dem Vorsteven. Hier weht die richtige sogenannte Gösch, das heißt eine kleine Flagge, genau aussehend wie die hinten gehißte. Früher führten unsre Kriegsschiffe wie in allen Kriegsmarinen eine Gösch nur an Festtagen oder Inspizierungen. Jetzt weht sie stets. Es sollen wohl die Farben Schwarz-Weiß-Rot recht deutlich unterstrichen, also zwei Mal auf jedem deutschen Kriegsschiff gezeigt werden! Im Konversationslexikon liest man unter „Gösch": „auf dem Bugspriet gehißte quadratische Nationalflagge". Warum flattert nicht wenigstens auf dem Bugspriet unsrer Kriegsschiffe die Nationalflagge, also Schwarz-Rot-Gold? Nicht zweifelhaft ist, daß, falls Doktor Geßler veranlaßt würde, eine dem Usus aller Kriegsflotten entsprechende Verordnung zu erlassen, keins unsrer Kriegsschiffe mehr eine Gösch zeigte. Es würde heißen „aus Sparsamkeitsgründen unterbleibt es".

Siebzig Prozent der Stimmen haben sich in Weimar für die Farben Schwarz-Rot-Gold entschieden. Den Republikanern wurden diese Farben Stück für Stück entrissen. Heut weht die schwarz-rot-goldne Flagge nicht auf See, auch nicht im Ausland, wenn man von einigen wenigen Gesandtschaften absieht, und auch die Reichswehr marschiert nicht unter ihr. Die Reichsfarben sind Schwarz-Rot-Gold, Heer und Marine sollten nach dem Beschluß der Nationalversammlung unter ihnen stehen. Der Republikaner wird vor der schwarz-weiß-roten Fahne stets gemahnt an den ihm verhaßten Obrigkeitsstaat, an den Weltkrieg, der unter dieser Fahne trotz dauernder Siegesnachrichten der O.H.L. für uns verloren ging. Mit dieser Fahne verbindet er die Erinnerung an schändliches Untertantum, widerlichen Militarismus und ungezügelten Assessorismus. Der Republikaner brauchte ein neues Flaggensymbol. Nachdem er es erkämpft hatte, ließ er es wieder entgleiten. Von der jetzigen Reichsregierung ist nicht zu erhoffen, daß sie für die Verbreitung der republikanischen Flagge sorgt. Im Gegenteil, der politisch Wache rechnet damit, daß Schwarz-Rot-Gold unter Umständen ein unrühmlich Grab geschaufelt werden kann. Jüngst wurde ein Appell an den Reichspräsidenten gerichtet, er möge den Flaggenstreit beseitigen, er hätte die Macht, die Flagge, die er führe, zur alleinigen Flagge aller Deutschen zu machen. Ist schon vergessen, daß Herr v. Hindenburg ein Jahr vor seiner Wahl zum Oberhaupt der Republik am 8. Mai 1924 vor hannoverschen Studenten die Worte sprach: „Die Zeit wird und muß kommen, wo die schwarz-weiß-rote Flagge, die zu gut ist für die jetzige Zeit, uns wieder vorangetragen wird zu Sieg und Ehre, und dabei rechne ich auf Sie." Das Sinnbild unsrer Republik spiegelt sich in der Gösch. So verschämt wie diese die republikanischen Farben Schwarz-Rot-Gold in der Kriegs- und Handelsmarine zeigt, so verschämt zeigt sich unser Republikanertum in dieser Republik.

Monstre-Prozeß in Rom von Alfons Steiniger

Da haben sich vor ein paar Wochen die bürgerlich-liberalen Blätter in gewaltigen Schlagzeilen miterregt über das Verbrechen der USA an Sacco und Vanzetti. Aber kaum war der elektrische Strom im bostoner Totenhaus abgestellt, da verschwand ihr trotziger Humanismus, ihr rebellierender Freiheitsdrang im Keller, wo der altliberale Fundus modert. Und wer heute noch zu solchen Justiz-Akten ein Wort sagt, ist wahrscheinlich schon Hochverräter.

Eben darum werden wir es hier tun müssen: Die Akten über die Rechtsprechung der Kulturstaaten sind nicht wegzulegen, weil das Kapitel ‚Massachusetts' sein blutiges Ende fand. Wer den Sinn jener Aktion ergriffen hat: das Verfahren der menschlichen Gerechtigkeit gegen die bürgerliche Justiz in Gang zu bringen, schlägt erschüttert zwar, aber nicht mehr erstaunt das nächste Kapitel auf. Es trägt das Rubrum Benito Mussolini. Provokativ als Exempel angelegt, wird das Verdikt seiner Justiz, die Guillotine, heranschleifen, wenn nicht entschlossener, zäher und schneller als gegen Fuller Europas Protest hereinbricht über den Helden des Fascismus, der mit einem zweiten, vielleicht noch grausigern Fall Sacco das erste Lustrum seines Regimes krönen will.

Was geht in Rom vor? Nichts weiter, als daß neunzig Menschen in der Mitte des Monats vor dem fascistischen Sondertribunal in Rom wegen „Verschwörung gegen die Sicherheit des Staats" sich verantworten sollen. Seit dem Januar wirkt dieser Gerichtshof auf Grund eines „Gesetzes zur Verteidigung des Staates" und hat in dieser Zeit auf das auch für deutsche Justizverhältnisse stattliche Strafmaß von 950 Jahren Gefängnis erkannt. Mussolini, der von der legalen Justiz in politischen Parteiprozessen nichts als Freisprüche erhielt, wußte gut, wie nützlich es ist, die Gerechtigkeit von Männern verwalten zu lassen, die ihm durch den Fascisten-Eid verbunden sind. Dieser neue Prozeß aber ist etwas Besonderes: nicht nur durch die Masse der Angeklagten ein Monstre-Prozeß, sondern auch sonst ein juridisches und politisches Monstrum. Denn die Persönlichkeiten, die vor den abkommandierten Fascio-Richtern stehen werden, bildeten den Rest des politischen und öffentlichen Lebens, der in Italien noch nicht erstickt war. Man stelle sich einmal vor, daß heute auf Herrn Hergts Geheiß und unter Papa Hindenburgs Patronanz die gesamte radikale Intelligenz und sämtliche linken Führer von Vitus Heller bis Rudolf Rocker, dazu alle kommunistischen Abgeordneten und proletarischen Funktionäre wegen „Hochverrats" verhaftet, deportiert und angeklagt würden. Das ist selbst in diesem Stadium der Niedner-Republik noch schwer vorstellbar, ... in ein paar Jahren wirds vielleicht schon selbstverständlich sein — durch unsre Schuld. In Italien ist es heute bereits Faktum. Fast die gesamte kommunistische Parlamentsfraktion ist unter den Angeklagten; — was sind dagegen die Sechs bei uns? Ein Anfang.

Den Vorwand gab das bologner Attentat auf Mussolini.

Ein wilder Terror der Fascisten antwortete und zerbrach den schäbigen Rest demokratischer Einrichtungen. Die Regierung verordnete die Auflösung aller Oppositionsparteien von der kommunistischen bis zu den liberal-konstitutionellen, unterdrückte die gesamte oppositionelle Presse, erließ das neue Ausnahmegesetz und führte die Todesstrafe für Verbrechen ein, die in allen bürgerlichen Staaten seit Jahrzehnten von dieser Strafe ausgenommen sind: Der Höhepunkt wurde erreicht, als im Auftrage Mussolinis der Sekretär der fascistischen Partei, Auguste Turati, die Streichung des Mandats aller oppositionellen Deputierten forderte. Die fascistische Kammermehrheit stimmte diesem Antrag natürlich einstimmig zu. So wurden 162 oppositionelle Abgeordnete aus der Kammer gestoßen, ein Vorgang, der in der Geschichte des Parlamentarismus ohne Beispiel ist. Die angeklagten Abgeordneten befanden sich in Rom, um an dieser Sitzung teilzunehmen. Auf ihrer Tagesordnung stand die Verhängung des Ausnahmezustandes, die Einführung der Ausnahmegesetze und der Todesstrafe, die Auflösung aller oppositionellen Parteien und das Verbot ihrer Presse. In der Nacht vom 7. zum 8. November 1926, also 14 bis 15 Stunden vor dieser Sitzung, wurden fast alle kommunistischen, einige sozialdemokratische und „Zentrums"-Abgeordnete (Popolari) in ihren Wohnungen verhaftet, so daß sie an den Abstimmungen nicht mehr teilnehmen konnten. Die Verhaftung erfolgte also in einem Augenblick, als sie noch im Besitz aller Immunitätsrechte waren. Die kommunistischen Abgeordneten wurden erst nach den Verbannungsinseln deportiert, dann in das Mailänder Gefängnis überführt und erwarten jetzt ihren Prozeß.

Sämtlichen Angeklagten wird zur Last gelegt, sich gegen die Sicherheit des Staates vergangen zu haben. Aber in den Akten des Untersuchungsrichters findet sich nur der simple Nachweis einer organisatorischen und politischen Tätigkeit, die sich in den Grenzen der italienischen Gesetze hielt. Dazu ist zu bemerken, daß zwar jede politische Regung der Arbeiter und Bauern de facto von der Regierung unterdrückt wird, ein Verbot oder die Auflösung der kommunistischen Partei aber vor dem 9. November niemals erfolgt war und diese Partei ihre Parlamentsfraktion und ihre legale Zeitung, ‚Unita', hatte.

Dieser Prozeß hat selbst in der Geschichte der reaktionären Justiz nicht seinesgleichen, weil die Abgeordneten nach wie vor rechtlich im Besitz ihres Mandats sind, da die Parlamentsmehrheit die Minderheit nicht ausschließen darf, — zweitens: weil die angeblichen Verbrechen der Angeklagten in der normalen, gesetzlich zulässigen Betätigung für Parteien bestand, die bis zum 8. November nicht aufgelöst waren, — und drittens: weil diese „Verbrechen" vor dem Erlaß des Ausnahmegesetzes begangen sind, ein Strafgesetz aber niemals rückwirkende Kraft haben kann. Mit der Hauptanklage des Komplotts gegen die Staatssicherheit hat man eine Reihe von Anklagen verbunden, so daß offenbar der Erlaß über die Verhängung der Todesstrafe in Anwendung kommen soll.

Zuverlässige, unterrichtete, nüchterne Männer wissen schon heute durch sichere Informationen, daß Mussolini sechs bis acht Todesurteile fällen und vollstrecken lassen will. Diese Menschen werden sterben, weil der Fascismus einen neuen Nimbus braucht. Denn der alte ist seit mehr als einem Jahr im Verlöschen. Er, der als eine gefährliche, aber grandiose und im Augenblick echte Volksbewegung gegen die asthmatische, unpathetische Dummheit der italienischen Demokratie begann, ist heute in einer schweren innerpolitischen Krise. So, daß sogar im eignen Lager illegale Fraktionen sich bilden und das heute verbotene kommunistische Blatt, die ‚Unita', von der fascistischen Fronde mit einer Freude gelesen wird, mit der etwa bei uns Deutsch-Nationale zur Notausgabe des ‚Berliner Tageblatts' griffen, wenn wegen Streiks sonst nur die Rote Fahne' zu haben war. Aber auch die wirtschaftliche Krise ist schwer und drückend. Selbst die fascistischen Zeitungen können sie nicht verschweigen. Diese wirtschaftliche Spannung in Verbindung mit der politischen Unruhe erzeugt wachsende Unzufriedenheit in den Städten und auf dem flachen Lande. Da aber jede politische Meinungsäußerung unterdrückt ist, macht sie sich teilweise sogar in Attentaten gegen die örtlichen fascistischen Führer Luft. Gleichzeitig steigt die Erwerbslosigkeit und dürfte im Winter bis auf 800 000 kommen.

Unter diesen Umständen sind die Kommunisten die Einzigen, die konsequent den Sturz der fascistischen Reaktion vorbereiten. Diese gegenwärtige Aktivität der Kommunisten will Mussolini rächen an den 90 Arbeitern und Intellektuellen, die seit einem Jahr in den Gefängnissen gehalten werden. Er will den Arbeitern und Bauern, den unterdrückten Intellektuellen, die dieses Regime der Brutalität und des Hungers, das einen neuen Krieg an allen seinen Grenzen vorbereitet, zeigen, daß seine Macht ungebrochen ist. In jenem verzweifelten Über-Mut, der aus Angst und Rachsucht stammt, steigert Mussolini den fascistischen Terror bis zu einem neuen Gipfelpunkt.

Seine besten Helfer sind die Vertreter des italienischen Großkapitals, während die materiell weniger fundierte Bourgeoisie die innerfascistische Opposition bildet. Die ganze Weisheit der italienischen Schwerkapitalisten erschöpft sich in einer Herabsetzung des Einkommens der werktätigen Bauern und im Kampf gegen Löhne und Gehälter der Arbeiter in Land und Stadt. Sie wollen, koste es was es wolle, verhindern, daß die arbeitenden Massen mobil werden, und fühlen das Bedürfnis, ein warnendes Beispiel allen Denen zu geben, die diese Zustände nicht anerkennen und gegen sie kämpfen.

Darum der Monstre-Prozeß, darum die projektierten Todesstrafen! Und darum muß, darum wird Mussolini verurteilen!

Inzwischen befinden sich die Gefangenen in einer unerträglichen Lage. Die besondere Behandlung politischer Gefangener existiert für den Fascismus nicht einmal in der Theorie. Die Regierung erklärt, daß der für gemeine Verbrecher übliche Strafvollzug für Kommunisten mehr als angemessen sei. Den Gefangenen darf keinerlei Unterstützung gewährt

werden. Alles Geld, jedes Paket, das sie von ihren Familien erhalten, wird konfisziert, — die Angehörigen werden mit Gefängnisstrafe bedroht. Man hat bereits Frauen und Mütter politischer Gefangener verhaftet, weil sie von Gesinnungsfreunden Unterstützung annahmen. Die Gefangenen dürfen sich keinen Anwalt wählen und werden den fascistischen Richtern gegenüberstehen, ohne auch nur ein einziges Mal ihren Verteidiger gesehen zu haben.

Der Gesundheitszustand der meisten Gefangenen ist grauenvoll, — besonders der des Professors Antonio Gramsci, einer in Italien sehr bekannten Persönlichkeit, die von den unpolitischen und selbst gegnerischen Intellektuellen allgemein geschätzt wird. Man kann schon jetzt mit ziemlicher Sicherheit sagen, daß Professor Gramsci an ungenügender Ernährung und den mit dem kriminellen Strafvollzug verbundenen Entbehrungen zugrunde gehen wird. Es handelt sich um einen Menschen mit verkrümmtem Rückgrat, der durch rohe Behandlung mühelos umzubringen ist. Mussolini, der diese persönlichen Verhältnisse noch aus seiner sozialistischen Zeit kennt, ist schamlos und brutal genug, diese Kenntnisse in den Dienst seines Systems zu stellen. Das ist im Falle Gramsci besonders schmerzhaft, weil er einer der bedeutendsten Theoretiker der italienischen Arbeiterbewegung, erst 36 Jahre alt und in der ganzen wissenschaftlichen Welt gut bekannt ist. 1919 erhielt er eine Einladung auf den Lehrstuhl der Universität Hamburg, auf den er verzichtete, um seine politischen Pflichten nicht aufgeben zu müssen. Gramsci ist der Schöpfer der italienischen Betriebsräte. Neben den Arbeitern und Bauern, die die große Mehrheit der Angeklagten bilden, gibt es zahlreiche Intellektuelle, die bei den arbeitenden Massen sehr beliebt sind: außer dem Abgeordneten Gramsci den Professor Fabrizio Maffi, einen bekannten Mediziner, die Rechtsanwälte Riboldi, Lo Sardo, Alfani, Terracini, Forragni, die Ärzte Scoccimano und Togliatti, den Journalisten Gricco, den Professor Germari, Molinello, Srebernio, Ferrari, Bendini und Picelli.

Mussolini rüstet zum Krieg. Er ist ein aktives Element der internationalen Wirren. Wer gegen ihn kämpft, kämpft gleichzeitig gegen den nächsten chauvinistischen Krieg. Läßt die öffentliche Meinung Europas den Prozeß von Rom über sich ergehen, ohne in der Presse, auf der Straße und in Massen-Meetings zu protestieren, so wird Mussolinis Größenwahnsinn keine Grenzen finden, und er wird versuchen, der ganzen Welt seinen Willen aufzuzwingen. Nicht Bannerweihen mit feierlichen Schwüren, nicht Diskussionen mit feinsinnigen Unterscheidungen und nicht die in der Tasche geballten Fäuste verhindern den Krieg, stoppen das Elend und zähmen die Rachejustiz, mit deren Hilfe eine morsche Ordnung ihr historisches Leben verlängert. Die geistige Fronde in diesem Deutschland, die Gruppe der Humanen in diesem Europa, wird mit Recht nicht nur vom Kapital, auch von der revolutionären Masse überrannt werden, wenn sie nicht endlich in die Arena steigt und dem vor Rache-Angst wütenden Bravo Italiens in den Arm fällt.

Ueber wirkungsvollen Pazifismus

von Ignaz Wrobel

„Frei — das heißt doch wohl: befreit."
Ferdinand Hardekopf

Die Mutter, die in einigen zwanzig Jahren an der zerkrümmten Leiche eines kleinen Kindes heulen wird, neben sich den Schlauch einer unnützen Sauerstoffflasche und einen bedauernden Arzt: „Gegen dieses Giftgas, gnädige Frau, sind wir zur Zeit noch machtlos — Ihr Kind ist nicht das einzige Opfer in der Stadt . . ." — diese Mutter wird sich in ruhigen Stunden immerhin fragen dürfen, wo denn eigentlich der vielverschriene Pazifismus in den letzten zwanzig Jahren gewesen sei; ob wir denn nichts getan hätten; ob es denn keinen Krieg gegen den Krieg gebe . . .

Tatsächlich wird der Pazifismus von den Mordstaaten sinnlos überschätzt; wäre er halb so gefährlich und wirkungsvoll, wie seine Bekämpfer glauben, dürften wir stolz sein. Wo stehen wir —?

*

Die historische und theoretische Erkenntnis der anarchischen Staatsbeziehungen ist ziemlich weit fortgeschritten. Die Friedensgesellschaften der verschiedenen Länder, die inoffiziellen Staatsrechtslehrer, Theoretiker aller Grade arbeiten an der schweren Aufgabe, aufzuzeigen, wo die wahre Anarchie sitzt. Langsam schält sich das Bild des wirklichen Zustandes der Erde heraus: der Staat, noch bis vor kurzem Subjekt und Götze und Maßstab aller Dinge, unterliegt nun selbst einer ihm peinlichen Untersuchung, er wird Objekt, und ein lamentables dazu, und muß sich gefallen lassen, in seinen Grundfesten angezweifelt zu werden. Immer mehr zeigt sich, was wahre Kriegsursache ist: die Wirtschaft und der dumpfe Geisteszustand unaufgeklärter und aufgehetzter Massen.

Was aber fast überall völlig fehlt, das ist die pazifistische Propaganda im Alltag, auf der Gasse, in der Vierzimmerwohnung, auf öffentlichen Plätzen — der Pazifismus als Selbstverständlichkeit. Vier oder fünf Mal im Jahr sind wir da, auf Kongressen, oft in Versammlungen. Und dann gehen alle nach Hause, und das „Leben" tritt in seine Rechte; das Leben — das ist in diesem Falle die offizielle Staatsgesinnung, die den Krieg lobt; das Kino, das den Krieg verherrlicht; die Zeitung, die den Krieg nicht in seiner wahren Gestalt zu zeigen wagt; die Kirche, die zum Kriege hetzt (die protestantische mehr als die klügere katholische); die Schule, die den Krieg in ein bombastisches Panoptikum umlügt; die Universität, die den Krieg feiert —, überall der Krieg.

Wie weit das geht, zeigt das Verhalten derer, die im Kriege gelitten haben wie die Tiere.

Kein Mensch vermag eine ganze Epoche seines Daseins als sinnlos zu empfinden. Er muß sich einen Vers darauf machen. Er kann seine Leiden verfluchen oder loben, zu verdrängen versuchen oder sie lebendig halten — aber daß sie sinnlos gewesen seien, das kann er nicht annehmen. Der Pazifismus hat

seinen großen Augenblick versäumt, welcher das Ende des Jahres 1918 war. Wir haben den Millionen, die zurückgekehrt sind, kein seelisches Äquivalent für ihre Leiden gegeben — hätte man die Krüppel als Opfer einer Idee gefeiert, so wäre das im Menschen wohnende Element der lebensnotwendigen Eitelkeit Triebfeder zum Frieden, zur Kriegsverneinung geworden. Die andre Seite hat diese geborenen Agenten des Pazifismus eingefangen.

Das wahrhaft katholische Raffinement, mit dem die schwer in ihrer Gesundheit Geschädigten, mit dem die neuen Hammel für den neuen Krieg überall bearbeitet werden, ist erstaunlich und doppelt erstaunlich, weil fast niemals dagegen Einspruch erhoben wird, daß in dieser Staatspropaganda die Behauptung in die Voraussetzung geklemmt wird. Daß der Krieg nützlich, ethisch gut, zu bejahen und überhaupt lobenswert ist, darüber wird nirgends diskutiert; zweifelhaft ist immer nur die Form, wie man ihm opfern müsse. Die Schande ist überall gleich groß: in Amerika paradiert die kriegshetzerische amerikanische Legion auf öffentlichen Plätzen, ein übler reaktionärer Kriegerverein; in Deutschland schmoren die Kyffhäuserverbände in der Sonne der Gunst geschlagner Generale; in Frankreich enthüllen sie heute Kriegerdenkmäler über damals mit Recht verabscheute Greueltaten — und so verschieden die Nuancen sind, so gleichartig ist die Grundgesinnung. Von der Dankbarkeit, die wir unsern lieben, hochverehrten, heldenhaften, gesegneten und zum Glück stummen Gefallenen schulden, von diesem Hokuspokus bis zum nächsten Krieg ist nur ein Schritt. Was hier gemacht wird, ist Reklame.

Ich denke, daß wir der einen Knüppel zwischen die Räder werfen sollten.

Die einzige katholische Kirche hat begriffen, daß man große Erfolge nur mit der Arbeit im Kleinen erringen kann; die Nationalisten aller Länder haben davon einen Tropfen Öles empfangen. Nur wir, nur die Pazifisten, fast gar nicht.

Eine Mobilisierung ist nur möglich, wenn jede Wickelgamasche greifbar auf dem Bord liegt, und wenn die Gemüter so präpariert sind, daß eine geistige Mobilmachung durch eine herbeigepfiffene Zeitungsmeute in vier Tagen entfesselt werden kann. Wenn man zwanzig Jahre um sich herum immer nur hört, daß man dem Staat Gehorsam, Leben und — aber darüber ist zu reden — Steuern schulde, so springt alles gehorsam an, wenn die Trompete bläst. Am 1. August 1914 war es zu spät, pazifistische Propaganda zu treiben, war es zu spät, militaristische zu treiben — tatsächlich ist auch damals von den Militaristen nur geerntet worden, was sie zweihundert Jahre vorher gesät haben. Wir müssen säen.

Jeder Psychologe weiß, daß es hart und schwer ist, die Schwelle des Widerstands zu überwinden, die die Dressur in die Seele eines Individuum gelegt hat. Theoretische Schriften über den Staatsgedanken des Pazifismus, Diskussionen über dieses Thema müssen sein — sie bleiben völlig wirkungslos, wenn sie nicht in die Terminologie, in die Vorstellungswelt, in das Alltagsleben des Einzelnen übersetzt werden.

Da es keinen Staat gibt, für den es zu sterben lohnt, und erst recht keine Prestigefrage dieser größenwahnsinnigen Zweckverbände, so muß Symbol für Symbol, Äußerlichkeit für Äußerlichkeit, Denkmal für Denkmal umkämpft, erobert, niedergelegt werden. Es steht kein pazifistisches Kriegerdenkmal, die einzige Art, der für einen Dreck hingemordeten Opfer zu gedenken — es gibt nur trübe Anreißereien, das Beispiel der trunken gemachten und Helden genannten Zwangsmitglieder des betreffenden Vereins zu befolgen. Was die Generale mit ihren ehrfurchtsvoll gesenkten Degen, mit Fahnen und ewigen Gasflammen; mit Uniformen und Hindenburg-Geburtstagsfeiern mit Legionsabzeichen und Filmen heute ausrichten und ausrichten lassen, ist das schlimmste Gift. Entgiften wir.

Das kann man aber nicht, wenn man, wie das die meisten Pazifisten leider tun, dauernd in der Defensive stehen bleibt. „Man muß den Leuten Zeit lassen —" und: „Auch wir sind gute Staatsbürger —" Ich glaube, daß man weiterkommt, wenn man die Wahrheit sagt:

Daß niemand von uns Lust hat, zu sterben — und bestimmt keiner, für eine solche Sache zu sterben. Daß Soldaten, diese professionellen Mörder, nach vorn fliehen. Daß niemand gezwungen werden kann, einer Einberufungsorder zu folgen — daß also zunächst einmal die seelische Zwangsvorstellung auszurotten ist, die den Menschen glauben macht, er müsse, müsse, müsse traben, wenn es bläst. Man muß gar nicht. Denn dies ist eine simple, eine primitive, eine einfach-große Wahrheit:

Man kann nämlich auch zu Hause bleiben.

Und man kann nicht nur zu Hause bleiben. Wieweit zu sabotieren ist, steht in der Entscheidung der Gruppe, des Augenblicks, der Konstellation, das erörtert man nicht theoretisch. Aber das Recht zum Kampf, das Recht auf Sabotage gegen den infamsten Mord: den erzwungenen — das steht außer Zweifel. Und, leider, außerhalb der so notwendigen pazifistischen Propaganda. Mit Lammsgeduld und Blöken kommt man gegen den Wolf nicht an.

Und wir sind nicht nur zu wenig Kämpfer des Friedens — wir sind es auch viel zu abstrakt, viel zu hoheitsvoll, viel zu theoretisch. Die kleinste Zelle ist zu bearbeiten, also die Familie, die Frau und die Gemeinde. Hier sind immer das „Werk von Locarno", die interparlamentarischen Konferenzen, der Völkerbund so sehr skeptisch betrachtet worden, weil die Einweihung eines Krieger-Gedenksteins; der Mißbrauch von Schulkindern zur Demonstrierung unsittlicher Ideen; die amerikanischen Kriegsfilme, die für alle Welt gemacht sind und von aller Welt nach verschiedener Melodie beklatscht werden, wirkungsvoller sind als alles Gerede in feierlichen Sälen. Der gute Wille des Herrn Loebe, der nicht vorhandene Wille des Herrn Breitscheid und der schlechte Wille gewisser französischer Sozialisten bewirken gar nichts. Aber eine Straßenabsperrung, Bilder in den illustrierten Zeitschriften, Filme, Predigten und Schulfeiern — die bewirken etwas. Wir dringen lange nicht genug dahin, wohin allein unsre Wirkungsmöglich-

keit sitzt: in den Bauernhof, in die Werkstatt, in die Schulklasse, in das Bureau und in die Familie. Und warum nicht —?

Weil wir nicht die Sprache der Leute reden.

Um propagandistisch verstanden zu werden, muß man vereinfachen und verdicken, untermalen und übertreiben — man muß klar und simpel sein und allen verständlich. Hier und nur hier steckt die Mobilisierung des Friedens.

Wir kennen den Geisteszustand, der in allen Ländern im ersten Kriegstaumel geherrscht hat. Ihn hat man heraufzubeschwören, ihn genau auszumalen — und ihn zu bekämpfen. Prophezeit: so und so wird es sein. Ihr werdet zu euern sogenannten Staatspflichten gezwungen werden, die nichtig und verdammenswert sind — befolgt sie nicht. Ihr werdet eingeredet bekommen, daß drüben der Feind steht — er steht hüben. Man wird euch erzählen, daß alle Letten, Schweden, Tschechen oder Franzosen Lumpen seien — die Erzähler sind es. Ihr seid dem Staat nicht euer Leben schuldig; ihr seid dem Staat nicht euer Leben schuldig; ihr seid dem Staat nicht euer Leben schuldig.

Und die Fahne, die da im Wind flattert, weht über einem zerfetzten Kadaver. Und wenn euch ein Auge ausgeschossen wird, bekommt ihr gar nichts oder sechzehn Mark achtzig im Monat. Und jeder Schuß, den ihr abfeuern müßt, ist ein Plus im Gewinnkonto einer Aktiengesellschaft. Und ihr karrt durch den Lehm der Straßen und stülpt die Gasmasken auf, aber ihr erntet nicht einmal die Frucht eures Leidens. Und die wahre Tapferkeit, der echte Mannesmut, der anständige Idealismus des guten Glaubens — sie sind vertan und gehen dahin. Denn man kann auch für einen unsittlichen Zweck höchst sittliche Eigenschaften aufbringen: aufopfern kann man sich, verzichten, hungern, die Zähne zusammenbeißen, dulden, ausharren — für einen unsittlichen Zweck, Getäuschter, der man ist, Belogener, Mobilisierter... seiner primitiven Eigenschaften, Der barbarischen.

Stoßen wir vor —? Sagen wir das den Leuten —? Befreien wir sie von der fixen Idee des Staates, der kein Recht hat, über sie zu verfügen, und der sich dieses Recht anmaßt, indem er Religion, Ethik, Geschichte und Rechtsvorstellung verfälscht? Ich halte die Kleinarbeit etwa des „Andern Deutschlands" in Hagen für wertvoller, für wirkungsvoller, für eindringlicher als die Tätigkeit ganzer Friedensgesellschaften, die zu Leuten sprechen, die schon überzeugt sind. Wer „hat" den sogenannten „Neutralen", den Indifferenten, den Kaufmann, den Angestellten, den Niemand —? Die andern. Nicht wir.

Das ist unser Fehler. Was ist das für eine Propaganda, die immer mit einer Art bösen Gewissens herumläuft! Aber es gibt bei der pazifistischen Arbeit ein paar Grundsätze, über die gar nicht mehr zu reden ist. Die sind:

Jedes Gedenken der Gefallenen, also Ermordeten, ohne die klare Ableugnung der Kriegsidee ist eine sittliche Schande und ein Verbrechen an der nächsten Generation. Es gibt keine Staatsgrenze, die die Verbrüderung mit Gleichgesinnten sperren könnte. Man muß schon offizieller deutscher Freimaurer sein, einer von denen, die „die Existenz einer Mensch-

heitsidee" leugnen, man muß Priester sein oder deutscher Universitätsprofessor, um zu glauben, daß das Ethos in Saarbrücken oder in Herbesthal ende. Da fängt es an. Sich im Kriege zu drücken, wo immer man nur kann — wie ich es getan habe und hunderte meiner Freunde — ist das Recht des Einzelnen. Jubel über militärische Schauspiele ist eine Reklame für den nächsten Krieg; man drehe diesem Kram den Rücken oder bekämpfe ihn aktiv. Auch wohlwollende Zuschauer sind Bestärkung.

So denken Hunderttausende und schweigen.

Ich weiß, daß nach einer wilden Tirade eines braven Rechtsanwalts, der im Reichsbanner seinen Patriotismus absonderte, nachher am Biertisch einer gesagt hat: „Kinder, hat der Wrobel nicht eigentlich recht?" Und dann gab es ein verlegenes Schweigen, und dann waren sich alle einig, daß man „so etwas eben nicht sagen könne." Man kanns sagen. Man muß es sogar sagen. Ich habe diese Gesinnung weder erfunden, noch halte ich ihre Formulierung für eine geistige Tat. Aber das Einfache sagen, das Allereinfachste, das, was jede Mutter verstehen sollte, die nicht verhetzt ist, zu sagen, was jedes Kind begreift — das ist so bitter nötig und wird so wenig getan. Ich habe gar kein Gefühl für die staatspolitische Bedeutung von Ministerreden, wenn während der Zeit, wo diese Ansprachen gehalten werden, sich die jeweiligen Kriegsminister wie die Tollen geberden; wo sie wieder und immer wieder ihre Reklame-Denkmäler einweihen; wo sie wieder und immer wieder die ermordeten Mörder ehren und an das allerdumpfeste Gefühl im Menschen appellieren: an das Hordengefühl, das aufheult, wenn der Schritt der Kolonnen vorbeidröhnt. Ich auch! ich mit! ich mit!

Hier hat die Propaganda einzusetzen. Hier ist mit jedem, selbstverständlich auch mit den jeweils verbotenen Mitteln, aufzuklären: wie ein Staat wirklich aussieht; wie die Struktur der Gesellschaft ist; wie die wahren Grenzen in Europa und anderswo laufen — und wie das Leben noch des letzten Generalfeldmarschalls zu kostbar ist, um auch nur eine Patrone, einen Säbelhieb und die Übertretung eines uralten Gebots an ihm zu verschwenden.

Die Moskauer Hinrichtungen von Ferdinand Timpe

Die große Vergiftungskampagne, die von der deutschen Presse gegen die Sowjet-Union eingeleitet wurde, nachdem England durch seine offenen Völkerrechtsbrüche (Peking, Arcos) das Signal dazu gegeben hatte, ist zwar nicht imstande gewesen, den denkenden Teil des deutschen Volkes — soweit man bisher übersehen kann — dem heutigen Rußland gegenüber in jene beabsichtigte Pogromstimmung à la 1914 hineinzuhetzen, die eine Voraussetzung für den endgültigen Zusammenschluß der europäischen Anti-Rußland-Front gewesen wäre — immerhin aber hat sie doch eine allgemeine Verwirrung angerichtet, sodaß Wenige nur in Deutschland objektiv über die tatsächlichen Vorgänge in Rußland unterrichtet sind. Kein

Wunder: groß aufgemachte Falschmeldungen, mangelhafte Dementis, die vielfach an falscher Stelle unauffällig untergebracht werden, Unterdrücken wichtiger Noten und andrer amtlicher Verlautbarungen russischer Instanzen, die alles in einem andern Lichte hätten erscheinen lassen, das konnte, wochenlang konsequent durchgeführt, nicht ohne Folgen bleiben, um so mehr, da die große demokratische Tagespresse unter der Maske einer objektiven Berichterstattung in dasselbe Horn blies.

Welche Verwirrungen gerade die am weitesten verbreiteten demokratischen Blätter auf ihr Gewissen geladen haben, beweist ein Beispiel aus der letzten Zeit.

Die „Gruppe revolutionärer Pazifisten" protestiert in einer Entschließung gegen die Beschimpfungen des Pazifisten Karl Mertens durch Stresemann in Genf, rückt aber gleichzeitig von Professor Förster ab, vor allem, weil er die Führer der russischen Revolution beschimpft hat. „Wir erblicken im Kapitalismus eines der stärksten Hindernisse der Weltbefriedung", heißt es dort. — „Die Verständigung der Friedensbewegung mit der Bewegung des revolutionären Proletariats halten wir für eine unwegdenkbare Voraussetzung des Erfolges unsrer Idee." Und weiter: „Wir vergessen nicht das grandiose Endziel, dem alle Arbeit der dritten Internationale bewußt dient." Im gleichen Satz heißt es aber dann: „... so tief zum Beispiel viele von uns bei aller Einsicht in die besondere Lage der Sowjet-Union die neuerdings vorgenommenen teilweise prozeßlosen Massenerschießungen politischer Gegner beklagen."

Ich erwähne diesen letzten Satz nicht, um gegen die „Gruppe revolutionärer Pazifisten" Vorwürfe zu erheben. Ich erwähne ihn nur, um zu beweisen, daß selbst bei einer politischen Gruppe, die der Sowjet-Union und der proletarisch-revolutionären Bewegung so nahesteht, der Irrtum vorliegt, daß „teilweise prozeßlose" Erschießungen in Rußland vorgenommen seien.

Wie kommt es, daß eine an den Vorgängen zweifellos so interessierte Gruppe nicht in der Lage war, sich die richtige Kenntnis zu verschaffen, daß allen Urteilen ein ordnungsmäßiges gerichtliches Verfahren, genau wie bei uns, voraufgegangen ist? („Nicht in der Lage war" — denn eine mala fides kann man einer politisch so nahestehenden Gruppe doch nicht unterstellen.)

Allein die Tagespresse ist schuld, denn grade die Erschießungen der zwanzig Spione und Attentäter ist von ihr zu maßlosen Verhetzungen unter Anwendung sehr übler Entstellungen ausgenutzt worden. Standrechtliche Erschießungen — Repressalien für den Gesandtenmord — terroristischer Blutakt — Erschießung ohne Urteil — das waren die ewig wiederkehrenden Kriegsschreie der großen demokratischen Tagespresse. Über Hugenberg und die übrige Rechtspresse brauchen wir nicht zu reden, denn die Gruppe revolutionärer Pazifisten wird sie nicht zur objektiven Information über russische Vorgänge in Anspruch nehmen. Und grade das Verhalten der großen demokratischen Tagespresse anläßlich der russischen Erschießungen beweist, daß sie mala fide handelte und daß ihr oder

ihren Moskauer Berichterstattern der Wille zur Objektivität gefehlt hat und daß die scheinbar objektive Berichterstattung nur eine Maske war, unter der sie doppelt gefährlich ihr böses Spiel getrieben hat.

Ich frage nicht nur: wo ist die Zeitung, die klar enthüllt hat, daß das Vorgehen der Engländer in Peking und gegen die Arcos niegesehene Völkerrechtsbrüche darstellte? Daß Rußlands Forderung an Polen auf schärfere Überwachung der zaristischen Verschwörer nach der Ermordung Woikows nicht Kriegslüsternheit war, sondern sich rechtmäßig auf den Artikel V des Rigaer Friedensvertrages stützte? Wo ist die Zeitung, die ähnliches Geschrei erhoben hat über die Erschießungen der — sieben, wenn ich richtig zählte — Kommunisten durch die Holländer auf Batavia oder über die achtzig Hinrichtungen von Verteilern kommunistischer Literatur in Kanton oder über andre durch kapitalistische Mächte vorgenommene Greuel? Vor allen Dingen frage ich: Wo ist die Zeitung, die klar mitteilte, welche Delikte den zwanzig Erschossenen im Verfahren nachgewiesen waren; eine amtliche Moskauer Verlautbarung der „Vereinigten staatlichen politischen Verwaltung" hat die Einzelheiten dargelegt und konnte schon in Nr. 133 der ‚Welt am Abend' wiedergegeben werden. (Nur die ‚B.Z.' bringt am 24. Juni einen Überblick über das jahrelang auf Ermordung Tschitscherins ausgehende Treiben des Abenteurers Elvengreen.) Und wo ist die Zeitung, die — wenn auch nur in einem ausreichenden Auszug! — die Note Rykows an Lansbury, Maxton und Brockway veröffentlichte, obgleich grade sie besonders geeignet war und dazu dienen sollte, alle jene Irrtümer und Verleumdungen über die Erschießungen aufzuklären? Die ‚Welt am Abend' bringt das Telegramm am 29. Juni. Frage: war es etwa den großen demokratischen Tageszeitungen nicht zugänglich? Antwort: Doch, aber man hätte durch eine Veröffentlichung die frühern eignen Nachrichten und Ausfälle als Entstellungen entlarvt und sich auch für die Zukunft den köstlichen Agitationsstoff „Erschießungen ohne Urteil" unbrauchbar gemacht.

Richtig ist, daß die Presse zwar aus diesem Material dies oder jenes brachte oder andeutete — alles in allem aber hat kaum eine Zeitung auch nur in den wichtigsten Fragen fortlaufend zur Feststellung der objektiven Wahrheit beigetragen.

Rykows Telegramm möge hier folgen, da es alle Irrtümer beseitigt und bislang von der gesamten bürgerlichen Presse unterdrückt wurde. Es lautet:

> Ihr Telegramm ist offenbar auf die Veröffentlichung des Urteils der staatlichen politischen Verwaltung gegen die 20 Weißgardisten wegen Organisierung der Spionage gegen die Sowjet-Union und des Terrors gegen führende Persönlichkeiten in der Sowjet-Union zurückzuführen. Obwohl dieses Urteil gegen aktiv weißgardistische Konterrevolutionäre, deren Schuld dokumentarisch bewiesen ist, gefällt wurde, wird es im Auslande zur Aufreizung der öffentlichen Meinung gegen die Sowjet-Union weitgehend ausgenutzt. Im Zusammenhang mit diesem Urteil werden durch die Auslandspresse, die dem proletarischen Staat feindlich gegenübersteht, zahllose Lügen und Verleumdungen verbreitet. Der unmittelbare Zweck

dieser Zeitungskampagne ist das Bestreben, die Aufmerksamkeit von der Kriegsgefahr, die der Sowjet-Union droht, und von den neuen Abenteuern, die mit der materiellen und moralischen Unterstützung des konservativen Kabinetts in Groß-Britannien gegen die Sowjet-Union in Vorbereitung sind, abzulenken. All dies veranlaßt mich, Ihr Telegramm mit einiger Ausführlichkeit zu beantworten.

Das Urteil der Staatlichen Politischen Verwaltung wird in Ihrem Telegramm „eine Hinrichtung ohne Gerichtsverfahren" genannt. Dies ist unrichtig. Nach dem Gesetz unsres Staates ist das Kollegium der Staatlichen Politischen Verwaltung in jenen Fällen zuständig, in denen es notwendig ist, ein aktives Vorgehen der Konterrevolution zu bekämpfen; in diesen Fällen hat es die Rechte des Revolutions-Tribunals. Demnach ist das Kollegium der Staatlichen Politischen Verwaltung ein Ausnahmegericht, das formal jenen Ausnahme- und Standgerichten analog ist, wie sie in allen bürgerlichen Staaten bestehen.

Allerdings besteht dabei ein prinzipieller Unterschied. Das Sowjet-Gericht straft die Konterrevolutionäre, während die Gerichte in bürgerlichen Ländern die revolutionären Arbeiter bestrafen. Ich möchte Sie daran erinnern, daß die „Außerordentliche Kommission", die in der Zeit des Interventions- und Bürgerkriegs bestand, sogleich aufgelöst wurde, als es dem Sowjet-Staate gelungen war, die von Churchill organisierten und finanzierten Interventionskräfte zu vertreiben und den Sieg über die Konterrevolution zu erringen. Durch diesen Akt bewies der Sowjet-Staat, daß er es für möglich erachtet, in der gegenwärtigen Situation zu den frühern Methoden zum Schutze der Sowjet-Macht gegen die Konterrevolution lediglich in außerordentlichen Fällen zu greifen, also dann, wenn man durch neue Anschläge weißgardistischer Verschwörer dazu gezwungen ist. —

Direktor Gustav Richter sagte in seiner Ansprache an die amerikanischen Journalisten im August dieses Jahres, als sie beim Reichsverband der deutschen Presse zu Gaste waren: „Wir Journalisten dienen, wo wir auch wirken mögen, dem gemeinsamen Ideal der Presse, einzutreten für Freiheit, Wahrheit und Recht und für den echten Frieden unter den Völkern". (Mir fällt das grade ein).

Lied der Kupplerin

Szene aus einer Revue von Alfred Polgar und Theobald Tiger

Suchen zwei
nachts um drei —
„Pst" mach ick — „hier is 'n Zimmer frei —!"
Treppe kracht,
in dunkler Nacht —
„He — fall mir keener in den Fahrstuhlschacht!"
Rin ins Zimmer.
Matter Schimmer.
Ick davor.
In 'n Korridor ...
Jedoch:
Feiern die die Orchideen —
Ick stopp mein'n Mann seine Strümpe.

Ick will den Rummel jahnich sehn —
ick stopp bis frieh um fimfe.
Masochisten,
Homosexwalisten,
frisch jelehrje
Minderjährje
vaitressiern mir nich so sehr
als wie mein Mann seine Strümpe.

Ick sitz stur.
Manchmal nur
Schlägt in unsan Salon die Uhr.
Wäsche bauscht
sich — Wasser rauscht —
ick hör, wie eena Küsskens tauscht.
Da jehts hart auf hart ...
Matratze knarrt.
Nebenbei
ein doller Schrei —!
na, na ...
Ick gucke durch keen Schlüsselloch
Ick stopp mein Mann seine Strümpe.
Ick laß sie muddeln noch und noch —
ick stopp bis frieh um fimfe.
Junge Meise
Zittergreise —
Rennbanditen —
Transchvestiten —
lauter Bruch aus 'n Ausverkauf —
wie mein Mann seine Strümpe.

Jahr für Jahr —
det is klar —
horch ick, wat in die Stuben war.
Wie sie sich quäln,
und krakeehln —
mir kann keiner was erzähln.
Neulich kam vorbei
eener von die Polissei.
Und statt Platz zu nehm,
sagt er: „Sie solln sich was schäm —!"
Nanu —?
Ick bin eine brave Frau —
ick stopp mein Mann seine Strümpe.
Mit die Wirtschaft nehm icks ganz jenau —
ick stopp bis früh um fimfe.
Det Jelichter,
die Bühnendichter,
wat die da schreihm
von unsan Treihm —:
die ham ja keene Ahnung nich
von mein Mann seine Strümpe —!

Mit Genehmigung der Direktion des Deutschen Theaters

Die Oeffentlichkeit ist ausgeschlossen!

von Robert Neumann

Es ist die Attrappe, deren die Göttin der Gerechtigkeit nun einmal nicht entraten kann: der rote Vorhang hinter dem Sitz des Gerichtspräsidenten, das festgeschraubte Kruzifix vor ihm auf dem Tisch und jenes dämonische Halbrund, das anschaulich und spielzeughaft geordnet Geschworene, Schriftführer, Anwälte, Angeklagte und Ankläger in der Apparatur erhöhter, versenkter, vorgeschobener und zurückverlegter Sitze, Sessel, Bänke verstaut — dieser verstaubte und imponierende Zauber der Nüchternheit ist aufgeboten, und was etwa den Tag von andern Tagen im großen Schwurgerichtssaal unterscheidet, ist, daß der Troß Gaffer, jenes gleichgültig gähnende oder hektisch angeregte Gewimmel in den Bänken der Zuseher fehlt. Die Tribüne gähnt leer: die Öffentlichkeit ist ausgeschlossen.

Langsam nur, aus hergeleierten Protokollen, zwischen Rede und Widerrede, vor Köpfen, die im Halbschlafe nicken, und andern, die, wachsam, plötzlich vorhacken, scharf, Geierschnäbel, mit einer Frage, einem Protest — langsam quillt das Bild auf des Falles, über den man hier zu Gericht sitzt. Ein Mensch, ein Zweiundzwanzigjähriger, wird wegen Einmengung in die Verhaftung eines Kriegsinvaliden aufs Amt gestellt. In seiner Brieftasche finden sich sechs Photographien kleinsten Formats, am Zahnrand erkennbar als Kopien aus einem Film, und darstellend nackte Menschen, einen Vorgang von außerordentlicher, ja unüberbietbarer Freimütigkeit. Woher? Von einem Fremden geschenkt bekommen. Wozu? Zur Unterhaltung, für Freunde — zum Privatgebrauch, wenn man das Wort ihm gestatten will. Man hält ihn zurück, man durchsucht seine Wohnung, des unzüchtigen Filmes habhaft zu werden. Man findet nichts. Und findet doch einen Brief, einen Geschäftsbrief. Da bestellt einer, ein Herr Lecker aus Kolomea, bestellt „weitere tausend Meter pikant". Und nun schließt sich Glied um Glied die Kette der Agenten, die den Weiterverkauf des Filmes vermitteln, der Photographen, die ihn kopiert und wieder kopiert haben, festgestellt sind die Käufer: der ungarische Rittmeister, der ein Exemplar für Galatz, der innsbrucker Gastwirt, der eines für einen Zirkel dort lebender Pensionisten, der Spanier, der gleich zehn Kopien für die Freudenhäuser an der algerischen Küste erworben hat. Was fehlt, ist nur noch das corpus delicti selbst, ist der Film, denn jede Hand, die man faßt, ist leer, weiß nur von Kopien und hat übrigens die „Ware" eben weitergegeben. Eine Schar Detektive wird aufgeboten, verteilt sich, jagt hinter Spuren. Endlich, bei einer zweiten Haussuchung, findet man in der Küche jenes Zweiundzwanzigjährigen einen Kochtopf mit Schmalz. Die Frau — sie ist hoch schwanger — räumt ihn beiseite. Er fällt, birst — auf den Fließen im Fett liegt, über eine Spule gewickelt, der Streifen Zelluloid. Und nun sitzen sie alle auf der Bank, die als unterste in das Halbrund sich fügt, sitzen nebeneinander, Jud und Christ und Schieber und Offizier und

Exot, anschaulich eingeordnet in die Apparatur der Justizmaschine, und kämpfen heiser beteuernd oder wortkarg, stumpf oder südlich flammend um ihre Freiheit. Der Zweiundzwanzigjährige ist es, bei dem alle Fäden zusammenlaufen. Da sitzt er, Milchgesicht, unter Bärtigen als Hauptangeklagter. Er ist es, der die Kopien in Auftrag gegeben hat. Er hat offeriert. Er hat für die Umgehung der Zollkontrolle gesorgt. Er hat Briefe geschrieben, Er hat Ruhnke und Rosenzweig zueinander gebracht. Er führt Prozesse. Er geht an die Filmbörse. Er telephoniert, telegraphiert, er ist da und dort. „Er hat mich verführt", sagt Lecker aus Kolomea mit langsam grollender Stimme und preßt seinen breiten Bauch an die Barre.

Sein Verteidiger, früh aufgequollener, plump geckenhafter Mensch mit dröhnender Redeweise, will das nicht wahr haben. „Ein Zweiundzwanzigjähriger", sagt er und hebt beide Hände, „ein halbes Kind!" Seine Worte sind fettig, bauen Bilder einer trostlosen Jugend. Vor eineinhalb Jahren hat er geheiratet. „Leichtsinnig? Wer das sagt, der weiß nicht, was es heißt, ohne Heimat durch die Straßen zu irren", beteuern die erhobenen Hände. Er wird Schriftenzeichner in einem Filmatelier. Er verliert seine Stelle. Die Frau ist schwanger. Er sucht Brot. Er wird Lebensmittelvertreter, Losratenagent, Fremdenführer. Er versucht sich als Zeitungsverkäufer, als gelegentlicher Gepäckträger am Westbahnhof, als Ansichtskartenhändler in Nachtlokalen. Dort trifft er einen Bekannten aus der Zeit im Filmatelier, einen Menschen mit Namen Hold. Und? „Dann", sagt der Schmächtige unter Schluchzen, „dann bin ich der Versuchung erlegen". Welcher Versuchung? „Er kann nicht weiter reden", sagt der Verteidiger fett.

Der Staatsanwalt hackt vor: „Dann werde ich weiter reden". Und hart, knapp: „Dieser Hold kommt zu Ihnen. Sagt Ihnen, er habe seine Stelle verloren. sei Kaufmann geworden, habe Bankrott gemacht. Ist das so?" „Ja", schluchzend. „Und?" „Er hat mir erzählt, daß er mit seiner Frau und mit der Freundin seiner Frau den Film gedreht hat". „Welchen Film?" Leise: „Opiumträume". Der Vorsitzende, breit: „Den schweinischen Film mit einem Wort, den Sie dann weiter vertrieben haben und dessentwegen. Sie hier stehen". Der Staatsanwalt: „Wieviele Kopien haben Sie verkauft?" Der Schmale: „Ich weiß nicht". Der Staatsanwalt läßt nicht locker: „Ich weiß es! Siebzehn! Und zum Verkauf wievieler Kopien hat Hold Sie ermächtigt?" Der Schmächtige schweigt. Sein Verteidiger: „Er kann es nicht sagen". Der Staatsanwalt: „Aber ich kann es sagen!" Und er hackt vor: „Zu keiner! Drei Stunden, nachdem er Ihnen den Film zum Kopieren gegeben hat, kommt er wieder. Er hat Angst bekommen, will den Film zurückhaben, will ihn vernichten. Vernichten! Sie sind einverstanden. Legen die Spule vor ihm in einen Kochtopf mit Wasser. Kochen ihn. Zeigen dem Hold die ersten zwei Meter der Spule — sie sind zerstört. Und wie der Geprellte beruhigt weggegangen ist, schneiden Sie die ersten drei Meter fort. Tiefer ist das heiße Wasser nicht eingedrungen. Alles andre ist unverletzt. Und sie verkaufen

siebzehn Kopien von dem erschwindelten Film!" Der Schlanke schluchzt.

Die Geschworenen tuscheln miteinander. Dann erhebt sich der Obmann: „Meine Kollegen und ich wollen bitten, daß man uns den Film vorführt". Der Vorsitzende: „Das wäre in jedem Falle geschehen. Ich unterbreche die Verhandlung. Wir gehen hinüber in die Filmprüfstelle der Polizeidirektion. Hold, seine Frau und die dritte Darstellerin sind in Untersuchungshaft und werden sich vor dem Schöffengericht zu verantworten haben. Soll ich sie zu der Filmaufführung vorführen lassen?"

Man bittet darum. Man ist zum Aufbruch bereit. In Gruppen, in Grüppchen, angeregt unamtlich, zieht sichs hinüber. Die dreißig Sessel des kleinen Vorführungsraumes reichen nicht aus. Der Gerichtspräsident, nun talarlos, mit Mantel und Hut, verbindlicher Österreicher, erhebt sich und bietet einem der Angeklagten den Sessel. Ein höflicher Wortstreit. Man nötigt den alten Herrn auf den Platz. Ihm zur Seite, rechts, sitzt der dicke Mann aus Galizien. Links hat einer der Geschworenen, ein verkümmerter Mensch mit aufgebürstetem Grauhaar, sich einen Sitz erobert. Davor und dahinter, rechts, links, durcheinander gewürfelt, sitzen, stehen, recken die Hälse Angeklagte, Geschworene, Anwälte. „Ist alles anwesend?"

Da kommt noch im letzten Augenblick, von Justizwachmännern geführt, ein magerer Mann mit weißen, weibischen Zügen, und hinter ihm zwei Frauen. Die vordere, zierlich, mit kleinen Bewegungen, zitternd fast, hat den schlicht geputzten Sommerhut ins Gesicht geschoben und schaut nicht auf. Die andre, hoch gewachsen, blickt unter einer makellosen Stirne hervor aus kampfentschlossenen Augen dem und jenem der Männer kühl ins Gesicht. „Aus dem Untersuchungsgefängnis", zischelt es irgendwo, „die Darsteller". Da keine Sessel mehr frei sind, fassen sie Posten rechts vorne im Raum, schräg unter der Leinwand, vor der vordersten Reihe. Einen Atemzug lang noch suchen Blicke aus Männeraugen, tasten an Kleidern hin. Ein Gekicher ist irgendwo und erschrickt vor sich selbst. Licht erlischt.

Der Projektionsapparat hat zu rattern begonnen. Auf der weißen Wand taumelt Schrift. „Le songe d'opium". Dann: „Pierrot a perdu ses amies". Und plötzlich steht jener Blasse, der da von Justizbeamten flankiert vor die vorderste Bank gestellt ist, — steht jenes Blassen Schemen und Doppelgänger auf dem flimmernden Vorhang, geschminkt und herausgeputzt, Pierrot, und er wiegt sich, ist leicht, licht beweglich — so leicht und so licht, daß man darüber das dämonische Rattern der Projektionsmaschine einen Augenblick lang vergißt. Er hat seine beiden Freundinnen verloren, sucht sie, findet sie nicht. Er wird traurig, greift, sich zu trösten, zur Opiumpfeife. Er sinkt zurück und er träumt. Da ist es die kleinere der beiden Frauen, die Scheue, die vor die gesenkten Lider ihm hintritt, zierlich, im Tänzerschritt, leichtes Tanzkleid um Brust und Hüften geschlungen. Die andere, die Makellose, taucht auf, ist mit einem Sprung der ersten zur Seite. Legt die weißen Arme um ihren Leib. Und nun entrollt sich aufreizend, zügellos auf-

gepeitscht im Lichtflirren der entfesselte Vorgang. Jeder Atem erstirbt. Aber von vorne her, vom elektrischen Rattern des Apparates zerhackt, sickert eintönig das Weinen einer kleinen, einsamen Frauenstimme aus der Dunkelheit. Polizistenhände stützen einen wankenden Schatten.

Inzwischen hat auf der Lichtfläche jenen Beiden in ihrem Ringen der Mann Pierrot sich gesellt. Der Vorgang verwirrt sich. Drei Gesichter, aufgeschlossen von dem Erlebnis, abgelöst hingesetzt über verschlungene Glieder, atmen Entflammtheit. Takt wird Taumel. Roter Rausch, eine Geißel zuckt Blitze über die ineinander Verkrampften. Der Projektionsapparat rattert.

Da gellt rechts vorn im Dunkel ein Schrei: „Schuft!" Und noch einmal: „Schuft!" Schatten bewegen sich. Der Gerichtspräsident ist aufgesprungen, ruft: „Licht!" Das Filmbild reißt ab, Lampen flammen. Alles hat sich erhoben. Vorne zum dritten Mal: „Schuft!" Die Kleine, Zarte hat sich auf den blassen Menschen geworfen und sucht seinen Hals zu umkrallen. Unter dem verschobenen Hut, dem schlichten Sommerhut mit dem lächerlich vereinfachten Blumenschmuck, fällt ihr lose das blondsträhnige Haar ins Gesicht. Polizisten fassen sie, reißen sie zurück. Sie windet sich. Handschellen klirren. Ihr Gesicht ist zerstört. Mitten durch die zusammengedrängte, dunstende Männerrotte im Raum führt, zerrt, schleift man sie fort.

Dem Kaufmann Hold, dem Blassen, der eben noch Pierrot war, verzerrt sich plötzlich das Gesicht zu einem weibischen Weinen. Worte schwirren. Man redet wirr durcheinander. Durch die offene Türe quillt es langsam, geil erregt, verdutzt, verstummt hinaus auf den Gang.

Die andre Frau, die Hochgewachsene, ist wenig beachtet auf ihrem Platze stehen geblieben. Unbewegt, hingelehnt an die Wand, so schaut sie in leidenschaftlicher Kühle aus kampfentschlossenen Augen den vierzig Männern im Saal ins Gesicht. Erst da sich alle verzogen haben: Richter, Ankläger und Anwalt, und die Geschworenen, fassungslos rundäugige Kleinbürger, die über sie zu Gericht sitzen werden, und die Beklagten, Profitgeier, die das Bild ihrer Lust und Nacktheit verschacherten — erst da der Raum sich geleert hat, kommt es über sie wie eine blasse Ermattung. Der Justizwachmann berührt ihren Arm. Der Schritt der beiden, gepaart im Gleichtakt, verhallt auf dem langen Gang, an dessen Ende eine eiserne Tür ist.

Klabund: „X Y Z" von Alfred Polgar

Ein Spiel en trois. Personen: Frl. Y, Herr X, Graf Z. („Der eine hieß Gribl-Grabl, der andre aber hatte keinen Namen, und das war das Feine an ihm!" H. C. Andersen.)

Fräulein Y, die tun kann, was sie will — sie ist nämlich von Beruf Komtesse und hat keine andern Sorgen als erotische —, heiratet erst den Proleten, der ihr vortäuscht, Graf, dann

den Grafen, der ihr vortäuscht, Diener zu sein, schließlich, da der Graf ihr zu dumm ist, wieder den Proleten.

Der Wechsel, hin und zurück, vollzieht sich leicht, im Wortumdrehen. Die Ereignisse treten ein wie Marquis Posa künftig zu König Philipp: unangemeldet. Die Situationen machen sich nicht breit, sondern schmal, und holde Abkürzung waltet. Das Spiel verlächelt die Schwerfälligkeiten des Lebens, zumal in Liebes- und Heiratssachen; es ist voll Ironie gegen die Wichtigtuereien der Kausalität.

Wenn Klabund sagt, Frl. Y „heiratet", so hat das Wort kein bürgerliches Gewicht. „Nimmt" wäre richtiger. Es geht in diesem unbeschwerten Spiel gar nicht um Heirat und Liebe oder derlei, obgleich an diese Vokabeln im Zwiegespräch oft gerührt wird. Es geht lediglich um Partnerschaften. Um eine zweite Stimme im Duo, um einen Kameraden für Vierhändige. Frl. Y braucht mehrere. Heute den, morgen jenen, übermorgen beide. Liebt sie den X, den Z? Sie liebt, glaube ich, das Alphabet. Viele Spiele sind in ihr, wollen den rechten Gegenspieler. Und einer kann nicht alles.

Klabund gibt einen Beitrag zur Biologie der neuen Frau. Sie lebt in einer dünnern Luft als ihre Mütter, viele Meter überm Sentimentalen. Sie macht kein Wesens aus dem Zeitvertreib, den pathetischere Jahrhunderte Liebe nannten (und mein alter Freund Gustav Schönaich: Nervenscherze). Machen wir Männer auch keins! ruft der Dichter. Er ist milde, spöttisch, überlegen. Er toleriert, was er nicht ändern kann. Der Schwächere gibt nach.

Sein kleines Spiel hat Witz und Witze. Es ist sehr leicht, Schaum aus des Theaters vollem Glase, der dramatische Nährwert also gering. Zum Beschluß seiner Komödie zieht Klabund einen verbindenden Schnörkel um sie und das Leben. Ein Blumensteg aus Worten, gewissermaßen, hebt die Trennung zwischen Bühne und Parkett auf. Oben gehupft wie unten gesprungen. Wenn ich nicht irre, ist das schon einmal oder tausendmal dagewesen.

Herr Aslan bewährt sich, im Wiener Akademietheater, als Lustspieler in Moll; sein Humor ist weich gefüttert. Herr Treßler nimmt die Sache gradaus so ulkig wie sie gemeint ist.

Carola Neher, Ursache und Wirkung des Abends, bezaubert durch ihr Temperament, ihre Grazie in allen Lagen und Lebenslagen. Das Voraussetzungslose, Unbedingte der Figur trifft sie mühelos. Es scheint, sie hat es. Miene, Gebärde, Tonfall spiegeln die Freiheit, in der solche Jugend erwuchs. Vielleicht ist Fräulein Y großer Gefühle, Gefühle von ewiger Dauer, nicht fähig. Aber wie lang dauert denn schon die Ewigkeit? Ein paar Jahre, wenn's hoch geht. Frau Neher tanzen zu sehen, ist ein Vergnügen. Auf weichem Lager, zwischen Kissen von überzeugend symbolischer Form, turnt sie behende und possierlich. (Der Dialog ist Springschnur: anmutigflink über ihn weg und unter ihm durch.) Mit der Liebe spielt sie furchtlos wie das Kind mit dem bösen Hund: siehe, er tut ihm nichts! Sie ist leichter als das Leben: es trägt sie.

Blaue Bluse von Harry Kahn

Mag sein, wahrscheinlich sogar, daß dieses angeblich nur von authentischen Arbeitern ins Leben gerufene und am Leben erhaltene Kabarett in seiner sowjetrussischen Heimat ein groß und dankbar Publikum hat. Ridendo discimus. Ideen, oder was man dafür hielt, mittels Gassenhauern und Operettenschlagern an den Mann von der Straße zu bringen, das ist immer die Taktik der Heilsarmee gewesen. Blaue Bluse — schon dieser Name ist unverkennbar in Anlehnung an den Blauen Vogel entstanden. Und zu seiner Ablehnung. Aber ohne Bedenken bedient man sich seiner künstlerischen Mittel. Kaum daß man sie durch ein lächelndes „Seht, so war es früher" ironisiert. Kostüm und Geste verspotten die Zeit der sentimentalen Ernte- und Liebesgesänge; das Lied an sich wird höchst ernst genommen und von einem netten Sopran geträllert und getrillert, daß jedem Burschen das Herz im Leibe lachen muß, sofern er es an Neckar oder Wolga noch nicht verloren hat. Deswegen brauchte kein Conférencier vom Kurfürstendamm herzukommen und sich dadurch einen billigen Sonderapplaus zu verschaffen, daß er die schmutzige Wäsche der deutschen Republik sozusagen bei den Fäden herbeizog. Denn was verschlägt es wohl einem in der Wolle gefärbten Anhänger der Roten Fahne, ob die deutsche Flagge Schwarz-Weiß-Rot oder Schwarz-Rot-Gold, ob Herr von Keudell oder Herr Külz deutscher Verfassungsminister ist? Das ist doch für Moskau das gleiche Potpourri und wird von den Blauen Blusen selbst gewiß in den selben „faulen Topf" geworfen, als den sich ihnen unser ganzes westliches Politik- und Kultur-Getue darstellt. Gegen all das treiben sie ja Propaganda, gegen alles, was sie, nicht nur bei sich, sondern auch bei uns, für überlebt, vergangen, bürgerlich halten. Daß sie es mit den Mitteln der verachteten und verlächerten Bourgeoisie tun, das nimmt ihnen niemand übel. Aber diese Bourgeoisie macht sich lächerlich und verächtlich, wenn sie sich von ihren typischen Vertretern einreden läßt, hier handle es sich um „neue Kunst". Ehrliche Kommunisten muß es anwidern, wenn die Propaganda für Dinge, die ihnen so wichtig und heilig sind wie dem Katholiken sein Gottesdienst, zum nächtlichen Nervenkitzel eines nichts als ethnographisch interessierten Publikums mißbraucht werden; und der redliche Kunstbeschauer muß sagen: mir wächst dieses ganze Blaue-Vogelfutter zum Hals heraus; ich kann dieses Gezwitscher nicht mehr vertragen, mag das, was da gezwitschert wird, auch beitragen zum Aufbau einer neuen, einer bessern Welt. Vorläufig ist da — für uns — sehr, sehr wenig von neuer besserer Welt zu spüren, aber sehr, sehr viel von alter langer Weile.

Trench-Coat von Manfred Georg

In der Mode liegt die Wahrheit. In der festen Hemdmanschette, im kniefreien Rock, im seidnen Schlüpfer. Die Auswahl ist willkürlich. Sie zeugt für Hygiene durch raschern Hemdwechsel als früher, für durch Turn-Sport gepflegtere Beine, für Verfeinerung populärer Intimitäten. Unter einem grünen Hut mit Rasierpinsel wird immer eine chauvinistische Bowke-Visage sitzen, die seine Geschmacklosigkeit legitimiert. Und der Instinkt der Schneider ist ein gefährlicher Konjunktur-Instinkt.

Neun Jahre nach einem Friedensschluß, in dem Verlogenheit Triumphe feierte, sitzen auf allen europäischen Ministersesseln schamlos die Figuren aus dem Vorkriegspanoptikum. Spionierende Militär-Attachés, Angriffsverträge unter dem Signum der Neutralität, Paraden, Brandreden, kurz die in Treue-fest-Mentalität der Kriegslüsternheit läßt alle Schakale der Wirtschaft bereits wieder die blutriechenden Nasenflügel weiten.

Es wird noch eine Weile dauern. Zweifellos. Die Abstumpfung der Massen, die Korruption ihrer Führer, die Wehrlosmachung der kulturellen und geistigen Oppositionen ist noch nicht beendet. Aber dann — Vive La France — right or Wrong my Country — Jetzt wollen wie sie dreschen — Evivva Il Duce —

Um auf die Schneider zurückzukommen: sie gebaren in ihren ahnenden Gehirnen als Muster der Eleganz zum kommenden Weihnachtsfest den Trench-Coat. Die alliierten Offiziere trugen ihn im Schützengraben. Es war ein wasserdichter, mit hochsitzendem Gurt versehener Mantel, der den Beinen für Laufen und Klettern Bewegungsfreiheit ließ und weit genug war, um bequem über dem Dolchmesser, den Handgranaten, der Revolvertasche zu sitzen. An sich hatte er ziviles Gepräge, nur oben zwei Achselklappen. Seit einiger Zeit steht er in allen eleganten Läden für Herrenausstattung im Schaufenster. In Berlin, in Paris, in Rom usw. Der blutbesudelte Offiziersrock aus der letzten europäischen Schlachthausepoche wird zum Trotteurgewand, mit oder ohne seidenem Unterfutter, für die Gents der goldnen Jugend. Der stramm gezogene Gürtel gibt der Taille Schwung. Das Auge kann vorläufig nur schneidig blitzen. Die Fresse aber, die einstweilen sich begnügen muß, Kellner mit müden Beinen wegen zu langsamer Bedienung anzuschnauzen, wird übermorgen wieder Familienväter anbrüllen: „Stramm jestanden, Lausekerl!"

In den Hotelhallen der mondänen Welt gehen die Trench-Coats aller Länder, jetzt noch sich freundlich grüßend, vorüber. Man kann sie nicht voneinander unterscheiden. Die Achselklappen sind noch nicht numeriert. Als teure Schneiderware sind sie der vornehmen Welt reserviert. Einst stanken sie nach Leichen, jetzt leicht nach einer Mischung von Benzin

und Spanisch-Leder, von der man sich erotisch viel versprechen soll. Rivera, Mussolini, Hergt, Chamberlain, Woldemaras, Liaptscheff, Bratianu, Pilsudski, Poincaré — das lassen sich Nationen gefallen — wer kann es da den Herrn Konfektionären übelnehmen, wenn sie den Trench-Coat propagieren? Er wird nur dann seine Sendung nicht erfüllen, wenn man ihm die Achselklappen, wenn sie Nummern bekommen, herunterreißt.

Der Politiker Schacht von Morus

„Bin ein Spielmann wohlbekannt,
Gern gesehen im ganzen Land,
Zieh' ich in ein Städtchen ein
Jubelt alles, groß und klein."

Hjalmar Schacht, „Spielmannslied" aus dem Singspiel „Die zertanzten Schuhe".

Wer kümmert sich in andern Ländern um den Notenbankpräsidenten? Wer hat sich, sagen wir mal anno 1910, mit Havenstein beschäftigt? Ein paar Bankdirektoren, die Börse, die Handelsjournalisten, kurz die Professionals besprechen in ihrer dem übrigen Volk unverständlichen Geheimsprache die Finessen der Diskontpolitik, sinnieren darüber, weshalb sich der Geldmarkt versteift, London leicht und New York flüssig ist, und nur bei besondern Gelegenheiten strahlt die Magie des Fachjargons bis zu den niedern Ständen aus, die vom Geld soviel wissen, daß es zu knapp in die Lohntüte getan wird, und bis zu jenen freundlichen Primitiven, denen der Notenbankausweis Hekuba ist und die trotzdem Verdienen mit dem großen F schreiben.

Aber wenn man von Hjalmar Schacht spricht, so bekommen die Jobber und die Hungerrentner, die Unternehmer und die Arbeiter rote Köpfe. Um den Reichsbankpräsidenten streitet man so animiert wie um das deutsche Fahnentuch, und wenn ein Friedrichstraßenblatt, gleichviel ob es für Hitler, für Moskau oder für die Hypothekenaufwertung tätig ist, Geschäfte machen will, malt es den Namen Schacht über die halbe Seite. Unmöglich kann das Interesse an vergangenen Inflations- und Stabilisierungszeiten jemanden so lange schön und jung erhalten. Weder Dank noch Undank überdauert die vier Jahre, die seit der Ernennung Schachts zum Währungskommissar verflossen sind. Hätte der Doktor Schacht eigenhändig eine funkelnagelneue Währung erfunden und nicht nur ein von andern zusammengefügtes, gefährliches Übergangssystem klug und mit großer Energie durchgeführt: auch dann würde er außerhalb des Bankenviertels zusammen mit einem Dutzend andrer hoher Verwaltungsbeamter rangieren. Daß die Öffentlichkeit bei stabiler und vollkommen ungefährdeter Währung sich so ausgiebig Herrn Schacht widmet, hat andre und sehr plausible Gründe. Das Publikum fühlt, daß von dem Posten des Reichs-

bankpräsidenten heute die stärksten politischen Triebkräfte ausgehen, und daß der Leiter der Diskontpolitik zugleich einer der ehrgeizigsten Politiker Deutschlands ist.

Vielleicht hätte es einem Mann von dem Ehrgeiz Schachts genügt, unbeschränkter Herrscher einer Großbank zu sein. Eine kurze Zeit ist Schacht diesem Ziel sehr nahe gewesen: als er nämlich nach zehnjähriger Anlaufszeit bei der Dresdner Bank zum leitenden Direktor der Nationalbank für Deutschland berufen wurde. Aber diese Regierungsepoche dauerte nur solange, bis der junge Jacob Goldschmidt in die Nationalbank hereinkam und, entsprechend seinen überlegenen kaufmännischen Fähigkeiten, Schacht an die zweite Stelle drängte. Diese Prozedur war natürlich nicht ganz leicht. Es gab Auseinandersetzungen, für die selbst die bestgepolsterten Direktorialtüren nicht dicht genug waren, und der alte Witting, der repräsentative Direktor der Nationalbank, hatte alle Mühe, die beiden, Schacht und Goldschmidt, auseinander und nun erst wieder zusammen zu bringen.

Gegen Ende der Inflation war Schachts Stellung neben Goldschmidt kaum noch haltbar. Und wahrscheinlich waren es doch nur neunundneunzig Prozent Patriotismus und ein Prozent häuslicher Verdruß, die Schacht dazu veranlaßten, sein hohes Einkommen als Bankdirektor aufzugeben und, wie er selbst oft rühmend hervorgehoben hat, für ein paar hundert Mark im Monat das Amt eines Währungskommissars anzustreben und anzunehmen. (Ein Opfer, das durch das Zweihundertvierzigtausend-Mark-Einkommen des Reichsbankpräsidenten inzwischen, Gottseidank, wieder einigermaßen ausgeglichen worden ist.)

Als Währungskommissar hatte Schacht endlich die Stellung, die er sein Leben lang angestrebt hat: im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses zu stehen, von sich reden zu machen und selber zu reden, zu organisieren und kommandieren, alle Widersprüche mit dem Machtwort aus dem Wege zu räumen, daß man anders nicht die Stabilisierung der Währung durchführen könne. Wie Schacht das machte, wie hier eine ganz unbureaukratische, frische Kraft mit den alten Geheimräten und unentschlossenen Ministern fertig wurde, wie die Greise des Reichsbankdirektoriums, die eben noch gegen Schachts Wahl zum Reichsbankpräsidenten und für Helfferich optiert hatten, sofort kuschten, als Schacht dann doch, nach Havensteins Tod, ihr Präses geworden war: das war sehr ergötzlich zu sehen und in höchstem Maße bewunderungswert. Wir alle sind damals mit ihm gegangen und haben nichts von den Lobsprüchen zurückzunehmen, mit denen wir ihn in jener Zeit überhäuft haben.

Aber für Schacht war die Stabilisierung der Währung nicht nur eine sachliche, sondern auch eine persönliche Angelegenheit, und sein Ehrgeiz konnte sich nicht damit zufriedengeben, daß nach vollbrachter Tat und nachdem durch den Dawes-Plan eine neue unangreifbare Währung geschaffen war, die Wichtigkeit dieser Frage hinter andern zurücktrat. Wie die meisten

Diktatoren, sah auch der Währungsdiktator Schacht nicht ein, daß die große Zeit seiner Alleinherrschaft vorüber und die Bedeutung des Reichsbankpräsidenten von Rechts wegen wieder auf die eines hohen Verwaltungsbeamten zusammengeschrumpft war. So blieb ihm nichts übrig, als den Versuch zu machen, von seiner Amtsstellung aus seine Machtstellung künstlich auszubauen. Daraus entwickelte sich der groteske Zustand, daß Schacht auf der einen Seite zwar immer wieder erklärt, irgend eine Gefahr für die Währung existiere nicht, auf der andern Seite aber aus Rücksicht auf die Währung überall ein Vetorecht für sich beansprucht. Von der Währung aus versucht er die Herrschaft über die gesamte öffentliche Geldpolitik, aber auch über die Finanz- und Wirtschaftspolitik an sich zu reißen. Und, bei dem Format der Übrigen, ist ihm das in sehr weitem Umfang gelungen.

Die Stabilisierung einer Währung kann politisch gefärbt sein, wie es bei der auf die Landwirtschaft berechneten Rentenmark der Fall war, aber sie braucht nicht politisch zu sein, und Schacht hat sich in der ersten Zeit seiner Tätigkeit als Währungskommissar vom Technischen leiten lassen. Seitdem sich Schacht, ohne technischen Zwang, um seines Prestiges willen, in die Wirtschafts- und Finanzpolitik einmischt, muß er Politik treiben und treibt sie auch.

Schacht gehörte, nachdem er sich vor dem Kriege die für einen Bankdirektor notwendige Reserve auferlegt hatte, zu den Gründern der Demokratischen Partei. Ohne die Demokraten und vor allem ohne die demokratische Presse wäre er weder Währungskommissar noch Reichsbankpräsident geworden. Den Dank dafür stattete er im Sommer 1926 ab, als er sich in seinen privatkapitalistischen Grundsätzen dadurch verletzt sah, daß die Demokratische Partei ihren Anhängern die Entscheidung über die Fürstenabfindung freigegeben hatte. Der Reichsbankpräsident, der die Enteignung der Inflationsgeschädigten mit sehr ruhigem Gewissen öffentlich befürwortet und als Aufwertungsschuldner privatim aufs Ungenierteste daraus seine Konsequenzen gezogen hat, konnte es nicht mit seinem Gewissen vereinbaren, daß auf vollkommen legale Art der als Privateigentum deklarierte Besitz der Hohenzollern vom Staat kassiert werden sollte. Um von solcher Schandtat abzurücken, brüskierte der Gründer Schacht seine Partei und trat unmittelbar vor dem Volksentscheid aus.

Wie es bei politischen Renegaten zu gehen pflegt, rutschte nun Schacht immer mehr nach rechts ab. Außenpolitisch hat er längst schon die Deutsche Volkspartei überholt und würde in der Nähe Westarps eine sehr gute Figur machen. Da er seine Spezialaufgabe, Deutschland wieder mit Kolonien zu beglücken, zur Zeit leider nicht ausführen kann und Schacht, der Reparationsagent, entgegen dem Vorschlag des Reichsbankpräsidenten, für die Dawes-Gelder anscheinend noch bessere Verwendungen weiß als die Finanzierung deutscher Kolonialgesellschaften, hat Schacht sich aktuellern Fragen zugewandt. Was er sich im letzten Jahr gegenüber Frankreich geleistet hat, ist vor einiger Zeit hier aus seinem Buch über ,Die Stabilisierung

der Mark' nachgewiesen worden. Neuerdings stemmt er sich, zum Ärger seines frühern Geschäftsfreundes Stresemann, gegen den Abschluß eines deutsch-polnischen Handelsvertrages.

Diesen Spitzenleistungen auf außenpolitischem Gebiet entspricht aber auch Schachts innenpolitische Betätigung. In konsequenter Fortsetzung seiner Fürstenpolitik hat er in diesem Frühjahr in Frankfurt das treffliche Wort geprägt, daß der Sozialismus Kulturgüter zerstört, der Kapitalismus aber den Frieden sichert. Die Ablehnung aller gemeinwirtschaftlichen Bestrebungen ist auch die letzte Ursache für Schachts Anleihepolitik. Die Städte, die gewiß nicht allenthalben mustergültig wirtschaften, aber doch an vielen Orten den Beweis erbracht haben, daß Kollektivwirtschaft möglich ist und den Lebensstandard der Massen hebt, sind Schacht ein Dorn im Auge.

Das Schlimmste aber ist, daß die Oberbürgermeister sich nicht so zuvorkommend der Wirtschaftsdiktatur Schachts fügen, wie es das Reichskabinett tut. Diese Stadtverwalter, die in ihrem Bezirk ja selbst meistens unbeschränkte Diktatoren sind, haben bei den letzten Besprechungen im Reichsfinanzministerium Herrn Schacht soviel zu schaffen gemacht, daß er sich am zweiten Tage weigerte, zu den Verhandlungen zu erscheinen und erst vom Staatssekretär Popitz unter feierlichen Bitten eingeholt werden mußte. In dem heftigen Disput, der bei dieser Gelegenheit geführt wurde, hat Herr Schacht einige Kammern seines Herzens geöffnet, die er bisher sorgsam verschlossen gehalten hat, die aber zur bessern Kenntnis dieses Mannes unerläßlich sind. Als ein Bürgermeister seine Besorgnis darüber äußerte, daß die Anleihepolitik Schachts die Lage auf dem Arbeitsmarkt verschärfen und uns einem blutigen Winter entgegenführen müßte, entfuhr Doktor Schacht das wahrhaft wilhelminische Wort: „Blut wird fließen, früher oder später."

Daß Schacht seinen Kampf gegen die Kommunalanleihen aus rein geldtechnischen Gründen führt, wird er niemanden glauben machen können, solange andre Anleihen, die gewiß um nichts produktiver sind, ungestört passieren. Es ist gewiß kein Zufall, daß die bayrische Staatsanleihe glatt durchs Ziel ging, während die preußische Staatsanleihe nach Schachts Einspruch in Amerika angehalten wurde. Man hat nichts davon gehört, daß Schacht sich im vorigen Jahr gegen die Fünf-Millionen-Dollar-Anleihe der bayrischen Bistümer gewandt hat, oder die zwei Dutzend andrer Kirchenanleihen beanstandet hat. Und auch jetzt wieder werden, zur selben Zeit, wo die Stadt Berlin aus Angst vor Schacht sich drehen und winden muß, um sich für den nötigsten Wohnungsbau ausländisches Geld zu beschaffen, von dem Bistum Ermland und dem Bistum Osnabrück zu ungewöhnlich hohen Zinssätzen Auslandsanleihen aufgenommen. Oh, der Politiker Schacht weiß schon, an welchen Stellen in Deutschland man in Deutschland nicht ungestraft anstoßen darf.

Dadurch aber wird seine Diktatur über die Schwächern noch um einige Grade unerquicklicher. Hjalmar Schacht ist heute außen- und innenpolitisch eine Stütze des reaktionären Klassenkampfes. Deshalb muß er bekämpft werden.

Bemerkungen

Duell und Mensur im Strafgesetzentwurf

In seiner ausgezeichneten Abhandlung über den Strafgesetzskandal hat Kurt Hiller nicht vom 19. Abschnitt „Zweikampf" gesprochen. Aber der ist es wert, besprochen zu werden. In keinem Teil des skandalösen Machwerks tritt sein Klassencharakter so klar zutage, nirgends anderswo lassen seine Verfasser so deutlich erkennen, wie sehr es ihnen auf die Erhaltung der gottgewollten Abhängigkeiten ankommt, unverhüllt und maskenlos grinst das Gesicht der herrschenden Klasse. Wenn Vertreter der Arbeiterklasse, gleichgültig welcher Partei, diese Bestimmungen hinnähmen, statt daß sie lieber den „Gesamtertrag der Arbeit eines Vierteljahrhunderts" (Kahl!) durch parlamentarische Obstruktion und jede denkbare Sabotage bekämpften, — ich erspare mir die Folgerung. Aber betrachtet sie genau, diese neuen Paragraphen. Das ganze alte Kastendeutschland, es ersteht hier neu und herrlicher denn je, eine Ohrfeige mitten über das Gesicht der Verfassung, die da behauptet: „Alle Deutsche sind vor dem Gesetz gleich". Was wollt Ihr? Herr Joel, Staatssekretär im Reichsjustizministerium, von je und je, unter Marx, Bell und Hergt, ist andrer Meinung.

Ein halbes Jahrhundert hindurch dauerte der Zustand und dauert auch heute noch, daß der „ritterliche" Zweikampf, „nach vereinbarten oder hergebrachten Formen", sagte das Reichsgericht, zwar vom Strafrecht privilegiert, aber immerhin strafbar, tatsächlich nicht bestraft wurde. Es ist dies vielleicht der schamloseste Dauerrechtsbruch, den der deutsche Kastenstaat beging und begeht. Der Zweikampf aller üblichen Arten, auf Pistolen, Säbel, mit mehr oder weniger schützenden Binden und Bandagen, wie auf Schläger, wurde vom Reichsgericht unter die Definition des § 201 subsummiert. Es bedurfte des gewohnheitsmäßig und einverständlich begangenen Amtsverbrechens der Polizeibehörden und Staatsanwaltschaften, damit trotzdem das Unwesen der schlagenden Verbindungen zu der Blüte gedieh, die wir alle kennen. Das organisierte Komplott des „hohen Kösener S.C.", unter seine Mitglieder die besten Stellen der Diplomatie und der politischen Verwaltung aufzuteilen, konnte sich nur auf der Grundlage dieses Amtsverbrechertums erhalten.

Als das Richtertum zum Sturmtrupp im Klassenkampf geworden war, machte es einen Vorstoß zum Zweck der Legalisierung der sogenannten Mensuren, mehrere Gerichte niederer Instanz verlangten vom Reichsgericht eine Revision seines bisherigen Standpunkts. In einem Anfall von Rechtsgefühl versagte sich das Reichsgericht dieser Zumutung und bestätigte seine frühere Auffassung, daß Schläger an sich, trotz der Anwendung von Schutzmitteln gegen schwerere Verwundungen, „tödliche Waffen" seien. Herr Joel gibt die Antwort darauf: im § 270 des Entwurfs verlangt er Straffreiheit für Mensuren, nur der Zweikampf, „durch den ein Ehrenhandel ausgetragen" wird, soll in Zukunft von Strafe bedroht sein. In Baden hatte das Staatsministerium, in Halle ein sozialdemokratischer Regierungspräsident, schüchtern genug, den Versuch gemacht, die Abhaltung von Mensuren zu unterbinden. Der Sinn der „Reform" ist, daß der Bandenterror des S.C. gesetzlich geschützt werden soll.

Die Begründung des Entwurfs behauptet, der Zweikampf müsse privilegiert werden, weil er „seinem Wesen nach offensichtlich von der Körperverletzung und der Tötung verschieden" sei. Für eine schlechte Sache gibt es keine guten Gründe, und so ist dieses Argument denn eine Lüge. Wenn zwei oberbayerische

Bauernburschen mit den Messern auf einander losgehen, so unterscheidet sich dieser Vorgang „seinem Wesen nach" nicht von einem Säbelduell. Der Naive wird die Schlußfolgerung ziehen, daß also Zweikampf im Sinne des Entwurfs immer dann vorliege, wenn zwei Gegner darin einverstanden sind, daß sie einen Kampf unter sich ausfechten wollen, daß also auch die Bauernburschen nach dem mildern Gesetz zu bestrafen sein würden. Falsch geraten! Herr Joel hat im § 273 vorgesorgt: „Wer bei einem Zweikampf den Gegner durch vorsätzliche Übertretung der vereinbarten oder hergebrachten Kampfregeln tötet oder körperlich verletzt...", der, ja der verfällt der Schwere des Gesetzes, wo es zur misera plebs über Tötung und Körperverletzung spricht. Der Fechtcomment des S.C. ist stillschweigend zum integrierenden Bestandteil des Strafgesetzes erhoben, die „hergebrachten Regeln" sind es, die legaliter das blutige Vergnügen der herrschenden Schicht aus den Roheitsdelikten der Gesamtbevölkerung herausheben.

Noch ein Argument, das von der „rein sportlichen Betätigung in Form der Schlägermensur". Daß ihr Fechten etwa ein Sport sei — welche Blasphemie! —, haben die Corps stets bestritten, und zwar mit Recht. Denn einer so einseitigen, unnützen körperlichen Betätigung kann dieser Name nicht zuerkannt werden; wo der sportliche Wert fehlt, trifft auch die Bezeichnung als Sport nicht zu. Das studentische Schläger- wie Säbelfechten ist völlig entartet, in Formen und Formeln erstarrt, Gelenkigkeit, Auge, Beinarbeit, Geist, Überlegung, das alles kommt nicht zur Anwendung. Ja, da die Möglichkeit des Ausweichens gegenüber dem Schlag völlig ausgeschlossen ist, so ist auch das Moment des Risikos ausgeschaltet, und es liegt keine Mutprobe vor. Es ist nichts anderes, als Prügeln und Prügelaushalten, eine Probe nicht einmal auf die Nerven, sondern auf die Stumpfheit. Und daher, man muß es gestehen, eine wunderbare Ergänzung der Erziehung durch Biertrinken, eine herrliche Ausbildung zu dem Typus Mensch, der uns regiert. Daß Korpsstudenten keine Sportmänner sind, dessen bedarf es keiner Ausführung, sondern nur eines Blicks: Kerle mit kurzem Atem, mit Bäuchen und Brüsten, verfetteten Hälsen, geschwollenen Backen. Auch hier die Lüge. Legts zum Übrigen.

Daß statt Festung jetzt Gefängnis angedroht ist, bedeutet nichts. Denn die „achtenswerten Beweggründe", die für „Einschließung" verlangt werden, sind Mitgliedern des S.C. von vornherein sicher. (Dafür werden sie Antimilitaristen, das hat das Reichsgericht schon jetzt festgelegt, regelmäßig versagt werden.)

Das Gesicht der herrschenden Klasse in Deutschland bedarf, wir wissen es, um sich von dem „feindlicher" Länder genügend abzuheben, des Schmucks der Schmisse. Herr Joel sorgt für ihre Erhaltung. Zur Verewigung spezifischer (und spezifisch roher, barbarischer, widerlicher) Klassenunterscheidung bedürfen wir des Begriffs der Satisfaktionsfähigkeit. Herr Joel legt sie gesetzlich fest. Die Begründung des ganzen Abschnitts ist nichts andres als eine fortgesetzte, flagrante Rechtsverdrehung. Man darf begierig sein, wie der juristische Würdegreis, der „das Vertrauen aller Parteien des Hauses" genießt, sie verteidigen wird. Und wie die Arbeitervertreter die freche Herausforderung hinnehmen werden.

James Gromann

Wie die Amnestie aussieht

Zeitungsnotiz: Entgegen anderslautenden Meldungen werden, wie wir zuverlässig erfahren, die Namen der 75 Personen, die vom Reichspräsidenten begnadigt worden sind, amtlicherseits nicht veröffentlicht. Die zuständigen Stellen sind der Ansicht, daß den

Verurteilten durch eine Namensveröffentlichung geschadet werden kann.

Soweit die Begnadigten in Strafhaft waren, sind sie bis auf sechs, denen nur Teilstrafen erlassen sind, sämtlich im Laufe des Montags aus den Strafanstalten entlassen worden. Soweit sich die politische Richtung der Begnadigten feststellen läßt, gehören ein Zehntel den Rechtsparteien, neun Zehntel den Linksparteien an, und zwar vorwiegend der KPD. Die meisten Kommunisten waren wegen der Märzunruhen aus dem Jahre 1923 verurteilt worden.

Die Begnadigten, bei denen nur Teilstrafen erlassen sind, stammen vorwiegend aus den Buchhändlerprozessen. Von den wegen Landesverrats Verurteilten sind nur wenige Personen begnadigt worden.

B.Z. am Mittag

Seit wann sind „zuständige Stellen" so rücksichtsvoll und nennen keine Namen? Das ist ein Novum. Und stimmt sehr bedenklich.

Ein Zehntel Rechtspartei, neun Zehntel Linkspartei? Dann hätte man erst recht veröffentlichen sollen. Warum sich des Guten schämen, das man tut?

Aber die Quantität der Begnadigungen stimmt nicht so recht mit der Qualität überein. Und das galt es rücksichtsvoll zu verschleiern. Man vergleiche:

In der Festung Gollnow in Pommern wurden auf Grund der Hindenburg-Amnestie entlassen:

1. der Kommunist August Maurischat, bekannt aus dem Rote-Hilfe-Prozeß. Strafende 13. Dezember 1927. Mithin erlassen 2½ Monate;
2. der Kommunist Georg Schwarz. Strafende 3. November 1927. Mithin erlassen 1 Monat;
3. der Kommunist Christoph Wünnenberg. Strafende 26. Dezember 1927. Mithin erlassen 3 Monate;
4. der Kommunist Hermann Lindner, bekannt aus dem Buchdruckerprozeß. Strafende 15. März 1928. Mithin erlassen 5½ Monate.

Gekürzt wurde ferner die Strafzeit:

5. dem Kommunisten Herzer 4 Monate;
6. dem Kommunisten Otto Johann, dem berühmten Radfahrer aus dem Buchdruckerprozeß, 5 Monate;
7. dem Kommunisten Domning aus dem Verlagsbuchhändlerprozeß 5 Monate;
8. dem Kommunisten Reimann, der seine Strafe noch nicht angetreten hat, wurde ein Teil, nämlich 5 Monate, erlassen.

Des fernern wurde aus der Festung Gollnow entlassen der rechtsradikale Major Buchrucker. Buchrucker hatte zehn Jahre Zuchthaus bekommen. Zwei davon wurden ihm durch die Amnestie 1925 erlassen, vier hat er abgebüßt, vier Jahre wurden ihm jetzt erneut durch die Hindenburg-Amnestie erlassen.

Die Quantitätsangaben der „zuständigen Stellen" scheinen also zu stimmen? In Gollnow hat man tatsächlich acht Kommunisten und nur einen Rechtsstehenden begnadigt.

Aber:

Die acht Kommunisten bekamen zusammen 32 Monate Straferlaß, der eine Rechte allein 48 Monate.

So sieht Hindenburgs Amnestie aus.

Mario Mohr

Geheimdiplomatie

Ein deutscher Gesandter am Balkan, der keine Lorbeeren erntete, fiel durch um so größern Verbrauch an Schmucksachen gelinde auf. Unverschämt viel goldne Uhren, Brillantringe und Kravattennadeln forderte er an . . für geheime Zwecke und auf Staatskosten.

Als das deutsche Ansehen am Balkan dennoch nicht wuchs, be-

rief das Auswärtige Amt den Verschwender argwöhnisch zurück und ernannte postwendend einen andern.

Der neue pirschte, die Aktenmappe eingeklemmt, den diplomatischen Blick geölt, lebensfroh von dannen.

Nach einer Woche akkreditierte ihn der Balkanfürst. Und bei dem unvermeidlichen Festessen lernt der Gesandte die Herren Minister kennen und eine Galerie haarsträubend betreßter Offiziere.

Insbesondere nahte mit gestärkter Unschuld eine ordengeschwängerte Brust und umwedelte den Neuling.

Dies war der Minister fürs Äußere.

Selbiger legte dem Vertreter Deutschlands den Gruß der gesamten Regierung zu Füßen und schleifte Männer heran, die nach der Schwere ihrer messingbeschlagenen Brustkästen gewaltig hohe Tiere waren.

Sie pflanzten sich auf ihr erhabenes Hinterteil und wichen dem Gast nicht von der Pelle. Großzügig ließ er das Rituell über sich ergehen.

Zu vorgerückter Stunde zog er die Uhr, eine mit Brillantsplitter bestückte doppelkapslige. Welch unerhörter Spaß ... die Uhr war futsch.

Wo, man sage, wo war sie geblieben?

Da der Gesandte das Vorhandensein höherer Mächte leugnete, ließ er den Ministerpräsidenten kommen und sprach mit verfinsterter Miene:

„Herr Ministerpräsident! Mein Vorgänger scheint beklagenswert triftige Gründe für seinen Konsum an Uhren gehabt zu haben!"

Er wies auf die goldene Kette, an der keine Spur von einer Uhr zu erblicken war.

„Bitte," befahl er, „benachrichtigen Sie die Polizei!"

Der Ministerpräsident klimperte mit der Pracht des Behanges.

„Ausgeschlossen! Unter Männern von Format befindet sich kein Dieb!"

„Alarmieren Sie die Polizei," befahl der Gesandte drohend.

Der schrecklich Würdevolle zog den Bauch ein und verkrümelte sich.

Auffallend rasch kam er angewetzt.

„Hier ist sie," sagte er stolz, und überstürzt fügte er hinzu: „Mein Kollege, der Finanzminister, hatte sie!"

„Sooo," zischte der Deutsche mit Eiseskälte. „Der Finanzminister!? Und was hat er gesagt, als Sie sie zurückverlangten?"

„Pssst!" bat der Ministerpräsident. Seine Augen irrten finster unter gerunzelten Brauen. „Er hat es noch gar nicht gemerkt!"

Bruno Manuel

Ich kann Musik nicht leiden

In Tönen kann man sagen,
Was Berge nicht erragen.

Daß der Präsident und Repräsentant des Volkes der Dichter und Denker seit geraumer Kadettenzeit kein außermilitärisches Buch mehr gelesen hat, weiß man. Weniger bekannt ist seine Abneigung gegen die Musik. So mag denn an seinem Geburtstage auf eine Äußerung hingewiesen werden, die er an seinem Vereidigungstage tat. Die Zeitungen berichteten damals:

Mit dem Reichstagspräsidenten Löbe hatte Hindenburg eine ausführliche Unterhaltung (ausführliche Unterhaltung: damals noch gesperrt gedruckt, mit Löbe). Als der Herr Reichspräsident vernahm, daß die reaktionären Verbände sich über das ihnen wie andern auferlegte Musikverbot bei ihm persönlich beschweren wollten, bemerkte er:

„Damit werden sie bei mir kein Glück haben, ich kann Musik nicht leiden."

Man täte Hindenburg zweifellos Unrecht, wollte man dies Wort etwa so auslegen, als sei ihm nur die Musik der vaterländischen Verbände unerträglich, keineswegs aber Bach, Mozart oder Strawinsky. Wenn ihm nur die Wahl zwischen diesen beiden musischen Parteien übrig bliebe,

wenn er sich zwischen dem Komponisten der Johannes- und Matthäus-Passionen und denen der Erich- und Adolf-Aktionen zu entscheiden hätte, wenn er sich seine Geburtstagsklänge selbst wünschen dürfte: — aber es bleibt ihm stets und ewig noch der Ausweg, das Deutschlandlied anstimmen zu lassen, welches von Meister Haydn stammt.

Denn bei uns ist es möglich, daß ein jeder, vom jungen Mädchen bis zum kriegerischesten Wüterich einschließlich, seine Gefühle nach einer Melodie des sanftesten aller Musiker entladet.

Hindenburg kann Haydn sonst nicht leiden. Es ist überhaupt kein Zufall, daß sich die Unmusikalischen aller Länder höchstens auf die Nationalhymnen verstehen.

Awo

England singt

Der Daily Expreß ist eine londoner Zeitung, die mit keiner deutschen verglichen werden könnte. Ohne große politische Bedeutung hat der Daily Expreß seine Auflagenziffer in den letzten Monaten verdoppeln können und nur dadurch, daß er es verstanden hat, an jedem Tage für den politisch immer und in jedem Lande uninteressierten Durchschnittsleser interessant zu bleiben. Seine Sprache ist einfach, seine Parolen dem letzten Autochauffeur verständlich. Er hetzt gegen niemand, und sein Hauptbestreben ist, den Lesern zu zeigen, wie interessant die Welt an jedem Tage sein kann. Man wird meinen, daß das nicht grade die Hauptaufgabe einer Tageszeitung sein kann, aber für die Leser ist es die Hauptsache, und die „ernsthaften" Zeitungen täten gut, dem Daily Expreß seine Technik abzulauschen. Jeden Tag denkt sich der Redaktionsstab eine neue Tagesparole aus. Einmal wird für die Offenhaltung der Börse am Sonnabend gekämpft, ein andres Mal für die Veränderung der Public Schools. Dann wieder arrangiert man eine Blumenausstellung mit Preisen für Amateurzüchter. Diese Preise bestehen in den traditionellen silbernen „Bowls", mit denen kein Mensch etwas anfangen kann, aber es ist doch sehr schön. Der Daily Expreß wird nie einen großen Rätselwettbewerb einleiten, denn er weiß, daß sich dafür der englische Durchschnittsleser nicht interessiert, aber dafür arrangiert er einen Wettbewerb für die hübscheste Landschaftsphotographie. Er könnte, da seine Redaktion das Ohr ständig an der Masse hat, wirklich kulturfördernd wirken, er würde nie an seiner Leserschaft vorbeireden. Aber das ist natürlich selten.

Ein Mal hat er es aber getan. Das war im vorigen Jahr, als der Daily Expreß die Community Singing Bewegung ins Leben rief. Es war ein hübsch aufgemachter Artikel erschienen, in dem beklagt wurde, daß die alten schönen englischen Lieder so sehr in Vergessenheit gerieten, und daß man dagegen etwas unternehmen müsse. Was hätte man bei uns dagegen unternommen? Es wäre zunächst eine Kommission zur Wiederbelebung des alten Volksanges zusammengetreten, Bayern hätte eine Spezialsektion zugebilligt bekommen, man hätte lange Abhandlungen zur Definition des Begriffes veröffentlicht, durch die die Kommission in verschiedene Richtungen zerfallen wäre, es wären Sonderkommissionen zur Überbrückung der Gegensätze berufen worden, ein Reichsvolksangeswart wäre den lokalen Kommissionen übergeordnet worden, Haufen von Papier bedruckt worden und wir hätten das gehabt, was wir so gern haben: eine leerlaufende Maschine. In England, dem Land, wo in der überfülltesten Bahn niemand dem andern auf die Füße tritt, geht so etwas einfacher. Man bestellte einen frischen, begabten Konzertsänger namens John Goss als Einpauker, und der verabredete sich mit den Lesern des Daily Expreß, sich am 20. November vorigen Jahres in der größten Konzerthalle Londons zu treffen. Die Albert Hall war lange vor der

festgesetzten Zeit von Zehntausenden überfüllt. John Goss trat auf die Bühne und begann ohne lange Vorreden zu singen. Nach ein paar Augenblicken von Schüchternheit setzten erst wenige, dann viele ein, und am Schluß sangen die Zehntausend voller Begeisterung zusammen den „John Peel". Das ist ein altes Jägerlied und sein Refrain heißt: Denn John Peels Hallo würde einen Toten aufwecken. Bei der dritten Strophe waren wirklich alle Toten wach. London war begeistert. Überall begann man die alten Lieder aus der Erinnerung hervorzukramen. Die Soldaten brachten ihr Tipperarylied und das Lied, wo gesagt wird, daß das Lächeln der Stil des Soldaten sei, die Irländer sangen, daß sie auch, wenn sie über den Missouri kreuzten, den Shenandoah nicht vergessen könnten; die Seeleute fragten, was man mit dem drunken sailor tun müsse und rieten, ihn unter die Pumpe zu halten, till he's sober, und man suchte sich die harmlosesten Verse des Billy Boy, der da gefragt wird, was er so mit seiner charming Nancy Grey mache, hervor. In jedem Kino, vor jedem Fußballmatch, bei dem Ausflug des kleinsten Vereins wurden nun die Community songs eingeübt. Und auch der Gewerkschaftskongreß schloß mit der gemeinsamen Absingung des alten Weihnachtsliedes, dessen Bedeutung man kaum mehr kennt: Auld lang syne. Die Bewegung setzte sich von einer Stadt zur andern fort, heute nach zehn Monaten ist die Bewegung in ganz England so allgemein, daß man sich das öffentliche Leben ohne dieses gemeinsame Singen gar nicht mehr vorstellen kann. Dieser Tage wurde im Daily Expreß eine neue Veranstaltung unter der Führung von John Goss angekündigt. Heute aber gibt es schon so viele Sänger der alten Lieder, daß dies Mal nur Gesangvereine aufgefordert sind, und auch unter ihnen soll eine Auswahl getroffen werden.

Das Ganze wirkt für jemanden, der mit deutschen Erfahrungen über Volks- und Heimatkultur nach England kommt, etwas lesebuchartig. Es erscheint uns kaum möglich, daß es wirklich Massen mit dieser Zufriedenheit und dieser Unbeschwertheit geben soll. Aber es gibt sie. An der unbezwinglichen Natürlichkeit und Selbstverständlichkeit, mit der sich hier erwachsene Geschäftsleute, Clerks, Arbeiter, Stenotypistinnen in einem Kino Lieder einstudieren lassen, scheitert alle sozialistische Theorie. Während des großen Streiks spielten die beschäftigungslosen Arbeiter mit den zu ihrer Unterdrückung entsandten Polizeimannschaften Fußball. Heute singen sie zusammen alte Kinderlieder. Und es fehlt durchaus jenes peinliche Gefühl, das man bei uns bei jedem Volksfest hat, wo sich die Herren unter das einfache Volk mischen. Das erkläre, wer Lust dazu hat, mit Puritanismus oder Goldreichtum. Hier hat niemand, auch der Fremde nicht, eine theoretische Erklärung nötig. Im Februar dieses Jahres tat man das, was bei uns vor jedem Singen getan worden wäre: Der Daily Expreß gab ein Liederbuch heraus. Dieses Buch enthält 192 englische Lieder mit Klavierbegleitung, und wer etwas von England wissen will, der kaufe es sich. (Es kostet 2,50 Mark und ist vom Daily Expreß, 23 St. Bride Street, zu beziehen.) Hier stehen die traurigen Negerlieder, die in ihrem platten Englisch aussehn wie aus Onkel Toms Hütte entnommen, neben den Piraten- und Saufliedern, die Jack London so oft zitiert. Auf ein Lied, das noch Ben Jonson gedichtet hat, folgt ein amerikanischer Song Fosters; das Lied der Wolgaschlepper steht hinter dem Lied der englischen Schiffer, die das Spill aufholen. Es gibt traurige Lieder wie das Lied von den Drei Fischern, die went sailing out into the west, as the sun went down; each thought on the woman who loved him the best, and the children stood wathing out of the town. For men must work and women must weep...

Wer diese Lieder auch gesungen hören will, der höre sich die herrlichen John-Goss-Platten von His Masters Voice an. Wenn er sie zum dritten Mal hört, singt er selber mit:

Way haul away, we'll hang and haul together,
Way haul away, we'll haul for better weather.
We'll haul away, Joe.

Wolf Zucker

Hoppla! sie leben!

Alle Schlagworte der letzten zehn Jahre, aller häßliche Klatsch, alles Gassengeschrei werden wieder laut. „Hoppla, wir leben!" höhnt Toller. Ja, sollten wir vielleicht nicht leben? Nicht versuchen, wieder heraufzukommen? Nicht essen, nicht trinken, nicht arbeiten, nicht handeln, nicht auch einmal froh sein, nicht auch einmal lachen? Sollten wir uns vielleicht zu den Toten des Krieges gesellen?

Das Blatt für die Idioten der Reichshauptstadt

Katholisches Feuilleton

Aus dem „Hessischen Kurier", Cassel, vom 3. Oktober.

Berlin — Kurfürstendamm. Marmortische — Farbige Polster — Gedämpftes Licht — Schaukelnde schmeichelhafte Musik —

Treffpunkt der Tänzerinnen, Schauspieler, Filmgirls, Sensationspoeten und Sportler.

An einem Tische, allein, wie ein verirrtes Veilchen, sitzt ein hübsches Mädchen, wohl achtzehn. Es liest in einem Blatte. Vollweiches Blondhaar krönt ein edles Gesicht.

Musik schmeichelt. Das Mädchen nippt an der Kaffeetasse und liest weiter.

Ein junger Mensch, Poet oder Schauspieler, nähert sich elegant, schick wie ein Geck.

„Wenn Sie gestatten, mein Fräulein?"

Er spielt mit Brillanten an seiner rechten Hand, um seinen Wert zu beweisen.

„Danke, ich tanze nicht". Sie liest weiter.

Der Geck bleibt, lächelt ein wenig fade:

„Hier und nicht tanzen!"

„Ich warte nur auf meinen Zug. Es ist doch gleich, wo ich warte."

Zwei blaue Augen, wie die reinen Tiefen des Bergsees, reden die Wahrheit.

Der Geck wird verlegen. Solche Augen sah er noch nie. Urtiefe Wahrheit. —

„Vom Lande, mein Fräulein?"

„Nein, aus der Stadt, aber Sie können jetzt gehen, wenn Sie nicht lästig sein wollen." Und ein schöner Mund lächelt in kindlicher Einfalt über die Maskerade des Gecken.

„Nun? Hören Sie schlecht?"

Er hört schon, aber seine Füße sind im Augenblick wie gelähmt. Er will etwas sagen, aber sein Mund ist versiegelt. Seine Blicke haften an dem Blatte in der Hand des jungen Mädchens. Er liest den Titel: ‚Maria und Martha. Wochenschrift für katholische Jungfrauen.' —

Dann geht er, zahlt, nimmt den Hut und geht hinaus. Sein Gesicht fiebert ein wenig. Aus Kindestagen steigen Erinnerungen auf: Sehnsucht nach Reinheit.

„Mein Gott, gibt es noch solche Perlen?" Berlin — Kurfürstendamm? Maria und Martha.

Liebe Weltbühne!

Egon Friedell trifft in einer Gesellschaft einen alten, berühmten Professor.

„Sagen Sie, junger Freund, Sie sind doch, wenn ich nicht irre, Schauspieler bei Jarno im Josefstädtertheater? Wie kamen Sie eigentlich auf den Gedanken, sich mit einer Ihrem Beruf so abliegenden Aufgabe zu befassen und eine Kulturgeschichte zu schreiben? Haben Sie denn die Zeit gefunden, die zahlreichen Kulturgeschichten in den Bibliotheken und Archiven heranzuziehen?"

„Ja, da habe ich überall nachgeschaut, und weil ich keine gefunden habe, ist mir nichts andres übriggeblieben, als mir selber eine zu schreiben."

Antworten

Landgerichtsdirektor Dr. Marschner. Ihre Kammer, die sich ja auch sonst des besten Rufes erfreut, hat neulich unter 10 J. 372. 24/74 (132/25) die folgende Entscheidung erlassen: „Das Gericht steht auf dem Standpunkt, daß gegen die russischen Einwanderer, auch wenn sie wie J... deutscher Abstammung oder Staatsangehörigkeit sind, mit aller Schärfe vorgegangen werden muß, wenn sie hier nicht nutzbringender Tätigkeit nachgehen, sondern unter Mißbrauch der ihnen gewährten Gastfreundschaft durch lichtscheue Geschäfte in der Art, die man früher, ob mit Recht oder Unrecht, sei dahingestellt, als „russisch" bezeichnete, ihr Leben fristen und nach russischem Vorbilde die deutsche Beamtenschaft durch Bestechung zu Pflichtverletzungen verleiten." Gez. Dr. Marschner, Dr. Elsoffer, Dr. Frhr. von Wrangel. Dieser Ausflug ins Folkloristische ist gewiß recht interessant, aber es scheint uns eine solche Wertung nicht Aufgabe eines Gerichts zu sein. Jemandem seine Abstammung von vornherein als Makel anzurechnen, ist eine populäre Ungerechtigkeit, von der sich mindestens die Gerichte freihalten sollten. Sie, Herr Marschner, und die beiden Herren Ihrer Kammer würden sich mit Recht darüber beschweren, wenn man Sie in Frankreich etwa als Boches bezeichnen wollte ...

Alter Krieger. Die Schlacht von Tannenberg und ihr Geheimnis hat am besten der französische Schriftsteller Jean de Pierrefeu dargestellt. Sein kleines Buch ‚Plutarch hat gelogen' ist in Deutschland wenig bekannt geworden, obgleich es schon in guter Übertragung vor ein paar Jahren bei Ernst Rowohlt erschienen ist. Hier hat die Kunst der großen Weltkriegsstrategen von Joffre bis Ludendorff einen Nachrichter von glänzendem Witz gefunden.

Ernst Toller. Der Müller-Meiningen, den Sie in Ihrem Buch „Justizerlebnisse" so gut charakterisiert haben? Der ist nach wie vor da, wo er hingehört, und belehrt in den ‚Münchner Neuesten Nachrichten', einem Blatt, an dem kein Schriftsteller unsrer Gesinnung mitarbeiten sollte, das bayrische Volk über die Fürtrefflichkeit des neuen Strafgesetzentwurfes. Und niemand fährt in Bayern diesem Menschen über den Mund und erinnert ihn an eine politische Vergangenheit, die mit dem Jammer und dem Elend so vieler Unschuldiger so eng verknüpft ist! Aber da lese ich eben ein Inserat in einer andern münchner Zeitung: „Wo wird meine Tochter praktisch zur tüchtigen Hausfrau ausgebildet? In der Haushaltungsschule Altes Rathaus usw. Näheres Geschäftsführung, Rathaus, Zimmer 341, III Treppen. Der 1. Vorsitzende: Staatsminister a. D. Dr. Müller-Meiningen." Einst Justizgebieter, heute Chef einer Kochschule. Es gibt doch eine Gerechtigkeit.

Flugzeugpassagier. Gute Fahrt! Jetzt kennen Sie den Namen Ihres Flugzeugführers, wissen auch, wie das Flugzeug heißt, und nun wollen Sie auch noch wissen, wer an der Spitze der münchner Lufthansa steht. Ein Mörder. Der zu Unrecht begnadigte Herr Arco; wieviel offizielle Hände mag er schon geschüttelt haben. Blut ist dicker als Wasser und färbt nicht ab. Gute Fahrt!

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152 zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 11958.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank: Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Keudells Niederlage von Carl v. Ossietzky

Der Herr Reichsminister des Innern läßt durch gefällige Zungen verbreiten, die Ablehnung der durch Konzessionen an Preußen leicht veränderten Schulvorlage im Reichsrat sei von ihm gewünscht gewesen und mit Bewußtsein herbeigeführt worden, um dem Reichstag nunmehr unwiderruflich den ursprünglichen, den unverwässerten Text vorlegen zu können. So durchtrieben ist Herr v. Keudell.

Bis jetzt hat sich der Herr Minister allerdings noch nicht ein einziges Mal als glückhafter Schüler Machiavellis gezeigt. Sein parlamentarisches Auftreten war selbst für deutsche Verhältnisse erstaunlich hölzern, sein Reden und Schweigen über den Fall Treskow kompromittierend und ganz ohne die Keckheit seiner Standesgenossen. Was für ein Kerl war da der Januschauer! Nur innerhalb seines Ressorts, innerhalb eines intimen Kreises von Borussengesichtern ist Herr v. Keudell ein starker Mann. Dort rottet er rücksichtslos die bescheidenen Residuen republikanischer Kabinette aus; das Reichsministerium des Innern ist heute schon erfolgreich feudalisiert und eine Bastion der alten wilhelminischen Bureaukratie.

Aber überall, wo mehr erforderlich ist als die durchschnittliche professionelle Gerissenheit eines konservativen Landrats, erweist sich der Herr Minister als blutiger Dilettant. Herr v. Keudell, der ein guter Kammermusiker sein soll, gehört nicht zu denen, die die Klaviatur der öffentlichen Meinung beherrschen. Als Politiker lebt er in einem Aroma von Zweideutigkeit. Er spricht wenig, was er wohl für sehr klug hält — aber man glaubt ihm auch dies Wenige nicht. Dem Trockenen, dem Ungelenken nimmt man Unaufrichtigkeit doppelt übel. Selbst dieser Reichstag ohne artistische Ansprüche will mit etwas Charme betrogen werden.

Herr v. Keudell, der emeritierte Gouverneur der neumärkischen Kappkolonie, wäre wohl leidlich geeignet für ein Direktorium, das die Beantwortung von Fragen Standgerichten überläßt, aber die gegenwärtige blau-schwarze Koalition erfordert ganz andre Gaben. Aus widerstrebenden Elementen zusammengesetzt, darf sie nirgends anecken; ihre vornehmste Aufgabe ist, sich so harmlos wie möglich zu zeigen. Den Deutschnationalen ist es um die Herrschaft in Preußen zu tun, dem Zentrum um die Schule. Dazu häufen sich jetzt die Schwierigkeiten. Immer hörbarer knistert es im Gebälk. Jetzt rührt sich wegen finanzieller Unstimmigkeiten sogar die Bayrische Volkspartei, die sich doch so sehr um den Bürgerblock bemüht hat, und zum ersten Mal widerfährt auch einer Rechtsregierung das holde Erlebnis eines Konfliktes mit dem bayrischen Naturschutzpark. Alles ist wieder sehr unsicher geworden — auch weiß niemand recht, was Herr Stresemann vorhat und ob er nicht etwa den allgemeinen Wirrwarr benutzen wird, um sich und seinen gefährdeten außenpolitischen

Fundus bald an die rettenden Gestade einer mehr linksbetonten Koalition zu bringen.

Es gehört sehr viel Gutherzigkeit dazu, glauben zu wollen, Herr v. Keudell habe aus taktischem Raffinement im Reichsrat seine Avantgarden geopfert, um nachher im Reichstag desto wirksamer die Haupttruppen ins Treffen zu führen. Selbstverständlich ist die Schlappe der Schulgesetze im Reichsrat nicht durch einheitlich gerichtete Kräfte bewirkt worden. Die Motive waren bis zur Unübersichtlichkeit nuanciert, aber gemeinsam war doch die Abneigung. Es ist außer Frage, daß dem Zentrum das unverdünnte Weihwasser des Originaltextes am liebsten ist, aber die Wahrheit ist, daß an dieser Vorlage außer den Schwarzröcken auch niemand Spaß hat. Bei der Deutschen Volkspartei rumort es plötzlich wieder liberal und protestantisch, und selbst den Deutschnationalen ist wenig behaglich bei dem Gedanken, den Klerikalismus allzu mächtig werden zu lassen.

So ist alles wieder sehr ungewiß geworden, und die Rechtskoalition, die eben noch für die Ewigkeit gebaut schien, trägt sichtbarlich hippokratische Züge. Es ist möglich, daß die Geschicklichkeit der Zentrumsführer nochmals die Frist verlängert. Aber sehr wahrscheinlich ist es nicht. Wir stehen also vor schweren, innenpolitischen Kämpfen mit Parlamentsauflösung und Neuwahlen im Hintergrunde. Aber mag es um Westarp, Guérard und Stresemann schon reichlich verworren aussehen, auch um Hermann Müller und Wels ist das Terrain nicht einfacher. Es fehlt noch immer ein der veränderten Situation angemessenes Programm, und keine der dringendsten Fragen ist bis jetzt zur Diskussion gestellt. Früher war alles viel bequemer, früher konnte man mit großer Haltung sagen: Der Feind steht rechts!, ohne sich mit der Definition dessen aufzuhalten, was unter „rechts" zu verstehen sei. Man konnte Herrn Cuno stürzen, um sich gleich darauf mit Herrn Scholz und Herrn Geßler zu verbinden. Man konnte abwechselnd bald weimarer, bald große Koalition spielen. Die Sozialdemokratie sollte sich darüber klar werden, daß diese beiden Möglichkeiten nicht mehr bestehen. Mit Herrn Stresemanns schwarzweiß-roter und schwerindustrieller Partei ist eine Allianz ebenso undenkbar wie mit dem Zentrum, das seiner konfessionellen Geschäfte wegen diesen Bürgerblock arrangiert hat. Der Feind steht eben nicht mehr „rechts", sondern ist inzwischen ganz bedenklich in die Mitte gerückt und streift die Linke hart. Leider hören wir aus dem sozialistischen Lager nichts andres als Reichsbannerparolen, die zur republikanischen Einung auffordern, Parolen, die in andern Zeitläuften durchaus legitimiert waren, aber heute, bei gründlich veränderten Verhältnissen lange Makulatur geworden sind. Was die kommenden Wahlen auch bringen werden, es werden keine Kartellwahlen sein, keine Linksblockwahlen, keine Maiwahlen, keine Wahlen des fröhlichen Aufräumens, wo die Pointen von selber zufliegen. Die Sozialdemokratie wird ganz isoliert sein; wenn ihr die Demokraten auch in manchem sekundieren, deren Ziel ist doch immer eine große oder kleine Koalition, und das würde die

Partei von neuem ins Dickicht führen. Sie hat bisher sehr viel Glück gehabt; die Wähler tragen ihr nicht nach, was sie getan hat und daß sie den gegenwärtigen Zustand hat bereiten helfen; die hamburger Wahlen haben eben wieder die glänzend disziplinierte Geduld ihrer Arbeiterwähler gezeigt. Aber diese Geduld darf nicht immer wieder gefährlichen Belastungsproben ausgesetzt werden, und das wäre es, wenn die Partei etwa wieder mit Marx in eine Regierung ginge, um dem Zentrum die Gefälligkeiten zu erweisen, die es von Westarp nicht erreichen konnte.

Draußen im Lande hat die unerträglich gewordene soziale Spannung jetzt endlich wieder zu Auslösungen geführt. Die Arbeiterschaft bäumt sich wieder gegen die niederdrückende kapitalistische Omnipotenz. Es gibt wieder Massenbewegungen, wieder Streiks. Die stumpfe Ergebung in ein scheinbar unabwendbares wirtschaftliches Fatum ist zu Ende. Hier, nicht in republikanischer Einigung, nicht bei Fahnenweihen, liegt das Zukunftsland der Sozialdemokratie. Hier liegen alle Möglichkeiten künftiger Arbeiterpolitik.

Die Schlappe des Herr v. Keudell ist gewiß kein historisches Ereignis. Aber man hat doch das Gefühl, daß hier zum ersten Mal wieder ein Fenster aufgestoßen wurde. Es war der Rechten in letzter Zeit etwas zu viel gelungen; nun künden sich die Rückschläge an.

Aber die Hauptsache bleibt doch: wie steht es links? Habt ihr, verehrte Freunde, nichts Wertvolleres zu tun vor als die Wiederholung der alten Sünden, so ist es besser, ihr laßt den Keudell weiter machen.

Obregon und Calles von Alfons Goldschmidt

Alvaro Obrgon war Präsident der Republik Mexiko in den Jahren 1920/24. Mit ihm schloß das Jahrzehnt der mexikanischen Flatterrevolutionen. Nach dem Sturz des Porfirio Diaz, der über dreißig Jahre Diktator Mexikos gewesen war, folgte eine Erhebung der andern. Einmal hielt sich der Präsident nur 45 Minuten im Nationalpalast. Es gibt eine Riesensammlung von Papiergeld aus jener Zeit, in allen Farben, Emissionsgeld, Kontributionszettel, beschriebene Wische, ein fürchterliches Durcheinander, das die chaotischen Zustände kennzeichnet. Die Revolution hatte begonnen mit der Parole der „No Reeleccion" und geendet mit sozialen Postulaten der mexikanischen Arbeiter und Bauern, die Obregon zu verwirklichen suchte. Allerdings mit stärkerer Liebe für die Acker-Indios als für die braunen Industrie-Arbeiter. Er begann, mit Hilfe von Enteignungen der Großgrundbesitzer, Land an die Bauern zu verteilen und förderte die Bauernpartei und die wirtschaftliche Organisation der Landarbeiter und kleinen Rancheros. Die Gewerkschaften der Industriearbeiter und die mexikanische Arbeiter-Partei blieben zwar nicht im Hintergrund, beeinflußten aber die Politik Obregons nicht so entscheidend wie die agraristische Partei. Mit den Vereinigten Staaten gab es verhältnismäßig wenig Konflikte, ebenso blieb die Spannung zwischen Regierung und Kirche latent.

Gegen Ende des Jahres 1923 erhob sich de la Huerta, der Repräsentant des spanischen Großgrundbesitzes und aller Kapitalisten in Mexiko gegen Obregon. Der Präsident führte selbst die Truppen und besiegte die Reaktion in den großen Kämpfen um Ocotlán und San Marcos. Seit dieser Zeit gilt er in der mexikanischen Armee für einen der befähigsten Generäle. Huerta floh nach den Vereinigten Staaten, und die kapitalistische Gegenbewegung schien, von einigen kleinen Putschen abgesehen, für längere Zeit niedergeschlagen zu sein.

Dieser Bürgerkrieg war zugleich der Entscheidungskampf für die Präsidentschaftsfolge, das heißt für Plutarco Elias Calles. Zu Beginn der Wahlkampagne hatte die Bauernpartei große Hoffnungen auf Calles gesetzt. Sie glaubte an eine Fortsetzung der obregonistischen Ackerpolitik, sah sich aber bald enttäuscht. Calles stützte sich auf die Industrie-Gewerkschaften und die Arbeiter-Partei, deren Interessen von dem Gewerkschaftsführer und Handelsminister Morones vertreten wurden. Die Bauernbewegung wurde lahmgelegt, die agraristische Organisation aufgelöst und eine evolutionäre Entwicklung etwa im Sinne der U.S.A.-Gewerkschaften als notwendig und allein heilsam proklamiert. Calles suchte durch Vermehrung der Genossenschaften und durch Einführung eines Erziehungssystems nach europäischem Muster den Lebensstand der Bauern und Arbeiter zu heben. Seine Industriearbeiterpolitik führte zu scharfen Konflikten mit den Vereinigten Staaten, da er die Forderung der Arbeiter-Partei nach Nationalisierung der Bodenreichtümer Mexikos zu verwirklichen trachtete. Die Folge davon war vor allem ein heftiger Vorstoß der nordamerikanischen Petroleuminteressenten gegen die callistische Regierung. Calles berief sich dabei auf die Verfassung von 1917, die der Nation grundsätzlich das Eigentum an den Wirtschaftsreichtümern zuspricht, wie er sich auch bei seinem Streit mit der katholischen Kirche auf die Verfassung stützte. Kulturkampf und Abwehr nordamerikanischer Spezialansprüche kennzeichnen die callistische Regierung. Die Forderungen der armen Bauern wurden mehr und mehr vernachlässigt, so daß eine tiefe Unzufriedenheit unter den Indios entstand.

Auch die Sympathien der Agraristen für Obregon waren schwächer geworden, da man ihm eine persönliche Großgrundbesitzerpolitik vorwarf. Insbesondere wandte sich der Stamm der Yaquis im Norden Mexikos gegen ihn. Die Yaquis, deren Idiom Obregon spricht, waren seine besten Freunde gewesen. Sie lebten bis vor kurzem fast noch in Ackergemeinschaft und waren enttäuscht, als sie sahen, daß Obregon große Landflächen erwarb und mit erheblichem Nutzen bewirtschaftete.

Vor einiger Zeit brachte die callistische Regierung eine fundamentale Verfassungsänderung in der Kammer durch. Es wurde die Wiederwählbarkeit des Präsidenten beschlossen für den Fall, daß mindestens eine andre Präsidentschaft dazwischen gelegen hatte. Das war ein Gesetz, speziell für die Wiederwahl Obregons gemacht, und deutete auf einen Pakt der beiden Führer. Die Reaktion sprach nun von einer Doppeldiktatur, deren wahrer Charakter durch die Abwechslung der

Präsidenten vertuscht werden sollte. In Wirklichkeit liegt den Grundeigentümern, den Industriellen und Kaufleuten Mexikos an dieser Frage gar nichts. Sie würden auch für eine Dauereinzeldiktatur zu haben sein, wenn nur der Diktator Verteidiger ihrer Interessen wäre. Jedenfalls ist Obregon als aussichtsreichster Kandidat in den Wahlkampf eingetreten, und zwar mit einem Manifest, das die Fortsetzung der alten Bauernpolitik versprach. Dadurch hat die Bauernbewegung einen starken Impuls bekommen. Die Bauernorganisationen formieren sich von neuem. Die Industriearbeiter-Politik der callistischen Regierung ist damit zwar nicht abgetan, Obregon wendet sich aber wieder mehr der Grundkraft des Landes zu, die seit langem Hauptträgerin der sozialen Revolution in Mexiko ist. Ob er als Präsident in dem alten Tempo enteignen und Land verteilen wird, läßt sich jetzt natürlich noch nicht sagen. Das hängt auch hauptsächlich von der Haltung Washingtons ab, die ja bis heute entscheidend für die Politik Mexikos ist. Es ist aber keineswegs sicher, daß die Vereinigten Staaten Obregon nicht anerkennen oder eine obregonistische Regierung bekämpfen werden. Die Vereinigten Staaten sind viel mehr an der mexikanischen Industrie, insbesondere an der Petroleum-Industrie, als am mexikanischen Acker interessiert, vorausgesetzt, daß sich die Bauernbewegung nicht zur sozialen Revolution verschärft.

Die Gegner Obregons, die auch die Feinde der Regierung Calles sind, haben kürzlich versucht, durch einen bewaffneten Aufstand die Präsidentschaftswahlen für sich zu entscheiden. Spanischer Großgrundbesitz, Industrie, Handel und Kirche stehen zusammen. Der erste Vorstoß unter den Generälen Serrano und Gomez wurde vom Norden und von Vera Cruz aus unternommen mit dem Ziel, die Hauptstadt zu erobern, das heißt, die Regierung Calles und die Kandidatur Obregons im Zentrum Mexikos zu vernichten. Dabei rechneten Serrano und Gomez auf den Abfall großer Teile der Armee von der jetzigen Regierung. Diese Rechnung war, bisher wenigstens, falsch. Der Aufstand scheint niedergeschlagen zu sein.

Damit ist jedoch der Bürgerkrieg in Mexiko nicht beendet. Die Grundprobleme des Landes sind noch ungelöst. Die Macht der Kirche und des Kapitals ist noch immer sehr groß, ein Ausgleich der Bauern- und Industriearbeiterinteressen noch nicht gelungen. Der Druck von Washington wirkt weiter, in letzter Zeit hat er sich verschärft.

Mexiko ist Vormacht im Kampf der latein-amerikanischen Länder um ihre Unabhängigkeit von Washington. Seine soziale und außenpolitische Entwicklung ist daher von entscheidender Bedeutung für ganz Latein-Amerika. Die Schwierigkeiten seiner Politik sind ungeheuer. In dem jetzigen Bürgerkriege handelt es sich von neuem um die Freiheit der mexikanischen Arbeitskraft und um die Selbständigkeit der Nation. Man muß dem Lande wünschen, daß es auf diesem Wege in der nächsten Zeit wenigstens einen Schritt vorwärts kommt. Die Entscheidungskämpfe allerdings werden jetzt noch nicht ausgefochten. Sie werden zugleich Kämpfe ganz Latein-Amerikas um seine Freiheit sein.

Heye von einem alten Soldaten

Der General der Infanterie Wilhelm Heye, seit Seeckts gloriosem Sturz Chef der Heeresleitung und militärischer Berater des Reichswehrministers, wenn schon nicht auch gleicherzeit Oberbefehlshaber der Reichswehr, steht dicht an der Schwelle des sechzigsten Lebensjahres. Bei Ausbruch des Krieges noch Bataillonskommandeur, wird er wenig später als Generalstabschef zum Landwehrkorps Woyrsch geschickt, das die schlesische Grenze vor Russeneinfällen hüten soll, wird dann anno 17 in gleicher Eigenschaft nach Lothringen zur Heeresgruppe Herzog Albrecht versetzt und kommt nach Ludendorffs Niederbruch als Nachfolger Wetzells an die Spitze der Operationsabteilung der Heeresleitung Groener. Wie er am 8. November der denkwürdigen Kommandeurbesprechung in Spa präsidiert hat, ist ja bekannt geworden. Er hat den Truppenführern, die zunächst glaubten, den Marsch gegen die Heimat wagen zu dürfen, gesagt, und er hat es ihnen auch bewiesen, daß das Heer nicht unter seinem frühern Obersten Kriegsherrn marschieren würde, und die Monarchisten sollten ihm dafür eigentlich dankbar sein. Wäre in diesen dunklen Novembertagen das Frontheer marschiert, die Revolution wäre sicherlich sehr viel blutiger verlaufen — aber es wäre dafür überhaupt eine geworden. Dann allerdings hätte auch Herr Heye nicht, in noch so ferner Zukunft nicht, an die höchste Stelle der deutschen Wehrmacht berufen werden können.

Im April 1919 übernimmt Heye dann unter Seeckt die Stellung eines Chefs des Generalstabs des Armee-Oberkommando Nord in Königsberg, wird im Juni 1920 General und Chef des Truppenamts im Reichswehrministerium als Nachfolger seines Vorgesetzten Seeckt, der an die Spitze der Heeresleitung aufrückt. Wie Beide in ihre Positionen gelangten, das heißt: wie das Hindernis Lüttwitz weggeräumt wurde, und welche Rolle Heye dabei gespielt hat, darüber urteilt ein Wissender, der Oberst Max Bauer, in seiner Schrift „Der 13. März 1920" so:

> Lüttwitz entschloß sich aber, die Truppenkommandeure zu hören und sich über ihre Stellungnahme zu vergewissern. Dies war am 17. März vormittags. Plötzlich erschien ein Haufen Generale und Stabsoffiziere aus dem Reichswehrministerium, die Lüttwitz' Rücktritt verlangten. Einige von diesen Herren, wohlgemerkt preußische Offiziere, drangen in einer Form auf ihren Vorgesetzten ein, wie ich sie nie von Offizieren für möglich gehalten hätte. Besonders tat sich dabei Herr Oberst Heye hervor, derselbe Mann, der am 8. November 1918 sehr viel dazu beigetragen hatte, den Kaiser zur Flucht nach Holland zu veranlassen. Wir werden dies nie vergessen! Am Nachmittag um vier Uhr versammelten sich dann die Kommandeure der Reichswehr und der Sicherheitspolizei. Es wurde ihnen die Lage ausführlich geschildert. Von Anfang an war klar, daß die Saat des Verrates auch unter ihnen aufgegangen war... Jetzt hätte es nur noch ein Mittel gegeben. Aber Freiherr von Lüttwitz, aufs tiefste erschüttert, war dazu nicht mehr zu haben.

Immerhin hat der so tief erschütterte Freiherr von Lüttwitz dem jetzigen Chef der Heeresleitung doch gedroht, er werde ihn vom Platz weg arretieren lassen. Am 1. April 1922 wird Heye Generalleutnant; er erhält die Leitung des Heerespersonalamts, der nahezu wichtigsten Abteilung des Reichswehrministeriums, und am 1. November 1923, wenige Tage vor Hitlers Putsch, findet Seeckt keinen ihm ergebenern Mann, als er die Stelle des unsichern Generals von Dassel, als Oberbefehlshaber im Wehrkreiskommando Königsberg, der heftig mit München geliebäugelt hatte, neu besetzen will. Heye würde, das wußte Seeckt, der Drahtverschwörung der Loßberg, Tschischwitz und Lossow nicht erliegen.

Er hat sich dort allerdings der Art der ostpreußischen Junker schnell angepaßt. Herr von Gayl, der ungekrönte König in Preußen, hat ihn jedoch stets mit unvermindertem Mißtrauen betrachtet.

Am 8. Oktober 1926, nach Genehmigung von Seeckts Abschiedsgesuch, nach der Vernichtung der au fond aussichtsreichsten Kandidatur des Generals Reinhardt durch die Gruppe Schleicher, wird Heye nach Berlin berufen. Er übernimmt die schwere Aufgabe, Seeckts zerfallendes Erbe mit geminderten Vollmachten zu retten. Er kommt in ein Haus voll der übelsten Korruption, voll widerlichsten Geschreis der sich bekämpfenden Coterien, mitten in einen Streit voll Erbitterung, Haß und Neid, wo Jeder gegen Jeden mit jedem Mittel ficht.

Heye hat schlecht und recht da weiter arbeiten müssen, wo seinem größern Vorgänger die Zügel aus den Händen genommen waren. Kurze Wochen nur nach Beginn seiner neuen Amtsführung beginnt der große Sturm gegen die Reichswehr in Presse und Parlament. Die eigenartigen Methoden des Heeres bei seiner Rekrutierung werden bloßgelegt, die Denkschrift Mahrauns gelangt an die Öffentlichkeit, der Hauptausschuß der Volksvertretung entdeckt die verfälschte Rechnungslegung über Gewehrpreise, entdeckt, daß, entgegen dem Votum des Parlaments, militärische Baulichkeiten hergestellt worden sind, daß die Mittel hierfür aus andern Etatpositionen unberechtigterweise entnommen waren, entdeckt schließlich, daß aktive Generale des Reichsheeres neuerdings mit Verschwörern gegen Staat und Ordnung an einem Tische gesessen hatten.

Die Reichswehr muß Abhilfe versprechen, sie muß neue Richtlinien für die Rekrutierung herausgeben, sie muß vornehmlich auch zusagen, daß die vaterländischen Verbände künftig nicht mehr allein das Werbegebiet ihrer Rekrutenoffiziere abgeben sollen. General v. Loßberg, der berliner Gruppenkommandeur, drei weitere Divisionskommandeure und eine Reihe andrer Generäle müssen auf Drängen der preußischen Regierung in Pension geschickt werden. General Reinhardt, für den ebenfalls der Abschied verlangt war, darf noch ein halbes Jahr bleiben. Dies gestehen die Preußen dem Ministerium schließlich zu, müssen aber erleben, daß das pflichtgemäß eingereichte Abschiedsgesuch des Generals von Reichswehrminister und Reichspräsident entgegen der Abrede mit stürmischer Aufforderung zum Bleiben beantwortet, ja, daß der

General sogar nach Berlin berufen wird, die Stellvertretung des nach den Vereinigten Staaten gereisten Heye zu übernehmen. Ein General, der spätestens zum Jahresschluß wegen antirepublikanischer Umtriebe in Pension gehen soll, — er übernimmt bis dahin noch einmal, wenigstens in Stellvertretung, das wichtigste militärische Amt der Republik.

Über Heyes Amerikafahrt, eine Studienreise, die dem gläubigen Zeitungsleser als Erholungsreise aufgetischt wurde, sind viele Kombinationen laut geworden. Die Eine sagt, daß der General drüben maßgebliche Staatsmänner und Militärs für die Weltfront gegen Moskau gewinnen wolle, hinter deren schützendem Wall unter Amerikas Patronanz die Verstärkung der Wehrmacht des Reiches durchgeführt werden solle.

Andre meinen, der Chef der Heeresleitung habe Interesse, die fortgeschrittenen Produktionsmethoden der Giftstofferzeugung in den Staaten kennen zu lernen, und eine dritte Version will wissen, der General wolle aus dem Besuch der drüben allerorts eingerichteten citizens military camps ein neues System der Zeitfreiwilligen-Ausbildung für Deutschland destillieren. Aber das ist ein ironischer Fehlschluß: Über das Problem der Aufstellung einer Armee für den Bürgerkrieg kann der Führer der deutschen Reichswehr selbst von den smartesten Staatengeneralen nichts lernen.

Die Wahrheit liegt in der Mitte. General Heye ist durch seinen Bruder, den in der westdeutschen Schwerindustrie wohlbekannten Kommerzienrat Heye, mit den Interessen der Kanonenkönige und Erzherzöge eng versippt. Sein Besuch bei den Führern der Kriegsindustrie, gleich nach Antritt seines Amtes als Chef der Heeresleitung, ist doch nicht so ganz unbeachtet geblieben. Man weiß ziemlich genau Bescheid. Heye wird die Gelegenheit zur Rücksprache mit Staatssekretär Kellog und dem Chef des War Departements in Washington über die Frage der Entsendung von deutschen Militärattachés wahrnehmen, auch wenn ihn kein besonderer Auftrag hierzu verpflichten sollte. Jedenfalls hat er sich vor seiner Abreise darüber zu einer Reihe von Personen deutlich ausgesprochen.

Es muß erwartet werden, daß das Ressort: Intrigen im Reichswehrministerium, das hauptamtlich vom Obersten von Schleicher geleitet wird, bei der Entsendung Heyes über den Ozean zu grade diesem Zeitpunkt von besondern, wohl personalen Gründen geleitet wurde, die außerhalb dieses vielberufenen Kreises heute noch unbekannt sein müssen. Überraschungen dürfen jedoch nicht überraschen.

Christlichsoziale Brandstifter von Ernst Meding

Tulln liegt zwischen Wien und St. Pölten, da wo der Weg sich vom Balkan ins Westeuropäische hinzieht. Oder, um die Ortsbestimmung noch genauer zu geben: gar nicht weit von Kritzendorf, dem berühmten Badestrand. Aber während es hier hell, sonnig, heidnisch zugeht, ists in Tulln eher finster, und die Leute, die da wohnen, sind ungemein christkatholisch. Sonst eben so ein Barockstädtchen mit Wachauer Heurigem,

schönen Kirchen und einer Pestsäule am Marktplatz, wie es deren viele entlang der Donau gibt. Fährst du schnell mit dem Auto durch, merkst du gar nichts davon, wie es eigentlich drin ausschaut. Dazu war der Prozeß nötig, der jetzt einige Tage unter immerhin beträchtlichem Aufsehen vor den St. Pöltener Geschworenen spielte und mit einem Knalleffekt geendigt hat, in den wiener Zeitungen romantisch überschrieben: „Mit Benzinkanne und Kerzenlicht". Das ist eine Geschichte, Ihr glaubt sie nicht, wenn Ihr sie in einer alten Chronik oder in einem Dorfroman lest, so schauerlich und zum Lachen; wär sie dem Ludwig Thoma eingefallen, er hätte die schönste Bauerntragikomödie daraus gemacht. Und dabei, als Draufgabe, die hochpolitische Kulisse mit den Abgeordneten und hohen Parteifunktionären und dem hochwürdigen Herrn Bundeskanzler im Hintergrund, — aber hört zu. Den reichsdeutschen Zeitungsberichterstattern hat es ohnehin die Rede verschlagen, in keinem berliner Blatt war ein Wort davon zu lesen.

Eigentlich müßte die Geschichte „Mami" heißen. Frau Paula Weisel ist die Frau des Gemeinderats und Sparkassendirektors Josef Weisel. Der war früher einmal Bürgermeister, und sie heißt seitdem und auch jetzt noch die Frau Bürgermeisterin. Er ist Zimmermeister und Sägewerksbesitzer, aber eigentlich ist sie die Meisterin, und auch das Sägewerk erkennt sie als Leiterin an. Aber das ist noch nicht Alles, sie ist auch Vertreterin der Feuerversicherungsgesellschaft, deren Präsident der Landeshauptmannstellvertreter ist, den sie ihren Freund nennt. Auch der zuständige Nationalrat ist ihr Freund, und das ist kein Wunder, denn sie ist teils Ehrenmitglied und teils Präsidentin der verschiedensten Frauenvereine, und die Frauen haben das Wahlrecht in Oesterreich. Daher kommt es ja, daß die Christlichsozialen noch immer die Majorität haben. Das Ganze, wie gesagt, die Kumulation der Ämter und Geschäfte, Würde und Tüchtigkeit, Ansehen und Reichtum der Frau Bürgermeisterin ist christlichsozial, schwarz in schwarz gefärbt, steht unter der Protektion der Kirche und der hohen wie niedern Geistlichkeit. Sie ist auch sehr wohltätig, die fromme Frau Weisel, und ungemein populär, in Tulln und Umgebung. Und in allen Kreisen der Gutgesinnten wird sie nur „Mami" genannt. Wahrhaftig, es ist so, auch vor Gericht reden nicht nur ihre Familienangehörigen, sondern Gendarmen und Polizeiinspektoren, Gemeinderäte und Verteidiger nur von der Mami. Grade, daß der Vorsitzende, die Würde des Gerichts hochhaltend, sie Frau Weisel nennt.

Also, was ist geschehn? Wenn man mit Holz handelt und Bretter schneidet und Zimmerern Lohn zahlen muß, nun, so muß man doch bauen? Aber die Geschäfte gingen langsam, die wirtschaftliche Entwicklung bewegt sich ja nicht grade rapid aufwärts bei uns, und ein tüchtiger Kaufmann, das ist eine alte Regel, schafft selbst das Bedürfnis, wenn es nicht da ist. So auch Mami, tüchtiger als sie kann niemand sein. Wenn nicht genug neue Häuser gebaut werden, so muß man doch die alten ersetzen, falls sie ihren Dienst nicht mehr tun.

Aber wozu den Maurern Arbeit geben, Mami hat doch kein Maurergeschäft. Scheunen dagegen, Stadeln, wie man hier sagt, gibt es in der ländlichen Gegend, und wenn keine neuen gebraucht werden, so muß man die alten anstecken. Das ist viel zu klar, als daß es nicht einer einfachen Frau, wie es Mami ist, hätte einfallen sollen.

Mami hat einen Sohn, Rist heißt er, wie sie als Mädchen hieß, denn als brave Katholikin hat sie ihre längst bereute und vergebene Jugendsünde hinter sich. Der junge Oskar Rist ist ein fescher Bursch mit Lackschuhen, Seidensocken und einem schwarzen Salonrock, sonst ein bißchen teppert, steht halt im Geschäft herum, wo außer Mami weiter kein Mann nötig ist. Aber damit er sich doch nützlich macht, sagt sie ihm, wie er das anfangen soll. Der Rist hat einen Freund, Johann Handelberger, noch tepperter als er selbst, dem er im Kaffeehaus von dem Auftrag erzählt. Pro Stadel eine Million, das sind hundert Schilling, gleich sechzig Mark, es rechnet sich am schönsten doch noch immer nach Kronen. Eine Million ist nicht schlecht für die kleine Arbeit, also beginnt die Kooperation. Rist und Handelberger nehmen Kerzen und die Benzinkanne und stecken die Stadeln an, von denen Mami gesagt hat, daß sie die Besitzer sicher von ihr wieder aufbauen lassen werden. Mamis Geschäft blüht.

Ist das einfach? Aber es ist noch viel einfacher, weil ja sozusagen Niemand geschädigt ist. Der Handelberger kriegt eine Million, der Herr Gemeinderat Weisel ist zufällig Vertrauensmann der Abbrändler und vertritt energisch ihre Interessen, Mami, in ihrer Eigenschaft als Agentin der Versicherungsgesellschaft, zeigt sich nicht kleinlich und zahlt generöse Entschädigungen. Die Zimmerer haben Arbeit, die Säge läuft. Geschäftsstörungen werden nicht geduldet. Als zum Beispiel der Gemeinderat, naiv, wie man sagen muß, beschließt, im Scheunenviertel, in dem es so oft brennt, elektrisches Licht legen zu lassen, hebt Mamis Gatte, damals noch Bürgermeister, aus eigner Machtvollkommenheit den Beschluß auf.

Tulln ist nicht New York, und also kennt natürlich jeder Mensch das ganze System. Der Feuerwehrmann Schober, der jetzt als Zeuge erscheint, hat im Kaffeehaus den Oskar Rist, Mamis Sündenfrucht, gefragt, auf wann er den Wecker stellen soll, damit er rechtzeitig zum Brand kommt. Kaum, daß eine Scheuer anfängt, richtig zu brennen, ist Mami schon am Brandplatz, mißt aus, macht die Rechnung und bittet um die Wiederaufbauarbeit. Ja, weil sie grad draußen ist, schätzt sie gleich den Bedarf für die Nachbarscheunen, die noch stehen. Man muß doch vorauskalkulieren, nicht wahr?

So geht die Geschichte ein paar Jahre. Wie tadellos und unangefochten Mami dasteht, mag man aus einer Photographie sehen, die jetzt der böse wiener „Abend" abdruckt. Es ist das Bild von irgend einer feierlichen Gelegenheit, Kirchweih, Primiz, Denkmalsenthüllung oder so was. In der Mitte, auf zwei Sesseln nebeneinander, festlich angetan, der Herr Bundeskanzler Doktor Seipel im Ornat, mit dem Kreuz auf der Brust, und Mami, eine robuste, dicke alte Frau, fromm und tüchtig.

Darunter hat der „Abend" die Worte gesetzt, die der Kanzler neulich in München gesprochen hat: „Ich fordere, daß man zwischen sich und den Brandstiftern einen Trennungsstrich ziehen muß", womit die Empörer vom 15. Juli gemeint waren, und dann die bösen Sozialisten überhaupt, niemals Mami und ihr christlichsozialer Anhang; die Rebellen gegen den Justizpalast, keineswegs die sanften Frommen, die sich mit ein paar Stadeln begnügen.

Nur weil dieser Handelberger, der Brenngehilfe, pro Stadel eine „Million", gar zu teppert ist, geht es schließlich schief. Er kriegt, nachdem er vergeblich versucht hatte, ein bißchen mehr, als die lumpige Million, zu erpressen, „Gewissensbisse" und geht, die Anzeige machen. Der Herr Gendarmeriekommandant weiß, was sich gehört. Er rät dem Tepperten gut: wenn er das nicht zurücknehme, was er da erzählt hat, so werde Mami ihm fünf Jahre zudiktieren. Worauf Handelberger widerruft. Dann geht das Auge des Gesetzes zum Herrn Bürgermeister Weisel und erstattet ihm Bericht, es sei „nichts dran" an der Sache. Der Herr Weisel sagt selbst als Zeuge vor Gericht, daß er den Gendarmen zurechtgewiesen hat: „Aber warum haben Sie denn den Handelberger nicht wenigstens über Nacht eingesperrt? Heute ist doch eine Wählerversammlung, und da kann er was erzählen". — „Ja, das geht so," fragt der Richter, dem der Mund offen stehen bleibt, „daß man einfach die Leute einsperrt?"

Von den Richtern nämlich kommt endlich der Knalleffekt, den ich für den Schluß versprochen habe. Nachdem eine polizeiliche „Ausforschungsgruppe" von Wien nach Tulln geschickt und Mami selbst verhaftet worden ist, setzt die christlichsoziale Parteiarbeit ein, um sie wieder freizukriegen. Ein Nationalrat geht zum Staatsanwalt und zum Kreisgerichtspräsidenten, ein andrer macht die Runde bei den Zeugen; vom Justizministerium wird mit strenger Miene Bericht eingefordert. Niemand glaubt, daß der Frau Bürgermeisterin etwas geschehen könnte, in Tulln wird schon ein Fackelzug für ihre Rückkehr vorbereitet. Als aber Handelbergers Anwalt, der — blöd genug — die Partie gegen Mami spielt, all das vor Gericht reproduzieren läßt, reißt den Richtern die Geduld, sie haben in der jüdischen Schandpresse schon genug von politischen Urteilen lesen müssen. Und nachdem die Geschworenen ihr Schuldig gesprochen haben, fällen sie ein ungeheuerliches Urteil, ein Urteil von unerhörter Härte in diesem Oesterreich, in dem sonst selbst Unschuldige mit Erfolg um eine milde Strafe bitten. Sie geben Mami zwölf Jahre Zuchthaus.

Arme Mami! Sie hat sich sicher bei allem nichts gedacht und es gewiß nicht bös gemeint. Und noch weniger hat sie geahnt, daß diese christlichsoziale Staatsmaschine gegen ihre Autorität rebellieren könnte. (Wo sie doch mit dem hochwürdigsten Doktor Seipel selbst bei der Kirchweih zusammen photographiert worden ist!) Für ein paar alte Scheunen, wo doch Niemand zu Schaden gekommen ist. Mit dem frommen Ruf „Jesus Maria" bricht sie, als das Urteil verlesen wird, zusammen.

Brief an einen Quartaner von Siegfried Bernfeld

Lieber Namensvetter und Quartaner des
.... Realgymnasiums!

Na, Du Armer, da hast Du Dich aber schön in die Nesseln gesetzt, und guter Rat ist teuer! Woher ich das wisse? Ob ich Dich kenne? Nein, ich kenne Dich nicht, aber ich weiß seit heute, daß Du existierst, und daß Du in der Patsche bist. Dein Herr Rektor hat es mir mitgeteilt. Eigentlich schrieb er Deinem Vater eine ganz erschröckliche Geschichte —; und denke mal! er irrte sich, setzte eine falsche Adresse hin, und unter vielen andern Reklame-Drucksachen liegt heute morgen sein Briefchen auf meinem Schreibtisch. (Übrigens, was meinst Du? Sollen wir ihn nicht wegen Unachtsamkeit ein wenig nachsitzen lassen? Oder vor die Bank stellen? Am besten ist: Er soll zehnmal Vornamen und Adresse Deines Vaters schreiben; da hat er doch auch einen Nutzen davon.) Also Folgendes brauchte Dein Papa nicht in aller Herrgottsfrühe zu lesen (Du sagst doch auch Alter? Weißt Du, mein Alter war immer gräßlich moros in der Frühe!):

„....-Realgymnasium zu Berlin.
Mitteilung
an Herrn Bernfeld, ... Straße 5.

Der Quartaner Bernfeld, Ihr Sohn, hat bei der französischen Klassenarbeit verbotener Weise aus einem Buch abgeschrieben oder abzuschreiben versucht. Leider machte er die Sache noch schlimmer durch Ableugnen des Tatbestandes, den zwei Schüler einwandfrei festgestellt hatten. Er wird mit 1 Stunde Nachsitzen bestraft. (Fr., d. ...., 4—5 Uhr Nachm.)

Kenntnisnahme bescheinigt!

Dr. X Y.
Die Direktion.

Berlin ..., den .... 1927."

Donnerwetter! Ist der Freitag noch immer ein Unglückstag!?

Vor 23 Jahren war ich Quartaner. Pech! Immer am Freitag wars faul: Mathematische gabs da, Pintsche (so nannten wir die Nichtgenügend, wie nennt Ihr die heute?) oder Nachsitzen. Manchmal alles drei zusammen. Damals gabs noch kein Radio, keine Republik, kein Flugzeug, Auto und Kino waren selten, Gott, was gabs da alles noch nicht. Schau, schau! Aber Nachsitzen am Freitag gibts heute noch. Diese Schulerinnerungen machen Einen geschwätzig, und ich will Dir doch Ratschläge geben, denn den bösen Brief, den schicken sie noch einmal an Deinen Alten, ganz sicher! Also ich kenne Deinen Papa nicht, aber mit so Schulmitteilungen sind sie alle eklig. Daher, merk auf! Wenn er das Briefchen liest, so frag ihn ganz unschuldig (aber nicht frech! Das wäre ganz verkehrt): Papa, wer schreibt Dir da ohne „Sehr geehrter Herr .... Hochachtungsvoll"? Vielleicht öffnet ihm das die Augen; denn eigentlich muß er sich so unhöfliche Zuschriften gar nicht gefallen lassen, er muß weder zur Kenntnis nehmen, noch bescheinigen, sondern er kann sichs verbitten, daß man ein friedliches Familienleben durch solche Quisquilien (frag mal den Herrn

Studienrat, was das heißt; aber schlau!) stört. Er darf zum Beispiel den Herren sagen: Entweder sie versprechen sich was vom Besserungswert des Nachsitzens, dann sollen sie den Sohn einsperren und den Vater in Ruh lassen, oder sie versprechen sich davon nicht genug, dann sollen sie die Sache dem Vater allein überlassen. Aber zweimal Prügel für dieselbe Sache ist zuviel, und die Prügel-Verteilung auf zwei Instanzen ist zu feig. Überhaupt ist die Sache noch gar nicht klar; hast Du nun abgeschrieben oder nur versucht? Wenn nur versucht: a) Ist das überhaupt strafbar? b) Gleich mit zwei Strafen? Wenn aber abgeschrieben: Dann auch dieselben zwei Strafen? Das wäre zu wenig. Und schließlich, wodurch ist „einwandfrei festgestellt" (abgeschrieben oder versucht)? Warum müssen zwei beliebige Petzer einem Vater glaubwürdiger sein als sein Sohn? ungeschaut? Aber das alles wirst Du dem Alten nicht beibringen, er wird gewiß diese Schul-Mitteilung mit einem gerichtlichen Zahlungsbefehl verwechseln (so sieht sie ja auch aus), und wird sie befolgen, weil er Gefängnis oder Pfändung befürchtet. Mein Lieber, die Sache ist hoffnungslos. Wir müssen uns was andres überlegen.

Wahrscheinlich bist Du ein Lausbub, hast abgeschrieben, hast Pech gehabt, pfeifst auf die ganze Geschichte, verhaust die zwei Petzer und läßt Dich nicht mehr erwischen. So hats mein Schulkamerad Müller gemacht; jetzt ist er Klassenlehrer — Du, am Ende ist das Deiner. Ich habs ihm immer gesagt, er wird noch einmal Primus.

Aber vielleicht, ich kenne Dich ja leider nicht, hast Du gar nicht abgeschrieben. Du, das wäre eine verflucht gefährliche Situation. Mir ist das in Sexta passiert. Bis heute hoffte ich, das gibts nach dem Weltkrieg nicht mehr; aber der Freitag stimmt! Mich haben sie auch verpetzt, der Meyer und der Schmidt. (Meyer ist jetzt auch Studienrat und der Schmidt ist Stationsvorstand in ... itz.) Weshalb sies taten, weiß ich bis heute nicht, aber der Schmied (mit ie) hat immer behauptet: weil ich zwischen ihnen saß und sie in ihren Schweinereien störte. Die Kerle hatten was Schreckliches aufgebracht, nämlich, daß ich über den Professor W. gesagt hätte, er sei ein Idiot. Und das war absolut gelogen; der Meyer war überhaupt nicht dabei gewesen und den Professor W. hatte ich von der ersten Minute an geliebt. Ich liebe ihn heute noch. Er war der einzige Mensch unter lauter Studienräten. — Es war fürchterlich kompliziert. Du verstehst mich vielleicht. Die Geschichte war so: Ich hatte auf dem Schulweg von ihm gesprochen, wie ich wirklich von ihm dachte, und diese Schweine hatten sich über mich lustig gemacht und über ihn Unflätigkeiten gesagt. (Habt Ihr heute in Quarta noch heiligste Gefühle? Zu meiner Zeit gabs das in Sexta — bei Einigen.) Und darauf sagte ich: No ja, er wird auch so ein Idiot wie die andern sein — verstehst Du, damit ich Ruhe habe von ihnen; das haben sie sehr gut gewußt. Wenn Ihr noch den Freitag habt, dann habt Ihr auch all das noch, was auf die Petzerei bei uns folgte. Ich Trottel habe in der „Gerichtsverhandlung" (wie ich aus der Mitteilung sehe, bist Du ja nicht so blöde; ich war erst in Sexta) der Wahrheit ge-

mäß erklärt: „Ich habe das gesagt, aber ich habe es anders gemeint"; ich konnte aber doch vor der Bagage (so hießen die Lehrer bei uns; alle haben sie so genannt) nicht klarmachen, wie ich es gemeint hatte. Schließlich hat mein Papa den Tatbestand, einwandfrei festgestellt, nach Kenntnisnahme bescheinigt. (Der Arme hatte gar keine Weltkenntnis, er war ein aus dem Osten zugewanderter Kaufmann, er wußte den Unterschied zwischen einem großen Rabbi und einem Studienrat nicht. — Hoffentlich ist Dein Vater Rechtsanwalt, dann schimpft er zwar, aber er selbst glaubt nichts und kränkt sich nicht.) Der Professor W. hat über die Sache nie eine Bemerkung gemacht; ich hatte bei ihm immer „sehr gut", aber ich wußte nicht, ob er mir oder den andern glaubt, und habe nie mehr gewagt, mit ihm zu sprechen — die andern haben ihn oft besucht. Er ist übrigens als Sozialist gemaßregelt worden, so erzählten die Leute; jedenfalls war er plötzlich nicht mehr am Gymnasium.

Du machst mich um fünfzig Jahre älter, lieber Namensvetter, Nachsitzer und Quartaner, ich vertiefe mich in Erinnerungen! Also höre schnell: Du bist in einer gefährlichen Situation. Du könntest leicht etwa folgendes erwägen: Die ganze Schule ist eine unmoralische Anstalt; sie lügen, schwindeln, petzen, heucheln, sind dumm, gefräßig, borniert, ungerecht, verschweint, nämlich die Mitschüler; und die Lehrer, — nun, sie sind einander würdig. Peccavi, ich habe gesündigt. Nur keine falschen Sentimentalitäten. Brav mitgeschwommen mit Meyer, Müller, Schmidt und Schmied. Mein Lieber, tu das nicht! Du wirst ein Lump, Du kriegst das Gesicht der herrschenden Klasse. Du, das ist eine böse Fratze, kein Fußball und kein Schülerschwimmen hilft Dir dagegen. Glaubst paar Jahre lang ein Lausbub zu sein, und eines Tages erwachst Du als Doktor oder ... Rat; glaubst ein paar Jahre lang, sie zu ärgern und sie zu foppen, und eines Tages, mein lieber Quartaner, schreibst Du: „Der Quartaner Xfeld, Ihr Sohn ..." oder „... Tode bestraft. Genehmigt." Laß Dich nicht foppen, Quartaner!

Du bist in verzwickter Situation! Du könntest Dir auch andrerseits sagen: sie haben die Macht, sie haben das Recht, Vater ist bös, Mutter weint, einmal muß ich doch Geld verdienen; man muß lernen, man muß aufsteigen. Und Du wirst brav, fleißig, treu, ehrlich, Primus. Gelacht! Das ist der langweiligere Weg ins gleiche Gasthaus zum Untertan. Kamerad Quartaner, tus nicht!

Es ist schlimm, was ich Dir rate. So bis Quarta — Tertia gehts noch. Solange kann man noch lavieren zwischen den beiden falschen Wegen. Du, dann aber wirds schrecklich. Die Langeweile frißt Dich; der Haß frißt Dich, Du kommst Dir irre vor; Du bist bedrückt, tausendmal willst Du auskneifen, dreimal willst Du Dich umbringen; Du leidest in der Schule, zuhause, überall. Doch Du darfst auch glücklich sein. Schaffe es wie Du kannst. Aber schaffe es: Lerne nichts! Lerne nichts über der Bank. Schreib in die Schulbücher: „Ich laß mich nicht blöd machen!" Und lies alles Verbotene. Laß Dir nicht imponieren. Du hast Recht, nicht die oben, nicht die neben Dir.

(Aber wehe Dir, wenn Du nicht wirklich Recht hast, wenn Du das falsche Verbotene liest, wenn Du gar nichts lernst, wenn Dir gar nichts imponiert.) Werde nicht einsam. Suche Genossen. Laß Dir nicht einreden, man könnte keine finden. Mach aus den Lausbuben, mach aus den Braven rund um Dich Genossen. Außerhalb Deines Gymnasiums sind Genossen, viele, viele, viele. Und nun kommt das Schwerste. Genossen fand man nicht, um mit ihnen in Gemeinschaft zu leben. (Wach auf Quartaner, das war der Trick, mit dem sie uns gefangen haben zwischen 1900 und 1913!) Genossen sucht man, um mit ihnen die Welt zu verändern.

Glaube Deinem ehemaligen Quartaner und Nachsitzer

Dr. Siegfried Bernfeld

P.S. Laß Dich nicht blöd machen! Gallia omnia divisa est in partes tres: War, vor 1927 Jahren; jetzt nur noch in zwei Klassen! und überhaupt die ganze Welt. Ceterum censeo Carthaginem esse delendam. Schon längst geschehen! Du, jetzt gibts andres zu zerstören!

P.P.S. Wenn Du wieder am Freitag sitzen mußt, so such die Fehler in Deinen Lehrbüchern. In jedem Satz ist einer. Besonders die Tempora verfehlen die Schulbuchschreiber. Und sie lassen schrecklich viel aus. Wie heißt Giftgaskrieg auf Latein: Bellum — bellum — nein — nicht civile. Also siehst Du, sie sind alle gleich. Flüchtig, unaufmerksam. Aber dieser Tatsache verdanke ich Deine Bekanntschaft.

P.P.P.S. Lies doch mal die Zeitungen. Du lachst Dich schief: Die behaupten, das Reichsschulgesetz wird die Schulen verschlechtern. Die haben eine Ahnung. Nicht zu machen!

Wiedersehen mit Paris von Ignaz Wrobel

„Zu Hause" sagt das kleine Hotel, in dem ich vor drei Jahren angefangen habe; „zu Hause" sagen die quietschenden Bremsen der Autobusse; „zu Hause" die Apparatur des Essens mit den süßen und belanglosen Zeremonien um jeden Salatteller ... wie geölt geht das alles. Da bin ich wieder. Und ich sehe mich um.

*

Unverändert. Wenn man nach zehn Jahren hierher käme, so könnte man wahrscheinlich geschlossenen Auges in dieselben Restaurants, dieselben Läden, dieselben Tabacs gehen — da wären noch dieselben Kellner, dieselben Portiers, dieselben Freuden, Klatschereien — hier ändert sich scheinbar nichts. Der nonchalante Trott der Straßen ist noch da —, langsam gehe ich alles ab, ob es auch noch da ist: die Place Dauphine und der Schutzmann mit dem wehenden Windbart an der Porte Saint-Denis und das Möbelhändlerviertel und die Kleiderbörse und die französischen Amerikaner in der rue Saint-Honoré und die Hure mit dem Stelzbein und die kleinen Boote auf der Seine ... Es ist alles noch da. Vorhanden ist das Paris der Tangente: das Rad der Zeit rollt an der unabänderlichen Linie der Tradition entlang, und da, wo sich die beiden berühren: da liegt Paris. Hinter dem Hispano fährt eine Kutsche, richtig eine lackierte Equipage aus der Zeit, wo feinere Hausärzte in

so etwas fuhren: darin sitzt eine ganz alte dicke Katze in Menschengestalt einer schlaff aufgeblasenen Erbtante, in einem unmöglichen Kostüm, starr sitzt sie, ein Vermögen bebrütend, auf das sicherlich zehn Anverwandte warten, die von ihr maßlos schikaniert werden... Vorüber. Nun suche ich eine Wohnung, da tut sich auf einmal die ganze Stadt auf: schlecht gelüftete Schlafzimmer öffnen sich, ausrangierte Damen lächeln im Morgenrock — „Vous allez nous excuser, Monsieur — nous sommes en train de..." Immer sind sie en train de, so sieht es auch aus.

Wenn man mit ihnen unterhandelt, fällt dem Deutschen auf, was ihm auffallen muß. Ich verhungerte in Paris — nie könnte ich hier auch nur einen Sou verdienen. Hier kann man schwer verdienen, aber leicht leben. (In Berlin scheint mir das umgekehrt.) Sie haben ein Telephon, das ein Witz ist, aber ein schlechter — und sie haben so viel Zeit. Nein, sie haben überhaupt keinen Sinn für Zeit — es ist vielleicht möglich, in Frankreich alles durchzusetzen — nur eines darf man nicht: man darf nicht eilig sein. Sie sind grade nicht zu Hause, oder sie sind nicht aufgelegt, oder sie brauchen den Anlauf — unmöglich, hier in ein Zimmer zu treten und grade heraus zu sagen, was man will. Was in Deutschland kaufmännische Tugend, wäre hier eine dicke Unmöglichkeit. Am besten, wenn man sehr viel Zeit hat und erst einmal mit dem Mann seiner Wahl frühstücken geht. Ah, es ist ihm nicht um das Geld! Aber nach dem Fisch wird er aufgekratzt, und beim Kaffee ist er umgänglich, auch in Geschäften, grade in Geschäften — beim Kaffee werden die meisten Abschlüsse gemacht, nicht im Bureau. Es ist alles so anders —.

Wenn man zwei Monate in einem fremden Land lebte, versteht man es gewöhnlich herrlich — es ist ja so klar... Dann wirds dunkler, und ich befinde mich zur Zeit in jener Periode, die jeder kennt, der reist —: ich verstehe fast gar nichts mehr. Alles, was ich gelernt habe, kommt mir falsch vor — alles, was ich von den Franzosen weiß, zu wissen glaube, geschrieben habe, dünkt mich schief... Ich tappe so herum. Was ist das für ein Volk?

Griechen mit einem Zopf?

Etwas Ähnliches ist es schon. Und wie bei den Chinesen und wie bei den Griechen ist es nicht so sehr eine Zollunion, nicht so sehr eine durch Militär oder Verwaltung zusammengehaltene Sache, sondern ein fester Kulturkreis, in den nur eindringen kann, wer seine Geschichte, seinen sprachlichen Unterbau und seine Literatur genauestens kennt. „Ihr seid alle Zaungäste" hat Morus einmal zu uns gesagt, als er noch in Paris war. Und er hat so recht.

Es gibt hier drei oder vier wirklich tüchtige und kenntnisreiche Journalisten — aber wir stehen doch allesamt vor dem Gitter und sehen zwischen den Stäben hindurch. Das liegt nicht nur an dem Widersinn, mit dem die großen Verlage ihr Geld zum Telephon hinauswerfen, gierig diese sinnlosen „Nachrichten" sammelnd, Fetzen, mit denen kein Mensch etwas anfangen kann, der die Zusammenhänge nicht kennt. Was da zusammentelephoniert wird, geht monatlich in die Zehntausende

— wird zu Hause mit einer schönen dickzeiligen Überschrift versehen und hat mit Frankreich auch nicht das leiseste zu tun. Ein Reporter könnte hier viel ausrichten — dazu brauchte er in erster Linie einen Salon. Erst, wenn er ein Haus aufmacht und dazu gehört, lebt er mit; erst wenn er mitlebt, kann er mitreden. Es ist kein Zufall, daß die französischen Arbeiten Kischs, der doch auf seinem Gebiet eine Nummer ersten Ranges ist, zu seinen schwächsten gehören. Was der Impressionist hier mit den Augen von außen nehmen kann, ist oft amüsant, niemals erschöpfend. Das ist ein verwickeltes Land...

Aber so sehr ich auch zur Zeit im Dunkeln tappe, eins weiß ich gewiß —: daß nämlich nichts so schauerlich ist wie das Getue der Snobs, die dieser Stadt herablassend auf den Popo klopfen, die sie falsch vertraulich duzen, die so tun, als ob... Diese verkehrten Betonungen, diese falschen Töne — welch Aufwand um dumme Einzelheiten! Jedesmal, wenn ich sehe, wie in Berlin, besonders bei den Kunstfritzen, irgend eine Pariser Sechserware mit feiner Miene abgeschmeckt wird, immer nach der Melodie: „Ätsch — das habe ich entdeckt, ich, ich, ich — und du hast es noch nicht", dann wird mir angst und bange, wie weit es doch von Paris bis Berlin ist. Affen, die mit dem fortgeworfenen Kamm der gnädigen Frau spielen und sich einbilden, zum Hause zu gehören.

So kommt man nicht herein. Der einzige Curtius hat neulich einmal darauf hingewiesen, wie der Franzose aus seiner Literatur zitiert — aber es ist viel mehr als ein Zitat. Es ist die stillschweigende und absolute Voraussetzung der gleichen Bildung, der gleichen Bildungsstoffe, der gleichen literarischen Jugenderlebnisse — sind die nicht vorhanden, fühlt er die Fremdheit. Man ist ihm gleich viel näher, wenn man expressis verbis auf den gemeinsamen stock zurückgreift. Es genügt manchmal, wenn man das gleich ihm fühlt. Und wenn ich mich keine Minute in der Comédie Française zu Hause fühlen kann, so beweist das alles gegen mich und nichts gegen den Kunstausdruck von Millionen. (Angefeindet von Zehntausenden — es beweist nichts.)

Wo bist du, Frankreich —?

*

Ein kleines Stückchen war neulich abend auf den Boulevards.

Sacco und Vanzetti sind, nach unmenschlicher Qual, zu Tode geröstet worden, und nun verprügelte die eine Hälfte der Leute auf den Boulevards die andre; ich habe vergessen hinzuzufügen, daß die Prügelnden kostümiert waren. Der Präfekt von Paris und der französische Innenminister, Sarraut, hatten jede Demonstration verboten, und weil unter den Manifestanten auch wirklich üble Burschen waren, die Schaufenster einschlugen und vor lauter Justizempörung Waren klauten, so wußte schon nach einer halben Stunde kein Mensch mehr, warum er da eigentlich auf den großen Boulevards herumgestoßen wurde und stieß. Es fing ganz gemächlich an — aber schon um zehn Uhr waren viele Uniformkragen oben ein bißchen aufgehakt, und in den Augen lag jenes böse, kalte

Glitzern, das wir so gut kennen... Nun, was Hauen angeht: das können sie. Der Schneid, mit dem ein Trupp die Straße schräg überschritt, an der Spitze ein Mann mit gesticktem Käppi: „Nun wollen wir sie dreschen..." Und das taten sie denn auch.

Blutrot leuchteten die Reklamen an den Fronten der Läden.

LANCEL

stand auf einer. Lancel —? Das ist ein Lederhändler, der, als er vom Verrat seiner Frau erfuhr, hinging und den jungen Herrn, bei dem sie grade stak, in dessen Garconnière erschoß.

Totschlag oder Mord? Er hatte sich vorsorglich einen Revolver eingesteckt, er war sehr entschlossen da heraufgestiegen... Die beiden Italiener mußten fort. Ihn haben sie freigesprochen. Ja, Lancel, das ist ganz was anders...

Nichts widerstrebt einem Lande so, einem Staat so, wie: kühl und marxistisch beurteilt zu werden. Da wehrt sich alles, da bäumt sich alles auf: Romantik, Staatsraison und ein Intellektuellentum, das es gar nicht kompliziert genug haben kann; im Dunkeln ist gut munkeln. Aber es hilft alles nichts:

Wer einmal das Skelett des Staates gesehen hat, der vergißt es nie mehr. Vergißt nie, wie schmal die Kante der „Freiheit" ist, auf der sie alle balancieren dürfen; wie dürftig diese verlogene Demokratie, die von gesicherter Position der okkupierten Presse, der besetzten Kirche, der eroberten Kinos, der fest am Band gehaltenen Schule den armen Ludern eine Freiheit läßt, die keine mehr ist. Kein Gran wird nachgegeben, wenn es sich um Schankstättengesetz und Strafrecht, um Kriegsministerium und Polizeifonds, um Konkordat und Agrarsteuer handelt — aber den guten Demokraten gehen die Augen über, wenn sich das Reichsbanner, diese pathetische Ideenlosigkeit, zu Fackelzügen vereint. Wie viel guter Wille, wie viel Tapferkeit, wie viel ehrliche Jugend wird da mißbraucht! „Nieder mit dem Einfuhrzoll!" — das ruft keine Masse. „Es lebe die Republik!" — das verpflichtet zu gar nichts.

Guten Tag, Paris. Ich kenne das Skelett und liebe dich doch. Kann ein Frauenarzt noch lieben?

Aber sehr, hörte ich.

Und es ist vielleicht die tiefste und stärkste Liebe, die einer lieben kann: die unromantische, klar erkennende und doch verehrungsvolle Zuneigung, eine gleichmäßig brennende Leidenschaft zur schönsten Stadt der Welt.

Sonderbar! Wir Deutschen sind das stärkste und das klügste Volk. Unsre Fürstengeschlechter sitzen auf allen Thronen Europas, unsre Rothschilde beherrschen alle Börsen der Welt, unsre Gelehrten regieren in allen Wissenschaften, wir haben das Pulver erfunden und die Buchdruckerei; — und dennoch, wer bei uns eine Pistole losschießt, bezahlt drei Taler Strafe, und wenn wir in den ‚Hamburger Correspondent' setzen wollen: „Meine liebe Gattin ist in die Wochen gekommen, mit einem Töchterlein, schön wie die Freiheit!" dann greift der Doktor Hoffmann zu seinem Rotstift und streicht uns „die Freiheit".

Wird dieses noch lange geschehen können?

Heine

Stahlhelm-Marsch von Hans Reimann

Hakenkreuz am Stahlhelm
und Begeisterung im Kautschuk-Busen
stramm an sturmerprobten Blusen
prangt das EK. II
frank und frei zu Deutschlands Glanze
brechen wir die Wehrwolf-Lanze
Enkel Teuts, ergreift die Dolche
wir vermöbeln wonnetrunken
alle Strolche und Halunken
mit Pulver und mit Blei.
Steh uns bei, sieh unsre Not an
steig herab, o hehrer Wotan
Ludendorff, die Exzellenz, sprengt gen Walhall
Rupprecht präsentiert ihm eine Ehrenkrone
siegumrauscht jagt Hitler durch das Welten-All
als Lackierer und als k. u. k. Teutone
Cherusker, so stark wie die Mark
Artur Dinter und Ehrhardts Brigade
zum Teufel den jüdischen Quark
Hohenzollern befiehlt Parade
die Radfahrer wollen Kolonien
frischauf, unser Kaiser braucht Soldaten
Revanche potzblitz für Berlin
mit Handgranaten muß das Volk
im Stahlbad baden
Schmiert es an Rotundenwände
hebt die Hände — hilf uns, Teut
klettert an der Fahnenstange
der Belange bis Bayreuth.
Wie sie schlottern, diese Ottern
wie sie angsterfüllt beim Fliehn sind
wie sie schnattern, diese Nattern,
wie sie schon vor Feigheit grün sind,
wie sie wuchern, wie sie prassen
schlagt sie tot — erscheint in Massen
und traktiert mit Jungdo-Tritten
alle Levys, die beschnitten.
Auf in die Schlacht mit Juchhei!
Barbarossa ergreift unsre Fahne,
wir stampfen die Mazze zu Brei.
Richard Wagner, du Pangermane,
Teutonen und Cimbern zumal,
wir haben unsern Walter Bloem gelesen,
Alt-Heidelberg streng national,
am deutschen Wesen soll die Welt
husch-husch genesen.
Hie Waltraute — hie Wellgunde,
laßt den Treuschwur uns erneun,
hört, ihr Wände der Rotunde,
Tochter Zions, kannst dich freun
armes Mantua in Banden,
horridoh und stillgestanden,
Hände an die Hosen-Nähte,
Fridericus hat die Tête,
endlich naht die Rache-Stunde,
bringt sie um, die Lumpenhunde,
schmeißt die dicksten Pflastersteine
auf die Pazifisten-Schweine.

Wiking in schimmernder Wehr,
Caesar Flaischlen, sie sollen dich nicht haben,
Jung-Siegfried — viel Feinde, viel Ehr,
Wiederaufbau im Scharfschützengraben,
ein rheinisches Mädchen am Rhein,
massakriert jeden Franzmann und sein Sauland,
läßt niemals mit Ullstein sich ein,
in Not und Tod hoch schwarzweißrot,
hoch Schwan im Blauband!

Zu meinem Stück „Die Petroleuminseln“

von Lion Feuchtwanger

Ein kleines programmatisches Beiwort des Dichters der „Petroleuminseln", deren Uraufführung am 31. Oktober in Hamburg stattfinden wird. In Berlin wird Erwin Piscator das Stück im Laufe des Winters herausbringen.

In dem Roman „Die häßliche Herzogin Margarete Maultasch" stellte ich den Kampf einer starken, begabten Frau dar gegen das häßliche Gesicht, das ihr auf ihren Weg mitgegeben ist. Ich stellte diese Frau und ihren Kampf dar mitsamt dem Humus, auf dem sie gewachsen ist, mitsamt ihrer Erde, ihren Bergen, ihrem Himmel, ihren Menschen, ihrer Zeit ringsum, die Arbeit an diesem Buch betrachtend als Vorarbeit zu einem Stück. Denn dies, glaube ich, ist der wesentliche Unterschied zwischen romanischer Auffassung vom Drama und angelsächsisch-deutscher: daß der romanische Schriftsteller eine short story, eine Novelle, eine Anekdote in möglichst schlagender, überraschender, blendender Form in Mimik und Dialog umsetzen will, während der angelsächsische Dramatiker die Luft, den Boden, die Wurzeln mitbilden will, ja, den vielleicht zu ewigem Mißglücken bestimmten Versuch macht, die ganze biologische und soziologische Struktur seiner Menschen und Begebnisse miteinzufangen. Das angelsächsische Drama verhält sich zum romanischen wie ein Buch zu einer Zeitung, wie ein Epiker zu einem Journalisten, wie Homer zu Heinrich Heine. Worüber sich in der „Hamburgischen Dramaturgie" G. E. Lessing mit allerdings erheblich anderm Vokabular verbreitet hat.

Ich versuchte also, durch epische Gestaltung des Stoffes die Souveränität zu erlangen, in allen Winkeln des großen Raumes, in dem meine häßliche Heldin sich bewegt, zuhause zu sein. Nachdem ich dies erreicht hatte, versah ich den Raum mit andern Tapeten und verwandelte das Tirol des 14. in eine etwas legendarische Insel im südlichen Bereich der U.S.A. und mit der Lebensform des 20. Jahrhunderts. (Wie ich mein Tirol des 14. Jahrhunderts in allen Details exakt halten mußte, so mußte ich, wollte ich eine mehr als modische Realität erlangen, umgekehrt ein nicht zu naturalistisches, vielmehr ein romantisch getöntes Amerika aufbauen.) Dies getan, hatte ich die Voraussetzungen geschaffen zu jener dramatischen Form, die mir erstrebenswert scheint. Ich habe meine Basis auf ihre Tragfähigkeit gründlich untersucht. Ich darf mit gutem Gewissen sagen, daß ich von meinen Menschen be-

trächtlich mehr weiß, als ich Ihnen, Zuhörer, zeige. Ich könnte Ihnen mitteilen, wie sie sich beim Essen, beim Schlafen, bei der Toilette verhalten, auch über ihre Beziehungen zu Menschen, Landschaften, Autos und Gott könnte ich ihnen ziemlich erschöpfende Auskunft erteilen. Ich hoffe also, daß Sie, mit leiblichen Augen nur die Fassade des Hauses erblickend, Mauern, Fenster, Türen, dennoch das Material spüren, aus dem es gemacht ist, sein vielfältiges, starkes, eisernes Gerippe, die Fundamente im tiefgebohrten Schacht, das Innengerüst seines Wolken kratzenden Daches, die Aufzüge, die in ihm auf und niedergehen, seine vielen Wohnungen, das Gewimmel seiner Menschen; ich hoffe, daß, während Sie mit leiblichem Auge nichts erblicken als die Fassade dieses Hauses, Ihr Herz im gleichen Takt schlägt wie das Herz seines Architekten.

Wenn Sie mir den Gesamtaspekt meiner Welt nicht kaputmachen, Zuhörer, dann können Sie meinethalb auch einen Teil überbetonen. Ich gebe Ihnen die Welt, wie sie nach meinem Dafürhalten wirklich ist: wenn Sie wollen, können Sie sich einen Teil davon so zurecht machen, wie sie nach Ihrem Dafürhalten sein sollte. Mich stört es nicht, wenn man etwa das Stück in New York mit kapitalistischer, in Berlin mit proletarischer Tendenz spielt. Wenn man mir nur vorne den Kampf der Frau richtig und unverrückt bringt, wie ich ihn sehe.

Noch Eins: ich baute in Form einer Pyramide. Auf breiter Basis beginnend, engte ich, Zuhörer, Ihr Interesse immer mehr auf meine Hauptpersonen ein. Sie werden mir vielleicht entgegenhalten, das sei eine Konzession an die alte romanische Form des Dramas. Die Idealform sei die der Laubkrone eines Baumes, so also, daß das Drama, aus starkem Stamm aufsteigend, sich zu einem breiten Wipfel verzweigte. Vielleicht, Zuhörer, haben Sie damit recht. Aber diese Form kann ich Ihnen zu meinem Bedauern heute noch nicht liefern und wüßte auch keinen andern, der sie Ihnen, heute, liefern könnte. (Ein gewisser Bertolt Brecht macht in seinem berliner und in seinem augsburger Laboratorium vielversprechende Experimente auf diesem Gebiet.) Gedulden Sie sich also, wie Sie sich ja auch gedulden müssen, bis Ihre berechtigten Ansprüche auf einen regelmäßigen Flugverkehr über den Ozean erfüllt sind.

Kleist und die Berliner Theater von Artur Michel

Der Fall Heinrich v. Kleist erhellt merkwürdig die Situation der berliner Theaterkunst. Der Fall Kleist besteht darin, daß keine große Berliner Bühne zum 150. Geburtstag des größten deutschen Bühnengenies eine Gedenkfeier vorbereitet hat.

Die berliner Theaterkunst rennt kurzbeinig und geschäftig neben der Zeit her: manchmal kommt sie ein wenig außer Atem und schnappt gierig — wonach? Nach dem angeblichen Rhythmus der Zeit. Statt des Geistes der Zeit frißt sie ihre Abfälle und schleudert sie im Jazztakt in die Zeit zurück. So spielt die Bühne der Zeit auf.

Aber dieser Geist der Zeit, ihre Idealität, ihre Sehnsucht und große Begehr, wenn sie nicht zufällig Ingrediens eines der Stücke sind, die das Theater aus modischen Gründen spielt — von selber in die Speichen der Zeit zu greifen, käme diesem Theater nicht in den Sinn. Der Sonderfall Piscator — auch er gehört in diesen Zusammenhang, von ihm später.

Heinrich v. Kleist aber, den das Berlin seiner Zeit an den Wannsee in den Tod gejagt hat, ein unbedingter, ohne alle Vorbereiter um eine neue Form des Lebens und des Dichtens ringender Mensch, ist mit seinen reizbaren Nerven, seinem ruhelosen Herzen, seiner Lebensqual wie kein zweiter unsrer Toten, ein Mensch von heute, ein Genosse, ja ein Gleichnis unsrer Zeit. Sein Leben ist ein ungeheures Bruchstück, wie sein überliefertes Werk, das selber noch ein Bruchstück des geschaffenen ist.

Kleists Welt, Kleists Wirklichkeit ist so teilhaft, so zweideutig, so dunkel und unsicher wie unsre eigne. Hier flammt einer auf, der nicht mehr um den Sinn einer anerkannten Welt ringt — wie noch die unmittelbar voraufgegangene Zeit —, sondern der, wie wir, den Kampf zwischen Sinn und Unsinn einer fragwürdig gewordenen Wirklichkeit in seiner Brust austrägt. So hat dieser Mensch, dieser Zeitgenosse Beethovens und Goyas, die dichterische Welt und damit die menschliche durch Penthesilea und Alkmene um neue Bezirke der Seele so gewaltig erweitern können, wie mit ihren größten Gestalten vor ihm Shakespeare oder Goethe, nach ihm Dostojewski.

Warum also feiern die berliner Bühnen nicht dieses Bühnengenie? Weil er nicht „populär" ist? Gewiß, dieser wie Wasser von Klippe zu Klippe geworfene Mensch war ein reines Dramatikertemperament, war ein Novellist und ein Journalist (Wird ihn die deutsche Presse als solchen feiern?); er war kein in breiten Bildern sein Dasein gelassen spiegelnder Epiker, wie es Goethe, der junge wie der reife Goethe, gewesen ist. Er hat der Phantasie seines Volkes nicht den Boden bereitet, in dem die Vorstellung von seiner irdischen Person Wurzel fassen konnte: Eben darum hat die deutsche Bühne die doppelte Verpflichtung, an einem solchen Jubiläumstage seine Wesenheit in seinem Werk aufleuchten zu lassen.

Widerstreiten etwa Stoff und Gesinnung seiner Dramen dem Geist unsrer Tage? Gewiß, sie führen alle, um mit Penthesilea zu sprechen, in „die große Welt des heitren Krieges". Aber wenn schon ein großer Teil unsres Theaterpublikums, durch Leid nicht weise geworden, nicht die geringste pazifistische Abneigung gegen Schlachtenlärm zeigt, so liegt doch alles Hauptsächliche dieser Dramen jenseits von Krieg und Kampf. Weder klirrender Nationalismus noch billiger Patriotismus können sich auf Kleists Werke berufen. Selbst in der „Hermannsschlacht" ist es, trotz allem, ein von Menschheitsgesetzen — nicht von völkischer Phraseologie — diktierter, elementarer Haß, der den Aufstand und den Sieg der Deutschen gegen die Römer rechtfertigt. Höchstens die Besorgnis vor willkürlich-nationalistischer Mißdeutung könnte grade diesem Werk freilich die Aufführung gegenwärtig verwehren.

Führt man also Kleist nicht auf, weil es keine Spieltradition für ihn gibt wie für die übrigen „Klassiker"? Aber selbst mit Schiller hat man doch, der Spieltradition zum Trotz, von Karlheinz Martin bis zu Piscator, hinreichend experimentiert. Nein, ich fürchte, man spielt ihn deshalb nicht, weil man nicht den Mut und die Kraft fühlt, ihn seines Genius würdig zu spielen. Kleists Drama ist — im Gegensatz zur gesamten übrigen deutschen dramatischen Dichtung — allein auf das Wort, auf die Rede gestellt. Die ungeheuerste Dynamis der Gefühlsgewalt hat hier einen sprachlichen Ausdruck von einer Hoch- und Weitspannung ohnegleichen erfahren. Ihrer sich zu bemächtigen, an dieser Aufgabe sind alle Aufführungen unsrer Zeit gescheitert. Sie wurden alle sprachlich zerspielt. Allen fehlte der mächtige Atem, diese Sprache zu meistern. Es ist auch jetzt nicht anders geworden: Beweis die jüngsten Shakespeare-Aufführungen, die, zeitgemäßer Herrichtung zum Trotz, im Sprachlichen versagten (nur isolierte Mimen setzten sich durch). Wir haben einige Sprechgewaltige: Krauß, Kortner, Homolka; aber wir haben keine Sprechregisseure, keine Sprecherzieher (warum macht Jeßner von seinen Gaben so wenig Gebrauch?). Piscators Toller-Inszenierung ging mit dem Wort fast dilettantisch um: kein gesprochenes Wort wirkte so stark wie das über die Leinwand blitzende. Aber mit filmischtechnischen Experimenten, wie Toller, ist Kleist nicht zu erledigen. Die Mehrzahl unsrer Regisseure hat zum dichterischen Wort ein intellektuelles, nicht ein ursprünglich künstlerisch-akustisches Verhältnis.

Grade aber weil Kleists Drama auf die Magie der Sprache gestellt ist, kommt es den antinaturalistischen, antidekorativen Tendenzen der heutigen Bühne mit leidenschaftlicher Liebe entgegen. Dieses spezifisch dramatische Drama kann im Grunde ohne äußere Bildhaftmachung, lediglich mit wechselnder Farben- und Lichtgebung gespielt werden. Es kommt allein darauf an, die brausende, dionysisch entfesselte Sprache ins Licht zu heben, und sie wird in ihrem funkelnden Glanz den reißenden Strom des Geschehens mit musikalischer Prägnanz zum Klingen bringen, wird, wie dieses Geschehen selber, quellen, stürzen, gegen Widerstände vorschießen, rauschend aufschäumen und weiterstürzen.

Denn — um uns Penthesileens geliebter Erscheinung einen Augenblick zu nähern — noch das absolute Verstummen einer Gestalt wird nicht mit Stimmungsmitteln dargestellt; es wird vom Griff dieses Dramatikers zum Reden gebracht: dadurch, daß der innere Vorgang, der in der Stummheit hervorbricht, in Rede und Gegenrede der Umgebung projiziert wird — ich denke an die im Buche fast zehn Seiten lange stumme Szene, in der Penthesilea blutig von der Mordtat aus Wahnsinn und Erschöpfung ins Gleichgewicht sich zurücktastet.

Diese Tragödie ist Beispiel und Beweis genug dafür, daß keine Inszenierungskunst die Herausarbeitung des Wortes ersetzen kann. Die großen Berichtsszenen mit ihren sprecherischen Schwierigkeiten bringen ja jeden Regisseur zur Verzweiflung. Aber grade diese Berichtsszenen sind die wesentlichsten Elemente der dramatischen Struktur des Werks. Es

sind jene drei Kampfszenen, die nicht auf die Bühne gebracht werden, weil der Dramatiker die sichtbare Darstellung für die entscheidenden innern Vorgänge aufspart. Diese drei Ereignisse: den Wettlauf der Wagen, den Sieg Achills und endlich den Sieg Penthesileens, läßt er „beschreiben". Aber wer je das Drama gesehn oder besser: gelesen hat, die drei beschriebenen Szenen stehn ihm mindestens so lebendig vor Augen wie die angeschauten Vorgänge, und schwerlich weiß er diese und jene auseinanderzuhalten...

Preisend mit viel schönen Feuilletons wird die deutsche Publizistik den Dichter Heinrich v. Kleist an seinem 150. Geburtstage feiern. Vielleicht erreicht sie wenigstens das eine, daß das deutsche Theater seiner nicht geringen und nicht leichten Aufgabe ihm gegenüber sich erinnert. Aber mit dem Theater wird auch die Wissenschaft dem Kleistproblem von neuem auf den Leib rücken müssen. Denn Forschung und Deutung sind ja durch die tiefsten Abgründe des Kleistschen Menschentums noch nicht durchgedrungen und haben darum auch noch garnicht die aus ihnen in Kleists Dichtung hinüberwebenden Strömungen der seelischen Atmosphäre wägen, messen können.

Zu diesem Ziel zu gelangen, dazu gehört nicht bloß dichterische Schaukraft und gründlichste philosophische Schulung, sondern mit ihnen verbunden ein auf verborgenste Regungen eingestelltes Wissen um die Seele; dazu gehört die Fähigkeit, Dichten und Denken und alle seelischen Schwebungen eines durch die Wirrnis der Welt abenteuernden Genies in einen Blick zu fassen. Nur wer diese Kräfte in sich vereint, vermöchte — jenseits von Gundolf — die Dunkelheit des „Amphitryon", der „Penthesilea" aufzuhellen, vermöchte noch die Antinomie naturhaft-elementarer, unverantwortlicher Leidenschaft, wie sie von Kottwitz bewundert wird, und Kantischgesetzhaft durchleuchteter Menschlichkeit, wie sie der Kurfürst repräsentiert, in dem Schmelztiegel des Geistes, der das Spiel zum guten Ende führt, aufzulösen.

Man wird zugeben müssen, daß von solcher Neuerfassung der lebendigen Persönlichkeit Kleists auch das Theater Nutzen und Antrieb ziehen könnte. Aber könnte, müßte nicht umgekehrt grade das Theater durch eine aus dem Geist des Lebens gezeugte Darstellung der Kleistschen Dramatik dieses über die Zeiten wirkende Wesen seines Menschentums zur unmittelbaren Anschauung bringen?

Prosa der Schiffahrt von Hanns-Erich Kaminski

Wenige Berufe haben sich durch die moderne Technik so verändert, wie die Schiffahrt. Aber über wenige sind noch so romantische Vorstellungen verbreitet. Unter dem Sammelsurium der verschiedensten Arbeiterkategorien selbst, die man zusammenfassend und falsch „Seeleute" nennt, haben freilich wohl nur ein paar Segelschiffer und Küstenfischer ein Stück ihrer alten Vorstellungswelt bewahrt. Die „Landratten" jedoch, die selten oder nie in einem Hafen gewesen sind und das Meer hauptsächlich von Badereisen her kennen, gefallen sich

noch immer in den abenteuerlichen Begriffen von Fünfzehnjährigen. Es scheint weitern Kreisen gänzlich unbekannt geblieben zu sein, daß heutzutage keine Segel mehr „gehißt" werden, daß niemand mehr die „Wanten" hinaufklettert und daß das elektrische Licht auch bei Sturm nicht „gelöscht" wird. Was im Binnenland so über den überseeischen Verkehr im Umlauf ist, bedeutet einen grotesken Anachronismus, es ist reinstes achtzehntes Jahrhundert, und zwar vor der Erfindung der Dampfschiffahrt. Es ist nämlich alles, aber auch alles falsch, was die meisten Leute sich unter einem Seemann denken. Denn das soll ja wohl ein Mann sein, der in eine wilde Spezies hineingeboren wird, in eine Gesellschaft, die ihre eignen Sitten und Gebräuche hat und von finsterm Aberglauben beherrscht wird. An keinem Freitag fährt er aus, er duldet keinen Toten länger als vierundzwanzig Stunden an Bord, er lernt unter keinen Umständen schwimmen. Statt dessen ruft er seine Kameraden „Maat", singt das Flaggenlied, glaubt an den Klabautermann und trinkt Grog.

Man braucht es nur zusammenzustellen. Selbst das mit dem Grog trifft allenfalls auf die Norddeutschen zu, die Engländer bevorzugen andre Getränke, und die Seeleute aus den lateinischen Ländern trinken Wein oder gar nichts. Im übrigen fahren an Freitagen ebenso viele Schiffe aus wie an andern Tagen, eine Leiche darf so lange an Bord bleiben, wie es die gesundheitspolizeilichen Vorschriften gestatten, das heißt: wenn die Angehörigen die Kosten der Einbalsamierung bezahlen, so lange sie es wünschen, das Flaggenlied singen vielleicht gelegentlich die Mitglieder gelber Gewerkschaften, und der Glaube an den Klabautermann dürfte weniger verbreitet sein als der, daß es ein Unglück gibt, wenn ein Spiegel runterfällt.

Und überhaupt gibt es keine Seeleute im landläufigen Sinne. Die Besatzung eines großen Dampfers besteht zum größten Teil aus Kellnern und Köchen, zum kleinern aus andern Facharbeitern, die meist Metall- und Transportarbeiter sind, obgleich sie alle in den Berufsverbänden der Seeleute organisiert sind. Die technische Führung liegt in den Händen von Ingenieuren, die Offiziere sind Rayonchefs, Prokuristen oder Geschäftsführer, und der Kapitän, dieser rauhe aber gemütvolle alte Seebär, ist in Wirklichkeit der Direktor eines Warenhauses oder eines Hotels, der viel zu viel in den Büros zu tun hat und sich viel zu viel um das Wohlbefinden der Passagiere kümmern muß, um den ganzen Tag auf der Kommandobrücke herumstehen zu können.

Wir Deutschen können uns für die Pflege der kindlichen Matrosenromantik nicht zuletzt bei Herrn von Tirpitz und seinem Flottenverein bedanken. Aber auch in andern Ländern ist es kaum anders. Als beispielsweise Gabriele d' Annunzio Vorsitzender der italienischen Seemannsgewerkschaft war (nachdem er die Prosa dieser Arbeit erkannt hatte, gab er sie freilich bald wieder auf), pflegte er seine Leute mit „vecchi lupi del mare", „alte Seebären", anzureden, und einer seiner Aufrufe schließt mit den Worten: „Die Rettung ist nicht im Wind, sondern im guten und raschen Manöver, in weiser Disziplin, im wachsamen Mut. Flagge gehißt! Segel auf! Dann werden wir

uns umarmen." Was die Arbeiter von dieser lyrischen Führung ihrer Organisation hielten, kann man sich leicht vorstellen.

Aber sogar die Gesetze werden noch mit dieser abgestandenen Romantik imprägniert. In Frankreich wurde vor einigen Jahren der Kapitän einer amerikanischen Alkoholschmuggelflotte, der nebenbei bemerkt deutscher Herkunft war, verhaftet und an die Vereinigten Staaten ausgeliefert. Er hatte auf hoher See mehrere Schiffe angehalten und sie unter Drohungen genötigt, ihren Alkoholvorrat auszuliefern, den er dann nach den Staaten schmuggelte. Die Anklage lautete jedoch hochtönend auf Seeräuberei, und die pariser Zeitungen amüsierten ihre Leser mit der Behauptung, daß man dem Buchstaben nach den Verbrecher wie einen Piraten alten Stils eigentlich am Mast eines Schiffes aufhängen müsse.

Im Zusammenhang mit all diesen Anachronismen steht ein andrer, nicht minder grotesker: nämlich die Vorstellungen, die sich mit dem Begriff Auswanderung verbinden. Was für ein pompöses Wort! Man schmeckt förmlich die Fatalität darin, den Sprung ins Dunkle, das neue Leben, das unwiederbringlich Verlorene, das Nie-Wiedersehen. In der Wirklichkeit ist auch die Auswanderung meist weniger schicksalhaft.

Meist: denn es gibt noch Fälle, und es sind nicht einmal Einzelfälle, auf die solche Empfindungen passen. Ich bin einmal von Genua ein Stück mit einem Dampfer gefahren, der nach Südamerika ging. Da hatte wirklich noch alles den Anstrich eines grausamen Verhängnisses. Das Schiff, das einer italienisch-französischen Linie gehörte, maß 15 000 Tonnen, war also mittelgroß. Anders als bei den modernen deutschen, englischen und amerikanischen Schiffen gab es jedoch für die Passagiere der dritten Klasse keine Kabinen. Es gab nicht einmal Unterkunftsräume, in denen wir uns bei Tage aufhalten konnten, selbst zum Essen mußte man sich einen Platz suchen, wo man seine Schüssel ungestört auf den Knieen halten konnte. Tische waren demgemäß auch nicht vorhanden, und einen Stuhl besaß nur, wer schlau genug gewesen war, sich einen mitzunehmen. Es war, in einem Wort, noch das richtige alte Zwischendeck mit seinen oft beschriebenen Greueln. Wir schliefen, weit über hundert Männer, eng zusammengepfercht in einem einzigen großen Raum des Vorschiffs, während die Frauen ebenso im Hinterschiff untergebracht waren, und wir hatten nicht einmal ein verschließbares Fach, geschweige denn einen Schrank zur Verfügung. Der Waschraum befand sich eine Treppe höher an Deck, eine kleine Bude mit einem halben Dutzend Becken, der obendrein mit Ausnahme der Morgenstunden, verschlossen war. Ein Gerücht wollte wissen, daß wir Bettwäsche bekommen würden, aber als ich in Barcelona ausstieg — der Abfahrtshafen des Schiffes war Neapel! — waren unsre Strohsäcke noch immer unbezogen. Die beiden einzigen Gegenstände, die wir bis dahin empfangen hatten, waren ein Handtuch und ein Eßnapf. Je vier Zwischendeckler mußten eine Gruppe bilden, für die einer das Essen zu holen hatte, erst die Suppe, dann Fleisch oder Fisch und Gemüse, alles im selben Topf, wozu es noch einen halben Liter Wein gab. Es war nicht schlecht, aber einförmig und geschmacklos schon in den zwei

Tagen, die ich dabei war. Kurz: Alles hatte den Charakter der Kaserne; allein der Gedanke, drei Wochen dieses Leben führen zu müssen, machte schaudern.

Bei den Auswanderern, die sich in deutschen Häfen besonders nach Nordamerika einschiffen, sieht die Sache ganz anders aus. Der Abstand ist so groß wie ein halbes Jahrhundert. Auch hier herrscht eine gewisse Zaghaftigkeit, und phantastische Gerüchte laufen um wie immer, wenn eine Menge Menschen zusammen ist: aber die Grundstimmung ist optimistisch. Und selbst dieser Geisteszustand bedeutet noch die Romantisierung eines ziemlich belanglosen Ortswechsels. Wenn man statt auswandern: umziehen sagte, würde die Sache sofort ins richtige Licht rücken. Die Allermeisten sind ja Leute, die eine qualifizierte Arbeit gelernt haben und sich im 20. Jahrhundert mühelos zurecht finden. Ob sie von Leipzig nach Breslau, oder von Frankfurt nach New York ziehen, was ist das schon für ein großer Unterschied? Die Tausende, die vom Lande und aus den Kleinstädten alljährlich nach Berlin kommen, ohne daß man viel Aufhebens davon macht, laufen mindestens das gleiche Risiko. Die Schiffahrtslinien tragen nur dem prosaischen Charakter dieser Tatsachen Rechnung, wenn sie nach Nordamerika ihre modernsten Dampfer fahren lassen, in denen auch der dritten Klasse ein gewisser Komfort geboten wird.

Daß besonders die Auswanderung nach Nordamerika so banal geworden ist, liegt zum Teil fraglos an der Gesetzgebung der Vereinigten Staaten, die nur gesunde Leute mit bestimmten Mitteln, mit einer festen Anstellung oder mit einer Bürgschaft von zwei amerikanischen Bürgern ins Land läßt. Aber andrerseits ist es gerade diese Gesetzgebung, die eine Reise von Hamburg nach New York zu einem zwar nicht romantischen, jedoch bürokratischen Abenteuer macht. Die Freiheitsstatue wird wirklich fast zu einem Gral, wenn man sich erst Monate lang durch einen Wald durcharbeiten muß, wo hinter jedem Baum ein Arzt im Hinterhalt liegt, wo alle möglichen Dokumente wimmern: „Reich mich ein!", und wo man die rätselhaftesten Fragebogen lösen muß. Doch selbst diese Hindernisse werden leicht überwunden, wenn einem eine gütige Fee ein Billett erster Klasse überreicht.

Der Mangel an Geld ist das einzige, was das Reisen heutzutage noch romantisch machen kann, zur See ebenso wie zu Lande. Der ganze Unterschied besteht darin, daß eine Seereise meist länger dauert und darum länger den Alltag unterbricht, mag man ihn dann im eignen oder in einem andern Land wiederfinden. Die Schiffahrt und alles, was mit ihr zusammenhängt, deshalb mit etwas Besonderm zu verklären, ist töricht und sogar lächerlich. Und doch: auch wenn der überseeische Verkehr längst durch das technische Zeitalter entzaubert ist, die Poesie des Meeres ist ewig. In ihm behält die Unendlichkeit ihr unzerstörbares Sinnbild. An seinen Küsten wird jeder Abschied doppelt schmerzlich. Für den, der fortgeht, bedeutet es die Ferne, die doch immer verheißungsvoll erscheint; den Zurückbleibenden offenbart es mit grausamer Deutlichkeit das Alleinbleiben.

Schinderhannes von Arthur Eloesser

Ich habe mich über Zuckmayer nicht zu beklagen; mich hat er in keiner Weise enttäuscht. Auf seinem Weinberg schon war ich nicht recht fröhlich mit den Fröhlichen, es ging mir da zu sinnlich her. Das war schon beinahe Edelfäule. Seine Leute hatten die Hosen voll von rheinischer Volkstümlichkeit und Fröhlichkeit. Aber das kam wohl von der Sonne.

Ehre wem Ehre gebührt! Das Lustspiel war gut gearbeitet, die Szene immer voll, gut in Bewegung gehalten, und wenn sie einmal stockte, wurde sie mit rheinischer Sängerlust angerührt. Da hinein eine Prise Ironie. Zuckmayer ist nicht dumm. Musik läßt sich durch keine Parodie aufheben, Musik bleibt immer der Liebe Nahrung.

Der Florian Geyer vor Geyer vor Weinsberg lag ... Auch im Schinderhannes bewährt Zuckmayer seine Stärke für Wirtshausszenen, er ist ein polyphonischer Dramatiker, er versteht sich auf die Inszenierung von Geräuschen. Wenn Prügel fallen sollen, singt die Kellnerin, oder die immer bereiten rheinischen Musikanten beginnen zu kratzen. Wenn der Schinderhannes gegen die Franzosen losschlägt, heißt die Parole ganz einfach, ganz heroisch volkstümlich: Himmelhund!! Aber hinter der Bühne und vor der großen Pause geht eine Symphonie los von einbrechenden Türen, von wilden Schreien, Pfiffen, Flintenschüssen und etwas Marseillaise. Wenn aber der Schinderhannes aus den Armen seines Julchens zu Tode geführt wird, läuten alle Glocken. So stirbt ein Held — anbetungswürdig —.

Den Rinaldo Rinaldini, Schinderhannes, Orlandini und besonders Carlo Moor nahm ich mir als Muster vor. — So sang ein andrer freier Sohn des freien Rheines. Ich begrüßte auf der Bühne zwei Schweizer, zwei Roller, zwei Razmann, zwei Schufterle. Und beinahe das Fräulein von Edelreich. Käthe Dorsch ist immer eine schöne Käthe Dorsch und besonders rührend, wenn sie zwischen den Räubern auf einem Kornfeld einen kleinen Schinderhannes zur Welt bringt. Aber der Kerl, der so breit in seinen Hosen steckt, verlangt ein Schwergewicht neben sich, nicht unter den Kaliber von Lucie Höflich oder Else Lehmann. Die Dorsch war zu fein, zu lieblich, sie ging grade noch auf eine Postkarte.

Drüber stand: hab Sonne im Herzen! — Ja, das ist nun raus, was für mich nie sehr drinnen war. Zuckmayer hat Sonne im Herzen. Reuig werden das auch die Bedenklichen, die Ärgernisnehmer einmal anerkennen, die ihm die Polizei auf den fröhlichen Weinberg geschickt haben. Es ist noch kein Ganghofer ohne die Liebe seines Volkes vierzig Jahre alt geworden. —

Am Rhein, am Rhein da wachsen unsre Reben, gesegnet sei der Rhein! — Es gibt nun eine rheinische Dichterfamilie, sogar von der Regierung anerkannt, die sie durch Festessen und andre Veranstaltungen zusammen zu halten sucht. Ich weiß nicht, ob Karl Zuckmayer da schon mit essen darf, der

wohl nur als fünfzigprozentig, so als halber Berliner gilt. Wir wollen uns deutsche Dichter nicht ohne deutsche Landschaft denken, und Schmidt-Bonn wie Eulenberg haben sich ja bemüht, den Rhein auf die Bühne zu bringen. Aber sie machten das romantisch mit dem alten Abendsonnenschein. Sie dachten nicht daran, daß der ewig grüne Greis nicht nur Winzer ist, sondern auch ein grober Lastschiffer und ein Großindustrieller. Zuckmayer hat den rüstigen Herrn mit dem Naturalismus neu verheiratet, mit allen Naturalismen, die es je gegeben hat, von Schiller bis zu Gerhart Hauptmann, bis zu Ganghofer und Sudermann. Der seinen 70. Geburtstag wahrlich nicht zu feiern brauchte, da er in so vielen rüstigen Enkeln fast wöchentlich wieder geboren wird. —

Vater Rhein sagte: Ich bin des ewigen Gedudels satt und die Loreley kann ich alter Lastschiffer überhaupt nicht mehr hören. Jede Dampfersirene ist mir lieber, die mich von Tantiemen und Dividenden träumen läßt. Gewiß, ich bleibe träumerisch und romantisch. Das verlangt mein Ruf und der Bädeker. Aber wenn du was schaffen willst, mein Junge, dann benimm dich derbe und volkstümlich. Erdgeruch machen. — Eine ganz feine Dame begrüßte mich in der großen Pause: Guten Abend, Sie Schweinehund: — Warum Schweinehund? — Na, im Stil des Stücks; — Nicht ganz; nach dem Sch — hätte noch ganz was andres kommen müssen. — Na, warten Sie doch, unsre Unterhaltung hat ja erst angefangen. —

Schinderhannes ist derb, aber er ist ebenso edel, er gibt den Armen, was er den Reichen nimmt. Kein Revolutionär, wie der Dichter sagt, sondern ein Rebell, des freien Rheines freier Sohn und sein schönstes Temperament im Derben und im Zarten. Der Dichter gibt dem Räuberhauptmann auch eine tragische Schuld, da er Julchens Rat verachtend und die Warnerin temperamentvoll auf die Erde schmeißend mit seinen paar Mann gegen die Franzosen losschlägt. Was man so Hybris nennt. Oder auch Dummheit. Die andre Dummheit ist die, daß er unter die Soldaten geht bei den Preußen, die ihn dann ausliefern. Dafür gewinnen wir allerdings ein paar Militärszenen mit den beliebten Kasernenhofblüten. Die einzelnen Bilder sind wieder geschickt ausgebreitet und angeboten. Aber es sollte ein paar Jahre verboten werden, daß überhaupt in Bildern gedichtet wird. Kunst muß schwer sein.

Das Bilderdichten bekommt auch den Schauspielern nicht, weil sie nicht gezwungen werden, dauernd zu entwickeln, vorherzusehen und im Einzelnen immer das Ganze zu geben. Weil sie zu sehr vegetieren dürfen im reinen Zustand des nur Augenblicklichen. Das sei auch für Klöpfer gesagt, der herrlich war, besonders im Zwiespalt des schlechten Gewissens gegen Julie, wenn sich was Bitteres in die Kehle hinauf würgt. Aber das Bildhafte, das nicht zugleich vorbereitet, das nicht die nächste Situation enthält, das ein immer wieder Anfangen zuläßt, erlaubt auch ein allzu reichliches Ausschwelgen im eignen Temperament. Grade einen Klöpfer sollte man verhindern, daß er es sich irgend wo bequem machen darf.

Frisuren von Morus

Die Untersuchung der Reichswehrsubventionen

Schon nach zwei Monaten ist es dem Sparkommissär Sämisch gelungen, die Untersuchung über die Beziehungen zwischen dem Reichswehrministerium und der Phöbus Film A.-G., kurz, den Fall Lohmann abzuschließen. Aber in zwei Wochen ist es noch nicht gelungen, den Bericht des Doktor Sämisch der Öffentlichkeit zu übergeben. Da wir nicht annehmen möchten, daß der Aktentransport von einer Amtsstelle zur andern innerhalb Berlins so lange dauert, bleibt nur die Vermutung, daß die zuständigen Herren Friseure noch nicht einig darüber sind, wie man das Ergebnis zurechtstutzen soll: ob man dem Bericht einen kurzen Bubikopf schneidet (sechs Zeilen WTB-Notiz: nichts gefunden, Lohmann rehabilitiert), ob man das Ganze mit einem falschen Wilhelm überzieht, oder, da es doch vornehmlich um die Marineabteilung des Wehrministeriums geht, eine leichte Wasserwelle drüber legt und für den Rest Landesverratsverfahren eröffnet.

In jedem Fall ist es durch die ausgezeichnete Methode, anstelle eines öffentlichen parlamentarischen Untersuchungsausschusses ein geheimes Verwaltungsverfahren zu setzen, gelungen, das Interesse der Öffentlichkeit abzulenken und die Filmsubventionierungen durch die Reichswehr — wenns sich nicht um Übleres handelt — bis auf weiteres vergessen zu machen. Aber vielleicht nimmt sich, wenn der Reichstag zusammentritt, doch einer der fünfhundert Abgeordneten die Zeit und stellt den Antrag auf eine parlamentarische Untersuchung; denn bei dem Fall Phöbus kommt es nicht nur darauf an festzustellen, aus welchen Mitteln ein Kapitän seiner Freundin ein kleines, trautes Heim eingerichtet hat, sondern es geht um die weit interessantere Frage, durch welche Kanäle die Reichswehrgelder rieseln. Eine parlamentarische Untersuchung über den Fall Lohmann, die die sozialdemokratische Reichstagsfraktion allein erzwingen kann, wäre die beste Vorübung für die Prüfung des kommenden Reichswehretats. Und um dieses Zieles willen wäre es sogar zu verantworten, daß Herr Lohmann selbst noch einige Zeit suspendiert bleibt und sein Gehalt bezieht, ohne dafür Marinegeschäfte machen zu müssen.

Hugenberg in Freystadt

Wie ungerecht sind doch die Gaben in dieser Welt verteilt! In Berlin muß der Lokal-Anzeiger-Leser sich damit begnügen, was Hugenbergs Komparsen und Hilfsregisseure zusammenreimen. Schon der Hauptregisseur Klitzsch ist eine unnahbare Größe, und Hugenberg selbst braucht sich nicht erst, wie sein Vorgänger August Scherl, eine Geheimtür und eine besondere Treppe bauen zu lassen: er verschmäht es, das Haus zu betreten, in dem seine jüdischen Helfer sich bemühen, ihms recht zu machen. Er schwebt über den Wassern, und nur bei besonders feierlichem Anlaß zeigt er sich einmal im Zentralorgan der Reichshauptstadt dem niedern Volke.

Wie gut hat es dagegen der Leser des ‚Freystädter Wochenblattes', der findet noch, durch irgendeine Korrespondenz des Hugenberg-Konzerns getreulich weitergeleitet, in der zweiten Beilage ein Wort aus des Meisters eignem Mund. Zwischen einem Gedicht mit dem launigen Titel „Gereimtes Wochenkompott", einer beachtlichen wissenschaftlichen Abhandlung über den indischen Eiertanz und einem Festaufsatz „O Tübingen, du werte Stadt!" kann er lesen, was Dr. A. Hugenberg, M. d. R., über „Bauernschicksal — Volksschicksal" zu sagen hat.

Und was hat Hugenberg dem Freystädter zu sagen? Er sagt ihm, daß das deutsche Bürgertum in Gefahr ist, mehr und mehr in die politische Faulheit und Gleichgültigkeit zurückzusinken, die ihm das Unglück der beiden letzten Jahrzehnte eingetragen hat. „Man steckt den Kopf in den Sand und will die Gewitterwolken am Himmel nicht sehen. Man will Geschäfte machen und die Sorgen los sein ... So deutet alles darauf, daß wir nichtsehenwollenden Auges in neues Unheil hineinrennen — ganz, wie vor dem Kriege und während des Krieges — und mit dem Leichtsinn des Verblendeten unser Unglück vollmachen. Die ‚Schuld' wird wegen seiner Faulheit dann wieder das Bürgertum tragen."

Der Mann hat recht, möchte man flüstern — aber dann gehts los:

> Zu denjenigen ‚großen' Aufgaben, die wir lösen könnten, wenn wir wollten, und bei deren Lösung wir nicht, wie bei allen Freiheits- und so vielen Wirtschaftsaufgaben, durch die Fesseln unserer internationalen Knechtschaft lahmgelegt sind, gehört die Rettung des so schwer gefährdeten Bauernstandes und damit unsrer Wirtschaft und Kulturgrundlage überhaupt, und damit der großen Masse unsrer Arbeiterschaft, die von dieser Lebensgefahr, in der sie schwebt, und von ihren wirklichen Ursachen nichts sehen und hören will. Es wird an dieser Krankheit gequacksalbert und gesalbadert. Aber beileibe darf nichts Durchgreifendes, wirklich Gesundendes geschehen. Beileibe darf keine Partei, kein Minister, kein Reichspräsident, überhaupt keine Stelle dieses parlamentarischen Staates die Frage der Rettung des deutschen Bauern zu einer Kabinettsfrage, zu der Frage machen, die zunächst einmal vor allen andern von Grund auf gelöst werden muß — eine gar nicht so schwere Sache, wenn man wollte. Denn das störte ja die Ruhe, das kostet Kampf! Und wir haben doch schon so viel gekämpft. Und die Bauern lassen sichs ja auch gefallen. Warum also?

Nun wissen die Bauern in der Umgegend von Freystadt wenigstens, woran sie sind. Da keine Partei, also auch nicht die deutschnationale, kein Minister, also auch nicht Herr Schiele, kein Reichspräsident, also auch nicht Hindenburg, sich ihrer annimmt, bleibt ihnen nichts übrig, als unter der Führung von Alfred Hugenberg gegen diesen parlamentarischen Staat ein bißchen zu putschen. Dies für die Woche, und sollte man

am Sonntag in Freystadt und Umgegend andre Bedürfnisse haben, so kann man in Hugenbergs Jugendschriften nachlesen und zur Morgenandacht Jung-Alfreds Ode zitieren: „Es ist für alle nun eine böse Zeit, die sich zur Lehre der Liebe bekennen, der menschenerlösenden, weltumfassenden, zukunftsgläubigen Liebe."

Borsig oder Thomas

Zwischen Streiks und Teuerungsgefahr möchte mancher meinen, daß es in dieser fast vollkommenen kapitalistischen Welt doch noch kleine soziale Schönheitsfehler gibt. Aber das ist offenbar ein Irrtum. Wer so etwas annimmt, denkt gewiß noch daran, daß Herr Ernst von Borsig, Präsident der Vereinigung Deutscher Arbeitgeberverbände, vor wenigen Monaten die Forderung aufstellte, die soziale Fürsorge abzubauen, auch wenn „vielleicht 50 000 Menschen, die heute mit Hilfe dieser Fürsorge mit dem Leben fertig werden, zugrunde gehen."

Das war, wie gesagt, vor wenigen Monaten. Jetzt dagegen gibt derselbe Herr von Borsig zu Ehren des Internationalen Arbeitsamtes und seines Direktors, des Sozialisten Albert Thomas, ein Diner im Esplanade, man tauscht Reden und Trinksprüche, um, wie immer derselbe Herr von Borsig so richtig bemerkt, die Beziehungen mit den Männern vom Genfer Arbeitsamt „zum Nutzen der Erfüllung unsrer Aufgaben der Allgemeinheit gegenüber zu vertiefen und zu befestigen." Und artig erwidert Herr Albert Thomas, indem er das Glas erhebt und auf die Prosperität der deutschen Industrie anstößt, „dieser Gewähr und Sicherheit für den sozialen Frieden."

Der französische Arbeiterführer Albert Thomas, von dem unter anderm das Wort stammt, daß der Streik kein Recht ist, sondern eine Tatsache, hat sich im Laufe der Jahre zu einem Diplomaten von vielen Graden entwickelt. Wenn auch sein Vollbart noch etwas krauser ist, als man ihn in der Vereinigung Deutscher Arbeitgeberverbände trägt, so beherrscht der Genosse Thomas doch die besten Sitten aller Völker, und zu jeder Fahne, die das Hotel Esplanade aufzieht, wird er die passenden Worte finden. Aber vielleicht wäre es für die internationale Arbeiterbewegung, durch die Herr Thomas zu seiner heutigen Stellung gelangt ist, besser, wenn er etwas weniger diplomatisch wäre und sich nicht allenthalben so geschmeidig dem genius loci anzupassen verstände. Erst in diesem Frühjahr haben die Vertreter der deutschen Industrie, zusammen mit den englischen Industriellen, in Genf hintertrieben, daß die Arbeiterschaft an der Kontrolle internationaler Kartelle und Trusts mitwirkt. Es scheinen also doch noch einige Meinungsverschiedenheiten darüber zu bestehen, welche Aufgaben der Allgemeinheit gegenüber Arbeitgeber und Arbeitnehmer zu erfüllen haben; und ob sich diese Meinungsverschiedenheiten auf dem Wege über das Hotel Esplanade werden beseitigen lassen, mag immerhin zweifelhaft sein.

Bemerkungen

Scheffauer

Wenn ein Mann, der von seiner Frau getrennt lebt, ein Mädchen ersticht und sich dann in den Hof seines Hauses stürzt, haben es die Schnüffler nicht schwer, herauszufinden: warum. Besonders dann nicht, wenn die guten Freunde des Mannes diskret flüstern, man solle dem tiefern Grund der Tat nicht nachgraben. Nun gibt es aber etwas noch Schamloseres als diese Neugier, die einem Menschen noch im Tode die Ruhe stiehlt, die er im Leben verloren hatte. Das ist die Manier jener moralischen Reporter, die sich von geschwätzigen Haustanten versichern lassen, daß nur eine Geistesstörung den stillen, sympathischen und vornehmen Herrn im dritten Stock zum Mord und zum Selbstmord habe treiben können. Dies Weißwaschen eines Menschen, an dem nicht das Pech der Hölle, sondern das Blut des Lebens klebt, ist ein derart erbärmlicher Dienst für die konventionelle Moraltheorie, daß man nur sagen kann: sie ist ihr angemessen.

Scheffauer hat eine junge Frau erstochen. Er hat auch sich selber umgebracht. Sein Tod löscht das Interesse für die Motive des Mordes. Der Untersuchungsrichter hat hier zu schweigen.

Aber auch die freiwilligen Detektivs mit ihrem Konkubinats-Soupçon gegen Scheffauer und seine Sekretärin dürften sich irren. Welche Qual ihm auch den letzten Stoß gegeben hat, — Scheffauer war (nach meiner Meinung) seit Jahren seines Schaffens ein geistig kranker Mensch. Damals, als sein Buch „Wenn ich Deutscher wäre" erschien, schickte er es mir zu, damit ich es hier bespräche. Ich kannte noch nichts von ihm — nicht sein pazifistisches Drama vom „Hohlen Kopf des Mars", nicht seinen Novellenband „Das Champagnerschiff" und nicht das halbe Dutzend Kampfschriften aus der Weltkriegs- und Ruhrkriegszeit. Ich wußte nur, daß er, der Amerikaner, der Mann einer Engländerin, 1915 seine Wohnung, seine Bibliothek in England beschlagnahmen ließ und nach Deutschland übersiedelt war, um von hier aus mit einem manischen Starrsinn die Sache Hindenburgs gegen die Wilsons zu verteidigen. Zu seinem Wunsch- und Exempelbuch „Wenn ich Deutscher wäre" schrieb er mir, es sei ein Extrakt seines Denkens und Fühlens, es kennzeichne ihn. Ob er sich richtig beurteilt hat, weiß ich nicht. Wenn ja, dann hätte er längst in die Hände des Nervenarztes gehört.

In der ganzen chauvinistischen Literatur Deutschlands und der romanischen Länder ist keine so superlative Besessenheit von der nationalistischen Idee gefunden wie in diesem Buch. Scheffauer war ein Schriftsteller, der den Boden der Sprache nur zu ritzen brauchte, um die Quellen springen zu sehen. Trotzdem ist sein Buch unlesbar. Denn es jagen sich darin Beteuerungen und Beschwörungen, Hurras und Hosiannas auf die kerndeutsche Seele, die bei ihm Alles hat, was einen göttlichen Charakter in den gehobeneren Hugenberg-Hirnen bezeichnet, und selbst die wenigen Laster waren ihm nur gloriose Defekte, verwurzelt in der Treue und Tiefe, Traumkraft, Denkstärke und Heldenhaftigkeit des Deutschen Menschen, dessen einziger Fehler es sei, den Anti-Geist der andern, der Teufels-Rassen und das trübe Gift sozialer Debatte zu sich einzulassen. Und dann kam nach Heil und Hoch der puritanische Tadel und der ins Schwarz-Weiß-Rote umgekippte Chauvinistenzorn. So bot dieser Mensch sich dar als klinisch sauberstes Exemplar jener pathologischen Spezies, die es auch sonst in der Politik gibt, jenes transvestitischen Nationalismus, der ein religiöses Ethos verwirklichen will durch ein exklusiv-chauvinistisches Programm nach außen, durch ein autoritär-antisoziales nach innen, der aber

in der Realität nur den anti-ethischen Impulsen der andern Seite zum Sieg über alle, auch die ethischen Bestrebungen der eignen verhilft. Die Kriegsverbrechen unterm Union Jack und unterm Sternenbanner seiner Heimatländer, die Roheiten im Dienst der Trikolore züchtigte Scheffauer mit Skorpionen, — die gleichen Schandtaten unterm kaiserlich deutschen Banner waren dem amerikanischen Germanomanen allenfalls replikative Äußerungen eines überfallenen Heroismus.

Scheffauers politisches Werk wäre stark, wäre gefährlich genug, um uns zu zwingen, es mit negativer Verschlußmarke abzusiegeln, hätte dies überfrequente Hirn nicht seit Jahren schon an Verfolgungssucht gelitten. Ein Kopf großen Formats, verrannt in einen überschnappten Chauvinismus, verwendete die Fackel seines Geistes zu gefährlichem Brändestiften, bis sie grell und plötzlich sich selber erstickte.

Alfons Steiniger

Die Tankette

Seitdem ich wieder Zeitungen lese, weiß ich, daß alle meine Befürchtungen um die Zukunft der Menschheit eitel sind. Idioten wie ich sind hin und wieder der Anschauung, daß es der Kunst sehr schlecht gehe. Fehlgeschossen mein lieber Dottore, Sie verstehen vielleicht unter Kunst in rechthaberisch - dogmatischer Weise immer noch Bildermalen und Dramenschreiben, Kunst ist ein sehr relativer Begriff. Wenn Sie einigermaßen auf der Höhe des Fortschritts wären, den sich unsre große Zeit in jedem Tagblatt mit Recht attestiert, würden Sie begreifen, daß der schlechte Geschäftsgang einer Kunst, die mit öligen Schweinsborsten operiert, ganz unwesentlich ist im Vergleich zu dem glänzenden Geschäftsgang einer Kunst, die sich auf das Menschentöten, mit andern übertragenen und vornehmern Worten, auf die Kriegsführung bezieht. Diese Kunst blüht mehr denn je. Leider kann Amerika, das in fortschrittlichen Tötungsmethoden einen so hohen Standard erreicht hat, mit besondern Neuheiten nicht aufwarten. Damit aber der Fortschritt in der Familie bleibt, haben England und seine Generäle eine Erfindung gemacht, die zu den schönsten Hoffnungen berechtigt. Ich will nicht sagen, daß die Herren der Reichswehr, besorgt um den guten Ruf unsres Vaterlandes, nicht auch die Tankette hätten erfinden können, in diesem Falle müssen wir aber wie so oft und leider dem Ausland, das ja sonst der deutschen Kultur nicht das Wasser reichen kann, den Vortritt im Fortschritt überlassen. Mit einer Träne im Monokel müssen wir feststellen, daß die Tankette von englischen Generalen und Kriegsingenieuren in jahrelanger selbstloser Arbeit erfunden worden ist.

Es sieht Ihnen ähnlich, daß Sie nicht wissen, was eine Tankette ist, wüßten Sie es, würde es Ihnen vielleicht besser gehn als jetzt, wo Sie auf die Honorare einiger pazifistischer Artikelchen angewiesen sind.

Also, um es kurz über lang zu machen, die Tankette oder das Tankchen, auch Tankolino oder Einmann-Tank benannt, ist, wie ich mir Ihnen gegenüber erlaube zu sagen, der Tank in der Westentasche. Er ist nur von einem Mann besetzt, wie die Beschreibung sagt, der töten und chauffieren zu gleicher Zeit beherrschen muß, weshalb man ihn im Interesse des Fortschritts nicht ohne das Zeugnis einer neunklassigen höhern Schule seinem verantwortungsvollen Amte überlassen sollte.

Der Tankolino, auch Tankette genannt, ein Bruder des großen Tank, der neben dem Giftgas, wie auch Ihnen bekannt sein dürfte, sich als einer der erfolgreichsten Werber für eine metaphysische Lebensauffassung im Weltkriege bewährt hat, ist dazu bestimmt, feindliche Schützengraben mit einem Anflug von Humor zu nehmen. Da er viel kleiner und beweglicher ist als sein Bruder, der große Tank, stellt er gewisser-

maßen die Tankkavallerie dar, läßt sich zu Kundschafterdiensten hervorragend verwenden und ist, wie eine eingehende wissenschaftliche Untersuchungsmethode festgestellt hat, mit dem frischen Husarengeiste eines kavalleristischen Unternehmens erfüllt. Wenn Sie diese letztere Behauptung nicht glauben sollten, wenden Sie sich bitte an die Kriegsberichterstatter einer zukünftigen Epoche. Was das Menschentöten anbelangt, steht die Tankette, auch Einmann-Tank genannt, dem großen Tank in keiner Weise nach, ein Maschinengewehr, welches nach allerletzten Plänen am laufenden Bande umbringt, steht dem Chauffeur, auch Einmann genannt, zur Verfügung.

Es ist die höchste Zeit, daß die Kriegsführung über den toten Punkt eines sentimental-pazifistischen Widerstandes hinweggebracht wird und dazu kann der Tankolino oder die Tankette, die weitvorausschauende Engländer erfanden, nur dienlich sein. Das deutsche Volk, welches in seiner Tiefe erfreulicherweise noch am alten Wotan festhält, wird sich diese Erfindung, die in ihrer Niedlichkeit dem Kriege eine spielerische Note zu geben verspricht, nicht entgehen lassen. Mit einem donnernden Hurrah werden wir, wenn es darauf ankommt, die Kredite bewilligen, die zur Anschaffung von zehntausend Einmann-Tanks erforderlich sind. N' Abend, Herr Doktor....

Richard Huelsenbeck

Zeugung

Die biochemischen Vorgänge sind bekannt.

Äußerlich sah es so aus, daß das nackte, gardinenlose Fenster erst hellgrau, dann graublau schien — schließlich wurde der Himmel draußen weißlich. Die Frau wachte zuerst auf — in einem schmutzigen Hemd, mit zerzausten, ins Gesicht hängenden Haaren blickte sie trübe um sich her. Das Rumpeldurcheinander des Zimmers sah sie an. Durch die verklebten, zusammengekniffnen Augen erblickte sie: den Herd mit Töpfen und Papier, auf dem Tisch die leeren zwei Flaschen und eine halbvolle, ihren Unterrock auf einem Stuhl, seine Sachen über eine Stuhllehne geworfen, Stiefel, Körbe, Brocken, unabgewaschnes Geschirr, Zeitungsbogen, einen Hammer. Je weniger die Leute besitzen, desto voller sind ihre Stuben. Diese hatten nur eine: Küche, Eß- und Schlafzimmer zugleich. Darin hatten sie gestern das Kind gezeugt.

Daß es ein Sohn werden würde, wußte die Frau noch nicht. Sie sah auf den Mann; der schlief mit halboffnem Mund, schlecht rasiert, schwitzig um die Nase herum. Der Blick weckte ihn. „Koch Kaffee!" sagte er halblaut. Sie wollte zärtlich sein, in der Fortsetzung. Er küßte sie und schob sie, nicht unfreundlich, fort. Sie stand auf. Er sah sie vom Bett aus hantieren und mit den Töpfen klappern, der Vater.

Das Zimmer sah aus, wie die Photographie einer Mordstube, wie eine Tatbestandsaufnahme. Er richtete sich hoch und langte sich das Wollunterzeug herüber. Dann schlurrte er in Pantoffeln auf den Gang, auf den Abtritt.

Die künftige Mutter legte Brotkanten, ein Messer auf eine Tischecke, setzte zwei Kaffeetöpfe daneben. Er kehrte zurück, und sie frühstückten. Sie sprachen nicht. Es war nichts zu sagen. Er sah kauend aus dem Fenster. Da lag die Stadt.

Er sah über die Dachschornsteine, ohne sie zu sehen. Weil der Mensch nur hinter sich sehen kann und nicht vor sich, sah er nichts. Zwei Höfe weiter stand ein Pferd, ein junges Tier, das würde ihm in zwei Jahren einen Tritt gegen den Unterleib versetzen, an dem er lange Monate krank liegen würde, arbeitslos und krank. Um die Ecke saß ein Schreiber in einem Bureau, der spitzte seinen Bleistift — mit ihm würde die Frau weglaufen, einem jungen, käsig-bleichen Burschen, finnig. Hinten, weit am Horizont, wohnte der Arzt, der auch nichts für ihn tun konnte

— und weiter, im Westen sein Fabrikant, der ihn dann entließ. Vorläufig kaute er noch stumpf vor sich hin.

Das, was in der Mutter war, wurde ein Sohn, die weiße Flocke. Er verreckte bei Verdun, an demselben Tage, an dem der General Falkenhayn den Orden Pour le mérite bekam. Die Herren Eltern erhoben sich.

Kaspar Hauser

Agnes Altkirchner

Das Buch des Dichters Felix Braun kommt seinem Gegenstand sehr nahe. Es hat genau, wie das alte Oesterreich, dessen Untergang es schildern soll, den Charakter des Unwirklichen, Niegelebten, oder vielmehr den einer Traumwelt von Gnaden des Träumenden, eine Realität von tieferer Evidenz, als daß sie nur gelebt werden könnte. So ist die Abfolge (abgesehen von einer schlechten, weil äußerlichen Architektur in 7 × 7 Teilen von keiner Notwendigkeit als zwei zufällig gewählten Daten abgeleitet) traumhaft, willkürlich die Associationen des Gelebten übernehmend, ihr Inhalt autokratisch verwaltet gleich der Welt eines Kindes, dem allein wichtig ist, wie die Dinge in ihm sind. Es ist das Traumland des alten Oesterreich, das sich sein Schwanenlied singt, ohne die Peinlichkeiten Adrianscher und — leider auch — Hofmannsthalscher Abgesänge: es hat mit dem, was wir unter dem Wiener Ästhetizismus verstehen, nicht mehr als — allerdings doch — den Ort gemeinsam.

Es bleibt eine Privatangelegenheit des alten Oesterreich, von der man als Historiker oder Psychiater Notiz nimmt. Die Auswahl der Typen ist durchaus subjektiv, ihre Zeichnung reinlich in der Darstellung der „bösen" Vertreter der heutigen Nachfolgestaaten nicht minder als in der des blonden deutschen Jünglings, lächerlich in der dieser Russen, die in dem trüben mystischen Licht eines vulgären Tolstoikults schwimmen — ist nicht einmal genau: auch da nicht, wo die Liebe die Hand des Schreibenden geführt hat. Die Typen sind übernommene, nicht gesehene, erlebt ist das eigne taedium vitae, verkörpert in der Doppelgestalt des Anselm Schreiber und des Johann Amann: die „Handlung" ist die éducation sentimentale des Autobiographen. Ein Desillusionsroman, der ein ganzes Land zum Helden nehmen möchte, dessen einziges Thema aber die Enttäuschung und Ohnmacht des Schreibenden ist. Fast rührend zu sehen, wie die Titelheldin, die Verkörperung dieses alten Oesterreichs, das auch nach dem Zusammenbruch nicht stirbt, schemenhaft bleibt, fast zur Nebenrolle wird und nicht einmal für den Helden die Zentralsonne ist, sondern nur eine ihrer zufälligen Inkarnationen. Es ist schade, daß die Prosa des echten Lyrikers Felix Braun nicht nur nicht ihr Vorbild, Stifter, erreicht, sondern zeitweise zur ödesten Jungnickelei (verstärkt durch spezifische Wiener Schlamperei) verflacht. Von diesen tausend Seiten bleibt wenig: es ist als Buch seiner Zeit das privateste ihrer Dokumente, nicht ihre Gestaltung.

Aber vielleicht war dieses alte Oesterreich, das da starb, überhaupt nicht mehr als der Traum derer, die es liebten?

Gregor Thomas

Die letzte Jazzoper

Mit der begnadeten Journalistenfeder, die die Berliner Premiere dieser „ersten Jazzoper" als „das musikalische Ereignis der Spielzeit" registriert, brauchte nicht viel Lesens gemacht zu werden. Auch mit jener nicht, die auf die Frage: wer war Richard Wagner, bündig antwortet: „Kreneks großer Gegner". Es ist, mit einem Wort, wieder einmal ein Rummel ausgebrochen. Die Sicherheit, daß er in ein paar Monaten vorüber sein wird, enthebt uns nicht der Verpflichtung, seine geistigen, das heißt ungeistigen Hintergründe zu lüften.

Was ists also mit diesem „Jonny", der sich als Heiland der

musikalischen Weltrevolution aufspielt und (trotzdem) in diesem Winter auf fünfzig Opernbühnen gespielt werden wird? „Da kommt die neue Welt übers Meer gefahren mit Glanz und erbt das alte Europa durch den Tanz." Am Jazzbesen wird die deutsche Musik genesen. So denkt, so dichtet Ernst Krenek. So dichtet er wirklich. Und vielleicht dachte er wirklich so in seinem halbgebildeten Wirrkopf, damals, als er so dichtete — damals 1926; zur selben Stunde entdeckte Piscator das Jazzophon als Wahrzeichen der kommunistischen Welterneuerung.

Wenn im Reichstag alle Parteien zu einer Vorlage Ja sagen, dann wissen wir: eine Seite des Hohen Hauses hat sich hineinlegen lassen (und vermuten: die linke). Wenn der intellektuelle Wedding eine Kurfürstendammsensation als Rhythmus der Zeit heroisiert, dann ist es nicht der Kurfürstendamm, der sich blamiert hat. Das also war 1926. 1927 ist Jazz kaum noch operettenfähig, und Kreneks revolutionärer Vorstoß bestätigt sich als Appell an den reaktionären Amüsierpöbel. Danach ist das Buch; danach ist die Partitur.

Eigentlich sollte es eine Operette werden; aber es sollte doch keine werden. Darum die Belastung mit Opernambitionen. Darum das prätenziöse Gehabe, als sei hier ein brennendes Kunstproblem — die Oper der Gegenwart (also der Zukunft) — gelöst. Eigentlich sollte es ein Bekenntnis zum welterlösenden Amerikanismus werden; aber es sollte doch wieder nicht. Darum muß, indes der Komponist Krenek dem Mangel seiner Potenz mit amerikanischen Jazzanleihen aufhilft, Kreneks „Komponist", sein Opernheld Max, aus dieser sinnlos bejazzten Gegenwart in die Ewigkeitswelt der Gletscher flüchten, in der, wer zweifelte daran, der eigentliche Krenek zuhause ist.

Solcherart durch einen Überbau unredlicher Hilfskonstruktionen gedeckt, vermochte der pfiffige Spekulant, Träger eines noch unlädierten Musikernamens, sein Produkt in jene Sphäre zu schmuggeln, in der immerhin Figaro, Fidelio, Tristan, Falstaff angesiedelt sind. „Es geht schon längst nicht mehr um Ewigkeitswerte. Wir pfeifen darauf" — schrieb neulich, als Wortführer der Krenek-Generation, H. H. Stuckenschmidt; der ist ehrlicher. Aber worum geht es denn also? Darum, nach dem Fiasko der „Neuen Musik" wieder Kontakt mit dem Publikum zu finden? Nichts ist zu gewinnen, nichts zurückzugewinnen, wenn das Operettenpublikum in unsern Opernhäusern befriedigt wird; nichts, wenn hier Begriffe und Methoden des Amüsiergewerbes eingelassen werden.

Nach der hochsensationellen Novität, eines Saisonerfolgs gewiß, hat auch unser Berliner Opern-Intendantissimus gegriffen, freudig und unbedenklich; wir dürfen es ihm nicht verdenken; so wenig wie seinen Kollegen. Aber der Trick konnte nur einmal gelingen. Die „erste Jazzoper"? Die erste wird die letzte sein; die zweite, ob von Krenek oder Kollo, wird ihre Konjunktur verpaßt haben.

Klaus Pringsheim

Zwanzig Worte Russisch

Aus der herrlichen Rheinstadt Bonn.

Am Ende der feudalen Koblenzer Straße steht das Palais der Prinzessin Schaumburg-Lippe, der Schwester des ehemaligen Kaisers. Und mit der ist was geschehen, das der Erinnerung wohl wert erscheint.

Vor wenigen Jahren war Jushni mit dem „Blauen Vogel" hier. Allein schon ein Ereignis. Vor Beginn der Vorstellung spricht er einige Worte russisch. Möchte auch den Zuhörern etwas von dieser Sprache beibringen. „Serr einfach, das Russisch," sagt Jushni. „Sehen Sie, meine Damen und Herren, ‚da', das ist russisch und heißt ‚ja' auf deutsch! Sehr einfach, nicht wahr? So bitte, sagen Sie mal: ‚da!'" Jushni bittet eine

Dame in der Orchesterloge, „da" zu sagen. Die aber sitzt recht versteinert da und sagt kein Wort. Da wendet sich Jushni zu einer andern Dame mit der Bitte: „Sagen Sie einmal ‚da', mein Fräulein, die Dame drüben lernt auch noch ja sagen!" Das war nun wenig respektierlich, denn eben jene Dame, die nicht „da" sagen wollte, war die Prinzessin Viki, Wilhelms Schwester.

Und doch — Jushni hat Recht behalten. Viki hat gelernt, „da" zu sagen. Sie wird zum zweiten Mal heiraten und, mein lieber Jushni, sie heiratet einen Russen! Einen kleinen schwarzen Jungen, den Baron Zoubkow, Student in Bonn. Der kaiserliche Schwager ist 24 Jahre alt, die Braut dagegen 62. Wilhelm, selbst vorbelastet in eroticis, hat seine Einwilligung gegeben. Und Prinz Heinrich, der eben hier weilt, hats publiziert. Ja, zwanzig Worte russisch, schwarzes Haar, ein hübsches Gesicht und 24 Lenze, dem hält selbst die stärkste Zollernfestung nicht mehr stand.

Hans Most

Herr v. Tannenberg

Es ist bemerkenswert, daß uns sämtliche auf Friedenssehnsucht gestimmte Artikel im Auslande außerordentlich schaden. Die Gegner sind durch Verhetzung und Lüge geistig so irregeführt, daß sie trotz aller Mißerfolge immer noch an ihren Sieg glauben."

Zensurbuch für die deutsche Presse 1917

G. K. C.

G. K. Chesterton hat soeben eine Reise durch Polen gemacht, hier und dort Vorträge gehalten und sich dabei mit der bei ihm selbstverständlichen Intensität über alle osteuropäischen Fragen instruiert. In einem dieser Vorträge in Warschau beschäftigte sich Chesterton mit gewissen entwicklungsgeschichtlichen Ideen seines Landsmannes H. G. Wells und übte an ihnen Kritik. Es muß hier erwähnt werden, daß Wells in seiner Weltgeschichte die Behauptung aufgestellt hat: Polen hätte seine Dreiteilung vollauf verdient und sei mit ihr für seine zahlreichen politischen Sünden bestraft worden.

„Nehmen wir also an", führte Chesterton aus, „Mister Wells, der sicherlich auch nicht sündenfrei gelebt hat, würde deshalb in drei gleiche Teile zerschnitten, und man überließe den ersten Teil Bernard Shaw, den zweiten Rudyard Kipling und den dritten Galsworthy ... Nun, sagen Sie selbst, meine Herren, ob das nicht eine etwas harte Strafe wäre?"

Quiquerez

Liebe Weltbühne!

Karl Fürstenberg traf den schon reichlich angejahrten Bankier H.

„Na, lieber H., Sie sehen ja so glücklich aus. Was ist denn?"

„Mir gehts auch ausgezeichnet! Denken Sie, gestern abend war ich mit einer entzückenden Person zusammen, einer kleinen Stenotypistin. Ein Rassemädel, sage ich Ihnen. Also, wir haben erst gut gegessen, dann waren wir im Kabaret. Entzückend war die Kleine —! Na also — und dann sind wir nach Hause gegangen, sie war süß! Ob Sie es mir glauben oder nicht, ich sage nichts weiter als ..." Dabei hob er drei Finger seiner Hand und streckte sie Fürstenberg entgegen.

Fürstenberg wiegte einen Augenblick den Kopf und sagte: „Warum soll ich Ihnen nicht glauben? Ich glaube Ihnen das süße Mädel. Ich glaube Ihnen das gute Essen, das Kabaret. Ich glaube Ihnen sogar ..." und dabei streckte er drei Finger aus. „Nur daß sie eine Stenotypistin war, das glaube ich Ihnen nicht."

„Na, warum denn nicht?"

„Aber, lieber H., damals gab es ja noch gar keine Schreibmaschinen!"

Antworten

Nürnberger. Du findest es ungerecht, daß wir hier die ‚Münchner Neuesten' anprangern, und meinst dein ‚Fränkischer Kurier' sei auch nicht von Pappe. Du schickst uns dessen tägliches Unterhaltungsblatt als Probe, um zu zeigen, was aus diesem früher viel beachteten Blatt geworden ist. Da lesen wir denn folgendes:

Amnestie

Reiche Gnade ist verkündet worden,
milde war des Jubeltags Geleit,
und die dunklen Kerkerpforten
öffneten sich den Gefang'nen weit.

Männer, die zu schirmen treu gedachten
Volk und Vaterland vor Schelmerei,
Schelme, die viel Leid und Schande brachten
ihrem Volke, wurden wieder frei.

Viele, die unschuldiges Blut vergossen
in unsel'ger Tage irrem Lauf,
nimmt der Kreis der harrenden Genossen,
die im Dunkeln schleichen, wieder auf.

Ob die gold'ne Freiheit sie verdienen,
die zur Untat waren einst bereit,
solches zu beweisen, gebe ihnen
nie der Himmel die Gelegenheit.

Wachsamkeit ist aber wohl geraten;
sie allein verheißt uns Garantie,
daß dem Vaterland nicht bringe Schaden
die so reich gewährte Amnestie.

Daß der Blutwahn nimmer wiederkehre,
und nicht Opfer heische wiederum
und Schönheit und Würde uns bescheere
wie im Luitpold-Gymnasium.

Chr. Meyer-Nördlingen

Das ist so ergreifend, daß jedes Wort dazu verschwendet wäre. Nicht weit davon steht ein andres Poem, worin von dem „schwarz-rot-gelben Dörrgemüse" die Rede ist. So sehen bayrische Zeitungen aus! Mit Recht sagt der Dichter Chr. Meyer-Nördlingen: Wachsamkeit ist aber wohl geraten, sie allein verheißt uns Garantie . . .

Berliner. In aller Stille ist dein alter Bürgermeister gestorben, Adolph Wermuth, und die liberalen Blätter widmen ihm gerührte Nachrufe. In den Nekrologen kommt die Tatsache ein wenig kurz weg, daß eben dieser vielbeweinte Mann von dem alten Kommunalfreisinn erlegt worden ist, von den Mertensdemokraten im Stadtparlament, und daß er fallen mußte, war nur möglich, weil außer der ‚Berliner Volkszeitung' ihm damals kein zweites demokratisches Blatt sekundierte. Diesem einstigen kaiserlichen Staatssekretär war es nämlich nicht entgangen, daß die Mehrzahl der Menschen einer großen Stadt aus Proletariat besteht, und weil er kein Lippendemokrat war, deshalb wollte er gemeinsam mit diesem Proletariat an der Stadt arbeiten, ja er schreckte nicht vor ihm zurück, mochte es sich selbst unabhängig-sozialistisch oder kommunistisch nennen. Damals war noch kein Reichsbanner erfunden, kein republikanischer Verein stellte sich schützend vor Berlins großen Kommunalpolitiker. Alt und krank streckte er die Waffen und ging in die Vergessenheit. Die

Mediocritäten triumphierten. Dieser Mann hätte das Geschäft gestört. Heute haben wir eine ach, so rote Mehrheit in der Stadtregierung, aber der wirkliche Regent ist Herr Haberland. Aber Wermuth hat man vertrieben, und wie würde es hier gar einem Breitner ergehn! Keine Sorge, auf diesem Boden wächst so etwas nicht.

T. R. Sie senden uns ein Werbeschreiben der Internationalen Vereinigung für Rechts- und Wirtschaftsphilosophie, wo die folgenden löblichen Grundsätze verkündet werden: „Staatliche Ordnungen wurden zerstört; eine völlige Umschichtung des gesellschaftlichen Lebens trat ein ... Mit den sich überstürzenden Gesetzen verstärkten sich auch bei dem Juristen die Zweifel am Werte seines Wirkens, ja am Wert der dogmatischen Rechtswissenschaft überhaupt. So wird er notwendig geführt zu der Rechts- und Sozialphilosophie als der das Recht und das soziale Leben wertenden Wissenschaft ... Hier gewinnt er die Kraft zur Neuordnung des rechtlich-sozialen Lebens und zu einer den Bedürfnissen des Volkes genügenden Rechtsanwendung." Schöne Prinzipien, in der Tat. Und wen haben sich die Rechtsphilosophen als Schirmherrn auserwählt? § 18 des Statuts vom 1. April 1924 verrät: „Das Protektorat des J.V.R. hat Großherzog Ernst Ludwig von Hessen und bei Rhein übernommen." Nach § 16 ist besagter Protektor auch Ehrenmitglied. Übrigens befindet sich in der Liste der neu aufgenommenen Mitglieder auch der sozialdemokratische Abgeordnete Dr. David, der Vertreter Hessens im Reichstag. Und das Ganze nennt man laut Prospekt: „eine völlige Umschichtung des gesellschaftlichen Lebens."

Weltbühnenleser Köln treffen sich am zweiten und vierten Montag im Monat, abends 8½ Uhr, im Fürstenbergbräu, Brückenstraße 1—3; erstmalig am 24. Oktober.

Nachlässiger Justizbeamter. Als Deutschland vom Gelächter über die Prinzenbewunderer um Domela widerdröhnte, tauchte plötzlich die fette Nachricht auf, daß gegen Harry Domela eine Untersuchung wegen Mordes eingeleitet worden sei; er stände, so hieß es, im Verdacht, einen Pagen des Berliner Café Vaterland ermordet zu haben. An der Sache war, wie vorauszusehen, kein wahres Wort, und die Untersuchung wurde sang- und klanglos eingestellt. Sie, der Sie — zweifellos gegen besseres Wissen — dergleichen Unfug eingerührt haben, bleiben straflos; denn man kann Ihnen nichts beweisen. Der Grund Ihres Vorgehens war klar: Sie wollten die ungeheure Blamage Ihrer Klassengenossen einigermaßen wieder gut machen und den unbequemen Enthüller belasten. Das ist, wie so vieles, was Sie einrühren, vorbeigelungen. Keine Sorge: Ihre Organisation wird Ihnen nicht einen Talarfaden krümmen. Wir aber lachen weiter, auf Ihre Kosten, und möchten ums Verrecken nicht dem Verein der Saxo-Borussen angehören, deren Mittagessen in den Tagen des Erscheinens der Erstausgabe in peinlichem Schweigen und ohne das dort übliche Rülpsen vorübergegangen sein mögen. Prinz Lieven seis Panier!

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152 zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 11958.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank: Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Die Schuldebatte von Carl v. Ossietzky

Es gehört zu den Eigentümlichkeiten des Reichskanzlers Doktor Marx, im Reichstag nicht das Wort zu nehmen, wenn es sich um die politischen Herzensangelegenheiten seiner Person und seiner Partei handelt. Das Schund- und Schmutz-Gesetz, ein schwarzes Dekokt mit dem sichtbaren Firmenstempel des Zentrums, mußte der Herr Doktor Külz verteidigen und bei der Gelegenheit die unansehnlichen Reste seiner liberalen Reputation einbüßen. Für das Schulgesetz steht der kurmärkische Protestant v. Keudell gerade. Herr Doktor Marx hat sich in der ganzen Kampagne bisher darauf beschränkt, auf dem Katholikentag von Dortmund seinem Volke den Wunsch der Herren Bischöfe mitzuteilen. Einen politisch-religiösen Kompetenzkonflikt gibt es für den gewesenen republikanischen Präsidentschaftskandidaten nicht. Roma locuta, causa finita.

Man kann eine schlechte Sache mit schlechtem Gewissen geistvoll verteidigen. Das sind welsche Advokatenkniffe, für die kein Raum ist in deutschem Gemüt. Der Herr v. Keudell hat die schlechte Sache sicherlich mit dem allerbesten Gewissen vertreten, aber, by Jove, wie hat er sie vertreten! Ein ungewandter Redner mag stottern — auch Camille Desmoulins hat gestottert — aber trotzdem kann in seiner Art sich zu geben oder in seiner Gedankenführung etwas sein, was zum Aufmerken zwingt. Doch hier stotterte nicht nur der Mann, hier stotterte schon das Manuskript, aus dem er vorlas. Der sachliche Teil dieser, sagen wir mal ... Rede war kaum ein Achselzucken wert, während die Schlußpartie mit ihren hilflosen Versuchen, das Gesetz weltanschaulich zu fundieren, ein Bombardement mit faulen Eiern rechtfertigte. „Die rechte Entwicklung eines Menschen ist nur möglich, wenn sie zurückgeht auf die Quellen des Ewigen. Dieser Grundgedanke hat die Reichsregierung bei ihrem Entwurf geleitet... Das Volk hat einen Anspruch auf ein erneutes Bekenntnis seiner Regierung zu den Grundgedanken der christlichen Kultur. Wahre Freiheit besteht nur da, wo der Mensch gebunden ist an Gott." Welches Parlament auf der Welt ließe sich so ranzige Traktätchen vorsetzen, ohne mit knallenden Türen zu reagieren? Und unter den 50 Millionen Deutschen sind mindestens 25, die es sich nach Art ihrer Schulbildung oder legitimiert durch persönliches Bemühen um bessere Bildung, Wissen, gestuften Geschmack durch Lektüre verbitten können, von Regierungsseite mit dem Abfall von pietistischen Abfällen regaliert zu werden.

Herr v. Keudell jedoch erhielt „Beifall rechts und in der Mitte", und ihm folgten Fraktionsredner, die sich eifrig mühten, auf das also gedrückte Niveau niederzusteigen. Welch eine Debatte! Welch ein Parlament! In jedem andern bemüht man sich, wenn es um die Schule geht, die besten Köpfe vorzuschicken und den Feinden der Bildung des Volkes die Erlesen-

sten, die Kultiviertesten, die unbestrittensten Repräsentanten des Geistes entgegenzustellen. Hier im Reichstag brannte keine Fackel, da war nicht einmal ein raketenspritzendes Lästermaul. Welch ein Genuß ist es heute, die Rededuelle zwischen Bismarck und Windthorst in den Kulturkampfdebatten nachzulesen. Welch reiche und anspruchsvolle Form, und wie stark das Streben nach äußerster Transparenz des Ausdrucks! Kampf zweier blanker Intellekte, die hier sogar auf sonst geübte demagogische Tricks verzichten, auf die Taschenspielereien alter Berufspolitiker, dafür aber Fechtkunst zeigen, gewählte Fechtkunst mit edlen Damascenerklingen. Und zwanzig Jahre liegen die Kämpfe zurück, bei denen Adolph Hoffmann, mit zweifelhafter Deklination zwar, aber mit unbezweifelbarem Witz und lachender Helligkeit des Verstandes die Talare und Bratenröcke von der Rechten heimschickte. Welch Abstieg gegen damals selbst!

Die Sozialdemokraten betrauten den Genossen Schreck aus Bielefeld, der schon lange kein Bürgerschreck mehr ist und ein bißchen über Kulturreaktion lamentierte; aber auch dieser Sprecher der stärksten Oppositionspartei fand kein klares Bekenntnis für die weltliche Schule, sondern beschränkte sich auf Verlangen nach Anerkennung der „Verfassungsschule". Hier ahnt man bereits die Konturen künftigen Kompromisses... Denn die vom Genossen Schreck bekämpfte „Kulturreaktion" ist ja anderswo bekanntlich noch immer umworbene Regierungspartnerin. Wie denn auch die Rede des Zentrumsvertreters, Herrn Rheinländer, Hoffnungen auf Ausgleich durchblicken ließ. Aber auch dieser Verfechter der klerikalen Interessen exponierte sich nicht sehr; die Frömmigkeit hatte die katholische Partei vorsichtigerweise ausschließlich dem Protestanten v. Keudell überlassen.

Wenn man den Berichten der großen demokratischen Zeitungen Glauben schenken will, bedeuten die Ausführungen der Frau Doktor Bäumer den geistigen Alpengipfel der Diskussion. Das mag sein. Zugegeben, daß diese sehr belesene Dame engere Beziehungen zu Kant und Hegel unterhält als die Herren vor und nach ihr, was will das besagen? Denn diese guten Beziehungen zur klassischen deutschen Philosophie und zu den alten liberalen Maximen gedanklicher Freiheit haben die Dame nicht gehindert, sich vor einem Jahre mit aller Energie für das Zensurgesetz zu engagieren, das, wie festgehalten werden muß, die Arrangierprobe zu dieser Schulvorlage war. Damals klappte die blau-schwarze Belle-Alliance zum ersten Mal, und damals rieb man sich links noch sehr erstaunt die Augen. Heute sind die Herrschaften lange eingespielt. Und damals waren es in der liberalen Ecke grade die gebildeten Leute, die mit dem deutschen Geist und der klassischen Philosophie legal Vermählten, die ihren Liberalismus in den Wind schlugen; es waren die Heuß und Bäumer, denen die Humboldt- und Fichte-Zitate sonst nur so aus dem Schnabel laufen, die den Parteien von Marx und Keudell freiwillig Sukkurs leisteten. Ein Jahr später darf die Frau Doktor Bäumer wieder die Seele der Demokratie, den deutschen Geist und weiß Gott, was sonst noch repräsen-

tieren. Und in den Parteien und Blättern der Opposition ist nicht Einer, der ihr wenigstens mit der Narrenpritsche über den zitatvollen Mund fährt.

Das Ergebnis? Das Zentrum wird schließlich, von unbeträchtlichen Konzessionen abgesehen, seinen Willen bekommen. In den Ausschußberatungen wird schon was gedeichselt werden. Bemerkenswert, daß keiner von den Streitern wider Kulturreaktion die Fiktion vom christlichen Staat grundsätzlich abgelehnt hat. Das Zentrum, unterstützt von der schmalen aber lauten evangelischen Orthodoxie, hat seine These so gründlich in die Köpfe gehämmert, daß sie überall mindestens im Unterbewußtsein herumgeistert. Und doch wäre grade da ein festes Wort vonnöten. Wann wäre dieser Staat jemals christlich gewesen? Wann hätte er sich jemals ganz primitiv nach der Moral der zehn Gebote gerichtet? Dieser Staat tötet, stiehlt, läßt durch seine Vertreter falsch Zeugnis ablegen und neidet seines Nachbarstaates Gut. Dieser Staat ist nicht christlich, kann es nicht sein, sonst läge sein Apparat am ersten Vormittag still. Man soll diesem Staat überhaupt nicht mehr Ethik aufpacken als er verarbeiten kann. Der moderne kapitalistische Staat ist eine Kinderfibel, eine Gendarmenfaust, ein Paragraph, eine Kehrichtschaufel, eine Steuerkarte und bestenfalls eine Bettelsuppe. Ihn zum Träger sittlicher und religiöser Gedankenkreise zu machen, ist eine ideologische Verblasenheit und führt zur Heuchelei.

So wars früher und ists geblieben, die sogenannte Revolution hat „das morsche, alte Ding, den Staat" nicht, wie Freiligrath hoffte, jung gehämmert, sondern nur vorübergehend jung geschminkt, und heute täte wieder dringend etwas Rouge not.



Vielleicht trug zur Unergiebigkeit der Kulturdebatte bei, daß bald Schatten aufstiegen, die sie verdunkelten. Es krachte im Gefüge der Koalition. Aus den bayrischen Finanzforderungen an das Reich wuchs ein Konflikt. Während Keudell sein schlechtes Manuskript schlecht ablas, der Genosse Schreck seine Donnerkeile schleuderte, die Bäumer ihre letzten Zitate zusammenklaubte, unterhielt man sich draußen in den Wandelgängen über Geldsorgen.

Das Beamtenbesoldungsgesetz, das der Regierung stramme Wählerkolonnen liefern sollte, hat sich als Niete erwiesen. Zuerst stieg eine kleine Teuerungswoge, dann trat ein, was jeder Vernünftige voraussehen konnte: die Erhöhung der Beamtengehälter wurde für viele unterbezahlten Arbeiter- und Angestelltenkategorien das Signal, die lange zurückgehaltenen Forderungen endlich zu stellen. Das aber bedeutete auch das Ende des angeblichen Wirtschaftsfriedens und die Eröffnung einer neuen Aera von Lohnkämpfen. Und dann kam der Reparationsagent. Nun sucht der Herr Reichsfinanzminister die Gemüter zu beruhigen, indem er von einem versteckt gehaltenen Sparstrumpf erzählt, der zwar bisher für die Deckung der durch das Schulgesetz entstandenen Mehrkosten reserviert gewesen sei, jetzt aber an die Länder gehen könne,

um die Aufstockung der Beamtengehälter programmgemäß durchzuführen. Das hat wieder zu erbitterten Auseinandersetzungen im Zentrum geführt. Die Instanz, die etwa dreinreden und ein paar aufschlußbegehrende Fragen stellen könnte, das Parlament, hat man in die Vertagung geschickt. Nicht einmal die Streikinterpellation kam zur Verhandlung. Das Kabinett Marx aber hat seine Katastrophe nicht abgewendet, sondern nur gestreckt.

Merkwürdig, daß noch keine Rechtsregierung in der Republik bisher selig gestorben ist. Auch um diese, obgleich sie nach Herrn v. Keudell mit den Quellen des Ewigen sozusagen auf bestem Fuße steht, riecht es schon vor dem Exitus bedenklich nach Schwefel. Wenn die Regierung klug wäre, schaffte sie sich ein wenig Erleichterung durch Ausbootung einiger beschwerlicher Kollegen. Doch das wäre wohl zu viel verlangt von einem Kabinett, in dem zwar ein paar Gerissene sitzen, aber nicht ein Kluger.

Der ukrainische Separatismus von Elias Hurwicz

In seiner Rede im Plenum des Moskauer Sowjets hat Rykow vor einiger Zeit auf die die Sowjet-Union bedrohenden außenpolitischen Gefahren und besonders auf die Wühlarbeit der ukrainischen Separatisten im Auslande hingewiesen. Die Sowjet-Machthaber haben schon so oft — aus naheliegenden, innenpolitischen Gründen — das Gespenst der Koalition an die Wand gemalt, daß wir ihnen gegenüber skeptisch geworden sind. Doch dies Mal hat Rykow mit seiner Behauptung recht. Die ukrainischen Nationalisten sind mit dem heutigen Zustand der Verbindung der Ukraine mit Rußland unzufrieden; und um diese Verbindung umzustoßen, suchen sie bei ihrer Wühlarbeit eine Stütze — und finden diese bei manchen Regierungen der europäischen Großmächte ...

Die ‚Litauische Rundschau' hat bereits im März dieses Jahres eine Anzahl hierauf bezüglicher Dokumente veröffentlicht, die bisher von keiner der hierbei erwähnten Personen bestritten worden sind. Aus diesen Dokumenten ergibt sich, daß die ukrainischen Separatisten ihren eignen „Ministerrat", „Ministerpräsidenten", „Außenminister" etcetera, kurz eine eigne „Regierung" haben. Mag das komisch, ja politisch kindisch erscheinen: es liegt darin ein System, eine Organisation. Und diese Organisation entfaltet eine rührige Tätigkeit. Wir führen zunächst, als besonders interessant, das Schreiben eines gewissen Herrn Tokarschewski-Karaschewitsch an, der als „Außenminister der Ukrainischen Volksrepublik" in Paris tätig ist, an den bekannten ukrainischen Nationalpolitiker Andrej Lewizky, der in Warschau als „Ministerpräsident" der gleichen Republik fungiert. Am 12. Oktober 1925 berichtet Tokarschewski: „... Angesichts der wichtigen Folgen der Locarno-Konferenz und der Bedeutung, die sie für die Ukrainische Volksrepublik bei dem künftigen Auftreten gegen die Sowjet-Union haben kann, hat unsre Delegation dem britischen Botschafter in Paris ein einschlägiges Memorandum überreicht. Im

Zusammenhang damit hatte der Außenminister der Ukrainischen Volksrepublik eine Zusammenkunft mit dem Botschafter. Dieser erklärte, daß England die Entwicklung in der Ukraine verfolgt und sich für die Frage der staatlichen Selbständigkeit der Ukraine lebhaft interessiert." Die Ereignisse in China haben dieses Interesse noch aktueller gemacht. Am 2. Februar 1927 meldet Tokarschewski: „Die Engländer haben endlich begriffen, daß die Lage im Fernen Osten von den Bolschewiki geschaffen wurde und England gezwungen ist, gegen diese energisch vorzugehen. Daher beginnt England mit uns „konkret" zu sprechen. Gestern lud mich der hiesige englische Botschafter zu einer Beratung ein. Die englische Regierung besteht darauf, daß der Generalstab der Ukrainischen Volksrepublik einen Bevollmächtigten nach London zur praktischen Lösung von Militärfragen entsende. Die Angelegenheit ist sehr wichtig und dringend, und darum muß unbedingt eine Militärperson, wenn möglich mit dem Range eines Generals, zu diesem Zweck gefunden werden. Auf dem Wege nach London muß diese Persönlichkeit Paris besuchen, um Informationen zu erhalten. Es ist interessant, daß die Engländer immer noch darauf bestehen, daß die Armee der Ukrainischen Volksrepublik auf dem Territorium der Ukraine aus Detachements von Aufständischen gebildet wird. Mir wurde dies dadurch begründet, daß die Organisation ukrainischer Truppenteile außerhalb der Ukraine heute politisch und praktisch unzweckmäßig wäre, da es den Bolschewiki einen gewichtigen Grund zu einer Propaganda gegen England geben würde. Solange zwischen England und den Sowjets diplomatische Beziehungen bestehen und kein Krieg ausgebrochen ist, wird England unsrer Armee nur in der Ukraine helfen."

Die „Regierung der Ukrainischen Volksrepublik" begnügt sich aber nicht mit der englischen Unterstützung. In seinem oben angeführten Bericht meldet Tokarschewski ferner, daß Maßnahmen getroffen sind, um auch „die Verbindung mit den Deutschen wiederaufzunehmen und den Boden für Verhandlungen mit offiziellen deutschen Kreisen vorzubereiten." Was aus diesen Maßnahmen geworden ist, entzieht sich unsrer Kenntnis. Dafür erfahren wir aber aus dem gleichen Briefwechsel, daß es den Separatisten (wohl durch Vermittlung des damaligen polnischen Außenministers Grafen Skrzynski) gelungen ist, mit Foch sowie mit dem französischen General Nollet in Kontakt zu kommen; sie erklärten sich diesem gegenüber sogar bereit, jederzeit drei kampffähige Divisionen aus ehemaligen ukrainischen Militärs, die heute im Auslande leben, aufzustellen, um mit ihnen gegebenenfalls in die Sowjetukraine einzumarschieren. In Frankreich dürften ja noch, seit der bewaffneten Intervention in Odessa, die in Zusammenarbeit mit den Detachements von Petljura geschah, in gewissen nicht einflußlosen Kreisen manche „ukrainische Traditionen" fortleben. Vor allem besitzen die ukrainischen Separatisten eine hilfreiche Hand im ‚Matin', dessen außenpolitischer Mitarbeiter de Corabe sich noch kurz vor dem diesjährigen Unionkongreß der Sowjets nicht entblödete zu erklären, daß die Sowjet-Ukraine auf die-

ser Tagung ihren Austritt aus der Sowjet-Union proklamieren werde... Eine Antwort auf all diese Wühlereien erteilte auf dem besagten Kongresse der Vertreter der Sowjetukraine Tschubar mit seiner Erklärung, die Ukraine halte fest zu der Union. Bekanntlich geht die Sowjetregierung in ihrer ukrainischen Politik auf dem Gebiete der kulturellen Autonomie (Schule, Behörden) so weit, daß selbst den ukrainischen Nationalisten auf diesem Gebiete wohl kaum noch viel zu wünschen übrig bleibt; so weit, daß das russische Element im Lande, das noch an der alten russischen Kultur und Sprache festhält, sich oft zurückgedrängt fühlt. Aber das alles genügt den Separatisten nicht, und hier wird es offenbar, daß der Kampf ihrerseits weniger um kulturelle Nationalgüter, als um die politische Macht und das Wirtschaftssystem geht...

Von besonderer Bedeutung ist aber die Verbindung des ukrainischen Separatismus mit der gegenwärtigen polnischen Regierung. Der dem Friedensgedanken zuneigende Skrzynski behielt zwar gleichfalls die Verbindung mit den Separatisten, befleißigte sich jedoch im Verkehr mit ihnen offenbar einer gewissen Zurückhaltung. Wie Lewizky im Briefe vom 13. Juli 1925 mitteilt, habe ihm Skrzynski erklärt, daß „die polnische Republik an einer Aktion gegen die Sowjets niemals teilnehmen wird, solange die Unabhängigkeit der Ukraine nicht von den Entente-Mächten garantiert ist". Später, am 22. März 1926, teilt allerdings Tokarschewski mit, daß er Skrzynski „an die von der polnischen Regierung übernommenen Verpflichtungen" gemahnt, aber die Antwort erhalten habe, die Finanzlage Polens erlaube nicht, die Geldunterstützung zu erhöhen. Von dem durch Skrzynski vermittelten Zugang zu Foch und Nollet haben wir bereits oben gesprochen. In ein aktuelleres Stadium dürfte die Verbindung mit Polen unter der Regierung Pilsudskis eingetreten sein. Daß der Führer der ukrainischen Separatisten, der vielgenannte Andrej Lewizky, im Konnex mit Pilsudski steht, ist ein offnes Geheimnis. Um aber diesen Konnex gleichsam schwarz auf weiß zu dokumentieren, gab der Pilsudski bekanntlich sehr nahestehende „Glos Prawdy" eine Sonderausgabe unter dem Titel „Ukraina" heraus. Wohl eine Sonderausgabe über die ukrainische Minderheitsfrage? denkt der Fernstehende. Mit nichten! Eine Sammelschrift ukrainischer Nationalisten und Separatisten vielmehr, die also mit Hilfe des Pilsudski-Organs herauskommt. Um den Geist dieser Sammelschrift aber zu kennzeichnen, sei nur ein Satz aus dem Artikel „Die Wichtigkeit der Ukraine für den europäischen Frieden" aus der Feder R. Smal-Stockis, des ehemaligen Vertreters der Ukraine in Berlin, der jetzt an der Warschauer Universität doziert, wiedergegeben: „Eine freie Ukraine hat eine besondere Bedeutung für Polen. Die Verbindung der Ukraine mit Moskau war das Prolog der polnischen Katastrophe. Nur eine freie Ukraine kann Polen von den beiden Mühlsteinen befreien, die es bedrängen: Berlin und das rote Rußland..." Interessant ist es übrigens, daß, wie die der Sammelschrift beigegebene Karte zeigt, die Separatisten die Grenze hübsch artig nach der heutigen ziehen, das heißt unter

Ukraine nur die Sowjet-Ukraine verstehen, Galizien hingegen Polen überlassen.

Pilsudskis föderalistische Pläne dem Osten Polens gegenüber haben eine verteufelte Ähnlichkeit mit dem berüchtigten Plan Rohrbachs, Rußland in seine Teile „wie eine Apfelsine, ohne einen Tropfen vergießend, zu zerlegen". Die Erfahrung hat gezeigt, daß bei der Verwirklichung solcher Pläne dennoch etwas fließt, das dicker als Apfelsinensaft ist. Und das würde sich zweifellos auch bei jedem Versuch, die Ukraine von Rußland loszureißen, wiederholen.

Fatale Fatalisten von Kurt Hiller

Mein Skriptum „Die Neuen Nationalisten" (‚Weltbühne' 38) beantworten die Neuen Nationalisten in vier Artikeln (‚Standarte' 16). Da ich mit gezognem Zylinderhut polemisiert hatte, replizieren die Schauwecker, Heinz, Freiherr Grote, Kleinau mit der Hand am Stahlhelm. Es blitzt von Ritterlichkeit. Noch „vor dem Standgericht", noch „auf dem Sandhaufen" will Heinz mir die Hand drücken. Es scheint, er freut sich schon drauf. Wer, wie ich, aus dem eignen Lager dampfende Pferdeäpfel gewohnt ist, dem zu verargen, daß er sich angenehm berührt fühlt, wenn er aus dem Lager derer, die ihn an die Wand stellen möchten, salutiert wird, wäre unmenschlich. Aber ungeistig wärs, vor lauter Spaß an den ritterlichen Formen eines Kampfes ... des Kampfs zu vergessen. Ich bin nach der „Antwort" der Neuen Nationalisten von zwei Dingen überzeugt: erstens davon, daß der Kampf zwischen Jenen und uns schärfer geführt werden muß, als ich ihn begonnen habe; zweitens davon, daß der Versuch, ihnen durch kameradschaftliche Belehrung, durch dialektisches Gutzureden vom Irrtum zur Wahrheit zu verhelfen, aussichtslos ist. Diese Menschen sind nobel; dabei bleib' ich. Und ich werde nie aufhören, das Noble am Kriegertum zu lieben. So wie ich das Schofle am Hirnlertum hasse. (Natürlich gibts auch unnoble Krieger und unschofle Hirnler.) Aber diese Menschen stehn denkerisch nicht auf der Höhe, die ihnen zuzutrauen ich mir suggeriert hatte; ihren neuen Darlegungen mit seminarieller Breite kritisch zu folgen wäre daher sinnlos. Schweigen wäre blöd. Also: ein paar Worte wenigstens — unter Herauspickung des Wesentlichsten. Ihre Antwort hat mich schon deshalb enttäuscht, weil ich mehr Einhaken an meinen Argument-Ösen erwartet hatte und weniger Edelsülze. Vierzehnmal kommt, nachgezähltermaßen, in F. Schauweckers Erwiderung das Wort „Schicksal" vor.

Es sei „zwecklos, über die Moralität des Schicksals zu streiten"; „der Nationalismus ist das Schicksal"; „gegen das Schicksal wollen wir nicht ankämpfen"; „der Weltfriede wird nicht das Schicksal der künftigen Welt sein". Guter Mensch, woher wissen Sie das eigentlich? Haben Sie direkte Radioverbindung mit dem lieben Gott? Sind Sie Astrologe? Hat Klio, deren prognostische Fähigkeiten ich übrigens bezweifle, selbst ihre, Ihnen im stillen Tête-à-tête ein süßes Geheimnis

anvertraut? Warum entrüsten Sie sich eigentlich über den historischen Materialismus, welcher behauptet, daß die soziale Revolution das Schicksal sei — wogegen wir Aktivisten sagen, daß kein edles Ziel in der Geschichte je Schicksal ist, sondern daß wir es erkämpfen müssen: wir, das heißt der Wille der Verbundenen. Um es aber erkämpfen zu können, müssen wir es zuerst rechtfertigen; man rechtfertigt eine Tendenz nicht, indem man ihren Sieg als unausweichlich verkündet. Kein Sieg ist unausweichlich; jede Prophezeiung dieserart bleibt trügerisch. Hätte der Gedanke der Aufhebung der Klassengesellschaft durch die revolutionäre Erhebung der proletarischen Klasse kein andres Argument für sich als jenes: daß diese Erhebung mit der Notwendigkeit eines naturgesetzlichen Ereignisses eintreten werde, daß sie „Schicksal" sei — so wäre es um den Gedanken der sozialen Revolution schlecht bestellt. Ihnen fehlt jede Möglichkeit, nachzuweisen, daß Ihr Nationalismus unser Schicksal sei (angesichts der ungeheuren Gegentendenzen im Weltgeschehen); und die Behauptung, er sei Schicksal, rechtfertigt mitnichten seinen Inhalt, seine These, seinen Imperativ, seine Forderung. Eine Forderung ist nicht deshalb richtig, weil der Forderer uns einzureden sucht, ihre Erfüllung sei unumgänglich, sei Schicksal. Sie ist richtig, wenn sie sich aus höheren Prinzipien, die wir anerkennen, ableiten läßt. Statt solcher Ableitung dekretieren Sie:

> Ich sehe nichts, was uns heute hindern oder was unserm Wachstum widersprechen sollte, wenn wir die arabische oder die spanische Nation als berechtigt anerkennen. Sollten wir mit diesen Nationen in einen Existenzkampf verwickelt werden, was heute als absurd erscheint, so werden wir sie selbstverständlich nicht als berechtigt gelten lassen.

Mithin erkennt Ihr Nationalismus fremde Nationalismen nur solange an, als sie mit dem eignen nicht zusammenstoßen; damit widerlegt Ihre Maxime sich selbst; damit beweist sie, daß sie nicht geeignet ist, zum Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung zu werden. Die Worte, die Sie früher drucken ließen:

> Ein Nationalist, der seiner Nation den Nationalismus zubilligt und ihn einer fremden Nation bestreitet, wäre ein sehr sonderbarer Nationalist. Nationalismus ... ist auch die Achtung vor fremden Nationen. Der Neue Nationalismus kann nicht den Willen haben, eine fremde Nation zu vergewaltigen ..

sind durch Ihre neue Äußerung einfach dementiert. Wer eine fremde Nation nicht mehr als „berechtigt" „anerkennt", sobald sie dem „Wachstum" der eignen hinderlich wird, ist ein Vollblutimperialist und nichts Besseres. Sie raten Ihrer Nation Ellenbogenpolitik, Rowdypolitik. Sie rechtfertigen die Metzeleien aller Konquistadoren der Vergangenheit und Zukunft.

Sie rechtfertigen sie mit dem „Schicksal". Fatalistisch: unter Ausschaltung eines durch sittliche Ideen bestimmten Menschenwillens. Statt Geschichte zu machen, lassen Sie ein angebliches „Schicksal" Geschichte mit Ihnen, mit uns, mit den Völkern machen. Der Mensch als Objekt — statt als Subjekt; als Opfer — statt als Motor. Und bei dieser Lage der geistigen Dinge kommt Ihr Freund Heinz und spricht:

> Wir wollen Geschichte machen. Kurt Hiller will Geschichte verhüten.

Das ist das dickste Mißverständnis, dem ich seit zweiundvierzig Jahren begegnet bin. Zum Ärgern (für den Verfasser meiner Schriften), wenn es nicht zum Lachen wäre. Oder sollte es am Ende kein Mißverständnis sein? Es ist keins, wenn unter ,Geschichte' Tamerlanerei verstanden wird, blutige Eroberungen von Ländern, Unterwerfungen von Völkern, und sonst nichts. Erlaubt sein muß immerhin, den Begriff ,Geschichte' ein wenig weiter zu fassen. Selbst die Bestrebung, den Massenmord aus der Geschichte zu beseitigen und noch etliche Barbareien dazu, dürfte als geschichtegestalterischer Wille anerkannt werden müssen. Es soll sogar Leute geben, die meinen, daß die Geschichte erst dann wahrhaft beginnt, wenn die Barbareien, welche die Menschheit als Überbleibsel ihres vorgeschichtlichen Zustands in diesem halbgeschichtlichen noch mit sich herumschleppt, aufhören und jene Macht die Herrschaft antritt, die nach kurzen Spannen des Siegs bisher noch immer zurückgeworfen wurde: die Vernunft.

Sie verachtet nicht die Nationen, sie liebt sie, sie bejaht das Irrationale ihres Werts mit voller Begeisterung. (Die Vernunft kann nämlich auch begeistert sein.) Es ist grundverkehrt, zu glauben, daß wir „auf dem Leben eines einzigen Menschen die anationale, amorphe Menschheit errichten" wollen. Im Gegenteil: die Amorphheit, die Anarchie, in der sie bis heute lebt, wollen wir aufheben; wir wollen die Erde organisieren; wir wollen die Nationen jede zu ihrem Sinn, zu ihrer Produktivität gelangen lassen; wir wollen der Menschheit endlich kristallinische Form geben. Und dies nicht auf der Basis „eines einzigen Menschenlebens", sondern: des Lebens jedes einzelnen Menschen, jedes; denn ,tat wam asi'; auch der dort bist Du.

Deutschlands Zukunft im Postschließfach

von Celsus

Die deutsche Regierung hat weder die Absicht noch ist sie praktisch in der Lage, ein geheimes Aushebungs- und Bewaffnungssystem durchzuführen.

General Heye in einem amerikanischen Interview

Man weiß doch, was Bezirkskommandos sind? Sie führen die Stammrollen der militärdienstpflichtigen männlichen Bevölkerung, sie besorgen Untersuchung, Kontrolle und Einberufung der Militärdienstpflichtigen und sind somit das wichtigste Instrument für Vorbereitung und Durchführung der Mobilmachung. Da die allgemeine Wehrpflicht bei uns abgeschafft ist, gibt es also auch keine Bezirkskommandos mehr.

*

Ein Mal allerdings wurde behauptet, daß es dergleichen, wenn auch in andrer Form und mit geminderten Funktionen, doch noch gäbe. Das geschah in der bekannten Mahraunschen Denkschrift, deren Inhalt zuerst hier in der ,Weltbühne' vor fast einem Jahre der deutschen Öffentlichkeit unterbreitet wurde; darin war ein System von heimlichen Bezirkskommandos aufgezeigt worden. Es gab dann bei der großen Militärdebatte im Reichstag Anfang Dezember deswegen etwas Krach, und Herr Geßler versprach, wie so oft, Änderung.

Das abgeschworene System besteht jedoch weiter. Wir werden heute bündige Beweise vorlegen, daß der Reichswehrminister wiederum Parlament und Volk bewußt getäuscht hat. Wie liegen die Dinge?

Die neuen „Bezirkskommandos" hätten nach dem Januar-Abkommen zwischen dem Reich und Preußen abgebaut werden müssen. Am 6. April hat der amtliche Preußische Pressedienst einen Erlaß des Ministers Grzesinski veröffentlicht, nach dem für Einstellungen in die Reichswehr künftig ein im Einvernehmen mit dem Reichsminister des Innern und dem Reichswehrminister aufgestelltes Formblatt (zu deutsch: Formular) zu verwenden sei. In diesem Blatt sei unter anderm zu bescheinigen, daß gegen den Empfänger des Führungszeugnisses keine Untersuchung schwebe, daß keine Umstände vorlägen, die Zweifel an seiner Zurechnungsfähigkeit begründeten (zum Beispiel: Freispruch aus § 51 StGB.) und endlich, daß er sich nicht im staatsfeindlichen Sinne betätigt hätte. Dieses Abkommen sollte die Mitwirkung der preußischen Polizei an der Rekrutierung der Reichswehr sichern und eine gewisse Garantie liefern für die republikanische Zuverlässigkeit des Ersatzes. Diese Konvention ist fast überall gebrochen worden. Die „Bezirkskommandos" arbeiten wieder ganz auf eigne Faust. Sie schieben nur die ihnen genehmen Leute in die Reichswehr.

Man kann zwar diese „Bezirkskommandos" nicht ohne weiteres denen von früher gleichsetzen, aber sie sind doch wiederum mehr als nur bloße Werbestellen der Reichswehr. Man hat in den unruhigen Jahren zwischen 1920—24 im Osten des Reiches, in der Grenzmark und in den beim Reiche verbliebenen Teilen Westpreußens und Schlesiens mit Billigung der preußischen Staatsregierung einen Grenzschutz aufzustellen versucht. Diese Versuche sind immer gescheitert. Ein Mal rebellierten die Kaders gegen ihre Gründer, das andre Mal wurde aus der Organisation ein Waffenschieber-Konsortium. Geheim blieben diese Vorgänge selbstverständlich auch nicht. Rund um Deutschland wußte man recht genau, was gespielt wurde. Und so entstanden nur Kosten, die aus andern Etattiteln gedeckt werden mußten, wie etwa dem der bäurischen Kolonisierung in Ostdeutschland.

Es ging in jenen Gegenden in diesen Jahren etwas turbulent zu, und daraus mögen die Urheber des Grenzschutzes eine gewisse Rechtfertigung für ihr Beginnen herleiten. Aber diese Vorbereitungen verloren ihren Sinn, soweit sie im Innern des Landes, soweit sie gar an der Westgrenze, nahe den Brückenköpfen der entmilitarisierten Zone an Rhein, Main und Weser getroffen wurden. Hier konnte man nicht gut mit dem Schlagwort Landesverteidigung operieren. Denn hier gabs nichts zu verteidigen. Trotzdem sind auch hier „Bezirkskommandos" entstanden. In Gießen leitet sie, wie früher schon, Oberst a. D. Franz; in Kassel, am Sitz des Stabes des Generals Reinhardt, wird in gleicher Weise gearbeitet. Und in Münster, beim Freiherrn von Ledebur, besteht die Organisation gleichfalls. Wie man sich dort die Zeit vertreibt, mag das folgende „Formblatt" zeigen.

(Vorderseite)

an 27. 6. 27

II 21. 7. Gtr.

19/7

I No. 33

(Gummistempel)
Eing. 29. 6. 27
Weiter: Tgb.-Nr.
Zurück: 9. 7. 27 1632

(im Original gestrichen)

Gegen Rückgabe ~~Liethen~~ Odereit

Feststellungsersuchen für Richter I

Vor- und Zuname	Alter	Wohnort Straße	Beruf	Beruf der Eltern	Wohnort der Eltern
Alfred Wilke	2.6.09.	Frankfurt/Oder Görlitzer Str. 8 bei Herrn Wolff	Bäcker	Schlosser	Pritzwalk Kintzstr. 39
		Wer gibt Auskunft? 1. Ww. Berta Opitz, Berlin-Niederschönhausen, Eichenstr. 10 2. Bäckermeister Arthur Benthin, Berlin-Niederschönhausen, Treskowstr. 56 3. Gewerbelehrer Fleischer, Berlin-Pankow, Fortbildungsschule			

Eigener Ruf und der der Eltern, Verwandten	Teilnahme am Sportlehrgang	Sonstiges
den 5. 7. 27. —269 ab 8. 7. 27. Nichts zu erfahren, im Hause unbekannt, Anfrage in Berlin empfohlen, oder Angabe der Arbeitsstelle. gez. K. Odereit	nein gez. Franke	

(Rückseite)

— 1632 — den 11. Juli 1927.
19/7 Hr. 250. L.

Eilt!

Sehr geehrter Herr Jüngling!

Umstehendes Ersuchen übersenden wir Ihnen mit der Bitte, bei den unter 1—3 Genannten Ermittlungen über Wilke anstellen und uns danach das Ersuchen wieder zurücksenden zu wollen.

Hochachtend
I. V. gez. Franke.

Die angestellten Ermittlungen haben übereinstimmend ergeben, daß Alfred Wilke ein sehr ordentlicher, zuverlässiger und wohlerzogener junger Mann ist.

Bei Frau Opitz ist er häufig im Hause gewesen, da er mit ihrem Sohn befreundet ist. Sie lobte sein Wesen und Auftreten außerordentlich und sagte mir, daß sie ihn ihrem Sohn stets als Vorbild hingestellt habe.

Beim Bäckermeister Benthin ist W. ein Jahr lang in der Lehre gewesen und hat dort seine Gesellenprüfung abgelegt. — Herr Benthin, der selbst alter Soldat (Ul. 9) ist, hält Wilke auch zum Soldaten für sehr geeignet.

Sowohl Frau Opitz als auch Herr Benthin machen einen sehr vertrauenerweckenden Eindruck.

Herr Gewerbelehrer Fleischer ist zurzeit beurlaubt und nicht zu erreichen.

gez. Gtr. 26/7. 27.

Zur. 27. 7. mit vorstehendem Ergebnis.

gez. Jüngling.

Das hier abgedruckte Schriftstück stellt einen originalen Stammrollen-Auszug dar, wie sie von den „Bezirkskommandos" täglich verwandt werden. Der Verkehr der „Ämter" untereinander geschieht, soweit die Benutzung der öffentlichen Verkehrsmittel sich nicht umgehen läßt, über Postschließfächer der Reichspost. Sollte die Echtheit obigen Dokumentes angezweifelt werden, so steht eine Reihe ähnlicher zur Verfügung.

Wir erwarten mit Ergebung das Dementi aus der Bendlerstraße.

*

Nein, wir verzichten darauf, Geßler zu fragen, wer und was Franke und Jüngling sind, und warum sie solche „Formblätter" austauschen. Denn es sagt schon der deutsche Klassiker Friedrich Hebbel: „Eher zeigt sich dir das Mägdlein nackt, als solch ein Jüngling dir das Herz entblößt..." Wir verzichten darauf, nach Wert und Wesen dieser Armee zu fragen, deren Zukunft einstweilen noch im Postschließfach ruht. Wir finden, daß auch diese neue schwarze Affäre einen leicht operettenhaften Beigeschmack hat, wie alles, was bisher mit dem heimlichen Mars zusammenhing. Wir sind aber nicht dazu da, um unsre Zivilistenhirne für die Herren Militärs anzustrengen. Wichtig ist etwas andres.

Die These von der vollendeten deutschen Abrüstung wird heute von allen Parteien der Linken gestützt; auch die meisten Pazifistenführer haben sie sich zu eigen gemacht. Niemand darf den Herren den guten Glauben absprechen. Man mag ihn auch nicht Herrn Doktor Stresemann absprechen, der noch kürzlich in Genf zwei deutsche Publizisten, die eine gegenteilige Meinung geäußert hatten, mit Ausdrücken belegt hat, wie sie bei einem bessern Tee nun mal üblich sind. Uns scheint Herr Doktor Stresemann der am empfindlichsten Betroffene zu sein. Seine Sache wäre, zu verhüten, daß im benachbarten Kriegsministerium Scherze geleistet werden, die geeignet sind, seine Kreise zu stören und seine Verständigungspolitik vor aller Welt zu diskreditieren. Denn der Verständigungspolitik wird nur dauernder Erfolg beschieden sein, wenn man den Militärs endlich verwehrt, ihre dreisten Fragezeichen dahinter zu setzen.

Noch sind die Postschließfächer reichlich komisch. Aber man muß sie ausleeren, ehe sie zu Pandorabüchsen werden.

Port Natal von Richard Huelsenbec

In dieser Provinz Südafrikas hat vor den Engländern niemand gesessen, sie kamen vor hundertfünfzig Jahren mit einer wackeligen Fregatte und ließen sich zwischen den Zulus nieder, als ob das so sein müßte. Hin und wieder ließen sie ihre Vorderlader knallen oder gaben, wenn es ganz schlimm kam, von ihrer Fregatte eine Breitseite ab, mehr imponierten sie den Wilden aber durch ihre eigentümlichen englischen Charaktereigenschaften. Die Rechtlichkeit, die Zähigkeit und der praktische Sinn der Engländer waren damals dieselben wie heute, mit ihrer Ankunft begann das, was wir Zivilisation zu nennen gewöhnt sind.

Die Zulus, die einige überraschend intelligente Führer hatten, gaben Land und Handelskonzessionen, als sie die Überlegenheit ihrer unfreiwilligen Gäste erkannten. Nach einigen vergeblichen Aufständen zogen sie sich in das Hinterland zurück, wo sie heute in einem Reservat, dem eigentlichen Zululand, als friedliche Ackerbauer leben.

Heute ist Durban eine große Stadt, in der neben fünfzigtausend weißen Europäern (hauptsächlich Engländern) sechzigtausend Schwarze und hunderttausend Inder leben.

Die Schwarzen sind in untergeordneten Stellungen als Rikschakulis, Erdarbeiter, Lastträger und Bediente tätig, die Inder sind Kaufleute. Da die Schwarzen sowohl als die Inder in besondern Stadtteilen wohnen und ihnen sogar das Betreten gewisser Straßen und Anlagen verboten ist, geben sie dem Bild der Stadt keine besondere Note. Wenn man in das Negerviertel kommt, hat man das Gefühl, in einem Kraal zu sein, in dem die Häuser aus Stein gebaut sind. Wenn man zu den Indern geht, könnte man glauben, in Benares oder Rangoon zu sein.

Aber diese Viertel sind trotz der zahlenmäßigen Größe ihrer Einwohner nur Anhängsel Durbans, das den Eindruck einer aufblühenden amerikanischen Stadt macht.

Diese englischen Kolonialstädte gleichen sich alle wie ein Ei dem andern. Die Zivilisation beginnt mit einer Mainstreet, an der die notwendigen Stores und Shops liegen, der Mainstreet folgt ein Market-Square, an der sich die unvermeidliche Townhall befindet. Im Anfange der Zivilisation sind in den Stores nur Ackergeräte, Flinten, Ochsenziemer und Pferdegeschirre zu haben, später mit dem ‚Fortschritt' stellen sich die weiblichen Bedarfsartikel ein und wenn der Fortschritt ganz groß geworden ist, sieht man nur noch Konfektion, Hemdhosen und Seidenstrümpfe.

Die Engländer haben ihre kolonisatorischen Taten immer mit Frömmigkeit betrieben und der Erfolg hat der Wahl ihrer Mittel Recht gegeben. Die Kirchen sind in diesen Ländern nur da, um die angelsächsische Weltanschauung von dem Gewinn, der durch angestrengte Arbeit, Rechtlichkeit und Zähigkeit zu erreichen ist, unter dem Volk (zu dem auch die Farbigen zugehören) zu verbreiten. Der Sinn aller Weisheiten, die durch die Wesleyan, Baptist und Christian Science Kirche gelehrt

werden, ist der Himmel auf Erden, der in einer Villa in der Vorstadt, einem Ford-Sedan und einem Girl mit Reklame-Augenaufschlag besteht. Diese praktische Wahrheit wird einem sonntäglich und alltäglich, so oft man sie hören will, von wohlgenährten Herren und Damen für eine sehr geringe Kirchensteuer in gesetzter Rede vorgetragen. Die Stadt wimmelt von Sonntagsschulen, frommen Vereinen und Charityklubs für gefallene junge Mädchen.

Durban ist wie alle andern englischen Kolonialstädte, in denen der steigende Straßenlärm und die Unruhe und geschäftliche Hast der Menschen als Barometer für das Steigen der Zivilisation angesehn wird. Die Ochsentrekks, die noch hier und da die Plätze von East London und Port Elizabeth bevölkern, sind längst dem Motor gewichen. Kein Café, kein Restaurant geben dem Fremden das Gefühl der Behaglichkeit, jeder, der nicht am Geschäft beteiligt ist, wird durch schlechtes Essen, schauerlichen Kuchen und eine Jazzmusik bestraft, die den Zulus, die angetan mit einem merkwürdigen Indianerschmuck, in den Deichseln der Rikschas warten, wie eine Harmonie heimatlicher Hifthörner vorkommen muß.

In dem Marine-Parade-Hotel, hochgepriesen von allen Fremdenführern, feiert die Sinnlosigkeit des Daseins Orgien. Mit dem Komfort ist jener englische Stumpfsinn eingezogen, der Menschen monatelang ohne ein Wort der Begrüßung aneinander vorbeigehen läßt. Wenn man in die unergründlich kalten, leicht bösartigen Augen der indischen Diener sieht, möchte man vor Heimweh heulen. Man versteht, daß es wertvoller sein kann, von einem Zulu mit Pfeil und Bogen angegriffen zu werden, als zwischen Menschen von gleicher Hautfarbe wie ein Stück Holz oder ein Kubikmeter Luft zu leben.

Der Engländer ist ein Mensch, der die Natur entschlossen als seinen Feind ansieht und ihr erst dann, wenn er sie bezwungen hat, eine Daseinsberechtigung in einem Museum zugesteht. Die ganze Sache spielt sich wie bei einem Boxkampf ab, wo der Sieger dem Besiegten trotz aller zerquetschten Nasen und zerschundenen Schienbeine die Hand zur Versöhnung reicht. Der Engländer hat ein sportliches Verhältnis zur Natur.

Es gibt keine größere Stadt der Union, die nicht mit einem Zoologischen Garten und einem naturwissenschaftlichen Museum versehen wäre. Die Löwen, die in den bevölkerten Gebieten der Union längst ausgerottet sind, findet man wohlgenährt, wie mit Maizena aufgepeppelt, in den Käfigen der Zoos. In den Museen betrachten die Missis mit einem von Cook garantierten kalten Rückenschauer die Fettsteiße der Hottentottenweiber; Buschmänner, von denen die Sage der Unzivilisierbarkeit geht, ducken ihre braunen Wachskörper und Haifische öffnen die furchtbaren Mäuler, als wollten sie an den Stoffballen ersticken, die ihnen der Präparator in den Bauch gesteckt hat.

Wo die Natur vor den andrängenden Hämmern, Bohrern und Hacken einen Fels, einen See, einen klaren Wasserfall rettete, statuiert die kolonisierende Seele des Engländers einen Ausflugsort. Die erste Straßenbahn durchklingelt die Main-

street und Ladungen plappernder und kichernder Schulmädchen bewundern unter der Leitung ihrer Mistreß, was ‚Gott so herrlich erschuf'. Nicht nur die Viktoriafälle müssen sich einen jährlich wachsenden Fremdenstrom gefallen lassen, wo in der Umgebung der Stadt ein paar Negerhütten unversehrt blieben, findet eine Party für ihre Niaiserien und ihre Botanisiertrommeln Platz. Hier, wo früher die Euphorbie einsam blühte, blüht heute das Reisegrammophon, und wo die Puffotter finster drohte, droht heute die Verlobung mit Miß soundso, die es müde ist, ihrem Papa auf der Tasche zu liegen.

Die Zeiten haben sich geändert, nirgendwo findet die Reiseromantik weniger Platz als in Südafrika, das in hundert, vielleicht schon in fünfzig Jahren ein Land von brüllenden Chicagos und Friscos sein wird.

Nun streitet man sich wegen einer neuen Flagge, die Engländer wollen den Union Jack und die Buren, die gleichberechtigt Unterlegenen wollen ihren Vierkleur, die alte Kolonisationsfahne, unter der sie bibelrezitierend und kinderzeugend in das Kapland einzogen.

Da Herzog, der augenblickliche Präsident, ein Bur ist, wird die Angelegenheit wahrscheinlich mit einem Kompromiß endigen, die englischen Hyperpatrioten werden eine Niederlage erleiden.

Das Dominion Südafrika wird sich so selbständig machen wie Australien und niemand weiß, ob nicht eines Tages das Gleiche eintritt, was mit dem Unabhängigkeitskrieg zwischen Amerika und England eintrat.

Der englische Appetit ist zu groß; wenn man Erdteile verschluckt, kann einem so schlecht werden, daß man sie wieder von sich geben muß. Schon vielen Engländern ist in Südafrika schlecht geworden, denn die Hartköpfigkeit eines Buren kann selbst den selbstbewußtesten Engländer sentimental machen. Die Tatsache, daß die Buren als Volk besiegt sind, hindert sie nicht, jeder englischen Maßnahme einzeln einen hartnäckigen Widerstand entgegenzusetzen.

Immerhin wird das Gesicht des Landes ein angelsächsisches sein und bleiben, die Städte werden nicht wie Prätoria, sondern wie Durban aussehen. Die burisch-holländische Zivilisation ist zu bäuerlich, ihr Symbol die Mistforke; fortschreitende Maschinentechnik schreit nach angelsächsischer Lebenshaltung.

Die Deutschen werden in diesem Lande nicht mehr zu sagen haben als in Nordamerika, sie werden einen Steuben-Klub gründen und einen Karl-Schurz-Verein, der hier vielleicht Lettow-Vorbeck-Verein heißen wird und im übrigen wird man sie für wenig Geld viel arbeiten lassen.

Der Kolonialengländer ist immer ein bittrer Feind Deutschlands gewesen, durch die merkwürdige Burenpolitik Wilhelms, dessen kaiserlicher Schatten noch heute lähmend auf allen Unternehmungen der Deutschen liegt, ist die natürliche Sympathie der Buren erschüttert. Smuts, ein Bure, war der Eroberer von Deutsch-Südwest und Buren sind es gewesen, die einen wesentlichen Teil an der Eroberung von Deutsch-Ost für sich buchen können.

Die Feindseligkeit zwischen Engländern und Buren verschwindet sofort, wenn die deutsche Konkurrenz sichtbar wird. In allen Städten, burisch oder britisch, zeigen Kriegerdenkmäler ein Maß von Haß, das in Europa, dem Gründerland des Krieges, ungewöhnlich ist.

Auf dem Marktplatz in Durban vor der Townhall steht ein großes buntangestrichenes Monument, das dem guten Geschmack und dem Deutschtum für alle kommenden Geschlechter (wie es in der Inschrift heißt) eine gepanzerte Faust entgegenreckt.

Als beim Flaggenstreit hinter einem hauswandgroßen Union Jack ein graugescheitelter Herr für Old England spricht, kann er es sich nicht verkneifen, Deutsche und Hunnen eins sein zu lassen.

Dabei liegen die großen deutschen Schiffe im Hafen und Deutschland tut so, als könnte es in einem Anlauf wiedererobern, was es durch den Krieg verloren hat. Daß die Chancen dazu äußerst gering sind und daß die Mittel, die dazu benutzt werden, falsch sind, sollte man nicht müde werden zu betonen.

Joachim der Erste (genannt Ringel)

von Peter Panter

Die Textmacher der illustrierten Blätter haben den Titel „Dichter" erfunden. Da ist zu sehen: „Der Dichter Heinrich von Torfkopp in seinem neusten Pebecco-Wagen" sowie: „Bildnis des Dichters Wildfisch in seiner schloßartigen Wohnung am Pietzensee" und so fort. Ich meine, daß diese Betitulierung etwas dümmlich anmutet, und man sollte das fortlassen. „Die Tänzerin Lore Sellerie" ist nicht immerzu Tänzerin, sondern hat nur ein Engagement abgezogen, lasset uns wahrhaftig sein, lieben Freunde! Und was unsern eignen Kreis betrifft, so gibt es mitnichten so viele Dichter.

Ringelnatz aber ist einer.

Es fällt mir gar nicht ein, über ein Pathos, das mir nicht zugänglich ist, Witze zu machen — aber mir sagt Heroisches wenig, Pathetisches wenig, Hymnisches wenig, das ist ein Manko des Aufnahmeapparates. Dagegen sehe ich in manchem Blankverschen Ringelnatzens tiefstes Leid — man kann dasselbe auch sehr ernst sagen, aber dann ist es nicht ganz so wirksam. So ist mir eine seiner Figuren, die nachts, mit durchaus bemachten Hosen durch die Straßen schleicht, immer als wirklicher Gott des Leidens erschienen. Er denkt, nun sei alles aus — eine Wohnung hat er nicht, frische Hosen auch nicht . . .

> Weil aber der Morgen kommt,
> der alle Tränen trocknet —

Das heißt bei Storm:

> Dies aber kann ich nicht ertragen,
> daß so wie sonst die Stunden gehn;
> daß so wie sonst die Uhren schlagen —

und noch viel Größere haben das auszudrücken versucht: welche Affenkomödie darin steckt, daß es weiter geht, daß es immer weiter geht.

Wollte sagen, daß die „Reisebriefe eines Artisten" (bei Ernst Rowohlt in Berlin erschienen) mindestens auf jeder zweiten Seite eine kleine Dichtung zu stehen haben — und das ist sehr viel. Am schönsten da, wo die Form ganz lapidar da steht, wie aus der Sprache gewachsen:

Wie seine eigene Spucke schmeckt,
das weiß man nicht.

Das erinnert mich an eines der konzisesten Gedichte, die es in deutscher Sprache gibt: Konrad Weichberger heißt der merkwürdige Mann, und A. R. Meyer hat ihn einst ausgegraben.

Laß du doch das Klavier in Ruhe,
es hat dir nichts getan.
Nimm lieber deine Gummischuhe
und bring mich an die Bahn.

Wenn in diesen Zeilen nun auch noch etwas drinstände, wäre es ein unsterbliches Gedicht... Von solchen Versen wimmelt es bei Ringelnatz. Manche haben hier früher in der Weltbühne gestanden; so das von den Karpfen in Kassel und andre.

Neben den spaßhaften Gedichten, in denen Ringelnatz den risus interruptus erfunden hat, stehen jene Verse, die wir wohl alle lieben, weil sie unsre, unsre Melancholie enthalten, eine, deren man sich niemals zu schämen hat. Dieses „Vorbei" —

Und die reine Liebe wird vergossen
Im Vorbei.

Wie verzaubert die Städte manchmal sind; wie allein der ist; wie er etwas liebt, was es gar nicht gibt; die Privatsprache, die so schön isoliert — manchmal geht er auf die Sprache, wie man auf den Topf geht; und von „Überalldas a. d. Elbe" wird noch sehr ernsthaft zu reden sein. Und daß S. J. „den Fisch Plattunde" nicht mehr hat lesen können...

Wie schön leuchtet ihm manchmal der Morgenstern! Das schadet nichts. Wenn es eine solche Welt gäbe! solches Land! solche Städte! Gut, daß dem nicht so ist. Denn dann gäbs keinen solchen Ringelnatz.

Die Stuttgarter Werkbundausstellung

von **Rudolf Arnheim**

Mühselig schraubt sich die Straßenbahn aus dem Talkessel, in dem der mächtige Hauptbahnhof der Stadt Stuttgart steht, auf die Höhen empor. Oben an der Endstation liegt die Kolonie Weißenhof, die der Werkbund mit Hilfe städtischer Mittel erbaut hat und die am Schluß der Ausstellung nicht abgerissen sondern stehenbleiben und bezogen werden soll. Schon von weitem sieht man den kleinen Haufen blitzend weißer Baukastenhäuserchen. So neuartig sind die glatten Wände, die flachen Dächer, das bizarre Gefüge überhängender und einspringender Quader, daß sogleich das Formgefühl des Beschauers zu arbeiten beginnt: man wägt die Schwere der Massen gegeneinander ab, man vergleicht die Höhen der verschiedenen Häuser miteinander, man spürt, wie ein Balkon, ein

Treppenaufgang zum Hauptblock steht — und diese Anregung, ein Haus sofort architektonisch zu betrachten, ist vielleicht die schönste Eigenschaft des neuen Baustils. Die Proportionen, angefangen vom Gesamtmaß des Hauses bis zur Aufteilung einer einzelnen Zimmerwand liegen so unverhüllt zutage, daß man sie unmittelbar auffaßt und würdigt.

Die Fassade der Kolonie bildet der große Vierhäuserblock des Berliner Architekten Mies van der Rohe, der die Oberbauleitung über die ganze Anlage innehat. Rechts wird die Siedlung flankiert durch eine Serie von fünf Einfamilienhäuschen, die der ausgezeichnete Stadtbaumeister von Rotterdam J. J. P. Oud entworfen hat. Dahinter, mit der schönsten Aussicht auf den Talkessel, die beiden seltsamen Phantasiehäuser des Theoretikers Le Corbusier-Genf-Paris. Den linken Flügel hält Peter Behrens mit seinem turmartigen Gebäude. Dazwischen viele kleine Würfel von überraschend abwechselnder Gestalt, die Häuser von Walter Gropius, Ludwig Hilberseimer, Hans Poelzig, Richard Doecker, Max Taut, Mart Stam, Hans Scharoun u. a. Sie liegen in den grünen Anlagen appetitlich wie frische Wäsche, nur Bruno Taut hat sein sonst wenig bemerkenswertes Werk wie ein grellbuntes Plakat angepinselt.

Die Sensation der Ausstellung, wenn auch sicher nicht die wichtigste Leistung, lieferte Le Corbusier. Dieser, identisch mit dem Maler Pierre Jeanneret, hat in seinem geistreichen Buch: „Vers une Architecture" und in seiner Zeitschrift ‚L'Esprit Nouveau' schlagende Formulierungen für die Geistesrichtung der modernen Baukunst gefunden. Aber die notwendig abstrakte und extreme Form seiner Kampfthesen überträgt er auch ins Praktische, in seine Baupläne. Seine Häuser sind mit französischer Grazie aufgebaute Leitartikel, Luftschlösser aus Eisenbeton. Besonders sein Einfamilienhaus wirkt wie eine Sammlung von Epigrammen. Man tritt in die Tür und erblickt als erstes einen großen eisernen Heizkessel und daneben, mitten im Raum, ein baumstammdickes, vertikales Rohr, in dem die Heiz- und Entlüftungsanlagen untergebracht sind. Dieses Rohr steht genau im Schwerpunkt des Hauses und führt als Mittelachse durch alle Stockwerke, um dann oben auf dem Dachgarten zu enden. Sieht man nicht dieser Konzeption den romantischen Einschlag schon von ferne an? Das Haus symmetrisch gruppiert um eine Hauptschlagader, die Trägerin der lebenspendenden Wärme. Der Heizkessel, das Herz und Zentrum des Baus wird auf den repräsentativsten Platz, in den Empfangsraum, gestellt. Die programmatische Betonung der Zweckfunktion wird hier ins Ästhetische umgebogen. Das Haus wird nicht nur so gebaut, daß es seinen Zweck als machine à habiter am besten erfüllt, sondern der Zweck liefert auch gleichzeitig die architektonische Grundvorstellung: ihm zuliebe ist das Haus gebaut. Und außerdem wirkt eine neue Ethik des Gemeinschaftslebens hier formbildend. Die Abneigung gegen das Sonderleben des Individuums, die ideale Forderung, daß die Menschengruppe als unteilbare Einheit leben solle, findet ihren symbolischen Niederschlag in dem großen, ungeteilten Wohnraum, der an Stelle der Einzelzimmer das Haus ausfüllt. Es wird also ein sehr allgemeiner Begriff

auf ein so spezielles und konkretes Ding wie den Wohnraum unmittelbar übertragen. Aber was auf der Bühne oder in der darstellenden Kunst seinen guten Sinn hätte, wird hier zur oberflächlichen Lösung einer viel komplizierteren Aufgabe. Eine gute Lebensgemeinschaft zwischen Menschen wird zwar räumlich zutreffend symbolisiert, aber keineswegs praktisch unterstützt durch einen universalen Wohnraum, den der Wasserdampf der Badestube, die Gerüche der Küche und der Toilette ungehemmt durchströmen und in dem jedes Kindergeschrei, jedes Gespräch, das Geräusch jeglicher Arbeit ungedämpft jedem Hausbewohner zu Ohren kommt, selbst wenn er am Schreibtisch sitzt. Und als drittes Beispiel für diese Art, sich blindlings von der abstrakten Programmforderung leiten zu lassen, die Verwendung der Materialien. Le Corbusier begnügt sich nicht damit, die Wände des Hauses aus Eisenbeton herzustellen, er benutzt diesen Baustoff auch für Bücherschränke, Büffetts, Schreibtische. Im Eifer seiner radikalen Propaganda für das moderne Material vergißt er, daß man in solche steinernen Regale, die noch dazu mit Eisentüren verschlossen werden, zwar Tonurnen und Keilschriftenmanuskripte, niemals aber leichtes Geschirr und papierne Bücher stellen könnte.

Der große Wohnraum, in der Mitte optisch gestützt durch das dicke Heizrohr, ist zwei Stockwerke hoch. Die eine Wand ist ganz durch ein großes Doppelfenster in Anspruch genommen, das bis auf den Fußboden herunterreicht; zwischen den Scheiben ist etwa 60 cm Abstand, Platz zum Aufstellen von Pflanzen. Das zweite Stockwerk hängt als ein schief zum Grundriß abgegrenzter Balkon in dem Hauptraum und überdeckt ihn etwa zur Hälfte; von diesem Balkon herab hängt das schwere Betonbüffet, das dadurch gleichzeitig den untern Raum andeutungsweise in zwei Teile teilt. Im Balkongeschoß befindet sich das Elternschlafzimmer, das von dem Bad durch einen niedrigen Wandschirm aus massivem Beton getrennt ist. Kurz vor den Betten steht der steinerne Schreibtisch, von dem aus man über das Geländer in den Hauptraum herunterblickt — ein lauschiges Plätzchen. Im Obergeschoß endlich befinden sich Kinderzimmer, Gastzimmer und Dachgarten.

Wir haben zuerst über Le Corbusier gesprochen, weil er die Prinzipien der neuen Baukunst in einer für die Beschreibung besonders einprägsamen Weise karikiert. Auch bei den übrigen Architekten herrscht das Bestreben vor, einen großen Wohnraum zu schaffen, dem die Schlaf- und Arbeitszimmer kabinenartig anhängen, aber der Größenunterschied ist nicht übertrieben, und die Räume sind mehr oder weniger zureichend voneinander getrennt.

Überhaupt läßt sich an sehr vielen Beispielen feststellen, wie die Außenform des Hauses mit Notwendigkeit von der Gestaltung der Innenräume her bestimmt wird. Scharoun führt seine Treppe außen um den Block herum, sodaß ein architektonisch sehr hübsches Ineinander von eckiger Würfelform und umspannenden Schneckenwindungen entsteht. Gropius läßt den Obergeschoßraum über dem Wohnzimmer als Dachgarten frei, sodaß aus dem Hauptwürfel oben ein Teilquader

ausgespart ist; dadurch bietet das Haus von allen Seiten wechselnde Ansichten. In Le Corbusiers Zweifamilienhaus springen die Treppenhäuser im rechten Winkel zu der rechteckigen Front abgerundet nach vorn heraus, und bei Oud ist in der Größe der halben Hinterseite ein Block vorgebaut, was bei der gleichförmigen Häuserserie eine rhythmische Folge von Vorsprüngen ergibt. Bei Behrens bekommt die Außenansicht ihre Besonderheit durch die großen Terrassen, freilich ohne daß einzusehen wäre, wie so kleine Wohnräume zu so großen Balkons kommen. Im allgemeinen aber sind die auf den ersten Blick oft hergeholt und sonderbar erscheinenden Gliederungsmotive der Außenform zwanglos aus den Erfordernissen der Grundrisse abgeleitet, und es ist sehr erstaunlich zu sehen, welche Reichhaltigkeit der Form auch bei so spartanischen Grundsätzen, die für keine bloße Dekoration Platz lassen, möglich ist.

Es hat natürlich seinen Zusammenhang, daß ein so strenger Baustil in einer Zeit auftritt, wo möglichste Sparsamkeit die oberste Parole für das Bauen ist. Es fällt Einem sofort auf, wenn etwa Poelzig ein nicht einmal sehr großes Treppenhaus als repräsentativen Eingangsraum vorsieht. Im allgemeinen ist weder Raum noch Fläche für bloßen Schmuck beansprucht. Und doch wirken diese Häuser nicht langweilig, kahl oder ungemütlich. Manchmal besteht eine Wand ganz aus eingebauten Schränken, deren bunt konturierte Schiebetüren die Fläche reizvoll aufteilen. Manchmal sind Nischen freigelassen, in denen ein Bett oder ein Waschtisch steht. Sehr geschickte Effekte sind auch durch die offene Zurschaustellung der verwendeten Materialien erzielt worden. An der Decke eines Wohnraumes zeigt Gropius die imprägnierten Pappplatten, die zu Isolationszwecken dienen, in ihrer Naturfarbe, und dieser graue, grobkörnige Stoff, eingefaßt von weißgestrichnen Eisenbändern wirkt sauber, anheimelnd und belebend. An Schränken und Türen ist die Maserung selbst bei billigen Hölzern gut ausgenutzt. Für die Möbel wird häufig ein Skelett aus Metallrohr verwendet. Durch geschicktes Biegen macht man die Stühle, Sofas, Betten ohne weitere Hilfsmittel schiebbar, elastisch, federnd. Das blanke Metall paßt ausgezeichnet zu den verschiedensten Stoffen, besonders zu dem viel verarbeiteten Roßhaargewebe.

Über die Zweckmäßigkeit der einzelnen Grundrisse läßt sich nach kurzer Besichtigung nichts Endgültiges sagen. Immerhin scheint es, daß besonders bei Gropius, Oud, Hilberseimer ausgezeichnete Lösungen vorliegen. Mies van der Rohe hat in seinem großen Wohnblock eine einheitliche Bodenfläche in den verschiedenen Etagen auf ganz verschiedene Weise aufgeteilt, um vielerlei Grundrißmöglichkeiten zu demonstrieren. Er hat eine Eisenskelettkonstruktion mit Steineisendecken verwendet, so daß jede Decke nur in der Mitte der Wohnung von einem einzigen Pfeiler getragen zu werden braucht, und also in der Verteilung der nichttragenden Zwischenwände völlige Freiheit herrscht. Versuchsweise hat er sogar in einigen Wohnungen nur die Wände der Küche und des Badezimmers fest aufgeführt und für die Gliederung des übrigen Wohn-

raums, die allerdings dadurch eine bloß optische ist, dünne Sperrholzwände vorgesehen, die in Eisenschienen auf dem Boden stehen und ziemlich leicht zu verändern sind. Le Corbusier erzielt im Hauptraum seines Zweifamilienhauses eine ähnliche Beweglichkeit, indem er Schiebetüren einbaut, die nachts den langgestreckten Wohnraum in einzelne Schlafkabinen zerlegen. Die Schalldichtigkeit der Zwischenwände scheint in sehr vielen Fällen unzureichend. Auszuprobieren bleibt noch, ob die verschiedenen Sorten von Isolationsplatten, bei deren Verwendung die Dicke der Mauern sehr verringert werden kann, wirklich alle genügenden Schutz gegen Hitze und Kälte gewähren. Diese Platten werden in genormten Formaten, die gleichzeitig mit der Größe der Normtüren übereinstimmen, angefertigt und in das Eisengerüst eingepaßt. Überhaupt strebt man immer mehr danach, die Einzelelemente des Hauses möglichst fertig auf den Bauplatz zu bringen und sie dort nur noch zusammenzusetzen. Es ist klar, daß man dadurch die Kosten verringert und sich auch von der Jahreszeit unabhängiger macht.

Die Kolonie Weißenhof bietet eine solche Fülle von Anregungen, daß hier nur die Hauptgesichtspunkte herausgegriffen werden konnten. Es wird sehr anschaulich gemacht, daß auf dem Gebiet der Architektur heute eine lebendige Produktivität vorhanden ist, wie wir sie in den übrigen Kunstzweigen vermissen. Hier werden nicht nur Programme aufgestellt, sondern die Aufgabe wird konkret erfaßt und durchgeführt. Eine große Zahl von Individualitäten vereinigt sich zu der gemeinsamen Aufgabe, mit einfachen und zweckmäßigen Mitteln eine zeitgemäße Wohnungsform zu schaffen. Da scheint es müßig, zu überlegen, ob nun schon ein wirklicher Baustil vorliegt. Wo Aufgaben von so unbestreitbarer Wichtigkeit gestellt und gelöst werden, da hat die Arbeit des Architekten Berechtigung und Sinn.

Häuser von Kaspar Hauser

Mittleres Haus in der Köpenicker Straße, in der Avenue des Ternes
am Harvestehuderweg —
du bist vollgelebt.

Hinter deinen Tapeten hat sich Angelebtes versammelt,
nachts knistert es,
tagsüber dünsten dort hundert Leben aus,
mittleres Haus.

Kotdurchrieselt stehst du,
von Drähten durchzuckt,
ein lebendiger Leib;
oben fassen die Gabeln deiner Antennen in die Luft und ziehen die
Musik heran, die Helferin der Gemeinheit;
mit Recht spannen sich die Radiotrapeze, auf denen die Aetherwellen
turnen, auf dem Dach aus,
neben den Hypotheken —
denn wer könnte Hypotheken handeln,
ohne die abendliche Hilfe Beethovens!

Du bist nicht wie jene Hausgreise,
in denen das Mauerleben längst abgestorben ist;
tot ruht der Kalk,
die Wanzen weinen
und beißen, angefüllt mit Verzweiflung der Isoliertheit;
nichts mehr sagt die Treppe,
schweigsam ist die Tür wie ein gefalteter Greisenmund.
So alte Leute sagen nichts mehr —
sie haben zu viel gesehn.

Du bist ein mittleres Haus.

Du bist nicht wie die Neubauten, die Gefäße des Unglücks,
in deren weißgetünchte Schubschachteln der Mensch hineinfällt,
hier seine Scheidung, seine neugebornen Kinder, seine Malheurbriefe zu erwarten;
kindisch gluckert die Badewanne, das junge Ding,
albern blitzen die Klinken,
und tapsig stuckert der eben konfirmierte Fahrstuhl in die Höhe und macht sich mausig —
wie mühsam ist es, so ein funkelnagelneues Behältnis vollzuwohnen!
So junge Leute sagen nicht viel —
sie haben noch zu wenig gesehn.
In ihnen vergeben die Mieter ihre Kraft, — seelische Trockenwohner.

Du bist ein mittleres Haus.

Du hast schon viel in dir gehabt, Mutter der Möbel,
aber noch nicht genug.
Empfang, schlürf ein, spei aus:
Jeder Umzug eine kleine Geburt.

Du bist grade dabei, zu leben.
Deine Rohre rauschen, es kocht in den Ausgüssen, es brodelt im Badeofen.
Durch deine Steine sickert Weinen,
deine Ziegel schwitzen Elend aus
und gerinnendes Stöhnen der Komödien der Nacht.
Kalkiger Querschnitt!
Durchbrüllt vom Lärm der Wirtschaften,
vom sinnlosen Klingeln
und vom Quäken näselnder Phonographen!

Mancher wohnt oben in dir,
mittleres Haus.
Und abends,
wenn der Film der Geschäftigkeiten ruht,
steckt ein Hund seinen Kopf zum Fenster heraus,
ernsthaft wie Gottvater die Straßenwürmer betrachtend,
seine Pfote hat er aufs Fensterbrett gestellt —
das ist für ihn eine zweite Erde.

Mittleres Haus.

Gerhart Hauptmann und Else Lasker-Schüler

von Harry Kahn

Jene, nächst Gottes Ratschluß, unerforschlichste Institution auf Erden, Berliner Theaterspielplan geheißen, hat in der denkwürdigen Kleist-Gedenkwoche ohne Kleist-Neuaufführung zwei Bühnendichtungen zusammengeworfen, die nicht nur in kurzem Abstand nacheinander zu sehen, sondern auch aus einer gewissen Distanz nebeneinander zu betrachten lohnt. Das scheint grade in diesen Blättern um so mehr am Platz, als jedes von ihnen als Einzelkunstwerk hier bereits seine ausgiebige, kaum zu überbietende Charakterisierung gefunden hat. Über „Dorothea Angermann" hat (nach der Wiener Uraufführung vor elf Monaten), in der letzten von S. J. redigierten Nummer, Alfred Polgar berichtet; über „Die Wupper" hat (nach der vom „Jungen Deutschland" vor acht Jahren veranstalteten Uraufführung) S. J. selbst geschrieben. Diese zweieinhalb Seiten (im 20. Heft des XV. Jahrgangs) heute nachzulesen, ist ein Genuß, den selbst die dabei aufwallende Wehmut und Bitterkeit über die sinnlos vorzeitige Stillegung eines allem Großen, Echten, Freien zuschlagenden Herzens, eines unvergleichlich präzis funktionierenden Hirns und einer diesem Herz und Hirn kongenialen, alle Gefühle und Gedanken zu leuchtenden Sprachgebilden formenden Hand nicht zu zerstören vermag.

Gerhart Hauptmann ist Deutschlands repräsentativer Dichter; Mitglied der preußischen und auswärtiger Akademien, Ehrendoktor mannigfacher Universitäten und Fakultäten, Auto- und Schloßbesitzer und was sonst noch alles Ehren- und Lustvolle. Zeitungen und Zeitschriften reißen seiner Sekretärin jede Zeile von ihm unterm Farbband weg; jede Bemerkung von ihm, befasse sie sich auch nur mit solchen Quisquilien wie die deutsche Republik, saust über alle Kabel und Antennen des Erdballs. Else Lasker-Schüler kennen, selbst auf dem deutschen Sprachgebiet, wohl kaum tausend Menschen. In der von der Höhensonne des Ludwig Fulda bestrahlten Dichterakademie war für sie kein Stuhl da; wenn nicht gütige Freunde sie behausen, lebt sie in einem kahlen, schmalen Hotelzimmerchen, und ihre Werke sind nur von ihr selbst — gegen vorherige Einsendung des Betrags nach Berlin W 57-Postlagernd — zu beziehen. „Dorothea Angermann" ist seines Verfassers vier- oder fünfundzwanzigstes Stück; „Die Wupper" seiner Schöpferin erstes und einziges. Jenes ist vor zwei, dieses vor zwanzig Jahren entstanden. Wie kommt es nun, daß das fast schon verschollene Schauspiel der fast unbekannten Lyrikerin einen vom ersten bis zum letzten Wort in Atem und noch nach Tagen in seiner Gewalt hält, während das jüngst vollendete des weltberühmten Dramatikers gewiß stellenweise tief ergreift, einen aber doch unerschüttert ent- und an der Tür des Theaters bereits losläßt? An dramaturgischen Mängeln kann das nicht liegen: gegen die Lasker-Schüler, die sich überhaupt an keine Rampenregel kehrt, ist der unbeholfene Hauptmann, in diesem Stück auffälliger sogar als in früheren, ein Sudermann an theatralischem Wirkungswillen.

*

Immer wieder besticht und bestrickt die ungewöhnliche Fähigkeit Hauptmanns, den farbigen Abglanz zu formen, an dem wir, nach Goethe, das Leben haben, der aber keineswegs das Leben ist. Der einzelne Mensch, sein tägliches Tun und Lassen, die Luft um ihn, — das alles ist auch in „Dorothea Angermann" wieder mit einer Genialität gesehn und sichtbar gemacht, die es doppelt bedauern läßt, daß der Aufwand so großen Könnens nicht der Gestaltung eines in seiner Totalität wirklich greifbaren, wahrhaft tragisch ergreifenden Bühnenwerks dient. Was fängt Hauptmann mit all diesem wundervoll „farbigen Abglanz" an? Er weist einfach auf ihn und sagt achselzuckend: „Das ist das Leben, juju, nee, nee, so ist es nun einmal!" Warum es so ist, weshalb es grade so und nicht anders ist, das ... nun, sagen soll er es uns gar nicht, sondern empfinden lassen. Aber das vermag er nicht, und so bleibt das Schicksal seiner Figuren ohne Notwendigkeit, damit ohne letzte Wahrheit, Wirklichkeit, Wirksamkeit. Seine Menschen leben; aber ihr Erlebnis lebt nicht. Denn das, was ihnen zustößt, muß ihnen nicht, es kann ihnen nur — unter anderm — zustoßen. Wir weinen über sie, — und gehen vorüber; wir erheben uns nicht, neu gestärkt, zum Windmühlenkampf gegen diese schlimmste aller Welten, um schließlich, noch am Boden liegend, zu erkennen, daß sie doch die möglichste ist. Hauptmann sieht und gibt wundervoll die physiologischen und psychologischen Bedingtheiten, die eine bestimmte Menschenseele bilden; aber er weiß nichts von den transzendenten Mächten, deren „Abglanz" jene Bedingtheiten erst sind. Oder doch: er weiß um sie, weiß um sie noch; aber er fühlt sie nicht mehr und kann sie drum nicht fühlbar machen. Kein Zweifel: er ist damit nichts als ein Kind, und, bei seiner gewaltigen Gestalterkunst, der Exponent, ja durch die ihm innewohnende Gefühlsmacht, der Protagonist einer Zeit, der die Verbindung zwischen dem Menschen und den Mächten gerissen ist. (Rückverbindung — des Menschen mit den Mächten — ist, nach Blühers ausgezeichneter Definition, wörtliche Übersetzung und letzter Sinn von re-ligio.) Niemand wird dem Schöpfer des Emanuel Quint und des Ketzers von Soana vorwerfen dürfen, er habe um diesen Riß nicht gelitten und nicht um neue Bindungen gerungen, gerungen bis zum fast skurrilen Krampf der „großen Mutter". Aber der Engel segnete ihn nicht, und so ließ er ihn denn. Gottferner und gottärmer denn je steht Hauptmann in dieser, jeder echten Tragik baren (darum auch bloß „Schauspiel" betitelten) Tragödie da, deren Angelfigur bezeichnenderweise ein Seelsorger ist, der, um seines eignen Kindes willen auf sein Amt als „Diener Gottes und des verzeihenden Heilands" hingewiesen, ohne das leiseste Zögern der Scham herauspoltern kann: „Komm mir nicht mit eingelernten Phrasen!" Mit leeren Händen steht Hauptmann zum Schluß an die Wand gedrückt, die Fahne gesenkt, wie sein Florian Geyer. Statt eines kampfhellen „Trotzdem!" wird nur ein trauerdumpfes „Wenn doch bloß ..." hörbar; statt des Brots des „amor fati", das wir vom echten Tragöden erwarten dürfen, reicht er uns ein paar Kinderspielzeugsteine: Zufall, Vorsehung, Verantwortungslosigkeit ...

*

Else Lasker-Schüler hat den Versuch nicht nötig, mit solchen Verlegenheitssprüchen ihr Spiel noch kurz vor Torschluß aus der Sphäre des nichts als sich selbst bedeutenden „Abglanzes" in die des Sinnbilds von den Mächten des Lebens hinaufzuheben. Sie lebt und webt ja nur in dieser Sphäre. Die lyrische Landschaft zwischen Bagdad und Theben, in der ihre geliebten Prinzen und Prinzessinnen, Zauberer und Kameltreiber angesiedelt sind, ist nicht das Palästina der Zionisten, nicht einmal das gelobte Land der zwölf Stämme; es ist das himmlische Zion. Sie hat den Gott ihrer Väter noch nicht verloren; keine Kluft breitet sich zwischen ihrem und seinem Herzen. Jede Zeile, die diese begnadete Frau schreibt, weist darum in jene Höhen, die über aller Vernunft, ja, noch über allem Gefühl sind. Einmal hat sie sich gesammelt, um statt kurzer Gedichte und Geschichten ein „Schauspiel" in fünf ausgewachsenen Akten zu schreiben. Ein Schauspiel? Eine szenische Ballade vom Flüßchen ihrer irdischen Heimat zwischen Buchen- und Schornsteinwald. Das ist fast ein Menschenalter her; aber das Stück ist nicht veraltet. Im Gegenteil: seine Wirkung ist heute größer denn je. Noch vor acht Jahren wurde es von trägen Herzen und faulen Köpfen angelacht und angepfiffen. Heute fühlen sich auch die Lauen und Grauen zumindest angerührt. Denn auch sie spüren, daß da irgend etwas ist, was sie neben ihrem lauen und grauen Leben brauchen: Geheimnis hinter dieser Welt der Wirklichkeit; Hinweis auf eine Welt tieferer Wirklichkeit. Es ist kein Held in dem Stück und keine einheitliche Handlung. Aber um diese Proletarier und Kapitalisten, um mondsüchtige Färberskinder und mannstolle Fabrikantentöchter, scheeläugige Zuhälter und bucklige Dienstmädchen, Offiziere a. D. und Pastoren in spe, um alle ist ein Hauch, über ihrem törichten oder wüsten Tun liegt ein Schimmer, zwischen ihren Worten in „Wopperdaler Platt" zittert ein Klang, die zu empfinden und mitzuteilen nur ein Herz imstande ist, das, dem Herzen des Schöpfers selbst näherwohnend als seine Schwestern und Brüder, mit allen Fasern an die Gotteskindschaft aller Kreatur glaubt. Auch bei der Lasker-Schüler geht auf den ersten Blick alles mit ganz natürlichen, höchst naturalistischen Dingen zu: es treten keine Götter, Geister oder Gespenster auf; die Menschen trinken dünnen Kaffee und essen dicke Butterbrote dazu, schnarchen allein und schlafen zu zweit, fahren Karussell und singen sogar die Internationale. Und doch ist das alles ganz unwirklich, immer schwebend, immer einen Fuß über der roten Erde, eine Handhoch näher dem Himmel, der düster über ihr hängt. Es ist das alles nur da in Beziehung auf ein Andres, in Verbindung mit einem Andern, Dahinter- und Darüberstehenden, Reineren, Geklärteren. Diese Rückverbindung zu den Mächten außer und über uns, diese Religio, — auch hier steigt sie nichts weniger als aus der stürmischen Gestaltung eines wahrhaft tragischen Stoffes empor; aber sie ist doch da, als lyrische Aura um Menschen, Dinge, Vorgänge. Sie ist da, tröstet und beglückt, und weckt ein nachhaltiges Dankgefühl für die Dichterin, die uns diesen Trost und diese Beglückung verschafft hat.

*

Dank auch für den Spielleiter und die Spieler, die dergleichen zu vermitteln vermögen. Jürgen Fehling, der ja schon den „Spökenkieker" Barlach zu so eminenter Wirkung zu bringen wußte, ist der rechte Regisseur auch für die Lasker-Schüler. Es ist erstaunlich, wie er durch ein kaum merkliches Leerlassen oder Verdichten der von César Klein bereits ziemlich stimmungsgerecht hingestellten Szenerie die äußerliche Unwirklichkeit, und durch leise Überbetonung der körperlichen und sprachlichen Eigenarten der einzelnen, an sich ungleichwertigen Schauspieler, etwas wie eine balladeske Erregtheit zustande bringt, die das Ganze auch seelisch ins Irreale, Gleichnishafte steigert. Selbst die reife Erdenschwere Lucie Höflichs wurde beschwingt und Lucie Mannheims oft etwas krampfige Naivität löste sich zu schwebender, schlackenfreier Kindlichkeit.

Für Hauptmann tut Max Reinhardt alles, was er als der farbenfreudigste und -kundigste unter den Bühnengestaltern des „farbigen Abglanzes" zu tun in der Lage ist. Er schafft jeder Szene eine Atmosphäre von Brahmscher Echt- und Dichtheit; er bessert durch geschickte, wenn auch vielleicht nicht genügend große Striche und durch noch geschicktere, fast unmerkliche Schattierungen und Zufügungen; er besetzt die kleinsten Rollen noch mit erstklassigen Schauspielern; er stellt vor allen Dingen Werner Krauß breitbeinig und brusttönig in das Zentrum des Spiels, von dem aus das dämonische Pharisäertum dieses Pastors Angermann das Schicksal einer Tochter, die, wie Rose Bernd, eine Mutter haben sollte, aber nur einen Vater hat, überschattet. Bloß: diese Tochter konnte Reinhardt dem Dichter nicht geben. Helene Thimig ist etwas Herrliches, etwas Herzsprengendes. Sie nur ansehn heißt, durch vier Fünftel des Stücks, mit den Tränen kämpfen; sie auch noch anhören, heißt in Tränen ausbrechen. Aber sie ist nicht Hauptmanns echte Dorothea, noch weniger Werner Kraußens rechte Tochter. Die Dorothea der Thimig hat sich nie auch nur einem Königssohn hingegeben, geschweige einem Küchenchef. Dem Mario Homolkas schon gar nicht. Denn bei allem Witz und Charme fehlt dem die gefährliche Brillanz, die funkelnde Lockung. In ihm ist kein Chaos, aus dem ein brennender Stern ins hitzig gestaute Blut eines von seinem Erzeuger damit zu reichlich ausgestatteten Bürgermädchens zischen könnte. Aber selbst wenn er ein ganzes Feuerwerk davon zu verschießen hätte, — in dieser Dorothea könnte es nicht zünden; sie hat im ersten Akt so wenig Blut wie im letzten, da das Leben sie bereits tödlich zur Ader gelassen hat. Es ist wie ein Schabernack: grade da, wo in diesem Stück sich schwache Ansätze zur Manifestation jener Mächte — wenn auch nur Wedekindscher Erdgeister — zeigen, die dem tragischen Geschick seiner Menschen zugrunde liegen, versagt sich ihm die Hilfe einer Darstellung, die es durch unvergleichliche Verleiblichung alles Vordergründigen über den Mangel an Hintergrund hinwegzutragen sucht.

Gilbert contra Köhler von Morus

Drei Jahre lang hat man kaum etwas davon gemerkt, daß in der Luisenstraße, zwischen Fabrikhöfen und Medizinerbuden, ein Mann namens Parker Gilbert sitzt, der als Generalagent für Reparationszahlungen, im Auftrage von Wallstreet und der Entente, die deutschen Kriegsschulden eintreiben soll und zu diesem Zweck mit fast unbeschränkten finanzdiktatorischen Vollmachten ausgestattet ist. In Wien gab es Tag für Tag Krach, solange der Rotterdamer Bürgermeister Zimmermann, äußerlich und innerlich der Typ des pedantischen Rechnungsrats, die Finanzen kontrollierte. Von dem amerikanischen Advokaten Parker Gilbert, der selbiges in Deutschland tun sollte, sah und hörte man nichts. Er erstattete seine Berichte, ausgezeichnete, kluge und wahrheitsgetreue Beschreibungen der Wirtschaft und der Finanzen, quittierte den pünktlichen Eingang der Reparationsgelder, transferierte bequemer, als es sich verschrobene Theoretiker und kenntnislose Politiker gedacht hatten, Devisen ins Ausland. Alles vollzog sich leicht und glatt, sozusagen ohne Berufsstörung.

Aber Parker Gilbert ist ein junger und aufnahmefähiger Mensch, der bereit ist, zuzulernen. Nachdem die deutschen Großindustriellen und die andern Spitzenverbände des deutschen Kapitals monatelang systematisch und unter Aufwand größter Propagandaspesen den Kampf gegen die öffentliche Hand, gegen Fiskus und Steuerzahlen betrieben haben, hat auch der Reparationsagent darauf reagiert und schon in diesem Frühjahr der deutschen Regierung eine Vermahnung zur Sparsamkeit zugehen lassen. Genau dieselben Kreise, die sonst über die Versklavung Deutschlands Zeter und Mordio schreien und den Reparationsagenten als einen abscheulichen Henkersknecht darzustellen pflegen, haben ihn durch ihr Geschrei auf den Plan gerufen. Parker Gilbert konnte sich mit einem Mal sogar der Zustimmung schwerindustrieller Syndici und deutschnationaler Reichstagsabgeordneter erfreuen. Man wälzte das Monitum, das er dem Reich, den Ländern und vor allem den Gemeinden erteilt hatte, wie einen saftigen Brocken hin und her — es war aber auch zu schön, fast so schön wie eine Steuerhinterziehung. Inzwischen setzte dann die neue Kampagne Doktor Schachts gegen die Länder und Gemeinden ein, die in der ruhmreichen Inhibierung der Preußenanleihe gipfelt. Der Reichsbankpräsident ging voran — der Reparationsagent folgte. Denn schließlich braucht ein amerikanischer Aufsichtsbeamter und Vertrauensmann der Dawes-Gläubiger in Deutschland nicht staatlicher und nicht sozialer zu sein, als die Reichsverbändler und als der deutsche Reichsbankpräsident.

Und nachdem all dies geschehen ist, wundert man sich vielleicht, daß Parker Gilbert mit seinen Mahnungen ernst macht

und bei der Erhöhung der Beamtengehälter Schwierigkeiten bereitet? Daß aus der Luisenstraße zurückklingt, was man in die Wilhelmstraße hineingerufen hat? Nur Leute mit einem sehr kurzen Gedächtnis können darüber erstaunt sein.

Allerdings wäre der Rüffel vielleicht weniger schroff ausgefallen, wenn der Reichsfinanzminister und der Reparationsagent persönlich etwas bessere Beziehungen zueinander hätten. Zwischen Peter Reinhold und Parker Gilbert gab es keine Feindschaft nicht. Ob die Freundschaft nicht manchmal etwas zu eng und ob es, beispielsweise, praktisch war, die Extrazahlung von 500 Millionen, die uns die Schliebensche Finanzpolitik eingebrockt hat, vorzeitig mit 300 Millionen Mark abzulösen: darüber kann man streiten. Jedenfalls gab es keine unnötigen Reibungen. Man verhandelte unbureaukratisch, unter vier Augen, und mit der Geschmeidigkeit, die Reinholds große Stärke war.

Reinholds Nachfolger im Finanzministerium, Herr Köhler, begann seine Tätigkeit in reparatonibus damit, daß er zur ersten Besprechung mit Parker Gilbert ein halbes Dutzend Geheimräte, Dirigenten und Spezialreferenten auffahren ließ. Wahrscheinlich war das auch von deutscher Seite zunächst gar nicht bös gemeint: es war halt so das, was in der Wilhelmstraße üblich ist. Parker Gilbert kann kein Wort deutsch, Köhler versteht kein Wort englisch, und in Reparationsfragen ist ein braver badischer Obersteuersekretär von Haus aus auch nicht so ganz firm, selbst wenn er nebenher ein sehr gescheiter Zentrumsmann ist. Aber in der Politik und erst recht in der Finanzdiplomatie kommt es nicht so sehr auf den guten Vorsatz an, sondern auf die Wirkung, und die war miserabel. Dem Reparationsagenten, der den offiziellen deutschen Ministerialfez aus der Nähe kannte, wurde beim Anblick so vieler Geheimer Räte angst und bange; und die Folge dieses Debuts war, daß Parker Gilbert fortan seine Verhandlungen mit dem Reichsfinanzminister möglichst auf schriftlichem Wege zu erledigen suchte. Geschrieben klingt aber manches härter als gesprochen, und so fand sich auch für Köhler bald ein Anlaß zum Verschnupftsein. Seinem Ärger über den Reparationsagenten machte der Reichsfinanzminister in einigen sehr unnötigen Propagandareden für die Revision des Dawes-Planes Luft.

Dadurch wurde Parker Gilbert noch stärker von der Wilhelmstraße abgedrängt und nun auch informatorisch ganz auf Schacht angewiesen, der in den entscheidenden Fragen der öffentlichen Finanzpolitik dem Reichsfinanzminister und dem Reichswirtschaftsminister erfolgreich entgegenarbeitete. Wo Schacht gegenwärtig politisch steht, ist kürzlich hier etwas näher untersucht worden, und allmählich gruppiert sich auch die Öffentlichkeit klar und eindeutig pro und contra Schacht. Um den ehemaligen Jungliberalen und Exdemokraten Hjalmar

Schacht sammelt sich alles, was in Deutschland muffig, großkapitalistisch und sozialreaktionär ist. Aus den letzten Wochen kann der Reichsbankpräsident eine Huldigung des bayrischen Ministerpräsidenten Held buchen, ferner eine Vertrauenskundgebung des deutschnationalen Reichstagsabgeordneten Doktor Reichert „vor einem geladenen Kreise deutschnationaler Industrieller, Bankiers, Kaufleute und Landwirte".

Das schönste Lob aber konnte er in der schwerindustriellen, rechtsradikalen „Deutschen Bergwerkszeitung" entgegennehmen. Die veröffentlicht nämlich einen offenen Brief an den Reichsbankpräsidenten, worin Doktor Schacht zum Kampf gegen jegliche Lohnerhöhung und besonders gegen das Reichsarbeitsministerium und dessen Lohnpolitik ermuntert wird. „Wenn dieses Gebiet", heißt es in dem gemütvollen Brief, „auch nicht zu Ihrem eigentlichen Ressort gehört, so halten wir es doch für Ihre Pflicht, als Hüter der Währung Ihre Stimme zu erheben und der Ihnen kraft Ihres Amtes zustehenden Aufgabe nachzukommen... Sie haben verschiedentlich gezeigt, daß Sie auch den Mut aufbringen zu außerordentlichen Maßnahmen. Wir zweifeln nicht, daß er Ihnen auch zur Seite stehen wird, wenn es gilt, eine andre Reichsbehörde auf die Gefahren aufmerksam zu machen, die sie durch ihr Verhalten heraufbeschwört." Wir wissen nicht, ob Doktor Schacht diesem ehrenvollen Ruf gefolgt ist. Zunächst hat er ja wohl noch alle Hände voll damit zu tun, die deutschen Oberbürgermeister zu zermalmen und die unbotmäßige Stadt Breslau dem Erdboden gleichzumachen. Aber nachdem er die Finanz- und die Wirtschaftspolitik unter seine Fittiche genommen hat, wäre es nur logisch, daß er auch die Sozialpolitik unter Kuratel stellt und, selbstverständlich nur aus währungspolitischen Rücksichten, eine Beratungsstelle zur Verhinderung für Lohnerhöhungen einrichtet.

Soweit es auf die Beamtengehälter ankommt, hat bereits Parker Gilbert, entsprechend den Wünschen des Reichsverbandes der Deutschen Industrie, einen verheißungsvollen Anfang gemacht. Aber zweifellos gibt es auf diesem Gebiet noch mancherlei nutzbringende Arbeit zu leisten. Und wenn man damit fertig ist, dann können die Leute um Schacht, um Reichert und um die „Deutsche Bergwerkszeitung" Wahlen machen, denn dann haben sie ja den strikten Nachweis erbracht, daß nicht das deutsche Großkapital, sondern die ausländischen Sklavenhalter Lohn- und Gehaltsaufbesserungen hintertreiben

---

Gäbe es keine Soldaten, so kosteten sie auch kein Geld; kosteten sie kein Geld, so sparte Deutschland jährlich 100 Millionen Taler; sparte Deutschland jährlich 100 Millionen Taler; so könnten wir wohlhabend werden; könnten wir wohlhabend werden, so würden wir gewiß übermütig; würden wir gewiß übermütig, so achteten wir vielleicht unsre jetzige Regierung nicht; wir müssen aber in jedem Fall unsre jetzige Regierung achten, ergo — muß es auch Soldaten geben.

Glaßbrenner

Bemerkungen

Und immer wieder Max Hölz!

Briefe aus dem Zuchthaus" von Max Hölz (bei Erich Reiß in Berlin erschienen). Während ihr das lest, sitzt er noch immer in seiner Zelle.

Egon Erwin Kisch hat die Briefsammlung mit einem brillanten Nachwort versehn, und der Verlag Erich Reiß hat sich ein wahres Verdienst erworben, so tapfer für einen unschuldig Verurteilten einzutreten. Das wagt nicht jeder (wie der im Buch enthaltene Aufruf zeigt, in dem ich viele sehe, die nicht da sind).

„Meine Ausdrucksformen sind ärmlich", heißt es in einem der Briefe. Nun, Max Hölz ist kein Literat und will gar keiner sein. Die Briefe, die ich von ihm empfangen habe und auf die ich stolz bin, zeigen ebenso wie die hier gedruckten in keiner Zeile einen Mann, der sich nun künstlich heraufschraubt, zeigen keine weinerliche Sentimentalität — sie zeigen den Mann, der die mutigste Rede vor einem deutschen Gericht gehalten hat, die mir bekannt ist. Unser Ernst Toller, der sich zutiefst auf die Psychologie von Gefangenen versteht, vermag sicherlich am besten zu beurteilen, wie echt das alles ist: das grüblerische Nachdenken, die unbedingte Konsequenz, das anständige Empfinden für den noch ärmern Nebenmann. Hölz hat nicht nötig, sich unsre „Sympathie zu verdienen" — wir ehren in ihm unsre Sache, auch da, wo wir uns mit seinen Taten nicht identifizieren, zu denen er ja heute anders steht als damals, wo er sie beging... Und wir verabscheuen, indem wir seine Sache vertreten, ein System.

Was dazu gehört, in einer solchen Lage eine Begnadigung abzulehnen, vermag nur der ganz zu würdigen, der einmal eingesperrt gewesen ist. Hölz hat nie bittend die Hände ausgestreckt — Hölz will etwas, das er verlangen kann: Gerechtigkeit. Das, was sie da mit ihm gemacht haben, ist keine.

So verengt auch der Gesichtskreis eines Gefangnen mit der Zeit wird: dieser weitet sich die Mauern seines Käfigs. An Schnüren hängen seine Briefe und sein Geschriebenes von der Decke, neben dem Abtrittseimer schreibt da einer den ganzen Tag, den ganzen Tag. Und kann sich nur unvollkommen wehren. Wir müssen ihm helfen.

Dieser Mann hat die lebenslängliche Strafe nicht verdient. Ob er wegen Hochverrats abgeurteilt werden wird, ob er dieselben milden Richter finden wird wie die Leute von Kapp, das ist eine spätere Sorge. Aber er ist wegen einer Tat abgeurteilt worden, die er nicht begangen hat, die ein andrer getan und eingestanden hat. Das darf nicht sein.

Der Reichsgerichtspräsident, der so oft über das Wesen der Gerechtigkeit öffentlich gesprochen hat, vernehme diesen Schrei:

Her mit dem Wiederaufnahmeverfahren für Max Hölz!

Kurt Tucholsky

Ludendorff und das Christentum

Ein kirchliches Blatt meldet, daß Ludendorff seinen Austritt aus der evangelischen Landeskirche angekündigt habe. Das religiöse Blatt fügt keinerlei Kommentar hinzu: dieser wird durch die liberalen Blätter geliefert, die sich ob Ludendorffs Übertritt von Christus zu Wotan und Thor — mit geistreicher Anspielung auf letzteres Wort — ironisch-behaglich ergehen.

Von allen Taten des Generals Ludendorff — und diese sind nicht zu unterschätzen! — scheint mir aber grade sein Austritt aus dem Christentum die imponierendste zu sein. Sie riecht nach intellektueller Sauberkeit — das heißt nach einer Eigenschaft, die

in Deutschland (und anderswo in der Welt) nicht zu häufig ist. Das Christentum ist, wie wir alle wissen, die Religion der Armen, Schwachen, Kranken, Demütigen, Friedfertigen: was hat ein stolzer Heerführer, Sieger in vielen Schlachten, Gläubiger von Berufs wegen an Blut und Eisen, Triumphator über Alles, was sich nicht oder schlecht wehren kann, mit einer Religion zu schaffen, die überhaupt den Kriegsdienst verbietet und deren Stifter einst verkündete: „Wer das Schwert nimmt, der soll durch das Schwert umkommen". Es war sehr konsequent und sehr anständig, daß Erich Ludendorff dieser Religion den Rücken zugewandt hat.

Aber ich persönlich bin froh, daß er es erst jetzt getan hat — und nicht etwa während des Weltkrieges ...

Während des Weltkrieges nämlich wurde von England aus eine puritanische Propaganda geführt, die die Deutschen als Abtrünnige vom Christentum hinstellen und sie zu reinen Heiden und Wilden stempeln wollte. Eingeleitet wurde sie vom „Poeta laureatus" des Inselreiches Sir Robert Bridges, der in einem Briefe an die ‚Times' die Behauptung aufstellte, die Deutschen seien alle Nietzscheaner und hätten sich darum dem Leibhaftigen verschrieben, während das reine und edle Albion für die Zivilisation und Jesus Christus kämpfte. Der Hauptrufer in jenem Streite aber wurde der katholische Propagandist Gilbert K. Chesterton, der allwöchentlich in der ‚Illustrated London News' zum Kreuzzug aufrief gegen die Lutheraner an der andern Seite des Wassers, die aber auch noch nicht die letzte Ausgeburt Satans seien, wohl aber diese einst ebenfalls aus ihrer Mitte gezüchtet hätten. Chestertons größte „bugbear" (wie unser „Schreckgespenst" auf Englisch heißt) war nämlich kein Geringerer als Friedrich der Große: „Es war durchaus nicht der veraltete Lutheranismus von Friedrich Wilhelm I., sondern der moderne Atheismus von Friedrich dem Großen, der die militärische Religion von Potsdam und Berlin war und ist", so stand in einem seiner Artikel.

Nun hatte ich während des Weltkrieges, als einziger Deutscher (glaube ich), das Privilegium, mitunter einen Brief in englischer Sprache in einer der Londoner Zeitschriften veröffentlichen zu können. Von diesem Vorrechte machte ich jetzt Gebrauch und schrieb unter dem Titel: „An open letter to British Intellectuals", eine Antwort auf Chestertons Anklage. Ich wies in diesem Briefe darauf hin, daß unzweifelhaft auch die Deutschen Christen seien, daß zum Beispiel der Kaiser sein Volk beim Kriegsausbruch in die Kirche geschickt, und daß dieses Volk sogar in tiefer Begeisterung und bei Verkündung der Kriegserklärungen einen lutherischen Choral angestimmt hätte. Ich erwähnte ferner, daß besagtes Volk den lieben Gott auf Englands Kriegserklärung hin gebeten hätte, es zu strafen — also doch wohl an diesen Gott glauben müsse. Ich erzählte weiter, daß der deutsche Staat sogar, zum Unterschied von England und Amerika, direkt für Kirche und Christentum sorge: daß Konfessionslose nicht Offiziere werden dürften und daß es beim deutschen Militär auch sonst sehr fromm zuginge, wie ich aus eigner Erfahrung berichten könne. Ich hätte nämlich selber — und hier bäte ich meine englischen Feinde um Entschuldigung — die Ehre gehabt, die berühmte preußische Pickelhaube zu tragen und auf dieser, wie auf dem Messing meines Koppels hätten die Worte gestanden: „Mit Gott für König und Vaterland". Zum weitern Beweis, daß der Atheismus Friedrich des Großen durchaus nicht künstlich noch heute dem deutschen Heere eingeimpft würde, erwähnte ich ferner ein Ereignis, das mir noch in lebhafter Erinnerung geblieben und das sich vier Wochen nach meinem Eintritt in das 5. Badische Infanterie-Regiment Nr. 113 abgespielt hätte ...

„Wir standen in Kompagnie-Front", so erzählte ich Herrn G. K. Chesterton, „an einem sonnigen Sonntagsmorgen. Vor uns der Feldwebel, der uns plötzlich anfuhr: „Protestanten links hinaus, Katholiken bleiben stehen! .... heute ist Kirchgang... wer freiwillig geht — vortreten! —" ... Heraus aus der Front, und als Einziger mit zwei Riesenschritten, kam unser größtes „Boppele" (in Berlin würde man Dussel sagen) vom Schwarzwald.. Wieherndes Gelächter von seiten der ganzen Kompanie!... Aber der Feldwebel, der die Situation anscheinend schon oft erlebt hatte, war ihr vollkommen gewachsen... „Wer nicht zur Kirche geht, hat heute von 2 bis 4 Flick- und Putzstunde", brüllte er. Das wirkte: Sonntag nachmittag war der einzige Tag, an dem die geplagten Leute ihre Verwandten besuchen, ein Glas Bier trinken oder mit ihrem Mädel ausgehen konnten... Auf einen Schlag wurde die ganze Kompanie wie lammfromm, und das Boppele, das ganz allein vor der Front gestanden, stand plötzlich wieder in Reih und Glied"... Und das nennt Einer Eurer berühmtesten Schriftsteller „den von Berlin aus heute noch gepflegten Atheismus Friedrich des Großen". Friedrichs des Freidenkers, des Voltairianers, des Dichters und Literaturkenners, des königlichen Philosophen, der einst meinte: „In meinem Lande kann jeder nach seiner Fasson selig werden!"... Und der Artikel schloß mit den Worten: „Nein, nein, Mr. Chesterton, wir in Deutschland leben nicht mehr unter dem System des Freidenkers Friedrich des Großen, sondern unter dem des Frommen Wilhelm des Kleinen".

So zu lesen im londoner ‚The New Age' vom 20. Juli 1916.

An dieses Geplänkel aus dem literarischen Schützengraben des Weltkrieges mußte ich denken, als ich die Nachricht von General Ludendorffs Austritt aus der protestantischen Kirche las. Ah, wie gut — so denke ich weiter — daß er es nicht früher getan: er wäre sicherlich von den Engländern als Hauptzeuge für den friderizianischen Atheismus und das schamlose Heidentum des kriegführenden Deutschlands angeführt worden. Und er hätte mit seinem Übertritt seine ganze Verteidigung des christlichen Deutschlands desavouiert...

Ob aber Ludendorffs neue Götter, Thor und Wotan, trotz ihrer blutrünstigen Theorien, es in der Praxis ebenso weit bringen, wie der zartbesaitete Nazarener, mit seinem „Liebet Eure Feinde" und „Vergebet Ihnen sieben Mal siebenzig Mal"? Zwölf Millionen Tote in vier Kriegsjahren sind keine schlechte Bilanz: mit ihr kann man sich selbst unter Heiden sehen lassen; mit ihr hat man sicherlich sämtliche Nicht-Christen überrascht... Und auch sämtliche Christen!... Nur ein Christ wäre davon vielleicht nicht überrascht gewesen — Christus selber. Er wenigstens war ein guter Prophet und hat sich nie, wie andre Glaubensgenossen, Illusionen gemacht über die Erfolge, die sein Pazifismus in der Praxis zeitigen würde: „Ihr sollt nicht meinen", so warnte er selber im Evangelium Matth. 10, 34 die allzu Weltunkundigen, „daß ich gekommen sei, Frieden zu senden auf Erden. Ich bin nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert"... Stimmt!

General Ludendorff hatte vielleicht doch unrecht, aus dieser Religion auszutreten.

Oscar Levy

Max Brods Liebes-Roman

Stendhals „Raconter philosophement" ist das unausgesprochene Motiv seiner Epik. Er sucht immer die Dialektik der Leidenschaften; die lebendig-ideeliche Entfaltung der großen seelischen Lebens-Mächte. Und er trifft hier immer auf einen tragischen Zwiespalt: auf den moralischen Willen zur Absolutheit; und auf das Grund-Gesetz des Lebens, das diese Absolutheit relativiert. In seinem vorletzten Roman „Rëubeni" ist der ideeliche Kern: die Gewissens-Span-

nung zwischen dem guten Ziel und der Macht des bösen Triebs, der allein dies Ziel fördert. In seinem jüngsten Roman „Die Frau, nach der man sich sehnt" (soeben erschienen im Zsolnay Verlag) ist der ideeliche Kern: die Spannung zwischen der absoluten Liebe, die den Untergang der Liebenden will, und dem lebenden Individuum, Träger der Liebe, das gegen den Untergang kämpft: „Wir halten es nicht aus, wirklich zu lieben, wir sind zu schwach. Daher sind es nur die Abschwächungen der Liebe, die wir aushalten." Stascha, die sich von der Liebe überwältigen läßt, ihre Absolutheit durch das eigne Leben bestätigt, geht zugrunde. Der Partner drückt sich schließlich; wird müde; lebt nicht „auf der Spitze der Idee" (wie Brods großes Vorbild Kierkegaard zu sagen pflegte); überlebt die Tragödie.

Stascha liebt absolut. Mayreder erstrebt nur diese Absolutheit; er denkt aber nebenbei noch an dies und das: an seine Familie; an seine Fabrik; er löst sich nicht rigoros aus allen Bindungen. Er leistet nicht, was Stascha fordern muß. So entstehen Nervositäten; Mißverständnisse; Konflikte. Immer wieder stellt sich die Liebes-Harmonie her; immer wieder wird sie gesprengt durch die Autonomie von Leben und Tod: durch den tiefsten Zwist dieses nur bedingt liebenden Mannes, der im Grunde das Leben will, und dieser unbedingt liebenden Frau, die im Grunde den Tod will. Dieser geheime Zwist ist der Stachel, der ihre Liebe aus der seligen Harmonie immer wieder in tausend (scheinbar unwichtige) Disharmonien treibt. Brod zeichnet die Natur, das gesellschaftliche Milieu immer als Abglanz des jeweiligen Stadiums dieser Liebe. Hier gelingen ihm einige Prägungen, die haften: Gestalten im Zwielicht zwischen der Wirklichkeit und der Ausgeburt erregter Seelen. Aber Kern dieser Tragödie ist die Einsicht in die aggressive Lebensfeindlichkeit aller Liebe; wie Kern des Rëubeni Einsicht in die Lebensfeindlichkeit aller Moral war. Brod ist immer aus auf die Logik der Seelen-Mächte, die man fälschlich die alogischen nennt. Und er findet als ihre logische Struktur das Tragische: die Lebensfeindlichkeit der stärksten Lebensmächte.

Nicht recht einleuchtend sind die zwei Liebesaffären Mayreders, die der Liebestragödie vorangehen und wohl (kompositorisch) der tragischen Liebesgeschichte den untragischen Hintergrund geben sollen: aber schließlich als unwichtige Episoden von der Tragödie verschlungen werden. Und nicht ganz einleuchtend ist in Brods Darstellung die Absolutheit dieser Frau, die an einem Übermaß von Liebe zugrunde geht. Diese Absolutheit, dieses Übermaß manifestiert sich nicht überzeugend. Man erlebt ihre Launen und Gereiztheiten nicht durchaus als Oberflächenphänome einer metaphysischen Krisis. Man sieht eher eine übersensible Frau als das repräsentative Opfer der Liebe: die meist nur den Menschen streift, und hier — ihrer Natur entsprechend — den Menschen frißt. Trotzdem liest man dies Buch in einem Zug: weil man spürt, daß diese Frau mit ihrem lebensfeindlichen Liebesabsolutismus unser aller Schicksal darstellt, darstellen würde — wenn wir nicht zu träge wären, um unser Schicksal zu erleiden: der Tragiker Brod zeigt die Trägheit als konstitutives Element unseres Lebens.

Ludwig Marcuse

Walter Gramatté

Walter Gramatté, Maler und Radierer, stellt zurzeit in Berlin (bei Ferdinand Möller) aus.

Malen ist wie Dichten: Bessensein, Gerichtstag über sich zu halten. Im Werk wird das Urteil vollstreckt. Der Revolutionär stirbt oder geht stürmisch befreit aus der Verhandlung hervor, der Evolutionär wurstelt mit Bewährungsfrist weiter. Gramatté ist Sieger im Prozeß gegen sich. Und verfällt stets von neuem dem Gesetz seines Ichs.

Sein Antipode ist Dix. Der sah das Grauen des Lustmordes, der Bordellfoyers, des Schützengrabens, der Zuhälterfressen, der Spelunkenkavaliere und der Bürgerbäuche: der Außenwelt. Gramatté schaute in die Nachtschächte der Seele, in die Höhlen der Herzensverzweiflung, in die Abgründe der Hirnauflösung: in die Innenwelt.

Er hat Büchner illustriert. Zuerst den „Lenz". Zwölf Radierungen, davon elfmal der Kopf des Helden. Elfmal schneiden sich darin die Strahlen seines Schicksals. Aus der milden Weichheit jugendhaften Ausdrucks entfalten sich die Züge des Begreifens. Einschlägt in sie der Sekundenblitz des Entsetzens, der alles entzündet. Ausbricht die lodernde Angst, die das Schmelzen der Gedanken fühlt. Und über die Verwüstung breitet sich der Friede des Nichts. Pflanzenhaft neigt sich das verdorrende Haupt dem Zerfall entgegen. Land im Winde zeigt das zwölfte Blatt, flach, kaum gehügelt. Ein Leben ist eingegangen.

Er hat den „Wozzeck" illustriert. Es ist eine zwölfteilige Folge farbiger Blätter da. Gramatté, der Lenzens Geschick so tief empfand, bis er es nicht mehr ertrug, hat hier in der denkbar primitivsten und doch endgültigen Form auch das Schicksal dieses armseligen Soldatensklaven ins Bild gehoben. Der Beschauer spürt förmlich, wie ein Dunst von Lebenskärglichkeit und zermalmender Not wolkig aufsteigt, und durch ihn hindurch sieht man die Tristitia einer suggestiven Skala des Geschehens: mauergraues Elend, Zerbröckelung des Körnchens unter dem Huf der Gewalt (Farben aus Rilkes „Vision" von den geborstenen Hauswänden, die nach dem Schweiß vieler Leben und Hundeurin stinken), brandige Liebe, gelbe grelle Qualgebete, riesiger Finger, Fleischausläufer brutalen Kommandos, wankende Welt in auslaufendem Blaßblau, mordfahles Tageslicht, rosa Blutwasser, grün verwesender, brakkiger Sumpfteich, in dem das Selbstmördergesicht sich schon zersetzt. Man vergißt die Schauer dieses Wozzeck nicht, die hier atmend wurden. Nicht diese Farben, in denen einmal durch vier Schauplätze ein ausgeblichenes und doch fascinierendes Mattrot vom Himmel über die Backen eines Menschen in eine Wunde und dann ins abspülende Wasser stürzt.

*

Ringt hier Gramatté um die eigne Seele im Mitmenschen, ringt er in einer ungeheuern Fülle andrer Köpfe um die fremde Seele in sich selbst. Denn immer wieder wird das Bild zum Spiegel. (Was aber starrte Werfels gealtertem Mann erschrokken aus dem Spiegel, als er sich einmal in einer Stunde besah, da seine Augen offen waren?!) In hundert Formen kann er sich verstecken, immer wieder sind es zuletzt die eignen Augen, die ihn anblicken. Die letzten Arbeiten zeigen den Schimmer eines Auswegs. Ein Kopf Till Ulenspegels taucht auf. Eine Flocke weisen Humors liegt auf dem trotzigen Gesicht. Es ist das erste, das nicht die furchtbare Unentrinnbarkeit des Bodens unter sich fühlt, sondern das schon zum Fluge anhebt.

*

Bleibt der Kampf um eine Frau, um seine Frau. Um Sonja (Fridman), die Pianistin und Geigerin. Sicher ist es nicht Zufall, daß dem Maler grade dieser Künstler-Mensch begegnete, dessen Antlitz dem einfachen Blick unerhaschbar bleibt, weil Ausdruck und Linien in ihm in ewigem Wechsel von Stille und Aufruhr sind wie Wolken vor ihrem unveränderlichen Grund. Gramatté hat diesen Kopf umschlichen und umlauert. Ich denke mir seine Bilder simultan an eine riesige Wand genagelt und überwältigt vor dieser Vielheit eines Menschen wiche man zurück. Ein Frauengesicht und Hunderte. Kind, junger Bonaparte, aufgelöstes Mädchen, Greisin — geduckte Kraft, seltsame Milde, demütiger Ernst, schwingender

Jubel — Löwe, Uhu, Reh — es wirbelt die Reihe der Gesichte und der Stichel schwirrt.

Bleiben die spanischen Bilder. Voll versengter und versengender Glut. Die Sonne hat diese Visionen durchröntgt. Daneben breitet sich das Märchen: getürmtes Almeria oder lieblich im Winde gewiegtes Granada.

*

Gramatté — Mensch — Bruder — einer von den Wenigen, die wir haben, die wir erkennen dürfen. *Manfred Georg*

Chemnitz verbessert die Sitten

Die Tatsache, daß es Homosexuelle gibt, kann auch die Chemnitzer Polizei nicht bestreiten. Die Kulturwelt, auch die in Uniform, weiß heute, daß diese Veranlagung auf eine Laune, ein Spiel der Natur zurückzuführen ist ... Homosexuell zu sein ist ein Unglück, aber kein Verbrechen. Deshalb beantragt die Sozialdemokratie seit langem die Aufhebung des § 175 ...

Die Chemnitzer Polizei denkt anders. Sie hat an zwei erwachsene Bürger von Chemnitz eine Verfügung erlassen ...:

B. 22350.

Chemnitz, am 20. Sept. 1927.

Herrn ......

Chemnitz.

Angestellte Erörterungen haben ergeben, daß Sie mit Herrn ..... im Hause .... Straße Nr. .... hier zusammenwohnen und im dringenden Verdacht gegenseitigen gleichgeschlechtlichen Verkehrs stehen.

Aus ordnungspolizeilichen Gründen und auf Grund der Bestimmung in § 2 unter I. des Gesetzes A. vom 28. Januar 1835, verbunden mit § 8 des Gesetzes vom 8. März 1879, werden Sie hierdurch veranlaßt, binnen längstens 14 Tagen, vom Empfange dieser Verfügung an gerechnet, dieses Zusammenwohnen durch Trennung aufzulösen und von diesem Zeitpunkte ab des ferneren Zusammentreffens mit Herrn Walter A.... in ein und demselben Hause sich zu enthalten.

Ferner untersagen wir Ihnen aus Gründen der öffentlichen Ordnung und des Anstandes, hier auf öffentlichen Straßen, Wegen und Plätzen, sowie in den Waldungen der Stadt, insbesondere aber in oder an öffentlichen Bedürfnisanstalten zu verweilen, um mit gleichgeschlechtlich Veranlagten oder sich in dieser Beziehung verdächtig machenden Männern näheren Verkehr anzubahnen oder fortzusetzen, gleichgeschlechtlich Veranlagte oder sich in dieser Beziehung verdächtig machende Männer anzulocken, zu beherbergen, mit diesen zusammenzuwohnen oder zu nächtigen.

Für jeden Zuwiderhandlungsfall drohen wir Ihnen eine
Haftstrafe von sieben Tagen an.

Gegen diese Verfügung kann innerhalb 14 Tagen nach ihrer Bekanntgabe bei der unterzeichneten Behörde oder bei der Kreishauptmannschaft Chemnitz das Rechtsmittel des Rekurses eingewendet werden.

Polizeipräsidium Chemnitz
— Abteilung D —
Ausgefertigt:
Chemnitz, den 22. 9. 27.
gez. Dr. Schulze,
Oberregierungsrat.
gez. Fritzsche,
Regierungssekretär.

4.50 RM. Gebühr (54 a. G.V.)

Die Kosten sind binnen 14 Tagen nach Empfang dieser Verfügung an die Polizei, Poststr. 12, zu bezahlen.

Chemnitzer Volksstimme

Liebe Weltbühne!

Ein Malermeister hat neulich einen alten Herrn gemalt ... Das Gespräch geht über Goethe. „Goethe", sagt der alte Herr, „war eigentlich kein richtiger deutscher Mann! Diese ewigen Weibergeschichten ..." — „Aber, Exzellenz," sagt der Malermeister, „wir verdanken diesen Frauenzimmergeschichten immerhin seine schönsten und unsterblichsten Werke!" —

„Na ja," sagt der alte Herr im tiefsten Baß. „Das wird ja immer zu seiner Entschuldigung angeführt —!"

Antworten

Leo Blech. Sie schreiben an Peter Panter: „Lieber Peter Panter, Sie haben einen Artikel über „Lerm und Geräusch" geschrieben. Aber eine Region des Lerms haben Sie nicht abgeleuchtet; eine heimtückische, sich bemäntelnde: die Musik im Kaffeehaus oder in der Hotelhalle. Das sage ich, der Musiker. Und behaupte: von Stockholm bis Innsbruck habe ich keine „Hotelkapelle" gehört, die ihren Zweck erkannt und erfüllt hat. Was sollen diese Darbietungen bezwecken? (Ich nehme Tanz-Musik aus; es wird nicht immer getanzt.) Diese Darbietungen sollen (Wippchen würde sagen:) dem Ohr schmeicheln; sie sollen Gesprächslücken ausfüllen; denn es wird ja doch während dieser Darbietungen gesprochen; sie sollen nicht ins Ohr hinein, sondern am Ohr vorbeigehen; sie haben — so schmerzlich das für die daran beteiligten oft ausgezeichneten Musiker ist — keinen Selbstzweck; sie sind kein Konzert; nein; kein Konzert. Meine Vettern in Apoll, meine Berufgenossen von der andern Fakultät, mögen mich nicht mißverstehen: ich unterschätze sie gar nicht, weder sie noch ihre Aufgabe. Aber ich bin für reinliche Scheidung. Symphoniekonzerte mit Kaffee, nicht? Gut, dann aber auch keinen Kaffee mit Symphoniekonzert. Definieren wir Unterhaltungsmusik mit: Musik, bei der man sich noch unterhalten mag, — wenn man kann. Deshalb also: piu piano, piu piano. Diese Orchester fühlen sich absolut als Orchester im usuellen Sinne. Sie spielen, um es auf eine Urformel zu bringen, forte, immer forte. Folge? Die Gäste wollen nicht immer stumm sein, sie wollen plaudern, sich unterhalten. Wie geht das vor sich? Entweder sie warten, angsterfüllt, die Pausen ab, um den langgehemmten Konversationsstrom aus den Schleusen herauszulassen und verstummen wieder bei Beginn des nächsten Stückes oder sie versuchen, sich, trotz des „Lerms", zu verständigen. Das macht nun seinerseits wieder „Lerm" und erfordert gesteigertes forte seitens der Kapelle, so daß sich nun beide Parteien in Kraftäußerungen zu besiegen versuchen, bis einer (fast immer der Gast) k. o. in seinen „Fotölch" sinkt. Triumphierend klingt dann der Zweikampf im zartesten fortississimo des Trauermarsches aus der Götterdämmerung aus. Ich erinnere mich, daß der Aufenthalt in der Halle des Hotel Pupp in Karlsbad eine akustische Qual war und von mir nur wegen der Proteste meines Trommelfells gemieden wurde. — Lieber Peter Panter, Nun reden Sie, schreiben Sie ein Wörtchen für das Hotelpiano, das Restaurantpianissimo; plädieren Sie für getrennte Hotelräume: für Musikliebende und Musikablehnende. Solange so forte gespielt wird, werden im Raume für Nichtmusiker alle — — Musiker sitzen." Dank. Es ist schön, daß auch einmal ein Musiker — grade ein Musiker — Gefühl für die Stille zeigt. Wer die Ruhe liebt, hat gewöhnlich alle gegen sich: Rundfunkhörer, rücksichtslose Hundebesitzer und Klavierpaukanten. Es scheint, daß die Ruhebedürftigen mehr Lerm machen müssen, um gehört zu werden.

Sozialdemokrat. Der bekannte Terrainspekulant Haberland schreibt in einem Zeitungsartikel: „Deutschland ist wieder zu Atem gekommen. Die politische Linke hat tatkräftig mitgewirkt zur Erreichung dieses Zieles. Jetzt meldet sich der junge radikale Flügel, der es besser zu verstehen glaubt als die Alten". Ja, deine guten Alten, die so tatkräftig mitgewirkt haben, Herrn Haberland zufrieden zu stellen. Kann man sich eine schlimmere Maulschelle vorstellen als dieses, dieses Zeugnis?

K. F. Sie schreiben: „Im Anschluß an den Aufsatz Kurt Hillers über den neuen Strafgesetzentwurf möchte ich Sie auch auf den berüchtigten § 25 des Reichs- und Staatsangehörigkeitsgesetzes vom

22. Juli 1913 aufmerksam machen, der jetzt in den neuen Entwurf der demokratischen Fraktion fast unverändert übergegangen ist. (Reichstagsdrucksache Nr. 3629.) Im Gegensatz zum alten Staatsangehörigkeitsgesetz vom 1. Juni 1870 schließt sich nämlich das Gesetz von 1913 scheinbar dem allgemeinen internationalen Grundsatz an, daß jemand seine alte Staatsangehörigkeit verliert, wenn er im Inland weder seinen Wohnsitz, noch seinen dauernden Aufenthalt hat und eine neue Staatsangehörigkeit auf seinen Antrag erwirbt. Der Absatz 2 des § 25 sieht aber vor, daß die deutsche Staatsangehörigkeit neben der neuen beibehalten werden kann, wenn die Heimatbehörde eine beantragte Genehmigung erteilt. Vor der Erteilung der Genehmigung ist der deutsche Konsul zu hören. Man hat im Ausland in dieser Bestimmung eine besonders raffinierte Form dafür gesehen, wie von Reichswegen die politische und wirtschaftliche Durchdringung der Ansiedlungsländer gefördert wird. Die Deutschen sollen dazu erzogen werden, eine scheinbare Anhänglichkeit an die neue Heimat zu heucheln, damit sie aller Rechte der Staatsbürgerschaft teilhaftig würden, und im Geheimen die Bindung an das Deutsche Reich aufrechterhalten. Die Beibehaltung der Staatsangehörigkeit ist für den Staat, in dem sich der Deutsche einbürgern läßt, vollständig unerkennbar. Nun könnte ja der aufnehmende Staat von allen, die um eine Naturalisation nachsuchen, eine bindende Erklärung darüber verlangen, daß sie die alte Staatsangehörigkeit endgültig aufgegeben haben. Da es eine regelrechte Entlassung aus dem Staatsverband bei uns gibt, wird von den ehemaligen Deutschen auch fast überall heute die Vorlegung der Entlassungsurkunde gefordert. Die Formel über den Wohnsitz läßt aber im Hinblick auf das deutsche bürgerliche Recht, das mehrfachen Wohnsitz zuläßt, immer noch die Möglichkeit offen, daß der Deutsche einfach einen scheinbaren Wohnsitz im Inland beibehält und so ohne weiteres die deutsche Staatsangehörigkeit beibehalten kann. Alle diese Bestimmungen des deutschen Gesetzes haben schon vor dem Krieg im Ausland eine riesige Protestliteratur hervorgerufen: die „loi Delbrück" gilt als ein Symbol der imperialistischen Gesinnung Deutschlands. Im Kriege hat man besonders in Frankreich und im Britischen Reich eine äußerst scharfe Denaturalisationsgesetzgebung geschaffen. Da es nicht möglich schien, Beibehaltung oder Verlust der deutschen Staatsangehörigkeit eindeutig festzustellen, entschied man teilweise nach Gutdünken über die „Anhänglichkeit" an die alte Heimat. So galt in Frankreich ein noch so kurzer Aufenthalt in Deutschland nach erfolgter Naturalisation als Beweis der „Untreue". Menschen, die seit Jahrzehnten im Ausland ansässig waren, jede Beziehung zum Ursprungsland verloren hatten und ihre Gesinnung durch den Erwerb der ausländischen Staatsangehörigkeit bezeugt hatten, wurden jetzt mit einem Schein des Rechts als „feindliche Ausländer" behandelt. Sie wurden ihrer Vermögen beraubt und genossen weder den Schutz ihres neuen, noch den ihres alten „Vaterlandes", da das Deutsche Reich sie nicht mehr als Staatsangehörige anerkannte, wenn ihnen die Beibehaltung dieser Eigenschaft nicht bewilligt worden war. Man kann sich übrigens leicht vorstellen, bei welchen „Subjekten" die im Gesetz vorgesehene Befragung des Konsuls vor Erteilung der Genehmigung von negativem Erfolge war. Der Klassencharakter dieser Bestimmung liegt auf der Hand." Reformbedürftig ist nicht nur das, sondern das Fremdenrecht bei uns und in allen andern Vaterländern überhaupt. Der Mensch ohne oder mit unsicherer Staatsangehörigkeit hat aufgehört einer zu sein, er ist das billige, wehrlose Spielzeug aller Polizeien der Welt.

Club der Weltbühnenleser Berlin. Über „Demokratie im deutschen Gesellschaftsleben" spricht Heinrich Mann am Mittwoch, den 26. Oktober, 8½ Uhr abends, im Café Josty (Privatzimmer).

Neugieriger. Sie fragen, warum wir uns nicht mit den Damen beschäftigen, die sich zurzeit bemühen, den Ozean zu überfliegen? Wir denken weder an ein Für noch an ein Wider. Die Sache geht die Modenindustrie an und niemand sonst.

T. G. „Die Henker" (Les Bourreaux) von Henri Barbusse, diese packendste und instruktivste Studie über die Behandlung und Mißhandlung der politischen Oppositionen in den Balkanländern, ist vor kurzem in deutscher Sprache im Verlag Öffentliches Leben in Stuttgart herausgekommen.

Prominenter Politiker. Haben Sie gelesen, daß selbst der Reichsregierung die ewige Bankettiererei zu viel geworden ist, und daß sie sich in Zukunft ausschließen will? Was sagen Sie dazu, Verehrter? Jetzt macht Ihnen die ganze Politik keinen Spaß mehr. Mahlzeit!

Verprügelter. Sie sind auf einer Polizeiwache verprügelt worden? Machen Sie eine Anzeige, ja, natürlich werden die anwesenden Beamten nichts gesehen haben, und geschworen werden wird auch. Aber wenn Ihnen jemand etwas erzählen will, dann sagen Sie nur, daß sich unter den berliner Polizisten leider zwei Mann befunden haben und wahrscheinlich noch befinden, die einen Gefangenen mißhandelt haben, wohl das Feigste, das denkbar ist: ein Herr Kampe (Hauptmann) und ein Herr Riedling (Oberwachtmeister). Kampe hat hundert Mark zu bezahlen gehabt, Riedling nichts. Solange die Schutzpolizei solche Elemente nicht aus ihren Reihen entfernt, kann sie wenig Vertrauen beanspruchen. Von den Richtern ist nichts zu erwarten.

Korvettenkapitän Canaris. Auf unsre Mitteilung, Sie hätten einer demokratischen Zeitung Material angeboten gegen Ihren Chef, den Herrn Admiral Zenker und gegen einige andre Kollegen im Reichsmarineamt, haben Sie sich nicht gerührt. Sogar das fällige Dementi blieb weg. Keine Sorge, Sie werden noch die Sprache finden, wenn Sie auch jetzt noch, stolz wie ein Spanier — ja, wie ein Spanier! — schweigen . . .

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152 zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 11958.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Rettungen von Carl v. Ossietzky

Herr Justizrat Claß hat gute Beziehungen höhern Orts; genauer: — auch nach Doorn. Herr Claß hat gute Beziehungen überall; es gibt kaum eine Koryphäe des alten Regimes, die mit Herrn Claß nicht in Briefwechsel gestanden hätte. Dieser tüchtige alte Berufspatriot ruhte selbst dann nicht, als nach dem Niederbruch Ludendorffs und Hitlers die Putschkonjunktur ein für alle Mal erloschen schien. Er machte seine Studien über Diktaturen, stand mit Freunden im regen Verkehr deswegen — Herr Hugenberg, der Schloßherr von Roebraken, könnte darüber Auskunft geben —, bestimmte Verbände sorgten für entsprechende Rekrutierung der Reichswehr... Im Mai vorigen Jahres deckte die preußische Polizei die Verschwörung auf. Ein paar großindustrielle Schreibtische wurden zwangsweise geöffnet. Die Mitglieder von Claßens erstem Diktaturkabinett wurden bekannt, die Beziehungen der Militärs zu rechtsradikalen Verbänden bloßgelegt. Jetzt erfahren wir, daß das Reichsgericht das daraufhin gegen Herrn Claß eröffnete Verfahren eingestellt habe — aus Mangel an Beweisen. Das diffizilste der Gerichte hat die Diktaturpläne, durch die ein gewisser Neumann aus Lübeck zum deutschen Vereinsvorstand erhoben werden sollte, als harmlose private Studien bewertet. Es hat sich nicht bemüht, die Tätigkeit des Herrn Claß seit 1920 näher zu untersuchen: nicht seine Beziehungen zur münchner Novemberrevolte, nicht seine klägliche Rolle im Thormann-Grandel-Prozeß, wo er unter der Wucht unbequemer Fragen käseweiß und schlotternd dastand, nach Atem ringend, Ausflüchte suchend — ein lange verborgener Conspirator, auf den plötzlich entlarvendes Tageslicht fiel. Herr Claß wäre verloren gewesen, wenn er nicht einen galanten Richter gefunden hätte, der im Augenblick höchster Seenot zu fragen aufhörte. Wenn sie es mit dem Genre Claß zu tun haben, sind unsre Gerichtshöfe so nachsichtig wie eine pariser Jury, wenn eine schöne Frau um ihren Kopf spielt.

Aus Mangel an Beweisen also. Außerdem meint das Reichsgericht: da der Artikel 48 der Verfassung ja Ausnahmemaßregeln zulasse, so habe sich Herr Claß bei seinen Diktaturprojekten ganz im gesetzmäßigen Rahmen gehalten. Das Reichsgericht übersieht, daß die Ausführung selbst dieses gemeingefährlichen Artikels an bestimmte Amtspersonen gebunden ist und daß die Errichtung der politischen Diktatur nicht die Sache eines Privatmannes ist, dessen Beziehungen es zudem erlaubten, in die Wehrmacht die seinen Plänen ergebenen Leute hineinzustopfen. Wahrscheinlich hat noch nie ein Obergericht ein Entscheidung gefällt, die so offensichtlich Umsturzbestrebungen entschuldigt. Wenn die republikanische Verfassung so weitherzig ausgelegt wird, dann läßt sich in den fatalen Artikel 48 auch ganz gemütlich die Monarchie einbauen. Hier hat das Reichsgericht gradezu ein Schnittmuster für den Krönungsmantel Wilhelms des Nächsten geliefert.

*

Jahrelang haben unsre lieben Demokraten sich gegen alles gesperrt, was auch nur entfernt nach Völkerverständigung aussah. Sie haben gegen Genf gewettert, und ihre pazifistischen und völkerbundfreundlichen Mitglieder entweder hinausgedrängt oder in die Armesünderecke verwiesen. Inzwischen ist die Partei sehr mager geworden, und mit dem Fett schwanden auch die sündigen Gelüste. Und da sie nicht mehr kunnten so von wegen hohen Alters, schrieb seine Sprüche Salomo und David seine Psalters. Anschlußsuchend, völkerversöhnend, menschenverbrüdernd schaukeln die schönen Reste der Partei in sanfter Promiscuität durch eine meistens ablehnende Gegenwart. Drüben in England geht es den Liberalen auch nicht viel besser. Deshalb haben sie sich gefunden und machen für einander Reklame. Vor ein paar Monaten haben sie sogar eine gemeinsame Sonntagsschule abgehalten, und jetzt mag man einen Preis ausschreiben, ob das eine Erfindung unsrer stets pädagogisch beflissnen Heußdemokraten war oder eine der bibelfesten englischen Methodistenprediger. Wer das vor ein paar Jahren vorausgesagt hätte! Mindestens die Demopartei hätte ihn im Gleitflug hinunterbefördert.

Das wäre gewiß nicht sehr aufregend, wenn nicht die Macht einer einflußreichen Presse dahinterstünde. So haben unsre demokratischen Blätter einen neuen Fetisch entdeckt und der immer illusionshungrigen Öffentlichkeit mit weihevoller Begleitmusik serviert. Die große Hoffnung der deutschen Demokratie heißt Lloyd George — das ist der Mann, der Europa wieder in Ordnung bringen soll, und der Herr Chefredakteur des ‚Berliner Tageblattes' hat sich selbst aufgemacht, um das Weltwunder zu interviewen. An und für sich wäre die Neugier durchaus verständlich, den Mann zu sehen und zu hören, der der Hauptschuldige an den Friedensverträgen von 1919 ist, der verantwortlich ist für jene Grenzziehungen, die Europa noch heute in Unruhe halten. T. W. schildert den alten Herrn über fünf Spalten: seine Ansichten, seinen netten Landsitz, seine Kritik des Versailler Vertrags, seine Familie, seinen Eßtisch mit der Mahagoniplatte ohne Decke, kurz, den großen Lloyd George und alles, was dazu gehört — er schildert das mit der bekannten erlesenen Wortkunst und einem bei ihm sonst unbekannten Mangel an Geschmack. So ganz mit der okkupierenden Geste des situationsbewußten Pressevertreters, der die Weltgeschichte vertraulich um die Taille faßt und zum Besitzstück seiner Firma erklärt.

Was soll das? Der alte Lloyd George hat seine großen Verdienste als Sozialpolitiker, als Bodenreformer, als furchtloser Verfechter kapitalbelastender Budgets. Da hätte der deutsche Liberalismus von ihm lernen können. Der Außenpolitiker Lloyd George, der Mann mit den diktatorischen Vollmachten, ist ein einziges europäisches Unglück gewesen. Er hat den alten Asquith gestürzt, nicht um schneller zum Frieden zu kommen, sondern um den Krieg desto vehementer zu führen. Er hat in den ersten Wahlen nach dem Waffenstillstand, in den berüchtigten Khakiwahlen, eine Schlammflut von Nationalismus über England gebracht, die heute noch nicht so

beseitigt ist, wie es die deutschen Anglophilen wahrhaben wollen. Er hat jenes blutige Abenteuer inszeniert, den griechisch-türkischen Krieg, der in den Flammen von Smyrna endete, hat die weißen Generale, die Denikin und Wrangel auf Rußland losgelassen. Heute gibt er dem deutschen Besucher wertvolle Winke, wie der Friedensvertrag am besten zu revidieren wäre, der Vertrag, den er selbst gemacht, den er gegen Wilson, gegen alle Verständigen im eignen Lande durchgedrückt. Das ist der neue europäische Schutzgott der deutschen Demokraten! Gewiß, er ignoriert mit der Sicherheit des ganz großen Demagogen die eigne Vergangenheit, aber schon jetzt, wo sein Stern wieder schüchtern zu blinken beginnt, findet er sich zur Verteidigung des blutigen Horthy mit Rothermere, dem Verbündeten von einst. Wir gönnen dem alten Löwen den reizenden Landsitz, gönnen ihm alles, was T. W. als hingerissner Rhapsode dem deutschen Publikum mitteilt: den angenehm gewärmten, mit breiter Behaglichkeit eingerichteten Salon, den Eßtisch, dessen Mahagoniplatte kein Tuch verdeckt, die klug lächelnde Tochter, die schöne Schwiegertochter — alles, alles. Denn er hat viel für Englands Demokratie getan. Aber gegen den Außenpolitiker zeugen seine eignen Werke. An dem ist nichts mehr zu retten.

Volksentscheid über das Schulgesetz

von **Carl Misch**

Während das Schulgesetz in der Gesetzgebungsmaschine des Parlaments steckt, hat man Zeit, sich diese Maschine anzusehen. Wie kann sie mit dem Schulgesetz umgehen?

Keudells Entwurf bezeichnet sich als ein Gesetz zur Ausführung der Reichsverfassung. Die Weimarer Verfassung verspricht eine ganze Reihe von Gesetzen. So auch das Schulgesetz. Im zweiten Hauptteil der Verfassung „Grundrechte und Grundpflichten der Deutschen" behandelt der IV. Abschnitt „Bildung und Schule". Da liest man, daß „die Kunst, die Wissenschaft und ihre Lehre frei" sind, daß die Jugendbildung im Zusammenwirken von Reich, Ländern und Gemeinden durch öffentliche Anstalten besorgt werden soll, daß das gesamte Schulwesen unter der Aufsicht des Staates steht, und daß diese Schulaufsicht „durch hauptamtlich tätige, fachmännisch vorgebildete Beamte" ausgeübt wird. Dann kommt der wirklich fabelhafte Satz: „Der Unterricht und die Lernmittel in den Volks- und den Fortbildungsschulen sind unentgeltlich", ein Satz, der deshalb so „fabel"-haft ist, weil er — eine Fabel ist. Anschütz schreibt dazu, daß es sich bei den Lernmitteln nur um ein „Programm" handelt, nicht um „aktuelles" Recht.

Beim Artikel 146 beginnt das sogenannte Weimarer Schulkompromiß. Dieser Artikel 146 hat drei Absätze. Der erste Absatz behauptet, daß auf einer „für alle gemeinsamen Grundschule" sich „das mittlere und höhere Schulwesen aufbaut", und daß „für die Aufnahme eines Kindes in eine bestimmte

Schule seine Anlage und Neigung, nicht die wirtschaftliche und gesellschaftliche Stellung oder das Religionsbekenntnis seiner Eltern maßgebend" seien. — Das ist der liberale Teil des Schulkompromisses.

Jetzt kommt der klerikale Teil. Absatz 2 lautet: „Innerhalb der Gemeinden sind indes auf Antrag von Erziehungsberechtigten Volksschulen ihres Bekenntnisses oder ihrer Weltanschauung einzurichten, soweit hierdurch ein geordneter Schulbetrieb, auch im Sinne des Absatzes I, nicht beeinträchtigt wird. Der Wille der Erziehungsberechtigten ist möglichst zu berücksichtigen. Das Nähere bestimmt die Landesgesetzgebung nach den Grundsätzen eines Reichsgesetzes."

Zum Schluß kommt der soziale Teil des Kompromisses. Absatz 3 will das Wort „Freie Bahn dem Tüchtigen" verwirklichen. Er ist wieder „fabel"-haft. Er sieht die „Bereitstellung öffentlicher Mittel für den Zuzug Minderbemittelter zu den mittlern und höhern Schulen" vor.

Keudells Schulgesetz behauptet von sich, es sei das im zweiten Absatz versprochene Reichsgesetz. Er gehorche damit nur dem „Gesetzesbefehl" der Reichsverfassung.

Von den Grundsätzen eines Reichsgesetzes ist dort die Rede. Denn die Gesetzgebungskompetenz des Reiches hat dreierlei Stufen: die ausschließliche Gesetzgebung — Stoffgebiete, die der Landesgesetzgebung entzogen sind; die konkurrierende Gesetzgebung — das Land ist zuständig, solange das Reich die Sache nicht an sich zieht; und die Grundsatz-Gesetzgebung.

Im Artikel 10 der Reichsverfassung heißt es, daß das Reich im Wege der Gesetzgebung Grundsätze aufstellen kann unter anderm „für das Schulwesen einschließlich des Hochschulwesens und das wissenschaftliche Büchereiwesen". Hier schafft das Reich also Rahmengesetze, welche die Länder ausfüllen.

Keudells Schulgesetz gibt sich als Gesetz zur Ausführung nur des zweiten Absatzes von Artikel 146. Das ist eine besondere Leistung der Ministerialbürokratie. Das ist eine herrlich ausgetüftelte Nuance. Denn der erste Absatz sieht ja die Simultanschule vor, die für alle gemeinsame Grundschule. Keudells Gesetz spiegelt vor, diese Simultanschule zu achten. Aber es tut alles, sie zurückzudrängen. Mit dem ersten Absatz des Artikels 146 ist der Keudellsche Entwurf schlechterdings nicht in Übereinstimmung zu bringen. Er wäre also verfassungswidrig, und selbst nach der üblen Praxis unsrer Gesetzgebungsmaschinerie ein nicht verfassungswidriges, so doch ein verfassungsänderndes Gesetz. Man beschließt gegen die Verfassung, indem man behauptet, sie zu ändern, läßt aber dabei den Verfassungstext unberührt und vergewaltigt seinen Sinn. Zu dieser Vergewaltigung braucht man allerdings eine qualifizierte Mehrheit, im Reichstag wie im Reichsrat. Die könnte Keudell für seinen Entwurf nicht bekommen, deshalb behauptet er, sein Gesetz sei gar nicht verfassungsändernd, sondern verfassungsausführend. Es führe nämlich eben den zweiten Absatz von Artikel 146 aus. Es sei das dort versprochene und befohlene Reichsgesetz.

Das ist eine sehr gefährliche Haarspalterei. Denn tatsächlich gibt sich der Keudellsche Entwurf alle Mühe, den Erziehungsberechtigten ein Höchstmaß von Einfluß auf die Errichtung von Bekenntnisschulen einzuräumen. Ganz wie es dieser klerikale Teil des Schulkompromisses vorsieht. Auch hier, wie sonst so oft in unsrer Republik, ist die Sünde längst begangen worden. Die Sünde des Weimarer Schulkompromisses.

So haben jetzt die Parteien der Rechten ihren Vorwand, die einfache Mehrheit für ausreichend zu erklären. Wie wird es nun, wenn das Gesetz in irgendeiner Form vom Reichstag beschlossen wird, für die Opposition möglich sein, seiner Verkündung noch entgegenzuwirken?

Einer der kunstvollsten Artikel der Reichsverfassung trägt die Nummer 72: „Die Verkündung eines Reichsgesetzes ist um zwei Monate auszusetzen, wenn es ein Drittel des Reichstags verlangt. Gesetze, die der Reichstag und der Reichsrat für dringlich erklären, kann der Reichspräsident ungeachtet dieses Verlangens verkünden."

Daß dieses Drittel des Reichstages für die Aussetzung der Verkündung sich finde, wäre möglich. Daß der Reichsrat keine Mehrheit aufbringt, dagegen die Dringlichkeit zu bescheinigen, wäre auch denkbar. In diesem Falle würde es genügen, wenn danach ein Zwanzigstel der Stimmberechtigten, also etwa eine Million Reichstagswähler, sich dafür aussprechen, das Schulgesetz dem Volksentscheid zu unterbreiten. Bei diesem Gang der Dinge wäre also der Weg der Repräsentativ-Demokratie verlassen, und die plebiszitäre Gesetzgebung angekurbelt. Der Schulkampf würde wirklich ins Volk getragen.

Der Schlüssel dazu würde beim Reichsrat liegen. Diese Konferenz von Länderbeamten beginnt, die Rolle eines Oberhauses zu spielen. Eines Oberhauses, dessen Mehrheit unerhört schwankend ist. Man hat es bei den Zollgesetzen des vorigen Jahres erlebt. Der Reichsrat hat sich damals dem Reichstag glatt gefügt und auf sein Einspruchsrecht verzichtet. Daß er gegen das Schulgesetz, das er jetzt gänzlich abgelehnt hat, beim Zurückpassieren vom Reichstag Einspruch erheben werde, muß man sehr bezweifeln. Fände sich jedoch wider Erwarten die heterogene Mehrheit von neulich nochmals gegen das Schulgesetz zusammen, so würde auch dieser Einspruch praktisch nichts weiter als ein Schlag ins Wasser sein. Denn der Einspruch muß binnen zwei Wochen mit Gründen versehen werden. Da aber einem Teil der Reichsratsmehrheit das Gesetz zu liberal, einem andern Teile das Gesetz zu klerikal ist, so kann man sich vorstellen, wieviel leichter die Quadratur des Zirkels als eine derartige Begründung zu finden wäre.

Dem Schulgesetz Keudells steht aller Wahrscheinlichkeit nach politisch ein wechselvolles Geschick bevor. Wie die Gesetzgebungsmaschine es dabei zerzausen kann, weiß heute kein Mensch. Gibt es eine wirkliche kulturelle und politische Opposition, so muß es den Parteien gelingen, die Sache aus den Schreibstuben der Ministerien und den Wandelgängen der Parlamente auf die Straße und vor das Volk zu bringen.

Petljura von Moses Waldmann

Samuel Schwarzbarth ist inzwischen freigesprochen worden. Auch jenseits der Aktualität des Prozesses behalten die Ausführungen des Verfassers über Petljuras Schuldanteil an den ukrainischen Pogromen von 1920 ihren Wert.

Ist Petljura wirklich jener blutige Pogrommann, wie er in der Vorstellung Schwarzbarths gelebt hat? Ist es gerecht, Petljura in einem Atemzuge mit den weißen Generalen Denikin, Bulak-Balachowitsch oder gar mit Bogdan Chmelnicki, dem Kosaken-Hetmann des siebzehnten Jahrhunderts zu nennen, dessen Name in der jüdischen Geschichte fluchbeladen ist und der bei den Ukrainern als Nationalheld gilt? Entspricht es der historischen Wahrheit, daß Petljura und sein Volksgenosse Chmelnicki gleicherweise als Symbole traurigster Märtyrerzeiten des jüdischen Volkes in dessen Geschichte fortleben sollen? Noch sind wir von den blutigen Ereignissen der Jahre 1918 bis 1921 in der Ukraine zeitlich viel zu wenig entfernt, als daß man sich schon heute unterfangen könnte, ein wirklich objektives und abgeschlossenes Urteil über jene Ereignisse und die Rolle der einzelnen Persönlichkeiten in ihnen zu fällen. Doppelt schwer fällt es einem Juden, der, wie der Schreiber dieser Zeilen unmittelbar und mittelbar an diesen Ereignissen teilgenommen hat, zu einer gerechten Wertung der Hauptpersönlichkeit jener Befreiungskämpfe in der Ukraine zu kommen.

Zur Steuer der Wahrheit muß erklärt werden, daß die ukrainische Freiheitsbewegung, an deren Spitze Petljura als Nachfolger des auch in Westeuropa bekannten Schriftstellers Winitschenko im Direktorium der ukrainischen Volksrepublik bis zur völligen Eroberung der Ukraine durch die Bolschewiken stand, mit den wüsten Judenausschreitungen nicht identifiziert werden darf. Die ukrainische Nationalbewegung proklamierte vielmehr, wohl als erste unter den parallelen Selbständigkeitsbewegungen der ehemals vom Zarismus beherrschten Völker, den Grundsatz der völligen nationalen jüdischen Gleichberechtigung. Die Regierung der ukrainischen Volksrepublik schuf die nationale jüdische Autonomie in der Ukraine, berief einen Minister für jüdische Angelegenheiten und versuchte den Grundsatz der nationalen Autonomie für alle Minderheiten in der Ukraine zu verwirklichen. Leider hatte die Regierung der ukrainischen Volksrepublik nur eine Scheinexistenz. Die Angriffe der Bolschewiken und der zaristischen Generale ließen ihr niemals auch nur für wenige Monate Ruhe, um sich zu konsolidieren. Die Machtverhältnisse in der Ukraine waren in jenen Jahren, wie übrigens in ganz Mitteleuropa, sehr labil. Einzelne Bandenführer waren mächtiger als die ukrainische Zentralrada, und diese hätte vielleicht auch selbst beim besten Willen nicht vermocht, den Kondottieri entgegenzutreten. Anders lagen die Verhältnisse im ukrainischen Teile des ehemaligen Oesterreichs. Auch dort bildete sich eine ukrainische Volksrepublik unter Führung von Doktor Petruschewitsch, der gegenwärtig als politischer Emigrant in Berlin lebt. In dieser

westukrainischen Volksrepublik ist es niemals zu Judenpogromen gekommen. Petruschewitsch verfügte nämlich über eine verhältnismäßig starke Armee und hatte als langjähriger österreichischer Reichsrats-Abgeordneter politische Schulung genossen. Ich selbst war im Februar 1919 Zeuge, wie Petruschewitsch in der Hauptstadt der Westukraine, Stanislau, an der Spitze einer ukrainischen Kompagnie auf den Marktplatz stürmte, wo sich ein Pogrom zu entwickeln begann. Dank seinem energischen Eingreifen wurde die Ruhe in wenigen Minuten hergestellt. Ob Petljura, gesetzt, er hätte den ehrlichen Willen gehabt (was gar nicht zu beweisen ist), jemals imstande gewesen wäre, auf die disziplinierte Gefolgschaft seiner Truppen bei der Vorbeugung oder Bekämpfung von Judenpogromen zu bauen? Als im Jahre 1918 der Petljura-General Paljenko in Schitomir den ersten Judenpogrom in der Ukraine veranstaltet hatte, wurde er auf Verlangen des Ministers für jüdische Angelegenheiten, Rewutzki, verhaftet. Aber schon nach zwei Wochen mußte man Paljenko aus Furcht vor der Rebellion seiner Truppen freilassen. Paljenko begnügte sich nicht mit seiner Freilassung, sondern verlangte auch die Aushändigung der auf seine Taten bezüglichen Gerichtsakten. Das geschah. Einen andern Pogrom-Attaman, Struk, der gegenwärtig in Kopenhagen lebt, und eine der blutgierigsten Bestien jener Tage war, versuchte man einmal zur Rechenschaft zu ziehen. Er war eben stärker als sein Regierungs-Präsident. Im Jahre 1919 veranstaltete ein dritter Attaman, Ssemossenko, Oberst der Petljura-Truppen, in Proskurow einen Pogrom, bei welchem zweitausend Juden in grauenhaftester Weise auf „kaltem Wege", das heißt: nur mit dem Bajonett ohne Schüsse, umgebracht wurden. Acht Tage später erschien Petljura in Proskurow. Eine jüdische Deputation verlangte von ihm, daß er in die Synagoge gehe und die Juden tröste. Petljura tat es nicht; er hatte Angst, daß Ssemossenko ihn verhaften würde. In den Memoiren eines gewissen Chomski, der später zusammen mit dem wegen vieler Unterschleife arrettierten Ssemossenko in bezug auf die von ihm veranstalteten Pogrome erklärte: „Hätte man keine Pogrome haben wollen, so wären diese verboten worden." Winitschenko, der Vorgänger Petljuras, im Vorsitz des ukrainischen Direktoriums, berichtet in seinen Memoiren, daß ihm Petljura im Anschluß an eine Unterhaltung über Pogrome gesagt haben sollte: „Warum geben die verfluchten Juden kein Geld für die Armee?" General Schukowski, erster Kriegsminister der ukrainischen Zentralrada, berichtet, daß er Petljura Vorhaltungen wegen der Ausschreitungen gegen die Juden gemacht hätte. Darauf soll Petljura geantwortet haben: „Die Pogrome sind eine Schmach, aber ihretwegen bleibt die Armee zusammen." Ein andrer Minister der ukrainischen Volksrepublik, Nasaruk, schildert seine Verhandlungen mit dem Chef des französischen Expeditionskorps, General Ansèlme, in Odessa wegen Unterstützung der ukrainischen Freiheitsbewegung. Ansèlme erklärte — was für die Beurteilung Petljuras durch einen antibolschewikischen unbefangenen Beobachter charakteristisch ist —, er könne

kein Bündnis mit dem Banditen Petljura schließen, und wenn man französische Unterstützung haben wolle, müsse man zunächst die Pogrom-Generale ausliefern.

Andrerseits hat Petljura zahlreiche Erlasse gegen die Judenausschreitungen herausgegeben. Er hat dauernd unter seinen Mitarbeitern nationale Juden gehabt und sich bemüht, die Unterstützung der Juden zu gewinnen. Eine Dokumentensammlung über die Lage der Juden während des Regimes der ukrainischen Volksrepublik umfaßt Gesetze und Verordnungen, die durchaus judenfreundlich sind. Es wird aber festgestellt, daß Petljura Aufrufe gegen die Pogrome immer erst dann erlassen hat, nachdem die Pogrome bereits stattgefunden hatten. Im Prozeß verglich der Angeklagte Schwarzbarth diese Haltung mit der des Pilatus, der nach Verurteilung Jesu die Hände in Unschuld wusch.

Es ist schwer, zu einer Entschuldigung Petljuras zu kommen. Am wahrscheinlichsten ist die Annahme, daß Petljura persönlich kein Judenhasser war. Sicher ist jedoch, daß er weder die Fähigkeiten, noch die Charakterstärke besaß, um die Aufgabe zu erfüllen, die er sich gesetzt hatte. Er war ein Spielball in den Händen seiner Unterführer. Er billigte deren Untaten nicht, fand aber nicht den Mut, zurückzutreten. Er glaubte an den Sieg der ukrainischen Nationalbewegung und bildete sich ein, zur Rolle des Befreiers seines Volkes ausersehen zu sein. Diesem Ziele zuliebe war er blind für alle Untaten seiner Helfer, und darin lag seine große Schuld. Deswegen symbolisierte sein Name jene furchtbaren Ausschreitungen in der Ukraine, deren Hauptakteure ungestraft in den Westländern Europas als „politische" Emigranten Zuflucht gefunden haben, während Petljura allein als Opfer einer späten Rache fiel.

Erste Moskaufahrt von Alfons Goldschmidt

Wirtschaftswissenschaft ohne Sowjetwissenschaft ist garnicht mehr möglich. Als 1917 die Neuformung im Osten begann, waren die Hauptprobleme nicht mehr: Angebot und Nachfrage, Aktiv- und Passivbilanz, Preissenkung, Valuta und dergleichen, sondern: Ist die neue Form weiter, gedehnter, grenzenloser, als die alte, ist sie Instrument höherer Intensität, besserer Zirkulation, wahrhaft weltwirtschaftlicher Erschließung? Nicht alle die abgetakelten Problemchen, die der Krieg aktuell gemacht hat, sind wichtig, grundwichtig ist lediglich die große Form- und Erschließungsfrage. Denn die Wirtschaftswissenschaft soll ja keine Mätzchensache sein, sondern Wissenschaft der sich erneuernden Wirtschaft. Aber nicht zehn dieser Leute haben sich seit 1917 um die Gesetzmäßigkeit der Formwandlung im Osten gekümmert. Statt dessen haben sie allerlei Diskreditierungsversuche unternommen, schäbige Konjunkturversuche, oder, wie Spengler, die große Formwandlung als eine Raffangelegenheit mißdeutet, woraus allein schon zu schließen ist, wessen Kleingeisteskind die neue Geschichtsmethode mit ihren masochistischen Sehnsüchten ist.

Mindestens aber hätten doch die Hähne einer großkapitalistischen Morgenröte, ehe sie sich vom Osten abwandten, die Pflicht gehabt, sich das ungelobte Land einmal anzusehen. Denn es ist wenig getan mit der Fehlbenutzung von Statistiken oder der Wiedergabe passender Oberflächlichkeiten. Aber außer einigen alten Kennern der Wirtschaftsmöglichkeiten drüben und wenigen fernsichtigen Großindustriellen, haben sich die Herren politisch oder moralisch gebärdet, immer mit der Furcht, noch nicht heftig genug zu prügeln. Das war ein Jammerbild und ists heute noch. Kein Erkennen, keine Idee, keine Ahnung von den Notwendigkeiten eines ganzen Kontinents und der Welt, und neuerdings wieder von einer Überheblichkeit, die auch sonst schärfere Augen vor der Zukunft blendet.

Seit meinen frühen Jahren hatte mich dieser Osten angezogen, nicht der krausen Westversuche wegen, die einige Genies der Selbstzerquälung dort unternahmen, sondern der gesunden Weite wegen. Von dort wehte noch Wirtschaftsfrische, Humus noch fast unendlich, und darauf eine Arbeitskraft von noch nicht nervöser Intensität. Das war Zukunft für unsre gepferchten Maschinenhallen, Lunge wars für die gepreßte Wirtschaft Westeuropas, Aussicht auf wirkliche Entlastung und Hebung, auf produktive Revolution und Frieden. Ich liebe den Bauern. Bauernländer sind gefährdet und trächtig zugleich. Aber, wenn sie frei sich entwickeln können, unterstützt von den Maschinenländern, und nicht nur belastet und ausgesogen von ihnen, dann allerdings wird die Welt zu einer relativen Produktivität gedeihen, die der Balance sehr nahekommt. Nur ein Blick da hinein und man wird schon ganz glücklich. Dann wird ja kein Nationalökonom mehr erforderlich sein, keine Wissenschaft zur Verteidigung der Trennungen wird aufkommen können, die Schmarotzer der sogenannten Parität oder Scheinstabilisierung, die ganze Armee der Kinkerlitzchenforscher, wird dann nur noch geschildert sein.

Es gibt nichts Widerwärtigeres, Kleinlicheres und Verzagteres als das Ausweichen in Nebenprobleme vor der ungeheuren Tatsache der russischen Revolution. Dieser fruchtbare Zug ins Weite, der Beginn eines neuen Individualismus in der Gemeinschaft, ich bedauere jeden, den das nicht beschwingt. Intensitätssteigerung von solchen Graden, wenn man nicht von Konjunkturblödheit geschlagen ist, müßte doch jeden entflammen, der die Erschließungsmöglichkeiten auch nur ahnt. Als die ersten Wirtschaftsdekrete Sowjetrußlands in Deutschland bekannt wurden, habe ich die neue Form sofort öffentlich begrüßt und war entschlossen, das Fluidum des Wandlungsbeginns direkt auf mich wirken zu lassen. Während im Osten diese Transformation anhub, setzte in Westeuropa ein trostloser Kampf gegen sie ein, der den Atem bedrückte und die Sehnsucht nach einer Nase voll Mailuft immer stärker machte. Das muffige Zittern um Konservierung sterbender Formen gebärdete sich so moralisch, daß man selbst halb irre wurde und sich nur noch ins positive Gefühl retten konnte.

Um so notwendiger war die Reise, die den Zweiflern und Infizierten damals noch Wagnis schien. Ich hätte mich nicht gewundert, unterwegs und in Moskau ein Chaos zu finden, denn die große Unordnung gebiert ja erst die Ordnung. Aber die Dinge selbst sind nicht chaotisch, nur die Menschen werden gewirbelt, bis sie anders an den Dingen stehen. Die Revolution kann die Erde nicht ändern. Sie steigert nur die Intensität der Arbeit und des Lebens auf ihr. Deshalb zerbrechen wohl Zäune und Gebäude, aber der Grund bleibt. Auf der Fahrt nach Moskau begriff ich diese einfache Revolutionswahrheit. Da lagen große Gebiete noch brach und viele Menschen gingen verschleiert in sich, die Augen noch nicht offen. Die Elemente, Ackergrund, Bäume, Wasser, Himmel, Tiere und Menschen waren dieselben geblieben, aber das Fluidum einer andern Intensität in andrer Form kam doch schon aus ihnen. Deshalb erschütterten mich die Zerbrochenheiten nicht, denn sie waren ja nur Dung und nicht Verluste. Der Augenblick ist schmerzhaft wie alle Wehen, aber nichts ist ja so unbeständig wie der Augenblick. Es ist selbstverständlich, daß der beherzte Mensch mit aller Kreatur leidet, aber ebenso selbstverständlich ist, daß er dem Leiden nicht erliegt, sondern seine Fruchtbarkeit sieht und an ihr wieder zur Hoffnung gedeiht. Es war gewiß kein Vergnügen, wenn auch schon der Mai heranwehte, auf den Waggons zu schwanken und gepökelt im Innern sich wie Ware transportieren zu lassen. Überall war noch Bedrängnis und Armut, mehr Manifestation als Brot, aber ohne Quirlen ist keine Regelung möglich. Rußland war ja von entsetzlicher Last beschwert, unproduktiv bis zum Krampf. Wahre Frucht kommt mit Getöse und aus Schmerz. Wehe dem, der gewirbelt wird!

Welch ungeheure Kraft hatte die kleine Partei! Ich war erschüttert, als man mir die Mitgliederzahl nannte. Aber die wenigen Hochbewußten leiteten Notwendigkeiten, die sie wirklich erkannt hatten. Von der Grenze an bis wieder zur Grenze verließen mich Bild und Name Lenins nicht mehr. Es war eine organische Konzentration auf diesen Mann, Furcht, Liebe und Hoffnung der vielen Millionen. Aber er schwebte nicht, er war faßbar, es war nicht mehr das Verhältnis der Masse zum Symbol, oder zum Heros, das Verhältnis war direkt. Das spürte man alle Augenblicke. Es war eine Mannigfaltigkeit, eine dauernde Plötzlichkeit und zugleich Systematik der Aktion, viel wirksamer und überraschender als die Aktion Napoleons. In kurzer Zeit hatte das ganze Streben des Landes sich nach Moskau gerichtet, von der Küste weg aufs Herz Rußlands. Die Küste war unproduktiver Handel, Finanzierung und Unorganität gewesen, Moskau war Zentralmotor der neuen Produktion. „Auch in Petrograd finden Sie usw." hieß es, aber diese Stadt wurde nun Außenzentrale. Moskau war Innenzentrale und ists geblieben. Moskau ist Mitte des alten Ackerreichs. Hier ging Lenin daran, Bauer und Fabrikarbeiter zu versöhnen, oder, durch eine ungeheure Planmäßigkeit, durch eine aus Moskau strahlende Planmäßigkeit, Acker und Industrie anzugleichen. Das war der Kern für mich und ist das Hauptproblem geblieben.

Auch übermorgen noch wird es das Hauptproblem sein. So legte ichs dar 1920 in meinem Buch „Die Wirtschaftsorganisation Sowjetrußlands" und so wars und ists gegen alle Miekrigkeiten und gegen den Hohn blinder Statistiker. Nicht nur in Rußland wars und ists so, es ist das Zentralproblem der Weltrevolution, wenn Du sie großökonomisch siehst, interkontinental und nicht nur mit Flachaugen auf die „Konjunktur".

Gegen diese Lösung der europäischen Not und der Weltnot rannten 1920 noch die Heere der Konjunkturellen an. Rußland war immer noch Festung, wie konnte es Paradies sein? Die Nationalisten fordern: Werft Euch in den Dreck fürs Vaterland, hungert und verhungert! Und für die Welt? Wahrhaftig sie verlangten, daß die Weltkämpfer morgen früh schon Schlaraffenland fertig hätten. Aber ein Wunder wars doch, wie das alles schon zusammenhielt, auf schlechtem Pflaster in Moskau sich ordnete, hinter Brettern kriegskommunistisch und fanatisch plante, von Boxen aus und nicht von Klubsesseln, den Plan zu realisieren suchte. Ich sprach Zentralarbeiter ohne Hosenträger, und Großplaner, die Grütze aus alten Konservenbüchsen aßen. Wie trieb mir das schwarze Brot Kraft durch den Darm, aber das Wunder war, daß keinem von uns die Hoffnung wegging und die Sicherheit.

Gewaltig ist dieses Land. Draußen raste der Krieg mit Polen, aber Moskau war unerschüttert. Nicht siegesfiebrig und nicht zitternd vor Niederlagen. Es war das alte Kraftbewußtsein mit neuem Impuls, gebändigt von dem Gefühl, daß Rußland unerschöpflich ist.

Es ist nicht wahr, daß sie mir nicht alles gezeigt haben drüben, was ich sehen wollte. Ich lernte den ganzen Jammer einer Revolution. Ich sah und fühlte Gegenwirkungen, Brackigkeiten sah ich, ich hörte von bösen Verschlichenheiten und von allen Menschennöten. Sie haben mir nichts verschwiegen von dem, was ich wissen wollte. Aber konnten stockende Gassenwässer, bröckelnde Fassaden, Wohnlöcher, Hunger und Bettel, rotgetünchte Bürgerlichkeiten und hämische Hoffnungen, mich irre machen an den großen Lauterkeiten und der organischen Gewalt dieser Wandlung? Als ich wieder in Berlin war, ließ mich eine Zeitung befragen: Wie lange wirds noch dauern, werden sie nicht morgen schon zusammenbrechen?" „Sie werden bleiben, weil die Formen geworden sind und nicht gepfropft, sie werden bleiben, weil sie eine Grundkraft verteidigen." Ein Randstaatenschwefler meinte: „Sechs Wochen noch, höchstens noch sechs Wochen, sie müssen ja kaputt gehen." Das war nun ein „Fachmann", aber er spürte genau so viel Moskau wie die fünfhunderttausend Geflüchteten, die ihr eignes Land niemals begriffen hatten.

Mit der Macht beginnt erst die Arbeit. Kämpfen ist schwer, denn auch das können mit Erfolg nur konstruktive Geister und konstruktive Massen, aber aufbauen, wiederherstellen, was die Hämischen zerstört haben, und neubauen, wie die Konstruktiven fordern, das ist die große Arbeit. Materie ist da — wo sollte sie geblieben sein? Von den Reichtümern Rußlands war nichts zerstört durch die Revolution, aber die Form

ist das Wesentliche, ja die Form ist Alles. Wie die Arbeit formt, was da ist von jeher, wie die Revolution das richtet, das ist es. Und als ich beim Studium in den Moskauer Wirtschaftsbureaus die Plankühnheit sah und den Formeifer, da habe ich nicht Phantasten bejubelt, sondern Erkenner. Ich wußte wohl und habe es auch gesagt, daß nicht in der nächsten Minute schon Zentralisation und Dezentralisation durchgeführt werden konnten. Aber mir bot sich doch die neue Verfügungsgewalt dar, viel weiterhin langend als die kapitalistische Verfügungsgewalt. Das ist ja das Geheimnis jeder Revolution: Der Aktionsradius des Zentrums wird weiter, weil die Basis breiter ist. Wie sollen da die Formungen nicht gelingen, wenn auch hunderterlei geändert werden muß?

Es war die Wende meines Lebens, als ich hinter der Gardine war. Denn nun sah ich den Tag, die Menschen von morgens bis abends und wußte, daß keine Revolution Leben zerstört. Sind die Former da und ist die Form notwendig, die Menschen ordnen sich schon in ihr. Sie können garnicht anders, denn sie selbst sind ja die Treibenden. Man hatte in Europa gesagt: In Moskau schlafen die Menschen nicht ruhig, sie schlingen voll Angst, sie hasten scheu. Gewiß gabs 1920 unruhige Schläfer, ängstliche Schlinger, scheuhastige Menschen in Moskau. Aber alle suchten nur ihren Platz in der neuen Form. Die akute Revolution ist in der Geschichte nur ein Augenblick, als wenn ein Strom abgelenkt wird vom alten Bett, um ihn machtvoller und schiffbarer strömen zu lassen. Das Wasser bleibt Wasser. So fand ich Moskau, die Hunderttausende auf der Suche, fragend und prüfend, ob die neue Form auch gelingen könnte.

Fast acht Jahre sind vergangen seit meiner ersten Moskaufahrt, und immer noch ist die Diskussion des Zentralproblems unsrer Epoche kleinlich und oberflächlich. Ein Mal schon waren die Banken vernagelt, ein Mal schon sah ich die wirkliche Kommune, wenn auch noch aus Trümmern und Brettern geformt. Diese Tatsache kann nicht einmalig bleiben, weil sie schon damals Wiederholung war und sich, dem Gesetz der steigenden Intensität folgend, immer großartiger wiederholen muß. Es ist nicht gleichgültig, ob Pakte mit dem Außenkapital geschlossen werden, aber es ist belanglos, wenn man auf die Gesamtentwicklung sieht. Moskau war da im Jahre 1920, stand damals schon fest, fieberte und wirkte, kämpfte und war erfolgreich. Lebte ich schlechter als die Feinde Moskaus? Was konnte ich gewinnen mit dieser Verteidigung? Nichts als die unsagbare Freude, für eine Sache zu fechten, die aus meinen Qualen auch zur Harmonie kommen muß. Überall waren noch dicke Schalen der gewesenen Formen. Kunst, Tagesleben, Wünsche aufs morgen, alles war noch behängt mit Rückständen. Aber es waren Rückstände und sinds heute noch. Was machts aus, daß die „Valuta" noch nicht gestorben ist, daß noch mit Stabilisierungen operiert wird und mit gewesenen Methoden, die Form, in der ich 1920 die Menschen sich zu höherer Freiheit drängen sah, ist geblieben und die wahre Produktivität steigt. Die kleinen Kalamitäten von damals sind heute ver-

schwunden, die großen Kalamitäten sind noch nicht überwunden. Zehn Tage wurde 1917 um die Macht gerungen, ein großer Schritt in wenig Zeit. Aber zehn Jahre nach diesem großen Schritt sind nichts in der Entwicklung. Wenn die Macht blieb in diesen zehn Jahren und ihre Wirkung spürbarer geworden ist mit jedem Tag, so ist das doch ein Ungeheures. Damals reiste ich bebend um die Dauerhaftigkeit nach Moskau. Meine Freunde in Deutschland warteten bebend, was ich berichten würde. Als ich zurück war in Berlin, klopfte das beste Herz des deutschen Proletariats am Telephon: „Wird die Revolution sich halten?" fragte der Freund. Dann, zu meiner Frau gewandt: „Ich hätte mich erschossen, hätte er nein gesagt." Jetzt fahre ich zur Feier nach Moskau. Welch eine Bestätigung der Gewißheit, die ich damals mitbrachte!

Geheimnis von Theobald Tiger

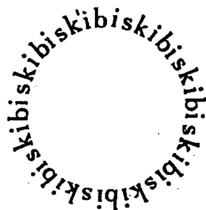
Jüngst betraf mich ein Japaner,
und in des Gespräches Wellen,
als wir von Matrosen sprachen,
ließ er ein klein Wörtlein fallen:
„Skibi".

„Was bedeutet das, Geehrter?"
fragt ich leicht und glatt und höflich.
„Nie noch hört ich diese Silben —
skibi —?"

Ists ein Laster? Ein Gesellschaftsspiel? Kann man es konsumieren?
Tun Matrosen es? Mit wem wohl?
Skibi —?"

Der Japaner nickte höflich,
lächelte und schwieg. Und seitdem
hockt auf mir der Skibi-Wahnsinn.

Skibi! zwitschern alle Spatzen.
Skibi-skibi! gellt die Hupe.
Und die Stadtbahn-Wagenachsen
rattern: Skibi-skibi-skibi ...!
Skibi! piept die Bodenmaus.
Und so sieht die Sonne aus:



Traurig krauche ich durchs Leben.
Kann mir niemand Rettung geben?
Zu den Inseln laßt mich fahren,
seekrank, heiß, mit Möwenscharen,
wochenlang in Schiffsbewegung —
II. Klasse (mit Verpflegung) —

Und ich seh nicht Palästina,
Indien nicht an und China —
Bombay nicht und nicht Kalkutta,
in Port-Said die Kuppelmutter ...
Ungegessen, ungeschlafen,
fahr ich.

Auf dem Quai im Japan-Hafen
spring ich auf den ersten Besten,
halt ihn an am Knopf der Westen —
schreiend frag ich:
„Was ist Skibi —?"

Der Japaner, kalten Blutes,
spricht: „ Das fragt man nicht. Man tut es.
Skibi-skibi-skibi-skibi —!"

In die Heimat fährt ein Greis.
Stumm. Zerbrochen. Haar schlohweiß.
Geht ins Kloster als Trappist,
weil er nicht weiß, was skibi ist.

G. K. Chesterton von André Maurois

Gilbert Keith Chesterton ist gleichzeitig einer der besten Schriftsteller des heutigen Englands und einer seiner populärsten. Den Anspruchsvollen gilt er als großer Prosaschriftsteller, und volkstümlich ist er in der Art eines Wells, Bennett oder Shaw. Vielleicht ist er sogar der Einzige, der mit Shaw die höchste Stufe britischen Ruhmes teilt: allein durch die Anfangsbuchstaben bekannt zu sein. Eine große englische Tageszeitung kann einen Artikel G. K. C. oder G. B. S. zeichnen, der Mann aus dem Volke weiß, um wen es sich handelt.

Ein so weit verbreiteter Ruhm überrascht den deutschen oder französischen Leser, dem Chesterton zuerst schwer verständlich erscheint. Ähnlich der alten Partei der Whigs verbreitet er die demokratischsten Ideen in der aristokratischsten Form. Aber man muß wissen, daß Chesterton für das englische Publikum mehr als ein Schriftsteller ist: er ist ein Mann und ein Symbol. Man ist ihm dankbar für seinen gesunden Verstand und seine immerwährende gute Laune. Fettleibigkeit, verbunden mit Biegsamkeit des Geistes, verführt. Er selbst spricht oft in seinen Erzählungen von jener Kuh, die wie im Kinderlied über den Mond springt; der Durchschnittsleser freut sich über den massiven Autor, der über Theorien mit so viel Grazie und Leichtigkeit hinwegspringt. Es ist bekannt, daß er gern gut trinkt und gut ißt und daß er sich dessen nicht schämt; das ist allerhand in einem Land, in dem der Geist nur geduldet, nicht geachtet ist; man stellt sich ihn Bier trinkend oder Speck essend vor, wie er mit seinem Freund Hilaire Belloc dasitzt, ein beruhigendes und gemütliches Bild. Vor zwei Jahren ist Chesterton zum katholischen Glauben übergetreten; ein solcher Übertritt kann Mißfallen erregen, wenn materielles Interesse die Ursache ist, aber in diesem Fall weiß jeder, daß nur reiner Glauben Chesterton bestimmt hat, daß seine Bekehrung

eine Gefühlssache war und daß sein Charakterbild durch diesen mächtigen Zug vollendet wird.

Obwohl er noch nicht alt ist (noch keine fünfzig), ist sein Werk schon riesengroß; es ist auch sehr vielseitig. Einige Bände Essais (deren bedeutendster „Orthodoxie" ist); mehrere Romane („Der Napoleon von Nottinghill" und zwei oder drei andre); zwei Bände „Detektivgeschichten", in denen der Sherlock Holmes ein katholischer Priester, Pater Brown, ist; drei kritische Studien: Dickens, Thackeray und Browning; ein Reisebuch, ein Geschichtswerk, ein „Leben des heiligen Franziskus von Assisi"; ein merkwürdiges Theaterstück: „Magie" und zahlreiche Gedichte. Es gibt keine Art, in der Chesterton sich nicht versucht hätte und fast immer mit Erfolg.

Die wesentliche Idee Chestertons ist, daß der moderne Mensch unter dem Einfluß der schlecht verwalteten Zivilisation den Kontakt mit der Wirklichkeit verliert, und daß er dorthin zurückgeführt werden muß. Unser ganzes Leben lang arbeiten wir an der Schaffung von Gütern, die gar keinen wahrhaften Wert haben. Die Wissenschaft, der wir unsern Geist geweiht haben, hat uns nicht glücklich gemacht. Sie hat sichtbare Erfolge gehabt, denn es ist ihr gelungen, schnelle Autos, drahtlose Telephone und Riesenkraft- und Lichtwerke zu bauen. Aber nichts verfällt so rasch wie der Erfolg. Die Wahrheit ist, daß der lebendige Mensch, der Freuden und Wünsche kennt, weder Autos noch Telephone braucht, sondern Glauben und starke Gefühle. In den alten Wundern steckte mehr ewige Weisheit als in den Entdeckungen von gestern, die von denen von morgen überholt werden. Mit einer Kühnheit, vor der die berufsmäßigen Theologen manchmal erschüttert stehen, unternimmt Chesterton, gleichzeitig und mit den gleichen Argumenten das Christentum und die Märchen zu verteidigen. Das Märchenland ist ein wirkliches Reich, und sein Gesetz ist die Sittenlehre der Evangelien. Denkt nur an die Geschichte von Aschenbrödel; lehrt sie nicht, daß die Demütigen erhöht und die Mächtigen erniedrigt werden? Die Märchen sind der Ausdruck einer ganz primitiven Menschheit. Der Mensch, „der ewige Mensch", hatte lange vor der Geschichte die sittlichen Wahrheiten entdeckt.

Diese Gedanken stützt Chesterton auf seine Lieblingsargumente, nämlich Bilder. Neue, geschickte und lustige Bilder; tolle Vergleiche, absurde und geniale Hypothesen, die dem Leser Spaß machen und ihn den Boden unter den Füßen verlieren lassen. Zum Beispiel, wenn G. K. C. zeigen will, daß die Entwicklungslehre nichts erklärt, daß das Wunder der langsamen Wandlung genau so überraschend ist wie das plötzliche Wunder: „Gewiß muß es komisch gewesen sein, um nicht mehr zu sagen, Circe zu sehen, wie sie mit einem Schlag die Gefährten des Odysseus verwandelte; aber ich frage mich, ob es nicht noch merkwürdiger wäre, einen uns bekannten Schiffsoffizier von Tag zu Tag mehr einem Schwein ähneln zu sehn, bis er schließlich grunzt und auf allen Vieren läuft." Oder wenn er die allgemeine Ansicht über vorgeschichtliche Zeiten durchkreuzen will und zeigt, daß die Vorstellung, der Höhlenmensch

sei wild und roh gewesen, unvereinbar mit den anmutigen Malereien der Weser- und Altamiragrotten ist: „Wenn der realistische Erzähler in einer Sittenstudie schreibt: ‚Wildes Feuer flackerte in den Augen des Grafen; er fühlte in sich den Höhlenmenschen erwachen', so würden seine Leser wahrscheinlich schwer enttäuscht sein, wenn der Graf hiernach in den Salon hinunterginge und Kühe in Lebensgröße auf die Wände malte."

Die Bilder folgen einander so schnell, die Abwechslung in den Vergleichen ist so groß, daß man sich zunächst einmal ohne Kampf überzeugen läßt. Im übrigen ist etwas Wahres an der Idee, daß Geschichtskenntnisse ebenso sehr auf richtigen Folgerungen als auf absolutem Wissen beruhen. Die wirklichen Gefühle eines Ägypters oder eines Menschen aus der Steinzeit sind den unsern zweifellos ähnlicher, als die offizielle Geschichtslehre uns glauben macht, die sich immer eingehender mit einem Stück Knochen oder einer Inschrift befaßt, als etwa mit der Mutterliebe oder mit dem Vergnügen einer gemeinsamen Mahlzeit. So oft man sich in einen alten Originaltext vertieft, ist man erstaunt über seine Frische und seinen modernen Ton. Die Lehren des Phta-Hotep, des ältesten aller Bücher, scheinen in einer Aphorismensammlung von 1927 enthalten zu sein. Wenn Giraudoux sich darin gefällt, Homer zu imitieren, so hat es manchmal den Anschein, als ob Homer Giraudoux imitierte. Chesterton hat recht, wenn er glaubt, daß der Meister der Bisone des Fond-de-Gaume mindestens einige Ähnlichkeit im Denken mit Ingres hatte.

Aber nachdem ich mich eine Zeitlang von den Wellen Chestertons habe schaukeln lassen, richte ich mich mit halb geschlossenen Augen doch wieder auf und versuche Widerstand zu leisten. Warum wirft Chesterton in allen seinen Werken der Wissenschaft vor, nicht imstande zu sein, uns Metaphysisches zu geben? Kein wahrer Gelehrter hat jemals behauptet, die Metaphysik zu beherrschen. Die Wissenschaft sucht Gesetze, das heißt, Gruppen von gebundenen Tatsachen. Sie stellt fest, sie erklärt nicht. Es ist wahr, daß sie Theorien aufstellt, aber diese Theorien sind nur bequeme Mittel, bekannte Tatsachen auf einen Nenner zu bringen, und ohne jede Schwierigkeit geht der Gelehrte von einem Gedanken auf einen neuen über, wenn die Erfahrungen gelehrt haben, daß der erste Gedanke nicht genügt. Der wahre Gelehrte ist Agnostiker. Chesterton macht es sich zu leicht mit seinem Gegner, wenn er ihn als Dogmatiker hinstellt. Außerdem muß man einräumen, daß die Wissenschaft über die prähistorische Zeit nicht in dem Sinne Wissenschaft ist, wie die Physik. Der „aufmerksame und rebellische Leser", den Paul Valéry so sehr liebt, wird den „Ewigen Menschen" mit Randbemerkungen, die lustige Proteste sind, vollschreiben, aber gerade das beweist, daß Chesterton ein großer Dialektiker ist. Die offensichtlichen Paradoxe, die er Wahrheiten des gesunden Menschenverstandes nennt, zwingen uns zum Denken. Es ist dem Geist gesund, etwas gestoßen zu werden; nach einer Viertelstunde Chesterton sind unsere Ideen und unser Blut aufgefrischt.

Übersetzt von Milly Zirker.

Hier irrt Goethe von Emil Ludwig

Seit fünfzehn Jahren hängt neben meinem Bett in Glas und Rahmen Goethes Ode an die Natur, aus der ich jeden Morgen ein paar Sätze lese; denn diese Sätze enthalten die Quintessenz dessen, was er Gott-Natur genannt hat. Da höre ich neulich, dies Evangelium sei falsch, ein Professor hats bewiesen, und wenn man nicht noch von Väter Zeiten her Mitglied z. D. der Goethe-Gesellschaft a. D. ist, so muß man sich ihr Jahrbuch borgen, das wir Apostaten nicht kaufen können. Etwas beklommen geh ich an die Lektüre.

Ein Herr aus Frankfurt — so sagt er auf dem Titel — muß es schon durch die räumliche Nähe am besten wissen, und gewiß ist Robert Hering dort allgemein bekannt. Er schildert nun, wie anno 1783 im „Tiefurter Journal", das handschriftlich die Weimarer Hofgesellschaft durchlief, ein Fragment erschien, das mit dem Ausruf „Natur!" begann und Goethes Naturgefühle und -gedanken in hymnischer Form zusammenfaßte. Da sich der Hof durch Anonymität der Beiträge amüsierte, war das Raten ein hübsches Gesellschaftsspiel; nur hier wars leicht, denn Alle sagten, das kann nur von Einem stammen. Knebel, einer der beiden tiefsten Kenner des jüngern Goethe, schrieb sich auf: „Goethes Fragment ... ist meisterhaft und groß. Es bestärkt mich in Liebe." Goethe lehnt zwar die unmittelbare Autorschaft ab, doch er schreibt dem Freunde, „daß der Verfasser mit mir umgegangen und über diese Gegenstände oft gesprochen habe. Es hat mir viel Vergnügen gemacht und hat eine gewisse Leichtigkeit und Weichheit, die ich ihm vielleicht nicht hätte geben können." Und Frau v. Stein glaubt zu wissen, die Ode sei von Tobler.

Das alles wußten von jeher die Kenner der Dokumente, jeder hört einen nicht ganz geschriebenen, mehr rhapsodisch gesprochenen Stil heraus, und als ich vor acht Jahren die Ode in den Mittelgrund eines Bandes meiner Biographie rückte, schrieb ich dazu: „Mehr vor ihm als zu ihm (Tobler) muß Goethe in erschlossener Stunde gesagt haben, wie er Natur fühlt, und vielleicht ist das der Hauptsinn dieses jungen Lebens gewesen, Goethes Dithyramben über die Natur in ein denkwürdiges Gedächtnis einzuziehen ... Weit über Goethes Naturgefühl hinaus gibt dieser Gesang ein Bild von Goethes Wesen. Nur so begreift man ihn ganz, wie er die Natur begreift, nur so versteht man, warum er sich in jedem kleinsten Werke, ganz aber nur in allen Werken manifestiert, warum nur Der sich seinen Werken nähert, der die Vision des ganzen Menschen vorausempfangen hat, wie er die Vision der Natur ... Ja, mikrokosmisch wie Goethe sich empfindet, stellt er, in ungeheurer Übertragung, die Idee eines Menschen dar, als Paradigma der Natur."

Dieser Tobler nun, ein Schweizer Pfarrer und Literat, war 22, als der 30jährige Goethe ihn in Genf kennen lernte, der Meister einen Knaben, dem er zuweilen ein Stück seiner Gedanken entschleierte; denn Tobler „hat wohl Nähe und Vertrauen zu mir. Aber leider fühle ich meine 30 Jahre und Welt-

wesen!! schon einige Ferne von dem Werdenden, sich Entfaltenden; ich erkenn's noch mit Vergnügen: mein Geist ist ihm nah, aber mein Herz ist fremd. Große Gedanken, die dem Jüngling ganz fremd sind, füllen jetzt meine Seele, beschäftigen mich in einem neuen Reiche, und so kann ich nicht als nur geborgt nieder ins Tal des Taus und der Morgenbegattung lieblicher Turteltauben." Zwei Jahre später, als der Schüler den Meister in Weimar besucht, schreibt Goethe: „Tobler ist gar lieb, ich kann offen gegen ihn sein."

Ein halbes Jahrhundert nach jener Bekanntschaft (Tobler längst ab, gestorben, unbekannt, nur noch Schokolade) sammelt der 80jährige Goethe seine Habe, bestimmt die 20 Bände „Nachgelassene Werke", und nennt Band 10 „Zur Naturwissenschaft im Allgemeinen": den kostbarsten Band nicht bloß von diesen 20, nächst dem zweiten Faust, sondern die Sammlung der herrlichsten Dinge, die er je über Natur geschrieben, alte und neue, enthaltend: Versuch als Vermittler zwischen Objekt und Subjekt, Anschauende Urteilskraft, Ursprung der Entdeckungen, Erfinden und Entdecken, Mathematik und deren Mißbrauch, kurz, der Band, den niemand kennt, er enthält ja das Wichtigste.

Diesen Band nun weiß Goethe nicht größer einzuleiten als durch die alte Ode, und er setzt sie an die Spitze mit dem Titel: „Die Natur, Aphoristisch. Um das Jahr 1780". Dazu läßt er einen Brief an den Kanzler von Müller in dem Bande selber abdrucken, in dem er ihm schreibt, jene Ode sei ihm vor kurzem aus den Papieren der verstorbenen Herzogin in einer ihm wohlbekannten Hand übergeben worden, „deren ich mich in den achtziger Jahren in meinen Geschäften zu bedienen pflegte. Daß ich diese Betrachtungen verfaßt, kann ich mich faktisch nicht erinnern, allein sie stimmen mit den Vorstellungen wohl überein, zu denen sich mein Geist damals ausgebildet hatte." Dann vergleicht er diese Stufe seiner Naturerkenntnis mit den spätern, erklärt, daß er damals so denken mußte, als er den Zwischenkiefer suchte, und schließt den ganzen ergreifenden Rückblick mit dem Geständnis, man würde „nicht ohne Lächeln jenen Comparativ, wie ich ihn nannte, mit dem Superlativ, mit dem hier abgeschlossen wird, vergleichen und eines fünfzigjährigen Fortschreitens sich erfreuen".

Es gleicht einer Thronrede, in der der Souverän die Gelegenheit ergreift, nach der Sitte alter Zeiten ein seltenes Mal selber redend hervorzutreten, um unumstößlich das Programm und seine Deutung festzulegen. Ein Stück seines geistigen Testamentes liegt darin, und alle Zweifel, wess' Geistes Kind die Ode sei, werden für alle Zeit mit einer gewissen Feierlichkeit dadurch getilgt, daß er sie für den reinsten Ausdruck seines Naturgefühls in jener Epoche erklärt, als Sein Werk in seine Werke aufnimmt, und gar an eine Stelle rückt, wo es von allen Seiten erblickt werden kann: ein Fanal! Diese Hymne, deren versartige Stücke er vor jenem Schüler auf einem Spaziergang, vielleicht in einem Nachtgespräch zuhause, vielleicht in Absätzen und immer neuen Formulierungen gesprochen hat, ein großer Monolog vor einem lebenden

Grammophon, eine Phantasie vor dem im Geiste mitschreibenden Hörer, kommt fünfzig Jahre später wieder vor das Auge des Meisters, er weiß zwar heut nicht mehr, ob ers geschrieben, aber sich selber erkennt er darin. So usurpiert er mit allen geistigen Rechten das iuridisch fremde Eigentum und adelt es, indem ers an die Spitze eines großen Bandes seiner Werke stellt.

Aber er ahnte nicht, daß lange, wenn der Leib in Staub zerfallen, lebt der Philologe noch. Als der Greis vertraulich eingestand, am meisten von allen hätte er doch Lilli geliebt, war all seine Divination nicht stark genug, um den Professor Düntzer vorzufühlen, der hierzu die Anmerkung drucken ließ: „Hier irrt Goethe. Vielmehr war dies bei ihm mit Friederike der Fall." Und so auch hier: die Sonne bringt es an den Tag! Da wollte der große Mann eine kleine Schiebung riskieren, fremdes Gut fassen, wie es im Kriege hieß, den armen Tobler noch im Grabe berauben: aber die Brillen der Professoren blicken schärfer, und neunundneunzig Jahre später kommt dennoch das Gericht, und weil denn die großen Verbrechen niemals verjähren, versammelt sich der edlen Schöffen Kreis, um zu beweisen:

Warum hat Tobler diese Sätze erfinden können, und warum hat Goethe sie nicht erfinden können? Kannst du das kleinste Glied des Fingers ihm entreißen, raunt Ortrud, und Telramund entreißt es. Denn endlich glückt es dem Frankfurter Professor, der ausgezogen ist, Goethen einen Stein aus der Krone zu brechen: er findet ein Buch aus 1787, in dem ein Basler Apotheker Huber seine heimlichen Dichtungen sammelt, hierbei das Motto zu einem Abschnitt aus der Ode entnimmt, und dies Motto Toblern zuschreibt; aber es weist in drei Zeilen drei Abweichungen vom Text bei Goethe auf, und alle drei Abweichungen sind eng, die klassischen Varianten aber weit, licht und urgoethisch. Etwas Fatales ist passiert: der Philologe findet Material für Goethe! Aber schnell faßt er sich und fragt: ist dies Indizium ein schlüssiger Beweis? Was lag denn für ein Manuskript hier vor?

Und wir erfahren (ich wenigstens wußte das nicht), daß jene Niederschrift, die der Achtzigjährige aus den Papieren der Herzogin empfing, von seinem Sekretär geschrieben und von ihm selber verbessert worden ist. Wie kommt es aber, fragt der Philologe, daß in dieser Niederschrift jener vom Apotheker als Motto nachgedruckte Toblersatz nicht so, vielmehr gleich im Goetheschen Ausdruck steht? „Dies ist eine Frage," schließt er, „die wir nicht beantworten können." „Nur allgemein kann man sagen, daß in der Änderung des Mottos zu Hubers Gedicht sowie in dem Konzept, das dem Tiefurter Journal zugrunde liegt, tiefer den gedanklichen Gehalt berührende Eingriffe vorliegen, von denen der erstere wahrscheinlich, der letztere sicher Goethe zum Urheber hat."

Indem ich diesen Satz, den ich vergebens zu ergründen suchte, dem Scharfblick des Lesers überlasse, brauche ich kaum zu betonen, was die neue Mitteilung sogar dem Zweifler zeigen

müßte: der Schüler hat dem Meister ein aide-mémoire zu seinen neulichen Monologen vorgelegt, nicht wörtlich, aber ähnlich, der Meister hat mit überraschter Freude darnach gegriffen, es zunächst vom Sekretär, schon aus Pedanterie sauber abschreiben lassen, dann sorgsam durchgesehen, verbessert, was der Schüler oder was seine eigne gesprochene Rede verfehlt hatte, dann die Erlaubnis zum anonymen Druck gegeben. Tobler, der vielleicht mehrere Entwürfe hatte, verwahrte die alten, oder er stritt auch im stillen, indem er auf sein Gedächtnis pochte, oder er schrieb oder erzählte aus dem Kopfe den Goetheschen Satz einmal dem Apotheker, der als sein Freund bekannt ist: genug, wenn nichts die Goethesche Urheberschaft bewiese, so wiese schon die schlechtere Fassung des einen Satzes darauf hin, den Tobler verantwortet.

Aber der Geist! Haben wir Schwärmer uns nicht auch im Geist Goethes geirrt? „Es finden sich," fährt der Philologe fort, „in dem Hymnus Gedanken und Wendungen, die auf Goethe hinweisen, aber ebensogut von Tobler herrühren können"!

Und nun beginnt, mit Hilfe eines andern Kenners, Schneider, das Kreuzverhör: Was haben Sie, Tobler und Goethe, damals gelesen? Was hat Sie angeregt? Woher stammen denn überhaupt all die herrlichen Gedanken, die doch nicht etwa in Ihrem Kopfe entsprungen sein können? Und seitenlang häufen Toblers Anwälte, Hering und Schneider, das belastende Material contra Goethe! Leibniz und Shaftesbury, Lessing und Mendelssohn, Pope und Pindar steigen aus ihren Gräbern hervor, um in eigner Sache zu zeugen.

Schließlich beweist Hering allein, ohne Schneider, daß Goethes Naturgefühl um jene Zeit ganz anders war; denn was er im Aufsatz über den Granit vom Gegensatze zwischen Menschenherz und Urgestein sagt, das fehlt in der Ode, ihr fehlen alle „Betrachtungen dämonischer Art", nur Keime sind darin enthalten, „aber nirgends ist auch nur ein Ansatz gemacht, sie weiter auszuführen" (die Keime). Fehlt also dieser für Goethe wesentliche Zug in dem Bilde, so kann, ja muß man daraus schließen, daß Goethe an der Anlage des Hymnus keinen Anteil hat, und damit fällt die Berechtigung, ihn als seinen Verfasser anzusprechen... Der Mangel jedes tiefern Gehaltes, seine Weichheit... sprechen eine deutliche Sprache gegen Goethes Verfasserschaft"!

Darum geschah es nämlich, daß Goethe nach fünfzig Jahren grade diese drei Seiten heraushob, in seine Werke aufnahm und an die Spitze des wichtigsten Naturbandes stellte, mit der Begründung, daß sie die Essenz einer ganzen Epoche darstellten. Ja, hier irrt Goethe, wie Düntzer in punkto Lilli dargetan; Hering und Schneider habens schlagend bewiesen, und die Material-Ober-Prüfungskommission wird auf Grund des Gutachtens der Sachverständigen die Streichung des Postens „Natur" aus Goethes Werken zugunsten der Erben des alleinigen Eigentümers, des p. Tobler behördlicherseits anzuordnen in die Lage gebracht werden.

Parade und Fanfare von Harry Kahn

Durch den Ufa-Palast am Zoo brausen die Klänge der Marseillaise, in dem am Kurfürstendamm brennen höchst defaitistische Zwischentitel auf. Paneuropäer und Pazifisten brauchen drob nicht in Hallelujah auszubrechen: Herr Hugenberg ist keiner der Ihren geworden. Er ist noch, was er immer war: ein guter Kaufmann und ein großer Menschenkenner. Non olet: wie, womit man verdient, ist gleichgültig; wichtig ist bloß, was man mit dem Geld dann beginnt. Nun, in der Zimmerstraße wird man schon wissen, wie man die Einnahmen der Kochstraße aus den Bildern französischer Gloireverhimmelung und amerikanischer Kriegsverekelung in deutschnationale Propaganda umsetzt. Außerdem: „Napoléon" — das ist immerhin der Name eines Kaisers, eines nicht ganz so legitimen wie Wilhelm, dafür etwas genialern; Doorn ist auch komfortabler als St. Helena, — jedenfalls: auch wir haben unsern von neidischen Feinden verbannten Führer zu herrlichen Zeiten, ohne dessen Senf keine Blutwurst in Europa gegessen werden konnte. Und gar „Große Parade": das weckt noch wehere Erinnerungen an den Seligen und sein Tempelhofer Feld und noch wonnigere Wunschträume von seinem Wiedereinzug durchs Brandenburger Tor. Zehntausende sehen die Filme, aber Hunderttausende lesen die Titel. Der Herr des Lokalanzeigers und seiner Nachtausgabe weiß besser als Irgendeiner: die Hauptsache ist, daß und was die Kopflettern brüllen; was dann im Artikel steht, darauf kommts viel, viel weniger an. Denn die Masse apperzipiert nicht, sondern assoziiert bloß. „Hurras vorher, Hurras nachher; was dazwischen liegt, will kein Mensch wissen", — das geht dem Durchschnittsbürger erst auf, wenn er halb verreckt und ganz verdreckt im Granatloch liegt. So lange er im Besitz seiner graden Glieder und einer blonden Braut ist, die ihn, statt in seinem Arbeitskittel oder Dinnerjackett, in eines Königs oder Präsidenten Rock sehen will, läuft er, ohne drüber nachzudenken, was da eigentlich trompetet und wohin da wohl marschiert wird, Fanfare und Parade nach ...

Die ganze Hölle, die zwischen den beiden Hurras liegt, zum Entsetzen auch des stumpfsten Heimkriegers, auf der Leinwand zu sehen, das dürfen wir wohl erst erwarten, wenn endlich einmal ein russischer Regisseur über diesen Stoff kommt. Etwa jener Kuleschow, der aus einer Novelle Jack Londons den Film „Sühne", ein atemversetzendes Inferno aus Gier, Mord, Kot, Angst gemacht hat. Der Amerikaner King Vidor ist kein Glashaus-Dante. Das Etappenidyll nimmt noch einen recht breiten Raum bei ihm ein, und noch auf der Prothese humpelt sein Held zum happy end. Aber Vidor weiß und zeigt wenigstens, daß — wie der brave Soldat Schwejk das ausdrückt — daß der Krieg kein Honiglecken ist. Es sind Szenen auf seiner Spule, wie sie vor ihm Keiner gewagt und auch nach ihm — „Große Parade" ist ja vor „Rivalen" und „Stacheldraht" entstanden — Keiner so gekonnt hat.

Das Alarmsignal schmettert plötzlich ins Geschäker von Jim und Jeanne. (So hieß meines Wissens die kleine Landfranzösin in den Originaltiteln; der deutsche Bearbeiter, schon mit

der Bildschere höchst unbescheiden, in versüßelndem und verwitzelndem Eigenbau der Titel aber gradezu schwelgend, macht aus ihr eine romantische „Melisande".) Da wird nun kein Glyzerin-Abschied im Jupiter-Abendlicht genommen; kein „O Mädchen, bleibe mein ...", wie das in Babelsberg oder Rüdersdorf unumgänglich gewesen wäre. Der Hollywooder macht das so: erst einmal ein furchtbares Tohuwabohu von Soldaten zwischen Quartier und Sammelplatz, dann ein hastendes Gedränge zu den Transportautos; darin kommen die Beiden auseinander; das Mädel sucht und sucht zwischen den Kolonnen, wird von harten Fäusten weggestoßen, von andern noch rasch mal geknutscht; sucht und sucht wieder; inzwischen rennt der Junge ins Gehöft zurück, findet sie nicht, rast wieder zu seiner Kompagnie, da ist sie auch nicht; er zögert bei der Verladung, er schreit nach ihr, Vorgesetzte brüllen ihn an; endlich, — der Lastkarren zur Schlachtbank ist schon gedrängt voll und soll grade dem langen Zug der andern nach, erblickt Jim sie, man reißt sie auseinander, sie klammert sich an ihn, man zerrt ihn auf den Wagen, sie krallt sich an eine Kette, wird geschleift; er will ihr ein Andenken zuwerfen, findet nichts als einen Reservestiefel, schmeißt ihn ihr hin; die Räder rollen immer rascher, des Mädchens Kräfte versagen, sie fällt in den Straßenkot, richtet sich auf, weint über dem Schuh ...

Oder dies: Jim kriecht gegen den strikten Befehl („Befehle, Befehle! Denkt denn keiner dran, daß wir Menschen sind und keine Maschinen!") aus dem schützenden Granattrichter heraus, um seinen auf einem Patrouillengang angeschossenen, nun um Hilfe schreienden Kameraden hereinzuholen. Er findet ihn tot. Wie er wieder in sein Versteck zurückkriechen will, stößt er mit einem schwerverletzten Deutschen zusammen, der auch dort Zuflucht sucht. Vor Schreck kollern sie beide verschlungen in das Schlammloch. Schon will Jim sich mit der Waffe von dem ungebetenen Gast befreien, da trifft ihn ein flehender Blick aus den schon sterbensirren Augen des Andern. Statt zum Messer zu greifen, kramt der Amerikaner einen letzten Zigarettenstummel hervor, steckt ihn dem Deutschen zwischen die Zähne; die aber hat inzwischen der Starrkrampf der Agonie aneinandergepreßt: die Zigarette rutscht von den Lippen über die Brust des Toten in den Dreck; Jim klaubt sie sorgfältig auf, säubert sie und birgt den Schatz in seinem Helm.

Nicht alle Szenen des Films sind so eindrucksmächtig für Auge und Herz wie diese beiden; nicht in allen steigert sich das leicht etwas konventionelle Spiel von Renée Adorée und John Gilbert zu gleicher Leidenschaft und Bedeutung. Aber es ist keine gefühlsleere Partie, keine filmisch leblose Stelle in dem ganzen Streifen. Ganz ohne Magazin-Sentimentalität geht es ja nicht; aber sie ist entgiftet durch die außerordentlich geschickt dosierte Mixtur mit jenem unsentimentalen Humor, den die Angelsachsen dies- und jenseits des Weltmeeres nun einmal vor uns Kontinentalen voraushaben.

*

Nur in diesem mindern Sinn ist der Napoléon-Film von Abel Gance europäisch: kein Körnchen Humor würzt diesen

dickgekochten Bilderbrei. Selbst die Jugendepisoden sind ohne jeden Hauch davon. Von Napoléons europäischer Mission wird in den Zwischentiteln manchmal geredet; aber zu spüren ist davon nichts. Ebensowenig natürlich von dem Mythos dieses ersten gänzlich gottfreien, gottlosen Menschen, Dostojewskijs Antichristen, dessen ungeheuerliche Willensgestalt rittlings über zwei Zeitaltern wuchtet. Ein lebendiger Adler und die unter den Korporalsfrack geschobene Rechte bieten nur matten allegorischen Ersatz dafür. Abel Gance kennt Heines „Buch Le Grand" wohl kaum; höchstens das Lied von den „Beiden Grenadieren". Kanonengebrüll und wiehernder Rosse Getrabe, — das ist A und O seines Films; in der Dimension, nicht in der Dynamis verdreifacht durch die seitliche Ausweitung der Bildfläche. Viel Elan, aber erstaunlich wenig Esprit. Verfilmter David; Fridericus d'outre-Rhin.

Gustav III. von Arthur Eloesser

Gustav III. von Schweden wurde auf einem Maskenball von einem frühern Offizier erschossen. Scribe hat seinen Tod dramatisiert, und Auber hat ihn komponiert. Aber nur Verdi hat Verschwörung zu Musik machen können. Verschwörung mit Maskerade, das ist das Schönste, was die Oper sich bescheren kann. Auch ein Libretto von Rehfisch wartet noch, das aber zu ironisch und zu geistreich war, um einen Vertoner von derselben Qualität zu finden. Die wesentliche Folge dieser Komödie war wegen mangelnder Pflichterfüllung ein Prozeß gegen Rudolf Forster, den das Bühnengericht, wenn ich mich recht entsinne, nicht völlig zugunsten des Künstlers entschied. Im Theater in der Königgrätzer Straße hat Forster vor einer noch höhern Instanz seinen Prozeß endgültig gewonnen. Ich habe mir schon vor einigen Jahren vorherzusehen erlaubt, daß Bassermann an ihm einen Nachfolger finden wird, was die Größe der Wirkung, die Vornehmheit der Rasse, die Einzigkeit des Persönlichen anbelangt. Mögen die Beiden zu unsrer Freude um die deutsche Meisterschaft streiten, die zugleich die Weltmeisterschaft ist.

Strindberg war kein Meister des historischen Dramas, das Opernhafte, das unumgänglich Repräsentative lag ihm nicht, obgleich er zweifellos bei Schiller zu lernen versuchte. Geschichte wirkt bei ihm wie ein Privatunternehmen, seine Auslegung bleibt ideenlos, auch wenn er seinen Helden Ideen abfordert, auch wenn er einen primanerhaften Vergleich zwischen Gustav Adolf und Wallenstein macht, wer von beiden europäischer und welthistorischer dachte. An seinem Luther ist auf etwas knabenhafte Weise nur der Dickschädel echt, der Bubentrotz gegen den Vater, mit dem „der Sohn einer Magd" zum soundsovielten Male sich empörte. Aber in diesem Gustav III. steckt etwas; das Stück war gut gewählt, nicht nur für Rudolf Forster, obgleich schwedische Geschichte seit Karl XII. kaum noch europäische Geschichte bedeutet, obgleich sie, trotz Erschießung des einen, trotz Absetzung des andern Gustav, an keiner Stelle vorbildlich ist.

In diesem Gustav steckt etwas, nicht weil die große französische Revolution nach Schweden hinüber wetterleuchtet, nicht weil Literaten die Büste Rousseaus anbeten, nicht weil der König selbst aus dem Contrat social deklamiert und gegen seine Reichsstände den Demokraten spielt. Was allemal einen Demagogen macht. Es kommt nicht darauf an, welche Meinung in dieser Verwirrung von Revolution und Gegenrevolution hier recht hat, und welche Gesinnung die edelste ist. Aber Strindberg hat hier viel weniger als sonst examiniert und Zensuren verteilt. Der König ist eine so lebendige Figur wie seine Königin Christine, ein perverser Bursche wie Eduard der Zweite mit dem Mignon, dem die plumpen Vertraulichkeiten erlaubt sind, geistreich und unzuverlässig wie Friedrich Wilhelm IV., ein Komödiant schließlich bis zum Narrentum wie Wilhelm II., von dem ihn allerdings sein Mut unterscheidet. Der König, dessen Prozentgehalt an weiblichen Elementen psychoanalytische Untersuchung lohnend macht, hat nicht nur die Perversion des Geschlechtlichen. Pervers ist bei ihm alles, seine Politik, seine Kriegführung, seine Koketterie mit dem Volk als Ausfluß eines Spieltriebs, der ihn verwegen macht, der ihn lockt, den Verschwörern entgegenzukommen, seinen Untergang zu beeilen. Wäre Gustav nicht König, so würde er die Welt beschuldigen, daß er schlecht geboren und schlecht erzogen wurde, so würde er sich als halben Menschen, als halben Narren, als halben Künstler, kurz als Halbbruder des Dichters bekennen, mit dem er irgendwie aus derselben Familie ist. Dieses persönliche Verhältnis hebt das Schauspiel über alle Historien von Strindberg hinaus. Es ist weniger und mehr als Geschichte, es ist ein unwillkürliches Bekenntnis: Si j'étais roi!

Solange noch Könige auf der Bühne benötigt werden, läßt sich die Rasse von Schauspielern nicht entbehren, die, Ibsensch gesprochen, den Königsstoff haben. Dieser schlanke, scheinbar knochenlos gestreckte, der Nervenvibration so durchlässige Rudolf Forster ist heute die aristokratischste Erscheinung der deutschen Bühne, ist es auf entschiedenere Art als Bassermann, der Forster hat gar keine naturalistische Vergangenheit mehr, er braucht keine Anlehnung, kein Requisit. Mit völliger Unabhängigkeit lebt er aus der produktiven Einbildung seiner Nerven, die er beherrschen gelernt hat, aus der Phantasie seines Körpers und aus dem gewissen Mutwillen, mit dem jeder Künstler eigenster Tonart seinen Satz bricht und wieder zusammensetzt. Jede Figur, die aus solchem Organismus hervorgeht, wird von einem geheimen Punkt aus gewonnen. Dieser König ist ein junger Greis oder ein greiser Jüngling. Auch diese Lüge des Alters hat etwas Perverses. Wenn er sich glaubt, lügt er am Meisten. Diese unheilbare Verwirrung macht Forster zu einer fabelhaft eleganten Veranstaltung. Man kann ihn wirklich nur totschießen, weil ihm sonst nicht zu helfen ist. Ich weiß nicht, aus welcher Enthaltsamkeit Strindberg den historischen Pistolenschuß im vierten Akt nicht hat losgehen lassen. Der Mörder Anckarström legt zwei Mal auf den König an und setzt zwei Mal ab, weil die Königin zwischen ihn und sein Ziel tritt. Das ist auch sonst eine wunderbare

Szene, wie immer, wenn Strindberg auf Ehesachen kommt, und er hat auch die andre, bittre, tief andeutende Szene, wenn Gustavs Hofmeister sehr wissend und sehr hart, um nicht weich zu werden, die ihm angetraute Dirne zum Teufel schickt. — Der König fühlt, daß er einer großen Gefahr entronnen ist, aber er weiß, daß sie wiederkommen wird, und daß er ihr entgegenkommen muß. Morgen wird er sterben. Dieses Morgen, diesen ungedichteten fünften Akt des Todes muß der Darsteller selbst ausdichten. Forster hat das grandios gemacht, dieses Sterbenmüssen, dieses Nachgeben und Einwilligen. Es ist ein toter Mann, der der Königin den Arm bietet in vorschriftlich zeremonieller Haltung. Des Künstlers letzter Ruhm bleibt, daß auch die tragische Pikanterie dieses Widerspruchs nicht imponieren will, daß sie keine Ausrufungszeichen setzt. Seine Haltung bleibt unbemüht, keine Bewegtheit verbiegt den blanken Schnitt der Figur, ihm ist die Form von Natur gegeben. Die andern Erscheinungen der Historie, die für uns doch ziemlich schwedisch bleibt, bestehen nur aus ihren Beziehungen zum König. In diesem Sinn der Ausstrahlung von ihm und der Rückstrahlung hat Barnowsky das Stück inszeniert.

En passant von Alfred Polgar

Ein Stück Wahrheit ist wie ein Stück rohes, blutiges Fleisch: man muß es kochen, zubereiten, würzen, um es genießbar zu machen.

Die Geliebte hat einen schwachen Magen. Fleisch sollte man ihr überhaupt keines geben.

*

Nobel sind bekanntlich nur die Schnorrer. Woher kommt es, daß grade die reichen Leute selbst wenig Geld nur ungern auslassen? Ich erkläre mir das so:

Wer wird reich? Wer das Geld liebt, zärtlich liebt. Und daher nicht dulden mag, daß dem Geliebten auch nur ein Haar gekrümmt werde.

*

Man könnte auch sagen: Zu vielem Gelde kommt nur der, der es mit Sammler-Leidenschaft häufte und hegte. Sammler aber verfallen in Weinkrämpfe, wenn sie auch nur vom geringsten Stück ihrer Kollektion sich trennen sollen.

*

Im amerikanischen Groteskfilm kommen die Menschen aus dem Löwenkäfig, wo sie den Bestien preisgegeben waren, mit zerrissenem Rock, offenem Kragen und derangierter Frisur heraus, aber sonst ganz heil. Sie fallen vom dreißigsten Stockwerk aufs Pflaster, stehen wieder auf und laufen davon. Revolverkugeln, gegen sie abgeschossen, kitzeln sie nur am Popo, richten sonst keinen Schaden an. Im amerikanischen Groteskfilm, das macht ihn so beglückend wie ein Märchen, ist der Mensch immun gegen seine zwei furchtbarsten Feinde: den Tod und die Materie.

*

Ich weiß ein unfehlbares Mittel, um in Detektiv- und Kriminalstücken (wie z. B. im vielgespielten „Hexer" von Wallace) ohne jede gedankliche Mühe, bald und mit absoluter Sicherheit herauszubekommen, wer der geheimnisvolle Verbrecher ist: man braucht bloß jede Person des Stücks, auf die der Autor auch nur den geringsten Verdacht lenkt, sofort aus der Kandidatenliste zu streichen. Der übrig bleibt, ist der Gesuchte.

*

Ein Vergleich ist gut, wenn er a) nicht umzudrehen ist und b) Größeres auf Kleines bezieht. Ein bezauberndes Beispiel: „Der Wind wehte so sanft, als sollte er eine Suppe kühlen" (R. Musil). Wie schön wird hier das zu Vergleichende durch den Vergleich in ein engstes Blickfeld der Empfindung gerückt und dieser dort so deutlich wie ein Gegenstand unterm richtigst eingestellten Glas dem Auge.

*

Was wäre das für eine Flucht aus den Religionen, wenn sich herausstellte, daß Gott zwar der Inbegriff unendlicher Weisheit, Gerechtigkeit und Güte, aber die Berichte von seiner Macht sehr übertrieben seien! Ein ohnmächtiger Gott lockte keinen Frommen an den Altar.

*

Ich-Liebe und Ich-Haß führen in mir einen nie endenden, erbitterten Prozeß . . . obwohl ich ihnen als guter Richter eindringlichst zurede, sich doch lieber auszugleichen, als es auf ein Urteil ankommen zu lassen.

Der Geist von Berlin von Morus

Vöglers Fanfare

Man nannte 1920 diesen Geist marxistisch und putschte dagegen à la Kapp; 1923 nannte man ihn jüdisch und putschte dagegen à la Hitler; 1927 nennt man ihn berlinisch und agitiert dagegen à la Vögler.

Nichts gegen die Person des Generaldirektors Albert Vögler. Von den rheinisch-westfälischen Eisenhütteleuten, die zum ersten Mal seit siebzig Jahren ihre Vereinsversammlung nach Berlin verlegt hatten, um den Berlinern einmal gründlich die Meinung zu sagen, ist Vögler nicht nur der Tüchtigste, sondern auch der menschlich Sympathischste. Vielleicht weil er im Grunde gar kein Unternehmer, sondern auch heute, als Leiter des größten schwerindustriellen Trusts, nichts andres ist als ein solider Werkbeamter. Ein Mann, ders sich sicher sehr sauer hat werden lassen bis er, unter Stinnes, bei Deutsch-Luxemburg als Techniker an die erste Stelle kam. Im Grunde genommen ein Anti-Stinnes: kein Raffer, sondern ein Aufbauer, einer, der glänzend für andre und gar nicht für sich zu wirtschaften versteht. Der einzige vielleicht von den Satrapen des Stinnesschen Weltreiches, der es nicht verstanden hat, in dem großen Inflationsschwindel sich selbst einen schönen Fundus zu schaffen. Ein guter Funktionär — keinen bessern können sich die angestammten Bergherrn wünschen. Als Funktionär der Schwerindustrie hat er das Dinta-Institut zur Heranbildung gelber Arbeiterkorporale einrichten helfen, als Funktionär der Schwerindustrie hat er jahrelang den Hochschulring deutscher Art finanziert, um wieder Schneid und Zug in die künftige Führergeneration zu bringen.

Nach diesen pädagogischen Leistungen macht er sich jetzt an die Erziehung der Reichshauptstadt. Der Marsch der Eisenhütteleute auf Berlin vollzog sich nicht ganz so stürmisch wie der Marsch der Schwarzhemden auf Rom; zunächst wollte man es noch bei Mahnungen bewenden lassen. Aber immerhin brachte Albert Vögler eine Rede zu Papier, deren sich keine

gepanzerte Faust aus dem Ruhrgebiet zu schämen braucht. Da wurde dem deutschen Volk zugerufen, es könne sich beglückwünschen, wenn eines Tages wieder Männer wie Alfred Krupp, August Thyssen und Hugo Stinnes erstehen würden. Da stellte man fest, daß „auch die überstiegenste Idee in Berlin einen Nährboden findet". Da gab es einen wetterfesten Angriff gegen Parlamentarismus und Pressegesindel: „Die nervöse Steigerung aller Probleme in Berlin wirkt durch Parlament, öffentliche Meinung und Regierung auf das Land zurück. Psychologisch genommen ist die deutsche Reichsverfassung auf der berliner Metropole aufgebaut. Es ist schwer, sich aus der Verschiedenheit der Atmosphäre heraus zu verstehn."

Mit diesem geharnischten Protest in der Aktenmappe fuhr Herr Vögler, begleitet von Krupp und Thyssen, nach der verständnislosen Metropole, um es den Berlinern einmal ordentlich zu sagen. Aber auf dem Nährboden der überstiegensten Ideen angelangt, verfielen auch die Männer von Eisen dem Geist von Berlin. Manche meinen, der Alte vom Berge habe höchstselbst die Eisenhütteleute zur Milde und Sanftheit bekehrt. Wahrscheinlich war es eine weniger hohe Hand, die mit zartem Rotstift über das Manuskript des Herrn Vögler huschte und die gröbsten Stellen wegstreichelte. Es genügte, den Doktor Vögler daran zu erinnern, daß die neue deutsche Reichsverfassung zwar nicht in Hamborn oder Oberhausen entstanden ist — dann wäre sie wohl etwas forscher aufgefallen — aber auch nicht in dem verjudeten Berlin, sondern in dem immerhin recht provinziellen Weimar.

Also verschwand der ganze Angriff gegen die Reichsregierung aus dem Manuskript des Herrn Vögler, und auch der Name Hugo Stinnes wurde aus der Heroenliste der Eisenhütteleute gestrichen. Aus der Fanfare wurde eine Chamade, beinah eine Armeleuterede. Die Herren vom Eisen und Stahl, die im Ruhrgebiet hunderttausend Menschen kommandieren, gaben sich plötzlich als schlichte Onkel aus der Provinz, die von Berlin nichts andres verlangten, als „das Verständnis und die Objektivität für die Würdigung der ganz anders gelagerten Verhältnisse" bei ihnen zuhaus. Die Generaldirektoren und Aufsichtsräte der großen Eisentrusts wurden mit einem Mal viel zu bescheiden, um etwas zu fordern; allenfalls äußerten sie noch „den glühenden Wunsch, an der Vorbereitung von Beschlüssen und nicht nur bei ihrer Entgegennahme mitzuwirken."

Dieser Notschrei der armen Hascherl aus der geknechteten Provinz wäre gewiß noch eindrucksvoller gewesen, wäre ihnen nicht ein kleines technisches Mißgeschick passiert. Nach Landessitte war die fertige Rede des Herrn Vögler nämlich vorher den großen Tageszeitungen zur Verfügung gestellt worden. Die nimmermüden Schwerindustriellen, die sich keinen Arbeitstag entgehen lassen können, hatten ihre Vereinssitzung auf einen Sonntag anberaumt. Aber die Zeitungsleute heiligen im Allgemeinen den Sonntag lieber durch einen guten Mittagsschlaf als durch eine Rede des Generaldirektors Vögler, und so hatten grade die Blätter, die es mit der Schwerindustrie am besten meinen, schon vorsorglich den Text der Vöglerschen

Rede in die Setzerei gegeben. Infolgedessen konnte man allenthalben anstatt der Ausgabe letzter Hand den Urvögler lesen, mit allen Invektiven gegen den Geist von Berlin. Und die Öffentlichkeit konnte sich wieder davon überzeugen, daß die deutsche Schwerindustrie die alte geblieben ist.

Köhler und Schacht lernen um

Nun, nachdem man sich tüchtig die Finger verbrannt hat, fängt man an, vorsichtig zu werden. Herr Köhler steckt den Rüffel, den ihm der Reparationsagent erteilt hat, geduldig ein und gibt zu Ehren Parker Gilberts und der Reparationskommission ein hochoffizielles Essen. Nachdem es ihm monatelang nicht einmal möglich war, am grünen Tisch mit Gilbert zusammenzukommen, soll, fünf Minuten vor Zwölf, am weißen Tisch der Schaden repariert werden.

Und selbst Herr Schacht dämpft den Trompetenton, nachdem er sieht, was er angerichtet hat. Drei Wochen ist es erst her, daß er den Bürgermeistern rund heraus erklärte, öffentliche Anleihen gäbe es nicht, und damit basta. Drei Wochen erst, daß er dem großen Herrn Adenauer zurief, wenn die Stadt Köln ihr Elektrizitätswerk ohne eine Anleihe nicht weiterbetreiben könnte, sollte sie es doch der Privatindustrie verkaufen, dann bekäme sie Geld in die Finger. Drei Wochen ist es erst her, daß er einen andern anpfiff: Wenn Sie nicht bauen können, müssen eben ein paar tausend Leute mehr hungern. Und überhaupt, wenn den Städten die Anleihekontrolle nicht paßte, könnten sie ja selber sehen, wie sie mit Poincaré fertig würden. Und ob die Herren vielleicht glaubten, der Reichsbankpräsident sei ein Agent des Auslandes? Bis schließlich Herr Jarres es ablehnte, in diesem Stil weiter mit Schacht zu verhandeln, aufstand und damit der Sitzung ein Ende machte.

Das alles ist, wie gesagt, erst drei Wochen her — und jetzt erklärt derselbe Doktor Schacht vor dem Reichstagsausschuß: „Ich bin weit davon entfernt zu leugnen, daß die Gemeinden in Deutschland große produktive Aufgaben hätten." Vor drei Wochen noch war es in den Augen des Herrn Schacht „verbrecherisch", daß der breslauer Oberbürgermeister Wagner für dringende Kommunalaufgaben kurzfristige Anleihen hatte aufnehmen müssen, weil ihm langfristige Kredite nicht genehmigt wurden. Und heute betont Herr Schacht laut und vernehmlich, damit es auch das Ausland hört, „welche ganz außerordentlich großen, produktiven Aufgaben insbesondere die großen Städte und die Kommunalverbände in Deutschland leisten müssen, und wie außerordentlich verschieden die Entwicklung in den deutschen Gemeinden seit Jahrhunderten gelaufen ist gegenüber andern Ländern, wo ein derartiges Gemeindesystem nicht festzustellen ist."

A la bonne heure, wir haben nicht nur einen gastfreien Finanzminister, sondern auch einen wandlungsfähigen Reichsbankpräsidenten. Die Frage ist nur, ob man mit solchem Kitt die Fensterscheiben zusammenfügen kann, die man in Amerika eingeworfen hat.

Bemerkungen

Moissi in Paris

Unter den Kulturgütern, die die Völker so untereinander austauschen: Bücher, Professoren, Handgranaten und Bildermaler, befinden sich zurzeit auch die Schauspieler. Nichts zeigt so deutlich, wie heruntergekommen wir sind: was früher selbstverständlich war, ist heute eine große Sache, und wenn es nun gar zwischen Frankreich und Deutschland so etwas gibt, dann kann man sich gar nicht genug tun . . . Also Alexander Moissi war in Paris.

Er gab: den lebenden Leichnam, einen Einakter Tolstois (diesen in französischer Sprache) und Hamlet. Ich sah Hamlet.

Auf der Bühne stand ein Ding, das machte Moissi nach, aber nicht sehr gut. Was er traf, war das vollendete Unverständnis, mit dem er die göttlichen Verse der deutschen Shakespeare-Übersetzung skandierte, zerriß, jagte, sang und hauchte. Es ist völlig unmöglich, daß dieser Schauspieler jemals begriffen hat, was er da zu sprechen hat: nichts von der Weisheit, vom süßen gallenbittern Spott, von der Kraft der Schwäche, die in dieser Figur ist. Um ihn herum —

Also da muß immerhin gefragt werden, ob sich denn diese Leute nicht schämen, wenn sie eine solche Gastspielerei inszenieren. Im „Lebenden Leichnam" hatte noch die große Rosa Bertens gestanden, die, sicherlich zu Recht, die besten pariser Kritiken bekommen hat — aber der Rest, dieser Rest! Wintersteins Stimme stieg auf, zwanzig, dreißig Premierenabende im Deutschen Theater prasselten auf mich herunter, die blaßbunte Erinnerung an den kleinen Vorplatz in der Schumannstraße, und im unvergeßlichen Orchester der besten Abende Reinhardts immer diese markige, feste, männliche Stimme Wintersteins. Hier war es die Fehlbesetzung, wie sie im Regiebuch steht: Winterstein, der geborene treue Vasall, gab den schurkischen König . . . Und Gülstorffs Polonius war immerhin noch anzusehn. Dann aber wards fürchterlich. Eine Ophelia hatten sie mitgebracht, die sah aus wie ein Sachsenmädchen auf einem Filmball, und so spielte sie auch. Und eine falsche Massary war dabei, und Frau Terwin war vorhanden, aber sie war gar nicht vorhanden. Und in den Kostümen knisterten die Motten. Das Ganze wirkte wie eine schwunglose Stadttheatervorstellung in Glauschau: brav, bieder, nicht einmal verschmiert und völlig gleichgültig.

Daß die glatten und leeren Sprüche der französischen Theaterkritik (die es kaum gibt), diesen Salm schluckte, ist eine andre Sache. Daß sich viele an der deutschen Herkunft des Künstlers nicht stießen, wie damals beim Rosenkavalier, eine zweite. Aber wie befangen doch alle noch in den anerzogenen Vorstellungen stecken, die ihnen der Staat hat eintrommeln lassen, zeigt die Atempause, dies etwas krampfhafte Schlucken, dieses „quand-même", das auf beiden Seiten des Rheins zu spüren ist, wenn sich diese beiden Völker besuchen, deren Tragik darin besteht, daß sie Nachbarn sind. Vielleicht liebten sie sich sonst . . . Wobei anzumerken ist, daß Berlin fremde Gäste weitaus herzlicher und mit mehr Verständnis aufnimmt, während der zentripetale Franzose sich einen Deubel um das Ausland kümmert. Moissi der Nachgemachte täusche sich nicht — trotz der Anwesenheit des französischen Kriegsministers und andrer Herrschaften hat solch ein Gastspiel in Paris so gut wie gar keine Wirkung. Ein Gastspiel Reinhardt oder ein Gastspiel Jeßner würde, wie die Dinge heute liegen, nur zu neuen Mißverständnissen führen.

Merkwürdig: wenn zwei Boxer aufeinander eintrommeln, dann ist das Sportpublikum der ganzen

Welt längst so gut erzogen, daß es nach der Nationalität nicht fragt: auch die Franzosen nicht, wenn in Paris ein deutscher Boxer ficht, was ich gesehen habe — auch die Engländer nicht, auch die im Sportpalast nicht. Beim Theater aber machen sie ein großes Geschrei davon, wie weit es nun schon wieder mit der Verständigung unter den Völkern sei... Und vergessen, daß wir im Jahre 1914 das alles schon hatten: Kulturaustausch und fremde Gastspiele und gegenseitige Bilderausstellungen und Literaturvorträge — und daß dann das widerlichste Schlachten zwei Nationen auseinandergerissen hat, die nicht begreifen, wo ihr wahrer Feind steht. Im eignen Land.

Peter Panter

Wien liegt zwischen London und Moskau.

Oesterreich ist weltpolitisch salonfähig geworden, seitdem der 15. Juli die Legende zerstört hat, als ob dieses Land an unheilbarer Gemütlichkeit erkrankt wäre. Die Polarität des weltpolitischen Kräftespiels äußert sich mit verblüffender Plastizität darin, daß genau an dem Tage, an dem Herr Schüller als außerordentlicher Gesandter und Bevollmächtigter seines priesterlichen Bundeskanzlers Doktor Seipel vor dem Kontrollkomitee in London um die Aufnahme einer zweiten Österreichanleihe verhandelte — Herr Makowski, der Herr über alle russischen Importe aus dem Ausland — die Summe der Umsätze, die durch seine Hand gingen, kann man ruhig auf eine Milliarde Mark schätzen — in Wien den Vertrag mit dem Stadtrat Breitner unterzeichnete, durch welchen die Gemeinde Wien sich zur Übernahme einer Ausfallhaftung für zusätzliche Auslandslieferungen bis zum Betrage von 100 Millionen Schillingen verpflichtete. Wie im Brennpunkt einer Sammellinse konzentriert sich hier der Wiederschein der mächtigen Feuerblitze, die von den zwei großen politischen Energiezentren der Gegenwart ausgestrahlt werden: von London und von Moskau.

So simpel die Lage ist, so wertvoll — auch außerhalb der Grenzen dieses verkrüppelten Staates — sind ihre Lehren. Während die Sozialisten von Wahlsieg zu Wahlsieg schritten, besetzte die Reaktion Machtposition nach Machtposition. Am 15. Juli begann für sie die Erntezeit. Man kann nicht behaupten, daß planmäßige Absicht diesen blutigen Schobertag schuf, wohl aber, daß planmäßige Absicht zur Ausschrottung des großen Leichenhügels das Bürgertum fröhlich vereinte. Otto Bauer hat nicht übertrieben, als er auf dem Verbandstag der Metallarbeiter die versammelten Vertrauensmänner an Plutarchs Biographie des Marius erinnerte und an dessen Schlacht gegen die Zimbern. Die reichen Bürger von Massalia haben die Leichen der erschlagenen Zimbern in ihre Weinberge gebracht, um den Boden mit ihnen zu düngen.

Der Sinn der Regierungstätigkeit des Doktor Seipel, des priesterlichen Kanzlers, der es stolz von sich weist, Milde zu kennen, ist, die österreichische Republik endgültig einzureihen in den Europablock der Bürgerblockregierungen. Die Ironie der Geschichte hat es gefügt, daß die Stützen des alten Regimes, daß Generale und Prälaten, die Stützen des mit einiger Übertreibung sogenannten neuen Regimes werden. Die Seipelrepublik gesellt sich zur Hindenburgrepublik, wobei es feststeht, daß der „republikanische" Ernst des Präsidenten dort, und des Kanzlers hier, nicht angezweifelt zu werden braucht. Die Sozialisten, die mehr an Wilhelm Marx als an Karl Marx glaubten, übersahen, wie gleichgültig es der Bourgeoisie ist, ob sie in einer Monarchie oder in einer Republik verdient, wenn sie nur verdient, und zwar möglichst dick. Diese neue Art von Republikanismus haben zwar

die Verfasser des Kommunistischen Manifests schon vor 80 Jahren durchschaut, was aber manche seiner Enkelschüler nicht hindert, die Republik schlechthin, sei sie auch eine Hindenburg- oder Seipelrepublik, als der Güter Höchstes zu verehren.

Doktor Seipel, der aus lauter Begeisterung für die Republik die österreichischen Heimwehren zu innenpolitischen Bundesgenossen macht, ist Logiker genug, um auch außenpolitisch die Konsequenzen zu ziehen. Sind der italienische Fascismus, der ungarische Horthysmus und alle weißen Barbarismen, während sie die Sozialisten mit Rizinusöl und Kastriermesser, mit Galgen und Kerker verfolgen, folgerichtigerweise Bundesgenossen des englischen Imperialismus geworden, — so ist damit auch der Weg für Weißösterreich vorgezeichnet ... Der kleine Doktor Seipel wird von dem langen Chamberlain in die Würde der bevorzugten Schnorrer erhoben — vorausgesetzt, daß die Gegenleistung nicht ausbleibt. Kleine Fische, gute Fische, denkt der nüchterne Engländer und verschmäht in seinem großen Appetit nicht einmal den Heringsfraß, den ihm Seipelsche Staatsmannskunst im wahrsten Sinne des Wortes serviert.

So kreuzen sich hier die Wege. Seipel gehorcht dem Wink, in dessen verlängerter Linie ein Kredit von 725 Millionen Schillingen winkt, und beruft den bisherigen Gesandten Pohl aus Moskau ab. Zur Verschlechterung der Beziehungen braucht man ihn, den Sozialdemokraten, nicht. Diese Kunst versteht auch ein Berufsdiplomat. Und die Verbesserung der Beziehungen, die er versteht, die braucht man nicht. Da aber trotzdem alle Künste des edlen Trifoliums, Seipel, Hartleb, Kienböck zur Vereitelung der Exportförderungsvorlage der Gemeinde Wien, wie zum Beispiel die Verhaftung der russischen Unterhändler, oder die Beschimpfung der russischen Regierung im Parlament, nichts fruchteten, so bleibt ihnen nur die Hoffnung auf eine bessere, das heißt, schlechtere Zukunft übrig.

Dieser Anschluß an fascistische Tendenzen in der Innenpolitik und an imperialistische in der Außenpolitik erregt — das ist immer das Seltsame an der Lage — auf der Seite der Sozialisten keineswegs, wie man erwarten sollte — eine gesteigerte Aktivität. Doktor Renner, der wie er sich ausdrückte, in Doktor Seipel „einen Kollegen sieht, der mit ihm nur noch nicht den Stand a. D. teilt", setzt sich mit großer Entschiedenheit für eine Koalition seiner Partei mit den Christlichsozialen ein und es finden sich auch andre Theoretiker und Publizisten des Sozialismus, die in diesen abwegigen Ideen irgendwelche Vernunftswerte suchen und sogar finden. An dem Tag, an dem die österreichische Sozialdemokratie durch den bedingungslosen Abbruch des Verkehrsstreiks ihre Machtmittel — sowohl deren Einsatz, als auch deren Androhung — entwertete, an jenem Unglückstag ist die Mentalität des Bürgertums entstanden, die wir heute so verderblich zu spüren bekommen. So paradox es klingt: In der Politik hat man um so mehr Freunde, je mehr Feinde man hat, das heißt: nur wer Furcht einzuflößen imstande ist, kann politische Achtung, das heißt: politische Macht erobern. Nach der Niederlage vom 15. Juli sich zur Koalition drängen, dem Bürgerblock nachlaufen, heißt den Hohn der Feinde herausfordern und die Entfremdung der Freunde heraufbeschwören. Der Parteitag von Wien, der jetzt zusammengetreten ist, hat die Aufgabe, das Gelöbnis am Grabe der Juliopfer zu bekräftigen: Es gibt keine Versöhnung mit den Schuldigen des 15. Juli!

Wenn Wien eingekeilt zwischen London und Moskau nur noch eine Zeitlang der drohenden Überflutung durch die Wellen der Reaktion standhält, wird es wie in den Türkenkriegen seine Rolle als „Wall der Christenheit" zum zweiten Male spielen können.

Schon sind Zeichen sichtbar, daß die Flut zurückgeht: die letzten Wahlen in Deutschland, die jüngsten Wahlen in der Tschechoslowakei, die kommenden Wahlen in England ... Österreich kommt immer zu spät in der Weltgeschichte, nach dem ehrwürdigen Grundsatz: „Austria erit in orbe ultimo" auf den bekanntlich von großen Gelehrten die österreichische Staatskrankheit, die Schlamperei, zurückgeführt wird. Hoffentlich versäumt es dank dieser ewigen Tugend auch den Anschluß an die Weltreaktion.

Bruno Frei

Anti-Kleist

Wieder eine ehrwürdige Leiche! Einer, der die Kriegslieder aller Deutschen gesungen und den preußischen Königsaar angetoastet hat, der von „Enkeln der Kohortenstürmer, Römerüberwindermut" und andern Hitlerausdrücken den denkbar weitgehendsten Gebrauch machte — und der dennoch der einzige Preuße mit Kultur sein soll... Merkwürdige Kultur, wenn sie sich in schrankenlosem Chauvinismus hysterisch dermaßen aufbäumt: „Schäumt, ein uferloses Heer über diese Franken her" oder gar in nationalliberalem Männerhüpfen vor Königsthronen Dieses begeht:

„Unsrer Fürsten heil'gem Blut
Unterwerfung und Verehrung!
Gift und Dolch der Afterbrut!"

Ich weiß, er war ein Genie, ein Gezeichneter ... Hebbel und Liliencron, die episch klirrenden Dithmarschen, haben ihn heilig gesprochen ... Aber wenn ich, per Zufall, in einen Zufluchtsort der Steglitzer Stammtischnationalen gerate, hängen da trotzdem diese Verse an der Wand:

„Die ganze Brut, die in den Leib Germaniens
Sich eingefilzt wie ein Insektenschwarm,
Muß durch das Schwert der Rache jetzo sterben!"

Und siehe da, das sind Kleistsche Nieder-mit-Poincaré-Abendstimmungen, gedichtet von Einem, aus Frankfurt an der Oder. Der Paris zerstören wollte...

* * *

Aber die zuständigen Beurteiler sind sich diesmal trotzdem einig, daß er ein Nationalheros war. Da besingt ihn Friedrich Hussong mit seiner Leier als „herrlichen Barbaren", da feiert Monty Jacobs in seiner Gesamt-Ausgabe das reichere Kleist-Verständnis seit der „Generation, die die Schlachten von Wörth und Vionville schlug" —. Wilhelm Herzog rechnet ihn unter die Revolutionäre und Wilhelm v. Scholz unter die Förderer der deutschen Koalitionspolitik ...

* * *

Weshalb man ihn jedoch nicht aufgeführt hat? Weil es, nachdem Jessner die vorige Spielzeit mit dem „Amphytrion" eröffnete und Reinhardt Anfang 1926 das „Kätchen" spielte, heutzutage in Berlin nicht 30—40 000 rechtsstehende Besucher gibt, deren Vorhandensein das nationale Trauerspiel nach den Grundsätzen des Seriensystems erfordert. Nicht einmal die in sehr belustigenden Nebenzimmern gegründete Exzellenzen-Kunst im Wallnertheater kann hier etwas ändern; sie geht schnöde an dem Portepée-Dichter vorbei.

Der tiefere Grund ist, daß es überhaupt keine „preußische" Dichtung geben kann. Dichtung entströmt dem Volkstum, der Volksphantasie — und ein preußisches Volk gibt es bekanntlich nicht, da man die von Kurfürsten und Königen traditionswidrig zusammengestohlenen Provinzen nicht als solches bezeichnen darf.

* * *

Was war also dieser einsame Selbstmörder vom Wannsee, dessen Andenken heute von Kleistpreisen und schöngeistigen Halbblütern, die den Offiziersrock ausgezogen haben, zu einiger Konkurrenz mit den nationalen Lindberghs gesteigert wird?

Er war eine Blutlache skythischer Grausamkeit in der Literatur, dessen genialer Wahnsinn durch die dampfende Orgie der Kriege zum offenen Ausbruch kam. Er war, mit all seinem

Wortreichtum und seiner szenischen Kraft, ein tief kranker und unglücklicher Verfolgter des Sadismus in patriotischer Hemmungslosigkeit. Wie war das?

Mit dem abgründigen Gevatter Adam, der deportieren und notzüchtigen will, fängt es im holländischen Justizlustspiel, in mittelalterlichen Redensarten versteckt, an. Im „Amphytrion" reizte ihn das Jupiter-Motiv („Zeus hat in diesem Hause sich gefallen"), die ethische Treue der Frau unter so heikler Lust und die Bitte um einen Sohn Herkules. „Michael Kohlhaas" ward in seiner Hand ein Monomane, der für eine starre Rechthaberei Städte verbrannte und echt Kleistsche Komplikationen ersann. „Penthesilea", die Titelheldin seines titanischen Gedanken-Dramas, stammt aus der Heimat von Amazonen, die sich die rechte Brust abreißen, früher ihre Gatten töteten und sie heute rauben und nach vollbrachtem Akt fortjagen. Bevor sie, die als Königstochter ihre Sonderregelung besitzt, den begehrten Achill tötet, wütet sie unter ihren Hunden. Alle Register des Zusammenströmens von Sadismus und Jungfernschaft sind aufgezogen — und zum Schluß ist freilich die Fähigkeit der Erfüllten, sich aus der bloßen Phantasie zu töten, das Stärkste, was Vernichtungswille je ersonnen hat. Somnambul und hörig ist das „Kätchen", eine Dichtung, die nur die ridiküle Ahnungslosigkeit weltfremder Oberlehrer als romantisch und naiv bezeichnen kann ..

Und die Preußen-Tragödien? In der „Hermannsschlacht", dem verruchtesten Haßgesang aller Zeiten, tobt sich die Blutgier eines Tobenden in ihrer ganzen Breite aus, besonders aber in jener Szene, in der die flachsblonde Fürstin „Thuschen" den römischen Legaten Ventidius von einer Bärin zerfleischen läßt. Und diese teutonische Brunst vollzieht sich noch dazu unter so schaler Prosa wie dieser:

„Kommt, ihr Cherusker! Kommt, ihr Wodanskinder! . . . . Endlich im „Prinzen von Homburg", dem höchsten brandenburgischen Lobgesang, sind alle Wonnen der Todes-Erwartung und Hinrichtung ausgekostet. Das Ganze ist eine widerwärtige Rodomontade „preußischen Pflichtgefühls", im Zeitalter der Schlacht von Jena ebenso deplaciert wie in dem der Etappe Gent — und daraus nährt sich das ewige Yorktum der preußischen Rachegeister mit ihrer verdammten Lästerung: „In Staub mit allen Feinden Brandenburgs . . ."

Hiermit ist mein Sakrileg an dem Genie Kleist, dessen Flug Ihr liebt, zu Ende.

Hans v. Zwehl

Von der münchner Protestwiese

Das bayrische Gewissen ist wieder einmal mit einem pausbäckigen Protest in die Wochen gekommen; der Film „Der Meister von Nürnberg" ist dem durch den Fremdenverkehr „zwangsläufig" gewordenen Wagnerianismus furchtbar in die Glieder gefahren, und die Hofdamen der bayrischen Kultur aus München und Nürnberg — Bürgermeister, Intendanten und sonstige Vereins- und Stammtischbrüder — genasen eines treustämmigen, herzerquickenden Protestes.

Der Hans Sachs-Film hats ihrer Kultur-Wollust angetan, da er doch eines „unsrer" hehren Meisterwerke verballhorne. Was der gräßliche Faustfilm nicht vermochte, was den mörderischen Nibelungenfilmen des ungezogenen Lieblings der Filmmuse Fritz Lang versagt blieb, das hat Hans Sachs, seiner alten poetischen Sendung gemäß, erreicht: er hat die bayrischen Beckmesser zu einem Protest befruchtet. Man denke aber auch: ein in weitesten bayrischen Kulturkreisen gänzlich unbekannter Mann, ein Herr Rudolf Rittner, spielt den bayrischen Meister Hans Sachs ohne Vollbart und Bariton! Und der Regisseur Ludwig Berger zettelt in der amönen Gegend des alten Nürnberg sogar eine kommunalpolitische Intrige an! Und nir-

gends in dem Film steht das unentbehrliche Wort: „Ehrt eure deutschen Meister!", das fast in jeder dritten Nummer der ‚Münchner Neuesten" hold ertönt, wenn die Redaktion nicht grade den Raum dazu braucht, um Gerhart Hauptmann, Heinrich oder Thomas Mann, diese verfluchten Republikaner, hämisch abzutun.

Ja, wozu wären denn die ungehobelten und ungescheuerten Kulturstammtische da, wenn man nicht bei falscher Gelegenheit mit der Bayernfaust draufschlagen könnte?! In Nürnberg sind gleich alle Vereinsbrüder, sozusagen mit ihrer Fahne, in den Zeitungsspalten aufmarschiert, um, wenn schon nicht den welschen Feind, so doch einen berliner Eindringling siegreich aus dem heimischen Feld zu schlagen. In München warens nur die Koryphäen der Kultur, die mit Herz und Hand das angestammte klassische Gut wahrten. Da sah man den Oberbürgermeister Scharnagl von der Bäcker-, den wirklichen Baron Frankenstein von der Theater- und den andern Baron Waltershausen von der Musikerzunft auf die Protestwiese ziehn und sich um die Kultur kümmern, die sie in ihren eignen Betrieben nicht grade verwöhnen. Den größten Heiterkeitserfolg hatte der Intendant Frankenstein, unter dessen Herrlichkeit das klassische Dichter- und Musikergut in den bayrischen Staatstheatern ganz anders, viel sinnfälliger und griffiger verballhornt wird als in dem harmlosen Rittnerfilm.

Den Nagel auf den eisernen Kopf haben natürlich wieder die ‚Neuesten', dieses Kulturwunder von Konnersreuth-München, getroffen, indem sie etwas von der „Berliner Mentalität" des Hans Sachs-Films beckmesserten. Dieses Zeitungsblatt ist bekanntlich immer, darin gottähnlich, mit den stärkern Bataillonen. Wo der Abonnent nur blinzelt, da schlagen sie rasch ihr weißblaues Auge auf und reden oder verschweigen, was der Abonnementsquittung gefällig ist. Da sie viele Gesinnungen auf Lager haben, brauchen sie nie zu wechseln. Sie sind schwarzweißrot, aber irgendwo in ihrem großen Betrieb wird auch schon am Schwarzrotgold gewebt. Ihr Spaltenheiliger heißt seit etwa Jahresfrist Stresemann — und so sind sie auch: Tenor im Gesangverein, aber zu jeder andern Stimmlage sofort gerüstet. Und darum mußten sie auch den Protest gegen den Sachs-Film ihren vereinsbrüderlichen Abonnenten, einhundertdreißigtausend an der Zahl, ins Ohr und Gemüt schmieren. Das war eine Baritonpartie, die ihnen liegt.

Ihren Baß — es ist ein rechter Kirchenbaß! — haben sie nach Konnersreuth geschickt, um auch einmal so ein kleines Fleckchen ins Fremdengeschäft zu lancieren. Sie haben für Res'ls Ruhm mehr getan als alle ehrlich klerikalen Blätter zusammen. Da war ja keinerlei bayrische Kultur in Gefahr! Und da hätte ein Protest gegen den Mißbrauch einer armen kranken Frau manchen treu katholischen Abonnenten verärgert. Also zog man in der belletristischen Beilage „Die Einkehr" das Wunder spaltenlang auf und druckte die Auflage immer wieder nach — ein kleines, aber im Abonnentengemüt gut verzinsliches Geschäft. Es ist eine gute Richtung, gradezu eine „Berliner Mentalität", im Geschäft der münchner Hugenberge. So haben sie auch ihre gut dotierten Gründe, dem Hans Sachs-Film das Geschäft zu verderben. Er kommt aus Berlin und nimmt keine Rücksicht auf die bayrische Juchhu- und Heil-Kulturstimmung. Also!

Fritz Neumann

Liebe Weltbühne!

Der fromme Freigeist Renan begegnete einer bretonischen Prozession. Vor einem Kreuz, das der Priester trug, nahm er den Hut ab. ‚Sie grüßen also Christus?" fragte ihn einer seiner Freunde. „Wir grüßen uns, aber wir sprechen nie miteinander," war die Antwort.

Antworten

Baltische Presse in Danzig. Sie beschäftigen sich, verehrte Kollegen, sehr eingehend mit meinem Artikel „Die große Verwirrung", der hier vor drei Wochen gestanden hat und drucken daraus nicht ohne Genugtuung meine Kritik der litauischen Militärdiktatoren ab. Aber meinen Satz: „Auch Litauen ist ein verwundetes, beleidigtes Land. Vor sieben Jahren hat ihm Polen seine große Stadt Wilna gestohlen . . ." beanstanden Sie und machen mir sanfte Vorwürfe, daß ich drauflos geschrieben hätte, ohne mich über den Sachverhalt zu informieren. Sie halten mir als Musterbeispiel das Zeugnis des Herrn Birnbaum vor, des Vertreters der ‚Vossischen Zeitung' in Warschau, der kürzlich geschrieben hat, daß es ein Unding sei, Wilna als ein Zentrum der litauischen Nationalkultur zu bezeichnen. Herr Birnbaum führte aus: „Die Polen behaupten jetzt, daß nur noch wenige hundert Litauer unter den über 200 000 Einwohnern der Stadt leben. Tatsächlich mögen es noch gut 2000 sein. Aber was will dieses eine Prozent der Einwohner ohne repräsentative kulturelle Leistungen in diesem Hexenkessel des Nationalitätenkampfes schon bedeuten." Von diesem Tatbestand bin ich unterrichtet, und es wäre wohl gerecht von mir gewesen, seiner auch bei meiner Polemik Erwähnung zu tun. Das konzediere ich den Herren Kollegen gern, die auch hier, wo Sie wider mich streiten mit sehr noblen Waffen in die Stechbahn treten. Aber an und für sich hatte die Tatsache, welche Nationalität in Wilna die Überzahl hat und es kulturell beherrscht, mit meinen Ausführungen nichts zu tun. Ich behandelte nur die Art der Besitzergreifung Wilnas durch Polen, und da fiel mir zu meinem Bedauern kein gentilerer Ausdruck ein. Der Handstreich des Generals Zeligowsky, der später durch den polnischen Staat legalisiert wurde, gehört nun einmal nach meiner bescheidenen Auffassung zu den unseligen Akten, die die Beziehungen zwischen Völkern für Jahrzehnte und Jahrhunderte verpesten können. So hat Ludwig XIV. Straßburg geholt, so sind die großen Mächte im 18. Jahrhundert mit Polen verfahren, so hat Bismarck die schleswig-holsteinische, die elsässische Frage „gelöst". Und was hätten Sie, verehrte Herren Kollegen, gesagt, wenn es etwa in den unruhigen Jahren, die wir hinter uns haben, irgend einem deutschen Zeligowsky eingefallen wäre, nach dem gleichen Rezept die Stadt Danzig oder ein Stückchen Korridor dem Deutschen Reich wieder einzuverleiben? Die Grenzziehung der Friedensverträge war gewiß kein Meisterstück; auch die neuen Oststaaten verdanken ihre Gestalt ja mehr einer Reihe von Improvisationen als der bewußten Schöpfung; manche Härte mag da unterlaufen sein. Aber so wirr und deformiert dieses, 1918 und 1919 entstandene, Europa auch noch ist, es bietet, im Gegensatz zu früher, die Möglichkeiten zu friedlichen Revisionen. Wilna mag eine unmögliche litauische Stadt sein, die Ansprüche Litauens mögen unberechtigt sein: das zu ändern, gab es friedlichere, also bessere Methoden als die der Annektion im Frieden. Ich habe für die gegenwärtig in Litauen Regierenden nicht viel übrig, aber ich bezweifle, ob die Militärkaste wirklich so leicht ans Ruder gekommen wäre, wenn nicht der Eingriff des größern Nachbarn das Gewebe des kleinen, wenig mächtigen Staates verletzt hätte. In gedemütigten Ländern haben immer die Militärs das große Wort und sichern sich, auf „den Tag" wartend, derweilen die Präponderanz über die lieben Mitbürger. Das ist eine alte Erfahrung, und um die zu machen, braucht man allerdings nicht bis nach Kowno zu reisen.

G. S. Sie verweisen auf eine Werbeschrift des Verlags Georg Westermann, worin dieser ein neues Buch empfiehlt: „Für Schule und Haus gleich wichtig und über die Folgen des Versailler Vertrages belehrend ist: Merktafel zum Versailler Vertrag. Nach amtlichen Quellen bearbeitet von Dr. A. Geistbeck. Heute mehr denn je ist

auch die Schule genötigt, die Schmach des Versailler Vertrags, dessen Unwürdigkeit, die Verluste Deutschlands an Boden und Produkten und deren Auswirkung usw. den Kindern vor Augen zu führen. Die Merktafel gibt in übersichtlicher Weise eine farbige Darstellung mit erläuterndem Text und zeigt uns in geographischer Darstellung: A. Deutschland vor dem Weltkrieg (1890—1914). 1. Deutschlands gefahrvolle Mittellage. 2. Deutschland als Konkurrent im Welthandel. 3. Deutschlands Bevölkerungswachstum, Deutschlands Einkreisung (1890—1914). B. Der Lügenfeldzug gegen das deutsche Volk. 1. Die Lüge von der deutschen Sucht nach Weltherrschaft. 2. Die Lüge vom deutschen Militarismus. 3. Deutschlands weitere Einkreisung während des Weltkrieges. C. Die Folgen des Versailler Vertrags (28. Juli 1919). 1. Die politische Auflösung Mitteleuropas. 2. Raum- und Bevölkerungsverlust des Deutschen Reiches. 3. Deutschlands erneute Einkreisung nach dem Weltkriege. 4. Die Schmälerung der deutschen Volksernährung. 5. Die Verluste des deutschen Bergbaues und der deutschen Industrie. 6. Die Unterbindung des deutschen Handels und Verkehrs. 7. Der Verlust Oberschlesiens durch den Genfer Entscheid 1921. 8. Die Kriegsentschädigung. 9. Die Zerstörung der deutschen Militärmacht. 10. Zusammenfassung der deutschen Verluste durch den Versailler Vertrag. Anschaffung für den Geschichtsunterricht und Aushang amtlich empfohlen." — — Man möchte gern wissen, welche Amtsstelle diese Schmähschrift und Häufung von Geschichtslügen empfohlen hat. Die Verfassung gebietet Völkerversöhnung in der Schule. Die Praxis sieht so aus.

Berliner Weltbühnenleser treffen sich von jetzt ab jeden Mittwoch im Café Adler am Dönhoffplatz (Eingang Kommandantenstraße 84).

Weltbühnenleser Bielefeld, die sich zu einem Kreis zusammenschließen möchten, werden gebeten, sich an Friedrich Welter, Fröbelstraße 35, zu wenden.

Deutscher Richter. Kleiner Schäker . . . was schneller geht? Raten Sie! Ihre nächste Besoldungsreform oder das Wiederaufnahmeverfahren für Max Hölz?

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152 zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

**Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 11958.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.**

Wahlkreis Europa von Carl v. Ossietzky

Es ist heute überall eine ähnliche Stimmung, wie im Winter 1923/24. Wieder hat sich ein System stumpf gelaufen, und ein neues ist noch nicht da. Deshalb Enttäuschung überall; Kompromisse; Ritardando statt Fortschreiten. In summa: Reaktion.

Im Jahre 1928 wird in einigen von den hauptsächlichen Ländern Europas gewählt werden, und wie 1924 werden diese Wahlen für ein paar Jahre entscheidend sein. Im Grunde wird Europa in diesem Winter über alle Grenzen hinaus ein einziger Wahlkreis sein, um den gekämpft wird, und so viele Zählkandidaturen auch aufgestellt werden — es wird im Ernst nur zwei große Bewerber geben: Krieg und Frieden.

In England hat sich die Arbeiterpartei wieder gefestet. Ihre Chancen sind bedeutend. Aber so erschüttert das Ansehen des gegenwärtigen Torykabinetts auch sein mag, der Vorsprung der Konservativen ist gewaltig, und dies Mal werden sie alles hinter sich bekommen, was imperialistisch und sozialreaktionär ist. Gar nicht zu reden von den Legionen kleiner Angstbürger, denen die Bolschewikenfurcht in den Gedärmen wühlt. Die Liberalen werden, günstigstenfalls, den Tories eine Reihe von Wahlkreisen abnehmen, aber niemals wieder ersten Rang erobern. Denkbar wäre allerdings eine Regierungskoalition zwischen Labour und Liberalen — denkbar, doch kaum wünschenswert. Denn die Arbeiterschaft ist radikalisiert, und diese Radikalisierung trägt die Partei und ist die Voraussetzung aller ihrer Erfolge. Koalition aber bedeutet Verzicht und abermals Verzicht. Und Resignation als höchste Pflicht läßt sich wohl gedrillten Funktionären einhämmern, aber nicht Proletariermassen, die sich hoffend durch alle Qualen von Streiks und Arbeitslosigkeit geschleppt haben. Koalition wäre neue Enttäuschung, schneller Absturz nach schnellem Sieg — im Endeffekt: Spaltung. Das sei in aller Freundlichkeit unsern Demokraten gesagt, die sich so emsiglich abmühen, den Engländern vorzurechnen, was für ein gutes Geschäft die Koalition sei. Überhaupt scheinen sich unsre Demokraten, seit sie im eignen Haus nichts mehr zu verrichten haben, wenigstens die Generalkontrolle über alle innenpolitischen Koalitionen auf Gottes weiter Erde gesichert zu haben. Man verleide ihnen das Vergnügen nicht; allerdings müßten sie der Vollständigkeit halber auch hinzufügen, wohin sie die berühmte Politik der Mitte gebracht hat und was aus der deutschen Republik dabei geworden ist.

Auch Frankreich leidet augenblicklich schwer unter der Nervosität unausgetragener Gegnerschaften. Das gegenwärtige System hat alle Register gezogen und vergebens gezogen und flüchtet sich deshalb in völlige Systemlosigkeit.

Und dennoch kommt plötzlich ein helles Signal von drüben. Auf dem Jahreskongreß der Radikalen wirft ein unerwarteter Coup der jüngern Deputierten die alten, in Sieg

und Niederlage gleich bewährten Führer übern Haufen. Bittere Vorwürfe werden laut gegen Die, die den glorreichen Maisieg von 1924 haben versanden lassen, die schließlich als hilflose Wracks bei Poincaré gestrandet sind, die auf einer Ministerbank sitzen mit Herrn André Tardieu, dem Odiosesten der Rechten, dessen Korruptionsskandale die Pamphletisten der Linken im letzten Wahlkampf mit blutiger Genugtuung immer wieder aufzählten. Die Radikale Partei schien, von Außen besehen, teils verkümmert, teils verkommen zu sein. Und plötzlich regen sich die Jungen, halten Gericht über ihre Parteimarschälle und schieben sie einfach in die Ecke. Sie reißen die Führung an sich; Männer treten in die erste Reihe, deren Namen bisher nur lokale Bedeutung hatten. An Stelle von Maurice Sarraut wird Daladier zum Parteichef gewählt — Daladier, der in der Kammer das Haupt einer Gruppe von Grollenden war, die gegen den Willen der Fraktionsleitung schon seit Monaten demonstrativ mit den Sozialisten gestimmt hat und gegen das Mischmaschkabinett. Vergebens interpelliert (leider, leider) Herriot, auf Wunsch Poincarés; die Opponenten lassen sich nicht einschüchtern und setzen ihren Willen durch gegen die Arrivierten und die Celebritäten.

Es ist aufs herzlichste zu begrüßen, daß sich die Radikalen dieser Radikalkur unterzogen haben. Denn sie sind die Vertreter der letzten Bourgeoisie, die sich noch freiheitliche Traditionen bewahrt hat. Vieles davon ist gewiß papieren raschelnde Deklamation geworden, aber vieles wurzelt dennoch im echten Gefühl. Frankreich ist weder das mächtigste noch modernste Land Europas, aber es war immer das Schicksalsland unsres Kontinents, und es zeigte stets am deutlichsten den Pegelstand der europäischen Freiheit an. Reaktion in Frankreich, das bedeutete stets Dumpfheit und Verzagen überall. Aber wenn in Paris wieder die Carmagnole gepfiffen wurde, dann pfiff die ganze Welt mit, und es war plötzlich wieder heller.

Möglich, daß in absehbarer Zeit Moskau, das die jüngern Formeln hat, die von 1917, während Paris noch von 1789 zehrt, Frankreich in dieser Rolle ablösen wird. Aber noch steckt Rotrußland allzu sehr im nackten Existenzkampf, was zu wenig wählerischen Mitteln und gelegentlich zu seltsamen Schlafkameradschaften zwingt, als daß es schon jetzt die Patenschaft über die europäische Freiheit mit guter Figur übernehmen könnte ...

Auf diesem so bedeutsamen Kongreß der Radikalen gastierten auch ein paar deutsche Delegierte. Die hatte die Demokratische Partei entsandt, welche jetzt überall Schwesterparteien entdeckt. Hoffentlich haben die Herren dort gut zugehört, denn es gab gewiß viel zu lernen. Aber ich halte jede Wette: wenn man die Herren nach ihren Eindrücken befragt, so werden sie gewissenhaft berichten, wer drüben bei den Radikalen für eine Rückgabe der deutschen Kolonien oder wer gegen eine deutsche Aufrüstung gesprochen hat; denn nach solchen Maßstäben geschieht noch immer die Einteilung in antideutsch und prodeutsch — wenig hat sich

da seit zehn Jahren geändert. Aber das Mirakel dieses Kongresses: die Verjüngung einer Partei durch einen jähen Vorstoß unverbrauchter und unkompromittierter Intelligenzen, das werden sie kaum beachtet, geschweige denn begriffen haben. Die Verjüngung durch einen von unten, von den kleinen Leuten einer Partei aufsteigenden Willen, das ist das Wunder dieser Tagung, und das ist bei unsern republikanischen Größen die böseste, die ausrottenswerteste Ketzerei.

Die Verteidiger der Todesstrafe

von James Gromann

Die Diskussion über die Todesstrafe, die derzeit in Deutschland viele Federn und Zungen in Bewegung setzt, ist von einem bemerkenswerten Tiefstand; wobei keineswegs verschwiegen werden darf, daß die Begründungen für ihre Abschaffung nicht besser sind als die für die Beibehaltung. Wie soll man sie eigentlich sortieren, die beiden Lager, die, gerüstet mit Scheinargumenten, Zahlen, Statistiken, Vergleichen, historischen Reminiszenzen einander gegenüberstehen? Die Bösen und die Guten? Die Rechten und die Linken? Die Modernen und die Altväterischen? Es verfängt Alles nicht. Soweit die Entscheidung nicht einfach Parteisache ist, Abgeordnete und Publizisten sich überhaupt nicht interessieren und nur der Parole nachlaufen, geht die Trennungslinie mitten durch die sonst gewohnten Gruppierungen. Es gab zumindest und gibt wahrscheinlich noch Konservative, die die staatliche Tötung aufrichtig verabscheuen, und ebenso Zentrumsleute, denen ihr Christentum Bedenken macht, andrerseits ist ganz links der Standpunkt völlig verwirrt, weil man hier dem Klassengegner eine Waffe entreißen will, die man für überaus nützlich hält, wenn sie im Dienste der eignen Klasse steht. Charakteristischerweise zerreißt die Frage der Todesstrafe grade die Demokraten in der Mitte, was ebenso für ihre Gewissenhaftigkeit wie gegen ihre Befähigung zu politischem Wirken spricht.

Man spricht also von den Erfahrungen der Länder mit und der ohne Todesstrafe, von der Zahl der Verurteilungen und der der Begnadigungen und Vollstreckungen, von Barbarei und Zivilisation, vor Allem davon, ob ihre Androhung abschreckend wirke oder nicht und kommt dem Problem auf keine Weise näher. Der juristische Würdegreis, der „das Vertrauen des ganzen Hauses genießt", nimmt eine Stellung ein, die seinem ringsum unbestrittenen Ansehen vollkommen entspricht: er mißbilligt die Todesstrafe nämlich an sich, meint übrigens aber, wir könnten sie doch eine kurze Zeit hindurch noch nicht entbehren. Es ist, als ob er selbst wollte, daß alles Gute erst nach seinem Tod über uns käme. (Immerhin besteht die Möglichkeit, daß er trotz seines hohen Alters noch das Ende dieses Reichstags erlebt, und daß dieser Reichstag noch den Strafgesetzentwurf erledigt. „Die Krönung seines Lebenswerks" — es ist leider möglich, daß sie uns nicht erspart bleibt.) Endlich aber berufen sich Alle, die von der Todesstrafe sprechen, auf das Rechtsgefühl des Volkes, die, die dafür, wie die andern, die dawider sind, und die Ehrlichen unter beiden geben zu, daß

volle Klarheit über das Gefühl des Volkes nicht besteht. Warum aber ein Teil des Volkes so, der andre anders empfindet, das dem Volke zu sagen, fällt Niemand ein. Was seinen Grund hat. Die Herren sind sich über ihr eignes Gefühl und seine Ursachen nicht klar, wie könnten sie die Empfindungen andrer deuten?

Steigen wir ein bißchen tiefer in unsre und ihre Psyche, als sie es vermögen. Dort wohnt, mehr oder weniger überkrustet, die Algolagnie, das sexuelle Bedürfnis, Schmerz zuzufügen oder zu erleiden. Es war für die Psychologie notwendig, die beiden geläufigen Begriffe des Sadismus und des Masochismus in einem Wort zusammenzufassen, als erkannt worden war, wie nahe sie zusammenwohnen. Die Dame, die zu dem ersten Besuch des neu gewonnenen Geliebten die eisendurchflochtene Hundepeitsche mitbringt, sie wird zu Hause wollüstig zusehen, wenn ihr Söhnchen den Maikäfer aufspießt. Unsre Gräfin Strachwitz hatte solche Zusammenhänge aus dem praktischen Bedürfnis ihres Gewerbes heraus besser begriffen, als jene Ideologen und Philosophanten, die den Abgrund der Welt vermuten zwischen der Lust, zu leiden, und der, leiden zu lassen. In ihrem Salon war für beide Wunscharten gleicherweise vorgesorgt, und kein Frequentant einseitig festgelegt. Man weiß doch auch, daß die am lautesten gegen Grausamkeit protestieren, am meisten geneigt sind, sie anzuwenden. Die furchtbarsten Schilderungen der Atrozitäten des weißen Ungarn stammen von den Leuten, die unter Bela Kuns Regime den berühmten Keller im Parlament verwalteten. Und nun gar Rußland, Ochrana und Tscheka, Sibirien und die Inseln des Weißen Meeres. Das Vorzeichen machts nicht, das Plus oder Minus, Aktivität oder Passivität ist Nebensache; der Drang nach Blut ist entscheidend. Ich habe einmal als Untersuchungsrichter den Fall eines jungen Menschen bearbeitet, der seiner Braut mit einem Rasiermesser den Hals abgeschnitten hatte. Aus Bequemlichkeit klagte der Staatsanwalt ihn nur wegen Totschlags an, und der Bedauernswerte, der fünfzehn Jahre bekommen hatte, schrie aus dem Zuchthaus in vielen schrecklichen Briefen verzweifelt nach der Wiederaufnahme des Verfahrens zu seinen Ungunsten, nach dem Schafott. Dieser Mörder war der aufrichtigste Anhänger der Todesstrafe, dem ich jemals begegnet bin, in seinen Vorstellungen vor der Tat hatte sie keine geringere Rolle gespielt als der Mord an seinem Mädchen. Bei ihm war das Verlangen nach Blut, eignem und fremdem, ungetrennt.

Es ist jetzt vielleicht schon klarer, wie Gegner und Anhänger der Todesstrafe eigentlich zu klassifizieren sind. Man sieht Christentum, Vernunft, Juristerei, Autoritätsglaube, Rechtspolitik für und gegen als Beweggrund angewendet, nur die Analyse könnte bei dem Einzelnen das wahre Motiv ans Tageslicht bringen. Das Resultat würde sein: je näher Einem algolagnistische Wünsche liegen, je entscheidender sie aus seinem Unbewußten heraus seinen bewußten Willen bestimmen, desto weniger kann er den Ludergeruch des Blutes in der Justiz entbehren.

Nun ist es natürlich unmöglich, die sechzig Millionen, deren Gefühl über Beibehaltung oder Abschaffung staatlichen Mordes entscheiden soll, der Analyse zu unterziehen. Aber wir sehen ja nicht in dieser Materie allein sich die Gruppe abzeichnen, die vom Blutvergießen nicht lassen will. Ihr Einfluß zeigt sich vielmehr deutlich in einer ganzen Anzahl von Bestimmungen des Strafgesetzentwurfs. Da sind vor Allem die Paragraphen über Landesverrat, die einen Zuchthausmantel über die geheimen Rüstungen breiten sollen. Weiter die Privilegierung des Duells und die neu eingeführte Straflosigkeit der Mensur, durch die der herrschenden Klasse ihr blutiges Spiel erhalten werden soll. Endlich, auf dem Umweg über eine etwas verwickelte Verdrängung, das Wüten des Entwurfs gegen sexuelle Freiheit. Hält man das Alles zusammen, so erkennt man die Umrisse des Kreises Derer, die unbedingt für die Todesstrafe sind. Aber, wie schon ausgeführt, es handelt sich nicht nur um einen solchen Kreis, es gibt überall Leute, die nicht von diesem Reizmittel lassen wollen. Kaum nötig, zu sagen, daß zu ihnen die preußischen Richter gehören, die sich auf ihrer Kieler Tagung heftig gegen die Abschaffung gewehrt haben. Wobei amüsant ist, nachzulesen, daß Bismarck in seiner Rede vor dem Norddeutschen Reichstag hauptsächlich die Richter verhöhnt hat, die aus „kränklicher Sentimentalität" und weil sie schwächlich an der Vollkommenheit der eignen Gerechtigkeit verzweifelten, die Abschaffung verlangten. Der Mann, der den preußisch-französischen Krieg vorbereitete, wollte begreiflicher Weise keine Pazifizierung des Strafgesetzes. Was sagt aber der Würdegreis, der doch treu an das liberale Dogma des stetigen zivilisatorischen Aufstiegs glaubt, zu dieser Rückentwicklung seiner volljuristischen Kollegen?

Nun ist es endlich noch eminent wichtig und interessant, daß die Selben, die die Todesstrafe nicht entbehren können und die gelegentlich auch sehnsüchtig nach andern Leibesstrafen verlangen, Die sind, die mit Vorliebe über die „Verrohung" jammern. Wollte man ihnen glauben, wie sie selbst es gewiß tun, so müßte es möglich sein, Roheit mit Roheit erfolgreich zu bekämpfen. Die Absurdität fällt sogar den psychologisch wenig Bemühten auf. In Wahrheit verhält es sich so, daß für die unbewußten Algolagnisten der sensationelle Report über brutale Körperverletzung, blutige Schändung, Lustmord usw. nicht genug ist, sie verlangen, nun erst angeregt, nach Fortsetzung, nach mehr. Und dieses Mehr ist allerdings hervorragend gegeben durch die Vorstellung der Systematik und Unvermeidbarkeit, die der Vollziehung der Todesstrafe innewohnt. Von einem gewöhnlichen Mord erfährt man doch erst nachher, wenn schon alles vorbei ist. Dagegen ist es geradezu ein Leckerbissen, mitzuerleben: Anklage, Verhandlung, Plaidoyer des Staatsanwalts, Urteil, Ablehnung der Begnadigung, Voranzeige der Vollstreckung, Meldung vom Geschehenen. Das muß, für verhinderte Schmerzlüstlinge, ein sexueller Sonntagsbraten sein, den sie, mit tausend Gründen, die sich an Stelle des Gefühls drängen, zu verteidigen gezwungen sind. Es ist stärker als sie

Gegen ein Wortgespenst von Kurt Hiller

In die Kampfreihen der Lebendigen mischen sich Gespenster, sie reißen die Führung an sich und führen zur Niederlage. Begriffsgespenster, Gespenster falscher Feldgeschreie, Schlagwortgespenster; abstrakte Gespenster, die sich gebärden, als seien sie lebendig und überlebendig. Wo ihr in unsern Reihen solchem Gespenst begegnet — packt es, würgt es, durchstecht es mit dem Florett eures Denkens! Damit es so tot, so null werde, wie es im Grunde ist, und keinen Schaden mehr anrichte

Eins dieser Gespenster, das mich schon lange umhüpft und ärgert, dem ich nicht grün bin, auf das ich eine Wut habe, ist jener „imperialistische Krieg", gegen den unsre Kampfbrüder (oder -halbbrüder?), die Kommunisten, demonstrieren und agitieren. Nicht den Krieg lehnen sie ab, sondern den „imperialistischen"; „Krieg dem imperialistischen Kriege!" heißt immer wieder ihre Parole. Dabei sind sie weit entfernt, die opportunistische Limonade zu goutieren, die diesem Hahn entsprudelt.

Was sie meinen, ist: Wir können nicht den Krieg schlechthin verwerfen; zum Bürgerkrieg beispielsweise sagen wir Ja, denn ohne ihn kein Durchstoßen zur klassenlosen Gesellschaft; und auch den Krieg, den ein proletarischer Staat gegen kapitalistische Staaten, die ihn erdrosseln wollen, führen muß, zur Verteidigung der revolutionären Errungenschaften, im Interesse des Arbeitertums der ganzen Welt — auch ihn bejahen wir, wie sich versteht; wir sind keine Pazifisten im Sinne unbedingter Friedlichkeit der Methoden, wir sind keine absoluten Gegner der Gewalt; im Gegenteil, wir wissen, daß unser Ziel Gewalt erfordert, daß ungeheure Ströme Bluts leider noch fließen werden, ehe der revolutionäre Klassenkampf des Proletariats auf der ganzen Erde gesiegt hat, und daß sein Sieg die Vorbedingung einer Gesellschaft der Gewaltlosigkeit ist. Weil wir das wissen, können wir in den simplistischen, nämlich eine etwas verwickelte Sache unzulässig vereinfachenden Ruf „Nie wieder Krieg!" ehrlicherweise nicht einstimmen, sondern müssen uns eine Formel schmieden, in welcher der Begriff des Krieges, gegen den wir Krieg führen, unsrer Erkenntnis entsprechend eingeschränkt wird.

Das meinen die Kommunisten; und ich denke nicht daran, der Meinung zu widersprechen. Ich widerspreche der Vokabel.

Ich widerspreche ihr aus dem einfachen Grunde, weil sie eine Fülle von Fällen Krieg, zu denen der Kommunist Nein sagt, gar nicht umfaßt. Der „imperialistische" Krieg — ja, wenn dieses Wort irgend Sinn haben soll, dann kann es doch nur den Krieg meinen, der aus imperialistischem Beweggrund, mit imperialistischer Absicht geführt wird. Imperialismus aber ist die Tendenz einer Nation, Macht zu gewinnen über andre Nationen; genauer: die Tendenz der Machthaber einer Nation, ihre Macht auszudehnen auf andre Nationen. (‚Macht' im politischen oder nur im ökonomischen Sinne. Der Kolonial-Imperialismus Englands, Frankreichs, Italiens ist der typisch politische; der USA-Imperialismus, der auf territoriale Expan-

sion im allgemeinen verzichtet und sich damit begnügt, die Staaten Latein-Amerikas, Asiens, Europas in finanzielle Abhängigkeit von der Union zu bringen, ist der typisch ökonomische.)

Nicht jeder Krieg, den ein bürgerlicher Staat führt, ist ein imperialistischer. Der Krieg Belgiens 1914 gegen Deutschland war kein imperialistischer Krieg, sondern ein Krieg der nationalen Verteidigung. Selbst Eroberungskriege brauchen nicht imperialistisch zu sein. Der Krieg Italiens 1915 gegen die Mittelmächte war bestimmt ein Eroberungskrieg: man wollte Triest und Trient erobern; aber das war Italia irredenta; man wollte es nur erobern, um es zu „erlösen"; nicht ein fremdes Volk sollte unterjocht, sondern Splitter des eignen Volks sollten befreit und wieder zu ihrem Stamme gefügt werden. Kein Krieg der nationalen Befreiung ist von Hause aus imperialistisch; werden kann ers; er muß es nicht werden.

Kämpft man demnach ausschließlich gegen den „imperialistischen" Krieg, so sagt man damit, daß man den nationalen Verteidigungskrieg und den nationalen Befreiungskrieg gutheißt. Aber die kommunistische Ideologie, wie man weiß, heißt diese Arten von Krieg keineswegs gut; die KPD würde einen völkischen Krieg zur Desannexion der deutschen Teile Elsaß-Lothringens, zur Wiedergewinnung des Korridors und Danzigs unbedingt ablehnen; (gottseidank). Jeder Krieg, den ein bürgerlicher Staat führt, wird auf dem Rücken seines Proletariats geführt; und grade wenn der Feldzug siegreich verläuft, stärkt er die Macht der ausbeutenden Klasse. Der Kommunismus hat das eher erkannt als andre; man blättre in Karl Liebknechts, Lenins, Rosa Luxemburgs Schriften; er lehnt jeden kapitalistischen Nationalkrieg, wirklich jeden, ab; sein ganzer Haß, schon in der prärevolutionären Phase, galt ja den „Sozialpatrioten"; warum also das Herumreiten auf einer Redensart, die das Unwahre besagt: daß man nur eine ganz bestimmte Sorte, einen eng begrenzten Fall des kapitalistischen Nationalkriegs bekämpft!

Der Einwand, daß der Kapitalismus den Imperialismus zur unausbleiblichen Folge habe und deshalb jeder Krieg eines kapitalistischen Staats als imperialistischer Krieg gedeutet und bezeichnet werden müsse, hält nicht Stich. Schweden, die Schweiz, Siam, Uruguay, Dutzende andrer Staaten sind zweifellos kapitalistische Staaten und ebenso zweifellos Staaten ohne die leiseste imperialistische Velleïtät. Gesetzt, Schweden geriete in einen Streit mit Norwegen und die schwedischen Militaristen arbeiteten auf kriegerische Lösung des Konflikts hin, dann würden die Kommunisten Schwedens sicherlich aufs energischste dagegenarbeiten und, bricht der Krieg dennoch aus, in Gemeinschaft mit den Kommunisten Norwegens diesem Kriege den Krieg erklären, das heißt: seine Umwandlung in den Bürgerkrieg zu vollziehen suchen. Obwohl er kein imperialistischer, sondern bloß ein Nationalkrieg ist.

Aber denken wir an Deutschland! Grade unsre kultiviertesten Nationalisten — ich beschrieb das neulich — unterscheiden mit interessanter Erpichtheit zwischen Imperialismus und

Nationalismus. Sie unterscheiden etwas ungenau. Sie streiten den imperialistischen Charakter gewisser Tendenzen ab, die sie unzweifelhaft haben. Umso sicherer werden sie, wenn die „Stunde der Befreiung" schlagen und die Dritte Internationale ihr Lied „Krieg dem imperialistischen Kriege" singen wird, mit Leidenschaft leugnen, daß es sich hier auch nur im entferntesten um Imperialismus handle; im Gegenteil, der Krieg richte sich gegen den Imperialismus der Andern, gegen den Versailler Imperialismus, er sei antiimperialistisch. Die Gemäßigten der Mitte, Zentrum, Demokraten, Rechtssozialisten und sonstige Konservative, werden sich berauscht anschließen und in ihrer Presse mit flammenden Worten verkünden, wie, wie, wie antiimperialistisch dieser Krieg sei, ja, wie er den pazifistischen und demokratischen Idealen gradezu bis ins Letzte entspreche. Der kommunistische Schlachtruf verhallt; er ist ein Hieb, der nicht sitzt; ein Wurf, der nicht trifft; „Krieg dem imperialistischen Kriege!" — alle stimmen zu, niemand fühlt sich getroffen; unser Nationalkrieg ist, ist ja der Krieg gegen den imperialistischen Krieg: den, den der Feind führt. Sogar an der Litfaßsäule stehts.

Werft diese Formel ins Feuer! Sie ist die gedankenloseste Phrase; sie kann im Ernstfall nur Verwirrung stiften. Und in den Zeiten der Vorbereitung hindert sie unsern Zusammenschluß. Krieg dem Kriege! Daß dieser Ruf dem nationalistischen Kriege gilt, nicht aber die Verteidigung einer höheren Gesellungsform der Menschheit gegen den Ansturm der niedern vereiteln will oder gar den siegreichen Aufstieg der höhern — das versteht sich unter Verständigen von selbst.

Maximilian Harden von Kurt Tucholsky

Maximilian Harden ist tot. Es ziemt sich, auf das Grab dieses großen Schriftstellers einen Kranz zu legen. Aus welchen Blumen —?

S. J. pflegte, wenn von Harden die Rede war, zu sagen: „Dem schreibe ich einmal meinen schönsten Nekrolog —!" Er hätte es getan; denn er kannte ihn nicht nur ganz, sondern er hatte auch die so seltene Gabe, einem Toten nachrufend ein Leben zu rekonstruieren und eine Figur auf ihre platonische Idee zurückzuführen. Diesen Nekrolog nun hat er nicht schreiben dürfen. Ich glaube, daß wir damit eine der besten Charakteristiken Maximilian Hardens verloren haben — niemand hat das Zwiespältige, das in diesem Essayisten war, so gut erkannt wie sein Freundfeind S. J. Aus welchen Blumen sei der Kranz — ?

Es wird bei fünfzigsten und sechzigsten Geburtstagen so viel zusammengelogen, daß wir angesichts eines Todes aussagen wollen, als gäbe es keinen Schmerz. Also die Wahrheit.

*

Harden ganz zu begreifen und abzuschildern vermag nur der, der mit ihm groß geworden ist. Er ragte in unsre Generation hinein wie ein Turm: ein historisches Bauwerk. Das

Mordattentat, das deutsche Offiziere auf ihn verübt hatten, war nicht der Grund seines letzten Schweigens — es war der Anlaß. Er verstand diese neue Welt sehr gut, weil er ihre geschichtliche Entstehung kannte — aber er verstand diese Welt nicht mehr, von der er behauptete, sie liefe falsch. Das gibt es nicht. Die Realität ist niemals falsch. Sie ist.

Maximilian Harden hat den Deserteur Wilhelm bekämpft, als der noch Kronprinz war — „Phaeton" nannte er ihn — und es kostete auch damals schon allerhand, die Wahrheit zu sagen: Harden hat seine Festungsstrafe abgesessen. Sein glitzernder Feind war sein eignes Widerspiel: er fiel fast automatisch zusammen, als der nicht mehr war; sein Gleichgewicht war von Stund an gestört, ihm fehlte etwas. Er hat über Ebert die erfreulichsten Sätze geschrieben — ein Ersatz war der nicht.

Wenn Schriftsteller Analogien im Tierreich haben —: dieser war eine Schlange. Schön, gefährlich, giftig, böse, im Jagdeifer herrlich anzusehen, nimmersatt. Er stand turmhoch über den deutschen Journalisten, deren erster er war — die Gockel des Leitartikels, die ihn heute bekrähen und sich überlegen dünken, nur, weil jener tot ist und sie leben, dürfen auch nicht im selben Zimmer mit ihm genannt werden. Sein Fachwissen war fast so schmerzlich groß, wie seine Personalkenntnis, und es spricht für die ganze Dumpfheit und Beschränktheit der deutschen Beamtenkaste unter zwei Regimen, daß kein Amt mit diesem Mann jemals zusammengearbeitet hat. In Frankreich hätten ihm alle politischen Karrieren offen gestanden — niemals haben die Franzosen solche Begabungen in fressender Negativität verkümmern lassen. In Deutschland — Freilich: er hatte kein Konsulatsexamen gemacht.

Maximilian Harden war einer der wenigen deutschen Journalisten, die eine Macht bedeuteten. Davon gibt es nicht viele: der deutsche Zeitungsbesitzer will keine Macht, sondern Geld verdienen (daher ist die deutsche Zeitung im allgemeinen sauber und wenig korrupt) — der deutsche Journalist braucht nicht bestochen zu werden, er ist so stolz, eingeladen zu sein, ein paar Schmeicheleien ... Er ist schon zufrieden, wie eine Macht behandelt zu werden. Er übt sie nicht aus. Zu Harden floß der breite Strom der Information, die Abwässer des Klatsches, die Springbäche der witzigen Verleumdungen ... er wußte alles. Und er verwertete es auf eine gradezu meisterhafte Weise. Wie das Gehörte in der Klammer wiederkehrte, in kleinen fingierten Gesprächen aufblitzte, wie eine Intimität unsicher machte, die dem Angegriffenen zeigte, daß der Angreifer längst innerhalb der Festungsmauern stand, während die Besatzung ihn noch draußen wähnte — das wurde nur abgeschwächt durch einen Stil, mit dem sich unsereiner niemals hat befreunden können.

Der Stil war nicht der Mann. Karl Kraus, der „Den im Grunewald" vernichtend geschlagen hat, hat nicht die ganze Armee besiegt — da waren noch Reserven, die nicht im Kampf gestanden hatten. Der Mann war überhaupt nicht zu schlagen, weil er zu vielfältig, zu gespalten, zu vibrierend war — er war niemals ganz zu fassen. Zu fassen war der Stil, jener be-

lächelte, nachgeäffte, parodierte, übersättigte und überpfropfte Stil, von dem ein Boshafter einmal gesagt hat, er sei eine Landschaft, durch die Mayonnaise fließe. Manchmal aber trug der Strom klarstes Gebirgswasser, und merkwürdigerweise allemal dann, wenn Harden nicht für sein Blatt schrieb. So ist zum Beispiel sein Nachruf auf Erzberger — als echte Journalistenarbeit in der stärksten Eile für das Berliner Acht-Uhr-Abendblatt geschrieben — ein Meisterstück schärfster und feinster Charakterisierung. Er konnte so schreiben, daß ihn auch der Mann auf der Straße verstand. Hätte er stets so geschrieben —: er wäre keines natürlichen Todes gestorben.

Der junge Harden ist Schauspieler gewesen, der alte ist es geblieben. Aber seine zweite Natur war ihm zur ersten geworden, und was vielen als Pose erschien, war seine Art, sich zu geben, — die war ganz echt. Freilich war er nie liebenswerter und bezaubernder wie dann, wenn er sie verließ. Dann ... wie war er dann?

*

Ich habe Maximilian Harden erst nach jenem Mordversuch kennen gelernt, bei dem übrigens der preußische Justizminister gefragt werden darf, ob denn die Attentäter, deren schmutzige Gesinnung aus jedem Wort sprach, ihre Strafe auch zu Ende abgesessen haben. Es sollte mich nicht wundern, wenn sie im Dunkel der Verwaltungsmaßnahmen heimlich begnadigt worden wären ... Damals also sah ich ihn zum ersten Mal, und was mir da entgegentrat, war ein Europäer. Abneigung hin, Kritik her —: ich habe jedesmal wieder diesen kleinen Schauer der Ehrfurcht gehabt, wenn ich mit ihm sprechen durfte. Das war jemand.

Das war einer, der die Unterhaltung wie eine Florettklinge führte — seine Ähnlichkeit mit Josef Kainz war nicht nur äußerlich. Er sprach nicht so schnell, nicht mit jenem Furor der Rede — er dachte, wie Kainz sprach; aber er sprach langsam, überlegt, die Pointen liefen haardünn aus, oben blitzte das Licht und ein Tröpfchen Gift, wenn er wollte. Es kitzelte, tat kaum weh — erst zu Hause merkten die Opfer, daß sie tödlich getroffen waren. Er liebte es, in ernste Gespräche bewußt grobe Berlinismen zu flechten; sie wirkten in seinem Munde niemals roh, er veredelte noch die derbsten Wörter, es war etwas sehr Seltsames. Einen Eindruck aber wurde man niemals los, wenn man mit ihm sprach — und ich besinne mich noch genau, wie erschütternd das besonders in der Inflation gewirkt hat: er war ein Europäer. Verknüpft mit allen Ländern dieses Kontinents, geistig verwandt mit den Geistigen, die sie leiteten — er bewegte sich mühelos unter ihnen, war kein Geduldeter, kein geschmeicheltes Schreiberchen, das von der Atmosphäre in Genf schon beschimpft wurde — ein Gleichberechtigter unter Gleichen, so lebte er dahin.

Und das wußten sie. Harden hat unter allen deutschen Journalisten das größte Echo im Ausland gehabt — er gehörte zu ihnen, sie fühlten das, hier war eine Brücke zu dem sonst unzugänglichen Deutschland. Sie glaubten ihm; sie verstanden die Methodik seines Denkens, seine Dialektik, seine Bildungs-

elemente — er war ihnen vertraut. Nie hat das einer genützt. „Ein Zeitungsschreiber ..." hieß es bei den Kaiserlichen. „Ein Außenseiter ..." bei den Republikanern. Er verachtete beide.

Wenn der Schriftsteller packte, dann packte er mit Zangen. Unvergeßlich ist mir der Jugendeindruck, den ich bei der Lektüre seines Artikels über den sadistischen Erzieher Dippold empfing. Der hatte einen Jungen des Bankdirektors Koch zu Tode gequält — und wie Harden die Herren Eltern hernahm, wie er sie öffentlich auspeitschte, weil sie aus Unachtsamkeit, aus Lässigkeit, aus Faulheit ein junges Leben hatten zerstören lassen ... das erinnerte an die besten Pamphlete aller Literaturen. „Jede Proletarierfrau", so stand da ungefähr, „wäre auf einen Notschrei ihres Kindes sofort zum Tatort gefahren. Frau Rosalie Koch schrieb einen Brief". Mene mene tekel — — so ein Satz stand wie ein Flammenzeichen am dunkeln Himmel der Bourgeois. Was bleibt davon —?

Es bleibt immer viel weniger als man glaubt. Die Geschichtsfälscher sind schon an der Arbeit, und die emsigen Handlanger des Herrn Eulenburg schreiben ein wackres Buch nach dem andern; welcher Historiker wird die Warnungsrufe Maximilian Hardens nachschlagen; seine Prophezeiungen (Frühjahr 1914: „In diesem Sommer wird Schicksal") — wütenden Angriffe, seine Hiebe und seine Attacken?

Moritz Heimann hat einmal von Maximilian Harden gesagt: „Er lügt nicht. Er ist eine Lüge." Hart: wenn es ein ethisch vernichtendes Urteil ist. Wahr: wenn es den Schein meint, der dieser Mann war, eine Zwiebel, deren Blätter du abstreifen konntest, immer wieder neue Blätter, immer wieder — und was kam dann? Dann kam nichts. Er ist nie weise geworden wie etwa der alte Clemenceau, dessen Lebenserfahrungen zum Schluß eine Art Extrakt ergeben haben. Maximilian Harden ist nicht alt geworden — er war, als er starb, nicht mehr jung.

*

Mit ihm ist ein Typus dahingegangen, der für die nächsten fünfzig Jahre kaum wiederkehren wird: ein Einzelgänger von Format und Einfluß. Er hat in den letzten Jahren seines Lebens wiederholt davon gesprochen, die „Zukunft" wieder aufleben zu lassen — ich glaube nicht, daß diese Gattung Zeitschrift in Mitteleuropa heute möglich und wünschenswert ist. Denn es kommt nicht mehr darauf an, die Welt originell, isoliert, ganz von oben zu sehen — gegen alle zu sein und fern von allen —: sondern es kommt darauf an, bei der Masse zu bleiben, mit ihr zu sein — als Führer oder Widersacher oder Aristokrat oder Mönch — aber bei der Masse. Die Zeitschrift, in der es Einer „allen aber gehörig sagen kann", ist eine gute Sache; die Tat, die man mit allen und für alle tun kann, eine bessere.

Eine „Zukunft" ist Vergangenheit geworden. Ihrem Schöpfer gebührt, als einem Gulliver unter Pygmäen, die Ehre, die die mittlern Beamten der Journalistik und der Politik ihm nur formal und aufatmend gewähren werden. Sie waren sein — aber „er war nicht unser". Wir grüßen das Andenken Maximilian Hardens.

Lenin und die Bauern von Valeriu Marcu

Von Valeriu Marcu, den Lesern der ‚Weltbühne' wohlvertraut, erscheint in diesen Tagen bei Paul List in Leipzig ein umfangreiches Werk: Lenin. Dreißig Jahre Rußland. — Das ist die erste große Leninbiographie und dürfte es für lange Zeit bleiben. Soweit jüngste Geschichte gestaltet und kritisch gebändigt werden kann, ist es hier geschehen. Was Marcu in dem Essaybande „Schatten der Geschichte" als historisch-politischer Schriftsteller versprach, hat er hier glänzend gehalten. Denn hier sind mehr als Schatten der Geschichte, hier ist mehr gelungen als eine geschickte Beschwörung von Geistern — hier ist die Geschichte Leben geworden. In diesem neuen Buch, das nebenbei zu einer erschütternd eindringlichen Darstellung der russischen Revolution wird, ist kein leerer Winkel, alles ist gefüllt mit Stoff und der Stoff durchtränkt von kritischem Denken. Wir geben aus dem Kapitel ‚Kronstadt und die Folgen' ein paar Blätter wieder mit dem herzlichen Wunsch, es möge dieser Ausschnitt Viele verführen, das Ganze kennenzulernen.

Einen Augenblick lang hatte Lenin in die Sonne der Weltrevolution gesehen — das Feuer blendete ihn.

Aus dem Auslande war keine Hilfe mehr zu erwarten. Die befreienden Hände erhoben sich nicht. Würde vielleicht die Bourgeoisie des Westens helfen, da das Proletariat stumm blieb? Statt kontinentaler Rebellion Kredite in Gold?

„Sieben Jahre" — erklärte er — „hat man Rußland geprügelt, und da kann man Gott danken, wenn man sich noch auf Krücken fortbewegen kann ... Hierbei anzunehmen, daß wir ohne Krücken herauskommen, bedeutet, überhaupt nichts zu begreifen ... Um aus dieser Lage herauszukommen ... sind uns nicht Hunderte von Millionen oder sogar Milliarden zu schade, die wir aus unsern unermeßlichen Schätzen, aus unsern reichen Rohstoffquellen realisieren, um die Hilfe des modernen Großkapitals zu erlangen ..."

Lenin erkannte sofort die Gefahr; seine Antworten zeigten auch nicht mehr die einfache Geradheit des vergangenen Jahres. Die „große Initiative" erschien ihm schon zu wenig; er wollte das Verhältnis der produzierenden Schichten zueinander genau kennen und immer wieder, immer von neuem hören, was der Landmann sagt.

Um ihre Stimmen sammeln zu können, ließ er ihnen von Amts wegen etwas von der vielgeschmähten Freiheit. Eine Zeitung, die „Armut", war voller Klagen aus den Dörfern. Den Redakteur bat er: „Wollen Sie mir in aller Kürze schreiben (zwei bis drei Seiten Maximum), wieviel Briefe von den Bauern der ‚Armut' zugehen. Könnte man nicht außerdem, zweimal monatlich (das nächste Mal am 15. März), Berichte erhalten?"

Als der Schriftführer des Blattes mit einem Stapel von Protesten zum Diktator kam, überhäufte ihn sein Chef mit Fragen; bei jeder Epistel erkundigte er sich: „Wer ist der Schreiber? Ein reicher Bauer, einer aus der Mittelschicht, oder ein armer?" „Hier murrt einer" — sagte der Beamte —, „daß die Sowjetmacht schlimmer als die zaristische sei."

„Schlimmer als die zaristische" — wiederholte Lenin und lachte mit zugekniffenem Auge. — „Wer schreibt das...?"

Er überflog Hunderte solcher Beschwerden, besuchte Dörfer, sprach mit den Ackersleuten, verlangte Statistiken, an die er nicht glaubte, verglich die Tatsachen miteinander, und erst dann hielt der Führer seine Reden über die Fragen des Landbesitzes.

Auch wenn die Diktatur des Proletariats in diesem Augenblick von der frohen Begeisterung aller industriellen Arbeiter getragen worden wäre, würde nicht die Herrschaft ein Palast in feindlichem Urwald sein? Der Landmann hatte seine Scholie gegen die Wiederkehr des Alten verteidigt, jetzt sah der Muschik keine Gefahr der Restauration mehr, das Schwert Lenins hatte ihn zum Sieger gemacht. Wozu aber die Last des roten Kreml weiter ertragen, der nur verlangt und nichts gibt?

„Wenn wir den Weg unsrer russischen Wirtschaft" — schreibt der Diktator — „nicht... bis ins Kleinste richtig vorzeichnen, damit wir dem Bauern bald für sein Getreide Waren liefern können, wird er sagen: Du bist ein prächtiger Kerl, hast unser Vaterland verteidigt, und drum haben wir dir gehorcht. Mach' aber, daß du wegkommst, wenn du nicht wirtschaften kannst! Seid gewiß, das wird der Bauer sagen."

Ob Uljanow im Geiste seines Meisters Marx handelte, als er die alleinige Führung der Bolschewiki ausrief — wer weiß es?

Die Situation und nicht die Lehre zwang ihn dazu. Die Theorie ist nur die Landkarte eines Wanderers im Gebirge. Das Leben zeigt immer neue Spitzen, Wege, die einladen, Gletscher, die mit Verderb drohen. Papiere mit eingezeichneten Pfaden können aufmerksames Schauen nicht ersetzen. Die Bücher der Lehrer sagten ihm, was Staatsmänner vor Karl Marx im Grundriß schon wußten: Interessen bewegen Schichten, Hunger bleibt Hunger, kein Sophismus und kein Versprechen verwandeln einen halben Laib Brot in einen ganzen. „Klassen" — erklärt Lenin — „können nicht betrogen werden ... Unsre Weltanschauung, unsre ... Erfahrungen ... machen es uns zur Pflicht, alle Fragen offen und rückhaltlos zu behandeln... Wir... müssen... aussprechen, daß das Bauerntum mit der Form des gesellschaftlichen Verhältnisses, die sich bei uns herausgebildet hat, unzufrieden ist, daß es diese Form nicht will, und nicht so weiter existieren wird... Wir sind genügend nüchterne Politiker, um offen zu erklären: Das muß geprüft und geändert werden.".

Lenin fühlte sich wie ein Spaziergänger auf einer Wiese voller Kletten, meinte aber, durch gespannteste Aufmerksamkeit der spröden Pflanze entschlüpfen zu können.

Alle Schichten der Bevölkerung sangen ihr Gebet, nirgends war aber die Melodie der Internationale zu hören; höchstens in Kasernen, Polizeistuben, in kommunistischen Parteipalästen, bei Begrüßung ausländischer Freunde und Kostempfänger. Er schien den schweren Sieg nach dreijährigem Kampf an allen Fronten nur deshalb errungen zu haben, um jetzt der Macht entsagen zu müssen. Die Herrschaft wurde wieder einsam.

Eine Diktatur im überlieferten Sinne wird in einer solchen Lage nur noch blutiger. Uljanow versuchte aber, den Knoten der Widersprüche durch Politik zu lösen.

Auf der Kanzel der Theorie stehend, hatte er einst im Smolny verkündet, daß zum Triumph des Glückes einige Monate notwendig seien, dann sprach er im Kreml von zwei bis drei Jahren, jetzt meinte der Führer: „... Aber ihr begreift sehr wohl, daß die Beschaffung von Dampfpflügen und Maschinen und die Elektrifizierung eines so riesigen Landes ganz sicher nicht weniger als Jahrzehnte gebrauchen wird."

Seine Pflicht schien es ihm, in dieser langen Zeit der Öde die Partei durch Gewalt und Kompromisse an der Macht zu erhalten. Die Kompromisse waren gefährlich? Der Kampf mit Koltschak und Denikin auch!

In Lenins Bewußtsein hatte die Verschiebung des Glückstermins keine Bedeutung. Der Kommunismus muß doch einmal die Tore der Seligkeit öffnen, Ungeduld plagte ihn nur während dreißigjähriger Opposition. Jetzt war der Herrscher von der Passion des Spielers erfüllt, der auf die erlösende Karte hofft, den grünen Tisch nicht verlassen will.

Die Menschen, für die die Erde zur Wildnis wurde, konnten nicht seine Zähigkeit haben. Er sah zwar die Not der Bevölkerung, gab den Untertanen Recht, dadurch konnten aber die Hungrigen nicht satt werden.

Als Lenin die ersten Schritte auf dem Wege neuer Kompromisse machte, sausten vor St. Petersburg Kugeln feindlicher Kanonen: Kronstadt.

Hier fochten keine Armeen der Entente, weder Wrangel noch Denikin, sondern Matrosen und Soldaten der Festung, in deren blauer Bucht Uljanows Segel einst zu schwellen begannen. Die Rebellen gehörten nicht mehr zur alten Mannschaft, zur Palastgarde der Bolschewiki, denn die ehemaligen Freunde dieser Insel hatten ihre Liebe zum Aufruhr teuer und ohne Klage bezahlt.

Die neuen Kronstädter waren Bauern aus dem Gebiet des Schwarzen Meeres.

Die Kunde der Revolte erhielt Lenin während des grade tagenden Kongresses seiner Partei. „Ich besitze noch nicht die letzten Nachrichten" — sagte er — „aber zweifle nicht daran, daß dieser Aufstand ... in den nächsten Tagen liquidiert sein wird ... Wir werden jedoch die politischen und wirtschaftlichen Lehren aus diesem Ereignis gründlich studieren ..."

Vor allem aber mußte der Trotz der Festung gebrochen werden. Ihre Radiostation durfte nicht mehr funken, im Chor so vieler Ungeduldiger nicht weiter Hoffnungen erwecken. Kronstadt war der Eingang zu St. Petersburg. Schon suchten alle geschlagenen Generale Platzkarten auf Schiffen, die nach Finnland und Skandinavien fuhren; England wollte in kurzem die Flotte im Baltischen Meer manövrieren lassen. Die Klügsten unter der Million Emigranten verbargen ihr Ziel, sprachen nicht mehr von Restauration und nahmen alle Losungen der Matrosen an.

Lenin dachte, die Mannschaft zu zertreten. War die Stadt im Aufruhr auch eine Stadt im Recht? Um so größer die Gefahr!

„Was würde ein erfolgreicher Aufstand bedeuten?" — fragte er die versammelten Freunde. — „Der Übergang der politischen Macht aus den Händen der Bolschewiki in die eines ... Verbandes verschiedenartigster Elemente, die ein wenig mehr rechts, vielleicht sogar ein wenig mehr links als die Bolschewiki zu stehen scheinen. Derart unklar ist die Summe der politischen Gruppierungen, die in Kronstadt versucht haben, die Macht an sich zu reißen."

Was Kronstadt will, den Abbau kommunistischer Versuche, das kann und darf nur ich selbst tun, dachte der Diktator und ließ sich auf keine Verhandlungen ein.

Das schon seit Jahren bestehende Regime hatte seine Militärschüler, seine ergebenen Formationen. 1917 wurden auf Lenins Befehl Offiziersschulen errichtet. Die Jünglinge hießen Kursanten. Nach Uljanows Anweisung hätten sie ebenso willig Karl Marx wie Zar Nikolaus den Zweiten erschossen. Der Herrscher wollte nicht warten, bis die Newamündung zwischen St. Petersburg und Kronstadt vom Eise befreit sein würde. Auf der weißen Fläche marschierten die jungen, eben ausgelernten Vorgesetzten gegen die gepanzerte Burg. Sie konnten keine Artillerie anwenden, denn die Kruste war zu dünn. Stumm eilten die Truppen vorwärts. Die Disziplin gab wie ein gemeinsamer Gürtel Halt.

Grausam war die helle Einöde: Keine Mauer, kein Baum, keine Grube zum Schutz! Kronstadt konnte so gefahrlos auf die Angreifer schießen, wie ein Jäger auf Hasen.

Oft brach das Eis. Dann spritzte das Wasser hoch auf, und lange Reihen der Stürmenden verschwanden in den Spalten. Von der Küste aus begann immer wieder der Lauf, bis die Stummen des Regimes das gegnerische Gestade erobert hatten.

Der Erfolg war für die Sieger schmerzlicher als für ihre Feinde. Aus der Lieblingsschar des Kreml vertilgte er ganze Menschenwogen. Die Beute waren Matrosen, die geschrien hatten: Räte ohne Kommunisten, neue Sowjetwahlen! und Bauernsöhne, die den freien Handel verlangten.

Lenin nahm die Losung „freier Handel" als Trophäe, sagte, diese Forderung müsse Wirklichkeit werden.

Bisher trösteten sich die Kommunisten mit dem Gedanken, der Bauer sei zwar Besitzer, der Grund und Boden gehöre jedoch dem Staat; denn die Früchte ländlicher Arbeit würden vom Kreml für die Allgemeinheit beschlagnahmt, es herrschten Monopol und Höchstpreise.

Der Landmann wußte nicht, daß er nur Pächter sei, kümmerte sich wenig, wie man ihn in Moskauer Thesen nannte; er war Herr im schäbigen Heim und schimpfte über unerträgliche Ablieferungen. Jetzt löste Lenin auch die letzten Brocken der Theorie auf und schrieb: „Der Bauer muß die Gewißheit haben, daß er eine bestimmte Menge Getreide abzugeben hat, während er das übrige für seinen geringen Austauschverkehr verwenden kann ... Es ist für uns von der allergrößten Wichtig-

keit, dem Bauer die Möglichkeit einer gewissen Freiheit im lokalen Austausch einzuräumen, die Zwangsablieferung durch eine Steuer zu ersetzen, damit der Kleinbesitzer besser berechnen kann..., um dem kleinen Erzeuger die günstigsten Bedingungen zur Entfaltung seiner Kräfte zu bieten..."

„Freiheit des Umsatzes bedeutet Freiheit des Handels. Freiheit des Handels aber bedeutet zurück zum Kapitalismus. Freiheit des Umsatzes und Freiheit des Handels bedeutet Warenaustausch zwischen einzelnen, kleinen Landwirten..."

Durch Gesetz bestätigte Lenin die Unverletzlichkeit des Besitzes auf dem Lande; durch Gesetz verbot er die Versuche kommunistischer Gemeinwirtschaft im Dorfe.

Die weiße Brandung des kleinen Eigentums hatte den Kreml überflutet. Die Bauern siegten unter Führung Lenins gegen Lenin.

Die Kritik von Hans Siemsen

„Ohne meine Hilfe", sagte der Nagel, an dem das Gemälde aufgehängt war, „wäre der Stand der Malerei beträchtlich niedriger."

Wie wird man Kritiker?

Indem man seinen grade „jeweiligen" Beruf aufgibt, zu einer Zeitung geht und sagt: „Hören Sie mal, ich möchte gern Kritiker werden". Wenn dann die Zeitung „ja" sagt, dann ist man Kritiker.

Irgend eine Art von Vor- oder Ausbildung wird nicht verlangt. Kann auch nicht verlangt werden. Weil es keine gibt. Wissen und Kenntnisse machen nicht den Kritiker. Oder ist der, der viel weiß und kennt, ein Kritiker? Und der, der sehr viel weiß, ein guter Kritiker?

Kritik, wie wir sie kennen, ist weder eine Wissenschaft noch eine Technik. Wäre das, was wir unter Ästhetik verstehen, eine Wissenschaft, so könnte die Kritik eine angewandte Wissenschaft sein. Aber diese Art von Ästhetik gibt es nicht. Denkbar wäre sie. Denkbar wäre Ästhetik als formale, normative Wissenschaft. Sie würde dann (in der bildenden Kunst etwa mit Hilfe der Mathematik) erklären können, weshalb eine Linie oder eine in zwei Teile geteilte Fläche (mit Hilfe der Physik oder auch Chemie), weshalb bestimmte Farben und Farbenzusammenklänge — bestimmte Vorstellungen oder Gefühle in uns erwecken. — Aber diese Art von Ästhetik gibt es nicht.

Gibt es überhaupt Ästhetik? Eine Wissenschaft ist sie nicht. Eine Technik auch nicht. Was ist sie? Ein willkürliches Gemengsel von Historie, Philosophie, Psychologie, Geschmack und Urteil. Und was wir als „Kritik" kennen, ist nichts andres als die aus solchem Gemengsel entstandene Privatmeinung jenes Herrn, der nun grade mal „Kritiker" geworden ist, weil eine Zeitung „ja" gesagt hat.

Was aber geht mich die Privatmeinung dieses Herrn an?

Meinungen sind interessant oder bedeutungsvoll als Äußerungen interessanter oder bedeutungsvoller Persönlichkeiten. So wäre es immerhin interessant, die Meinung Hindenburgs,

Hamsuns, des Boxers Schmeling oder des Dalai-Lama über die Charell-Revue, über Shaw oder über die Bilder von Picasso zu vernehmen. Interessant nicht etwa, weil da Hindenburg über Shaw urteilt, sondern weil er mit diesem Urteil über sich selbst urteilt.

Die Privatmeinung jenes Herrn aber, der nun grade mal Kritiker geworden ist, ist nicht einmal interessant. Möglich, daß er ein amüsanter, witziger, kluger Mensch ist, der amüsant und klug zu schreiben versteht. Dann wird, was er schreibt, erfreulich, vielleicht gar wertvoll zu lesen sein. Aber je besser er schreibt, desto gleichgültiger wird sein, worüber er schreibt, desto gleichgültiger seine Meinung, sein Urteil, seine Kritik und ob er mit dieser Kritik „Recht" hat oder behalten wird. Nicht was er schreibt, wird wichtig sein, sondern wie er schreibt. Nicht, weil er Kritiker ist, wird man ihn lesen, sondern weil er ein amüsanter Mensch ist.

Wenn er wirklich schreiben kann, wird er sogar „überzeugend" schreiben und wir werden ihm vielleicht seine Meinung, sein Urteil, seine Kritik glauben. Er wird uns dann „verführen", seiner Meinung zu sein. Aber was ist damit erreicht? Was ist damit erreicht, daß ein anständiger alter Jude katholisch wird? Oder damit, daß ein Leser Karl Mays nunmehr Franz Werfel liest? Und wenn schon was erreicht wäre, was hat das mit Kritik zu tun?

Jemand, der schreiben kann, kann wohl Reklame machen für den und gegen jenen, oder sagen wir: er kann eine Gemeinde für oder auch gegen jemanden sammeln. Aber ist das Kritik? — Proselytenmacherei ist es! Missionsarbeit, Erziehungsversuch, Propaganda. Das ist gewiß nicht wenig und ganz gewiß nichts Verächtliches. Aber diese Art von Kritik ist nur für das Publikum wichtig. Der Künstler und seine Werke werden von ihr überhaupt nicht berührt.

Und da liegt der Hase im Pfeffer! Denn wirkliche Kritik hätte ja eine ganz andre Aufgabe. Wirkliche Kritik sollte dem was sagen, den sie betrifft. Nicht denen, die dabeistehen und zuhören.

Wem von allen Kritisierten aber hat die Kritik schon wirklich mal etwas gesagt? Etwas, was er selber nicht schon wußte? Etwas, was er nicht ebenso gut oder besser erfahren könnte, erfahren hätte aus einem x-beliebigen Gespräch, von seiner Scheuerfrau, seinem Freund, der Bankier, seiner Freundin, die garnichts ist? — Fragen Sie mal einen Schauspieler, Dichter, Maler, wie oft ihn eine offizielle, berufsmäßige Kritik gefördert, wie oft sie ihm etwas Nützliches, Neues über sich, sein Werk, seinen Weg gesagt hat! Und was wohl, glauben Sie, hatten Beethoven, Mozart, Cézanne, Corinth, Hamsun, Wedekind, Viktor Arnold oder die Pawlowa der Kritik zu verdanken?

Etwas Reklame vielleicht, etwas verspäteten Ruhm im besten Falle. Aber Belehrung? Erkenntnis? Förderung ihrer Arbeit und ihrer Kunst? Im Gegenteil! Was wäre aus ihnen geworden, wenn sie der offiziellen, berufsmäßigen Kritik gefolgt wären?

Die Pyramiden, die gotischen Dome, die chinesische Plastik, die Werke von Giotto, Shakespeare, Bach, fast alles, was wir an ganz großer Plastik und Malerei kennen, entstand in Zeiten, die berufsmäßige Kritik überhaupt nicht kannten. Diese Art von Kritik ist eine ziemlich junge Erfindung. Was hat sie geleistet? Garnichts! Oder ist die Malerei, die Plastik, die Musik, die Dichtung so viel besser geworden, seitdem es berufsmäßige Kritiker gibt? Im Gegenteil!

Schuld der Kritik? Nicht einmal das. Die Kritik ist ja garnicht so wichtig und so mächtig, wie sie tut. Oder ist etwa unser Theater, das Theater von heute, das Drama, die Musik, die Malerei von heute, — sind sie auch nur im entferntesten so, wie die Kritiker unsrer Zeit (seit zwanzig, dreißig, vierzig Jahren an der Arbeit) es gewünscht, gefordert, sich vorgestellt haben? Nicht die Bohne! Nichts hat die Kritik erreicht, erkämpft, geschaffen. Sie kann auch garnicht. Sie hat gar keinen Einfluß. Auf das Publikum — und sein Urteil? — jawohl, da hat sie einen gewissen (aber überschätzten) Einfluß. Auf den Künstler und sein Werk? Auf die Entwicklung der Kunst? Nicht den geringsten! Gibt es irgend einen ernsten, wichtigen, wertvollen Maler, Dichter, Dramatiker, der gläubig, willig, ernsthaft die Kritik beachtet? Je bedeutender er ist, desto gleichgültiger wird sie ihm sein, muß sie ihm sein. Was sollte sie wohl ihm und seinem Werke geben? Etwa das, was sie äußert, damit Herr Piepenbrink und Frau es Sonntags früh beim Kaffee lesen? Was geht das den Künstler an? Die Kritik kann ihm den Erfolg und das Geschäft vermasseln. Sie kann auch Reklame für ihn machen, ihm eine Gemeinde gewinnen. Aber was hat das mit seinem Werk und seiner Leistung zu tun?

Kritik, wie wir sie kennen, ist keine Kritik. Wirkliche Kritik kann nur dem Werke gelten und nur für den geschrieben werden, der es schuf und weiter schaffen soll. Die „Bearbeitung des Publikums" ist eine ganz andre, eine Aufgabe, die nichts mit Kritik, aber sehr viel mit Pädagogik, Erziehungs-, Bildungs-, Missions-Arbeit zu tun hat. Die heut übliche Kritik aber hat sich zwischen diese beiden Aufgaben gesetzt, die nichts miteinander zu tun haben. Sie will dem Künstler und Dichter raten und helfen (so gut sie es versteht) und sie will zugleich das Publikum bearbeiten. Sie will dem Künstler und zugleich Herrn Piepenbrink was sagen. Geht das? Nein, das geht nicht!

Der Kritiker muß wählen! Will er Döblin, Hamsun, Picasso was sagen? Oder Herrn Piepenbrink? Die Wahl ist leicht. Döblin, Hamsun, Picasso wird er (das ist oben schüchtern aber überzeugend angedeutet) herzlich wenig sagen können. Sie wollen es auch garnicht wissen. Aber Herr Piepenbrink will es wissen. Und ihm kann der „Kritiker" vielleicht wirklich einiges erzählen. Aber er sollte sich dann auch ganz auf Herrn Piepenbrink einstellen und ganz direkt zu ihm sprechen! Und nicht, um sich vor Piepenbrink wichtig zu machen, so tun, als spräche er zu Hamsun — der garnicht zuhört.

Überhaupt: die Wichtigtuerei! Das ist das schlimmste! Weshalb soll nicht einer Kritiken schreiben, wenns ihm Spaß macht, und er sogar dafür bezahlt wird? Aber wichtig? Wieso wichtig? Kunst, Malerei, Literatur, Musik — das alles ist selbst ja schon garnicht so wichtig — zwischen Wirtschaft, Politik, Klassenkampf, Hunger und Liebe, Tod und Leben. Und nun gibt es Tausende und Abertausende, die „Kritiker" geworden sind, und davon leben, daß sie über diese an und für sich schon ziemlich unwichtigen, selten wichtigen, ganz selten lebenswichtigen Dinge schreiben und Herrn Piepenbrink zu ihrer Meinung bekehren wollen. Ist das ein Beruf?

Da sitzen sie — ein-, zwei-, dreitausend in ganz Deutschland! Und wieviele sind darunter, die überhaupt auch nur in jene Kategorie gehören, von der ich die ganze Zeit gesprochen habe? Die schreiben können? Die so schreiben können, daß es einerlei ist, worüber und ob sie über einen Theaterabend, ein Fußballmatch oder einen Zigarettenstummel schreiben? Die schreiben können — und die deshalb, nur deshalb schließlich auch mal „Kritiken" schreiben dürfen, oder das, was man dafür hält. Wieviel von dieser Sorte sind unter den dreitausend? Zehn? Zwanzig? Fünfzig?

Dreitausend sitzen da — und lauern. Und wenn etwas in ihr „Ressort" fällt, dann kommen sie hervor, dann sind sie da und schreiben: Kritik! Kritik! Kritik! — Warum? Weshalb? Was soll das? Wozu ist das gut? Wem nützt, wem hilft das?

„Wichtigkeit!" sagt der Berliner.

Die Riesen von Alfred Polgar

Aus dem neuen Band der gesammelten Schriften Alfred Polgars, der unter dem Titel „Ich bin Zeuge" demnächst bei Ernst Rowohlt erscheinen wird.

Wo sind sie hingekommen, die Starken, das gigantische Geschlecht der Möbelpacker und Klavierträger, die friedevolle Seitendeszendenz Fasolts und Fafners, langsam und schwer und sicher, den Kindern und Mägden hold, nicht achtend der Zentner, dampfend von Gutmütigkeit und Wein und Schweiß und Knaster? Nicht mehr wuchtet ihr Stamm auf der Erde Rücken.

Es waren ganz große Männer. Sie trugen blaue Schürzen und struppige Schnurrbärte und zwei dezimeterlange Taschenmesser. Mit ihnen sprengten sie Kisten und spalteten Bretter und schnitten Speck und kratzten den Pfeifenkopf leer. Sie hatten braune Glatzen und rote Stirnen und brummelten in einem ganz tiefen Baß vor sich hin. Oft unterbrachen sie das leichte Spiel ihrer schweren Arbeit und gingen frühstücken. Tropfenden Schnurrbarts kehrten sie wieder, die Stirn um etliches röter. Schwer dröhnte ihr Schritt. Mit Langmut duldeten sie, daß die Kinder sich im Fangspiel an ihren Beinen wie an Bäumen festklammerten oder mit den Möbeln hochtragen ließen.

Meistens hießen sie Karl.

Einem fiel, als er niesen mußte, das Klavier auf den Fuß. Er brummelte unwillig. Der andere sagte: „Seit wann bist du denn gar so heikel?"

Sie hatten Bärenkräfte und Seehundsgesichter und den Paßgang des Elefanten und ein Bernhardinerherz und ein Menschenschicksal. Wenn sie ihren Knacks weghatten und nicht mehr schleppen konnten, warf sie der Herr hinaus, und die Kilofresserin Tuberkulose biß sich an ihnen fest.

Dem Kinde waren sie Wesen aus Fabelland. Sie lebten gewiß nicht in Zimmern, sondern in Höhlen und hatten einen mächtigen König, dem sie die Feinde erschlagen mußten.

Gewissermaßen stimmte das ja auch.

Wo ist es hingekommen, das Zyklopengeschlecht der Möbelpacker und Klavierträger?

Es zog vor Jahren aus, seinem König die Feinde zu erschlagen und sich dabei von ihnen erschlagen zu lassen.

Von denen, die zurückkamen, sind ein paar Ringkämpfer geworden und essen das schweißgetränkte Brot des „Löwen von Barcelona" oder eines „Champion von Celebes".

Die andern wollen nicht mehr in Höhlen wohnen und hinausgeschmissen werden, wenn sie den Knacks weghaben. Das ganze Volk, nicht nur die Riesen, das ganze Volk, das schleppt und zieht und trägt, brummelt unwillig.

Es muß ihm etwas auf den Fuß gefallen sein.

Worüber die Klavierbesitzer den Kopf schütteln und vorwurfsvoll fragen: „Seit wann bist du denn gar so heikel?"

Flaggenfriede von Theobald Tiger

Da, wo die Spitzen der Behörden,
sich zeigen, um gezeigt zu wörden,
in den großen Hotels:
Da weht vom Dach jetzt frisch und munter
das neue Ding von Weimar runter —
A la vôtre! Your health!
Der Demokrat ruft freudig: Sieg!
Und der Fremde staunt in der Republik.

Nur du stehst grollend noch bei Seite
und hältst es für deine persönliche Pleite,
o du echt deutscher Mann!
Du bist gekränkt und schwer beleidigt:
dich hätten sie doch nicht vereidigt —
böse siehst du sie an.
Und beizend weht das Privileg
wie englische Sauce in dein Steak.

Mußt an die Flagge dich gewöhnen,
darfst sie nicht schmähen und nicht höhnen,
du holdes Schaf.
Dahinter stehn dieselben Richter,
dieselben Spießer und Vaterlandsdichter,
gehorsam und brav.
Hab vor dem Tuch nur keine Bange!
Erkenntnis dauert bei dir lange.
Dann merkst du nach geraumer Frist:
daß es ganz genau,
daß es ganz genau,
daß es ganz genau dasselbe ist.

Die rote Laterne von Harry Kahn

Gewitzte Dramaturgen und Direktoren sollten mißtrauisch sein gegen Stücke, in denen mit diesem Requisit gearbeitet wird. In den allermeisten Fällen erweist es sich als ein Stop-Signal für den ehrlichen Wirkungswillen und den guten Geschmack auf dem Theater. Aber immer noch ersprießlicher, weil kurzweiliger, wenn die rote Laterne vor den Fenstern einer einsamen amerikanischen Eisenbahnstation geschwungen wird, um die knalligen Effekte von drei Schauerakten zu erhöhen, als wenn sie einen Prolog, neun Bilder und einen Epilog lang über einer französischen Freudenspelunke baumelt, um symbolische Funktionen zu erfüllen. In jenem Fall hat man dann wenigstens das Vergnügen des zweistündigen Rätselratens, ob die bezaubernde Zappligkeit und die immer liebenswürdig bleibende Schnoddrigkeit von Curt Bois im Dienst des Verbrechertums oder der Polizei steht. Ein „Geisterzug", der nur an der Grenze von Kanada und den Vereinigten Staaten verkehrt und die Leute im Warteraum einer weltverlornen Haltestelle, deren Namen schon an Brandy erinnert, verstört, hat natürlich weniger mit Spirits als mit Spirituosen zu tun. Das muß jedem erwachsenen Zuschauer, der mal was von Prohibition gehört hat, schon aus dem Theaterzettel aufgehen. Aber die Gerissenheit von Mr. Arnold Ridley ist der seiner Schnapsschmuggler so kongenial, daß man sich, zumal bei der — von Erich Pabst im Berliner Theater auch nicht entfernt erreichten — Präzision, mit der in London und New York solche Reißer inszeniert werden, die Riesenhaftigkeit seiner Aufführungsziffern erklären kann.

Der pariser Erfolg von Simon Gantillon ist nicht so leicht verständlich. Ob die Sensation mehr in der recht künstlichen und kindlichen Aufhöhung der Marseiller Hafendirne Bella zur mißverstandenen „Maya" (wir schreiben das: Maja, was ein wienerisch-allzuwienerischer Übersetzer nicht zu wissen braucht) der buddhistischen Philosophie zu suchen ist oder in dem für die französische Bühne allerdings ungewöhnlichen Marcrot-Milieu, mag dahingestellt bleiben. Immerhin hatte selbst der Epicier in der Provinz Zeit, von Maupassant bis Charles-Louis-Philippe, zwischen „Maison Tellier" und „Bubu de Montparnasse", sich die moralische Gänsehaut vor der Laterne mit der roten Sieben abzugewöhnen. Wie dem auch sei, diese „Maya" ist nichts weiter als ein stofflicher Ableger von Wedekind und ein stilistischer Spätling des Expressionismus. Das heißt: so präsentiert sie sich uns und muß sie sich jenen Franzosen präsentieren, die in der europäischen Dramatik beschlagen sind. Aber deren Zahl ist ja, wie die Dinge des geistigen Austauschs zwischen den europäischen Völkern nun einmal liegen und wie sie trotz allen gutgemeinten Ver- und Besuchen noch lange liegen werden, höchst geringfügig. Für die Franzosen ist Simon Gantillon sicher ein ebenso origineller, moderner Mann wie Gaston Baty, sein in unsern Kammerspielen gastierender Regisseur. Wer je eine Klassikervorstellung in der Comédie Française erlebt hat — noch in den Nachkriegsjahren —,

der begreift, als was für wagemutige Bilderstürmer, als was für tollkühne Traditionszertrümmerer Gantillon und Baty an der Seine erscheinen müssen.

Man braucht an der Spree nicht in pharisäischem Zweifel daran zu verfallen, ob es ihnen Ernst ist um die Erneuerung der dramatischen und theatralischen Ausdrucksformen. Aber sehr ernst nehmen können wir ihre Bemühungen wahrhaftig nicht. Gantillon wirft Akteinteilung und Handlungseinheit zum alten Eisen; Baty versucht, vom Primat des Rezitativen, das die romanische Regie lähmt, los- und zur Synthese von Text und Figur, von Bild und Seele zu kommen. Das ist gewiß sehr löblich. Aber ganz abgesehen davon, daß damit erst eine Station erreicht wäre, an der wir schon geraume Zeit stehen: er erreicht sie selbst gar nicht. Von einer „Retheatralisierung des Theaters", wie sie, bezeichnend und erfreulich genug, dieser junge französische Regisseur ersehnt, kann in seiner „Maya"-Aufführung beileibe noch keine Rede sein. Das was er da zeigt, ist eher das strikte Gegenteil davon: die Vorstellung ist glattweg langweilig. Trotz vielen geistreichen Einzelheiten; trotz einem Massenaufgebot guter und bester Schauspieler. Wo die Arbeit an ihnen nicht konventionell bleibt, überwertet sie (expressionistisch!) die Hauptkomponente einer Person. Das wird am deutlichsten und verhängnisvollsten bei der Trägerin der Titelrolle. Else Eckersberg, schon physisch wenig befähigt zu einem Weibwesen, das ein Bauernmädchen Fanny gewesen sein und zu einer Art Allmutter Gäa aufwachsen soll, wird in eine schleppende Monotonie und eine schläfrige Melancholie hineingezwungen, die vermutlich stilisierend gemeint, aber nicht einmal rührend ist, sondern die Gestalt nur zu einer noch verwascheneren Allegorie macht, als die sie schon von ihrem Dichter geschaffen ist. Weder Der noch Jener zeigen sich also einstweilen als Unsterbliche, denen es gegeben ist, verlorene Kinder aus dem Bereich der roten Rampen-Laterne in die himmlische Region der großen symbolischen Kunst zu heben.

Zahlen und Wahlen von Morus

Etatüberschreitungen der Reichswehr

Allen trauernden Steuerzahlern, ganz besonders aber denen, die in ihren Geschäftsberichten, auf ihren Generalversammlungen und Verbandstagungen unaufhörlich über die drückenden öffentlichen Lasten klagen, die geziemende Mitteilung, daß unsre liebe Reichswehr auch im vergangenen Jahr nicht mit ihren Etatmitteln ausgekommen ist. Die 722 Millionen Mark, die das Parlament zum Unterhalt dieses zwergenhaften Gebildes ausgesetzt hatte, haben leider nicht gelangt. Dabei war man doch schon einigermaßen vorsorglich gewesen. Vor dem Kriege kostete die Bewaffnung der deutschen Armee rund 75 Millionen Mark im Jahre. Für die Reichswehr, die ziffernmäßig noch nicht den siebenten Teil des alten Heeres darstellt, hatte man gleich 83 Millionen, dazu noch 10 Millionen für Lagerung und Frachtkosten, 3½ Millionen für Pionierkampfmittel und ein paar kleinere Posten, also rund 100 Millionen für „fort-

laufende" Waffen- und Munitionsbeschaffung ausgesetzt. Daneben 48 Millionen „einmalig" für die gleichen Zwecke — ungerechnet die Ausgaben für die Marine. Diese bescheidenen Summen, glaubte weiland Seeckt, würden reichen, um 100 000 Mann, die weder Flugzeugbomben noch schwere Artillerie haben, das Schießen zu lehren.

Mit altpreußischer Sparsamkeit hat die Heeresleitung versucht hauszuhalten. Aus einem Jahr in das andre wurden die Etatposten geschoben und von einer Position auf die andre. Aber die Zeiten waren zu schwer. So können wir denn in dem Rechnungsbericht für das Jahr 1926 lesen, daß trotz allen Anstrengungen die Reichswehr sich noch 10 Millionen nachbewilligen lassen mußte und die Marine noch 5 Millionen extra. Um aber irrigen Gerüchten vorzubeugen, daß die Reichswehr etwa unnütze Rüstungsausgaben mache, hat das Reichswehrministerium seiner Rechnungslegung einige Begründungen zugegeben. Etwa dafür, daß sie zwei Millionen mehr für die Herstellung von Stahlgeschossen verbraucht hat:

„Beschaffung usw. der Munitionsbestände.

Bei Veranschlagung der für Übungsmunition im Haushalt eingestellten Mittel war die Anfertigung der für Übungszwecke erforderlichen Geschosse aus dem billigen Grauguß vorgesehen. Bei Durchführung der Entwaffnungsnoten hat aber die Kontrollkommission trotz aller Einsprüche die Anfertigung von Graugußgeschossen nicht zugestanden, vielmehr die Anfertigung dieser für Übungszwecke bestimmten Geschosse aus Stahl gefordert.

Der Haushaltsansatz für Graugußgeschosse betrug:	1 993 723 RM.
Dagegen beliefen sich die tatsächlichen Gesamtkosten für Stahlgeschosse auf	3 993 683 RM.
Mithin Mehrverbrauch für Stahlgeschosse .	1 999 960 RM.

So zwingt uns der Erbfeind, in Gestalt der Interalliierten Kontrollkommission, zu immer neuen Rüstungsausgaben. Aber er treibt es noch ärger. Hört und staunt: 11 Millionen waren bereits im ordentlichen Etat als einmalige Beihilfe für die Einrichtung von Waffen- und Munitionsfabriken und zum Ankauf von Kriegspatenten vorgesehen. Statt dessen wurden fast 13 Millionen verbraucht, „weil auf Verlangen der Interalliierten Militär-Kontrollkommission der Gesamtausbau der für die Herstellung von Artilleriegeschoß- und Minenhüllen zugelassenen Fabrik, der Deutsch-Luxemburgischen Bergwerks- und Hütten-A.-G., beschleunigt durchgeführt werden mußte." Tja, tja, so ist nun mal der böse Feind. Einmal zwingt er die arme Reichswehr dazu, teurere Übungsmunition anzuschaffen, und das andre Mal verordnet er raschere Modernisierung der Munitionsfabriken. Und da reden die Leute noch, das Geld der Reichswehr würde für Filmsubventionen verplempert...

Die Finanzierung der Reichstagswahl

Trefft Ihr in den Wandelgängen des Reichstags hurtige Männer mit sorgenvoller Miene, so wißt Ihr: das sind die Kassierer der Parteien, die noch nicht ahnen, wo sie das Geld für die nächste Wahl hernehmen sollen. Daß man diesem Parla-

ment, ebenso wie dem vorigen und dem vorvorigen, ehe die Wahlzeit erfüllet ward, das Lebenslicht ausblasen wird, steht bereits fest; nicht etwa nach englischem Brauch: weil man sieht, daß die Volksstimmung sich geändert hat; sondern nach guter Balkansitte: weil die Regierung eben jetzt glaubt, bei einer Neuwahl günstiger abzuschneiden, als wenn sie noch ein Jahr verstreichen läßt. Selbst die französischen Maiwahlen will man nicht mehr abwarten, wozu übrigens nach den Erfahrungen von 1924 auch gar kein Anlaß vorliegt. Die einzigen Faktoren, die noch gegen eine Wahl im Laufe dieses Winters sprechen, sind: die Kälte und die Kassierer.

Mit der Kälte würde es auch noch wie werden, obwohl Grog mehr kostet als Freibier. Aber der Kassierer kummervolle Miene beweist, daß es um die deutsche Sache immer noch schlecht bestellt ist. Nicht nur auf der Linken herrscht Ebbe: auch rechts ist die Gebelaune eingetrocknet. Die Sicherstellung der Ufa hat viel Geld gekostet, die Rückeroberung der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" aus den Händen des Finanz- und Reederkapitals war auch nicht umsonst, die Begründung gelber Werkgemeinschaften erfordert manchen Tausender. Und schließlich, was soll man sich noch für ein Parlament Unkosten machen, das so zahm ist wie der Reichstag? Die Hauptsache ist, daß man in der Verwaltung seine Leute sitzen hat, die für die gute und gerechte Sache des Kapitals Verständnis zeigen. Was aber fangen die politischen Parteien an, wenn die „Wirtschaft" nicht zahlt? Für die Deutschnationalen mit ihrem großen Heerbann und ihrer Musterorganisation mags immerhin noch reichen, aber schon einen Schritt weiter, bei der Deutschen Volkspartei, sieht es kahl und leer aus, wenn die Industrie nicht will.

Um diesem Übelstand abzuhelfen, ist Mutterns Klügster auf eine fabelhafte Idee gekommen. Zwar ist er selbst vor zwanzig Jahren, leicht beschwingt von sächsischem Industriekapital, in den Reichstag eingezogen und hat, als Parlamentarier nur seinem Gewissen, als Syndikus seinem Verbandsvorsitzenden verantwortlich, die Belange der mittlern Industriekapitäne wahrgenommen. Aber mittlerweile hat er erkannt, wie peinlich es für einen freien deutschen Minnesänger ist, von anspruchsvollen Mäzenen abhängig zu sein. 1924, als mit der Nationalliberalen Vereinigung die schwerindustriellen Geldgeber ihm die Freundschaft gekündigt hatten, verlor prompt die Deutsche Volkspartei die Hälfte ihrer Reichstagssitze. Und auch der Fall Litwin, auf sächsischem Boden ausgefochten, liegt unserm Strese immer noch ein wenig im Magen. Noch ist, in Erinnerung an jenes ominöse Konto, auf den schneidigsten Ämtern die nette Formel „S wie Gustav" in Gebrauch. So etwas sitzt und schmerzt, auch wenn schon am Lac Léman der Lorbeer baumhoch emporsprießt.

Aber Stresemann ist kein schmerzensreicher Sebastian, sondern ein Mann der beherzten Tat. So will er denn mit dem Einfluß der industriellen Großkopfeten bei den Wahlen Schluß machen. Nicht auf so schüchterne Art wie die Engländer und Amerikaner, durch Begrenzung der offiziellen Wahlfonds, son-

dern mit einer Radikalkur. Um die Parteien von ihren Geldgebern unabhängig zu machen, soll der Staat sie finanzieren; das ist Gustavs Programm. Allenfalls müssen sie sich noch für den Wahlkampf die nötigen Betriebsmittel ausborgen, aber wenn die Schlacht entschieden ist, sollen sie, nach der Kopfzahl der durchgebrachten Abgeordneten, die Kosten aus der Staatskasse zurückerhalten. Wie hoch die Quote pro Abgeordneten bemessen werden und ob man etwa zusätzliche Wahlgelder beschränken soll: das alles schlummert noch in Stresemanns Schoß. Aber die Grundidee ist da, und, so unpopulär sie auch auf den ersten Blick erscheinen mag: es ist eine Sache, über die sich reden läßt.

Außenhandels-Statistik

Man soll, in der Politik und anderswo, nicht Behauptungen aufstellen, die man nicht beweisen kann. Aber man soll auch nicht Behauptungen, die einmal im Umlauf und damit psychologische und politische Fakta geworden sind, deshalb ignorieren, weil sie einem nicht passen.

Deshalb muß einmal öffentlich über eine Angelegenheit gesprochen werden, die man privatim allenthalben hören kann, von Deutschen und von Ausländern, von Westen und Osten. Mit einem Wort: die amtliche deutsche Außenhandelsbilanz wird für falsch gehalten. Meistens sagt mans deutlicher: für gefälscht. Man glaubt nicht an die drei Milliarden Passivität, die die amtlichen deutschen Stellen herausrechnen. Es ist nicht nur das berechtigte Mißtrauen, das durch die Schwindelstatistiken der Inflationszeit großgezogen und durch die immer wieder notwendigen technischen Korrekturen der gegenwärtigen Außenhandelsstatistik wachgehalten wird. Die Ausländer berufen sich darauf, daß in ihren Statistiken die deutsche Ein- und Ausfuhr wesentlich anders aussieht, und tatsächlich erscheint nach ausländischen Statistiken die deutsche Handelsbilanz mit ein bis zwei Milliarden aktiv.

Man braucht nun gewiß nicht zu unterstellen, daß diese Zahl richtig wäre. Die deutsche Statistik kann es an technischer Präzision mit den meisten ausländischen Statistiken aufnehmen, wenn auch die natürliche Fehlerquelle der Außenhandelsziffern, die zu hohe Deklarierung der Einfuhrwerte und die zu niedrige der Ausfuhrwaren, in Deutschland wohl noch etwas reichlicher fließt als anderswo. Man braucht auch nicht gleich an grobe und bewußte Fälschertricks bei der Feststellung der Endresultate zu glauben. Aber man kann auch nicht, wies unsre Amtsmänner machen, sich gegenüber den ausländischen Berechnungen einfach tot stellen, die Differenzen lediglich auf Fehlerkonto der andern schreiben und allenfalls sich mit der Begründung aus der Affäre ziehen, daß bei uns die Frachtkosten auf der Seite der Einfuhr, drüben aber selbstverständlich die Frachtkosten der deutschen Ausfuhr zugezählt werden. Damit wird man schwerlich eine Differenz von 4—5 Milliarden Mark erklären können.

Aber warum riskiert man nicht eine genauere Nachprüfung? Die Mengenziffern müssen doch hier und im Ausland gleich groß erscheinen, und auch bei den Wertziffern könnte

man für Spezialartikel bestimmter Herkunft ohne Mühe die Frachten errechnen und in Abzug bringen. Technisch wäre es also sehr wohl möglich, vergleichbares Material zu beschaffen und der Öffentlichkeit zu unterbreiten. Oder will man uns die ausländischen Resulate aus denselben Gründen vorenthalten, aus denen man während des Krieges die gegnerischen Heeresberichte nach Kräften geheimzuhalten suchte? Dann allerdings darf man sich auch nicht wundern, wenn unsre Außenhandelsstatistik in denselben Ruf kommt wie die Heeresberichte des Generals von Stein und des Herrn Ludendorff.

Reflexionen von Rudolf Leonhard

Immer gilt es, Bekenntnis und Lehre, Gebot und Feststellung zu unterscheiden. Das gilt bis in die Lobpreisungen. „Selig sind die Friedfertigen", bei Gott soll es wohl so sein. „Selig sind die geistig Armen" — das ist keine Moral, sollte sie auch als eine gemeint sein, sondern eine Tatsache, und bei Gott, es ist so.

Niemand ist Sachlichkeit so schwer wie Jenem, dem die Persönlichkeit fehlt.

Der Begriff, der Aristokratie und Revolution verbindet, ist der der Freiheit. Keine soziale oder politische Revolution, für die nicht, wenn nicht der Grund, doch das stärkste Movens der Freiheitstrieb ist — bis in den Kern der marxistischen Dogmatik hinein. Das Gefühl der Freiheit und ihrer Unentbehrlichkeit aber lebt im wahren Aristokraten am stärksten; denn man kann es, weit über das der Befreitheit hinaus, auch positiv, ja expansiv erleben. Gefährlich aber ist der Aristokrat, der aus Ressentiment zur Revolution kommt, — wie überhaupt nicht nur der Revolutionarismus, sondern auch die Revolution aus Ressentiment die schlechteste ist.

Alles kann revolutionär, und alles kann konservativ sein: die Tugend und das Laster, die realistische Klassik und die naturalistische und supernaturalistische Romantik, die beschränkte Naturgemäßheit und die natürliche Vielfältigkeit. Die Zeiten, in denen jene revolutionär sind, sind besser, die, in denen diese so erscheinen, sind höher. Die Konservatismen und Konservationen sind immer gleich.

„Sozialismus befreit nicht nur von der Armut, sondern auch vom Reichtum!" sagte der Priester. „Er befreit nicht nur vom Reichtum, sondern von der Armut!" lachte der Revolutionär. Der Priester runzelte die Stirn. Der Revolutionär sah ihn prüfend an. Sein Mund zuckte. Dann küßte er ihn — auf die Runzeln der Stirn, und jener hüllte sich nur darum fester in den Priesterrock, um ihn jäh abzuwerfen.

Dies ist die festeste — dies ist auch die schwerste Fessel: daß man frei — immer nur außerhalb der Klassen, aber innerhalb der Konventionen der herrschenden Klasse sein kann.

Kollegialität gibt es nur, wo es zwar auch auf Qualität, aber nicht auf Richtung und Meinung ankommt. Wo dies der Fall ist, wird das Verbindende oder Trennende der Qualität überwirksam, und es gibt nur Niveaugefühl. Dieses aber, im Gebiete des Schöpferischen, mag von der Kollegialität im Gebiete des Gleichartigen lernen, wie Qualität anders als eisig sein kann, wie man kämpft, und wie man lebt.

Bemerkungen

Ein geistiger Offizier

Das Volk der Dichter und Denker hat neulich den achtzigsten Geburtstag eines Marschalls gefeiert, der sich rühmt, seit seiner Kadettenzeit bloß Militärschriften zu schmökern — also bloß solche, die in einem Kulturstaat durchweg auf die Schundliste kämen. Heut sei hier einer seiner frühern Berufskollegen gewürdigt, der nicht Schmöker, sondern Bücher liest und sogar schreibt: Generalmajor a. D. Freiherr Paul von Schoenaich.

‚Die Peitsche des August Schmidt. Zwischen Ford und Lenin. Eine leider nur zum Teil wahre Geschichte' von Paul von Schoenaich (Fackelreiterverlag Bergedorf-Hamburg); gebunden vier Mark, geheftet zwei achtzig. Der Obertitel klingt ja ein bißchen wüst; aber Leute, die hier, von wegen Peitsche, eine sadomasochistische Lese-Orgie erhoffen, kommen gar nicht auf ihre Kosten: Das Buch ist ein nur politischer Roman. Eine Utopia — freilich weder so philosophisch fundiert wie die des Thomas Morus, noch derart soziologisch fundiert wie die Heinrich Nienkamps in ‚Fürsten ohne Krone' und auch der Tendenz nach durchaus nicht so radikal, wie eine Utopia, „eine leider nur zum Teil wahre Geschichte" sein dürfte. Kerngedanke nämlich: Der alleinige Inhaber einer Spandauer Maschinenfabrik, „Demokrat im besten Sinne des Wortes" (contradictio in adjecto!), Synthese aus Lenin und Ford, liefert in praxi den Nachweis, „daß die ideale Wirtschaftsform der Zukunft nicht der reine Sozialismus und nicht die ungehemmte Privatwirtschaft sein wird, sondern die demokratisch-konstitutionelle Privatwirtschaft mit stark genossenschaftlichem Einschlag". Na... Verwirft Schoenaich die ungehemmte Privatwirtschaft, dann folgen wir ihm gerne; verwirft er auch den reinen (in jedem Sinne reinen) Sozialismus, dann bocken wir aber — zumal Schoenaich gegen diesen bloß das dürftige Argument parat hat, die Wirtschaft könne „den privaten Unternehmungsgeist nicht entbehren". Sie kann, kann, kann ihn entbehren: der Konkurrenzkampf, Spielart des „Kampfes ums Dasein", ist ja (heiliger Kropotkin!) ersetzbar durch gegenseitige Hilfe, der „Unternehmungsgeist" ersetzbar durch ... Geist; den nun freilich die Vulgärsozialisten nicht mit Löffeln essen. Allein durch die Existenz der Vulgärsozialisten wird die Evidenz der Gerechtigkeit einer sozialistischen Wirtschaft mitnichten beseitigt, die Wünschbarkeit einer Umwandlung der Privat- und Profitwirtschaft in Gemein- und Bedarfswirtschaft durchaus nicht erschüttert, der Gedanke einer Verstaatlichung der Produktions- und Distributionsmittel keineswegs widerlegt. Trübe Erfahrungen, die Schoenaich in Rußland gemacht haben mag und die Manches gegen manche Bolschewiken besagen mögen, besagen gegen die Gültigkeit der Postulate Marxens und Lenins nullkommanull. Denn erstens besagen Realitäten nie etwas gegen Ideen — sintemalens grade der Sinn der Ideen ist, Realitäten zu ändern; und zweitens: wie die russische Revolution 1905 nur mißglückt ist, um zwölf Jahre später zu glücken — warum soll nicht zwölf oder mehr Jahre nach Rußlands Revolutionierung . . . Rußlands Durchsozialisierung glücken? Eher und leichter glückt Schoenaichs leninistischer Fordismus oder fordistischer Leninismus in Deutschland bestimmt nicht, das weiß Schoenaich selber; muß er doch seinen Helden August Schmidt erst mal in Monte Carlo kolossale Summen gewinnen lassen, damit Der sein kolossales Volkswirtschaftsexperiment überhaupt anstellen kann..

Tendenz also — na. Um so

wertvoller ist der Roman da, wo er Zustände von heut kommentarlos beschreibt. Die ganze Tragikomik der Kaiserlich Deutschen Republik: die Ja-Aber-Sinnigkeit der Demokraten, die überall bremsende Bedächtigkeit der Sozialdemokraten, die taktiklose Klamauklust der Kommunisten, die treuherzige Dofheit der Nationalsozialisten — das alles ist plastisch, farbig, großartig abkonterfeit. Eins der besten Kapitel: Die Industriellen im Klubzimmer des Hotels Adlon. „Wir wollen im Januar nach Italien. Meine Frau will einen angeblich echten Veronese besichtigen, der uns unter der Hand zum Kauf angeboten ist. Ich werde mir dieweil mal wieder das alte Monte ansehen, es soll aber kein rechter Betrieb mehr sein, lauter Kriegsgewinnler und Juden. Neulich schrieb mir ein Bekannter, er hätte den Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch dort gesehn, er ist also nicht tot, wie die Zeitungen behaupten." „Doch ein Mordskerl, wenn wir solche Prinzen gehabt hätten, wäre das Novemberverbrechen nicht möglich gewesen. Der hätte in die Bande mit Maschinengewehren hineingeknallt.' „Was nicht ist, kann ja noch werden." .... „Ob Geßler wirklich geht?" „Der Himmel erhalte ihn uns noch recht lange. So einen bequemen Minister bekommen wir nicht leicht wieder. Übrigens auch als Mensch famos, er erzählt Witze, wie ich sie sonst nur bei der Kieler Woche auf dem Meteor gehört habe. Der Kaiser lud sich dazu extra seine Clowns ein." .... Entzückend manches schlüsselromanhafte Detail: etwa wenn „das Revolverblatt ‚Wilhelmus'" zitiert wird — ratet mal, welches Papier damit wohl gemeint ist!

Nicht im mindesten mindert sich der Gesamtwert des Buchs durch die sprachlichen Schönheitsfehler, mit denen es förmlich besät ist. Daß der Autor beharrlich da ‚scheinbar' sagt, wo es ‚anscheinend' heißen müßte, und daß er in der consecutio temporum nicht ganz fest ist — mein Gott, dafür war er Offizier. Schoenaichs Roman ist ein Stück Politik, ein Stück Weltverbesserungsversuch. Mit, wie dargelegt, freilich untauglichen Mitteln. Wären sie tauglicher, wäre die Sprache des Werks nicht so kunstlos, seine Psychologie nicht so simpel, dann wärs uns unverbesserlichen Weltverbesserern ein Heiligtum ... und Schoenaich, als Romancier, ein Gott unsres polytheïstischen Himmels (neben Barbusse, Leonhard Frank, Heinrich Mann, Upton Sinclair).

Bleibt er, wie er ist — auch dann bleibt er uns „Linkern" ein guter Kamerad: ein Kämpfer auf dem andern Flügel der Roten Geist-Armee.

Franz Leschnitzer

Ein Katzenbuch

Da ist ein entzückendes kleines Buch erschienen, zu dem man einmal aus ganzem Herzen Ja sagen kann. „Katzen" von Axel Eggebrecht (bei Herbert Stuffer in Berlin erschienen). Es ist das höchste Kompliment, das ich dem Verfasser machen kann, wenn ich es ganz nahe an Alfred Polgar heranrücke. Laßt uns sehen.

Die Morallosigkeit und die Sinnlosigkeit der Katze; ihre Ungreifbarkeit und substanzlose Körperlichkeit, die leisen Funken, die dauernd aus den Pelzen sprühen und dann noch das andre ... das nicht Nennbare ...: solches ist in diesem Büchlein, das übrigens sehr reizvoll ausgestattet ist, eingefangen. „Sie gleitet", steht da zu lesen, „sie gleitet zwischen den Fugen unsres undichten Lebens hindurch" — das ist gut. Jedes Stück der kleinen Sammlung ist eine Kostbarkeit: der witzige historische Abriß, wie hübsch ist die Langeweile umgangen, die bei einem Kapitel „Die Katze von Karl dem Großen bis auf die Gegenwart" herandroht! Katze und Kind — Katze und Blumen: diese Seite 79, fünfzehn Zeilen

lang, ist eine echte kleine Perle. Eine sehr schöne Katzengeschichte sowie die Katze in der Menschenschlächterei des Krieges — welche Fülle von bildkräftigen Sätzen! Die Katze im Film ... die Katze und das Wasser — das ist so rein, so unverbildet, und doch gebildet, so neu, es glänzt vor Neuheit und Frische. Die Katze und ihr Traum (Karl Vallentin hat einmal gesagt: „Was die Tiere träumen, das werden wir nie wissen. Sie können es nicht sagen. Nur der Papagei ..."). Und nur ein einziges Kapitel hätte ich noch stärker, noch tiefer, noch böser gehabt. Es ist das über „Grausames Spiel".

Ja, die Katze ist ein Tier, das gern in Schubladen schläft — zum Beispiel in der Schublade, wo gleich nebenbei der Blutrausch liegt. Eggebrecht zeigt gut auf, wie die Katze nicht grausam ist, es ist ihr Leben, das da, sie tut das mit jener unheimlich glatten und kalten Sachlichkeit, die den einer Hinrichtung beiwohnenden Sadisten (o Sprache!) erschauern läßt. Es geht wie bei einer Nähmaschine ... Halt ein! Hör doch, du! Hast du ein Herz? Aber die Maschine schnurrt.

Die Katze ist das Irrationale, also hat sie der Deutsche nicht, wohl aber der Franzose nötig. Der Deutsche hat zum Ausgleich für Keyserling den rational braven Hund. Der bellt sich seins, man versteht so schön, was er will, und man kann ihn ausdeuten. Die Katze versteht kein Mensch ... „Angstvoll wie in unergründliches Wasser starren wir in den Spiegel unsrer Verlassenheit und frieren."

Ein Buch voll japanischer Zartheit und einem fast englischen Humor, leise, geschmackvoll und von einer hohen, gepflegten Sprachkunst. Sie sollten, Katzenkenner, jedes Jahr ein so schönes Buch schreiben, und jedes Jahr ein umfangreicheres. Die feine Hitze des Gehirns, die Formgewandtheit, die leichte Geschmeidigkeit — wir haben nicht so viel Autoren, die das können. Axel Eggebrecht hat sich, leise und unhörbar, mit diesem kleinen Buch ganz vorn an die Rampe gespielt. Heraus mit deinem Flederwisch!

Peter Panter

Kaweraus Denkschrift

Das Schulgesetz hat die Schule wieder aktuell gemacht: auch diese Frage ist ja, wie alles seit 1922 sanft ad acta gelegt worden. Je mehr man in der Stille über Einzelfragen nachgrübelt, umso brennender wird die Erkenntnis, daß es mit dem Einzelnen nicht getan ist — und daß die Hoffnungen für ein Ganzes auf lange Sicht begraben sind. Schulreformen? Erst müssen die einzelnen, die Eltern, die Lehrer, die Schüler reformiert sein. Die Grundlage ist eine Herzens- nicht (oder nicht nur) Bildungsangelegenheit; Bildung hier in dem Sinne der großen encyklopädischen Vorbereitung zur Revolution hin genommen. Gewiß: auch diese Bildung — Umbillung — muß vorbereitet werden. Aber sie geschieht in der Stille, und die Arbeit an ihr ist vielleicht noch entsagungsreicher als alle andre Kleinarbeit, die heute zu tun ist.

Einen scheinbar kleinen Teil dieser Arbeit hat einer der saubersten, fleißigsten und zielbewußtesten Köpfe unter den Schulreformern unternommen: Siegfried Kawerau: Denkschrift über die deutschen Geschichts- und Lesebücher, vor allem seit 1923. Es ist von grundlegender Wichtigkeit: denn es gibt zum ersten Mal eine lückenlose Zusammenstellung des Materials, ist scharf in der Kritik und bemüht sich, die Ansätze neuen Strebens zu zeigen; vor allem zeigt es die Zusammenhänge zwischen dem Schulbuch und der allgemeinen, dem politischen Zustand unsrer Tage zugrunde liegenden Geistesverfassung an Hand der in 12 Kapiteln untersuchten, wichtigsten Fragen der aktuellen Politik und der dieser zugrunde liegenden Geschichts-

tatsachen. Da begegnen wir, im Schulbuch, allem, was nachher in den Leitartikeln vor allem der Provinzpresse (die eine ähnliche Untersuchung verdiente) seine Blasen schlägt: von der bösartig verallgemeinernden Charakteristik („Verschlagenheit ist ein Grundzug des japanischen Charakters", „Politisch ist der Durchschnittsrusse unreif", „Rücksichtslosigkeit und Gewalt hat England allen bekämpften Völkern gegenüber bewiesen, wo es das nur konnte") über die peinlichen Fragen deutscher Grenzpolitik (Polen, Elsaß, Schleswig) der bekannten Verhimmelung der wilhelminischen Zeit zu den, für neue Geschichtsauffassung besonders wichtigen Fragen der Kriegsursachen, bei der natürlich fast durchgehends die Schuld auf England abgeschoben wird, der Kriegsschäden, Friedensvorschläge während des Krieges, Dolchstoß, die „großen Männer", Kolonialfragen usw. Die Versuchung, hier aus allen diesen Kapiteln wenigstens Stichproben zu geben, ist groß: doch würde der Wert dieses Buches dadurch nur beschränkt werden. Denn es will genau so sorgfältig wie es gearbeitet ist, gelesen sein und gehört auf den Schreibtisch aller, die an den heutigen Zuständen (nicht nur der Schule) interessiert sind. Es ist ein handgreifliches und erschöpfendes „Lexikon der deutschen Mentalität der Nachkriegszeit".

Wichtiger erscheint, hier auf drei Tatsachen hinzuweisen, die durch das Buch besonders einleuchtend hervortreten: das katholische Schulbuch ist im Durchschnitt schlechter und auch politisch rückschrittlicher als der Durchschnitt der andern, es gefällt sich besonders in bösartigen Verallgemeinerungen der oben angeführten Art und gibt allen Tendenzen der Reaktion, nicht nur in Fragen des Kulturkampfes, bedingungslos Vorschub, ja es übertrifft sogar in der Impertinenz seiner Haltung die meisten, eingestandenermaßen deutsch-nationalen Verfasser. Vielleicht klärt diese Tatsache manchen, der sich über manches in der Haltung des Zentrums noch wundert, auf und verhütet eine Wiederholung des Falles Marx. Zum andern: das Lese-, Realien- und Geschichtsbuch für Mittel- und Volksschulen ist im Durchschnitt schlechter, oberflächlicher, reaktionärer als das für die höhern Schulen: und zwar nicht nur, soweit es sich (aus materiellen Gründen) um ein Durchschleppen der noch vorhandenen Vorkriegsbestände handelt, sondern auch und vor allem in Neuauflagen und Neuerscheinungen. Drittens, und diese Feststellung erscheint besonders interessant: der Durchschnitt methodisch reformierter, den Forderungen nach einer Umstellung des Verhältnisses zwischen Lehrer und Schüler gerecht werdenden Lehrbücher ist bedeutend höher als man anzunehmen geneigt ist: er beträgt mehr als die Hälfte. Es zeigt sich also, daß es mit der Methode allein nicht gemacht ist, sondern daß auch bei den modernsten Methoden die Gefahr politischen und kulturellen Hinterweltlertums nicht berichtigt ist und daß die Versuche eines „wortfreien Geschichtsunterrichts" wie sie vor allem an einigen Landerziehungsheimen (dem Verfasser dieser Zeilen sind vor allem einige derartige Versuche an der Odenwaldschule und in Wickersdorf bekannt) oft, um nicht zu sagen meistens, das Gegenteil von dem erreichen, das sie erreichen sollten. Von hier bis zu dem Hindenburgkult einer sich demokratisch gebenden Presse ist nur ein Schritt. Es ist ein großer Vorzug dieses Buches, daß es auch auf diesen Teil der Erziehungsfragen unvoreingenommen und sachlich hinweist.

J. M. Lange

Busonis letztes Werk

Der Glaube des ergrauenden „Künstlers an ein mit seinem Werke eintretendes musikalisches Rinascimento, als dessen Giotto

er sich fühlt, hat in seiner fanatischen Überzeugtheit etwas Erschütterndes" — schrieb 1922 in ihrem Buch über Ferruccio Busoni seine gläubige Schülerin Gisella Selden-Goth. Das Werk, das seine und der neuen Zeit Erfüllung bringen sollte, war noch in Arbeit damals: die Partitur seiner Faust-Oper. Unvollendet mußte er sie hinterlassen. Von der Hand Philipp Jarnachs, des feinen Musikers, einfühlsam ergänzt, ist sie dennoch als ein Ganzes an die Nachwelt gelangt, die wir für ihn geworden. Rinascimento? Tragische Erfüllung eines Daseins, das sich in Vorläufigem ausgab und, fortschreitend von Vorstufe zu Vorstufe, sich im Ringen um Endgültigkeit verzehrte. „Gib mir Genie, und gib mir auch sein Leiden, auf daß ich glücklich werde wie kein andrer" — es war Busonis, wie seines Faust, sehnsüchtigstes Verlangen; Genie für die entscheidende Tat am Ende des Lebens. Ist er, doch noch, wie kein andrer glücklich geworden? Dem von Gewissen Besessenen, mit Wissen, Können, Wollen zum Höchsten Gerüsteten blieb eben dies Eine: wahrhaft schöpferisches Genie, bis zum Schluß versagt.

Dem Musiker wie dem Dichter. Mit Goethe will sein Doktor Faust nichts zu tun haben. (Wie seine Turandot nicht mit Schiller beladen war.) Nichts von gesungener Philosophie; und auch nichts von gefühlvoll verweilender Lyrik; sublimiertes Puppenspiel. Aber dem Denker, der es diesmal so mittelalterlich-einfältig meint, fehlt doppelt die Kraft, ins Naiv-Gestalterische vorzustoßen; Faust stirbt, ohne lebendig geworden zu sein.

„Was ich verbaute, richte du grade, was ich versäumte, schöpfe du nach —" spricht zu seinem toten Kind, ins Leben es zurückrufend, der sterbende Faust; spricht hier der sterbende Busoni zum kommenden Musikergeschlecht. Alles ist, als These und Vision, in seinem letzten Werk enthalten, was, zu Schlagworten vergröbert und verflacht, die Musiker dieses unruhbedürftigen Nachkriegs-Jahrzehnts bewegt und verwirrt hat. Doch diese Jugend, der er vertraute, hat all seine Lehren in einem Tempo ad absurdum, nämlich ins Absurde geführt, daß er, der Meister, heute schon die Welt nicht mehr verstünde.

Ein wenig einsam, tiefsten Respekt gebietend, steht heute, drei Jahre nach Busonis Tod, sein Faust auf der deutschen Opernbühne. Die Aufführung in Berlin, obgleich kein Serienerfolg damit zu holen ist, war eine ehrenvolle Selbstverständlichkeit. Die Staatsoper, zurzeit durch die Nöte ihrer Betriebsinflation gehemmt, bietet dafür, unter Blechs und Hörths Führung, ihre besten Kräfte und ihre schönsten Stimmen auf, voran den tenoral leuchtenden Bariton Herbert Janssens, der in der stärksten Szene des Abends obendrein die dankbare Aufgabe hat, Gretchens als Soldat und brav zu Gott eingehenden Bruder musikalisch zu rehabilitieren.

Klaus Pringsheim.

Somme-Film in London

„In every country there are a number of governing men, statesmen, soldiers naval men, and diplomates who seem to possess abnormal homicidal tendencies, and who play with horrible instruments of death and destruction like children playing with razors."

Am Abend des Tages, an dem diese Worte bei der Eröffnung des Gewerkschaftskongresses in Edinburgh gesprochen wurden, fand in London die Erstaufführung des seit langem vorbereiteten und angekündigten Sommefilms statt. Um es vorwegzunehmen, — dieser Film ist der furchtbarste und realistischste aller Militärfilme, aber er ist trotzdem die niederträchtigste Verherrlichung des Mordes und gleichzeitig eine widerliche Deutschenhetze. Wenn es in England noch eine liberale öffentliche

Meinung gibt, dann kann sie diesen Film nicht unwidersprochen vorführen lassen. Nach dem brausenden Beifall des Publikums beim Abschuß eines deutschen Fesselballons, bei der „Ausräucherung" eines deutschen Unterstands zu urteilen, wird der Film hier bis tief in den Winter hinein laufen dürfen.

Der Film beginnt, wie alle Kriegsbücher beginnen: mit strategischen Betrachtungen, Kartenskizzen, Aufmarschplänen. Ich weiß nicht, ob sich die Würmer in Tommy Atkins Leiche sehr dafür interessiert haben, aber das gehört ja dazu und richtet weiter keinen Schaden an. Aber was dann kommt, das ist fürchterlich: In aller Naivität wird der Krieg dargestellt, Trommelfeuer, Sturmangriff, Minen und Maschinengewehre. Einmal sieht man, wie die Tommies mit vorgestrecktem Bajonett in einen Graben hinunterspringen; das vorige Bild hatte gezeigt, daß unten deutsche Soldaten standen . . . Manchmal fallen ein paar Angreifer um, — kein schönerer Tod ist hier auf Erden. Aber dann greifen Tanks ein; aus dem Nebel über einer trostlos steinigen, zerlöcherten Erde schieben sie sich vor, springen manchmal über einen Granattrichter, so wie Haifische aus dem Wasser aufschnellen. An einen deutschen Maschinengewehrunterstand wälzen sie sich heran, tasten ihn mit ihren Maschinengewehren ab, dann rollt der Tank über den Unterstand hinweg, und die Stützen knicken um, Stacheldraht, Steingeröll, Holz- und Eisensplitter werden zu einem Klumpen zusammengepreßt. Darunter sind zwei Menschen. Hier ist der Tank von unten aufgenommen worden, langsam schiebt sich die leise zitternde Stahlmasse über das ganze Bild. An den Raupenschleppern hängt etwas; Gestein, Draht, vielleicht auch etwas Menschenfleisch? Hinter den Tanks dringen lachend wieder die Engländer vor, es macht auch zu großen Spaß. Und dann springen sie in die Gräben hinunter, werfen eine Handgranate in einen Unterstand; so, das wäre gesäubert, weiter, weiter. Die Engländer siegen überhaupt unaufhörlich, da kann keiner standhalten.

Die deutschen Soldaten kommen schlecht weg in diesem Spiel. Mit einer Gehässigkeit und einer Niedertracht wie auf jenen alten Kriegskartons werden die deutschen Typen ausgesucht, dicke versoffene Hunnengesichter, die Offiziere selbstverständlich mit blitzenden Pickelhauben. Ach, hat denn niemals ein Engländer mit unsern Offizierstypen Bekanntschaft gemacht? Ich möchte nicht behaupten, daß die wirklichen Typen viel sympathischer sind als jene Karikaturen, aber sie sehen akkurat so aus wie die englischen Offiziere dieses Films, und das sollte zu denken geben, ob man nun den Typ schön findet oder nicht. Ebenso erstaunlich wie widerlich ist die Siegesbegeisterung dargestellt. Da kriecht aus einem der mit Handgranaten gesäuberten Unterstände ein Tommie hervor, und an seinem Koppel hängen fünf oder sechs Pickelhauben: die Rothaut kommt mit den Skalps der Weißen vom Marterpfahl zurück.

Eine bemerkenswerte Neuerung weist dieser Film auf: Ein mit dem Viktoriakreuz ausgezeichneter Kanadier, der den Krieg überstanden hat, stellt in einer Episode seine eigne Heldentat dar. Man denke sich das aus: Dieser Mann hat einmal das ganze Grauen, den Todesschweiß wirklich gefühlt, hat sein Leben für eine Heldentat einmal aufs Spiel gesetzt; und jetzt macht er die ganze Szene noch einmal vor, vor Jupiterlampen und einem gemalten Horizont, eine Heldentat-Attrappe.

Viermal an jedem Tag wird dieser Film vorgeführt, viermal an jedem Tag wird er begeistert beklatscht. Viermal wieviel Tausenden wird dieser Film zur Ursache des Todes werden? Ein Heldenlied? Eine Niedertracht.

Wolf Zucker

Wie strafe ich mein Kind?

Sehr verehrte Frau M.! Es gibt eine Antwort. Mit dem Rohrstock auf den gewissen Körperteil, den unser Herrgott dem Mädel im südlichen Rückenviertel als einzig richtige Erziehungsfläche gegeben. Die Rute ist geeignet und auch nur auf die entblößte Sitzfläche für Kinder in den ersten Lebensjahren. Später ist sie nicht mehr fühlbar genug, wie auch das Verhalten Ihrer Tochter beweist. Nehmen Sie den Rohrstock, und seien Sie nicht zaghaft in der Bestrafung, so werden Sie schnell die besten Wirkungen sehen, und Ihr Mädel zu einem Menschen erziehen, der gelernt hat, sich zu beherrschen und sich seiner Verantwortung bewußt zu sein. Das aber sind die Menschen, die das Leben bestehen, und die unser Vaterland braucht. Als Mutter von vier Kindern, Mädel und Jungen, und in der Erziehung reich erfahren, ist mir noch nicht ein einziger Fall bekannt geworden, in dem der Rohrstock versagt hat. Hört man erzählen, daß auch Prügel nicht geholfen hätten, so wird man in jedem Fall feststellen können, daß sie nicht empfindlich genug gegeben wurden ... Die mehr oder weniger häufige Anwendung des Rohrstockes hängt naturgemäß allein von dem Verhalten bzw. dem mehr oder weniger dicken Fell des Kindes ab, aus welchem Grunde es auch vollkommen abwegig ist, zu sagen, man soll nur selten strafen. Es kann in einer Woche, ja an einem Tage, mehrere Male notwendig sein, es kann in Monaten nicht notwendig sein. Streng und gerecht, konsequent und nicht nach Launen muß die Erziehung des Kindes sein, um tatkräftige, wahrhafte und so wirklich frohe Menschen zu schaffen. Dies allein ist eine wahre, liebevolle Erziehung. Bestehen aber bleibt, trotz aller modernen Erzieher, das Wort: Der Schmerz ist der wichtigste Lehrmeister des Kindes. Frau Dorle

„Fürs Haus" vom 9. Oktober

Düstere Pläne

Seit dem Kriege ist in Amerika der Wunsch rege geworden, Deutschland wieder in großem Maßstabe zu besuchen. Im März schon wird der Verband der Elektrophysiotherapists, d. h. derjenigen Ärzte, die die Elektro-Medizin zu ihrem Spezialstudium gemacht haben, in Deutschland einen Kongreß abhalten.

B. Z. am Mittag

Die Kostprobe

„Du, Ede ist ja im ersten Hotel abgestiegen."

„Da hat er sich verschrieben, das soll heißen eingestiegen."

Diese kleine Probe aus der neusten Nummer der „Jugend" soll Sie verleiten, das ganze Heft zu lesen, Sie werden es nicht bereuen.

Zeitungsanzeige

Liebe Weltbühne!

Ich unterhalte mich mit dem Gefängnisdirektor über die sexuelle Not der Gefangenen. Allen Angriffen weicht er aus und verschanzt sich hinter seinen Paragraphen. Schließlich muß er doch zugeben, daß fünfundneunzig Prozent alles Elends in den Gefängnissen, aller Tragödien der Bestraften in ihrer sexuellen Not wurzeln. Aber zu allen Abänderungsvorschlägen schüttelt er den Kopf.

„Könnte man nicht in gewissen Zeitabständen die Besuche der Frauen der Gefangenen so einrichten, daß sie längere Zeit in einem besondern Raume allein miteinander verbringen können?"

„Ausgeschlossen. Soviel Aufsichtsbeamte haben wir gar nicht."

„Aber es soll ja grade niemand dabei sein. Das geht doch auch ohne Aufsichtsbeamten."

„Nein. Das läßt sich nicht machen. Selbst wenn es Gesetz wird, geht es nicht."

„Und warum?"

„Weil wir in den Strafanstalten keine Chaiselongues haben."

Antworten

Unglücklicher Vater. Man hat Ihren Sohn in die Fürsorgeerziehung gesteckt? Das ist bitter. Und Sie fragen nun, ob zu befürchten stände... Es steht allerhand zu befürchten. Und Sie fragen, warum ein Teil der Fürsorgeanstalten so verkommen und so schlecht verwaltet seien, und warum die Zöglinge wehrlos in die Hand der willkürlich schaltenden Beamten gegeben seien... Haben Sie den Prozeß in Landsberg an der Warthe nicht gelesen? Da haben Sie Deutschland. Da haben Sie seine Justiz. Da haben Sie seine Beamten. Die Jungen haben dort den Anstaltsleiter verhauen, Einrichtungsgegenstände zerstört, sich sehr schlecht betragen — und selbst, wenn die Anstaltsleitung, was anzunehmen ist, ein gerüttelt Maß Schuld trifft, mußten sie bestraft werden. Nun sehe man sich aber diese Urteile an! Acht Monate Gefängnis! Ein Jahr vier Monate Gefängnis! und so fort. „Zur Wahrung der Disziplin." Und wenn die sinnlosesten Quälereien vorangegangen sind: ein deutsches Gericht schützt allemal die Disziplin. Auch die verkommenste. Auch die unsinnigste. Auch die unsittliche — grade die. Und nicht eher werdet ihr dieser Richterkaste Herr werden, bis nicht...

Sanitätsrat Dr. Magnus Hirschfeld. Sie wollten in Düsseldorf einen Vortrag halten über die „Sexuelle Krise". Der Vortrag war wochenlang angekündigt, doch am letzten Vormittag wurde Ihnen plötzlich der Tonhallensaal verweigert und die Veranstaltung damit hinfällig gemacht — eine unerhörte Rücksichtslosigkeit nicht nur gegen Sie, sondern auch gegen die Hunderte, die schon lange Eintrittskarten gelöst hatten und von dem Verbot nichts ahnten. Ähnliches haben Sie im heiligen Köln erlebt und deshalb an die rheinische Presse einen Protest gerichtet, den wir hier im Auszug wiedergeben: „Der Vortrag, über dessen Inhalt man sich zu unterrichten an zuständiger Stelle nicht für nötig befand, bot für diese Verweigerung in letzter Stunde keinen Anlaß. Ich habe denselben Vortrag mit gleicher Überschrift vor einer Woche völlig unbeanstandet in Hamburg gehalten und vorher in Berlin und vielen Städten des In- und Auslandes, ohne daß jemals in den zahlreichen Besprechungen der Presse der streng wissenschaftliche Charakter und hohe sittliche Ernst meiner Ausführungen in Zweifel gezogen war. Davon ausgehend, wie sehr sich innerhalb der letzten Jahrzehnte auf den verschiedenen Gebieten des menschlichen Geschlechtslebens (Stellung der Frau, Eherecht, Frage der sexuellen Aufklärung, Berücksichtigung eugenischer Gesichtspunkte bei der Höherpflanzung des Menschengeschlechts, Bekämpfung der Prostitution und der Geschlechtskrankheiten, Sexualrecht) die Anschauungen geändert haben, begründe ich, weshalb wir von einer sexuellen Krise sprechen dürfen und wäge die verschiedenen Auffassungen in sachlicher, vorsichtiger Weise gegeneinander ab. Ich stütze mich dabei auf die Grundsätze des von mir geleiteten Instituts für Sexualwissenschaft: „Statt wer ist schuld, fragt, was ist schuld" und „Statt Hilfe Verbot heißt Steine statt Brot". Im wesentlichen wird in diesem Vortrage das Gleiche behandelt, was auf der Gesolei-Ausstellung in Düsseldorf in der eugenischen Abteilung Millionen von Besuchern bildlich vorgeführt wurde, zum Teil mit Material, das aus unserm Institut für Sexualwissenschaft stammte. Als ich gestern früh in Düsseldorf eintraf, freute ich mich, noch nichts ahnend, als ich an den hiesigen Anschlagsäulen neben den Ankündigungen von meinem Vortrag die des Kaplans Fahsel las, der Ende der Woche in dem gleichen Saale der Tonhalle ein verwandtes Thema (Ehe und Eros) behandeln wollte, ich freute mich, daß so dem düsseldorfer Publikum die Gelegenheit geboten war, sich über diese lebenswichtigen Probleme aus der Kenntnis verschiedener Anschauungen ein selbständiges Urteil zu bilden. Ich bin gewiß sehr dafür, daß

Herrn Kaplan Fahsel gestattet wird, seine Auffassungen vom menschlichen Geschlechts- und Liebesleben klarzulegen, aber warum verbietet man mir das Gleiche, der ich seit 35 Jahren grundlegende wissenschaftliche Arbeiten über dieses Gebiet verfaßt habe, viele Bücher veröffentlicht habe, von denen kein einziges der Beschlagnahme verfiel und während dieser Zeit in Deutschland und im Auslande über 1500 Vorträge gehalten habe, von denen kein einziger nachträglich zu Strafverfolgungen Anlaß gab?" Ja — die guten Väter von Düsseldorf halten Herrn Fahsel eben bekömmlicher für ihre Schäflein als einen Mann der Wissenschaft. Aber so wirds bald nicht nur in Düsseldorf sein.

Rechtsanwalt Dr. Karl Schönberg, Berlin. Sie senden uns einen Aufruf: „Ein Verleger für Else Lasker-Schüler wird gesucht!" und schreiben dazu: „Es bleibt festzustellen, daß die Werke der Dichterin recht eigentlich brachliegen. Künstlerischer Wert und wirtschaftlicher Erfolg stehen in unvereinbarem Gegensatz. Die Gründe dieser Erscheinung mögen hier unerörtert bleiben. Der Wunsch eines Wechsels des Verlages besteht. Auch die Möglichkeit anderweiter Unterbringung der Verlagsrechte ist gegeben. Ein neues Manuskript der Dichterin liegt druckreif vor. Es mag hier auf eine Äußerung Gerhart Hauptmanns hingewiesen werden: „Wäre ich Verleger, ich würde froh sein, Ihre Werke erwerben zu können." Sicherlich wird es der Nachwelt grotesk erscheinen, daß trotz solcher Äußerung ein Verleger für diese Dichterin nach mancherlei vergeblichem Versuch im Wege des öffentlichen Aufrufs gesucht wurde. Indessen, die Tatsache besteht. Gesucht wird ein Verlag, der gewillt und imstande ist, die gesamten Werke Else Lasker-Schülers — Veröffentlichtes und Unveröffentlichtes — in wirksamer Weise zu vertreiben, und der eine Gewähr dafür gibt, daß die wirtschaftliche Existenz der Dichterin in gewissem Umfange sichergestellt wird." Wir hoffen, daß dieser Appell nicht ein zweites Mal nötig sein wird und erklären uns gern bereit, Zuschriften an Herrn Dr. Schönberg weiterzuleiten.

Friedensfreund. Die erste deutsche Ponsonby-Aktion, eine Sammlung von Unterschriften der Kriegsdienstverweigerer, hat folgendes Ergebnis gehabt: Veranstaltet wurde die Aktion von den Organisationen des Sächsischen Friedenskartells in der Kreishauptmannschaft Zwickau, und zwar vom 8. Mai dieses Jahres bis zum 5. Juli. Durch Aufrufe, Versammlungen und Hinweise in der Presse wurde die Erklärung vorbereitet, die besagte, daß die Unterzeichner „der Überzeugung seien, daß alle Streitigkeiten zwischen den Völkern entweder durch diplomatische Verhandlungen oder durch irgendeine Form internationaler Schiedsgerichtsbarkeit geschlichtet werden können", und daß demgemäß der Unterzeichner sich weigere, jede Regierung zu unterstützen, die zu den Waffen greifen sollte, ganz gleich, ob der Krieg als Angriffs- oder als Verteidigungskrieg oder als Exekutionskrieg des Völkerbundes geführt werden solle. Die Helfer, die sich der Aktion zur Verfügung gestellt hatten, taten einen aufopfernden Dienst: für viele war die Möglichkeit einer solchen Verweigerung etwas völlig Neues, wer sollte es ihnen auch gesagt haben? Von rechts her ist die Aktion nicht in nennenswertem Maße bekämpft worden. Die Lehrer haben sich nur beteiligt, soweit sie auch sonst schon politisch tätig waren; Geistliche haben sich überhaupt nicht beteiligt, ein sehr schönes und klares Zeichen für die wahre Natur dieses Staatschristentums; die Beamten und die kleinen Gewerbetreibenden machten nur mit, soweit man sie nicht beobachtete. Sie hatten Furcht. Am stärksten beteiligte sich die Arbeiterschaft, woraus zu ersehen, daß die flaue Taktik der SPD falsch ist. Die KPD hat der Aktion entgegengearbeitet. Trotzdem haben zahlreiche Kommunisten, auch Vorsitzende von Ortsgruppen, unterzeichnet. Die

Behörden haben sich ordnungsgemäß, ruhig und neutral verhalten. Die Kosten der Gesamtaktion betrugen etwa achttausend Mark. Der Erfolg bestand in 86 842 Unterschriften. Von den 196 000 Listen sind 150 000 zurückgegeben worden. Unter den Unterzeichnern sind besonders viele Frauen, was ein sehr erfreuliches Symptom ist. Die erste deutsche Ponsonby-Aktion ist nicht nur ein Zeichen der saubern Gesinnung und des Fleißes ihrer Veranstalter, sondern vor allem ein Fanal für den Skeptizismus: es geht. Es geht, wenn man nur will.

Fleißiger Leser. Sie sind ein Freund von Kuriositäten und dabei ist Ihnen der folgende Bericht des Herrn Landgerichtsdirektors Doktor Daffis über den diesjährigen Vertretertag des Preußischen Richtervereins in Kiel in die Hände geraten. Der Herr Landgerichtsdirektor referierte also: „Der Abend vereinte alle Teilnehmer mit Vertretern der Stadt, der Universität und der Reichsmarine zu einem gemeinsamen Essen im Kaiserlichen Yacht-Klub, dessen vornehme Räume eine besonders festliche Stimmung schufen. Herrliche Gemälde von Bohrdt und Salzmann grüßten die Gäste von den Wänden und erweckten in ihren Darstellungen wehmütige Erinnerungen an unsre frühere Marine und deren Heldentaten. Der von Kriegsschiffen fast entblößte Hafen — es lagen nur die Linienschiffe „Elsaß" und „Baden" und das kleine Schulschiff „Nixe" vor Anker — erweckte von neuem wehmütige Erinnerungen an frühere und schönere Zeiten. Eine gewisse Befriedigung gewährt dafür die Besichtigung der Holtenauer Schleusenanlagen, der größten der Welt. Durch den genußreichen Abend waren alle in so vergnügte Stimmung gekommen, daß viele sich nicht trennen und manche nur schwer nach Hause finden konnten. Um ihre Weltkenntnis zu bereichern, damit man den Richtern den Vorwurf der Weltfremdheit nicht machen könne, nahmen nicht wenige der Richter noch die verschiedensten „Sehenswürdigkeiten" des Kieler Nachtlebens in Augenschein. Die Mitglieder der Vereinigung der Preuß. Staatsanwälte schlossen sich den Erkundigungszügen der Richter in voller Harmonie an, und man gönnte den Staatsanwälten bei dieser Gelegenheit gern ausnahmsweise die Aufstellung von „Mindestforderungen"! Am nächsten Morgen fanden sich trotz aller Anstrengungen des vergangenen Tages und des Abends alle Vertreter wieder vollzählig zu emsiger Arbeit ein. Die Anwesenden folgten mit ungeteilter Aufmerksamkeit den Verhandlungen und es wurden bedeutsame Beschlüsse gefaßt." Wie aber sehen diese bedeutsamen Entschlüsse aus? Einmütig abgelehnt wurde die Abschaffung der Todesstrafe, dagegen für einen spätern Zeitpunkt gefordert: Bestimmungen über die Unfruchtbarmachung entarteter Individuen. Selbstverständlich ist alles zwischen Stresemann und Höllein entartet. Angenehme Aussichten.

Korvettenkapitän Canaris. Was macht Ihr spanischer Kursus? Hoffentlich befinden sich alle lieben Teilnehmer wohl und munter. Lassen Sie bitte bald von den Fortschritten hören. Wir bezahlens ja.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152 zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto Berlin 11958.
Bankkonto Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Stalin und Trotzki von Carl v. Ossietzky

„Auch Sowjetrußland hat dem Proletariat nicht das gehalten, was es versprochen hatte. Die schwerste Enttäuschung, die es ihm zugefügt hat, ist die Haltung der regierenden Partei gegen seine frühern mit ihr verbündeten Freunde und revolutionären Mitkämpfer... Für sie hat sich wenig geändert, seit der Zarismus gestürzt wurde... Mit welchem Recht fordert Ihr von den kapitalistischen Regierungen Freilassung aller proletarischen politischen Gefangenen, solange bei Euch, wo der Wille des Proletariats den Zarismus beseitigte, noch proletarische Brüder ... hinter Zuchthausmauern festgehalten werden..."

Das steht nicht irgendwo in einem verlästerten sozialistisch-demokratischen Zeitungsblatt, sondern in einer Manifestation freier, nicht parteigebundener Sozialisten, die großenteils dem anarcho-syndikalistischen Gedankenkreis angehören. Wir nennen hier nur Henriette Roland-Holst, Rudolf Rocker und Erich Mühsam. Störend wirkt nur, daß man sich auch hier Frau Karin Michaelis als Anstandsdame zugelegt hat. Warum?

Aber die Manifestation ist ein schneidender Klageruf — ‚J'accuse' von Ultralinks. Der hochoffizielle Parteikommunismus, der gern etwas bramsig auftritt, muß sich daran gewöhnen, daß er heute nicht mehr die äußersten Linksplätze frequentiert. Die Gruppen von Ausgestoßenen und grollend Geschiedenen stehen ihm im Rücken. Vielleicht sind diese Sezessionen ziffernmäßig gar nicht stark, die Tatsache, daß linkerhand noch etwas da ist, drängt sacht und kaum wahrnehmbar nach rechts. Wo die kommunistischen Häupter heut auftreten, schreit ein erregter Chorus: „Verräter, Verräter!" So schrie einst Spartakus gegen USP, vorher USP gegen SPD, und, vor grauen Zeiten die Sozialdemokratie gegen die bürgerliche Demokratie. Dieser Tage hat in Berlin eine Versammlung von Opponenten den redlichen Pieck, der ausgeschickt war, sie zu belehren, rauh angefaßt. Wie lange wird es dauern und Höllein wird reden wie Otto Wels...

Der Mann, der diesen nützlichen Klärungsprozeß verhindert, ist der Herr Oberreichsanwalt Doktor Werner. Wenn die unsinnigen Verfolgungen endlich aufhören, wird man sehen, daß Spartakus schon lange ein gestärktes Vorhemd trägt.

*

Diese Kämpfe sind aber nur Reflexe innerrussischer Auseinandersetzungen. Da die moskauer Diktatur die Redefreiheit rationiert, werden die Gegensätze unglücklicherweise erst im Ausland richtig ausgetragen. So kommt es, daß Köln-Nippes plötzlich „für Trotzki" ist, wähernd Köln-Kalk treu „zu Stalin hält" und den bedingungslosen Hinauswurf von Köln-Nippes fordert. Die Kommunisten in Deutschland und überall hätten besseres zu tun als das zu Ende zu pauken, was in Rußland nur halb gesagt wird. Denn die Fragen, die die russische

Partei spalten, gibt es anderswo überhaupt nicht; sie hängen nur mit der jetzt ein Jahrzehnt bestehenden und lebendig wirkenden Herrschaft zusammen. Moskau, das ungemein geschickt operiert hat bei der Behandlung kolonialer und halbkolonialer Völker, versagte stets bei der Leitung der europäischen Bruderparteien. Anstatt die Parteien auf eignem Boden selbständig wachsen zu lassen, hat es sich willenlose Trabanten ziehen wollen, stumme Diener; und es ist kein Wunder, daß viele davon, die jetzt endlich die Zunge gefunden haben, sie zunächst benutzen, um den Meister zu verfluchen, dem sie ihre Golemexistenz verdanken. Wenn die Russen, die für die Wiedererrichtung ihrer Wirtschaft so viel Vivazität und saftvolle Energie einzusetzen hatten, nur endlich darauf verzichten wollten, die für die Praxis nicht brauchbaren Parteigrößen als Priester und Tempelhüter der reinen Lehre anzustellen! Als Präpositus der Dritten Internationale ist auf den unsagbaren Sinojew zwar der bedeutendere Bucharin gefolgt. Aber im Grunde ist da kein größerer Unterschied, als daß Bucharin durch die linke Tür bugsieren läßt, während sein Vorgänger die rechte bevorzugte. Diese Theoretiker ruinieren das Proletariat, sie treiben es in die Eisfelder der Abstraktion; ihr motu proprio hetzt die Arbeiter gegeneinander und läßt sie endlich glaubenslos und politikmüde liegen.

*

Was in der deutschen Kommunistenpartei nur wie ein Gespensterkrieg aufgenötigter oder kopierter Parolen wirkt, das ist in Rußland allerdings kein Duell von kalten Theoremen, sondern ein sehr lebendiger Gegensatz, der von zwei überragenden Gestalten verkörpert wird — von Stalin und Trotzki. Man behandelt auch außerhalb der kommunistischen Reihen diese Dinge ohne Bemühung zur Realität. Man spricht entweder von persönlichen Rivalitäten beider, von Trotzkis brennendem Ehrgeiz — grade als sollte hier schon ein Muster zu einem künftigen zeitgeschichtlichen Drama von Alexej Tolstoj zurechtgeschnitten werden — oder spielt die angeblichen Programme beider gegeneinander aus. In Wahrheit ist das, was beide Teile sagen, gar nicht wägbar. Denn beide suchen sich an Radikalität zu übertrumpfen: einer wirft dem andern vor, revolutionäre Orthodoxie durch Reformismus ablösen zu wollen. Kommt hinzu, daß die Opponenten nur ein Katakombendasein führen, andrerseits aber die revolutionäre Terminologie der Stalingruppe, der herrschenden Mehrheit also, nur demagogische Bemäntelung einer faktisch opportunistischen Politik zu sein braucht. Das ist hier ganz unübersichtlich und kann darum nicht untersucht werden. Zudem ist der außenpolitische Druck auf Rußland ungeheuer. In solcher Bedrängung klingt alles laut und schrill. Weltpolitisch betrachtet spielt die englische Regierung die gleiche Rolle wie bei uns der Herr Oberreichsanwalt: sie verhindert die klare Sicht. Wir sehen nur ein gehetztes Land, wie bei uns eine gehetzte Partei.

Nein, es wäre sinnlos, die Ideologien beider Richtungen zu untersuchen. Zweck hat nur zu betrachten, was die herrschende

Gruppe darstellt und was diese und jede andre Opposition erreichen könnte. Diese Frage stellen, führt aber zu dem unbedingten Wunsch, Stalin möchte sich behaupten. Denn Stalin ist die Bestätigung, daß eine Revolution auch nur ein einmaliges Ereignis ist und deshalb nicht streckbar; und daß sie Konstruktion werden muß, wenn nicht alles wieder verloren gehen soll, was ihr Elan errang. Dabei büßt sie selbstverständlich ihren Glanz ein und gewöhnlich auch noch mehr als den Glanz. Das Rußland, wie es heut ist, das mit Eisenfaust Hunger und Anarchie niederringt und trotz der englischen Verrufserklärung, trotz den Fehlschlägen in China lebt und arbeitet, das ist Stalin. Seine Zukunft liegt beim Typus Stalin.

Denn Leo Trotzki, der Carnot der Sowjets, ist heute schon eine glorreiche Reminiszenz. Einer, den das Sentiment bestimmt, der über die große Epoche seiner Vergangenheit nicht hinwegkommt und das gleiche Lied immer spielen will. Was könnte er mit seinem buntgemischten Anhang erreichen? Wenn man seinen deutschen Anbetern glauben will, verlangt er die Wiederherstellung der „reinen Lehre" Lenins: Streichung der Konzessionen an die kapitalistischen Mächte, neue Propaganda der Weltrevolution im Stil von 1920 — kurzum, alle Rigorositäten der ersten Epoche, jener Epoche, die auch seine Glanzzeit einschließt, Rückgang auf eine Linie, die Lenin selbst in der Not der Zeit verlassen hat. Kann man zweifeln, daß dies das Ende wäre? In Westeuropa würden längst begrabene Kreuzzugspläne effektvoll wiedererstehen; kein größerer Glücksfall wäre denkbar für Churchill, den Regisseur Denikins und Wrangels. Bleibt noch die andre Möglichkeit: — Trotzki müßte sich nach Bundesgenossen umsehen, Anlehnung suchen an die Menschewiki und den Emigranten aller Art die Grenzen wieder öffnen. Ein solcher Umschwung aber würde Bürgerkrieg, mindestens bürgerkriegähnliche Zustände bedeuten, womit aber alles wieder in Frage gestellt und der rückläufigen Bewegung der Weg freigemacht wäre: von Trotzki zurück zu einem neuen Kerenski, von dem zu Miljukoff, von da, nach Putschen, ausländischen Interventionen, gewährten und zurückgezogenen amerikanischen Anleihen... zu einem neuen Zaren. Moskaus Feinde wittern das sehr wohl: obgleich Trotzki sehr radikal spricht, setzen sie überall auf ihn und am höchsten in England, dem er vor ein paar Jahren erst in einem großartigen Pamphlet die blutigste soziale Revolution vorausgesagt hat.

Trotzki verkörpert die revolutionäre Romantik, Stalin die nüchterne und keineswegs schöne Realität. Der Kontrast ist da, und daß er so böse Formen annimmt, liegt großenteils daran, daß in Rotrußlands Vokabularium das Wort Freiheit nicht gelitten ist. Die Tscheka, die sich bisher nur mit wirklicher oder angeblicher Konterrevolution befaßte, rückt jetzt den Gurgeln der verstoßenen Oberpriester bedenklich nahe. Jetzt entdeckt selbst ein Sinowjew plötzlich das ewige menschliche Recht auf freie Rede. Der nächste Schritt wird wohl der berühmte feurige Appell an das Gewissen der Welt sein. Es gibt keine heißern Demokraten als abgestürzte Diktatoren.

Der Fall Rudolf Margies von Arthur Seehof

Rudolf Margies hat, weil er aktiv an den revolutionären Handlungen der letzten Jahre teilgenommen, zweimal vor deutschen Richtern um seinen Kopf kämpfen müssen. Zweimal haben ihn deutsche Richter nicht zum Tode verurteilen können. Aber zu vielen Jahren Zuchthaus.

Rudolf Margies ist Arbeiter. Von 1904 bis 1920 war er Mitglied der Sozialdemokratie. Dann ging er zur KPD. Seine „Verbrechen" sind, daß er während des Ruhr-Krieges einen deutschen, mit den französischen Militaristen verbündeten Polizisten, der eifrig auf ihn Jagd machte, in der Notwehr niederschoß, und daß er, während des Jahres 1923, als die Inflation die großen Volksmassen zur Verzweiflung trieb, nicht nur knurrte, sondern mit denen marschierte, die der Inflationsrepublik an die Gurgel wollten. Doch es soll hier nicht über den „Tscheka"-Prozeß und auch nicht über den Bochumer „Mord"-Prozeß Margies gesprochen werden — darüber informiert eine kleine Broschüre der Roten Hilfe „Heraus mit Margies" (Mopr Verlag, Berlin) — es soll hier von dem berichtet werden, was der eine Rudolf Margies als Untersuchungs- und Strafgefangener in deutschen Gefängnissen und Zuchthäusern zu erleiden hatte und wie ist das, Herr Justizminister? — immer noch hat.

In Stuttgart wurde Margies während der Untersuchungshaft mit Spitzeln in eine Zelle zusammengelegt. „Solche Zusammenlegungen", erklärte der Direktor des Gefängnisses, der Regierungsrat Lupfer, „fanden jeweils im strengsten Einvernehmen mit dem Herrn Untersuchungsrichter statt. Der Herr Untersuchungsrichter gab die Anordnung." — Es ist das Recht jedes Angeklagten, Aussagen zu verweigern. Deutsche Richter und deutsche Strafvollzugsbehörden scheinen aber von diesem Recht nichts zu wissen. Sie bestraften Margies für Aussageverweigerung mit zwei Monaten Dunkelarrest. Während dieser zwei Monate hat der Gefangene keine Freistunde gehabt und nur minderwertige Nahrung erhalten. Auch reine Wäsche wurde ihm nicht ausgehändigt. Die Strümpfe mußte er, um ein Wundwerden der Füße zu verhindern, im Spucknapf auswaschen. Natürlich war die Dunkelzelle voller Ungeziefer. Und das gehörte offenbar zur Zelle, denn der edle Gefängnisdirektor Lupfer verbot Margies das Töten der Wanzen.

Dann war Margies längere Zeit als Untersuchungsgefangener im Bochumer Gerichtsgefängnis. Das verwaltet ein Herr Stückroth und der glaubt, alle Gefangenen wie Rekruten behandeln zu müssen. Eines Tages ließ er die Untersuchungsgefangenen antreten und erklärte: „Ich hoffe, daß auch diejenigen Gefangenen, welche sich bisher nicht an der Arbeit beteiligten, einsehen werden, daß sie nicht hierhergekommen sind, um als Tagediebe dem Herrgott die Zeit abzustehlen" Da fiel Margies dem Gefängnisdirektor ins Wort: „Wenn Sie die Unverschämtheit besitzen, mich als Tagedieb zu bezeichnen, der dem Herrgott die Zeit abstiehlt, so mache ich Sie darauf aufmerksam, daß ich Untersuchungsgefangener bin. Zur

Arbeit bin ich nicht verpflichtet und beleidigen lasse ich mich von einem Menschen Ihres Schlages nicht." Für diese prächtigen Worte wurde Margies durch die Wachtmeister abgeführt. In einem Brief, den er am 1. Januar 1927 an den Landtagsabgeordneten Menzel geschrieben hat, spricht Margies auch über die Reinlichkeit im Bochumer Gerichtsgefängnis. Da gab es monatelang keine Gelegenheit zum Baden. Angeblich funktionierte der Badeofen nicht, und die Gefangenen erhielten als Badeersatz alle sieben Tage einen halben Liter warmes Wasser. Dann fehlten der Bochumer Gefängnisverwaltung Handtücher, und jeder Gefangene erhielt nur eins. Damit sollten sie sich und die Schüsseln abtrocknen und außerdem Staub wischen. „Auf meine Beschwerde", so schreibt Margies, „wurde mir folgende Belehrung von Seiten des Herrn Stückroth persönlich zuteil. Man nimmt eine Ecke zum Abtrocknen von Gesicht und Händen, die andre Ecke zum Abtrocknen des Eßgeschirrs und die dritte Ecke zum Staubwischen." Für die vierte Ecke hatten die um die Volksgesundheit so sehr besorgten Regierungsräte also keine Verwendung.

Der Gefängnisdirektor als Zensor, das ist nun ein ganz besonderes Kapitelchen. Margies hielt das ‚Bochumer Volksblatt', eine sozialdemokratische Zeitung. Die brachte Upton Sinclairs Roman „100 Prozent". Dieser Roman war aus jener Nummer herausgeschnitten. Das machte Margies neugierig. Da er die englische Sprache versteht, ließ er sich Sinclairs Roman im Original besorgen. Und das Original passierte ohne einen Scherenschnitt die Zensur des Herrn Stückroth. „Aber das Beste", berichtet Margies, „kommt noch, als der Held des Romans sich zu einem tüchtigen Polizeispitzel entwickelt hat, wird auch die Zensur recht milde, und ich darf nun den Roman in der Zeitung lesen." Schließlich wird das brave ‚Bochumer Volksblatt' zu sehr „zensiert", und Margies bestellt sich den ‚Bochumer Generalanzeiger', aber auch der wurde täglich um ein Fünftel bis ein Drittel beschnitten. Herr Stückroth zensierte außer den Zeitungen auch die Briefe der Gefangenen. Weil Margies in einem Brief an seine Frau einmal etwas über die „Reinlichkeit" im Gefängnis erzählte, hielt Herr Stückroth diesen Brief, trotzdem er vom Untersuchungsrichter freigegeben war, zurück. Eine Beschwerde von Margies gegen die unberechtigte Zensur des Gefängnisdirektors hatte eine Disziplinaranzeige und eine Arreststrafe — natürlich nicht für den Gefängnisdirektor — zur Folge. Schließlich — Margies war im „Tscheka"-Prozeß zu fünfzehn Jahren Zuchthaus verurteilt worden, doch der Bochumer Oberstaatsanwalt hatte dem Angeklagten wegen der noch nicht abgeurteilten „Mord"-Sache den ungehinderten schriftlichen und mündlichen Verkehr mit dem Verteidiger genehmigt. Für Herrn Stückroth gab es aber solche Genehmigungen nicht. Für ihn war Margies jetzt Strafgefangener und nur Strafgefangener. „Über Ihren Briefwechsel", so kommandierte er, „entscheide ich und weiter gibt es nichts." Und tatsächlich erhielt Margies für einen Brief an seinen Rechtsanwalt ein unverschließbares Kuvert. Am 19. Januar 1926, einem Dienstag, mußte Margies vor dem

Schwurgericht Bochum erscheinen. Lesen wir nun, was der Straf- und Untersuchungsgefangene von diesen Prozeßtagen zu berichten hat. „Am Montag früh verlangte Herr Stückroth von mir, ich solle arbeiten (Nägel stanzen), widrigenfalls ich mit Arrest bestraft würde. Ich machte darauf aufmerksam, ich hätte morgen Termin, stände unter schwerer Anklage (Mord) und er möchte mir diesen Tag überlassen. Beim Nägelstanzen könnte ich keine Gedanken fassen. Alles vergeblich. Sie sind Strafgefangener und müssen arbeiten. Sonst bekommen Sie Arrest. Selbst während der Tage der Verhandlung wurde mir morgens die Nägelstanzmaschine in die Zelle gestellt, obwohl täglich um 9 Uhr die Verhandlung begann und ich schon um 8¼ Uhr antreten mußte. Als nach zehntägiger Verhandlung die Beweisaufnahme geschlossen wurde, verlangte der Anklagevertreter einen Tag Pause, um sich auf seinen Antrag vorzubereiten. Ich war nun auch so hirnverbrannt und glaubte, ich könne diesen Tag ebenfalls für mich verlangen, um mich vorbereiten zu können. Ich hatte zehn Tage Verhandlung von morgens früh bis abends spät. Ich hatte bisher keinen Augenblick gehabt, um die Ergebnisse der Beweisaufnahme zu prüfen und zu sichten. Doch kaum habe ich am Abend nach Schluß der Beweisaufnahme meine Zelle betreten, als auch schon Herr Stückroth den Hauptwachtmeister zu mir schickte, mit der Drohung, wenn ich morgen die Arbeit verweigere, bekäme ich unbedingt Arrest. Hatte ich all diese Tage mich noch aufrecht erhalten, so war die Drohung zu viel für meine Nerven. Es handelte sich um meinen Kopf, den der Staatsanwalt forderte. Und während des Tages, den der Staatsanwalt als Pause erbeten hatte, um sich vorbereiten zu können, soll ich mich an die Nägelstanzmaschine stellen und Nägel stanzen?? Nur weil ein Gefängnisvorsteher so will." — Ist dieser Herr Stückroth noch immer im Amt, Herr Justizminister? Margies hat sich über diesen Herrn beim Strafvollzugspräsidenten in Hamm und bei Ihrem Vorgänger beschwert. Das Resultat dieser Beschwerde bezeichnet Margies als „Nitschewo". Sie wissen gewiß, was das heißt, Herr Justizminister. Sind nun von Ihnen, trotz aller Versprechungen, auch nur „Nitschewos" zu erwarten?

Von Bülow bis Stresemann

von Hetta Gräfin Treuberg

Vor neunzehn Jahren erschütterte Wilhelm II. Europa, die Welt, und empörte die deutsche Öffentlichkeit durch ein Interview, das er seinem Gastgeber in Großbritannien gewährt und das er, vor seiner Veröffentlichung, vorsichtigerweise dem Reichskanzler Bülow zur Durchsicht gesandt, dieser aber leider als nicht wichtig an amtliche Stellen im A. A. weitergeleitet hatte. Fürst Bülow ließ seinen angestammten Herrn im Stich und benutzte die Verfassung von 1871, um diesem einen Maulkorb vorzulegen, er drohte mit Demission, und die kurze Zeit, die ihm der Kaiser noch gewährte, gebrauchte er dazu, das persönliche Regiment zu brandmarken, er, der konservative Junker. So weit ging seine Gefügigkeit nicht, daß er sich seine

gesamte Politik von einem Monarchen verderben ließ und von dessen unverantwortlichen Freunden und Ratgebern.

Bülow pochte auf seine Ministerverantwortlichkeit.

In Genf hat Herr Doktor Stresemann in übertriebner Weise dem Ausland ein friedfertiges Deutschland gezeigt, welches als reines Lämmchen alles erduldet und sogar die Schiedsgerichtsklausel des Haager Gerichts als erster unterschrieben. Ich werde sicher nicht in den Verdacht geraten, antipazifistisch zu sein, oder gegen den Schiedsgerichtsgedanken, besonders gegen das obligatorische Schiedsgericht, irgendwelche Einwände zu haben. Aber die Unterzeichnung dieser Klausel ist etwas ganz andres, sie ist eine einseitige Verpflichtung, die Deutschland übernimmt, ohne dazu verpflichtet zu sein, es verpflichtet sich zu einer Inferiorität gegenüber jedem Staate, der später mit Vorbehalt diese Klausel unterschreibt. Darauf aber deckt der Außenminister in Genf den Feldmarschall und gibt in der ‚Täglichen Rundschau' zu, daß er und das Ministerium die Rede gekannt und gebilligt habe. Es war ja für jeden denkenden Menschen selbstverständlich, daß der Außenminister nicht den unerhörten Leichtsinn der Regierung des Kaisers gegenüber dem Bundesgenossen Oestereich-Ungarn im Juli 1914 wiederholen würde, und die Rede des Feldmarschalls ungeprüft, als alleiniges Werk einer Koalitionspartei, ins Land gehen lassen würde. Stresemann hat also entweder seine Koalitionsgenossen und den Feldmarschall durch Duldung und Billigung der Rede von Tannenberg irregeführt oder in Genf vierzig Staaten gegenüber ein doppeltes Spiel gespielt. Die Rede Hindenburgs war nicht nur ein Protest gegen den Verdacht oder die Anklage, daß Deutschland am Weltkrieg allein schuldig sei, nein, es war die Abweisung aller Mitschuld, es war mehr, der Feldmarschall erklärt, daß die Kriegsführung, die Vernichtung von ganzen Teilen eines blühenden Landes, von Industrien, von Landwirtschaft, das Bombenschmeißen, die vernichtenden strategischen Rückzüge, das Brandstiften, die Deportationen, die Erschießungen, der U-Bootkrieg und seine Schrecken, die Liquidierung alles feindlichen Eigentums in eroberten Gebieten (für das heute noch die Auslandsdeutschen büßen müssen), der Transport der Bolschewisten nach Rußland, daß all dies berechtigt war. War dies alles berechtigt, dann dürfen wir über den Versailler Vertrag nicht klagen, und wird er kaum zu ändern sein, denn dann ist es ja bewiesen, daß nicht die kaiserliche Regierung und Heerführung, sondern die 70 Millionen Deutschen von damals all dieses verursacht haben. Ist das so, dann war der Gang nach Genf unnötig, denn Genf ist für die freudigen Erben der Schulden des ausgekniffenen Bankerotteurs von Doorn kein geeigneter Tummelplatz. Entweder lösen die hier anwesenden Politiker ihre Verantwortung von der des Herrn Stresemann, und stellen im Reichstag den Antrag auf Absetzung des Reichspräsidenten, der fahrlässig seinen Eid verletzt hat, da er geschworen hat, Schaden vom deutschen Volke zu wenden oder das ganze deutsche Volk steht trotz Reichsbanner, Rabbiner und jüdischem Frontbund für Hindenburg ein und rüstet sich dann aber zum Krieg.

Entweder: Massenaufgebot und Schluß mit dem Frieden oder Schluß mit dem Tannenberggeist.

Die Sozialdemokratie bei Kriegsausbruch

von Georg Ledebour

Die zwischenstaatlichen Beziehungen gewinnen mehr und mehr eine verhängnisvolle Ähnlichkeit mit denen vor dem Weltkriege. In allen kapitalistischen Staaten fletscht der Imperialismus seine Raubtierzähne. Auch der deutsche Imperialismus sucht das stumpf gewordene Gebiß zu schärfen. In der Presse wird der Nationalhaß geschürt. Und wieder braut das Unheil am bedrohlichsten in dem Hexenkessel des Balkan. Eine Sicherung vor einem neuen noch schrecklichern Weltgemetzel würde uns nur der einmütige Friedenswille der internationalen Arbeiterschaft verbürgen. Aber nicht nur selbstverständlich der einmütige Wunsch und Wille, sondern dessen entschlossene Betätigung auch den wütendsten Feindseligkeiten der Kriegsschürer zum Trotz.

Um aus der Vergangenheit zu lernen, ist es ratsam, daß wir uns möglichste Klarheit darüber verschaffen, wie sich die Dinge abgespielt haben in der deutschen Sozialdemokratie Anfang August 1914. Eine solche Klarstellung ist um so notwendiger, da neuerdings Darstellungen über jene Vorgänge veröffentlicht wurden, die mit der Wahrheit nicht in Einklang zu bringen sind, so eine die Kreditbewilligung durch die sozialdemokratische Reichstagsfraktion, wenn auch nicht gradezu billigende, so doch beschönigende Auslassung Eduard Bernsteins im ‚Vorwärts'.

Wäre es bloß angekommen auf den platonischen Wunsch und Willen der Internationalen Sozialisten aller Länder, den Frieden zu erhalten, so hätten wir den Weltkrieg nicht erlebt. Denn noch bis in die letzten Julitage hinein protestierten die deutschen wie die Sozialisten aller andern Länder gegen den Kriegsausbruch, den der serbisch-österreichische Konflikt herbeizuführen drohte. Am 29. Juli trat in Brüssel das Internationale Sozialistische Bureau zusammen. Es machte einen übeln Eindruck, daß der Deutsch-Österreicher Viktor Adler ebenso wie der Tscheche Nemec übereinstimmend erklärten, in Österreich sei die sozialistische Bewegung zu schwach, um wirksam die wachsende Kriegsstimmung bekämpfen zu können. Sie baten deshalb, von Wien als Kongreßort Abstand zu nehmen. Auf die energische Befürwortung von Haase (Deutschland), Rosa Luxemburg (Polen) und besonders Jaurès (Frankreich) beschloß das Bureau daraufhin einstimmig, am 9. August den internationalen Sozialistenkongreß in Paris abzuhalten und gab ihm folgende Resolution auf den Weg:

Das Internationale Sozialistische Bureau hat in seiner Sitzung vom 29. Juli die Vertreter aller durch den Weltkrieg bedrohten Nationen die politische Lage in ihren Ländern darstellen hören. Einmütig hat sie den Proletariern aller interessierten Nationen die Verpflichtung auferlegt, verstärkte Kundgebungen zu veranstalten gegen den Krieg, für den Frieden und für die schiedsrichterliche Beilegung des austro-serbischen Zwistes.

Die deutschen und französischen Proletarier werden auf ihre Regierung einen immer energischeren Druck ausüben, damit Deutschland auf Oesterreich einen mäßigenden Einfluß ausübe, und

damit Frankreich von Rußland erlange, daß es sich nicht in den Konflikt einmische. Die Proletarier Großbritanniens und Italiens werden ihrerseits diese Bemühungen mit allen Kräften unterstützen.

Der in Paris zusammentretende außerordentliche Kongreß wird diesen Friedenswillen des Weltproletariats kräftig zum Ausdruck bringen.

Das war ein reichlich schwächlicher Beschluß. Gütliche Vorstellungen bei kapitalistischen Regierungen waren von vornherein zur Fruchtlosigkeit verurteilt. Von Kampfmaßregeln gegen den Krieg war überhaupt nicht die Rede. Das Verhalten der sozialistischen Parteien, falls der Krieg dennoch ausbrechen sollte, war gleichfalls nicht in Erwägung gezogen. Alles blieb dem geplanten Kongreß in Paris überlassen.

Zu diesem Kongreß ist es indessen garnicht mehr gekommen, denn Anfang August schon überstürzten sich die Kriegserklärungen. Der brüsseler Beschluß führte aber zunächst noch zu einer besondern Aktion der deutschen Sozialdemokratie. Zur Entgegennahme des Berichts über Brüssel fand am Donnerstag, 31. Juni, in Berlin eine kombinierte Sitzung des sozialdemokratischen Parteivorstandes und des Vorstandes der Reichstagsfraktion statt. Als Mitglied des letztern nahm auch ich an dieser Sitzung teil. Zum 4. August hatte die Regierung den Reichstag einberufen. Wir mußten uns also auf die Stellungnahme zur Forderung von Kriegskrediten einrichten. Es muß nun ausdrücklich hervorgehoben werden, daß in dieser Konferenz kein einziger sich für die Bewilligung der Kriegskredite aussprach. Die ganz überwiegende Mehrzahl erklärte, die notwendige Konsequenz der gesamten Einstellung des internationalen Sozialismus zum Kriege sei auch für die deutschen Sozialdemokraten die Ablehnung der Kredite. Nur zwei, soweit ich mich entsinnen kann, waren es Otto Braun und Molkenbuhr, machten geltend, daß wir eventuell uns auch der Stimme enthalten können. Wir berieten dann, was zunächst zu tun sei. Die Mitteilung Haases, daß Jaurès eindringlich der Verständigung zwischen den französischen und deutschen Sozialisten das Wort geredet hatte, gab mir nun die Anregung zu folgendem Vorschlag:

Es solle sofort einer von uns nach Paris reisen und dort der französischen Parlamentsfraktion den Vorschlag machen, zusammen mit ihm eine gleichlautende Erklärung auszuarbeiten, die in französischer und deutscher Sprache zur Begründung der Ablehnung von Kriegskrediten in beiden Parlamenten verlesen werden solle. Eine solche Erklärung würde den gemeinsamen Friedenswillen des französischen und deutschen Proletariats treffend zum Ausdruck bringen und die Vereinheitlichung des internationalen sozialistischen Kampfes gegen den Krieg erleichtern. Ich gab der Überzeugung Ausdruck, wenn unser Vertreter mit Jaurès zur Formulierung einer solchen Erklärung komme, würde sie nachher von der deutschen wie von der französischen Parlamentsfraktion einmütig angenommen werden. Mein Vorschlag fand allgemeine Zustimmung. Da ich selbst ebenso wie die andern Reichstagsabgeordneten der beiden Vorstände für diese Mission nicht in Betracht kommen konnte, denn wir durften uns nicht

der Gefahr aussetzen, zu der Reichstagssitzung am 4. August nicht rechtzeitig zurück zu sein, wurde auf Vorschlag Haases der damals nicht dem Reichstage angehörige Parteisekretär Hermann Müller mit der Mission nach Paris betraut.

Müller reiste noch am selben Abend ab. Er nahm den Weg über Brüssel, wo er sich mit Vandervelde, dem Vorsitzenden des Internationalen Sozialistischen Bureaus, in Verbindung setzte. Vandervelde war sehr erfreut über seine Mission und da Müllers Kenntnisse des Französischen nur sehr mangelhaft waren, wurde ihm der vorzüglich deutschsprechende belgische Genosse Hendrik de Man als Dolmetscher mitgegeben. Von Brüssel aus fuhren beide im Automobil nach Paris. Ehe Müller aber nach seiner am 3. August erfolgten Rückkehr uns in der Fraktionssitzung Bericht erstatten konnte, überstürzten sich die Ereignisse.

Einen fürchterlichen Eindruck machte es, als am folgenden Tage die Nachricht eintraf, daß Jaurès von einem Handlanger der französischen Kriegshetzer ermordet worden war. So schwer dieser Schlag für den internationalen Sozialismus war, ich glaubte, daß diese imperialistische Untat die französischen Sozialisten um so mehr zur entschiedensten Betätigung ihrer Kriegsgegnerschaft aufstacheln würde

Am Sonnabend, 2. August, trat der radikale Flügel der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion zur Vorberatung der für den folgenden Tag angesetzten Fraktionssitzung zusammen. Ich legte den Genossen eine die Kreditablehnung begründende Erklärung vor, die auf die von mir vorausgesetzte Bewilligungsgegnerschaft der französischen Genossen Bezug nahm. In der Debatte stellte sich heraus, daß schon von den radikalen Genossen der größte Teil abgefallen war. Viele waren garnicht erschienen. Die kriegsgegnerische Minderheit nahm meinen Entwurf an. Zur Berücksichtigung einiger formaler Änderungen wurde eine Kommission eingesetzt, der außer mir noch Lensch und Liebknecht angehörten. Der Entwurf erhielt dann folgenden Wortlaut.

Die sozialdemokratische Reichstagsfraktion hat Stellung genommen zu den Forderungen der Regierung auf Grund folgender Erwägungen:

Der jetzt entbrannte Weltkrieg ist die seit Jahrzehnten von der Sozialdemokratie vorausgesagte Folge der kapitalistisch-imperialistischen Politik, die in Deutschland insbesondere mit einer unerträglichen politischen Unterdrückung und wirtschaftlichen Ausbeutung der breiten Massen des Volkes Hand in Hand gegangen ist. Diese Politik haben wir stets und ständig bekämpft, ebenso wie die Geheimpolitik der Diplomatie, durch die der unmittelbare Anlaß zur Hineinziehung Deutschlands in den Krieg geschaffen wurde.

Die deutsche Sozialdemokratie hat, getreu ihrer Mission als Vertreterin des proletarischen Freiheitskampfes, dessen endgültiger Sieg erst den Weltfrieden durch Ersetzung des Kapitalismus durch den Sozialismus herbeiführen wird, bis in die letzte Stunde die drohende Völkerzerfleischung abzuwenden gesucht im Einklang mit unsern Bruderparteien in den andern Ländern. Leider vergeblich! Gegen unsern Willen und Widerstand haben die klassenstaatlichen Regierungen die Völker in den Bruderkampf hineingerissen. In Deutschland steht dem Volk und seinen Vertretern die Entscheidung über

Krieg und Frieden nicht zu. Sie ist in die Hände weniger Personen gelegt, die naturgemäß auf die Dauer dem Einfluß kapitalistischer Interessencliquen und der Militärkamarilla nicht widerstehen können. Das Volk soll für deren Interessen auf die Schlachtfelder geführt werden, während in Deutschland gleichzeitig diese Volksfeinde sich eifrig bemühen, die kümmerlichen Volksrechte noch mehr zu beschneiden und nicht einmal die dringend erforderliche Ausdehnung des Reichstagswahlrechts auf die Einzelstaaten zugestehen wollen.

Wohl erkennen auch wir in dem russischen Zarismus die verderblichste Erscheinung der kapitalistischen Staats- und Gesellschaftsordnung. Wir erwarten dessen Vernichtung aber nicht von einem Kriege, der durch Aufpeitschung aller nationalistischen Instinkte im Gegenteil den Zarismus kräftigen kann, sondern von dem Befreiungsdrang und der erstarkenden revolutionären Energie des russischen und der andern vom Zarismus bedrückten Völker.

Der Krieg gegen Rußland ist obendrein gleichzeitig ein Krieg gegen die französische Demokratie, mit der eine Verständigung zu suchen die dringendste Pflicht der deutschen Regierung und das heiligste Interesse des deutschen Volkes grade in diesem Augenblick gebietet.

Würden wir uns auf die Seite der deutschen nationalistischen Parteien stellen, so würden wir dadurch die heroischen Bemühungen unsrer französischen Genossen um die Erhaltung des Friedens zwischen Frankreich und Deutschland desavouieren, und ihr Bestreben auf baldige Wiederherstellung des Friedens von vornherein durchkreuzen. Wir würden dadurch aber auch das Andenken unsres unvergeßlichen Freundes Jaurès mißachten, der, den Ideen des Sozialismus und des Weltfriedens getreu bis in den Tod, dem nationalistischen Blutrausch von der Hand eines chauvinistischen Mordbuben zum Opfer gebracht wurde.

Aus allen diesen Gründen lehnen wir deshalb die Forderung der Regierung ab.

Wenn schon der Stimmungsumschwung zugunsten der Kreditbewilligung in der radikalen Sonderbesprechung zutage getreten war, so kam er noch ausgiebiger zur Geltung in der Fraktionssitzung am 3. August. Die Anhänger der Kreditbewilligung boten auch von vornherein alles auf, um ein eventuelles Kompromiß auf Stimmenthaltung zu hintertreiben. Es wurde beschlossen, abwechselnd für und gegen die Kreditbewilligung reden zu lassen. Als nun Kautsky, der als Herausgeber der ‚Neuen Zeit' mit beratender Stimme zur Fraktionssitzung zugezogen war, sich in eine dritte Rubrik für Stimmenthaltung eintragen lassen wollte, erklärte ihm Ludwig Frank schroff, das gehe nicht, er müsse sich entweder für oder gegen die Kreditbewilligung einzeichnen. Kautsky ließ sich bluffen und trug sich nunmehr für die Kreditbewilligung ein. Er hielt dann ein merkwürdiges Plaidoyer für die Bewilligung mit Vorbehalten, wie der Verwerfung jedweder Eroberungstaktik. Diese Halbheiten fanden aber auf keiner Seite Anklang. Die Anhänger der Kreditbewilligung arbeiteten in der Hauptsache mit der Behauptung, daß Deutschland der angegriffene Teil sei, die Sozialdemokratie müsse sich an der Vaterlandsverteidigung beteiligen. Sie operierten also genau so, wie es die Sozialpatrioten in den andern Ländern gemacht haben. Auch der Kampf gegen den Zarismus spielte in ihrer Beweisführung eine Hauptrolle. Ich vertrat als Einbringer unsrer Resolution die Ablehnung der Kredite. Das Argument, daß das russische

und die andern Völker des Zarenreiches vom Zarismus befreit werden müßten, war im Voraus in unserm Antrag entkräftet worden. Aber es half Alles nicht. Den Kreditbewilligern wurde wider Erwarten auch noch ein starker Sukkurs zuteil in dem Bericht, den Hermann Müller über den Ausgang der Verhandlung in Paris gab.

Müller erschien erst spät nachmittags in der Fraktion, nachdem die Debatte bereits mehrere Stunden gedauert hatte. Seine Darlegungen machten einen höchst kläglichen Eindruck. Die Nachricht von der Ermordung von Jaurès war ihm auf der Hinreise nach Paris zugegangen. Er war von der französischen Parlamentsfraktion sehr freundlich aufgenommen. Ihre Stimmung war indessen sehr deprimiert. Die Ermordung ihres Führers hatte keineswegs ihren Kampfesmut gegen den Nationalismus entfacht. Müller konnte nun allerdings nicht mehr den Vorschlag machen, daß Jaurès mit ihm eine gemeinsame Erklärung für beide Fraktionen ausarbeiten solle. Aber anstatt sinngemäß den Vorschlag dahin zu ändern, daß ein andrer französischer Genosse dazu bestimmt würde, diese Ausarbeitung zu übernehmen, hatte er nach seiner eignen Darstellung seinen Auftrag dahin verflacht, daß er sich nur erkundigen solle, welche Stellung die französische Sozialdemokratie zur Kreditbewilligung einnehme, damit die deutsche Parlamentsfraktion die erhaltene Auskunft bei ihrer eignen Stellungnahme in Betracht ziehen könne. Erst aus spätern Veröffentlichungen haben wir den ganzen Verlauf der Verhandlungen in Paris klar ersehen können. Aus Müllers Bericht ging nur soviel mit Deutlichkeit hervor, daß die Franzosen erklärt hatten, die Kredite bewilligen zu müssen, da sie überzeugt seien, daß Frankreich der angegriffene Teil und ihre eigne Regierung durchaus friedlich gesonnen sei.

Das bedrückte Wesen Müllers erweckte bei uns den Verdacht, daß er vor seinem Erscheinen in der Fraktion irgendwelchen Kreditbewilligern in die Hände gefallen und von ihnen bearbeitet worden sei. Müllers Missionsbericht hat jedenfalls die Abstimmung zugunsten der Kreditbewilligung beeinflußt. Unter einer Gesamtzahl von 110 Fraktionsmitgliedern haben nur 14 für unsre Resolution gegen die Kreditbewilligung gestimmt. Es waren: Albrecht, Antrick, Bock, Geyer, Haase, Henke, Herzfeld, Kunert, Ledebour, Lensch, Liebknecht, Peirotes, Rühle und Vogtherr. Von den wenigen Abwesenden hat später Emmel erklärt, er würde auch gegen die Bewilligung gestimmt haben.

Alle diese Bewilligungsgegner haben aber dann dem Fraktionszwange sich gefügt und im Plenum des Reichstags für die Kredite gestimmt. Wir standen alle unter dem Bann der parteipolitischen Maxime: Parteieinheit über alles! Die Fraktion darf sich nicht spalten, denn das führt auch zur Spaltung der Partei.

Wir haben dann allerdings innerhalb der Partei planmäßig und energisch gegen den Kriegssozialismus gearbeitet und schließlich auch gegen die Kredite im Reichstag gestimmt. Zuerst hat das Karl Liebknecht getan. Losgelöst von der

kriegssozialistischen Sozialdemokratie haben wir dann die Bewegung bis zur revolutionären Erhebung im Jahre 1918 gesteigert. Ich erkläre aber ausdrücklich: Der Fraktionsbeschluß am 4. August 1914 verleugnete die Grundsätze des internationalen Sozialismus. Unsre Unterwerfung unter diesen Mehrheitsbeschluß war deshalb ein schwerer Fehler. In Prinzipienfragen darf man sich durch Mehrheitsbeschlüsse nicht binden lassen, sonst leidet die große Sache, der die Partei nur als Werkzeug zu dienen hat.

Sinclair Lewis von Upton Sinclair

Vor zwanzig Jahren leitete ich eine Siedlung, die von der newyorker Presse eine „sozialistische Kommune" genannt wurde. Eines Tages tauchte dort ein junger Student auf, der von der Yale-Universität fortgelaufen war. Er hieß Harry Sinclair Lewis, und wir nannten ihn „Hal". Er war hochgewachsen und mager, rothaarig und redselig, lustig und, wie wir später erfuhren, ein äußerst scharfer Beobachter. Hal erbot sich, die Dampfheizung zu bedienen, obgleich er überhaupt nichts davon verstand; da wir jedoch ebensowenig davon verstanden, gingen wir auf sein Anerbieten ein. Am Abend saß er vor den vier Röhren der Heizung und lernte etwas über die radikale Bewegung, das für ihn weit nützlicher war als alles, was er in Yale studiert hatte. Heute ist Hal einer der berühmtesten amerikanischen Schriftsteller, und ich sonne mich in seinem Ruhm. Etwa fünfzig Prozent aller Leute, mit denen ich zusammentreffe, erzählen mir, wie sehr sie sich bei der Lektüre des Romans „Die Hauptstraße" gefreut haben, oder sie sehen mich zornig an, und dann weiß ich, daß sie mir die Schuld an dem Roman „Elmer Gantry" zuschreiben. Sogar die Zeitungen tun es; der Redakteur eines religiösen Blattes hat mich eben verflucht, weil ich Gott in einer Kirche von Kansas City herausgefordert habe. Ich empfinde bereits leise Sorge, daß auch der Engel des Gerichts sich bei der Eintragung in die Listen irren könnte und ich eines Tages in der Hölle aufwachen werde.

Die Werke unsres einstigen Heizers sind so gut bekannt, daß es nicht nötig ist, über ihren Inhalt zu schreiben; ich will daher sofort zu jenem Punkt übergehen, der mir als der wichtigste erscheint, und erklären, daß Sinclair Lewis die Segnungen seiner radikalen Erziehung nicht genügend zum Wohle seines Landes ausnützt. Er kennt die Arbeiterbewegung, sie ist es, die seine Kritik der bestehenden Verhältnisse beeinflußt, doch hoffe ich, daß er nicht immer sein Wissen so sorgsam verheimlichen wird. Im Roman „Die Hauptstraße" tritt ein I. W. W. auf, doch wird sorgfältig vor uns verborgen, daß der Mann dieser „verruchten" Organisation angehört. Freilich ist das erklärlich: damals war Hal ein junger Lektor, der etwas Geld verdiente, indem er für Oberst Lorimer schrieb, um sich ein Jahr Freiheit zu sichern. Heute jedoch ist er der berühmteste Schriftsteller der Vereinigten Staaten und fast ein Millionär; jetzt könnte er wirklich den Mut finden, die Wahrheit zu schreiben.

So zum Beispiel in dem Roman „Doktor Arrowsmith"; ich kann hier mit einigen Daten dienen. In diesem prächtigen Buch wird eine Persönlichkeit namens Max Gottlieb geschildert, ein wissenschaftlicher Forscher. Diese Gestalt gleicht Jaques Loeb, und zwar so sehr, daß jeder Loeb zu erkennen glaubt. Aber es ist dennoch nicht Loeb; ich kannte ihn gut und kann genau feststellen, was Sinclair Lewis ihm angetan, indem er ihn in Gottlieb verwandelt hat. Vor allem war Loeb ein ausgeprägter und eifriger Sozialdemokrat des alten deutschen Typus. Er hat nie, zumindest nicht bis zum Weltkrieg, seinen revolutionären Glauben verhehlt. Aber diese Seite Loebs hätte ihn dem amerikanischen Publikum unsympathisch gemacht. Was tat Lewis? Er vollzog an Loeb eine Operation, schnitt ihm den Sozialismus aus und warf ihn auf den Kehrichthaufen. Wodurch aber ersetzte er ihn? Max Gottlieb ist ein starker Trinker. Ein großer Gelehrter darf sich nicht gegen den Kapitalismus auflehnen, aber ist es denn ganz respektabel, sich gegen die Prohibition zu empören? Der Roman spielt zum Teil nach dem Weltkrieg. Ich sehe vor mir Jaques Loeb, einen großen, aus Deutschland stammenden Gelehrten, eingeschüchtert, verfolgt, buchstäblich an der Erniedrigung und den Demütigungen sterbend, die ihm angetan wurden. Ich suchte Loeb 1922 auf, und er schüttete mir sein Herz aus, klagte über die Mammonanbetung, die er seit zwanzig Jahren im akademischen Leben Amerikas beobachtet hatte. Ich machte mir zahlreiche Notizen, aber kaum war ich gegangen, so schrieb mir Loeb auch schon einen kläglichen, jämmerlichen Brief, ich möge doch um Gotteswillen nicht ihn als Quelle angeben, in meinem Buch: „Der Parademarsch" nichts schreiben, das auf ihn zurückgeführt werden könnte; dies würde seine Forschungsarbeiten unmöglich machen. Ist das etwa keine Tragödie?

Ich schrieb an Sinclair Lewis, protestierte gegen den Mangel an sozialem Verständnis bei seinen Charakteren. Ich hatte dazu ein Recht, sind wir doch seit zwanzig Jahren Freunde, und er erkennt mich als einen seiner Lehrer an. Ich hatte gehört, daß er einen Prediger-Roman zu schreiben beabsichtige und bat ihn, nicht auch in seinem neuen Buch „Unterlassungen" vorkommen zu lassen. Ich wies darauf hin, daß ein Bakteriologe vielleicht unwissend sein kann, ein Methodistenpfarrer in Amerika jedoch unbedingt etwas von den sozialen Problemen wissen muß. Um meinen Freund darüber aufzuklären, was die Methodistengeistlichkeit weiß, sandte ich ihm das „Bulletin des sozialen Dienstes", das in New York von den Methodisten herausgegeben wird.

Was war das Ergebnis? Ihr habt bestimmt „Elmer Gantry" gelesen und gesehen, daß das Ergebnis gleich Null ist. Elmer und die übrigen Personen geistlichen Berufs in dem Buch wissen überhaupt nichts von sozialer Gerechtigkeit. Dafür aber ahmt Elmer Gantry, der Bösewicht des Romanes, Lewis' wissenschaftliche Helden insofern nach, als er sich betrinkt. Ich leugne keineswegs, daß sich Methodisten- und Baptistenpfarrer bisweilen betrinken und mit den verheirateten Frauen

ihrer Gemeinde Verhältnisse haben, doch wird niemand behaupten, daß dieses Problem auch nur halb so wichtig sei wie die Tatsache, daß es zahllose Geistliche gibt, die einer reichen Gemeinde vorstehen und aus Angst vor dieser nicht wagen, gegen die Lohnsklaverei und die politische Korruption zu Felde zu ziehen.

Es fällt mir schwer, Elmer Gantry zu kritisieren, da ich selbst augenblicklich einen Roman auf dem Markt habe, der lange nicht so gut geht wie dies Werk. Ich möchte nur noch erklären, daß ich bei der Lektüre von „Babbitt" vor Freude brüllte und daß dieses Brüllen vom Verleger als Reklame weidlich ausgeschlachtet wurde. Nichts würde mir mehr Freude bereiten, als abermals brüllen zu können — aber das kann ich nicht über einen Roman, der die protestantischen Kirchen Amerikas nur wegen ihrer Stellung zur Prohibition verhöhnt.

Mein Freund Hal hat mir versprochen, ein proletarisches Buch zu schreiben, ich bitte ihn herzlich darum. Ich verlange ja gar kein Propagandawerk, sondern nur ein Buch der Tatsachen, das das amerikanische Volk der Welt zeigt. Der Schriftsteller soll den Bureaukratismus und die Bestechlichkeit in den alten Gewerkschaften schildern — das genügt völlig. Oder die Schwächen der radikalen Bewegung, das klägliche Gezänk, die Engherzigkeit, den übertriebenen Dogmatismus. Aber er muß auch klar machen, daß unsre Gesellschaft vom Profit vergiftet ist, muß die neuen Kräfte schildern, die sich bei den organisierten Arbeitern und Bauern entwickeln, die der Vergiftung ein Ende bereiten werden. Schreibt er tatsächlich diesen Roman, so wird er wahrscheinlich ein bis zwei Millionen seiner Leser verstimmen, — aber er wird dem amerikanischen Volke den größten literarischen Dienst erweisen.

Einzig berechtigte Übersetzung von Hermynia zur Mühlen

Lawrence von C. v. O.

Im Oktober 1916 fand viele Meilen hinter dem arabischen Hafen Djidda am Roten Meer eine Begegnung zwischen einem Engländer und einem Araber statt, die weltgeschichtliche Folgen zeitigen sollte. Der Engländer schildert später den Araber als einen großen säulenhaft schlanken Mann in langen weißseidenen Gewändern — „... seine Lider waren gesenkt und das bleiche Gesicht mit dem schwarzen Bart wirkte wie eine Maske gegenüber der seltsamen regungslosen Wachheit seines Körpers. Die Hände hielt er vor sich über seinen Dolch gekreuzt." Dann gehen beide in einen kleinen dämmigen Raum, wo braune Männer sie ernst und schweigend antarren. Der Araber eröffnet ein konventionelles Gespräch und fragt schließlich: „Und wie gefällt dir unsre Stellung im Wadi Safra?" — „Gut, aber sie ist weit von Damaskus," antwortet der Fremde, und er notiert: „Das Wort war wie ein Schwert unter sie gefahren."

Das scheint pittoresk genug und könnte sich ebenso zwischen dem großen Saladin und einem Boten des englischen Richard Coeur de Lion abgespielt haben. Aber es hat sich,

wie gesagt, im Herbst 1916 zugetragen; der arabische Emir ist Faisal, der heutige König vom Irak, der Engländer ein Mr. T. E. Lawrence, der seine Erlebnisse in Arabien in einem sehr merkwürdigen Buch zusammengefaßt hat: „Aufstand in der Wüste", das jetzt in deutscher Übersetzung bei Paul List in Leipzig erschienen ist. Und dieses Buch ist nicht nur eine einzigartige Geschichtsquelle, sondern auch eine ganz gewaltige Schreibleistung, die den Verfasser jenen seltenen Köpfen anreiht, die dieses schwer packbare, ungestalte Gewimmel repräsentieren dürfen, das man nach stiller Übereinkunft Menschheit nennt, weil ein parlamentarischer Ausdruck dafür noch nicht gefunden ist.

*

Jener Lawrence war achtundzwanzig Jahre alt, als er in der Wüste auftauchte und bis dahin einer jener verachteten intellektuellen Schlappiers gewesen, deren eingewurzelte Disziplinwidrigkeit den hohen Kommandostellen oft mehr Kopfschmerzen bereitet hat als ein wohlvorbereiteter feindlicher Frontalstoß. Lawrence, Student von Oxford, Archäologe und Orientalist, war für den Waffendienst untauglich befunden und ins Kriegsministerium gestopft worden, wo er sich durch Faulheit und Schnoddrigkeit unmöglich machte. Dann sielt er sich als akademisch gebildeter Schwejk zwei Jahre in den militärischen Kanzleien Kairos herum. Er ist sprachenkundig, und um ihn irgendwie zu verwenden oder auch für immer los zu werden, schickt man ihn nach Djidda, um über den Aufstand einiger Nomadenstämme gegen die Türken zu berichten. So kommt er zu Faisal, und hier wird der untaugliche Soldat etwa das, was der Genosse Borodin in Canton war: der Instrukteur einer nationalen Revolution. Wobei allerdings zu bezweifeln bleibt, ob der Genosse Borodin jemals, wie sein englischer Kollege, höchst persönlich Brücken in die Luft gesprengt hat.

*

Damaskus! „Das Wort war wie ein Schwert unter sie gefahren..." Lawrence fand in Djidda eine höchst fragile Rebellion kleiner Wüstenkönige gegen die Türkenherrschaft vor. Im Herbst 1918 zieht die arabische Nationalarmee in Damaskus ein. Den Führern werden stürmische Ovationen bereitet, aber der lauteste Jubel gilt einem sonnenverbrannten Individuum in zerlumpter Beduinentracht, das „Urens" gerufen wird und niemand anders ist als Mr. T. E. Lawrence, der vor zwei Jahren im adretten Khakianzug in Arabien gelandet war. In diesen zwei Jahren hat der schlechte Soldat aus einer bis dahin wildwachsenden Erhebung ein wohlorganisiertes Unternehmen gemacht. Er hat das Wunder fertig gebracht, das keinem Sohn des Landes in Jahrhunderten geglückt war. Er hat aus Nomadenstämmen ohne jegliches Gemeinschaftsgefühl, die primitiv, tapfer und verlaust, in einem von Raubzügen und Blutrache ausgefüllten Dasein nicht anders als in den Tagen des Propheten dahinlebten, ein Volk gemacht, das für die Idee eines großarabischen Reiches glühte. Mit einer bizarren Leibgarde, inmitten der konfisziertesten Visagen Arabiens zieht er durch die Wüste von einem Scheikh zum andern, den einen

mit guten Worten, den andern mit guten englischen Banknoten überzeugend. Er ist der Feldherr, der Staatsmann, der Propagandist, der Finanzier, der Marketender seiner schnell improvisierten braunen Armee. Der Aufstand Faisals war für die Türken zunächst wohl nur eine lokale Belästigung gewesen. Sorglos lassen sie die Flanke nach der Wüste zu offen, während sie Palästina gegen die Engländer verteidigen. Aber jetzt wird die tote Wüste lebendig. Zehntausende von einsam schweifenden Kamelreitern sammeln sich, stören die rückwärtigen Verbindungen der Türken, sprengen die Eisenbahnlinien, die Brücken — ein ungläubiger Hund, den niemand kennt, und auf dessen mysteriösen Kopf der türkische General eine abenteuerlich hohe Belohnung aussetzt, hat die Beduinen gelehrt mit Sprengstoffen umzugehen, Maschinengewehre zu bedienen und Deckung zu suchen, wenn ein Flugzeug erscheint, anstatt auf dem Platz zu bleiben und in die Hände zu klatschen, wenn die Bomben mitten unter ihnen krachen. Und diesem hellhäutigen Ungläubigen, der ihre Sprache fließend spricht, Mantel und Kopftuch trägt wie sie und bloßfüßig über Sand und Fels läuft, vertrauen sie, die sonst so mißtrauisch und abwehrend sind gegen Fremde und die trotz großen Bemühungen keiner der britischen Militärs und Propagandisten bisher an Englands Kriegswagen hatte binden können.

Die großen Feldherren der Weltgeschichte, hat Bernard Shaw einmal geschrieben, waren immer begabte Zivilisten.

*

Der Mann, der so Abenteuerliches erlebt und bewirkt hat, ist indessen gar kein Abenteurer, wie er im Buch steht. Er schreibt höchst leger und oft mit recht schlenkriger Geste. Wenn er todmüde nach endlosem Kamelritt in den Sand gesunken ist oder die türkischen Kugeln ihm um die Nase pfeiften, beginnt er zu meditieren: Was mich das alles eigentlich angeht? Am besten, ich fahre nach Kairo in die komfortable Etappe zurück, wo man sich waschen und rasieren kann, und lasse meine Vorgesetzten die Sache ausessen. — Dann wieder setzt er sich mit Hingebung für seine braunen Freunde ein. Er kämpft für sie mit der obstinaten, verständnislosen englischen Militärbureaukratie, er fährt mit der Generalität Schlitten, daß es eine Lust ist. Er, der Amateursoldat, schüttet blutigen Hohn aus über die richtigen Generale, die genau das tun, was sie auf der Kriegsakademie gelernt haben.

Aber dann kommt das Erlebnis, das ihm die zynisch-blasierte Attitude verleidet. In den letzten Kapiteln wächst das Buch zu wirklicher Größe. Vor Damaskus trifft er wieder mit seinen Landsleuten zusammen — und sie sind ihm fremd geworden. Ja, alles an ihnen erscheint ihm fremd, komisch, widerwärtig: ihre Korrektheit, ihr Mangel an Phantasie, ihre Verständnislosigkeit für fremde Rassen, ihre Prätentionen, die Welt zu beherrschen, nur weil sie weißhäutig sind. Der politische Agent, der ahnungslosen Naturkindern im Interesse seines Vaterlandes mit der vagen Idee eines großarabischen Reiches den Kopf verkeilen sollte, wird plötzlich zum tragischen Don Quichotte — — er glaubt an dies Arabien, das er erfunden, es

ist seine Liebe geworden, und ihn quält bittere Reue, weil er große Hoffnungen vorgegaukelt hat, die das englische Reich keineswegs zu halten gewillt ist. Er rät Faisal, beizeiten und geordnet in die Stadt einzuziehen, keinen Anlaß zum Einschreiten zu geben und sofort eine provisorische Regierung zu bilden. Wenn die Engländer einmal da sind, gehen sie nicht mehr fort, bemerkt er verbissen. Und hier zweifelt der Leser kaum, daß er bei einem etwaigen Straßenkampf zwischen Engländern und Muselmännern auf Arabiens Seite stehen und fallen würde.

Unvergeßlich diese Schilderung der Nacht vor Damaskus. Wie er in zerlumpter Beduinentracht durch die englischen Biwaks geht. Er war in die Majestät der Wüste versunken, er hat in schlaflosen Nächten seine Seele an die Sterne des Morgenlandes verspielt, und hier ist Europa wieder, das Vaterland wieder mit seinen kleinen bösen Anmaßungen, seiner Uniformität, seiner Korrektheit. Er findet den Anschluß nicht mehr. Müde und traurig geht er zu seinen Nomaden zurück:

Rings um die Biwaks der Soldaten lagerten die Araber in freien Schwärmen, ernst dreinblickende Männer einer andern Welt. Mein verschrobenes Pflichtgefühl hatte mich zwei Jahre lang in ihre Mitte verbannt. In dieser Nacht heute stand ich ihnen näher als den Truppen, und ich empfand das als einigermaßen beschämend. Dieser sich mir aufdrängende Kontrast, gemischt mit Heimweh, schärfte meine gereizten Sinne mehr denn je; ich sah nicht nur die Ungleichheit der Rasse, hörte die Ungleichheit der Sprache, sondern konnte auch ihre Gerüchte unterscheiden — die schwere stickige, geronnene Säuerlichkeit verschwitzter Baumwolle über den arabischen Haufen, und den muffigen Brodem der englischen Soldaten: diesen warmen Pißdunst zusammengepferchter Männer in Wollkleidern, beißend und atemversetzend wie Ammoniak, einen scharfen, gärenden Naphthageruch. —

(Sätze wie die, und es sind viele solche in dem Buch, haben nichts mehr mit Abenteuer, Krieg und Politik zu tun — sie sind ganz einfach große Literatur.)

Am andern Morgen wird von einem indischen Unteroffizier ein Weißer in arabischer Kleidung als suspekt aufgegriffen und erst auf Intervention freigelassen.

*

Er hat die londoner Politik richtig eingeschätzt, Arabien wurde zwar der türkischen Despotie ledig aber zugleich in eine Anzahl von kleinen Reichen und Mandatsgebieten zerstückelt. Verbittert zog sich Lawrence aus der Politik zurück. Mit achtundzwanzig Jahren hat er sie als Emissär und Spion betreten und mit dreißig Jahren als leidenschaftlicher Anwalt der Freiheit und des Selbstbestimmungsrechtes farbiger Menschen verlassen. Heute wissen wir, daß das koloniale Zeitalter zu Ende geht und der alte Imperialismus selbst ein hippokratisches Gesicht trägt, und wir sehen mit Erschütterung, wie diese Erkenntnis schon das Bewußtsein eines jungen Mannes zerrissen hat, dessen historische Aufgabe es gewesen ist, unter der unschuldigen Sonne Arabiens alle Furien des europäischen Krieges zu entfesseln.

Enthüllung von Peter Panter

„Es gibt keinen Mädchenhandel", sagt Kurt Tucholsky. — Was hat er für ein Interesse, die Mädchenhändler zu schützen?

Nationale Zeitungsnotiz

Frühmorgens, wenn, mit Verlaub zu sagen, die Hähne krähn, springe ich fröhlich aus dem Bett, reibe mir den Beischlaf aus den Augen, gürte meinen Galanteriedegen, und — hei! — fort gehts, meinem heimlichen Beruf entgegen, von dem niemand, niemand nichts weiß. Rasch den Kuppelpelz umgelegt, und hinein in den Rolls-Royce jüngere Linie, der schon vor der Tür, abgezahlt bis auf das linke Hinterrad, auf mich wartet. Fahr zu, Johann, und laß die Pferdekräfte traben!

Bei der Pariser Polizei bin ich als Schriftsteller gemeldet. In Wirklichkeit habe ich, allein in Paris, fünf Häuser, mit zweihundertachtundvierzig Insassinnen, zwölf Oberschwestern, einem Generalkuppelwart, und alle sind Tag und Nacht geöffnet.

„Glückauf!" begrüßt mich der stattliche Pförtner der Zentrale in der rue Louletrou. Mit echt kapitalistischem Kopfnicken grüße ich zurück und betrete die samtgeschwollenen Bureauräume. „Was Neues?" frage ich kurz. Herr Friedrich, der Direktor der Zuhaltei, legt mir respektvoll in der Unterschriftsmappe die Post vor. Ich durchfliege sie.

— „Blondinenbaisse an der Mädchenhändlerbörse in Buenos-Aires" — „. . . die von Ihnen vorgebrachte Reklamation leider nicht anerkennen können, da der Schade auf dem Transport entstanden ist, wir also keinerlei Haftung . . ." — „. . . . Ihnen meine so gut wie neue und nur von ersten Kavalieren getragene Cousine anzubieten, die . . ." — „. . . daher bestimmt mit einer Erhöhung des Grundtarifs auf 1,84 Mark rechnen zu können uns in die sicherste Erwartung zu setzen glauben zu müssen. Der Betriebsrat des Hauses „Chez Neppine".

— „Sonst was?" frage ich Herrn Friedrich mit jenem leichten Vibrieren in der Stimme, das andeutet, er zähle zwar zu den höhern Beamten, das ihn aber nicht vergessen macht, daß auch er nur ein Angestellter ist. Hier in diesem mächtigen Zimmer laufen die Fäden der großen Geschäfte zusammen: Umsatz in Nordafrika flau; Transitverkehr mit Australien überwiegend fester; der Konzern internationaler Mädchenhändler beschließt, die Abberufung des Sowjet-Gesandten aus Paris zu erzwingen, da er sich in unzulässiger Weise gegen unsre Interessen ausgesprochen hat; ein kleiner Krieg zieht leise am Horizont auf, und wir werden gut an ihm verdienen . . . „Sonst nichts", sagt Herr Friedrich.

Elastischen Schrittes begebe ich mich zur Einkaufsabteilung. Auf dem Korridor steht schon eine Schar Mädchenfänger, zum Ausrücken bereit, an der Tür.

Die Mannschaften tragen große Netze, mit denen sie in einsamen Gegenden, in Stadtparks und an leeren Uferböschungen der Kanäle unschuldige Mädchen fangen und mir hierher bringen; die Leute vom Salontrupp haben sich kleine schwarze Bärtchen geklebt, die ihnen ein verführerisches Aussehen ver-

leihen, so schleichen sie sich in die feinen Familien ein und flüstern dort mit heißer Stimme den Haustöchtern verlockende Angebote in die Öhrchen; erst gestern war man auf diese Weise einer reichen Bankierstochter habhaft geworden, der wir eine Stellung als Dienstmädchen in Rio de Janeiro angeboten hatten. Ich musterte den Trupp, der militärisch grüßte. „Zweiter Stoßtrupp der Mädchenfänger zum Ausmarsch angetreten!" meldete der Führer. Ich winkte ab. Und trat in die Einkaufsabteilung.

Meine Augen sahen alles: da standen große Kisten, in denen lagen die chloroformierten Opfer der letzten Streifzüge, etliche hatte man bei der Lektüre des „Zauberbergs" erwischt, und sie hatten gar nicht gemerkt, daß man sie noch einmal eingeschläfert hatte ... andre waren frisch aus dem Filmatelier oder bei der Konfektion weggefangen worden, und müde hatten sie sich gegen den überflüssigen Umzug gewehrt. In einer Ecke war die Arbitrage-Abteilung, dort wurden die Mädchen ausgetauscht, streng nach ihrem Wert: zwei kleine zu fünfzehn gegen eine große zu dreißig und so fort. Denn hier ist das, mit Verlaub zu sagen, Becken, in dem sich alle Vorräte sammeln: hier werden die Mädchen verteilt und repariert, von hier gehen die bemusterten Offerten heraus, die Mädchen auf Abzahlung und die gröbern Dessins für das Militär. So passen sich die Kollektionen jedem Land und jedem Kontinent an: die für die Vereinigten Staaten bestimmten Mädchen — Marke „Petting" zum Beispiel — sind garantiert sexuell unaufgeklärt und bleiben das auch ihr Leben lang. (Man beachte die Banderole.)

An der linken Glastür gabs Lärm. „Was ist —?" fragte ich. Der Rayonchef stürzte beflissen vor.

„Herr Präsident werden erstaunt sein, zu hören ...", sagte er, „daß wiederum, trotz aller Absperrungsmaßnahmen, zwei Damen zur freiwilligen Meldung gekommen sind. Sie begehren durchaus Aufnahme!" — „Um wen handelt es sich?" fragte ich. „Es sind vier!" meldete der Aufsichtsbeamte vom Dienst. „Es ist der gesamte Vorstand vom Reichsbund zur raschen Niederkämpfung des außerehelichen Geschlechtsverkehrs!" — „Sagen Sie den Damen," befahl ich, „daß wir komplett sind!" Ein vierstimmiges Jammergeheul vor der Tür bewies, daß edlere Teile getroffen waren.

Brummend rollte mein Wagen mit mir davon.

Im „Garten des Paradieses" war grade großes Reinemachen. Wasser floß von den Wänden, Staubsauger sogen an den dicken Türen, die laut polizeilicher Vorschrift die heißen Schreie der Lust zu ersticken hatten ... Die Vertrauensdame, Frau Wedderbein, trat mir entgegen und grüßte mit erfahrener Verbindlichkeit. „Glück auf!" sagte sie. „Glück wieder runter!" sagte ich. Wir begaben uns ins Vorstandszimmer.

Alles in Ordnung.

Im Inventarbuch fehlte kein Bett und keine Rute; es war, wie der illustrierte Führer durch das Paradies zeigte, für jeden Geschmack gesorgt, und auch der kleine Mann konnte hier nach den Mühen des Tages Begierden fröhnen, auf die er nach harter und ernster Berufsarbeit wohl Anspruch hatte. Sexuelle Traumen; Spiegelzimmer für minderbemittelte Ipsisten sowie

Separatabteilungen für Fetische in allen Größen waren da, hier konnten die Leute einen schönen Stiefel lieben; prima Affekttaumel waren schon von acht Mark das Stück zu haben, und auch Fernbehandlung wurde gern übernommen. Wir standen durchaus auf der Höhe. Und während die Frau Vorstand mir eine Seite des Hauptbuches nach der andern aufblätterte und meine Augen mechanisch die Kolumnen musterten:

...dasselbe mit ff. Oedipuskomplex . . . 12,65 M.

da schweiften, mit Verlaub zu sagen, meine Gedanken zurück in die ferne Vergangenheit, in die Zeiten meines Anfangs.

's ist nun acht Jahre her, daß ich das erste Haus eröffnet habe: eine kleine kümmerliche Etage am Dönhoffplatz, und neben den stolzen Prachtbauten des Viertels konnte sich mein kleiner Betrieb gar nicht sehen lassen. Vier Damen beschäftigten wir damals — und wenns gar hoch herging, dann half wohl Stiefmütterchen in der Not mit aus, und ich saß an der Kasse und überzählte die Scheine. Und welcher Aufstieg seitdem!

Haus reiht sich heute an Haus, Werk an Werk; da rauchen die Schlote, da gellen die Sirenen, da richten sich riesige Schornsteine freudig zum Himmel empor, und durch eine selbstverständlich horizontale Vertrustung ist es mir gelungen, den gesamten Mädchenhandelsmarkt zu kontrollieren. Medaillen prangen auf meinen Briefbogen; ich bin Hoflieferant, wenn auch ein aufrechter Republikaner, allerdings die guten Seiten des alten Regimes schätzend, aber natürlich durchaus verfassungstreu. Ein eignes Ressort ist damit befaßt, genau darauf zu achten, daß die Häuser — je nach der Kundschaft — auch die richtige Fahne heraushängen. Bei uns an der Gösch!

Ja, wenn ich so zurückdenke... Was hat allein die, mit Verlaub zu sagen, Revolution in Deutschland uns für Schwierigkeiten bereitet! Am idealsten ist die Sache in unserm „Anschlußheim" gelöst: das hat eine doppelte Straßenfront, rechts flattert Schwarz-Weiß-Rot, und links weht im jeweiligen Winde Schwarz-Rot-Gold. Rechts ist alles volkhaft eingerichtet, wie es der echte deutsche Mann liebt: zierliche Girlanden ziehen sich durch echt deutsche Rheinzimmer, sinnige Plakate schmücken die Wände — „Deutsche, vergewaltigt deutsche Mädchen!" — und deutscher Wein rollt durch deutsche Kehlen. Links hingegen können sich die Besucher an allen Freuden der Demokratie gütlich tun: kein Zimmer ohne Schaukel und ohne Filzpantoffel.

Befriedigt verließ ich den „Garten des Paradieses" und begab mich zum Bijou meiner Betriebe: in den von mir gegründeten Kammerpuff. Mit dem hatte es eine eigne Bewandtnis.

Der „Kampu", wie er in vertrauten Kreisen gern genannt wird, war begründet worden, um auch den raffiniertesten Ansprüchen einer subtil empfindenden Kundschaft gerecht zu werden. Hier gab es sonderbare und seltsame Einrichtungen — „Jedem das Seine" stand über der dekorativen Haustür —

und da hätten wir als Attraktionen: Ein Mitglied vom sozialdemokratischen Parteivorstand, das zugleich Pazifist war, es war äußerst zerbrechlich und wurde nur von weitem gezeigt, was vielen mit Recht genügte; einen deutschen Minister, der deutsch konnte und es auch schrieb, — ja, wir standen sogar im Begriff, uns einen Redakteur anzuschaffen, der bei seinem Verleger etwas durchsetzen konnte, aber bisher hatten wir noch keinen gefunden. In einem engen, vaterländisch ausgeschlagenen Raum konnte ein Richter Recht sprechen, denn wo sollte er das auch sonst tun! Wir hatten einen lesbischen Regierungsrat und einen Major, der war Transvestit: er zog sich fortwährend sein Zivil aus und die lakaiserliche Uniform an; wir hatten Tauchermädchen, die stundenlang unter Wasser repunsieren konnten, und wir hatten Elefanten und Schaukelpferde, chinesische Enten und die Dolden edler Lilien. Das kostete nicht billig. „Bei Kisch!" rief ich aus, „so ein Haus macht uns keiner nach!"

Nur eins hatten wir nicht: es waren Staatsanwälte zu uns gekommen und wünschten die gleiche Sensation zu haben, die sie bei der Konfiskation unsittlicher Bücher empfänden; aber da hatte sich das ganze Personal einhellig geweigert: solchen Ansprüchen, sagte es, könne es nicht gerecht werden.

So ging ich von Zimmer zu Zimmer, umgeben von meinem Stab, den Hausvorständen, dem Betriebsleiter und den Anstaltsgeistlichen: von Moltke, Feldrabbiner; der Kaplan Eusebius Brenda, dessen Amt sich seit Generationen vom Vater auf den Sohn vererbt hatte, sodann der Superintendent D. Dr. Raucheysen; der neidete dem Juden die Schläue und dem Pfaffen die politische Macht und ersetzte, was ihm fehlte, durch rücksichtslose Würde. Das war der seelsorgerische Beistand, und wenn man genauer hinsah, konnte man die drei nicht voneinander unterscheiden.

Doch nun war es dämmrig geworden, und ich rollte in meinem Wagen (mit Rückkuppelung) davon.

Und hielt erst vor der „Blauen Grotte", dem größten meiner Häuser, das grade in vollem Betrieb war. Ich voyeurte durch die Gucklöcher.

Da lagen sie.

Da lagen sie und lachten verschmitzt, als hätten sie dem lieben Gott etwas abgeluchst, was ihnen eigentlich nicht zustände — viele hatten ernste und verbissene Gesichter, nie waren sie so außer sich, wie wenn sie in sich gingen. Die Kunden zerflossen irr, alle Temperamente waren vertreten, verliebt war keiner, alle eilig. Keine Geste war mir fremd — ich kannte sie, die Monomanen, die zutiefst im andern nur sich selbst spiegelten: Kasperlefiguren ihres Ich, das im Rythmus des in sie gelegten Schicksals auf- und abzuckte. Herkömmlich ihre Individualität grade in dieser Stunde, traditionell ihre Besonderheit, in jeder Kabine wähnte sich einer Gott und war Serienartikel, Leben, das nur Wiederholungen kennt und sie nicht fühlt, weil in der Wiederholung das Leben ist — kleine mechanische Püppchen, zu meinem Vergnügen an einer Schnur aufgereiht... Ich auch? Ich auch.

Versonnen schritt ich auf die matt erleuchtete Straße, in der schwarz und drohend der Wagen stand. Der Chauffeur schlief. Da traten vier ältere Herren auf mich zu, feierlich, lüpften die Zylinder und nannten leise, wie fragend, meinen Namen. „Gewiß ..." sagte ich. Der Längste trat vor. Und sprach:

„Wir danken Ihnen im Namen der Sittlichkeitsvereine, daß Sie auf der Welt sind. Denn wären Sie nicht —: was sollten unsere Frauen tun? Wir sind alt, Herr Präsident; wir sind müde, Herr Präsident; wir sind ernste Geschäftsleute: wir wollen abends in Ruhe unsre Zeitung lesen und eine Zigarre rauchen. Durch die blauen Wölkchen der Havanna aber blicken unsre Frauen träumerisch ins Weite, weit fort vom Großreinemachen und der täglichen Wirtschaft; Sumatra erscheint und Celebes, wilde schwarze Männer zerren halb bekleidete weiße Mädchen ins Bordell, spitze Schreie steigen auf, und gepeinigt sinken die armen Opfer der Wollust auf die harte Bettstatt ihrer Schande. Aber da naht der Retter! Die blauen Jungens unsrer edeln Handelsmarine, unter Führung des Grafen Luckner greifen mit kräftigen Fäusten ein, deutsche Hiebe hageln, der schurkische Mestize sinkt entseelt zu Boden, und stolz weht vom Heck des sittlich gereinigten Mädchens die Flagge Schwarz-Weiß-Rot!" Erschöpft schwieg der Sprecher. Der Nächstlängste fuhr fort:

„Und darum danken wir Ihnen! Denn jetzt haben unsre Frauen eine Beschäftigung — und eine, die sie, mit Verlaub zu sagen, befriedigt. Ja, sogar der Völkerbund bekämpft den Mädchenhandel: denn wer sollte die billige Nachtarbeit in den Fabriken tun, wenn Sie uns die Mädchen stehlen? Aber handeln Sie nur so fort — wir sind wie das Militär, ohne einen Feind müßten wir elend verkümmern. Ihr Gewerbe ist abscheulich — doch muß es sein: Sittliche Entrüstung führt unsre reinen Frauen zur selben Entspannung, die Sie mit fluchbeladener Sünde zu erreichen in der beneidenswerten Lage sind!

Und nun bitte ich um eine Karte Ihrer Häuser —!"

Christus und Casanova von Harry Kahn

Nur mit Widerstreben schreibt man die beiden Namen nebeneinander. Aber was nun einmal in der gleichen Häuserzeile vor sich geht, muß sich gefallen lassen, in der gleichen Druckzeile genannt zu werden. Die typographische Nachbarschaft ist nichts als das Widerspiel der topographischen Nachbarschaft, in die zur Zeit bei uns der „König der Könige" und der „König der Abenteurer" gerückt sind. Herr Wendriner, der von einem Kunden so lange aufgehalten worden ist, daß er zu spät an die Kasse des Gloria-Palasts gelangt, um noch Karten für die irdische Liebe zu erwischen, hat durchaus die Möglichkeit, noch zur Vorstellung im Tauentzien-Palast recht zu kommen, um sich an der himmlischen schadlos zu halten. Er wird den Unterschied zunächst gar nicht merken; ja, im ersten freudigen Schreck meinen, er habe sich in den Inseraten verlesen. Denn in Jerusalem fängt es mit einer sehr hübschen,

sehr wenig bekleideten Dame von zweifelhaftem Gewerbe an, während in Venedig erst mal ein Wucherer aus dem Tempel geworfen wird.

Schon das macht es Einem recht schwer, nicht päpstlicher als der Papst, im gegebenen Fall: nicht erzbischöflicher als ein Erzbischof zu werden. Der von Salzburg, berauscht anscheinend von den (doch wohl überschätzten) glaubenspropagandistischen Wirkungen der Reinhardtschen Festspielmystik, soll seiner Geistlichkeit empfohlen haben, „sich für den Besuch des Films ‚König der Könige' einzusetzen". So meldet das Programmheft unter einem Facsimile des „greisen Kirchenfürsten", das dem Regisseur des Christusfilms, Cecil de Mille, Dank und Gratulation dafür ausdrückt, daß „Sie dieses ideale und schöne Bild vom Heiland uns geschenkt haben". Auch den Potsdamer Hofprediger (so unterzeichnet am 9. Oktober 1927) hat „die Darbietung tief ergriffen". Und der Rabbiner Israel Goldfarb findet den Film „wunderbar und herzergreifend". Diese rührende Einhelligkeit der Religionen, über die sich Nathan der Weise gewiß nicht wenig gefreut hätte, — sie allein könnte einem wohl die Rede und die Schreibe verschlagen. Und man kommt sich ein bißchen als Don Quichotte vor, wenn man mit seiner abweichenden Meinung gegen drei so prominente — sit venia verbo — Gebetsmühlen anrennt.

Zunächst sei eingeräumt: eine grobe Geschmacklosigkeit zeigt keins der einzelnen Bilder, wenn man vor ihnen auch häufiger an Thumann denken muß als an Tizian und Tintoretto, die mit andern italienischen Cinquecentisten wohl am öftesten bei ihnen Pate gestanden haben. Eine einzige große Taktverlassenheit jedoch ist die Gesinnung, die Manuskript und Regie zugrunde liegt. Mögen alle Erzbischöfe, Hofprediger und Großrabbiner der Welt nichts dabei finden, mag Jeanie Macpherson, die amerikanische Dame, die verantwortlich für das Manuskript zeichnet, noch so viel männliche Europäer als Vorläufer ihrer „Auffassung" namhaft machen können: es bleibt blasphemische Verkleinlichung eines paradigmatischen Menschendaseins, wenn man das Schicksal des Jesus von Nazareth in einen Kausalnexus von Erotik und Politik einspannt. Und zu dieser romanhaften Auswahl der evangelischen Vorgänge kommt nun noch ihre „filmische" Auswertung. Die Textschreiberin verflacht die Motive und verniedlicht die Charaktere, macht aus den monumentalen geistigen Bogen der Überlieferung die platten Eselsbrücken plausibel-pragmatischer Übergänge; der Regisseur aber rückt dieses schon so gerenkte Gebilde zusammen und zerrt es auseinander, je nachdem es ihm in seinen, von den optischen Wirkungsgesetzen abhängigen Kamerakram paßt; er pulvert belanglose Episoden zu Bildhöhepunkten auf und verwischt viel wichtigere zu purem Beiwerk.

Wahrscheinlich kann man auf andre Weise gar keinen Christusfilm herstellen. Meinetwegen ist der Cecil de Milles sogar der beste aller möglichen. Aber jeder geistige Mensch wird sagen: um diesen Preis wollen wir keinen haben. Man muß es einmal aussprechen: der Kurbelapparat darf nicht zu einer Wurstmaschine werden, die wahl- und ehrfurchtlos die höchsten geistigen Güter der Menschheit zu Abendunterhal-

tungsfutter für die nimmersatten Amüsiermägen vom Broadway und Kurfürstendamm verarbeitet. Grade wer den Film liebt und von seiner großen Zukunft überzeugt ist, soll warnen: das muß ihm schaden bei den Gutgesinnten. Nürnberger Nacht- und bayreuther Gralswächter tuten ins Protesthorn, wenn sie ausgerechnet vom Ehrenretter der Königin Luise ihr Monopol auf treudeutsche Mannestugend und trutzigliche Mägdleinminne gefährdet glauben; aber die „greisen Kirchenfürsten" aller Konfessionen stoßen in die Reklameposaune, wenn das Neue Testament zu einer Serie von platten Haussegen herunterillustriert wird. Nichts kann bezeichnender sein für die ungeheuerliche Geistesverwirrung, in der sich das überalterte Europa befindet. Für die Geistesverfassung des andern, jüngern Erdteils aber ist nichts so charakteristisch als der Umstand, daß man sich dort einen hochnotpeinlichen Prozeß zuzieht, wenn man die Bibel für eine schöne Mythensammlung erklärt, daß man sie aber, so lange man die Historizität ihrer Erzählungen nicht anzweifelt, ungestraft ausschroten darf, als wenn es sich um die Memoiren des Chevaliers de Seingalt handelte.

Quod non licet Jovi, licet bovi. Was man sich nicht mit einem Gottmenschen erlauben darf, kann man sich wohl mit einem Stier gestatten. Wenn im Christusfilm der Versucher, statt sich Jesu in der Wüste zu nahen und mit ihm auf einen hohen Berg zu steigen, ihm vom Tempel zu Jerusalem aus die Schätze der Welt zu Füßen (?) zeigt, so möchte man eher der Drehbuch-Marlitt als dem Satan ein „Pfui Teufel!" zurufen; aber wenn Norbert Falk seinen Casanova erst gegen Ende statt zu Anfang seiner Filmlaufbahn unter die Bleidächer sperrt, um die sonst nicht sehr festgefügte Handlung aufzugipfeln, so kann man selbst zu dieser kapitalen Umschichtung eines fast schon legendär festgelegten Abenteurerlebens „Bravo!" sagen. Und man kann diese Interjektion auf den ganzen Film ausdehnen. Er ist nicht spannend, aber immer unterhaltend. Seine Libertinage artet nie in Laszivität aus. Er arbeitet mit ausgesucht schönen Menschen und ausgezeichnet gefundenen und aufgenommenen Motiven. Dogenpalast und Piazzetta haben kaum je so sinnvoll und so wenig kulissenhaft in einem Bildstreifen gestanden. Für den Karneval, der sich dort begibt, hat Alexander Wolkoff nicht weniger Temperament und Regieeinfälle einzusetzen als für den russischen Kaiserhof. Dort lebt sich auch Mosjukins körperlicher Charme am sprühendsten aus; es ist, als ob ihn das heimatliche Milieu am meisten beschwinge. Ein Italiener ist er ja nicht; die Melancholie seines Blicks, der Schmerz um seinen Mund dürften dem historischen Signore Giacomo kaum geeignet haben. Die Amerikaner haben ihren Christusdarsteller auf statistisch-anthropometrischem Wege eruiert. Sie hätten sich diese Mühe sparen können; wenn irgend ein Schauspieler dieser Zeit, so hätte Mosjukin Christus in einer Weise verkörpern können, daß einen wenigstens die Gestalt ergriff. Dann wäre es aber vielleicht ein Christus geworden, der von der Glaubensinbrunst Dostojewskijs und Tolstois einen Hauch verspürt hätte, statt bloß den des Traktätchengeistes von Dayton, Ohio. Und wer weiß, ob er dann auch so begeisterten Beifall hoher und höchster geistlicher Würdenträger gefunden hätte.

Rasputin von Arthur Eloesser

Der alte Heraklit sagt, daß man nicht zwei Mal in denselben Fluß steigt. Da hat er Piscator nicht gekannt. Es gibt mindestens drei Inszenierungen von ihm, die bei verschiedenen Gelegenheiten mit denselben Mitteln die russische Revolution feiern. Im letzten Akt dieses Rasputin, wenn nach der Ermordung des schlimmheiligen Mönchs die Sowjet-Republik verkündet wird, erscheint auch Trotzki auf der Tribüne. Aber das ist doch eine Figur aus Schillers Räubern, auch wenn man ihr damals noch den Namen Spiegelberg ließ. Nach Trotzki tritt Lenin auf, den Herr Piscator schon als Laufbild über seine verschiednen Begleitfilme geschickt hat. Was der große Volksmann hier sagt, beglaubigt weder seine Persönlichkeit noch seine welthistorische Rolle, wie auch sonst die geistigen oder ethischen Kräfte nicht fühlbar werden, die die russische Revolution hervorgebracht haben. Wenn es ein politisches Theater geben soll, kann ich diesem am Nollendorfplatz irgendwelche Fähigkeit der Propaganda nicht zuschreiben. Der Beifall, der aus Gründen der Gesinnung bereits mitgebracht wird, sollte grade einem überzeugten Künstler wie Herrn Piscator nicht genügen.

Einem Künstler? Ich muß wieder darauf zurückkommen, daß dieser Regisseur weniger ein Dynamiker als ein Techniker der Bühne ist. Technik allein hat weder Geist noch Willen. Den Potemkinfilm hat Volk für das Volk geschaffen; das gibt es im Nollendorftheater nicht, weder im Parkett noch auf der Bühne. Gewiß, einige Schauspieler fühlten sich wohl verpflichtet, für das Engagement bei Piscator ein rotes Herz zu entdecken; aber sie spielten gestern irgendwo nebenan und werden morgen irgendwo nebenan spielen. Heute nacht aber sitzen sie alle bei Schwannecke. Und das Publikum sitzt bei Piscator, wie es in der Reibaro oder in andern Theatern sitzt, die auch nicht teuer sind. Bleiben wir ehrlich, in der Politik und in der Kunst, die Ehrlichkeit noch dringender braucht, weil sie nicht mit Quanten von Macht und Tatsache, sondern nur des Gefühls rechnen kann.

Die Eigenart der Piscatorbühne, die als Sensation geschätzt wird, besteht in der Entfesslung der Technik, aller Arten von Technik, die den primitiven Betrieb des Theaters bereichern sollen. Für die Geschichte des Rasputin hat der Regisseur eine drehbare Weltkugel gebaut, die einen obern und einen untern Innenraum öffnet. Der Regisseur tut auch kleinere Klappen auf, um Wilhelm II. und Franz Josef oder andere Figuren der Zeitgeschichte heraustreten zu lassen. Der Regisseur läßt sie etwas reden, was offensichtlich nie im russischen Manuskript gestanden hat, irgendwelche Dummheiten, die sie in Wirklichkeit mal abgegeben haben. Umso schlimmer: so wirken sie wie Panoptikumfiguren, denen man eine Grammophonplatte eingesetzt hat. Treten nun gar Trotzki und Lenin auf, erkennbar an ihren Masken oder an protokollarisch bezeugten Reden, so sollte die Dritte Internationale einen Wink geben, daß sie die Aufbewahrung so lebendiger Persönlichkeiten in demselben Panoptikum noch nicht wünscht.

Auch der bei Piscator unerläßliche Film — ein solcher Diener bringt Gefahr ins Haus — hat trotz seiner Geschwindigkeit schon Anteil an der Erstarrung des nur Schaubaren. Diese Bilder von Krieg und Revolution in ihrer beständigen Bereitschaft sind schon zu oft aus der großen Kiste genommen worden; sie drohen und schrecken nicht mehr. Furchtbarkeit mildert sich zur Gewohnheit: Ach, da sind die lieben Kriegsbilder! Der erklärende Film braucht noch ein Mal die Erklärung langer Titelbänder; Herr Piscator neigt zu einer lehrhaften Vollständigkeit. — Nehmt es nicht übel, sagt der erste Titel, daß wir immer bei Erschaffung der Welt anfangen. — Ich nehme es übel; was wäre eine Regie, die nur von außen stieße, die Welt am Finger laufen ließe! Und was eine Kunst, auch wenn sie der Politik dient, ohne ein inneres Gesicht, ohne eine innere Stimme, die zuerst seelisch gehört wird.

Und Rasputin? Da wurde ein Stück gespielt von den Herren A. Tolstoi und P. Schtschegolew. Die Geschichte des Mönchs, der eine Kaiserin beherrschte, der der Weiber, vieler Weiber Weh und Ach aus einem Punkte kurierte, der aus einem halben Mystiker und aus einem halben Schwindler gemischt war, wirkt etwa wie ein Memoire, das ein nahestehender Beobachter aufgesetzt hat, nicht ohne menschliche, nicht ohne liebenswürdige Züge eines Kenners. Aber das ist alles nur geschichtlicher, beinah diplomatischer Bericht, nicht ein Drama, das notwendig oder organisch entsteht. Der Darsteller einer Figur, die schon bei Lebzeiten Legende war, hat gegen das Protokoll der Überlieferung noch die größere Freiheit. Paul Wegener gibt einen saftigen, humorigen Kerl aus dickem rotem Bauernblut und sogar einen, der, wenn ich richtig ahne, unter andern Bedingungen der Herkunft und Bildung keinen schlechten Revolutionär gemacht hätte. Aber auch der Schwergewichtler Wegener trägt etwas mühsam an einer Maske, die bis zu den Stiefeln herunter verzweifelt russisch sein soll, und seine tänzerische Bauernplumpheit erinnert etwas an den eingefrorenen oder vielmehr an den aufgetauten Ramper vom Nordpol. Der Zar und die Zarin, die mehr zu repräsentieren haben, mußten vor allem ihren Vorlagen nachgebildet werden. Figuren aus der Zeitgeschichte machen sich durch diese Sorge um die Ähnlichkeit immer bedenklich. Erwin Kalser fand noch einen feinen Ton für die schwächliche Unzuverlässigkeit des Nikolaus. Tilla Durieux' Kunst ist so reif und so enthaltsam, daß sie auch Reizlosigkeit, Banalität und Dummheit des Frauenwesens auf das gewisse kaiserliche Air bringt. Aber irgendwie aus Wachs bleibt das doch alles; darüber kommt kein Mann hinweg und keine Frau. Ganz gewiß nicht unter Regie Piscators, der großartig wäre, wenn er das erste Material der Bühne, das des Menschlichen, so gut wie das technische in der Hand hätte. Rasputin ist geschichtlich ermordet worden, aber nicht für mich in diesem Stück. Selbst ein weniger schlauer Muschik hätte zu den Großfürsten und Offizieren gesagt: ihr betreibt meine Vergiftung zu offensichtlich und ungeschickt. Ich komme wieder, wenn ihr fertig seid. — Unfertig war besonders die letzte Szene der Sowjeterklärung, die nicht einmal das nötigste

Crescendo von Rharbarber halten konnte. Wann soll die Generalprobe sein? In Rußland ist das Stück tausendmal gegeben worden. Aber wenn Ihr wie die Russen denkt, so arbeitet auch wie die Russen! Piscator hat seine Gesinnung. Die wollen wir achten, und wenn er sie am Nollendorfplatz ausübt, mit üblichen Schauspielern zu üblichen Preisen, so mag das Sache seiner Naivität sein, oder freundliches Gewährenlassen eines Publikums, das, wie ich doch fürchten muß, diesen Täufer der Dritten Internationale nicht für gefährlich hält. Berlin ist eine große, ist vor allem eine vorurteilslose Stadt und vor unbegrenzten Möglichkeiten der Verdauung. Und so hat uns schon Goethe anerkannt: Ihr Berliner aber seid wie der Leviathan, der nicht achtet, was er verschlinget!

Geleitwort zu einem Jugendbuch

In wenigen Tagen erscheint unter dem Titel ‚Jugend und Welt' von Rudolf Arnheim, E. L. Schiffer und Cl. With herausgegeben, ein für die Jugend bestimmtes Sammelbuch mit vielen Bildern. (Williams & Co. Verlag. Berlin-Grunewald). Es ist ein erster Versuch, die Literatur für die Jungen aus dem Bann der Gartenlaube zu holen und in die Welt von heute zu stellen. Wie das gelungen ist, darauf werden wir später zu sprechen kommen. Hier das Vorwort der Herausgeber:

Wir wollen mit euch spazieren gehen! „Danke schön", werdet ihr sagen, „wir finden auch allein!" Denn ihr könnt die artigen Sonntagsspaziergänge nicht leiden; ihr fühlt euch am wohlsten, wenn ihr tun könnt, was ihr wollt, wenn Keiner beaufsichtigt und Keiner etwas befiehlt, wenn ihr stehenbleiben könnt, wo ihr wollt, und vorbeigehen, wo ihr wollt. Wir verstehen das, uns gehts genau so! Aber so schlimm haben wir es auch nicht gemeint. Wir wollen euch nicht fest bei der Hand nehmen und nun würdig neben euch hergehen, steif aufgereckt, drei Köpfe größer als ihr, mit der Nase im Himmel. Wir wollen euch nicht zu allen Sehenswürdigkeiten zerren und mit dem Zeigefinger so lange in den schönen Dingen dieser Welt herumstochern, bis sie euch tot und langweilig vorkommen. Nein, nur bequemer sollt ihr es haben. Man möchte etwa gern einmal wissen, wie ein Segelboot gelenkt wird, wie ein Motorrad innen aussieht, warum es schlechtes und gutes Wetter gibt, wie die Menschen jenseits des Ozeans leben. Aber man findet nicht immer gleich Jemanden, der eine vernünftige Art hat, so etwas zu erklären.

Dies Herumsuchen ist doch eine unnötige Kraftanstrengung, nicht wahr, und darum wollen wir es euch abnehmen: wir wollen es für euch Alle zusammen erledigen. Und deshalb haben wir versucht, für jedes Gebiet Jemanden zu finden, der sich gründlich damit beschäftigt hat, und der sich auch so deutlich und einfach ausdrücken kann, daß jeder normale Mensch ihn versteht. Es gibt viele Leute unter den Erwachsenen, die nicht so sehr viel anders sind als ihr seid Sie lassen sich nicht gern bei der Hand nehmen und sich etwas vorreden, sondern wollen selber sehen und prüfen; sie sind sehr neugie-

rig, sie hören gern spannende Geschichten und lachen gern. Sie machen keine großen Umstände und verlangen keinen besonderen Respekt. Sie erzählen, was sie wissen, und damit gut.

Mit solchen Leuten wollten wir euch gern bekannt machen, und ihr werdet ja nun sehen, ob es euch Spaß macht, ihnen zuzuhören und alles Mögliche anzusehen. Wir sind aufrichtig gespannt, wie es euch gefallen wird.

Achtung! Achtung! Die Sonne geht auf, ein Flugzeug startet, die Weltstädte fangen ihr lärmendes Leben an, Tiere erwachen in den Wäldern und schöne Pflanzen entfalten sich. Die Maschinen rasseln, die neueste Zeitung wird ausgerufen, ein Dampfer pfeift zur Abfahrt, Menschen tun ihr Tagewerk, märchenhafte und geheimnisvolle Dinge entstehen unter ihren Fingern, im Kino wird eine spannende, lustige Räubergeschichte vorgeführt, im Konzertsaal stimmt man die Instrumente. Achtung, es geht los!

Pazifist Hugenberg von Morus

Ufa-Politik

Wir hatten uns schon beinah gewöhnt daran zu glauben, daß die Ufa ein Geschäftsunternehmen sei wie jedes andre. Nichts von all den trüben Prophezeiungen war eingetroffen. Hugenbergs Weltkriegsfilm entsprach zwar vielleicht nicht ganz so den Tatsachen; aber der war schließlich noch unter dem Protektorat der Deutschen Bank gedreht. Hugenberg mußte ihn eben vorführen, er konnte als solider Geschäftsmann nicht anders. Aber nachdem die alten Vorräte aufgearbeitet waren und Hugenbergs Wille allenthalben geschah, girrten in den Ufa-Theatern leibhaftig die Friedenstauben. A. d. W., Anspruchslose des Westens jauchzen vor Vergnügen, daß Hugenberg ihnen am Kurfürstendamm „Die große Limonade" servierte und sie sich davon überzeugen konnten, wie liebreich doch in Hollywood so ein kleiner Weltkrieg vor sich geht. Nein, aber auch sowas Pazifistisches! Da brauchte man sich eigentlich gar nicht mehr darum zu kümmern, was Hugenberg in den weniger feinen Stadtvierteln aufführen ließ, was in den Provinztheatern der Ufa vor sich ging und wieviel Paraden in jeder Ufa-Wochenschau gezeigt wurden.

Der Trick, im Westen für die Herren Kritiker einen Friedenstempel einzurichten, war geglückt. Herr Salomon Marx, Vermittler beim Ankauf und nunmehr Hugenbergs Filmdiplomat, kannte seine Leute. Wer noch immer an der Überparteilichkeit des Filmregisseurs Hugenberg leise Zweifel hegte, dem bewies es Herr Marx persönlich, daß die Ufa nichts weiter will, als gute Geschäfte machen. Wo waren die schönen Zeiten hin, als Konsul Marx noch an der Spitze des Reichsbürgerrates Deutschland vor den Gefahren des Marxismus beschirmte. Längst schon hatte Salomon Marx seinen Namensvetter Wilhelm rechts liegen lassen, und täglich rückte er seinem Namensvetter Karl näher. An republikanischen Verfassungsfeiern teilzunehmen, war ihm ein Herzensbedürfnis, und fast ein ebenso großes, daß diese wackre Gesinnung auch in die Zeitungen kam.

Denn die Welt sollte wissen, daß es bei den neuen Männern der Ufa keine Politik, und wenn schon, dann keine Hugenbergsche Politik gibt.

Und nun kommt der Allmächtige selbst und zerstört alle unsre Illusionen. In einer deutschnationalen Wahlkreisversammlung in Herford hat Hugenberg sich offenbart. Es sieht fast aus, als hätte dieser übervorsichtige Mann sich im Eifer des Wahlkampfes — der Jungdeutsche Orden agitiert bei den Deutschnationalen gegen eine neue Kandidatur Hugenbergs — etwas verheddert. Aber nachdem er einmal A gesagt hatte, hat er mit männlichem Stolz B gesagt, und so kann man denn in dem offiziellen Stenogramm der Rede, das Hugenberg im ‚Berliner Lokal-Anzeiger' abdrucken ließ, also lesen:

> Meine Damen und Herren! Die Mehrheit der Ufa — Sie werden das natürlich gleich in die Presse bringen, das weiß ich. Der Jungdeutsche hat ja die Verpflichtung, seinem Hochmeister alles zu berichten, und der Hochmeister fühlt sich dann berechtigt, das Gehörte in der Presse zu verwerten; aber es soll mir einerlei sein — die Mehrheit der Ufa liegt in den Händen der nationalen Gruppe, von der ich vorhin gesprochen habe, und ich habe jeden, der es hören wollte, bei Einleitung des Geschäfts gesagt, daß ich es nur machen würde, wenn ein einheitlicher und ausschlaggebender Einfluß klar sei. Wenn auf dieser Grundlage andre mitgehen wollen, so kann mir das nur sehr lieb sein.

Wer die nationale Gruppe oder, wie Hugenberg sie an andrer Stelle seiner Herforder Konfession nennt: die zwölf nationalen Männer sind, die ihm beim Ankauf der Ufa ebenso wie beim Aufkauf der Presse behilflich waren, hat er bisher noch nicht verraten. Aber man kennt ja seinen finanziellen Freundeskreis: den alten Kirdorf und den frühern Wirtschaftsminister Becker, Fritz Thyssen und Albert Vögler, den Generaldirektor Farenhorst und den Generaldirektor Wiskott, Herrn Dr. Springorum und den hamburger Reeder Rudolf Blohm, den Geheimen Baurat Schrey und den Generaldirektor Winkhaus, den Konsul Kummer und den Lignose-Kommandanten von Schrötter, den Rittergutsbesitzer von Goldacker und den Landrat von Meyer, den Grafen von der Schulenburg und den Fürsten Pless.

Ob nun grade der eine oder der andre dieser Herren den Vorzug genießt, zu Hugenbergs zwölf nationalen Männern gezählt zu werden, die an der Spitze seiner Organisation stehen und „das Leitmotiv abgeben dafür, wie diese Organisation arbeiten soll": das ist einigermaßen gleichgültig. Wir kennen die Drahtgeber und kennen die Ratgeber, wir kennen den Dirigenten und kennen das Orchester, und wir wissen, was für Musik da gemacht wird. Es ist immer noch dasselbe Leitmotiv, das der Geheime Finanzrat Hugenberg bei der Hundertjahrfeier von Krupp hinausschmetterte: „Zu den Tugenden unsres Volkes, die es zu erhalten gilt, wenn es jung und kräftig bleiben will, gehört auch die alte germanische Wehrhaftigkeit und Waffenfreude."

Daß die bezahlten Kinooperateure, mit denen Hugenberg jetzt auf Spezial-Ford-Wagen in den Wahlkampf rollt, dieses Leitmotiv weitergeben werden, versteht sich. Aber vielleicht

erkennen wenigstens die unbezahlten Chorsänger des Pazifisten Hugenberg, was für ein Ding mit der Ufa gedreht werden soll.

Börsen-Baisse

Die Börse, seit Monaten das Sinnbild edler Melancholie, bereitet wieder seelische Emotionen. Gute Menschen, die ihr Erspartes oder Ererbtes, Erschobenes oder Erspieltes in ein paar Aktien angelegt haben, sind ganz aus dem Häuschen und erklären einem treuherzig, daß sie sich bei „der" Börse keinen neuen Pelz anschaffen können. Zwar haben sie ihre Papiere noch gar nicht verkauft, ebensowenig wie im vorigen Jahr, als sie an die Riviera fuhren, weil die Kurse so flink emporkletterten. Aber es sind, wie gesagt, gute Menschen, und gute Menschen lesen abends ihren Kurszettel und giften sich und freuen sich, je nachdem; und wenn sie nicht mal dies bißchen Aufregung bei der Sache hätten, na, dann könnten sie ihr Geld ja gleich auf die Sparkasse tragen.

Meistens machen die guten Menschen sich nicht nur um ihr eignes Geld Gedanken, sondern gleich um das Wohl der Allgemeinheit. „Spaß, muß heute an der Börse Geld verloren worden sein," sagen sie dann; oder: „Ich weiß gar nicht, wohin das noch führen soll"; oder: „Bei den Verlusten sollen wir wohl noch Reparationen zahlen? Das ist ja ganz einfach unmöchlich!" Die guten Menschen meinen nämlich unentwegt, daß bei der Hausse alle gewinnen und bei der Baisse alle verlieren, und damit haben sie, vom Monde aus gesehen, auch schon recht. Die kleinen Leute, die Amateurspekulanten, spielen nur à la hausse. Sie wissen gewöhnlich gar nicht, daß man auch à la baisse spekulieren kann, und wie „fixen" eigentlich gemacht wird. Der Berufsspekulation aber, die nicht auf dem Mond, sondern in der Burgstraße wohnt, ist es vollkommen gleichgültig, ob die Kurse fallen oder steigen. Das einzige, was ihnen peinlich ist und den Börsenwitz eintrocknen läßt, ist die Lethargie, der Stillstand.

Die Baisse aber ist die große Schafschur, ohne die die Börse nicht leben kann. Die Rechnung ist ja so einfach, man braucht nicht einmal Regeldetri dazu. An der Börse entsteht kein neues Geld, kann kein neues Geld entstehen. Es fließt stets nur von der einen Tasche in die andre. Von der Börse aber leben in Deutschland, sagen wir, zehntausend Menschen; vielleicht sinds nur fünftausend, wahrscheinlich aber mehr. Die Leute, die von der Börse leben, werden nicht gleich alle Millionäre, aber die meisten machen sich doch im Laufe der Zeit ein mittleres Vermögen, und wenn auch das nicht einmal gelingt, so leben sie halt vom Börsenspiel. Das kostet im Jahr, sagen wir, zwanzig oder auch dreißigtausend Mark. Demnach werden, so lehrt uns Adam Riese, wenigstens hundert bis zweihundert Millionen Mark alljährlich von der Börse absorbiert. Hundert oder zweihundert Millionen Mark müssen Jahr für Jahr von außen hinzugetragen werden, hundert bis zweihundert Millionen Mark muß das Publikum verlieren, damit die Börsianer leben können.

Und nun urteilen Sie selbst, Gnädigste: wo sonst noch gibt es so preiswert seelische Emotionen wie in der Burgstraße?

Bemerkungen

Wiener Parteitag

Genau genommen wurde auf diesem Parteitag drei Tage lang über die tiefsinnige Frage gestritten, ob dem Fascismus gegenüber die Methode des Zuredens oder die Methode der Abwehr angebrachter ist. Die Tatsache der fascistischen Gefahr wurde von Niemand geleugnet. Alle waren sich einig, daß Hannibal vor den Toren steht — nur ob man die Stadt verteidigen oder lieber dem Feind durch den Hinweis auf die eigne Bravheit überreden sollte, sich die Unannehmlichkeiten des Kampfes zu ersparen, darüber wurde gestritten.

Am 15. Juli und an seinem Blutstrom will sich die Reaktion zum Fascismus auswachsen. Die Heimwehrbanden, Schwarzhemden tirolerischer und steiermärkischer Couleur rüsten zum Marsch auf Wien. Die Lage ist der Italiens vor dem Staatsstreich Mussolinis, nicht unähnlich. Auch damals und dort stritten die sozialistischen Kleriker über die Wege der Abwehr. Hätten die Sozialisten damals die Koalition mit dem fortschrittlichen Teil des Bürgertums geschlossen, so gäbe es keinen Fascismus in Italien — so hörte man auf dem wiener Parteitag den Rennerchor argumentieren. Hätten die Sozialisten damals den Abwehrkampf gegen die Reaktion entschlossen vorbereitet, so gäbe es keinen Fascismus in Italien — so hörte man den Bauerchor antworten. Während so die Meinungen über die Ursache des Zusammenbruches der italienischen Arbeiterbewegung gegeneinander stehen, so ist man in der Erkenntnis einig und einmütig, daß erst die Spaltung, die die Folge dieses Richtungsstreites in dem italienischen Musterfall war, den Sieg des Fascismus ermöglichte. Und deshalb war auf dem wiener Parteitag die „Rechte" und die „Linke" in einem Punkte vollkommen geschlossen: die Spaltung zu vermeiden, die Einheit zu wahren und, wie Bauer sagte, „lieber geschlossen auf dem falschen Weg, als gespalten auf dem rechten" zu marschieren.

So ist die wegen ihrer schillernden Hautfarbe viel und mit Recht bespöttelte Deklaration des Parteitags zustandegekommen. Den Text lieferte Renner, die Melodie Bauer; aber gesungen wurde das Lied im einstimmigen Chor und darauf allein kam es im Angesicht der auf die Dissonanzen einer Spaltung lauernden Reaktion allein an.

Was weiter? Die krampfhaften Bemühungen, den „Richtungsstreit" zu vertuschen, ändern nichts daran, daß er vorhanden ist. Er entzündet sich täglich neu an dem ungestümen Vormarsch der österreichischen Reaktion. Mit ihrem Wachstum wächst die Sorge, um die Abwehr. Die Alarmnachrichten der letzten Tage machen anschaulich, wie nahe herangerückt der Schatten Mussolinis bereits ist. Der Bundeskanzler, allzeit getreuer Exekutionsgendarm des Industriellen-Verbandes und der von diesem ausgehaltenen Heimwehrarmee, forderte als Antwort auf dem Parteitag von den öffentlichen Angestellten den Verzicht auf das Streikrecht. Aber die Heimwehren geben sich auch mit Kleinigkeiten ab: am Tage der Republik sollte in Graz Ernst Tollers „Hinkemann" aufgeführt werden, aber ein Wink der Heimwehren genügte zur Absetzung des Stückes. Schillers „Kabale und Liebe" ist gut genug zur Feier der Seipelrepublik.

So schreitet die Reaktion von Vorstoß zu Vorstoß und die Revolution von Rückzug zu Rückzug. Der Parteitag hat keine Klärung gebracht. Er hat die Einheit gebracht, was viel ist, aber die Einmütigkeit nicht, was mehr ist. Der Streit der Meinungen geht weiter. Hoffentlich wird er nicht eines Tages, wie

der der italienischen Sozialisten in der Emigration fortgesetzt werden müssen.

Bruno Frei

Vorgang beim Treppensteigen

Ich habe Friedrich zu mir geladen, auf den Montag. Ich wohne vier Treppen hoch — das weiß er aber nicht. Er setzt sich an der Place du Panthéon in sein erschriebenes Auto und fährt gemächlich zu mir — es ist nicht nah und auch nicht weit. Unten, vor dem Haus, steigt er ab, nennt vor dem Portier in fließendem Französisch meinen Namen und beginnt zu klettern. Er hat genau gehört, wo ich wohne — er hats aber nicht bedacht.

Die erste Treppe steigt er hinauf, ganz beschäftigt damit, Stufen zu steigen, in jener seltsamen Geistesabwesenheit, die einen auf allen Treppen der Welt befällt, wenn man allein hinaufsteigen muß. Auf der zweiten ist es grade noch so. Hier macht er eine unmerkliche Atempause, genau so lang, um zu lesen, daß er erst auf der 1. Etage ist, Zwischenstock wird nicht mitgezählt, mogeln gilt nicht, alle Hauswirte mogeln. Auf der dritten Treppe schicken die Beine eine kleine Karte ins Gehirn: was das wäre. Ob sie hier immer noch so weiterklettern sollten! — sie wären nunmehr müde. Na ja, sagt das Gehirn, gleich.

Hier hebt sich Friedrichn die Brust, und nun steht er auf dem dritten Treppenabsatz, liest: „2ème Escalier" — da wird er nachdenklich.

Auf der vierten Treppe gehen wilde Sachen in dem Besucher vor. Blitzschnell dieses: „Donnerwetter, ist das hoch! Ich werde zu dick, mich strengt das zu sehr an —", und sofort, automatisch, kehrt sich diese winzige Ohnmacht gegen den Verursacher der Ohnmacht, er ist schuld, nur er! Dolchstößer! und nun, sehr allgemein: „Wie kommt es, daß dieser Kaspar eigentlich so hoch wohnt? Hat er kein Geld? Liebt er das? Was soll das?" Und dann, weit ausholend: „Was ist das überhaupt für ein Mensch, der Hauser?" Sprunghaft arbeitet das Gehirn, ameisenhaft krabbeln sehr schwarze Gedanken darin umher, und grade, grade schlängelt sich wie ein länglicher Wurm eine aalige Bosheit in die Cerebralgänge, etwa: „Verlohnt denn der Herr eigentlich die vier Trep —" da hat er die letzte Stufe erklommen, ist oben, atmet tief auf und klingelt.

Welch fröhliches Gelärm höre ich an der Tür! 's ist mein lieber Gast, der Friedrich! Er hat sein liebenswürdigstes Gesicht angelegt.

„Guten Tag, gnädige Frau! Guten Tag, mein lieber Hauser! Na, wie gehts d — —"

Du Hund.

Kaspar Hauser

Christoph Voll

Dieser Name, der Aufmerksamkeit einiger Ausstellungs-Bewanderter schon seit geraumer Zeit nicht mehr fremd, heischt nun, vor aller Mitwelt, soweit sie künstlerischer Gestaltung irgend sich erschließt, als der eines eminenten Bildners von besonderer Gegenwartsbedeutung proklamiert zu werden. Sein jetzt zum ersten Mal in größerm Umfang bei Neumann-Nierendorf versammeltes Schaffen bestürzt durch prosaische Eindringlichkeit und Wucht der plastischen Verwirklichung, Riesinnen aus Holz fallen einen an in urhafter Korpulenz, eichene Fleischgebirge, Gedränge kolossischer Rundungen auf Schenkelstämmen, deren pralle Massigkeit etwas Konsternierendes hat. Diese überschwappende Nacktheit mächtig gebauchter Leiber dampft von Realität, ihre ungetüme Fülle sackt und quillt in handgreiflicher Physis. Aber grade die materielle Wahrhaftigkeit des entblößten Körpermonstrums steigert sie ins Gigantische. Da ist die breit hingerammte Gruppe „Mutter und Tochter": der großartig ausladende Akt einer gewaltig untersetzten Frau, deren einer Arm plump und gut den noch schüchternen Leib des Mädchens umfaßt, beschützend

im gemeinsamen Heranschreiten. Wie hier aus elefantischer Schwere eine sanftmütige Sicherheit der Lebenserfahrung aufschimmert, auch das grobe, wulstige Gesicht der Frau verschönt, wie zugleich ein proletarisches Menschentum durchschlägt und strotzende Unförmigkeit des Nackten spezifiziert, das bezeugt ein Gestaltungsvermögen, dem plastisches Faktum immer auch Daseinsprotokoll ist.

Und dies eben ist das Entscheidende. Es gibt heute eine Unzahl von Bildhauern, aus deren Händen Figuren von eignem Melos des Körpers hervorgehen, empfindungsvolle Stilisten der anmutig bewegten und statuarisch strengen Form darunter von unvergänglichem Rang, gewiß. Aber bei all diesen Begabungen ist die Skulptur der Gegenwart recht arg in die Enge geraten. Sie hat den Anschluß an das Leben mehr und mehr verloren und ist, wenn auch vielfach in einem sehr hohen Sinne, artistisch geworden, indem sie rein variierend fast nur das eine Thema des menschlichen Körpers, aufgefaßt jedoch als „Akt", umkreist und von den Motiven der drängenden Wirklichkeit sich fernhält. An dieser Sachlage ändert, daß heute erstaunlich viel gute Porträts modelliert werden, ebenso wenig wie etwa die Einbeziehung des Tieres in das Darstellungsprogramm. Beides bringt die Plastik in keinerlei aktive Beziehung zum Geschehen. Soll bei äußerster Kultivierung der Ausdrucksmittel diese Kunstart nicht an Inhaltlosigkeit eingehen, so muß sie den Durchbruch zur Realität wagen. Zur Realität ihrer Verwendbarkeit einmal, denn auch in dieser Hinsicht ist das Herstellen von Figuren, die Keiner mehr im Zimmer brauchen kann, und von Monumenten, die eine unpathetische Zeit sich schwerlich noch lange von ihrer Beamtenschaft aufhalsen lassen dürfte, bereits etwas höchst Fragwürdiges geworden. Vor allem aber den Durchbruch zur Realität der Themen.

Von den führenden Bildnern hat sie nur Barlach, aber auch er eine der Gegenwart ausweichende, im Vermeiden schroffer Optik eher legendare. Belling erstrebt in überaus erfinderischen und oft frappant geglückten Versuchen Aktualität der Formung, ohne doch eine lebensunmittelbare Inhaltlichkeit ins Auge zu fassen. Dagegen sind bei ein paar jungen Plastikern vor allem des dresdner Kreises Ansätze zu einer realistisch verschärften, stofflich ins konkrete Leben hinein erweiterten Darstellung unverkennbar, etwa bei Eugen Hoffmann und dem spöttischen Fritz Maskos. Und Christoph Voll, heute mit seinen dreißig Jahren Kunstschulprofessor in Saarbrücken, ist als der stärkste Vertreter dieser von Dix her mit neuen Wirklichkeitsenergien geladenen Sphäre anzusehen. Das Nackte bildet er nicht in schönen Abwandlungen allgemeiner Akt-Figuration, sondern als menschliche Tatsächlichkeit. So neben jenen fleischig aufgeblähten Frauen den zermergelten Leib des alten Mannes, Haut und Knochen, mit wanken Knien und dürren Armen; oder auch den entkleideten Alltagsmenschenkörper in der musiklosen Trivialität miekrigen Wuchses. Weiter den Arbeiter, das Kind im Arm, herantreibend wie ein dumpfer Klotz, den Blinden, das taubstumme Mädel in seiner frühtraurigen Verschlossenheit, — beklemmende Schemen der Existenz, mit wenigen breiten Hieben aus dem Holz gelöst und zur Begegnung gebracht. Andres realistisch auch in der schnitzenden Ausarbeitung der Einzelheiten, der Falten im Rock, der genauen Hautkerbungen und anatomischen Merkmale. Gesichter etwa in bohrend hervorpräparierter Charakteristik, mit derart suggestiv vorgestülpten Lippen, daß man vor dem reptilischen Fleisch fast schaudert. Zuweilen muß Farbe die Erscheinung in äußerste Drastik treiben: bei einem kessen Friseurgehilfen mit Melone, Schlips und weißem Zipfel aus der Sacco-Brust, bei

einem Straßenjungen mit dunkelgebranntem, erstaunt glotzendem Gesicht.

Es sind dies durchaus nicht Genretypen, mit denen sich ein Panoptikums-Naturalismus billige Wirkungen verschaffte, was ja offenbar die Hauptgefahr jeder realistischen Skulptur ist. Voll streift sie manchmal und ist dann nahe daran, etwas wie ein Baluschek der Plastik zu werden. Aber er wird sie vermöge jener Heftigkeit ganz überwinden, die sich im pflügend harschen Federstrich seiner Umrißzeichnungen ebenso deutlich erweist wie in der verwegenen Energie des Wölbens und Zerhöhlens. Sein Wirklichkeitsdrang, aus dem auch die kraß aufgeschmierte Kolorierung verstanden werden muß, ist zu trotzig, um sich illusionistisch zu begnügen. Er ist die gegen Exklusivität und stilistische Inzucht der Kunst rebellierende Kraft zum Akuten.

Willi Wolfradt

Paul Bildt

Über den Schauspieler und Regisseur Paul Bildt, dessen künstlerischem Wesensausdruck ich seit Jahren innig nachgehe, kann man nichts Erhebliches schreiben, ohne zugleich selten ausgesprochene Grundfragen großstädtischen Theaters zu berühren.

Dürre, oft auch geistige Leute unterschätzen gewiß das persönliche Fluidum dessen, der auf der Bühne eine Rolle darstellen soll. In der Großstadt neigt man dazu, nicht andres an dem, der darstellen soll, zu spüren: Farbe des gesprochenen Idioms, Tiefe der Pupille, Stellung der Mundwinkel, Körperbau, all dieses gilt nicht als Mittel, sondern als einziges Ziel; man nennt das: die Macht der Persönlichkeit oder „X spielt sich selbst". Indem man je nach Alter, Veranlagung, Stellung diese Protagonisten einer mimischen Statisterie um Autogramme bittet, interviewt, photographiert, in philosophischen Aufsätzen den Geist, den sie etwa nicht haben, ihnen einbläst oder die Vielbesprochenen für Einzelrollen in Tragödie oder Kabarett „gewinnt", übersieht man vielleicht oder kümmert man sich nicht darum (sofern man solchen Erwägungen einmal folgen will), daß es sich hier um Wirkungen, Spekulationen, Vergnügungen etcetera handelt, die dem Gebiete der sogenannten darstellenden Kunst eigentlich fern liegen. Die Wirkung des Persönlichen, das „Fluidum", ist mächtig und kann auch für den Schauspieler nur von einem Theoretiker geleugnet oder mißachtet werden. Als Wirkung des Schauspielers, als positive, im künstlerischen Sinne nicht zerstörerische, erlaubte Wirkung aber kann das „Fluidum" nur anerkannt werden, wenn es von dem Darsteller selbst nicht als Gnade des Gottes angebetet und wie eine Hostie unberührt dem staunenden Volke gezeigt, sondern wenn heiß gearbeitet wird, damit durch das zu errichtende geistige Gebäu der dramatischen Gestalt das „Fluidum" seine färbenden, füllenden, adelnden Wellen schicke. Wird von dem selbstverständlichen Erfordernis einer geistigen Architektur auf der Grundlage des Körpers und unter notwendiger Verwertung seiner sinnlich-seelischen Ausstrahlungen gesprochen, einer Architektur, die die erste dichterisch-mimische Vision der darzustellenden Figur mit unzählbaren technischen — bis ins Letzte innerlich und äußerlich erprobten und durch das Bewußtsein hindurch wieder unbewußt gewordenen — Mitteln plastisch verwirklicht, so kann auch der nicht als Schauspieler gelten, der Ideen, oft auch eine Vision von der Rolle hat, dem indessen Kraft oder Fülle oder Rausch zum Baumeister fehlt.

Der Schauspieler, den ich meine, ist visionärer Dichter, ist Techniker des Geistes und des Leibes, ist Komponist.

Der Schauspieler zeugt in sich vorerst den Dichter, dessen Gestalt er mit sich gebären soll, und empfängt somit zugleich die innere Schau dieser Gestalt. In

der Grundtöne des Dichters aber hat der Schauspieler die Vision nicht nur von „seiner" Rolle, sondern von der Gesamtheit des Werkes: so gibt er allen, nimmt er von allen mit Autorgeist und Autortakt, kann er nie die Atmosphäre der Stückwelt durchstoßen, nie Maß und Gewicht seiner Rolle fälschen. Der Schauspieler, den ich meine, ist so auch Komponist, das ist Regisseur seiner selbst und seiner Umwelt.

Es ist klar, daß am Anfang und am Ende das oft genannte Fluidum eine Bedingung der Wirkung ist und daß beim Fehlen dieser magischen Menschenwellen die mit aller erprobten, abgewogenen und vermessenen Technik verwirklichte Dichtervision ihre Macht nicht bis in die fremden Leiber, fremden Seelen von Zuschauern hineinzuzwingen vermag. Das aber versteht sich, denkt man an den wahren Schauspieler, am Rande.

Dieser wahre Schauspieler, den ich meine, kann seinem Wesen nach nicht auf tragische oder komische Rollen, „Chargen" oder „stücktragende" Figuren begrenzt sein, auf Begriffe, die eine lebensfremde Aesthetik oder zweckbedenkende Praxis schuf. Überall und nirgends ist die künstlerische Heimat dieses Mimen.

Ich wollte sagen: Paul Bildt, der vor zehn Jahren unter Max Reinhardt den Mortimer gespielt hat, wie man heute ihn fordern würde, der den „Michael Kramer" darstellte und inszenierte, der „Fegefeuer in Ingolstadt" auf die Bühne bannte, der im Berliner Staatlichen Schauspielhaus bislang erst durcheinander Merkur (bei Kleist), Erwin Piscators Spiegelberg, der Herzog von Wellington (von Grabbe), Marquis Casti-Piani und Polonius ist — dieser Paul Bildt ist ein Schauspieler, den ich meine, ist — über allen geliehenen Kulissenkram und schwindelhaften Theaterbetrieb hinweg — ein echter Schauspieler.

Erwin Reiche

Smetana in Berlin

Nicht Smetana in Person; sondern der nach ihm benannte Prager Männerchor, der preisgekrönteste seines Landes, zu dessen Ruhm er konzertierend durch Europa zieht. In diesem musikgesegneten Tschechenvolk ist Chorsingen elementare Äußerung der Rasse und der Gesangverein, ohne Odium der Liedertafelei, gottgewolltes Gefäß der musikantischen Volkskraft, Mittel ihrer Sammlung, Veredlung, Entfaltung, daher zugleich natürliches Organ und Instrument der nationalen Produktion. Hier, in der Hand des Professors Spilka, ein sehr kultiviertes Instrument, feinster Differenzierung des Klangs und des Ausdrucks fähig, und in äußerster Hingegebenheit der gemeinsamen Aufgabe dienend: die Chorliteratur der Heimat, die dort die Besten, von Smetana bis zum gemäßigt heutigen Emil Axman, als Spezialität pflegen, in ihren besten Beispielen klingen zu machen. Wie das mit fünfzig ausgesuchten Stimmen gelingt, in solcher Virtuosität der künstlerischen Massendisziplin, dabei so volkhaft-volkstümlicher Ursprünglichkeit, das ist menschlich so schön wie artistisch reizvoll.

Klaus Pringsheim

Franz Jungs „Legende" in Dresden

In diesem kurzen, unerbittlichen Schauspiel gestaltet Jung die dumpfe, gebundene Welt der Proletarier. Eine Welt ständiger Gefangenschaft, in der nichts gedeiht, nichts gelingt, sich mit einem Mal alles verzerren und einziger Ausweg ein Mord sein kann. Der natürlich auch kein Ausweg wird, weil hinterher die Gesetzesmaschinerie kommt und automatisch ihr „Schuldig" verhängt. Es ist aber beileibe kein pathetisches Klage- und Anklagedrama, sondern Jung setzt ganz ruhig, fast kalt und streng, einfach ein paar Lebensausschnitte hin, und nur ein Mal bricht unerwartet aus dem einen jungen

Menschen in der Gerichtsverhandlung der revoltierende Aufruf. Jung kommt mit einem Minimum an Stoff aus, der Kern ist ein alltäglicher Kriminalfall wie in sogenannten kraß naturalistischen Stücken. Aber er stellt ihn in den Zusammenhang der ganzen heutigen Gesellschaftssituation, zeigt Ursache und Wirkung von der und von jener Seite, dreht ihn in vielfache Beleuchtung und erreicht so ohne Ausführlichkeit und Weitschweifigkeit den Gesamteindruck einer restlosen Vollständigkeit. Er nimmt dabei den Film zu Hilfe, aber sparsam und nur dort, wo er unmerkliche Erinnerungsbilder und unterirdische Stimmungsmomente aus dem Innenleben der Personen zur Verdeutlichung ihrer stockenden Rede und ihrer mißverständlichen Tat herausheben will. Er läßt nämlich seine Figuren sprechen, wie bedrängte, immer von den Verhältnissen gefesselte, zerriebene Menschen sprechen: bald gehemmt, um das richtige Wort ringend, das dann etwas ganz andres ausdrückt, als gemeint ist, mehrdeutig klingt, bald sich in verzweifelter Wut überstürzend, bei falscher Gelegenheit tobend, mit dem Kopf gegen die Wand rennend.

Die Aufführung im Dresdner Schauspielhaus, die das ganze Stück pausenlos in einer Stunde durchspielte, war zugleich die Eröffnungsvorstellung der „Aktuellen Bühne", einer neueingerichteten Institution innerhalb des Sächsischen Staatstheaters, die Wesentliches, Zeitaktives aus der gegenwärtigen dramatischen Produktion vorführen will. Es war ein tiefes Erlebnis und ein großer Erfolg für den Dichter und für das Theater. Der Regisseur Josef Gielen hatte in gewissenhafter Arbeit eine schlechthin vorbildliche Leistung vollbracht, wie sie den besten berliner Bühnen zur Ehre gereichen würde. Das Schwierigste noch war restlos überwunden, die besondere Stimmung, die dies Drama verlangt, von Anfang an richtig getroffen und bis zum Ende glänzend durchgehalten. Großartig die Szenen in der Elektrischen und im D-Zug und die Schlußabrechnung im Gerichtssaal. Hervorragende schauspielerische Leistungen: Stella David, Bruno Decarli, Walther Kottenkamp, Alfred Meyer, Paul Hoffmann-Ravoth. Und eine große Hilfe für den Erfolg des Abends auch die Bühnenbilder Adolf Mahnkes, die ohne Faxen und Sensation, ganz im Sinne und Gefühle der Dichtung, mit schlagender Sachlichkeit der Handlung ihre einzig möglichen Golgatharäume gab.

Max Herrmann (Neisse)

Liebe Weltbühne!

Im Heft 45 der „Juristischen Zeitschrift", herausgegeben vom Deutschen Anwaltverein, vom 5. November 1927 befindet sich auf Seite 2588 die folgende weisheitsvolle Entscheidung des Landgerichts Mannheim:

3. § 1717 BGB. Bei der Exceptio Plurium ist der Nachweis einer bestimmten Beiwohnung nicht unbedingt erforderlich.

Der Beweis einer weitern Beiwohnung i. S. des § 1717 BGB. ist, ohne daß die einzelne Handlung und der Name des betreffenden Mannes festgestellt zu werden braucht, schon dann als geführt zu erachten, wenn nach den Umständen — weil es sich um eine feile Dirne oder eine der Geschlechtslust im hohen Maße ergebene Frauensperson handelt — mit Sicherheit angenommen werden kann, daß sie während der Empfängniszeit mit mehreren Mannspersonen Geschlechtsverkehr hatte.

(LG. Mannheim, Urt. v. 25. Jan. 1927, 3 ZBR 142/26)

Flammender Appell

Die Republik braucht absolut zuverlässige, durch und durch überzeugte Anhänger ... Tritt daher auch du ein in ihre Reihen, verstärke als treuer Republikaner die Front der Sozialdemokraten!

Volkszeitung Dortmund

Antworten

Pazifist. Der Herr Oberreichsanwalt hat Fritz Röttcher festsetzen lassen, und ein beflissener Untersuchungsrichter hat dazu für die Verhaftung ein höchst seltsames Verfahren gewählt. Man ließ Röttcher, der gar nicht an Flucht gedacht hat, durch ein paar Lockspitzel in den Bahnhof locken und dort verhaften. Ein Verfahren, wie es sonst gegen Langfinger und Betrüger angewendet wird, doch kaum gegen Personen, die im offenen politischen Kampfe stehen. Wir denken nicht, ein Lamento zu erheben noch Proteste in die Luft zu pulvern. Die Oberreichsanwaltschaft ist nicht die Instanz, gegen die man protestiert, sie ist schon lange nicht mehr als die Juristische Abteilung des Reichswehrministeriums. Aber wo bleiben wohl unsre geschätzten Berufsorganisationen, wo steckt der Reichsverband der deutschen Presse, der so gern den Mund voll nimmt von Standesehre etcetera? Die Herren sitzen am Vorstandstisch und beraten würdig die nächsten Bankette, Konzerte, Empfänge und was sonst so getan wird, um den Stand zu heben. Ja, wenn es ein Hugenbergmann wäre, dem man so mitgespielt hätte, da würden schon ein paar Verbände in Flammen stehen. Aber Röttcher . . .? In Festreden heißt man das: vertrauensvolles Zusammenarbeiten von Behörde und Presse. In der Praxis sieht das so aus wie der kümmerliche wiesbadener Spitzelstreich, den ein berliner Untersuchungsrichter geleitet hat.

Verwunderter Zeuge. Im breslauer Prozeß wird der Angeklagte vom Vorsitzenden mit „Herr von Heydebrand" angesprochen, wie sich das ja auch gehört. Daß Arbeiter, die vor Gericht stehen, jemals mit dem ihnen zukommenden Prädikat „Herr" angesprochen werden, darauf kann sich auch der älteste Gerichtsberichterstatter nicht besinnen. Da heißt es: „Müller!" und „Schulze!" oder „Angeklagter!" — Obgleich keiner der Arbeiter mit den Richtern Schmollis getrunken hat und es auch nicht zu tun wünscht.

Dr. Schubert, Danzig-Oliva. Sie schreiben an Peter Panter: „Ich möchte Ihnen meinen Dank für Ihre Anti-Lärm und -Hunde-Epistel aussprechen! Es ist im Dienste der Kultur, wenn gegen den immer mehr überhand nehmenden Schakalkultus Stellung genommen wird. Dies hat ja nicht nur Srindberg getan — dem man auch in diesem Punkte vielleicht nervöse Überempfindlichkeit vorwerfen könnte —, sondern vor allem Goethe. Goethe hat außer seinen bekannten Epigrammen auch das weniger bekannte Wort zu Falk gesprochen: ‚Dies Weltgesindel macht sich überall viel zu sehr breit, und wir würden, wenn man auf einem fernen Sterne von unserm Verkehr mit den Hunden erführe, wenig Ehre damit einlegen!' Der Mann, der in den römischen Elegieen den Vers prägte:

Manche Töne sind mir Verdruß, doch bleibt am meisten
Hundegebell mir verhaßt, kläffend zerreißt es das Ohr — —

empfand eben in dem Ausdruck von Bosheit, Gehässigkeit und Anpöbelsucht, der für jedes feiner empfindende Ohr aus dem Köterlärm herausschallt. Der Köterlärm ist kein Naturlaut, wie das Krähen der Hähne oder das Geschnatter der Enten, er ist der vom Menschen anerzogene Ausdruck der Gehässigkeit. Wer dies nicht empfindet, ist ein Barbar, er sei auch wer er sei! Der Hund gehört dorthin, wo er seine unzweifelhaft wertvollen Eigenschaften nützlich betätigen kann: auf die Jagd, zur Polizei, ins Feld als Sanitätshund, als Blindenführer, aufs einsame Gehöft. Ich lasse hier die hygienische Seite der Frage beiseite und frage: Wie kann der Mensch gegen Köterlärm geschützt werden? Zu verlangen, daß er sich an ihn gewöhnen solle, heißt ihn zum Barbaren zurückentwickeln wollen; es gibt eben Dinge, an die man sich nicht gewöhnen kann und soll. Gegen den Lärm Betrunkener oder Tobsüchtiger schützt mich die Polizei; gegen

den Ausdruck von Bosheit und Gehässigkeit, den mir der Barbar mit Hilfe seines Köters aufdringt, bin ich schutzlos. Dabei nimmt der Schakalkultus immer größern Umfang an; er wird von Zeitungen und Zeitschriften gefördert, anstatt bekämpft! Bei meiner letzten Anwesenheit in Berlin zählte ich im Umkreis der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche einen Kinderwagen auf Dutzende von Kläffern! Vor jedem Fleischerladen waren ein halbes Dutzend angebunden und vollführten einen ohrenbetäubenden Lärm. Man mußte durch eine Pfütze hindurchwaten, um in den Laden zu gelangen. — Ach, und in den Kästen der Photographen standen die Bilder von Mondänen ausgestellt, die mit verzücktem Lächeln ein Tier an die Wangen drückten, das die Nase in jeden Straßenkot steckt! Aber ist etwas gegen einen so tief eingewurzelten Kultus zu machen, der auf atavistischen Instinkten, ja wohl gar auf metaphysischen Wahlverwandtschaften beruht? Man nehme zum Beispiel Bismarck, der, in allem das Widerspiel von Goethe, eine für ihn höchst symptomatische Passion für jene Art von Riesendoggen hatte, wie sie die italienischen Tyrannen benutzten. In der „Zivilisation" freilich muß man sich damit begnügen, Leute, die einem widerwärtig sind, von ihnen anfletschen zu lassen, wie dies der alte Gortschakoff auf dem berliner Kongreß erfahren mußte, der von einer dieser Bestien beinahe zerrissen worden wäre. Bismarck hat diese Szene später in Kissingen einem französischen Diplomaten selbst erzählt und bezeichnenderweise den Hund entschuldigt: dieser sei gegen wirklich anständige Menschen immer höflich! Also der Hund als Orakel, als Seelenenthüller diplomatischer Unanständigkeit! Ein in Barbarien weit verbreiteter Atavismus aus der Zeit des Tierkults. In Wirklichkeit liegt die Sache natürlich umgekehrt; der Hund wittert instinktiv, wer seinem Herrn unsympathisch ist und richtet sein Verhalten danach ein. Der zivilisierte Elementarmensch des 19. Jahrhunderts überträgt also die Äußerung der Antipathie, die ihm selbst der gute Ton verbietet, seinem Hunde, weil er der vollendeten Heuchelei des guten Tones nicht fähig ist, und weil sich die Elementarnatur irgendwie, und sei es mit Hilfe der Leibbestie, Luft machen muß. Wurde Bismarck dagegen von fremden Hunden angekläfft, so nahm er das höchst übel und schalt auf sie (vgl. Gespräche I, 398). Ein Verhalten, das den Nationalegoismus trefflich versinnbildlicht. Daß in dem Streit: Hie Goethe! Hie Bismarck! die Goetheanhänger in Barbarien siegen werden, ist nicht anzunehmen; aber sollen sie deshalb auf den Kampf verzichten? Keineswegs! Man protestiere überall energisch gegen Rücksichtslosigkeiten der Hundenarren." Dank und ungebellten Gruß.

F. Schöny, Pressereferent des Polizeipräsidiums Berlin. „In Nummer 43 der ‚Weltbühne' vom 25. Oktober 1927 bringen Sie in der Rubrik „Antworten" unter dem Stichwort „Verprügelter" eine Notiz, in der es zum Schluß heißt: ‚So lange die Schutzpolizei solche Elemente nicht aus ihren Reihen entfernt, kann sie wenig Vertrauen beanspruchen.' Dazu darf ich Ihnen ergebenst mitteilen, daß, wie ich bereits vor einigen Wochen der Presse mitgeteilt habe, der Herr Polizeipräsident die beiden genannten Beamten der Schutzpolizei seinerzeit auf die erste Nachricht von dem Vorgefallenen hin sofort vom Dienst suspendiert hat, und daß gegen den Hauptmann Kampe nach seiner Verurteilung ein Disziplinarverfahren mit dem Ziele der Dienstentlassung eingeleitet worden ist. Ganz allgemein darf ich darauf hinweisen, daß der Herr Polizeipräsident bei jeder Nachricht über Gefangenenmißhandlung wie überhaupt über Verfehlungen von Polizeibeamten unverzüglich eine eingehende Untersuchung anordnet und fest entschlossen ist, die Polizei von unwürdigen Elementen zu säubern, wie dies bereits in verschiedenen Fällen geschehen ist." Sehr erfreulich, daß unsre Notiz durch die Tatsachen schon überholt

war. Aber die Presse hat die Pflicht, grade in Polizeiangelegenheiten immer wieder nachzubohren. Denn wie viele Fälle kommen ans Licht? Wie viele Beschwerden werden als genügend glaubhaft befunden? Wie viele Prügel und Rippenstöße mögen schweigend eingesteckt werden?

Ignaz Wrobel. Sie haben hier neulich getadelt, daß es keine pazifistischen Gefallenen-Denkmäler gebe. Beides muß für Österreich berichtigt werden. Zunächst gibt es auf dem Wiener Zentral-Friedhof ein großes Denkmal, inmitten der Gräber von Kriegsopfern, auf dem steht — hör es, Berlin! —: NIE WIEDER KRIEG! Es geht also. Des fernern wendet sich der Wiener Abend (Auflage 100 000) Jahr für Jahr in vorbildlicher Weise gegen den Krieg, wenn es den Schandtag des 1. August zu „feiern" gilt. Was da an aufrüttelnden Zeichnungen, an starken und männlichen Parolen zu sehen ist, das suchen wir hier in Deutschland fast vergeblich.

Weltbühnen-Leser in Hamburg treffen sich am Dienstag, den 15. November, Mittwoch, den 23. November, abends 8¼ Uhr, in den Räumen des Stadtklubs der Hamburgischen Frauenvereine, Hamburger Hof, Jungfernstieg.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152 zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto Berlin 11958.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6

Wiener Anschlußparade von Carl v. Ossietzky

Schicksalsgemeinschaft. Kulturgemeinschaft. Rechtsangleichung. Große Staatsvisite. Händedrück zwischen dem schwarzen Marx und dem schwarzen Seipel. Friedensreden, die niemand bestellt hat und deshalb niemand abholt. Man nennt die Summe von solchen Geräuschen neuerdings den „schweigenden Anschluß".

Die pariser Presse wahrt dies Mal Reserve. Kein Alarm, kein verletzendes Wort. Briand, der Schlaue, mag es eingepaukt haben, daß Pläne, deren Gedeihen man nicht wünscht, am sichersten durch Nichtbeachtung sterilisiert werden. Demonstranten, die niemanden zum Aufblicken nötigen, gehn bald nach Haus. Nicht so diszipliniert halten sich die Sukzessionsstaaten. Hier wird warnend auf die Verträge hingewiesen und auf Oesterreichs für die Sanierung übernommene Verpflichtung, seine staatliche Selbständigkeit zu bewahren. Wozu bemerkt werden muß, daß es ebenso unvernünftig ist, zwei Völker, die zueinander streben, durch Machtgebot zu trennen, wie zwei Menschen, die sich vereinen wollen. Das mögen grade die Sukzessionsländer bedenken, die doch alle durch das Selbstbestimmungsrecht legitimiert, dem k. u. k. Arrestlokal entwichen sind. Etwas andres ist nur, ob die beiden beteiligten Völker die Vereinigung wirklich als so dringend empfinden, daß sie bereit wären, alle Schranken der Konvention, alle Fesseln der Verbote zu sprengen. Nun, die Beziehungen zwischen Deutschland und Oesterreich sind nicht nur ausgezeichnet, sie sind sogar warm, sie sind herzlich, und die Beiden sind sich in der Vergangenheit wiederholt so nahe gewesen, daß sie sich schließlich nicht mehr riechen konnten. Jedenfalls: die Beziehungen sind brillant, aber kaum so, daß einer für eine Stunde der Umarmung nächtlich durch den Hellespont schwimmen möchte und durchaus noch in dem Stadium, wo der Kopf das Herz zu zügeln vermag.

Deutschlands Grenzen am Rhein und an der Weichsel bilden heute noch immer langgestreckte Gefahrenfelder. Was wäre durch eine Verlängerung nach Südosten und Süden mehr zu gewinnen als der europäische Rekord in der Problematik der Grenzen! Das würde nicht nur rundum Erregung und Mißtrauen hervorrufen, sondern Deutschland selbst mißtrauisch und unsicher machen. Wenn heute die drei skandinavischen Staaten sich vereinen wollten, so gäbe es nur eine einmütige Gratulationscour, denn diese Länder bleiben bewußt den weltpolitischen Schußlinien fern. Käme aber etwa Finnland hinzu, so würde Rußland sofort sein Veto einlegen. Denn an Stelle eines zwischen Arroganz und Verzagtheit schwankenden Kleinstaates wäre ihm an seiner Nordwestgrenze plötzlich eine Großmacht vorgelagert. In Skandinavien aber würde man sich sehr ernsthaft fragen, ob es sich lohnt, den heutigen komfortablen Zustand gegen einen Machtzuwachs einzutauschen, der Beteiligung an allen europäischen Händeln bedeutet. Deutschland

leidet ohnehin an einem Übermaß von „Marken"; es hat genug Grenzländer, deren Nervosität selbst in die Psyche der räumlich Entferntesten züngelt. Und nun stelle man sich vor: Deutschlands Grenze am Brenner, Deutschland in Balkannähe, Deutschland als Nachbar Mussolinis und der italienisch-jugoslawischen Rivalität, die grade in diesen Tagen durch den Vertrag Paris-Belgrad neuen Heizstoff erhalten hat. Welch Wust von neuen Streitfragen und welch ungeahnte Aspekte für die nationale Hysterie!

Aber wird bei uns der Anschluß wirklich als lebenswichtig empfunden? Ist das eine Sache, die den durchaus nicht mythischen Mann auf der Straße berührt? Gewiß, unser Reichsbanner läßt gern „Großdeutschland" hochleben, aber das ist nicht so schrecklich wörtlich zu nehmen: man braucht halt ein nationales Visum, sonst springen die Bürgerlichen ab... Was bisher appelliert und proklamiert wurde, war durchweg das Produkt eines betriebsamen berliner Klubbismus, in dem redliche Ideologie etwas unbeholfen neben der schoflen Kalkulation jener geschäftigen Mehrer des Reiches steht, die in Gedanken schon die künftigen Rekrutenziffern errechnen, so wie sie vor zehn Jahren Polen „befreiten", weil das eigne Kanonenfutter anfing, rar zu werden.

Übrigens hat man für die wiener Parade einen etwas seltsamen Zeitpunkt gewählt. Grade jetzt blüht dort unten die Reaktion; in Marschbereitschaft gegen das rote Wien die bewaffneten Heimatwehren — Monsignore Seipel hat einstweilen gesiegt. Zähneknirschend steht die Sozialdemokratie zurück, weil sie weiß, daß die Reaktion mit dem ungarischen, mit dem italienischen Fascismus versippt ist, und jeder Revolver, der etwa in Wien losgeht, die Intervention in die Nähe rückt. Wenn in diesem Augenblick ein so breiter Sympathienaustausch zwischen der Republik Hindenburgs und der Seipels für notwendig gehalten wird, muß die Frage schon gestattet sein, an wen eigentlich angeschlossen werden soll? An das zerspaltene, zur Hälfte rote Oesterreich oder ... an Horthys Ungarn, den Vorposten des fascistischen Blocks ...? Als im Sommer das wiener Justizpalais brannte, hatten Seipels deutsche Freunde plötzlich keine Lust mehr. Westarp winkte scharf ab. Seit Seipels Sieg ist Oesterreich wieder viel appetitlicher geworden. Und war nicht Seipel selbst, als bei uns die Weimarer regierten, Anschlußgegner? Es gilt, aus den Erfahrungen seit 1919 das Fazit zu ziehen: die Anschlußidee hat bisher für keinen Politiker von Grad und Einfluß einen absoluten Wert besessen — sie war, hier wie dort, stets abhängig davon, wer drüben regierte. Das bestimmte die Temperatur der Gefühle. So sieht aber keine Schicksalsgemeinschaft aus.

Zu fordern bleibt: macht ein Ende mit dem schweigenden Anschluß! Im Interesse Deutschlands wie Oesterreichs darf nicht heimlich ein Gericht zusammengekocht werden, das mal plötzlich überlaufen kann, wenn die Küchenchefs grade nach der andern Seite gucken. Offene Diskussion tut not, kritische Diskussion, nicht das jetzt beliebte sentimentale Gebrabbel.

Das Märchen von den Canarischen Inseln

Es war einmal vor vielen hundert Jahren auf einem kleinen Eiland, das zu den Canarischen Inseln gehörte, ein großes verfallenes Haus, das von einer alten Frau und ihrer wunderschönen Tochter bewohnt wurde. Außer diesen Zweien lebte niemand auf der Insel.

Da warf der Gott des Sturmes ein Schiff an die Gestade der Insel, und die Kaufleute, die in fernen Landen Kostbarkeiten einhandeln wollten, retteten sich als Einzige von der Schiffsbesatzung an das Ufer und fanden Aufnahme in dem großen verfallenen Hause bei den beiden Frauen, von denen die ältere nach einer Tante väterlicherseits Eulalia und die jüngere Fatme hieß.

Da kein Schiff das Land anlief, wohnten die Kaufleute lange bei den Frauen, und die dunklen Abende vertrieb ihnen Fatme dadurch, daß sie ihnen Geschichten erzählte.

So öffnete Fatme eines Abends ihren rosengleichen Mund und begann das Märchen von den Canarischen Inseln:

„Vor vielen tausend Jahren wohnte hier ein großes Volk unter dem stolzen Herrscher Guillome dem Doornigen. Er überzog seine Nachbarn mit Krieg und unterlag. Der Doornige floh, die Feinde zerstörten den größten Teil der Schiffe, und das Canarische Volk erklärte, jetzt selbst herrschen zu wollen. Niemals wieder wollte es jemanden mit Krieg überziehen, denn es dachte an seine Toten.

Die Kriegerkaste, die die Heere und die Schiffe schlecht geführt hatte, wurde aber nicht etwa hingerichtet, nein, das Volk riß ihr in der ersten Wut lediglich die Pfauenfedern, die sich diese Kaste im Gesäß anzubringen pflegte, aus. Schlaue Führer unter den Kriegern verstanden es, dem Volke vorzulügen, daß benachbarte kleine Inselvölker das Land überfallen wollten, und so erreichten sie es, daß sich die Kriegerkaste wieder sammeln durfte und daß das Volk die zur Arbeit Untauglichen weiter ernährte. Ja, es schuf sogar ein Gesetz, durch das die Kriegerkaste, die eben einen gewaltigen Krieg verloren hatte, besonders geehrt wurde. In diesem Gesetz war der wichtigste der Paragraph 166:

Der Kriegerkaste allein ist es erlaubt, am Gesäß eine Pfauenfeder anzubringen.

Dieses Gesetz kam noch zustande unter dem Minister „Nokse dem Schlapphütigen", und der hatte es geschaffen, weil er von dem Schlauesten unter der Kriegerkaste dazu bewogen worden war. Dieser Schlaueste hatte mächtige Kastenverwandte in spanischen und griechischen Landen und führte den Namen „Nauarchos". Das Volk aber nannte ihn nur den „Canarischen".

Der Canarische sann Tag und Nacht, wie er es erreichen

könne, daß die Krieger wieder völlig über das Volk herrschen würden. Er sah voraus, daß die andern Völker der Erde, die von einem solchen Herrschertum Störung für den Frieden der Welt befürchteten, dann über das Volk herfallen würden, und er beschloß also, sich vor allen Dingen Schiffe zu verschaffen, um sich wehren zu können. Wie er sich die Herrschaft über das eigne Volk verschaffen wollte, wußte er schon.

Er erzählte nämlich dem Volk, daß die Anschaffung der bunten Federn, der Speere und Schilde sehr viel Geld kosteten, und er übertrieb diese Summe auf das Zehnfache. Das Volk darbte und hungerte, verschaffte aber dem Canarischen das Geld.

Der Schlaue teilte sofort davon an ihm bekannte gewöhnliche Menschen aus und begeisterte sie damit für eine Herrschaft der Kriegerkaste. Auch versprach er diesen Niedriggeborenen, daß er ihnen, wenn sie ihm helfen würden, die Herrschaft der Kriegerkaste zu sichern, eine wunderschöne Pfauenfeder eigenhändig anstecken würde. Zum Zweiten ließ er von dem Maler Phöbus dem Flimmrigen Bilder herstellen, die dem Volke zeigten, wie wunderschön sie es unter der Herrschaft der Krieger haben würden.

Als das Geld und die Bilder wirkten und der Canarische die Erfüllung seiner Pläne nahe sah, schiffte er sich ein und fuhr mit vollen Segeln nach Spanien. Dort hatte er einen Freund, der von dem spanischen Volk nach dem schönen Baume „die Esche" genannt wurde. Die Esche besaß viele Sklaven, Bergwerke, Schmelzöfen und baute Schiffe, die gleich den Fischen unter Wasser schwimmen konnten.

Zu diesen begab sich der Canarische und versprach ihm viel von dem Geld, das er von seinem Volke erhalten hatte, wenn die Esche auch ihm solche Schiffe bauen würde. Der Spanier ging auch auf den Handel ein und der Canarische versprach ihm viel Geld zu schicken. Aber die Esche zog vor, es sich zu holen und lief an Bord eines stolzen Schiffes in das Wyk, wie der Kriegshafen der Canarischen genannt wurde, ein.

Dort hatte ihm der Canarische einen seiner Vertrauten aus dem übrigen Volk, „den Liedersänger" entgegengeschickt. Der Liedersänger brachte die Esche zu dem Canarischen in die Hauptstadt. Hier erhielt er die Säcke mit dem Geld, schiffte sich sofort wieder ein und baute weiter die Schiffe, die es den Fischen gleichtun, für den Canarischen. Auf Wunsch dieses Mannes hielt er den Bau geheim und verbarg die fertigen Fahrzeuge vor den Blicken der andern Völker, denn er wußte wohl, daß der Canarische den andern Nationen gegenüber einen heiligen Eid hatte schwören müssen, derartiges nicht zu tun."

Hier schloß Fatme ihren Rosenmund und ward traurig.

„Und weiter?" fragte einer der Kaufleute.

Als Fatme weiter schwieg, sprach die ältere der beiden Frauen:

„Die andern Völker kamen aber doch hinter die Schliche des Canarischen, bezichtigten uns der Treulosigkeit und des Wortbruches und töteten das ganze Volk. Seht die zerstörten Inseln. So stürzte die Hinterlist der Kriegerkaste unser ganzes Volk ins Unglück."

Das ist das traurige Ende des Canarischen Märchens.

Die sächsische Sozialdemokratie von Walter Fabian

Einen Naturschutzpark nannte vor kurzem ein nicht unmaßgeblicher Politiker den Freistaat Sachsen; und wollte wohl damit sagen, daß die fünf Millionen Einwohner dieses „Krähwinkels" sich, ihrer Bedeutungslosigkeit angemessen, fein ruhig verhalten sollten — der große Bruder Preußen (der sie am liebsten ganz verschlucken möchte, um sie unschädlich zu machen) werde sie schon vor jedem rauhen Windhauch aus den Sphären der bösen Politik bewahren. Mit bewundernswertem Instinkt und herrlicher Präzision hat dieser Weise mit seiner Kennzeichnung schnurgerade das Gegenteil von dem getroffen, was ist.

Sachsen ist — und nicht erst seit gestern — das Experimentierfeld der deutschen Politik. Hier wurde die Probe auf das Exempel der bürgerlichen Demokratie gemacht, an der immer dann die Demokraten die Lust verlieren, wenn sie mit den stärkern Bataillonen der Arbeiterschaft ist; hier tobte sich 1923 die Reichswehr aus; hier bereiten sich jetzt, in aller Stille, ohne Waffengeklirr und fast auch ohne Wortwechsel, Dinge vor, die in die gesamtdeutsche Zukunft weisen. Deshalb, und weil hier alles um eine Nasenlänge dem übrigen Deutschland voraus ist, weil hier Illusionen zerstört wurden, die anderswo noch üppig ins schwarz-rot-goldene Kraut schießen — aus all diesen Gründen sind die scheinbar so kleinen sächsischen Auseinandersetzungen heute symptomatisch und damit über die weiß-grünen Grenzpfähle hinaus interessant.

Wer begriff außerhalb Sachsens den tiefern Sinn des letzten Wahlkampfes vom Oktober 1926 mit seinem Zwölf-Parteien-Wirrwarr? So viel Uneinigkeit — gewiß; und doch auch sehr viel Einigkeit gegen den einen Feind des sächsischen Bürgertums: die Sozialdemokratie. Eine Parole einte sie alle, von den Völkischen bis zu den Demokraten: Nie wieder Zeigner-Sachsen. Mit einem Trick schleppte man auch den letzten sächsischen Spießer zur Wahlurne: mit der unermüdlichen Wiederaufwärmung der Greuellegenden aus der zeignerischen, der schrecklichen Zeit, die noch heute allüberall beweislos Glauben finden. Der sächsische Kleinbürger will glauben, daß damals sein Leben und vor allem sein Eigentum in Gefahr waren, er braucht diese Illusion heldenhaft ertragener Leiden zur Stärkung seines sonst nicht grade sehr sichern Selbstbewußtseins. Gegenüber diesem Selbstbetrug sind die stummen Opfer des blutigen Reichswehr-Wütens machtlos; die Toten von Freiberg und all die andern existieren einfach nicht.

In keinem deutschen Lande, höchstens in Thüringen, liegen die Dinge ähnlich, hat sich bisher eine so entschlossene Zusammenballung des Bürgertums vollzogen wie in Sachsen; noch nirgends sahen wir ein so umfassendes allbürgerliches Regime wie hier. Beide Seiten haben erkannt: dieses Land kann nur rechts regiert werden oder links, weiß oder rot. Was die bürgerlichen „Mittelparteien" im Wahlkampf ihren Wählern erzählten, vom „Ausgleich der Gegensätze", von der bevorstehenden Koalition mit der Sozialdemokratie, alles war eitel Lüge. Für die sächsische Sozialdemokratie gibt es keinen bürgerlichen Koalitionsgenossen (ganz davon zu schweigen, daß natürlich die Bürgerlichen, außer ein paar einflußlosen demokratischen Idealisten, gar nicht wollen); ein Zentrum existiert nicht, die Deutsche Volkspartei ist noch um ein Erhebliches reaktionärer und scharfmacherischer als im Reich und in Preußen, und der kleine demokratische Splitter, der überdies höchst uneins ist, langt selbstverständlich nicht hin und nicht her.

Dieses klare Bild der eindeutig abgesteckten Fronten wird für den oberflächlichen Beobachter verwischt durch die Existenz einiger Parteien, die er nicht ohne weiteres einzuordnen weiß. Im letzten Wahlkampf waren die eigentlichen Sieger die „Neuen", die „Unpolitischen": Wirtschaftspartei und Reichspartei für Volksrecht und Aufwertung gewannen zusammen 335 000 von rund 2¼ Millionen Stimmen und 14 von 96 Mandaten; sie wurden so stark wie die stärkste der alteingesessenen bürgerlichen Gruppen, die Deutschnationalen. Auch diese Erscheinung ist symptomatisch für die gesamtdeutsche Situation und, in großen Umrissen wenigstens, auch für andre Länder: die sozialen Zwischenschichten, enttäuscht vom Verrat derer, die sie bisher mit nationalen Phrasen und großartigen Versprechungen einschläferten, wenden sich, wachgerüttelt vom bittern Ernst des Inflations- und Aufwertungsbetruges, neuen Heilskündern zu. Man will nicht mehr Worte, sondern wirkliche Hilfe, findet aber noch nicht den Weg zu denen, die sie allein bringen wollen und können. Dem veränderten sozialen Sein hat sich das langsamer wandelbare Bewußtsein noch nicht angepaßt. Hier beginnt nun die Arbeit der Sozialdemokratie, die, je früher desto besser, diese Massen gewinnen muß.

Am besten werden allerdings diese Parteien selbst für die notwendige Ernüchterung ihrer Wähler sorgen. Welch ein Glück, daß sie jetzt alle in der Regierung sitzen, weithin sichtbar dem aufmerkenden Volke. Die Wirtschaftsparteiler haben ihren Mann im Finanzministerium, von wo aus er nun die im Wahlkampf (und in den Volksversammlungen auch jetzt noch) arg geschmähten Staatsbetriebe sorglich betreuen muß. Die Aufwertler werden vom Justizministerium aus jegliche auch nur etwas wirksame Aufwertung hintertreiben müssen (denn so befiehlt es die Industrie) — und mit was für einem Vertreter: auf diesen von Fumetti zielte der Spott der leipziger Studenten wie heute der des Landtages. Die „Altsozialisten" müssen im Arbeitsministerium die Sprüche der sächsischen Schlichter decken und mit ihrem Held, dem Ministerpräsi-

denten, ebenso wie die Demokraten — ausgerechnet im Innenministerium! — die gesamte deutschnational-deutschvolksparteiliche Reaktion. Ein herrlicher Anschauungsunterricht!

Gibt es also, von unsrer Warte gesehen, nur eine erstrebenswerte Zukunft für Sachsen — und damit für einen wichtigen Teil Deutschlands —: die rote, so lohnt auch ein Blick auf die Partei, die Trägerin dieser Zukunft sein soll, die sächsische Sozialdemokratie. Manches von dem, was in diesen Spalten seit Jahr und Tag gegen den Ungeist, die Bonzokratie, den Mangel an Zielklarheit und Aktivität der SPD gesagt werden mußte, gilt glücklicherweise für Sachsens Sozialisten weniger oder garnicht. Die sächsische sozialistische Arbeiterschaft stellt nicht umsonst das älteste, bestgeschulte, den schönsten Erinnerungen nahe Kontingent der deutschen Arbeiterbewegung. Der sächsische Parteigenosse steht auch seinem Führer mit wacher Kritik gegenüber — der weiß das und richtet sich danach; die Wenigen, die es nicht tun, werden eines Tages so verlassen sein wie heute die „Altsozialisten". An den echten Führern aber hängen die Menschen dieses armen Landes, in dem nicht zufällig Hunger ein häufiger Familienname ist, so treu wie an den Ideen und Hoffnungen ihres sozialistischen Glaubens selbst.

Diese Führer haben erfaßt, daß die Stunde, in der die sächsische Arbeiterschaft zur Leitung gerufen werden wird, ein Geschlecht finden muß, das weiß, was es will. Hier haben wir nicht mehr preußischen Rekrutendrill mit sozialistischem Vorzeichen, sondern die Ansätze zu einer neuen, denkenden proletarischen Selbstdisziplin. Dieser Erziehungsarbeit dient auch die Presse, die unbestritten die selbständigsten und kritischsten unter den Organen der deutschen Sozialdemokratie stellt.

In mehr als einer Hinsicht lassen sich heute die sächsischen mit den österreichischen Verhältnissen vergleichen. In beiden Ländern sind die Klassenfronten so klar abgesteckt, wie sonst nirgendwo; in beiden Ländern sind die letzten Brücken abgebrochen zwischen hüben und drüben, wurde Kampf die einzige Lösung und Losung. In Sachsen wie in Österreich wirkt die Sozialdemokratie nicht nur für den Tag und die Stunde, sondern bewußt auf weite Sicht, in die Zukunft. In beiden Ländern ist die Sozialdemokratie der internationalen Bewegung ein gutes Stück vorangeeilt und damit in eine gefährliche Situation geraten.

Noch in einem letzten Punkte läßt sich die Parallele ziehen: Sachsen wie Österreich sind Länder sehr begrenzter Möglichkeiten; nicht von Wien und nicht von Dresden aus läßt sich die Welt aus den Angeln heben. Aber Vorbereitungsarbeiten sind zu leisten, Funktionäre zu schulen, Erfahrungen zu sammeln, Beispiele zu geben. Das alles ist möglich, und das alles geschieht — unter den Schmähungen eines Bürgertums, das begreift, was da vor sich geht: daß hier konsequente, grundsatztreue, darum eines Tages erfolgreiche Politik getrieben wird.

An einen Freund des frühern Kronprinzen

Von Herbert Eulenberg

Sehr geehrter Herr Karl Rosner!

Wir wollen's kurz machen mit unserm Streit um den frühern Kronprinzen, gegen den ich in meinem ‚Hohenzollernbuch' nach der Ansicht sehr vieler unsrer Berufsbrüder, in dem Drang gerecht zu urteilen, viel zu milde vorgegangen sein soll. Sie klammern sich an das Wort „Fahnenflucht", das ich für das Abscheiden des Exkronprinzen nach Holland gebraucht habe, wobei Sie versuchen, dieser Sezessio durch eine spitzfindige Auslegung einen andern Sinn zu geben. Sie halten mir ferner den auch von mir als „schön" bezeichneten Brief vor, den der gewesene Kronprinz an Hindenburg gerichtet hat, und in dem er sich der neuen Regierung zur Verfügung gestellt habe. Nachdem dies Angebot abschlägig beschieden worden sei, habe der Kronprinz nichts andres tun können, als sich nach Holland zu begeben. Zu dieser Ihrer irrigen Behauptung schreibt mir ein früherer Offizier sehr richtig: „Die Anfrage des Exkronprinzen an die damalige Regierung war völlig unzulässig. Er mußte die erhaltene Antwort erwarten, was wohl auch der Zweck der unerlaubten Anfrage war. Der Exkronprinz war, solange er Armeeführer war, nichts mehr und nichts weniger als jeder andre Armeeführer, also der Untergebene seiner vorgesetzten Stelle. Im Allgemeinen durfte bei unserm Militär ein Untergebener überhaupt nicht an seinen Vorgesetzten die Frage richten, ob sein Verbleiben genehm sei, sondern konnte von sich aus sein Abschiedsgesuch an die vorgesetzte Stelle richten oder mußte warten, bis er seinen Abschied erhielt. Auf keinen Fall aber", so fährt mein Gewährsmann fort: „durfte der frühere Kronprinz, als er nun die scheinbar erwünschte Antwort erhielt, sich ins Ausland begeben. Sein Weg war ihm nach Potsdam vorgeschrieben. Alles andre ist Ausrede und ebenso wenig eindrucksvoll wie die verschiedenen Versuche des Exkaisers, seine Flucht nach Holland zu bemänteln. Der Exkronprinz hatte in Potsdam abzuwarten, was Deutschland über sein weiteres Verbleiben dort beschließen würde. Wenn man erst, wie der Exkaiser Wilhelm II., seine Umgebung eindringlich fragt, ob man fliehen solle, so geht daraus schon die erwartete Antwort hervor. Ein Mann fragt nicht, sondern handelt in solchem Falle, das heißt: er bleibt bei seinem Volke. Und wären die beiden, der Exkaiser wie sein Sohn, geblieben, ihnen wäre sicher nichts geschehen. Übrigens hat Hindenburg niemals bestätigt, daß er dem frühern Kaiser den Rat zur Desertion gegeben habe. Er hat nur aus Anhänglichkeit an die Monarchie nicht offiziell diese ihm zugemutete, wenig schöne Handlungsweise abgeleugnet."

Soweit ein Mann, der den Krieg als Offizier mitgemacht hat! Jedenfalls blieb der ehemalige Kronprinz auch nach seiner Verabschiedung noch deutscher Offizier und wurde auch als solcher angesehen. Er wurde nicht plötzlich über Nacht eine x-beliebige Privatperson. Er war und blieb doch noch

deutscher Kronprinz. Ja, er will es sogar noch heute sein und bedeuten. Ein seiner Gesinnung nach Soldat gebliebener deutscher Offizier pflegte früher nicht über die Grenze zu gehen und seinen Degen abzuliefern, wenn seine Sache schief ausgelaufen war. Und ein preußischer Offizier erst recht nicht, Herr Karl Rosner! Fragen Sie Friedrich den Großen und die gloire der einzigen preußischen Armee im Elysium danach! Fragen Sie den soeben hundertfünfzig Jahre alt gewordenen Heinrich von Kleist danach, der seinem „Prinzen von Homburg" wohl Todesfurcht angedichtet und zugebilligt hat, aber nur solange dieser Tod ihm aufgezwungen werden sollte, nicht eine Sekunde länger, als er selber freiwillig diesem seinem Tod entgegengehen durfte und konnte. Der frühere Kronprinz hat das peinlich Ruhmlose seiner Desertion ja auch selbst empfunden. Er schreibt in seinen mit Ihrem Beistand zu Papier gebrachten Erinnerungen von dieser Szene, wo er noch in der strahlenden Uniform eines Oberkommandierenden seinen Degen einem jungen holländischen Grenzoffizier abgibt: „Ein Augenblick voll abgrundtiefer Bitterkeit, der nur durch den vollkommenen Takt des Andern erträglich bleibt." Ein solches Verhalten nannte man in frühern Zeiten „Fahnenflucht". Und auch der genannte große König würde keine andre Bezeichnung dafür gefunden haben.

Ja! Was in aller Welt sollte er denn tun, fragen Sie mich, unsrer früherer Kronprinz? Danach dürfen Sie mich nicht fragen, der ich kein Kriegsheld, sondern ein Friedensfreund war, bin und sein werde. Ich bemühe ja auch nicht Hindenburg mit der Frage, wie ich ein deutsches Sonett zustande bringen kann. Examinieren Sie die Heldenwelt des Plutarch oder die Massenfriedhöfe unsrer Gefallenen in Flandern und Frankreich, wenn Sie einen heroischen Bescheid darüber haben wollen, wie Wilhelm III. aus der Notlage, in die er geraten war, so oder so hinauskommen konnte! Die würden Ihnen mehrere Antworten und Auswege sagen können, wenn sie noch die Sprache hätten. Glauben Sie mir, — ich darf Sie trotz Ihrer persönlichen Spitzen gegen mich und mein Hohenzollernbuch um Ihres Romans: „Der König" willen noch so nennen, „mein sehr verehrter Herr Karl Rosner", es widersteht mir wie Ihnen, den unter uns lebenden Exkronprinzen herabzuwürdigen. Wenn ich aber seine Geschichte in meinem Hohenzollernwerk zu schreiben habe, darf ich an diesem für einen Soldaten — und bei den Totenkopfhusaren! er war doch einer, und wollte es sein! — so wichtigen Faktum seiner Fahnenflucht oder Desertion oder Überläuferei oder in welches Wort man diese bedauerliche traurige Tatsache auch fassen mag! — nicht urteillos vorübergehen. Ich habe dabei jede Spitze und Schärfe gegen Ihren Helden vermieden, dessen damaliges Verhalten von Offizierskreisen, wie ich aus dem vorhin erwähnten Brief ersehe, weit härter betrachtet wird, als ich es getan habe. Ich hatte geglaubt, grade bei Ihnen als einem Freund und Vertrauten des frühern Kronprinzen dafür Verständnis zu finden.

Das Dogma vom Landesverrat von Berthold Jacob

Right or wrong — my country.

Es geht nicht um Personen. Es geht um die Sache. Der hier zitierte Glaubenssatz aller Mehrer des britischen Imperiums von Raleigh bis Rhodes war lange vor dem Krieg in den Vokabelschatz unsrer Alldeutschen übergegangen. Mit ihm wurde während der vier Blutjahre und während der Jahre auch, die ihnen folgten, jedes noch so ekelhafte Verbrechen bemäntelt, das amtlich befohlen oder amtlich gedeckt worden war. Wenn sich neuerdings auch der oberste Torwart des deutschen Rechts zu diesem Glaubenssatz bekennt, so scheint der gegenwärtige Zeitpunkt aus vielen Gründen geeignet, gegen solche Rechtsgebarung aufzutreten.

Bleibt hinzuzusetzen, daß der Fall des Redakteurs Röttcher von der wiesbadener ‚Menschheit', dessen Verhaftung unter der Beschuldigung des vollendeten — nicht wie irrtümlich geschrieben wurde, versuchten Landesverrats den äußern Anlaß zu unsrer Untersuchung abgibt, möglicherweise keinen Schulfall darstellen mag. Aber es geht ja um die Sache, und darüber darf keine Hemmung persönlicher Art wegtäuschen: diese Sache des Rechts steht heute in größter unmittelbarer Gefahr. Wenn morgen der Entwurf des neuen Strafrechts mit seinen unerhörten Paragraphen 92, 93 und 94 Gesetz werden sollte, dann wäre in der Tat kein Haupt mehr sicher.

Röttcher wurde verhaftet, weil der Oberreichsanwalt in einem Artikel von Carl Mertens über Umrüstungsbestrebungen der Reichswehr, der in der ‚Menschheit' vom 29. Juli dieses Jahres erschienen war, den Tatbestand des vollendeten Landesverrats erfüllt sehen wollte.

Mertens hatte behauptet, das Reichswehrministerium beabsichtige eine endgültige Lösung der Heeresorganisation von den Wehrverbänden, wolle aber von den Locarnokontrahenten die Billigung zur Aufstellung von einem oder von zwei neuen Divisionsstäben in Breslau und in Cassel unter Auflösung der drei Reiterdivisionen erreichen und die weiter zur Ausfüllung der beiden projektierten Infanteriedivisionen erforderlichen Kaders durch Umwandlung der bestehenden Ausbildungs-Bataillone und -Batterien in Linien-Truppenteile gewinnen, ohne deswegen die Präsenzstärke des Heeres zu erhöhen. Ferner wünsche das Reichswehrministerium die Genehmigung zur Abänderung der heute gültigen zwölfjährigen aktiven Dienstverpflichtung in eine solche von drei Jahren bei der Truppe und eine ergänzende Reserve-Dienstpflicht auf die Dauer von neun Jahren. Auf diese Weise würde das Reichsheer alljährlich ein Drittel der effektiven Stärken durch Rekruten ersetzen können und nach etwa einem Dutzend Jahren über eine Reservearmee von ungefähr dreifacher Stärke des aktiven Standes verfügen. Die nach Beendigung der dreijährigen Dienstzeit aber zur vorläufigen Entlassung kommenden ausgebildeten Soldaten sollten in Militärkolonien unter Leitung von Offizieren in der ostdeutschen Grenzmark und längs des polnischen Korridors angesiedelt werden.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, und Mertens hat das auch betont, daß solche Maßnahmen einen völligen Bruch mit der Vergangenheit, also mit der illegalen Rüstung, bedeutet haben würden, daß die Reichswehrleitung mit ihnen so den Weg zur Legalität gefunden hätte. Andrerseits unterliegt ebenfalls keinem Zweifel, daß Pläne dieser oder ähnlicher Natur seit geraumer Zeit in der Königin-Augusta-Straße bearbeitet worden sind. Es gibt sogar einen Referentenentwurf zu einem neuen Reichswehrgesetz, der nicht wesentlich andre Bestimmungen vorsieht.

Die vorzeitige Behandlung solcher Referentenarbeiten kann aber tatsächlich nie und nimmer Landesverrat sein; im Gegenteil: es hat sich mindestens in einem besondern Fall, der allerdings nicht in der Königin-Augusta-Straße, sondern am Platz der Republik gespielt hat, als äußerst nützlich für das Reichswohl erwiesen, daß ein solcher Entwurf früher in die Presse als an den zuständigen Reichstagsauschuß gelangte.

Nun hat das Reichswehrministerium seit Jahren eine besondere Praxis herangebildet. Man wird vielleicht erleben müssen, daß den Publizisten, die sich für die Anlage getarnter Reichswehrgelder in leider sehr geringen Zins tragenden Film-Unternehmungen interessiert haben, ihr vorwitziges Interesse für den Verbleib von Steuergeldern mit Landesverratsverfahren gelohnt wird. Aber diese seltsame Praxis wäre nicht möglich, wenn ihr nicht in der Person des Oberreichsanwalts Doktor Werner ein tatkräftiger und machtbewußter Helfer erwachsen wäre.

Als Exekutivorgan der Reichswehr hat sich Herr Doktor Werner nicht nur in allen jenen Fällen betätigt, wo durch Veröffentlichungen Interessen der Reichswehr — und darunter sind niemals legale Interessen der Wehrmacht zu verstehen — verletzt wurden, sondern er hat auch überall da „pflichtgemäß" eingegriffen, wo etwa die Reichswehr in ihrem ständigen Krieg gegen die preußische Staatsregierung sich an gefährdetem Punkt glaubte. Das Landesverratsverfahren gegen den elberfelder Studienassessor Dietz, der der Staatsregierung die Kenntnis des vom Justizrat Claß geplanten objektiv hochverräterischen Unternehmens vermittelt hatte, wird noch erinnerlich sein.

Dem Hochverrat von 1926 reiht sich der von 1923 würdig an. Es ist durch zwei Artikel Olivers an dieser Stelle bekannt daß im Spätherbst 1923 auch von gewissen Marinekreisen mit dem damals so naheliegenden Gedanken an Hochverrat gespielt wurde. Der Chef der Marinestation der Ostsee war zu jener Zeit Konteradmiral Weerth. Es soll hier nicht behauptet werden, daß dieser Mann selbst an Hochverrat gedacht hat. Jedenfalls aber haben hohe Offiziere seines Stabes, darunter noch heute aktive Offiziere, den Verschwörern der O. C. hohe Geldbeträge in ausländischen Noten zur Vollendung des Hochverrats anvertraut. Diese hohen Offiziere haben mit den lokalen Führern der O. C. vertrauliche Besprechungen gehabt; sie haben Abrede mit ihnen gehalten, wie der Staatsstreich am besten durchzuführen sei und sie haben Waffenhilfe in Aussicht gestellt. Die drei O. C.-Führer haben der preußischen

Staatsregierung nach Jahren von diesen Plänen Kenntnis gegeben, die vornehmlich gegen Berlin gerichtet gewesen sind. In dem Hochverratsverfahren, das der Oberreichsanwalt einleitete, sind selbstverständlich auch die Marineangehörigen, Flagg- und Subalternoffiziere, gehört worden. Sie haben samt und sonders, wie auf Kommando, ausgesagt: Jawohl, das stimmt alles, was jene Leute angeben. Wir haben ihnen Geld gegeben, Devisen, in Millionenbeträge hinein. Wir haben Waffenhilfe zum Staatsstreich zugesagt. Wir waren mit ihnen im Einverständnis. Aber — wir haben diese Verschwörer getäuscht. Wir waren verfassungstreu, wir dachten nie an Aufstand und Eidbruch. Wir haben „Komödie gespielt", wie Herr von Kahr, um sie desto besser überwachen und verderben zu können. Hätten sie losgeschlagen, wir wären marschiert — aber gegen sie.

Das hat der Herr Oberreichsanwalt geglaubt.

*

Es gilt die Handhabe zu beseitigen, mit der die Reichsanwaltschaft operiert. Die Wurzel der Judikatur des Reichsgerichts in Sachen Landesverrats muß erkannt werden: Es ist die selten ausgesprochne, stets betätigte These vom Notwehrrecht des Staates. Einer hat sie einmal ausgesprochen. Auf einem Diskussionsabend der berliner Juristischen Gesellschaft am 9. Januar 1926 hat Professor Kohlrausch, der Staatsrechtslehrer der Universität Berlin, gesagt, „was die Landesverratsfälle betreffe, so seien diese Paragraphen des Gesetzbuches nicht zum Schutze des Versailler Vertrages, sondern zum Schutze des Deutschen Reiches da."

Der berühmte Strafrechtler von Liszt hat 1914 bereits darauf hingewiesen, daß der Begriff des militärischen Geheimnisses schon in der zeitgenössischen Rechtsprechung ganz unscharf geworden war. Er wollte den Begriff folgendermaßen definiert wissen:

> Militärische Geheimnisse sind die von der Militärverwaltung im Interesse der Landesverteidigung getroffenen, von ihr mit Erfolg geheimgehaltenen Verordnungen und Vorkehrungen, deren Geheimhaltung im Interesse der Landesverteidigung erforderlich ist.
>
> Die Anordnungen und Vorkehrungen sind mit Erfolg geheimgehalten, wenn sie außerhalb des Kreises derjenigen Personen, die von ihnen kraft ihrer amtlichen oder dienstlichen Stellung oder infolge eines amtlichen Auftrags Kenntnis haben, nicht bekanntgeworden sind.

Nach dieser Definition, die den legendär gewordenen Begriff gegenüber dem ineinanderfließenden Spiel gesetzlich gebundener und ungesetzlicher Kräfte ausreichend abgrenzt, wären alle jene „Vorkehrungen", die beispielsweise von sogenannten Beauftragten des Reichswehrministeriums, „Ziviloffizieren" etcetera im Ausland getroffen worden sind, strafrechtlich nicht geschützt, insoweit sie nicht etwa durch einen Akt der Gesetzgebung legitimiert werden könnten.

Maßnahmen oder Vorkehrungen, die au fond den Gesetzen oder der Verfassung widersprächen, könnten daher niemals strafrechtlich geschützt, ihre Bekanntgabe durch die Presse bei-

spielsweise niemals strafrechtlich geahndet werden. Und hier stoßen wir auf den Kern der Sache. Nach der ständigen Rechtsprechung des Reichsgerichts genügt allein:

> ... der der deutschen Regierung ausdrücklich oder stillschweigend gemachte Vorwurf, sie wisse, dulde oder fördere entgegen den in Versailles übernommenen Verpflichtungen derartige Zustände ...

zur Erfüllung des Tatbestandes des vollendeten Landesverrats.

So der Kommentar von Ebermayer. Das bedeutet: jede Kritik an der Regierung, vornehmlich aber an der Reichswehr, sie halte sich nicht an bestimmte Reichsgesetze — denn im Reichsentwaffnungsgesetz wird der Versailler Vertrag übernommen; im Artikel 178 der Reichsverfassung die in Versailles übernommenen Verpflichtungen allen übrigen Reichsgesetzen vorgeordnet — kann als „Landesverrat" bestraft werden. Ob wahr oder unwahr, bleibt sich hier ganz gleich. Ob die Kritik ins Schwarze geht oder danebentrifft — gleich.

Hierzu tritt ein andrer Umstand. Das Reichsgericht hat erst ganz kürzlich in einer Entscheidung vom 6. April 1927 festgestellt, daß antimilitaristische Betätigung, „Zersetzung der Reichswehr" genannt, ehrlose Gesinnung „regelmäßig" zur Voraussetzung habe.

Wie weit ist von solcher Deduktion der Weg zu dem Punkt, da die Judikatur behauptet, Kritik an illegalen Handlungen der Reichswehr und ihrer Angehörigen, ja Kritik an übermäßig hohen Haushaltsforderungen der Reichswehr bedeute Zersetzung der Reichswehr plus Landesverrat und setze ehrlose Gesinnung voraus? So sagt eine Begründung der Verschärfung der Landesverratsparagraphen:

> Infolge der Berührung aller Lebensverhältnisse durch den Krieg hat sich die Anwendung dieser Bestimmungen auf ein weites Feld erstreckt. Eine erschöpfende Aufzählung aller in Betracht kommenden Handlungen läßt sich nicht mehr erreichen.

Das freie Ermessen der deutschen Richter, dem der Entwurf einen unglaublichen Spielraum läßt, kann triumphale Ergebnisse zeitigen. In Verbindung mit der These vom Notwehrrecht des Staates kann es das Ende aller Opposition werden.

Dialog über Leonard Nelson

von Hellmuth Falkenfeld

> Leonard Nelson ist am 30. Oktober gestorben. Die hier folgende Arbeit ist bereits vor längerer Zeit geschrieben worden.

„Da redet Ihr immer von der Krise der Demokratie. Wißt Ihr denn an die Stelle der Demokratie etwas Besseres zu setzen? Wißt Ihr denn nicht, daß Ihr, die Ihr die Demokratie ablehnt, Euch damit wieder auf den Standpunkt der Verteidiger der Willkürherrschaft eines einzelnen oder einer Volksklasse stellt?"

„Nein, das wissen wir nicht. Das wißt nur Ihr, die Ihr nur den Gegensatz: Demokratie und Willkürherrschaft kennt."

„Allerdings. Diese Alternative ist für uns maßgebend. Was gegen das Interesse eines Volkes gerichtet ist, ist Willkürherrschaft. Und was im Interesse eines Volkes geschieht, das ist Demokratie. Darum muß man sich für die Demokratie entscheiden."

„Sehr schön gesagt, aber leider ganz oberflächlich gedacht. Liegt es im Volksinteresse, daß die Fürsten ihren seit Jahrhunderten dem Volke abgepreßten Raub behalten, während das Volk seine neugeborenen Kinder in Lumpen betten muß?"

„Nein, das allerdings nicht."

„Aber die übergroße Anzahl des Volkes hat sich für die Fürsten und gegen das Volk entschieden; selbst wenn man die Zahl derer abrechnet, die der Wahlterror von der Abgabe der die Enteignung bejahenden Stimme zurückhielt, — selbst dann hat die Mehrheit gegen das Volksinteresse entschieden. Damit ist unwiderleglich der Beweis erbracht, daß die Demokratie nicht notwendigerweise das Interesse des Volkes vertritt."

„So sprechen auch die Junker und Militaristen, so spricht auch Mussolini und der Chor seiner Kreaturen."

„Es fragt sich nur, ob sie dasselbe meinen. Auf die Worte kommt es nicht an, sondern auf das, was sie bedeuten. Nun prüfe einmal mit mir genau und vorurteilslos, wie die Dinge liegen, wenn man hinter die Kulissen der Worte sieht, wenn man sich klar macht, warum die einen die Demokratie bekämpfen, die anderen sie — in bürgerlicher oder proletarischer Gestalt — verteidigen. Es gibt bei uns in Deutschland im wesentlichen zwei Richtungen: Diejenigen, die die Demokratie bekämpfen, und das Volksinteresse meinen. Bei denen wird natürlich der nicht oder nur vorübergehend zu Worte kommen, der um des Volksinteresses willen gegen eine Demokratie ist, die es dem Zufall der Mehrheitsentscheidung überläßt, ob wirklich das Volksinteresse vertreten wird. Und es gibt auf der andern Seite diejenigen, die glauben, das Volksinteresse nur verteidigen zu können, wenn sie für die Demokratie fechten. Bei denen findet natürlich nicht derjenige Aufnahme, der erkannt hat, daß die Demokratie nie und nimmer das Interesse des Volkes wirklich vertritt. Bleiben nur die Kommunisten, bei denen aber der demokratische Götze genau so angebetet wird, wie bei den andern Demokraten, nur daß man sein Standbild erst im proletarischen Staat, statt im bürgerlichen, aufrichten will. Ist aber die Demokratie überhaupt ein zweifelhaftes Mittel zur Befriedigung von Volksinteressen, dann ist sie es in jeder Form, also auch in der der proletarischen Demokratie."

„Ich möchte nun aber gern wissen, was man an Stelle dieser von Dir so sehr verachteten Demokratie setzen soll."

„Sehr einfach: Den, der etwas von der Sache versteht."

„Aber das ist doch eine Phrase. Jeder behauptet heute, etwas von der Sache zu verstehen. Wie willst Du denn den herausfinden, der wirklich etwas von der Sache versteht? Jeder von den heute Regierenden behauptet, etwas von der Sache zu verstehen und mehr davon zu verstehen, als das gewöhnliche Pack. Das ist ja der bekannte Schlachtruf der Reaktionäre nach den Fachministern. Wie willst Du hier eine Entscheidung treffen?"

„Ich erlaubte mir, Dir soeben auseinanderzusetzen, daß ich mich von den Reaktionären dadurch unterscheide, daß ich für das Volksinteresse alles daran gebe. Die Reaktionäre dagegen wollen für die Gerechtigkeit — und das ist ja wohl das Volksinteresse, von dem wir sprechen — nichts drangeben."

„Nun gut. Aber bedenke, daß die Sachverständigsten oder die Besten grade durch die Demokratie am leichtesten und am zwanglosesten nach oben gelangen. Ich sehe zwischen Deinem Führerideal und der Demokratie gar keinen Gegensatz. Alle haben hier zur Regierung Zutritt. Keiner wird zunächst von der Anteilnahme an der Regierung ausgeschlossen. Gibt es denn eine größere Gerechtigkeit in der Führerwahl?"

„Es ist mir lieb, daß Du diesen Einwand machst, den man immer und immer wieder hört, bei dem sich auch die heutigen Demokraten beruhigen und der sie vor weiterm Nachdenken schützt. Aber

gerade hier ist es gefährlich, mit Denken aufzuhören. Grade Dein Einwand enthält nämlich eine Vermengung von Richtigem und Falschem. Wer bescheidenen Geistes ist und sich in seiner Behaglichkeit nicht stören lassen will, der freilich weist jeden, der diese Vermengung ruhig und sachlich feststellen will, als bösen Störenfried aus den heiligen Hallen der papiernen Zeitungsdemokratie. Mir ist soeben ein Buch in die Hände gefallen, in dem grade diese verhängnisvolle Vermengung klar gekennzeichnet wird. Es ist die zweite, stark erweiterte Auflage von Leonard Nelsons „Demokratie und Führerschaft", im Stuttgarter Verlag ‚Öffentliches Leben' erschienen."

„Nelson, das ist doch der Eigenbrödler, der die Prinzen für den künftigen sozialistischen Staat erziehen will?"

„Dieser Eigenbrödler, der allerdings lieber Menschen zu Einsicht, Mut, Tatsachensinn und Ausdauer erzieht, als Leitartikel schreibt, ist ein durchaus normaler Mensch, der nur die unangenehme Eigenschaft hat, sich bei jedem Wort etwas zu denken. Man muß ihm infolgedessen besser zuhören, als den meisten Schreibern, Rednern und Politikern, die sich höchstens bei jedem zehnten Worte etwas denken, und da auch noch etwas recht Vieldeutiges. Doch wir wollen unser Thema nicht verlassen. Es lautet: Garantiert nicht die Demokratie die beste Führerauslese, weil hier alle Zutritt zur Regierung haben? Willst Du einmal hören, was Nelson in dem soeben erwähnten Büchlein denen antwortet, die die Demokratie preisen als „Auswahl der Führer aus möglichst breiter Grundlage und durch die weitesten Kreise"? Er sagt auf Seite 100: „. . . . so klar es ist, daß die Auslese der Besten nur möglich ist, wenn der Kreis, aus dem die Auslese erfolgt, nicht im voraus beschränkt wird, ebenso klar ist es, daß sie nicht möglich ist, wenn der Kreis derer, durch die die Auslese erfolgt, nicht beschränkt wird. Denn wenn es wirklich gilt, die Besten auszulesen, — und nur aus diesem Grunde sollte ja der erste Kreis nicht beschränkt werden, — dann muß der zweite Kreis auf die beschränkt werden, die wirklich die Besten auszulesen imstande und willens sind. Wer alle ohne Unterschied für gleich geeignet hält, die Auslese vorzunehmen, der muß uns die Frage beantworten, warum er nicht alle für gleich geeignet hält, ausgelesen zu werden, warum er also überhaupt eine Auslese verlangt. In Ermangelung einer Antwort auf die Frage verliert das Wort von der Auslese der Besten überhaupt jeden Sinn."

„So schnell lasse ich mich nicht überzeugen. Doch ich will mir Deinen Nelson doch noch einmal vornehmen."

„Du wirst in dem Buch, von dem ich sprach, alle Deine möglichen Einwendungen gewissenhaft beantwortet und widerlegt finden."

„Aber nun. Was setzt Ihr an die Stelle von Demokratie?"

„Das, was man eigentlich in der Medizin schon längst weiß! Den ausgebildeten, den erzogenen, den sachverständig Gemachten. Oder werden die Ärzte, die die Kranken heilen sollen, auf demokratischem Wege, durch Wahl, von den Insassen eines Krankenhauses bestimmt? Wir lassen unsern Körper nur von Sachverständigen kurieren! Sollen wir unsern Staat den Händen derer anvertrauen, die der bloße, rein zufällige Mehrheitswille erwählte?"

„Nun gut. Deine Gründe sind schwer zu widerlegen. Aber . . . ."

„Aber?"

„Aber, glaubst Du, daß uns Theoretiker, und mögen sie noch so klar sein, helfen können? Philosophen und Theoretiker, machen die es wirklich schon allein?"

„Zweifellos machen sie es mit Philosophie und Theorie allein nicht. Auch darin bin ich Deiner Ansicht. Menschen, die das Richtige zwar erkennen, aber nicht alles daran setzen, das Erkannte zu verwirklichen, sind für den Führerberuf nicht geeignet. In Nelsons „Demokratie und Führerschaft" findest Du darum auch mit ganz ein-

fachen Worten diesen Gedanken ausgesprochen, den jedes Kind versteht und den die „gebildeten" Erwachsenen nur immer vergessen: „Das Geheimnis der Politik ist in der Tat das Wollen. Wollen aber bedeutet nichts andres als: dem eignen Ziel entgegenstrebende Kräfte ausschalten."

„Das klingt ganz gut. Aber es erinnert mich an eine Fibel."

„Und da in einer Fibel das A B C steht, so beweist das ja wohl nur, daß wir politisch noch nicht einmal die Anfangsgründe erlernt haben."

Ulysses von Peter Panter

Und falls dieses Buch eine neue Odyssee ist —: ich will mich lieber vor der Odyssee blamieren, als, getreu nach Vaihinger, so tun, als ob ... Los.

*

Wenn 1585 Seiten auf einen heruntergedonnert kommen, dann darf man wohl zunächst eine Weile verdutzt schweigen. Mit „fabelhaft" und „Bluff" ist es nicht getan — der verdienstvolle Rhein-Verlag in Basel, der das Werk von James Joyce „Ulysses" als Privatdruck herausgebracht hat, stimmt seinen Einführungsprospekt allerdings auf den Ton: aut-aut ab. „Valéry Larbaud, ein französischer Kritiker, begrüßt den Ulysses mit der gleichen Ehrfurcht, wie Boccaccio die Divina Comedia begrüßte. Er veranstaltete in Paris Diskussionsabende über Ulysses und suchte den Schlüssel in Homers unersterblichem Werk." In England sind Exemplare, die sie zu fassen bekommen hatten, verbrannt worden — wie ja überhaupt die geistige Freiheit der verantwortlichen Engländer mitunter enge Grenzen hat; in Amerika haben sie die „Little Review", die Kapitel aus dem „Ulysses" abgedruckt hat, beschlagnahmt und den Verantwortlichen angeklagt und verurteilt. Das Buch mußte, im englischen Text, in Paris gedruckt werden; eine tapfere Engländerin hat das ermöglicht. Stimmen erheben sich.

„Ich möchte die jungen Leute zu Klubs organisieren mit dem Zweck, den „Ulysses" zu lesen, damit sie die Frage erörtern können: Sind wir so? und wenn die Abstimmung ein Ja ergibt, zu der weitern Frage fortschreiten: Wollen wir so bleiben?; die, wie ich hoffe, verneinend beantwortet würde."

Ein protestantischer Superintendent? Ein Pastor der anglikanischen Hochkirche? Der Dean von St. Pauls? Nein — Bernard Shaw.

*

Der erste Eindruck ist so:

Unmöglich, alles hintereinander zu lesen. Die Personen verwirren sich; wenn eine Handlung darin ist, habe ich sie nicht verstanden — ich weiß nicht immer, was real, gedacht, geträumt oder beabsichtigt ist. Aus einer Inhaltsgabe des Verlages ergibt sich, was an diesem einen Tage, der dem Buch zugrunde liegt, vorgeht —: ich habe das nicht gemerkt. Zwei gewaltige Ausnahmen: eine Walpurgisnacht und ein riesiger innerer Monolog, beide im dritten Band. Bis dahin wogt der Nebel.

Hier ist nun, da wir es nicht mit einem Originaltext, sondern mit einer Übersetzung zu tun haben, sogleich zu untersuchen, ob dieser Eindruck an der Übersetzung liegen kann.

Ich habe noch keinen Mann gesehen, der den englischen Text von „Ulysses" gelesen und verstanden hat; ich kenne zwar merkwürdige Ruhmesfanfaren von Literaten, die ihn nachweislich nicht gelesen hatten — und ich erinnere mich, daß der englische Lektor der Ecole Normale in Paris, ein Ire aus Dublin, mir einmal sagte, er vermöge das Buch nicht zu bewältigen. Das kann an ihm gelegen haben. Mögen Anglisten entscheiden, wie der Übersetzer Georg Goyert seine Riesenaufgabe bewältigt hat, bei der ihn übrigens der deutsch verstehende Verfasser unterstützte. Es handelt sich hier auch gewiß nicht darum, dem Übersetzer, der jahrelang gearbeitet haben mag, Fehlerchen anzukreiden. Das kann ich nicht.

Wohl aber kann ich nach Hunderten von Stichproben bei der ersten Lektüre eines sagen:

In welchem Stil dieses Buch abgefaßt ist, steht dahin. Dichterisches Deutsch ist es bestimmt nicht.

Ich will gar nicht von den Unreinheiten sprechen. „Ich erinnere noch die Hungersnot" ist einfach ein grammatischer Fehler, eine französierende Konstruktion, die vielleicht angewendet werden darf, wenn damit die Sprechweise eines gezierten Menschen oder ein Provinzialismus gekennzeichnet werden soll. Das ist aber nicht die Absicht. „Der siebte" ist ein infamer Lapsus, den Schopenhauer zu seinem Glück nicht mehr zu erleben brauchte. Es sind nicht diese Unreinheiten; nicht das fatale Modewort „irgendwie"; es ist auch nicht die Unmöglichkeit, alles in einem solchen Werk zu übertragen — es ist etwas andres.

Ich nehme eine Stelle des glatt laufenden Textes.

„Als er an Blooms zahnärztlichen Fenstern vorbeischritt, bürstete sein wehender Staubmantel einen dünnen, tastenden Stock aus seiner Richtung, fegte weiter und traf dann einen schwachen Körper. Der blinde Jüngling wandte sein krankes Gesicht hinter der davonschreitenden Gestalt her."

Das ist nichts. Das ist tot. Das hat keine Musik, tönt nicht, die Worte sind, wie Jacobsen das einmal ausgedrückt hat, „aus dem Wörterbuch" genommen; sie sind richtig, ja ja — aber es schwingt nichts unterhalb der Prosa, die Sprachmelodie fehlt. So geht das durch das ganze Buch. Seine Sprache ist stumpf.

Nun wird mir Goyert sagen: „Du kennst das Original nicht. Das ist ja grade das Feine daran, daß es eben nicht das ist, was Du dichterisch nennst — Joyce will das gewöhnliche zeigen, er will die Sprache dem Alltag nähern. Er will nur wie ein Grammophon wiedergeben, wenn ihm das paßt." Und das lasse ich mir nun nicht erzählen. Wenn er das wirklich will, und wenn das hier gut übersetzt ist —: dann hat er das nicht gekonnt.

Wir haben in Deutschland viel zu wenig Bücher, die Sprachmelodien exakt wiedergeben, und ich wüßte nichts, was amüsanter (und was schwerer) wäre. Es gibt da eine innere

Wahrhaftigkeit, eine Echtheit, die man nicht philologisch beweisen kann — jeder unterscheidet sofort die echten und die falschen Töne. Lasse ich einen Berliner etwa sagen:

„Ick komm da rieba und hol mir 'n Ssiehjarn — indem wird er ausholn und haut Emmyn direkt mit die Fauste unter de Auhrn. Sie is jleich nachn Wasserkran jejangen —" so gibt es keinen Mann von der Panke, der nicht sofort unterbricht und das Wort „Wasserkran", das theoretisch richtig angewendet ist, beanstandet. Das sagt eben ein Berliner nicht. Von solchen Wasserkränen wimmelt es im Buch.

Schlußurteil über die Übersetzung:

Hier ist entweder ein Mord geschehen oder eine Leiche photographiert.

*

Der Gong klingt nur an wenigen Stellen. Aus welchem Metall ist er gemacht —?

Fortschrittliche Professoren haben für den „Ulysses" eine Vorliebe gefaßt, und es ist nicht nur das, was mich mißtrauisch macht. Ich habe 1585 Seiten bekommen — aber eben mit Ausnahme jener zwei grandiosen Stücke ist da nichts auf meinem Teller; bis jetzt kann ich das nicht essen — es ist irgend etwas Künstliches an der Sache, etwas Konstruiertes, und, nun will ich mich getrost steinigen lassen: etwas Phantasieloses.

„Zu Ende" schreiben bedeutet ja noch gar nichts. Das ist Geduldssache des Fleißes, vielleicht sogar der Graphomanie oder andrer Veranlagung. Es wird mir kein Mensch einreden, daß etwa die „Blechschmiede" von Arno Holz ein geniales Kunstwerk sei — man ertrinkt in Staub, weil alles zu Ende gesagt ist. Ganze Partien des Ulysses sind schlicht langweilig.

Wenn er von seinen Figuren oder von seinen Straßen spricht; von Hunden oder Kupplerinnen; von Meeresbuchten oder von Kneipen, so habe ich immer den Eindruck, als sei das alles nur fingiert: wie die Säcke Hafer in Rechenaufgaben oder wie die paar anständigen Seiten in einer Pornographie. Ist in den „Memoieren einer Sängerin" von einem Salon die Rede oder steht da: „Sie begab sich hinaus, um dem Diener einige Befehle zu erteilen..." so ist der Diener nicht da, und der Salon nicht und gar nichts. Das ist nur gesagt. Was ich vom ersten Band des Ulysses verstanden habe, scheint mir gesagt. Der Autor teilt mir etwas mit — aber ich glaube es ihm nicht.

Worauf es James Joyce angekommen ist, weiß ich nicht; das Buch besteht zu seinem Hauptteil aus etwas, worauf es ihm scheinbar nicht angekommen ist, aus Nebensächlichkeiten; darauf zu achten, ist so, wie wenn man sich in der Physikstunde freut, daß das Versuchspräparat des Lehrers so schön rubinrot ist. Darauf kommt es aber nicht an. Hier ist ein Versuch gemacht. Was soll bewiesen werden? Was ist das für ein Versuch —?

*

Das zeigt sich sehr klar im dritten Band. „Mabbot-Straße. Eingang in die Nachtstadt." Das ist, für den ersten Eindruck, eine großartige Vision.

Wie da Gestalten aus dem Dunkel auftauchen und verschwinden; wie die Figuren aufgerissen werden, daß Blut, Eingeweide, Mordgedanken und die letzten Wünsche aus ihnen herausquillen; wie Träume, Heniden, Affekte und die ganze türkische Musik Freuds lebendig werden —: dazu ist Ja zu sagen. Und tiefer geht es, in unterirdische Stromgebiete — dergleichen kenne ich bei den Dahingegangenen nur von dem großen Panizza. Wahrscheinlich ist das mehr als Literatur — auf alle Fälle ist es die allerbeste. Die Schlußvision ist zum Greifen nahe.

„Auf der dunkeln Mauer erscheint langsam eine Gestalt, ein schöner elfjähriger Knabe, ein Wechselbalg, gestohlen, in der Tracht der Etonboys, mit Glasschuhen und kleinem Bronzehelm; er hält ein Buch in der Hand. Er liest leise, von rechts nach links, lächelt, küßt die Seite.

Bloom (ergriffen, ruft kaum hörbar): Rudy!

Rudy (sieht, ohne zu sehen, in Blooms Augen und liest weiter, küßt und lächelt. Er hat ein zartes, malvenfarbiges Gesicht. An seinem Anzug hat er diamantene und Rubinknöpfe. In der freien linken Hand hält er einen dünnen Elfenbeinstock mit violetter Schleife. Ein weißes Lämmchen guckt ihm aus der Tasche."

Allerdings geht auch hier die Sprache nicht mit, folgt nicht, bleibt stecken. Die Derbheiten der Huren, die Roheiten der Straße sind in einem erfundenen Dialekt geschrieben. Wobei zu fragen ist, warum sich in aller Welt alle deutschen Übersetzer, die englische Werke bearbeiten, einbilden, sie müßten Cockney-Englisch in einem völlig idiotischen Dialekt wiedergeben. Die Cockney-Leute sprechen in deutschen Übersetzungen meistens so, wie „Dör Zwickauer" im seligen Kladderadatsch" gesprochen hat — mit verkrempelten, getrübten Vokalen: etwas ganz und gar Unsinniges, das nie ein lebendiger Mensch über die Zunge gebracht hat. (So ist zum Beispiel die schön ausgestattete Kipling-Gesamtausgabe im Listschen Verlag dadurch halb entwertet: Kiplings drei Soldaten reden einen Phantasie-Dialekt, der wie übergegangene Milch schmeckt.) Doch stellen diese Visionen im „Ulysses" vielleicht Anforderungen an den Übersetzer, denen grade noch der allergrößte Sprachkünstler gewachsen wäre. Und der übersetzt nicht, sondern schreibts selber.

Der Dubliner Tag nähert sich seinem Ende. Und ganz zum Schluß des Buches beginnt jenes eigentümliche Verhör, eine Art Examen, mit Frage und Antwort.

„Welche Parallelwege gingen Bloom und Stephan, als sie zurückkehrten? — In normalem Spazierschritt verließen beide den Beresford Place und gingen dann der Reihe nach ..." Und: „Wurde diese Behauptung von Bloom angenommen? — Nicht wörtlich. Substantiell." So fragt sich Joyce ab. Bis Bloom nach Hause kommt, sich — immer noch in Frage und Antwort dargestellt — auskleidet, sich neben seine Frau legt, die schon liegt... „In welcher Stellung? — Zuhörerin: halb auf der linken Seite liegend, die linke Hand unter dem Kopf, das

rechte Bein gradeaus gestreckt, es ruhte auf dem linken gebogenen in der Haltung der Gea-Tellus..." Und da fahren sie. Wohin?

*

Und hier setzt nun der „innere Monolog" ein, der so viel Aufsehen gemacht hat, über hundert Seiten erstreckt er sich, und es muß gesagt werden, daß dies der stärkste Eindruck von allem ist. Er läuft ohne Interpunktion vorüber.

„Ja weil er so was noch nie verlangt hatte nämlich ihm sein Frühstück ans Bett zu bringen mit ein paar Eiern seit dem City Arms Hotel wo er öfters liegen blieb und behauptete er wäre erkältet und spielte dann den Vornehmen um sich bei der alten Ziege der Frau Riordan interessant zu machen von der er was zu erben dachte und sie vererbte uns keinen Heller alles für Messen für sich selbst und ihre Seele war der größte Geizhals der je lebte hatte wirklich Angst 4 d für ihren denaturierten Spiritus auszugeben erzählte mir all ihre Krankheiten —"

Man schmeckt schon aus der kleinen Teelöffelprobe das Gericht: das leise Asthma, das einen dabei beschleicht, die tiefe Echtheit; das Springen der Gedanken; die Übersetzung, über die man stolpert — aber dieser innere Monolog ist eine Leistung, eine bewundernswerte Leistung an Könnerschaft, künstlerischem Mut, Seelenkenntnis.

Mit den winzigen Versuchen Arthur Schnitzlers und Carl Spittelers hat diese Orgelsymphonie der Gedanken nichts zu tun. Hier ist tatsächlich alles, aber auch alles gesagt. Mit viel größerer Kraft als etwa bei dem unappetitlichen Harris, dessen Unterhosenanekdoten mir peinlich erscheinen und von denen ich nichts wissen möchte. Hier rollt und gluckert es; blitzschnell springen die Ideenflöhe hin und her, klammern sich an Wortähnlichkeiten; wundervoll, wenn zum Zeichen des Tadels etwas zweimal gedacht wird (Berlinisch: „Er will einen Bruchbandschlüssel haben — P! Bruchbandschlüssel!") — ganz ersten Ranges, wenn die Sprache sinnlos tönt, ein dummes Echo. (So hallt die Gehirnschlucht, als vom Wort „Vagina" die Rede ist, mit „Cochinchina" wieder.) Denkt man nun so —?

Ich glaube, daß überhaupt nicht wiedergegeben werden kann, wie einer denkt. Man denkt grammatisch nicht folgerichtig; darüber kann es keine Diskussion geben. Schon komplizierte Nebensätze kommen nicht vor — von Bildern, hingewischten Fetzen und Heniden ganz zu schweigen. Wie unrichtig diese Technik da ist (die vorläufig die einzige ist, die uns bleibt), zeigen die derben Stellen. Ihretwegen ist das Buch wohl verfolgt worden.

Natürlich denkt eine Frau, die nicht einschlafen kann, auch an sexuelle Dinge. Ich glaube aber nicht, daß einer von uns dergleichen im Halbschlaf mit groben Worten zu Ende denkt — meist sieht er vielmehr, was er denkt, oder er denkt Begriffe, und die haben in uns keine Namen. Erst war das Ding, dann der Name. Joyce hat hier bewußt die ordinärsten Gassenworte gesetzt, und man hat ihm zu danken, daß er den Mut aufgebracht hat, es zu tun. Die Tagträume der halben

Wünsche; der rüde Kitzel; der ins psychische versetzte physiologische Vorgang (Blutandrang, schwerer Magen, unruhiges Herz) — das ist ganz einzig getroffen. Ein Arzt, der Joyce einmal war, müßte die jeweilige Pulszahl an den Rand schreiben können. Die narzistische Eigenliebe, mit der der Körper behandelt ist, das Kreiseln um einen Gedanken, der Unflat, der da nachts ausbricht — ecce homo. Am besten die kleinen Seitenlämpchen, die am Wege blitzen.

„Wenn ich dran denke wie er morgens die Treppe rauffällt die Tassen rasseln auf dem Brett und dann mit der Katze spielen sie reibt sich an einem weils ihr Spaß macht ob die wohl Flöhe hat ist genauso schlecht wie eine Frau immer sind sie am lecken aber ich hasse ihre Krallen ob die wohl was sehen was wir nicht sehen gucken immer so starr wenn sie oben so lange auf der Treppe sitzt und horcht —."

Diese letzten Zeilen sind eine einzige Kostbarkeit: das sind wirklich Nachtgedanken, und gute dazu, worauf es ja zunächst nicht ankommt. Aber so ähnlich denkt man.

James Joyce hat eine Tür aufgestoßen; ich glaube, daß sie nach Freud nur noch angelehnt war. Auch dem Können dieses Iren sind natürliche Grenzen gesetzt: solche des menschlichen Gehirns und solche des Buchdrucks: man denkt ungeheuerlich schnell, man denkt auch manchmal polyphon — während ein schwerer Gedanke wie ein Glockenton in der Tiefe brummt, hüpfen oben die Affen der Assoziation auf und ab. Das kann man nicht aufschreiben. Was gemacht werden konnte, hat Joyce gemacht. Denn so sieht es in einem menschlichen Gehirn aus.

Was Vater Shaw da gepredigt hat, ist falsch. Man kann nicht anders „werden" — weil man nun einmal so ist.

So:

Zersplittert und hundsgemein böse und geil und niederträchtig und gut und gutmütig und rachsüchtig und ohnmächtig-feige und schmutzig und klein und erhaben und lächerlich, o so lächerlich! Nachts kommt das alles herausgekrochen, schlängelt sich in die Schwärze um das Bett, vergiftend und vergiftet, durch alle Poren kommt es heraus. Töte ihn! fressen! ich will ihn haben — er müßte mich ... gibt auch zu viel Geld aus — mein dicker Oberschenkel! müßte mal wieder zum Friseur gehen — und ...

„Ja und wie er mich unter der maurischen Mauer küßte und da dachte ich er so gut wie ein andrer und dann sah ich ihn an mit meinen Augen mich wieder zu fragen ja und dann fragte er mich ob ich wollte ja sagen meine Gebirgsblume und dann umschlangen ihn meine Arme ja ich zog ihn herab zu mir und er konnte meinen duftenden Brüste fühlen ja und ganz wild schlug ihm das Herz und ja ich sagte ja ich will. Ja."

So schließt dieses außergewöhnliche und merkwürdige Buch.

Liebigs Fleischextrakt. Man kann es nicht essen. Aber es werden noch viele Suppen damit zubereitet werden.

Klassische Komödien von Harry Kahn

Aus dem Sieg der Gesittung christlichen Lateinertums über Nachbar- oder Gastvölker andrer Rasse und Religion ziehen gleicherweise Shakespeare wie Grillparzer die dialektischen Triebkräfte des „Kaufmanns von Venedig" und von „Weh dem, der lügt". Der große Brite hält sich an das höhere Ethos des Christentums, um sein Spiel bis an die Grenze des Tragischen heranzuführen: nur die Gnadenlosigkeit des Juden wirft Shylock vom Gipfel der Hybris vor die Füße der um kein Haar bessern Venezianer. Der sehr viel kleinere Österreicher klammert sich an allerhand ästhetische Außenphänomene des Unterschieds im Zivilisationsgrad zwischen Galliern und Germanen, um seinem Sinngedicht den Auftrieb ins Komische zu geben, aber im Skurrilen stecken zu bleiben: der ganz besondere Saft, um den es sich bei ihm dreht, ist nicht Blut, sondern Sauce. Die kulturellen Spannungen nun, die den beiden Stücken innewohnen, werden von den beiden Regisseuren des Staatstheaters, die sie jetzt neu inszeniert haben, mit einer Vehemenz herausgetrieben, wie das bisher auch nicht annähernd der Fall war. Daß ihre Handlung dadurch an dramatischer Gewalt zunimmt, ist keine Frage; eine Frage ist bloß, ob sie dadurch an pragmatischer Wahrheit nicht so viel einbüßt, daß jener Gewinn mit diesem Verlust zu teuer erkauft wird. Bei Shakespeare ist die Gefahr einer fundamentalen Verlagerung der psychologischen Proportionen am geringsten; denn je größer ein Künstler, desto mehr „Auffassungen" erlaubt und verträgt sein Werk.

Grillparzers an sich nicht sehr hieb- und stichfeste dramatische Parabel bringt Erich Engel ganz aus dem logischen Leim. Wie Leon und seine Genossen zu Kattwald und wieder zurückgelangen, bleibt rätselhaft: keine Brücke und kein Ferge führt über diesen Rhein. (Vermutlich ist darum auch die Fährmannsszene gestrichen.) Bei seinem Grafen weiß man noch nichts vom Gebrauch gewebter Wolle; sogar Felle sind dort scheinbar unbekannt. Bast und Binsen bedecken selbst Edritas Blößen, soweit sie nicht bei der appetitlichen Renée Stobrawa zum Vorschein kommen. Zur Behausung dient Herrschaft und Gesind eine einzige schilfgedeckte Pfahlhütte, die Pirchan vermutlich Jack London nachempfunden hat, während der Lasso, mit dem Kattwald seinen unbotmäßigen Koch einfängt, aus Karl Mays Nachlaß stammen dürfte. Der dumme Galomir wird zum Dorfdepp; der schwache Atalus dagegen zum Edeldécadent: Wittes rotstrubbelige und Wäschers semmelblonde Blödheit laufen sich gegenseitig den Rang ab. Kurz: Engels Germanen befinden sich noch in einer Art mehr polynesischen als paradiesischen Urzustands, während seine Gallier anscheinend bereits das Café du Dôme zu Lutetia frequentieren. Zwischen ihnen läuft als einziger normaler Mensch der sehr aufgekratzte Veit Harlan umher, ein heller Junge, dessen berliner Ausgekochtheit zweifelloser ist als seine wiener Kochkunst. Aber seine energische Apostrophe an Gott im letzten Akt steht ebenso unvermittelt neben seinem Benehmen in den ersten vier wie die adlige Bischofsgestalt

Kraußnecks innerhalb der ganzen Burleske, die höchst vergnüglich bleibt, solange man eben nicht an ihren ursprünglichen Verfasser und seine künstlerische Absicht erinnert wird.

*

So viele kleine und große Brücken auch Venedig hat, Jürgen Fehling bricht alle ab, die die Verbindung herstellen könnten zwischen der licht- und gesangdurchströmten Christenstadt und dem finstern Ghetto Leibes und der Seele, in dem er Shakespeares Juden gefangen hält. Ein Bann von Dunkel und Schmutz liegt über ihnen. Der biedere Tubal ist ein schwerer, dumpfer, wie von Barlach geschnitzter Körperklotz; Shylock gar, halb wie ein Golem, halb wie ein Gorilla anzuschauen, ist, schon nach Kiplings Definition, ein Tier, weil man sich in seinen haßglühenden Augen keine Träne denken kann. Er hat denn auch keine, weder für Tochter noch Dukaten. Sein Haus, ein steinerner Käfig, mit kahlen, zerfressenen Mauern im engen, stockigen Kanal stehend, hat nur ein einziges, winziges Fenster. Kein Wunder, daß Tochter und Diener, sobald sie können, dieser lemurischen Unterwelt entfliehen, hinauf in die menschliche Oberwelt, in der Fehling zwar auch nicht viel Sonne funkeln läßt, die aber César Klein mit Trachten von einer Zierlichkeit und Grellfarbigkeit, Bauten von einer Zerbrechlichkeit und Ausgeklügeltheit ausstattet, die an die Chinoiserie streifen. Es ist nicht das warme Venedig Tizians und Giorgiones mit seinem flutenden Licht und seinen schwimmenden Farben, sondern der kalte Halborient Carpaccios und Gentile Bellinis mit seiner Ornamentik von rohrdünnen Säulchen und treppenumwundenen Türmchen. Das malerische Cinquecento mit seinen Schwebungen und Schattierungen, in dem bisher noch stets dieses Märchenspiel angesiedelt wurde, wird hier aufgegeben zugunsten des zeichnerischen, hart auf hart setzenden Quattrocento. Erinnerung an die Kreuzzüge ist noch wach, und Konstantins, des ersten Kaisers der lateinischen Christenheit, Stadt ist erst vor kurzem in die Hände der Heiden gefallen. Religions- und Rassen-Ressentiment gilt selbst diesen Händlern noch als ritterlich; von der Renaissance und ihrer Humanität ist noch kein Hauch zu spüren. Torquemada tobt in Spanien mit Autodafés und Massentaufen gegen Mauren und Hebräer, und auch am Markusplatz umschallt jubilierende Schadenfreude den Juden, der zwangsweise des heiligen Sakraments teilhaftig gemacht wird.

Vielleicht hat Fehling sich zu solch überscharfer Herausarbeitung der ethisch-kulturellen Dialektik des Stückes dadurch gedrängt gefühlt, daß diese in den Trägern der beiden Hauptrollen von vornherein schon körpersymbolisch festgelegt schien; wahrscheinlicher ist es, daß der Gegensatz zwischen dem infernalisch wilden, zuweilen gigantisch emporwachsenden Shylock Fritz Kortners und der überzarten, zeitweise sich in Engelsglorie schwingenden Porzia Elisabeth Bergners seine ursprüngliche Regiekonzeption nur bestätigte. In diesem Gegensatz gipfelt, auf ihm steht diese Aufführung. Auch wenn die übrigen Rollen nicht so unzulänglich besetzt wären, wie sie es, mit wenigen Ausnahmen, leider sind; auch wenn die Bergner und Kortner in den drei ersten Akten noch

herrlichere Momente hätten, als sie sie erfreulicherweise haben, so wäre doch all das nur Vorbereitung zu dem Aufeinandertreffen der Beiden in der Gerichtsszene. Die ist zwar räumlich so unglücklich gruppiert, daß der rechten Hälfte des Hauses das ausgiebiger als sonst hier in Aktion tretende Volk völlig entgeht, aber sie ist von Fehling in so meisterhafter Rhythmik geführt und wird von der Bergner und Kortner so unvergleichlich gespielt, daß sie nicht nur den natürlichen Höhepunkt dieser Handlung bedeutet, sondern auch eine unvergeßliche Höchstleistung darstellerischer Kunst überhaupt. Der Augenblick, da vor den häßlichen, haßgeschüttelten alten Mann, dem der schwarze Kaftan, die plumpe Gestalt noch mehr entstellend, von den Schultern fällt, die sein und seines Volkes Leid krumm gebogen hat, das kleine Mädchen, zierlicher noch in der straffen Knabenkleidung als im weiten Frauengewand, hintritt, den schönen, gescheiten, goldleuchtenden Kopf zu ihm hebt, und dicht bei ihm, kindlich und doch weise, warnend und doch gütig, die unsterblichen Worte von der Gnade spricht: dieser Moment allein hebt die Vorstellung über manche im Ganzen ausgeglichenere „Kaufmann"-Aufführung und in die Reihe der ganz großen Bühnenerlebnisse.

Ersparnisse von Morus

Verwaltungsreform

Das deutsche Volk, einig in seinen Stämmen, hat sich eine Verfassung gegeben, mit der unitarisch regiert werden könnte und mit der föderalistisch regiert wird. Wenns ans Ausgeben geht, kann jeder tun, was er will; nur wenns ans Zahlen geht, sollen alle für Einen eintreten. Diese freundliche Tatsache, beflügelt von dem Memorandum Parker Gilberts, hat jetzt, fast möchte man sagen, eine Bewegung für den Einheitsstaat ausgelöst. Oder, genauer: die Verwaltungsreform ist aus dem Stadium der Vorerwägungen in das Stadium der Erwägungen getreten — ohne Rücksicht darauf, ob dadurch die Länderbelange verletzt werden.

Wieviel durch solch eine Verwaltungsreform gespart werden kann, weiß noch niemand, da ja auch niemand weiß, wie diese Reform aussehen wird. Die Reformer vom Hansa-Bund versprechen sich davon Milliardenersparnisse. Der württembergische Staatspräsident Bazille dagegen meint, allenfalls könne man 25 Millionen Mark einsparen, und damit wird er der Wahrheit wohl näher kommen, da ja keine Partei und sogar keiner der großen Wirtschaftsverbände bisher gewagt hat, öffentlich die Absetzbarkeit der Beamten zu fordern. Solange man sich aber nicht traut, dieses Kapitalverbrechen gegen die „erworbenen Rechte" zu begehen, wird jeder Abbau des Behördenapparats finanziell ein Schlag ins Wasser sein. Das ist eigentlich durch den mehr als rigorosen Lutherschen Beamtenabbau (mit 80 Prozent Wartegeld), der alles in allem knapp 50 Millionen Mark eingebracht hat, zur Genüge bewiesen worden.

An Etats, bei denen gespart werden könnte, fehlt es nicht. Allein die Steuerverwaltung kostet, wie Staatssekretär Popitz

vom Reichsfinanzministerium selbst vor kurzem zugegeben hat, 300 Millionen mehr als vor dem Kriege. Die Polizei, als Ländersache aufgezogen, aber vom Reich alimentiert, kostet ebenfalls 300 Millionen mehr als früher — von Heer und Marine ganz zu schweigen. Armee und Polizei kosten heute schon wieder ebensoviel, wie in den normalen Rüstungsjahren der Vorkriegszeit. Aber an einen Abbau dieser Institutionen denkt natürlich keiner von denen, die jetzt die Verwaltungsreform als Werbetrommel benutzen.

Oder sollte man trotzdem die Kostenfrage beim Schopfe fassen, um politisch in Richtung Einheitsstaat einen Schritt vorwärts zu kommen? Gewiß, wir alle sind für den Einheitsstaat, für die Beseitigung des föderalistischen Unfugs, der Doppelarbeit und der Doppelbezahlung, die in den und für die Amtsstuben des Reichs und der Länder geleistet wird. Aber wir müssen uns über die Folgen klar sein.

Auch wenn die Wahlkonjunktur im Augenblick für die Linke einigermaßen günstig erscheint, so bleibt doch die Konstellation für absehbare Zeit diese: im Reich wird die Rechte, zumindest aber die Rechte und die Mitte — Vergrößerungsglas her, damit wir ihre Regierungen unterscheiden können — die Mehrheit haben. In Preußen dagegen wird bis auf weiteres ein Halblinkskurs möglich sein, und in den meisten großen Städten kann links regiert werden. In dem Maße, in dem zentralisiert wird, fallen diese letzten Reste des Linksregimes fort. Die Zentrale wird, wenn die föderalistischen Hemmungen aufhören und man den Städten die Reste ihres Selbstverwaltungsrechts nimmt, ihre spärliche Majorität ausnutzen, um den Ruck nach links auf der ganzen Linie zu vollziehen. Viel braucht ja nicht mehr gerückt zu werden. Aber wenns erst soweit ist, wird man erkennen, wieviel noch zu verlieren war. Die Prophezeiung ist nicht schwer: es wird sich dasselbe Schauspiel wiederholen, wie bei der Einführung des Frauenwahlrechts. Die Linke wird sich dafür einsetzen, und die Rechte wird davon profitieren.

Der Wert der Außenhandels-Statistik

Vor vierzehn Tagen war hier, unter deutlicher Kennzeichnung, daß nur unbewiesene Behauptungen andrer, freilich beachtlicher Stellen wiedergegeben waren, von der deutschen Handelsbilanz die Rede. Nach der deutschen Statistik, hieß es, erscheint die Handelsbilanz Deutschlands um 4—5 Milliarden ungünstiger als nach den ausländischen Statistiken, wobei 1926 und 27 zugrunde gelegt waren.

Dazu teilt mir das Statistische Reichsamt mit, daß zwar Differenzen zwischen den eignen und den ausländischen Berechnungen der Handelsbilanz beständen, aber nur von ähnlichem Umfang und in derselben Richtung, wie das in allen andern Ländern der Fall sei. Überall erscheine nach der eignen Berechnung der Außenhandel passiver als nach der Gegenrechnung der andern. Für 1927 lägen vergleichbare Ziffern noch nicht vor, für 1926 stehe die Handelsbilanz Deutschlands nach den ausländischen Statistiken um 2,2 Milli-

arden, für 1925 um 2,5 Milliarden günstiger da, als nach den amtlichen deutschen Ziffern. Diese Differenzen seien dem Statistischen Reichsamt längst bekannt, und man hat sich bemüht, sie soweit wie irgend möglich aufzuklären, wobei sich folgendes ergibt:

Durch amtlich bekanntgegebene Korrekturen verbessert sich die deutsche Handelsbilanz für 1926 um 450 Millionen, für 1925 um 750 Millionen. Die Sachlieferungen, die in den ausländischen Statistiken mitgeführt werden, in der deutschen Statistik nicht, betrugen 1926 500 Millionen, 1925 380 Millionen. Darnach bleibt noch eine Differenz von 1,22 Milliarden für 1926 und 1,37 Milliarden für 1925. Durch verschiedenartige Ansetzung der Frachten in der deutschen und in der ausländischen Statistik erkläre sich eine Differenz von 700 Millionen im Jahr. Bleibt also eine nicht aufzuklärende Differenz von 520 Millionen für das Jahr 1926 und von 670 Millionen für das Jahr 1925. Diese Differenzen sehen freilich anders aus als die Bruttoziffern, die anscheinend auch den Ausländern den Anlaß zu ihrer Skepsis gegenüber der deutschen Außenhandelsstatistik gaben.

Nach Ansicht des Statistischen Reichsamts ist auch genügend zur Aufklärung in dieser Beziehung getan worden. Für die Jahre 1923—25 sind in einem der amtlichen Quellenwerke, im Band 330 der „Statistik des Deutschen Reichs", die deutschen und die ausländischen Ziffern gegenübergestellt und erläutert worden. In den für die Öffentlichkeit in Betracht kommenden Publikationen des Statistischen Reichsamts ist das bisher nicht geschehen. In den Statistischen Jahrbüchern kann man an ganz verschiedenen Stellen die deutschen Außenhandelsziffern (ohne alle Korrekturen) und die ausländischen Berechnungen finden und durch etliche Additionen, Subtraktionen und Divisionen die Bruttodifferenz feststellen. In der Halbmonatsschrift „Wirtschaft und Statistik", der bekanntesten Publikation des Statistischen Reichsamts, ist das Thema bisher niemals behandelt worden, weil es nach der Ansicht des Amts dort aus dem Rahmen des Üblichen fallen würde.

Der Fall ist typisch. Auf der deutschen Amtsstelle, die sich mit der Statistik des Außenhandels zu befassen hat, wird offenbar mit vorurteilsloser, wissenschaftlicher Gründlichkeit gearbeitet. Zwar gehts ganz unpolitisch auch hier nicht zu, sonst wäre man nicht erst im Jahre 1927 auf den Gedanken gekommen, daß Sachlieferungen auf Reparationskonto handelsstatistisch auch zur Ausfuhr gehören. Doch man versucht, die Methodik zu verbessern, zu korrigieren und zu kommentieren. Aber mit welchem Erfolge? Wir wollen nicht auf niedrige Sterbliche hinweisen, die außer der Handelsstatistik noch einige kleine Nebenbeschäftigungen haben und sich trotzdem mit dieser Materie befassen müssen. Wir wählen als Beispiel vielmehr einen hohen Herrn, dem es auf diesem Gebiet ja sicherlich besonders leicht gemacht wird, nämlich den Reichswirtschaftsminister Curtius.

Am 19. März 1926 beziffert Herr Dr. Curtius in seiner Etatrede im Reichstag die Passivität der Handelsbilanz für

1925 im reinen Warenverkehr mit 3,6 Milliarden. Im selben Jahr noch wird vom Statistischen Reichsamt eine Korrektur eingeleitet mit dem Ergebnis, daß in dem zweiten Ergänzungsheft zu den Vierteljahrsheften für Konjunkturforschung der Passivsaldo für 1925 mit 2414 Millionen angegeben wird. Im nächsten Frühjahr, am 14. März 1927, hält Herr Dr. Curtius im Reichstag wiederum seine Etatrede, und bei dieser Gelegenheit stellt sich der Passivsaldo für 1925 im reinen Warenverkehr auf „rund 3 Milliarden Mark". Im ersten Septemberheft 1927 der vom Statistischen Reichsamt herausgegebenen Zeitschrift „Wirtschaft und Statistik" wird eine Aufstellung veröffentlicht, in der der Passivsaldo im Warenverkehr 1925 mit 2452 Millionen Mark angesetzt wird. Etwa gleichzeitig erscheint, von demselben Statistischen Reichsamt herausgegeben, das „Statistische Jahrbuch" für das Deutsche Reich 1927. In diesem stattlichen Werk beträgt der Passivsaldo im reinen Warenverkehr 1925 wieder einmal 3564 Millionen Mark.

Wir wollen ruhig unterstellen, daß sich für alle diese divergierenden Angaben in irgendeiner amtlichen Publikation eine erklärende Anmerkung finden wird, die alle Widersprüche blitzartig aufhellt. Aber welcher wohlmeinende Deutsche und welcher vielleicht nicht ganz so wohlwollende Ausländer soll aus diesem Wirrwarr noch herausfinden? Darf man sich unter solchen Umständen wundern, daß die unkorrigierten, unexakten Ziffern in die Welt hinausgehen, daß beispielsweise in einem so wichtigen Nachschlagewerk wie dem „Statesman's Year-Book" der deutsch-englische Außenhandel 1926 nach der englischen Statistik um fast zwanzig Prozent aktiver für Deutschland erscheint als nach der amtlichen deutschen Berechnung?

Es genügt eben nicht, daß man sich bei uns im Gefühl seiner Korrektheit darauf beruft: in den ausländischen Statistiken steckten mindestens dieselben Fehlerquellen. Die Handelsbilanzen des Auslandes haben für uns und für die übrige Welt lediglich wissenschaftlichen Erkenntniswert. Die deutsche Handelsbilanz wird aber in Deutschland selbst fortgesetzt als reparationspolitischer Faktor benutzt und will auch im Ausland so gewertet sein. Deshalb müssen die deutschen Berechnungen sorgsamer, widerspruchsloser und auch in der äußern Form objektiver sein als die der andern. Dazu gehört, daß die Korrekturen nicht nur als wissenschaftliches Privatvergnügen angesehen werden, sondern daß sie auch in den Publikationen, die nach außen dringen, wie im „Statistischen Jahrbuch", Aufnahme finden. Dazu gehört, daß wenigstens die Ressortminister sich der gereinigten Ziffern bedienen und nicht mit wissenschaftlich als unrichtig erkannten Zahlen operieren. Dazu gehört schließlich, was hier schon vor vierzehn Tagen gefordert wurde: so oft und so offen es nur geht, die Gegenüberstellung der deutschen und der ausländischen Berechnungen, um jedes Mißtrauen von vornherein abzubiegen, denn — das scheint man auf den Amtsstellen schon wieder vergessen zu haben — das Mißtrauen des Auslandes beginnt nicht erst, wenn die Beschwerdenoten ankommen.

Bemerkungen

Katastrophentechnik

Man braucht kein Hehl daraus zu machen, daß der Fascismus mit amerikanischem Geld gestartet worden ist und daß Mussolini sich nicht trauen würde auch nur halb so weit den Mund aufzureißen, wenn ihn nicht die orthopädische Kraft der Dollars aufrecht hielte. Die amerikanischen Bankiers, die von Todesangst vor der expropriierenden Weltrevolution getrieben in Bayern, Ungarn und Italien hinter die Kulissen der Reaktion traten, überreichten mit einer genau spezifizierten Liquidation ein Programm ihrer Weltanschauung. Sie glaubten, daß erst dann, wenn der ausbeutende Kapitalismus überall gleichmäßig nach amerikanischem System arbeite, ein System, das an Raffinement, Brutalität und wilder Dummheit seines Gleichen sucht, das eintreten könne, was sie von den Planken ihrer Vergnügungsjachten als Ruhe und Ordnung zu bezeichnen gewöhnt sind.

Mussolinis Aufgabe bestand in einer Amerikanisierung Italiens, er hat sich die größte Mühe gegeben, seinen Auftraggebern gerecht zu werden. Was er sein neues Italien nennt, ist ein beschleunigtes Einführen der technischen Bedingungen, die den Arbeiter in die Sklaverei der Rationalisierung bringen. Der Fascismus, der die altrömische Glorie beschwört, weil er die wirkliche Tradition des Volkes mißachtet, ist ein Sieg des Unternehmertums, das von einer industriellen Expansion eine imperialistische Aera Italiens erwartet.

Mussolinis technische Liebe hat sich der Luftfahrt und der Schiffahrt zugewandt. Der alte Amundsen fiel auf die Angebote herein, die man ihm von Italien machte. Er soll gesagt haben, daß keine Gefahr seiner Entdekkungsreisen ihn so viel Nervenkraft gekostet habe wie die Verhandlungen mit den italienischen Industriellen, die ihm ein Luftschiff verkaufen wollten, dessen Konstruktion sie nicht verstanden. Herr Mussolini, der sich immer dann, wenn er patriotische Reklame notwendig hat, als Fliegerhelden von der Piave bezeichnet, mischte sich höchst persönlich in den Skandal, in dem die zweifelhafteste und unangenehmste Rolle jener General Nobile spielt, der allen Ernstes nach Beendigung des Nordpolfluges behauptete, ihm verdanke Amundsen seine Erfolge. Schiebung, Ruhmsucht, Eifersucht und Unfähigkeit zögerten die Abfahrt Amundsens, der vor Ungeduld und Ekel fast irrsinnig geworden wäre, so lange hinaus, bis der amerikanische Kapitän Byrd dem alten Mann die Palme entriß, die er schon gefaßt zu haben glaubte. Es ist nur ein Symptom, daß die Feigheit der Industriellen, die einen unverdienten Ruhm Italiens auf ihr Bankkonto zu schreiben hofften, so weit ging, daß sie es nicht wagten, die deutschen Motoren als deutsch zu bezeichnen.

Es ist selbstverständlich, daß das Italien Mussolinis und seiner amerikanischen Auftraggeber einen Ozeanflieger haben muß, der neben den Filmdiven und Operettentenoren als Liebling der geduckten Masse fungieren kann. Eine Weile sieht es so aus, als hielte sich Italien auf der Höhe der ersehnten Rekorde, bis das zerplatzte Nobileluftschiff und der schreckliche Untergang der Principessa Mafalda erkennen lassen, daß die Technik Mussolinis eine gewalttätige Überspannung ist, die früher oder später zu Katastrophen führen muß.

Das Luftschiff, das Italien an Japan verkauft hatte, weil es sich einbildete, es könne als Meister der Flugbautechnik auftreten, explodierte, weil es schlecht und nachlässig gebaut war. Der General Nobile, den sein Ruhm, den Nordpol überflogen zu haben, nicht schlafen läßt, vermag zwar phantasievolle Reden zu halten,

aber er versagt, wenn er eine Leistung zeigen soll, die Erfahrung, Fleiß und Verantwortungsgefühl voraussetzen.

Man kann aus italienischen Arbeitern, denen ein Hang zur sinnvollen Lässigkeit nicht auszutreiben sein wird, keine Amerikaner machen, die nach der Stoppuhr schuften. Man kann und wird nie aus Italienern moderne Seeleute machen, es gehört dazu eine Art von brutaler Kühnheit und technischem Wikingertum, das man in den Nerven haben muß.

Die Katastrophe der Principessa Mafalda war der Krach, der unbedingt kommen mußte, weil die Navigazione generale weit über ihre Kräfte hochgestemmt worden war. Die Vermessenheit, aus einem Lande, das weder Kohle noch Eisen noch eine technische Tradition besitzt, in wenigen Jahren eine Riesenflotte herausholen zu wollen, hat hier einen Rückschlag erlitten, der nicht nur eine Menge kostbarer Menschenleben, sondern auch ein Stück Prestige gekostet hat, das sich hoffentlich nicht wieder ersetzen lassen wird. Die Verlogenheit der Meldungen der hochkapitalistischen Gesellschaft, die verantwortungslos das Gegenteil von andern Unglücksmeldungen behauptete, zeigt tiefes Schuldgefühl. Die Untersuchungskommission wird, wenn sie nicht nur eine fascistische Farce ist, zugeben müssen, daß kein unbekanntes Riff den Schiffsbauch aufgerissen hat, sondern daß Nachlässigkeit der Gesellschaft und der Offiziere der Unglücksgrund war. Die Principessa Mafalda hätte nicht zu sinken brauchen, wenn die Schotten nicht eingerostet gewesen wären. Die Kopflosigkeit und Disziplinlosigkeit der Mannschaft stehen einzig da. Die Tatsache, daß prozentual mehr Mannschaften als Passagiere gerettet worden sind, sagt alles. Die Sitte, daß der Kapitän mit seinem Schiffe versinkt, scheint unter den Helden der Navigazione generale nicht bekannt zu sein.

Es ist notwendig, daß man immer wieder darauf hinweist, daß die Katastrophen der Technik Mussolinis Katastrophen einer Weltanschauung sind, die dem Wesen und der Geschichte Italiens widersprechen.

Richard Hülsenbeck

Unart der Richter

Eine der unangenehmsten Peinlichkeiten in deutschen Gerichtssälen ist die Überheblichkeit der Vorsitzenden im Ton den Angeklagten gegenüber. Diese Sechser-Ironie, verübt an Wehrlosen, diese banalen Belehrungen, diese Flut von provozierenden, beleidigenden und höhnischen Trivialitäten ist unerträglich.

Da haben sie neulich einige Fürsorgezöglinge am Kanthaken gehabt, die ihren Vorsteher verdroschen haben, und es ist natürlich ohne genaue Kenntnis der Vorgänge nicht möglich, über das Materiell-Rechtliche etwas auszusagen; wir wissen nicht, ob die Erziehungsanstalt Berlinchen anständig und sauber geleitet worden ist oder nicht. Was wir aber wissen, ist, wie sich deutsche Richter und besonders die Vorsitzenden im Gerichtssaal betragen. Dieser — ein Herr Barsch aus Landsberg an der Warthe — zum Beispiel so:

„Das Essen", so ungefähr sagt der Hauptangeklagte, „war unzureichend. Es gab zwar genug zu essen, aber es wurde sehr schlecht gekocht." Mit diesem Satz will sich der junge Mensch verteidigen, und das ist sein Recht. Darauf der Vorsitzende:

„Es gab wohl nicht genügend Delikatessen?"

Dieser Satz ist eine Ungehörigkeit. Was soll das? Soll diese Bemerkung ein Witz sein? Für wen wird der gemacht? Für den beifällig lächelnden Beisitzer? Für die Presse? Für den Zuschauerraum? Nein, das charakterisiert nur die Dienstauffassung dieser Juristen, die einen unheilbaren Größenwahn in sich tragen. Sie sind das Maß aller Dinge, sie wissen alles, sie haben für alles Verständnis, und sie belehren

und erziehen mit solch ungezogenen Bemerkungen, die ihnen nicht zustehen, ein ganzes Volk, das sich zu viel gefallen läßt.

Ein Zeuge, der unmittelbar beteiligte Anstaltsleiter Hoffmann, der das größte Interesse daran hat, mit einer guten Nummer aus diesem für ihn peinlichen Prozeß herauszukommen, zählt auf, was es alles zu essen gegeben habe. (Wir kennen diese offiziellen Küchenberichte vom Militär her, wo kein Diebstahl, begangen durch die Offizierkasinos, jemals ans Tageslicht kam.) Der Zeuge verliest die Liste der Gerichte, die er angeblich hat kochen lassen.

Der Vorsitzende: „Nun hören Sie aber auf, sonst erlebt die Fürsorge noch einen Ansturm!"

Was soll das? Wozu auf den Angeklagten, die die Richter ja sowieso in ihrer Macht haben, herumtrommeln? Um sie zu ducken? Zweifellos.

Keine Verteidigung kann dagegen remonstrieren — es ist als sicher anzunehmen, daß sich eine Zurechtweisung des Richters wegen solcher Ungehörigkeiten bestimmt in einem Strafzuschlag bemerkbar machen würde. Also hält der Angeklagte den Kopf gesenkt und schweigt. Nur der einzige Max Hölz und ein paar andre tapfre Proletarier haben den Juristen die Meinung gegeigt.

Wenn der deutsche Richterstand sich das verlorne Vertrauen wieder erringen will, dann soll er — ganz abgesehn von den Sprüchen der Justiz — zunächst einmal darauf halten, daß die Vorsitzenden das einfachste Gebot einfachsten Anstands beachten und einen Unglücklichen nicht noch durch Beleidigungen demütigen, die in ihren Kreisen prompt mit einer Forderung bedacht werden.

Ignaz Wrobel

Besuch bei Odin

Die Clarté von Upsala, dem schwedischen Heidelberg, hatte mich eingeladen, einen Vortrag über den Petroleumkampf zu halten. Die Clarté in Upsala, das sind Studenten, nicht wie bei uns Juristen oder Mediziner, sondern Mathematiker, Philosophen, Historiker, Diskutierer aus Leidenschaft. Jedenfalls aber prächtige Menschen, noch nicht so heftig gewürgt vom Tage und von Parteien wie bei uns die Studenten, besinnlich noch sind sie und von einer Freundlichkeit gegen den Gast, die warm ans Herz weht. Einer von ihnen zeigte, was wert ist, gesehen zu werden in Upsala, die Silberkammer mit den Kronen Gustav Wasas und seiner Frauen, den Grabchor der Stures und in der Hemdenkammer die Hemden der drei Stures, die Erik der Wahnsinnige ermordete, weil ihr Geschlecht älter war als das seine. Noch sieht man Dolch- und Blutspuren und oben auf dem Schloßberg das Gewölbe, in dem sie wie Tiere gefangen waren. Als unser junger Freund mir auf dem Schloßberg sagte: ‚Nun werde ich Ihnen eine historische Stätte zeigen', da meinte ich: „Sicher ist an jener Stätte ein Mord geschehen". Ich habe zwanzigtausend historische Stätten in der Welt gesehen und immer war ein Mord passiert. Entweder hatte ein Wahnsinniger oder ein Erlauchter, oder ein Kühner, oder sonst ein von Schwänzelhistorikern verfälschter Blutcharakter sich an dem betreffenden Ort sadistisch und gefahrlos vergnügt. Ab und zu fand ich auch eine „historische Stätte", auf der sich irgend ein „gekrönter Philosoph" oder eine in Einsamkeit geflüchtete Bestie vom Morden ausgeruht hat. Eine der zwanzigtausend Kirchen hat sie dann heilig gesprochen.

Dann sah ich in der herrlichen Carolina Rediviva, der großen Bibliothek von Upsala, den Codex argenteus, die Ulfilas-Bibel, 187 Pergamentblätter, Silberschrift auf Rotgrund, Hauptquelle für alle Erforscher des Gotischen, des germanischen Sanskrit. Diesen Schatz zeigte mir stolz der liebe Studio und Gesinnungsfreund, erklärte mir Herkunft und Wert und führte mich an die Schränke mit unbeschreiblich schönen Farbhandschriften, De-

kreten und Briefen, von Wallenstein oder noch von früher her bis Strindberg. Ich sah dann die lichte Aula der Universität, eine Linnéstatue, einen schwedischen Scheffel an der Studentenpromenade von Upsala, und noch mancherlei, gar nicht zu sprechen von den Tischen mit Smörbrot und hundert Delikatessen.

Aber mich triebs nach Gamla-Upsala, das heißt Alt-Upsala. Hier saßen die schwedischen Heidenkönige, und hier sind die Königshügel oder Königsgräber, aus denen die Völkischen der Tegnérzeit — — Hej! Göttergräber gemacht haben, Odins, Friggs, Balders Gräber. Ich hatte geglaubt, daß Götter ewig leben, wenigstens nordische Götter oder germanische Götter, da ja heute noch unsre Walhallaspiranten zu ihnen beten. Immerhin, die Gräber der Hauptgötter habe ich gesehen und drüber sturmgepeitschte Wolken, sicherlich mit dem Geist des alten Kriegsgottes drinnen, des obersten Asen, der für Weisheit aus Mimirsbrunnen ein Auge hingab, während unsre Mimirschlürfer noch beide Augen haben, nur bedeckt bisweilen von einer blauen Brille. War ich nun der Wolf Fenris, oder nur einer der beiden Wölfe Geri und Freki, die mit der angenehmen Aufgabe betraut sind, Wuotan den Tisch leer zu fressen, während der Generalmarschall aller germanischen Götter nur Mjöd säuft? War ich aus Lokis Reich, ein böser Zersetzer aus Zion, der nichts begreifen kann, weil er nicht am Fensterbrett sitzt und keine weisen Raben hat wie Wodan? Jedenfalls war es mir zu kalt auf dem Odinshügel, ich pfiff wie der Wind auf Einauge, Sleipnir, Wölfe und Raben und begab mich in die Odinshöhle, wo es nicht nur Kaffee mit Kuchen, sondern auch Mjöd gibt.

„Det gamla äkta Mjöd", das alte echte Meth, wird hier ausgeschenkt. Vielleicht, dachte ich, dieser Inschrift folgend, wirst Du die Asen begreifen und all ihre Jünger in Deiner Heimat, wenn Du erst das alte echte Meth getrunken hast. Ich rief also: Fröken, ein Königshorn Meth!" Fröken mit blondem Haar und blauem Aug' brachte das Horn, aus dem am 3. Juni 1834 Karl der XIV. Johann auf dem Odinshügel Mjöd getrunken hatte, am 20. März 1847 König Oskar I., und, da ers nicht allein schaffte, Kronprinz Carl, am 14. November 1847 Herzog August, außerdem noch einige Prinzessinnen, wie also sollte ich nicht Asenweisheit aus diesem Horn trinken?

Aber ich glaube kaum, daß Odin solches Zeug gesoffen hat, diese Mischung aus Möbelpolitur, entalkoholisiertem Cognac und muffigster Vergangenheit. Ein Gottgeneralfeldmarschall säuft was andres, das weiß ich aus unsrer großen Zeit. Wenn nicht der Mangel an W. C. in der Odinsburg mich an die Vergangenheit erinnert hätte, ich hätte das ganze Germanentum für Schwindel erklärt. Vielleicht aber wollte Loki nicht, daß ich auch nur einen Augenblick am Weltfenster saß. Meine Sehnsucht nach schäumendem Mjöd, während ich auf beiden Ufern des Rheins sitze, ist endgültig getötet. Mein Hej! klingt nur noch matt, und ich muß schon wieder nach Moskau fahren, um dort wenigstens den Bärenschinken zu essen, den es am Asenhügel im Gamla-Upsala nicht gibt.

Alfons Goldschmidt

„William Penn" von Alfons Paquet

Für das 25jährige Jubiläum des Frankfurter Schauspielhauses konnte man aus der zeitgenössischen Produktion kein besseres Drama wählen als diesen „William Penn", kein Autor vermochte diesen Tag besser zu repräsentieren als Alfons Paquet. Der nüchterne, einfache Charakter seines Werkes entspricht der Art, wie heute Jubiläen zu feiern sind — ohne Faltenwurf, ohne Tuba, schlicht, werktäglich — die redliche Art seines Handwerks, seine unprätensiöse Haltung, seine Bescheidenheit vor dem Wort gaben diesem Abend systematisches Profil.

Paquets Art zu schreiben ist sehr redlich und einfach. Seine Arbeiten sind fundamentiert durch Bürgerfleiß, Aufrichtigkeit und menschlich-korrekte Gesinnung. Die Welt, in der er sich bewegt, ist eng, aber sauber. Der Glaube, der ihn beseelt, ist wacker und nächstenfreundlich. Er ist ohne Haß, unkämpferisch, an seinem Platz nur darauf bedacht, mit seinen Händen das Seine zu tun, ein Mensch des Ausgleichs, einer, der bestrebt ist, das allen Gemeinsame zu finden und auszusagen, um so das Trennende zu überwinden. Ein Liebender aus Vernunft. Ein Denkender aus Hoffnung. Ein Demütiger vor dem Werk. Ein schlichter Mahner für Einigkeit, Freiheit, Recht und Frieden. Sympathisches Schwarz-Rot-Gold. Er geht in einfachem Kittel. Seine Worte glänzen nicht. Seinen Formulierungen fehlt die Stoßkraft und das Brillierende. Seine Wahrheiten haben die unaufdringliche Farbe täglichen Brotes.

Er ist niemals absolut. Sehr oft pedantisch gerecht. Er ist Moralist im Sinne der Quäker. Das „Böse" und die „Sünde" sind für ihn: die Gewalt. Seine Helden sind passiv. Dulder. Sie leben in dem Bewußtsein, das Rechte zu tun, aber sie versuchen niemals, diese Rechte gewaltsam zu erzwingen. Paquet ist im Grunde vollkommen unrevolutionär. Er ist passiv, zum Handeln bricht er niemals durch, denn jeder Durchbruch verknüpft sich ihm mit der Vorstellung von Gewalt.

Deshalb fehlt auch seinem Drama der Agens. Dieser William Penn, der auszieht als Quäker, um in Amerika Pennsylvanien als eine Freistatt für alle, die guten Willens sind, zu gründen, was ihm auch mit Hilfe des Königs gelingt, ist kein dramatischer Held. Er ist ein stiller, liebender, einfacher „Gerechter". Er kann nur im Frieden schaffen, aber er weiß nicht, daß noch viele Schwerter geschwungen werden müssen, bevor es Frieden gibt auf seiner feudal-dynastischen Welt. Er monologisiert. Er kennt die gesellschaftlichen Grundlagen seiner Zeit nicht, ohne deren Beseitigung sein Friedenswerk niemals gedeihen wird. Tumb, fast „tübingisch" wie er ist, paktiert er mit den Staatsgewalten (dem König). Er baut auf falschen Fundamenten: Er pfropft auf alten, verderbten Stamm sein zärtliches Reis. Leider hat Paquet hier nicht eingegriffen. Er begnügte sich mit Ideenmonologen, statt diese Ideen in handelnden Menschen zu inkarnieren. Sein Drama wurde episch-biographisch. Er erzählt wo er zeigen sollte.

Selbst Richard Weicherts Regie, deren Nero bekannt ist, konnte hier den Ablauf nicht beschleunigen. Zumal unter den Schauspielern dieses Theaters eine für die Zeit charakteristische Stilvermischung herrscht. Ernst Sattler als William Penn war zu „innig", manchmal von der pastoralen Arroganz eines religiösen Besserwissers. Constantin Menz gab dramatische Bewegung, wo keine war. Sie hing in der Luft. Lediglich Fritz Odemar hatte in Ton und Spiel das Charakteristikum dieses Dramas: seine unaufdringliche Ehrlichkeit in Gesinnung und Wort. Der Beifall war freundlich warm, aber nicht zündend. Alfons Paquet zeigte sich.

Ernst Glaeser

Liebe Weltbühne

In dem Prospekt des Norddeutschen Lloyd, Bremen, „Nr. 3 1927, Fahrpreise nach und von Nordamerika", finde ich folgende Anzeige:

Fahrpreise dritter Kajüte für Touristen: außer den Kajüten — und 3. Klasse werden obige Dampfer je nach Bedarf eine dritte Kajüte für Touristen führen. Außer „amerikanischen Bürgern", „Inhabern von Permits to reenter", können auch deutsche, den gebildeteren Ständen angehörige „Touristen" angenommen werden.

Antworten

Freund des neuen Rußland. Du liest „Das neue Rußland"? Das ist recht. (Du bestellst am besten bei einer Buchhandlung oder beim Verlag, Berlin-Pankow, Kavalierstraße 10.) Das ist ein sehr interessantes Blatt, in jeder Weise zu bejahen, weil man daraus etwas lernt. Nur eines wäre vielleicht zu sagen. Es ist, was Rußland betrifft, so etwas wie eine freundliche Kriegsberichterstattung eingerissen: der Horizont erglänzt rosenrot, Schwierigkeiten mögen vielleicht da sein, aber sie sind — spätestens morgen — überwunden... kurz: Ganghofer in Moskau. Nun wissen wir ja, wie schwer es der bolschewistische Standpunkt in Europa heute hat. Es wird gegen ihn von allen Seiten gehetzt, daß es nur so raucht — ganze Wahlen werden mit dem Schreckgespenst gemacht; gehetzt wird in England, gehetzt in Frankreich, gehetzt in Deutschland. Von Italien schon nicht zu reden. Auch schätzen wir die deutschen Literaturphilosophen wenig, die da, wie etwa Otto Flake, sich mit pseudophilosophischen Deduktionen so lange im Kreise drehen, bis sie wieder genau da stehen, wo sie immer gestanden haben: stille Helfer der Fabrikbesitzer, die nun auch noch die sittliche und geistige Bestätigung ihres Tuns haben. (Flake: „Aber es unerträglich finden, daß die Mehrzahl der Menschen an den Arbeitsort gebunden ist, mehr arbeiten muß, als genießen darf, keine geistige Existenz führen kann, das heißt wahrlich überempfindlich sein und die Bedürfnisse eben der Mehrzahl der Menschen verkennen." Auf deutsch: „Verlassen Sie sich drauf, lieber Direktor, die Leute wollen det jahnich anders —!") Dies vorausgeschickt, darf aber eines gefragt werden. Wäre es richtig, wenn grade eine so verdienstvolle Zeitschrift wie es das „Neue Rußland" ist, uns auch mit den doch vorhandenen schweren und zum Teil unüberwindlichen Schwierigkeiten des russischen Staates und der russischen Gesellschaft vertraut macht? Da liest sich noch vieles wie ein Reklameprospekt. Für wen? Ein Bild ohne Schatten wirkt zweidimensional, also unwahr. Bis zum Überdruß haben wir nun gehört, daß alles, aber auch alles drüben herrlich ist. Es fällt uns gar nicht ein, das riesige Werk zu leugnen, das da aufgebaut ist — und schon deshalb scheint mir Flake undiskutierbar, weil er, sonst ein so großer Freund des „Gewordenen", das Gewordene plötzlich verkennt (das man nicht einmal im Fascismus verkennen darf). Ein Gewordenes aber hat Schlacken. Von denen rede uns du, Neues Rußland! Und du sollst doppelt willkommen sein.

Justizminister. Max Hölz wurde der Gnade nicht würdig befunden. Aber er selbst will auch keinen Gnadenakt — er will Gerechtigkeit. Wo bleibt das Wiederaufnahmeverfahren? Ja, selbst das wäre jetzt von den Herren Inquisitoren fast torpediert worden. Wir wünschen Klarheit. Wie steht es mit der Untersuchung im Falle Friehe? Wie lange soll noch im Stillen gemanscht werden — und was?

Theaterbesucher. Sie haben sich die letzten Novitäten auf den berliner Bühnen angetan und brechen nun in den Notschrei aus: „Überall habe ich mich furchtbar gelangweilt. In der Charlottenstraße wird mir zu altmodisches, am Nollendorfplatz zu neumodisches Theater gemacht." Vielleicht versuchen Sie es einmal mit dem Schiffbauerdamm. In der dort befindlichen Dependance der Volksbühne werden Sie konstatieren können, daß sich nicht nur mit Rumsondern auch mit Ruhmschiebungen gutes Geschäft und wirksames Theater machen läßt, und daß es keines Kollektivs und keiner Kinoeinlagen bedarf, um auch den trägsten Herzen etwas Ekel vor einer Epoche einzuimpfen, in der dem Einen sein Giftgas dem Andern sein Bankkonto ist. Die Franzosen Pagnol und Nivoix erreichen das so-

zusagen aus dem Handgelenk der Tradition, der sich in ihrer Heimat die politische Komödie erfreut. In einem Vorspiel und vier, so herkömmlich wie handfest hingehauenen Akten lassen sie einen mesquinen Provinzbeamten, den Sargdeckel seines vermeintlich gefallenen Sohnes als Sprungbrett benutzend, sich zum allmächtigen Pensionsminister aufblähen und jenen Hinterlandspatriotismus sich entlarven, dem das mörderischste Trommelfeuer, das auf die Andern niedergeht, grade heiß genug ist, um daran seine Phrasen- und Profitsuppe zu kochen. Wäre das Stück in seinen Mitteln ein wenig wählerischer, könnte man es gradezu als Fortsetzung zum „Grabmal des unbekannten Soldaten" ansprechen. Aber auch so, wie es ist, wirkt „Schieber des Ruhms" als dessen Nach- und Satyrspiel; Raynal schnürt einem die Kehle zu; seine beiden Landsleute lösen sie einem wieder zu einem Gelächter, dessen Bitterkeit eher gesteigert als gemindert wird durch den Entschluß des zurückgekehrten Frontsoldaten, in einer über dem Mord von Millionen nur noch wölfischer gewordenen Welt mitzuheulen. Selbst eine Regie, die, von vornherein gehandicapt durch einen witz- und hilflosen Anti-Komiker in der Hauptrolle, dort noch vergröbert, wo sie zuspitzen sollte, vermag der Schlagkraft dieser Patriotenkomödie nicht viel anzuhaben, für deren Aufnahme in seinen Spielplan man Herrn Holl mancherlei Entgleisungen nachsehen darf.

Hamburger Weltbühnen-Leser. Es ist beabsichtigt, einen privaten Zirkel zu bilden, der unter Leitung einer geeigneten Persönlichkeit eine Einführung in das Wesen des Kommunismus und der russischen Revolution vermitteln soll. Vorgesehen ist ab Januar 1928 eine wöchentlich einmalige Zusammenkunft interessierter Gesinnungsfreunde, die den Wunsch haben, sich mit diesem Stoff in objektiver Weise bekannt zu machen. Auskunft erteilt James Cohn, Hamburg 36, Neuerwall 54 III, Fernspr. Hansa 2109.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 112 zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 11958.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 152
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Die Ursache von Carl v. Ossietzky

Am 4. Dezember 1926 standen wir, ein paar eilig benachrichtigte Freunde, am späten Nachmittag in dem schmalen Gehäuse am Königsweg, das mit all seinen Büchern und Papierstößen plötzlich leer geworden war. Wir waren äußerlich ruhig und nüchtern, aber es war eine Stimmung unterdrückter Tränen, und wir vermieden, nach der kleinen, so bekannten Samtjacke zu blicken, die am Kleiderhaken hing. Es war so unwahrscheinlich, was geschehen war. Unwahrscheinlich war diese Gruppe von Menschen, die hier im Zwielicht um den Schreibtisch stand, über die nächste Fortführung der ‚Weltbühne' beratend, scheu das betastend, was S. J. gehörte, was sein Erarbeitetes, sein Geschaffenes war. Hier hatte das Fatum einen schrecklich ungerechten Spruch vollstreckt, ein Leben voller Struktur zerstört, etwas sinnvoll Geordnetes, bis in die letzten Winkel Gegliedertes. Vielleicht ist nicht oft Einer aus der schnell vergessenen Gilde der Publizisten so betrauert und so gehaßt worden. Trauer und Haß halten das Bild eines Menschen lebendig, lebendiger als der Versuch, es literarisch einzufangen. Man sucht das Geheimnis der Wirkung dieses einen Mannes. Auch für die, die ihn haßten, ist er heute noch nicht gestorben. Tagtäglich belegen Zeitungsausschnitte, daß noch immer papierne Teutonenkeulen auf „Jacobsohns Weltbühne" dreschen, als sollte bewiesen werden, daß eines Redlichen Wort genügt, um die martialischen Pfahlbauten der guten Patrioten ins Wackeln zu bringen. Dabei war er als Schreibender immer seltener geworden; Administration und Redaktion hatten ihn verschluckt. Befragte man ihn deswegen, pflegte er das einfach zu konstatieren, und er tat das ganz selbstverständlich und ohne eine Geste, die Resignation angedeutet hätte. War es dennoch ein Verzicht? Ist es ihm schwer gefallen? Niemand kann das beantworten. Aber er war ein Schriftsteller von seltenen Gaben; er beherrschte die Sprache, verstand wie wenige, einen Satz zu modellieren, voll Biegsamkeit und Kraft und beseelendem Klang. Nur ein ungewöhnlicher Schriftsteller konnte so auf andre Schriftsteller von Rang wirken, so befeuernd, beflügelnd und steigernd. Gebildet hatte er sich in den zwei Jahrzehnten vor dem Krieg, in der Zeit der höchsten artistischen Exklusivität, des üppigsten Ästhetizismus, der vom Volk abgewandten Kunst. Und dann ging er plötzlich mitten in die Politik, die ganz andre Waffen braucht, die viel sinnfälliger, rauher, gröber arbeiten muß. Es war eine Abkehr von seinen ureignen Mitteln. Man sage, was man will: kein Schriftsteller verläßt leichten Herzens das Land, in dem er sich in jungen Jahren die Meisterschaft geholt hat. Nicht Ehrgeiz, Knopf auf dem Kirchturm zu werden, trieb ihn in die neuen Bezirke. Er hatte tief eingewurzelt einen Instinkt für das Rechte. Um politisch zu werden, brauchte er nicht die Kabbala der Ismen. Die Entbehrung war seine frühe Begleiterin gewesen. Ein Blick zurück in der wirbelnden Welt der Kriegsjahre: die dünne Schicht Ästhetizismus war abgefallen,

der Revolutionär, der immer in ihm gelebt hatte, war wieder freigeworden. Als blutjunger Mensch hatte er nach rapidem Aufstieg grausamen Absturz erfahren; zwanzig Jahre, bevor er die militärische Feme aufdeckte, war er das Opfer der sozialen Feme geworden. Es muß wohl jemand dies Inferno durchlitten haben, um den Mut zu finden, zum Mundstück des Gebüttelten und Niedergedrückten zu werden in dieser freiesten Republik unter der Sonne, die den, der die Wahrheit sagt, in einen Hohlweg drängt, wo rechts der Totschläger, links der Paragraph lauert. In der kleinen Schrift über seinen „Fall", die die persönlichsten Bekenntnisse eines Herzens enthält, das sonst nicht zu Konfidenzen neigte, stehen ein paar unvergeßliche Zeilen: „Als Kind mußte ich immer eingesungen werden. Eins meiner Lieblingslieder hieß: Freiheit, die ich meine, die mein Herz erfüllt ... Es ist gar kein Wiegenlied, sondern ein Turnerlied; aber mein inneres Tempo war immer so vehement, daß ich selbst für den Schlaf einen Marschrhythmus brauchte." Diesem innern Tempo vertraute er sich lebelang an, es führte ihn sicher, vom Versuch zur bewußten Formung, vom einmaligen Vorstoß zum dauernden Einfluß, vom Instinkt zum Wollen. Weil er wollte, konnte er bewegen und bewirken. Weil er den Marschrhythmus in sich nicht erstickte, konnte er, der Außenseiter, Dinge in Fluß bringen, wo die abgeklärten Kapazitäten der Politik die Achseln zuckten. Etwa eine Woche vor seinem Tode antwortete er im vertrauten Kreis auf die Frage, ob er nicht bedaure, als Theaterkritiker so sehr in den Hintergrund getreten zu sein: „Und wenn ich nichts getan hätte als die Aufdeckung der Fememorde, so wäre mir das genug ..." Wer so dachte, konnte etwas bewegen. Der konnte dem schreienden Karneval der Erfolglosigkeiten fernbleiben, den man bei uns öffentliche Meinung nennt, der brauchte nicht hinein in die buntscheckige Parade der Prominenzen. Er hat immer lachend abgewehrt, prominent genannt zu werden. Er hatte es nicht nötig, weil er ein bedeutender Mann war.

*

Der innere Marschrhythmus hat der deutschen Demokratie gefehlt vom ersten Tag an, und wo sie ihn hämmern fühlte, hat sie ihn unbarmherzig erstickt. Deshalb können die Republikaner noch heute nichts mit der Revolution anfangen, deshalb sprechen sie lieber von Max von Baden als von den Kieler Matrosen, und ihre Helden stammen aus einer Kategorie von halben Liberalen, die, durch die Ereignisse emporgehoben, ihre Stellung benutzten, um die alten Mächte zu konservieren. So befindet sich der deutsche Liberalismus auf einer ewigen Heldensuche, und er kann nicht wählerisch sein, weil die Auswahl nicht sehr groß ist. So schreiben jetzt die Demoblätter daß Deutschland elend in Scherben gegangen wäre ohne den General Wilhelm Gröner. Anlaß zu dieser beachtlichen Feststellung gab Herrn Gröners sechzigster Geburtstag. Die liberale Presse mit ihren guten Manieren und ihrer ausgesprochenen Einflußlosigkeit ist die geborene Gratulantin, so ceremoniöse Akte gelingen ihr ganz ausgezeichnet. Aber es fragt sich doch, ob sie nicht des Guten zu viel getan und zur Er-

götzung des Volkes einen Monumentalgröner aus Zeitungspapier aufgebaut hat, der sich als Ganzes recht stattlich macht, aber bei einer Besichtigung, die weniger auf Figur gibt als auf akkurate Einzelheiten, qualitativ verliert. Herr Gröner ist übrigens an dieser Berühmtheit nicht ganz unschuldig. Im münchner Dolchstoßprozeß hat er zuerst den Novemberpakt zwischen dem Volksbeauftragten Ebert und der O. H. L. als schallenden Trumpf ausgespielt, und in einem Nachruf auf Friedrich Ebert dessen unerschrockenen Patriotismus gelobt: „Er war jederzeit und vorbehaltlos bereit, seine persönlichen und politischen Anschauungen und Wünsche zurückzustellen, wenn es galt, der Not des Vaterlandes gerecht zu werden. Auf diesem gemeinsamen Boden haben sich die damalige Oberste Heeresleitung und Friedrich Ebert zum festen Bunde die Hände gereicht, um der Revolution Herr zu werden und dem deutschen Volke Recht und Gesetz wiederzugeben." Wäre Herr Gröner der große Politiker, so hätte er diese Konfessionen hübsch bei den Akten liegen lassen als historisches Material für eine spätere Generation, die bei der Enthüllung eines Geheimvertrages keinen Stachel mehr fühlt, weil die Mächte nicht mehr da sind, die ihn abgeschlossen haben. Herr Gröner ist kein großer Staatsmann, aber er hat Geruch für effektvolle Demagogie. Glaubt er wirklich, mit dem patriotischen Führungsattest für Ebert auch nur einen einzigen Konservativen zu überzeugen? Die Leute wollen alle Gewalt, und sie pfeifen darauf, ob Ebert ein guter oder schlechter Patriot gewesen ist. Wohl aber muß solche Eröffnung erschütternd auf die Arbeiterschaft wirken. Und es war wohl auch mehr Herrn Gröners Absicht, der Sozialdemokratie einen Dämpfer zu geben, als den toten Ebert zu entlasten. Denn was hätte es auch für einen Sinn, einen Mann in den Augen von hundert Konservativen zu rehabilitieren, der durch die gleiche Aussage für eine Million Sozialisten zum Verräter gestempelt wird? Für Herrn Gröners politischen Scharfsinn wird gern ins Feld geführt, daß er als Vertrauter Erzbergers den Herren Offizieren die Annahme des Versailler Vertrags mundgerecht gemacht habe. Aber noch im Dezember 1918 wollte der gleiche Gröner, der doch einen Monat vorher in Spaa ohne Zweifel begriffen hatte, daß der Krieg verloren war, die Volksbeauftragten zu einer Expedition nach Ostland überreden, um Posen zurückzuholen. Im Dezember 1918, im allgemeinen Debakel, wo nichts mehr kompakt war als der Bankrott! Die Volksbeauftragten wollten übrigens nichts davon wissen; nur des Genossen Otto Landsberg roter Shylockbart nickte Zustimmung. Wie die tägliche Beeinflussung Eberts durch Gröner war und empfunden wurde, darüber besitzen wir einwandfreies Zeugnis in der Aussage des Abgeordneten Dittmann im Ledebourprozeß. Herr Dittmann führte nach dem stenographischen Protokoll aus: „Nun stellte sich aber sehr bald beim Zusammenarbeiten im Rat der Volksbeauftragten heraus, daß die drei Mitglieder der mehrheitssozialistischen Partei — Ebert, Scheidemann und Landsberg — fortgesetzt geneigt und willens waren, Konzessionen zu machen an die alte Bureaukratie, an die Vertreter der kapitalistischen Parteien und an die Vertreter des alten Militärregimes ...

Es war für uns sehr bezeichnend, daß besonders die Einwirkung des Generals Gröner, des Leiters des Großen Hauptquartiers, auf Ebert an jedem Morgen bemerkbar war: abends um 11 Uhr pflegte er sich mit dem Großen Hauptquartier telephonisch zu verständigen über die Dinge, die sich am Tage vorher ereignet hatten und am nächsten Tage vielleicht brennend wurden; dann war am andern Morgen stets der Einfluß Gröners bei ihm bemerkbar. Wir unabhängigen Sozialdemokraten hatten dann fortgesetzt dagegen anzukämpfen, daß wieder die alten militärischen Anschauungen bei den Regierungsmaßnahmen zur Geltung gebracht wurden. Das setzte sich unausgesetzt bei jeder einzelnen Regierungshandlung fort, so daß sich im Rat der Volksbeauftragten ein stiller Kampf abspielte ..." Das Reichsbanner hat neulich ein Dreimännerdenkmal Ebert, Erzberger, Rathenau vorgeschlagen. Die Zusammenstellung ist nicht ganz glücklich. Man sollte sich auf ein Ebert-Gröner-Denkmal beschränken, das die Beiden darstellt, so wie sie sich im Novemberpakt die Hände reichen. Das Schicksal der Republik von Gestern und Heut und für das ungewisse Morgen liegt in diesem Händedruck.

Gedenken an Siegfried Jacobsohn

von Kurt Tucholsky

Am 3. Dezember 1926 ist S. J. gestorben — das ist nun ein Jahr her, und wir wissen alle, was er uns gewesen ist.

Tote leben fort — meist legendär; je länger ihr Scheiden zurückliegt, um so idealisierter wird ihre Persönlichkeit gesehen, aber man soll Tote nicht heilig sprechen. Besonders diesen nicht, der eine so große Ehrfurcht vor wertvollem Leben hatte, daß er auf ölige Trauer pfiff; bei ihm feierten Dahingegangene fröhliche Urständ, wann es ihm grade behagte, und das meist außerhalb aller Kalender-Gedenktage. Sie lebten in ihm fort, viele waren für ihn nicht tot; sie wirkten in ihm. So wirkt auch er in einer Reihe seiner Freunde weiter — wir haben nicht nötig, ihn zu verklären.

Beziehungen von Literaten untereinander sind eine merkwürdige Sache. Meist nie ganz frei von Falschheit, von hinterhältigen Reservaten, gemengt mit Neid, halber Freundschaft, gemütlicher Feindschaft, Klatsch ... die Einwohnerschaft dieser Ebene ist reizbar und streckt viele Stacheln aus. Es wäre ganz lächerlich, heute zu erklären: himmlisch-rein wie im Paradies sind wir miteinander gewesen, ungetrübt floß unser Leben mit ihm dahin — Engel auf duftiger Wiese. Davon ist natürlich nichts wahr.

Jeder von den Weltbühnen-Leuten ist einmal andrer Meinung als S. J. gewesen — manche haben sich mit ihm verfeindet und wieder versöhnt, aus sachlichen und aus persönlichen Gründen, und es gibt noch heute einige seiner Gegner, die ihm nie verziehen haben. Ich liebe starke Hasser — in ihnen

ist Reinlichkeit, Sauberkeit und männliche Kraft. Was mich betrifft, so weiß ich, daß S. J. mich manchmal angepfiffen hat, und daß ich des öftern auf ihn geschimpft habe wie ein Rohrspatz. Aber immer zu Hause, und nie vor andern. Denn stärker als jeder Kleinkram des täglichen Betriebes, über den man streiten konnte, war das Band, das uns alle, die wir ihn lieb gehabt haben, an ihn fesselte.

Man brauchte nicht immer mit ihm einverstanden zu sein; man konnte wider ihn wettern und mit ihm diskutieren — ich für meinen Teil schäme mich nicht, die absolute Überlegenheit anzuerkennen, die dieser Mann, ohne in vierzehn Jahren auch nur ein Mal zu verletzen, mich jederzeit empfinden ließ. Er war einfach stärker. Er wußte mehr. Er konnte sein Handwerk besser. Man mußte sich beugen, und es war gut, nachzugeben — denn von allen seinen Ratschlägen, von allen Winken, von allen Kampfbefehlen weiß ich keinen, der nicht zum Nutzen der Sache und nicht zu unser aller Nutzen ausgeschlagen wäre. Wir Berliner neigen zu einer natürlichen Respektlosigkeit — dieser war einer der ganz wenigen, denen gegenüber ich sie mir niemals erlaubt hätte. Und das ergab sich ganz von selbst; wir haben uns geduzt, Witze miteinander gemacht, aber es blieb die Distanz des Wertes. So ist es sicherlich vielen von uns ergangen.

Ich bin damals, vor einem Jahr, nicht imstande gewesen, über S. J. ruhig zu sprechen, nicht über unsre Beziehungen, nicht über seine Persönlichkeit, über gar nichts — ich war ziemlich zu Ende. Arbeit hilft. Heute, wo wir engern Freunde seinen Verlust zwar nicht verwunden haben, wohl aber sprechen können, ohne daß sich die Kehle zusammenzieht, läßt sich eher darlegen, was das mit ihm gewesen ist. Der Mann war der idealste deutsche Redakteur, den unsre Generation gesehen hat.

Ich besitze zwei dicke Briefordner seiner Briefe, und ich habe eine schmerzliche Totenfeier mit ihnen abgehalten, als ich sie las. Es war außerordentlich bezeichnend für den Mann, wie er schrieb.

Er antwortete zunächst pünktlich. Das ist so grausam selten, daß man es anmerken muß — und wenn ich und wohl noch einige seiner Leute Sklaven ihrer Post sind, so haben sie das von ihm geerbt. Er antwortete sofort und außerordentlich gewissenhaft. Das klingt banal — wer aber im Literaturbetrieb steckt, der weiß, daß nichts so reizt, nichts so unzufrieden macht wie einseitige Korrespondenz. Ob Ja oder Nein, darauf kommt es gar nicht an; eine Antwort will man haben. Es soll ein Austausch von statten gehen, das Kind des Briefwechsels soll entstehen. Er ließ nichts unter den Tisch fallen.

Dabei hatte er eine außerordentlich konzise Art der Beantwortung; er pflegte seine Briefe in lauter kleine Absätzchen aufzuteilen, die er numerierte, und wenn ich aus Spaß eine Anfrage unter 117 rubrizierte, dann kam bestimmt unter 117 etwas zurück. Die Sätze waren schneidend scharf, biegsam; die letzte Nuance dessen, was er sagen wollte, stand in ihnen. Und gar nicht ex cathedra, gar nicht voller Würde, obgleich er ein würdiger Mensch war — aber seinen Vollbart

hatte er sich schon in früher Jugend abnehmen lassen. Er trug keinen.

Diese Akkuratesse war der Hauptpfeiler jeder Zusammenarbeit mit ihm. Dazu kam das, was Alfred Polgar an ihm einmal die „Treibhausluft der Liebe" genannt hat. Seine Förderung war aus Egoismus altruistisch: es machte ihm nämlich wirklich Vergnügen, wenn er etwas Gutes bekam. Er kitzelte das aus uns heraus, er peitschte es hervor, er lockte, rief, schalt, half, verbesserte — es machte Freude, ihm Freude zu machen. Alles das wären nur interne Redaktionsvorgänge, von denen hier nicht zu sprechen wäre, wenn eben nicht dieser kraftvolle Lebensstrom alle seine ständigen Mitarbeiter durchströmt, gekräftigt, hochgerissen, an der Stange gehalten hätte. Und das kam nun der Sache zugute.

Was mir den Durchschnittsredakteur so leid macht, ist sein Mangel an Geduld. Er hat fast gar keine. Es soll immer alles gleich da sein und von Anfang an vollkommen; er will alles sofort haben, telegraphisch, am liebsten gestern ... Und immer: den „Schlager". So gehts nicht. Wertvolles muß wachsen; wenn man nicht grade die ‚Tägliche Rundschau' oder sonst ein unlesbares Blatt ist, hat man die journalistische Pflicht, zu experimentieren, tastend zu versuchen, von vorn anzufangen: Das hat S. J. immer getan.

Hier sei angemerkt, wie er „dazu gehört" hat, ohne dazu zu gehören. Er ging in keine Salons, er mied, wo er konnte, die Premieren, er interessierte sich so gar nicht für das, was Snobs „prominente Abende" nennen — darüber lachte er. Aber die Leute aus den Salons kamen zu ihm; seine Eindrücke aus den dritten Vorstellungen waren tiefer als die der hitzigen Premierenbesucher, und was die „Prominenz" betraf, so hatte er für sie das schöne Wort Rudolf Rittners parat: „Lahs ihm! Lahs ihm! Gott wird ihm schon strafen!" Dieser Berliner hatte wirklich einmal alle guten Eigenschaften seiner Stadt.

„Ich warne dich, abergläubisch, wie ich bin", schrieb er vier Wochen vor seinem Tode, „mich den glücklichsten aller Menschen zu nennen, weil solche Behauptungen gewöhnlich den Erfolg haben, Glück in Unglück zu verwandeln." Er war aber der glücklichste. Er hat sein Leben lang nur getan, was ihm Freude gemacht hat — ist immer frei gewesen, innerlich und äußerlich, und er hat aus Natur und Menschen und Kunst den letzten Glückstropfen gesogen. Von diesem Glück ist auf uns etwas übergegangen — dergleichen stärkt. Und ich glaube, daß es auch über das Grab hinaus stärken kann.

Wenn es im anständigen Sinn so etwas wie eine Tradition gibt, dann ist er eine. Heute noch frage ich mich oft was wohl er in diesem oder jenem Fall getan oder gesagt hätte — und ich weiß, daß ich es nicht immer treffe, denn niemand kann sich in einen Toten hineinleben. Aber er ist doch ein Leuchtfeuer, ein Leitstern, ein Pol — schlug bei ihm die Nadel haargenau aus, so werden wir hoffentlich die Himmelsrichtung nicht verfehlen.

Es kann — in seinem Andenken — nur eine geben: die der Wahrheit.

Schlieffen — Schlieffen — Schlieffen ...

von Carl Mertens

Jede Zeit hat ihren Gott, und die deutschen Militärs, Militaristen, Militanten haben ihren General. Heute wäre der Chef des Generalstabes, Alfred Graf von Schlieffen, als Landesverräter längst in einer Zelle irgend eines Untersuchungsgefängnisses. Und — zweifellos — er wäre nicht der harmloseste unter den Landesverrätern. Statt dessen aber gibt es wohl heute keinen preußischen zivilen oder aktiven Offizier, Unteroffizier oder Vizefeldwebel, der nicht in Schlieffen den besten Vertreter feldherrlichen Geistes und Könnens verehrt. Weil wir den Krieg verloren haben, und weil wir ihn angeblich hätten gewinnen können, wenn die Heerführer der „großen Zeit" nur ein wenig mit dem Öle Schlieffens gesalbt gewesen wären. Auch Hindenburg.

Schlieffen hat in seinen Schriften, nachdem er trotz aller Verdienste um Heer, Angriffsgeist und Kriegsvorbereitung den Abschied erhalten hatte, fortgesetzt Landesverrat begangen. Seine strategischen und taktischen Studien gründeten sich auf seine hochgeheimen Aufmarschpläne: Zweifrontenkrieg, Bruch der belgischen Neutralität, Krieg gegen die vereinigten europäischen Staaten. „Er enthüllte" — nennt es General Gröner — „der Welt das Geheimnis des Sieges." In Wahrheit enthüllte er nicht allein Das, sondern auch das Geheimnis seines Krieges. Also Landesverrat, begangen vom Chef des Generalstabes, begangen unter schwachem Protest seiner Freunde und Schüler, begangen wider die scharfen Einsprüche seiner Gegner. Seit 1906, bis 1913. 1905 wollte er seinen Krieg haben, die Zeit schien ihm günstig. Der „verdammte Friede" blieb, im nächsten Jahre zog sich der General und Domherr am Domstift von Brandenburg in die zivile Welt zurück. Was weiter, daß er seinen Krieg auf dem Papiere austobte, wie — ein seniler Herr — wenn es gar nichts wäre, schon 1909 von dem „Feinde Italien" zu sprechen. Man lese seine Cannae-Schriften.

Schlieffen war ein Landesverräter. Nicht weil er den Krieg haßte, sondern weil er ihn wollte. Nicht weil er Antimilitarist war, sondern weil er sein ganzes Leben lang Schlachtenpläne aufgestellt hatte: erst mit Bleisoldaten, dann mit blauen und roten Strichen, dann mit kriegspielenden Rekruten. Erst nach seinem Tode waren die Bleisoldaten wirkliche Menschen, die blauen und roten Striche Gaswolken und Granaten, die kriegspielenden Rekruten elend verreckende Helden. Die erhebende Stunde hat der General von Schlieffen nicht erlebt — vor Gram drehte er sich um im Grabe, wie man sagt. Mit ohne Schlieffen wurde der Krieg verspielt, Blasenleiden und Nervenschwäche der höchsten Herren hatten seine Pläne verwässert, vielleicht auch die Angst: Der schlieffensche Vorstoß durch Belgien mit sechs Siebentel des Heeres, 1905 ersonnen, war ein grandioses Verbrechen. Der jüngere Moltke traute sich nicht, darum „warf" er nur zwei Drittel des Heeres durch Belgien — wegen seines Blasenleidens oder aus

irgend einer unbewußt dämmernden Ahnung von Unrecht und Recht oder aus Angst vor Konsequenzen. Nach dem Kriege — was wäre, wenn man gesiegt hätte — stand Schlieffen im Mittelpunkt der traurigen Diskussionen dieser traurigen Figuren, die sich schlagen ließen, nachdem sie 25 Jahre lang vom Sieg geträumt hatten, nachdem ihnen 25 Jahre lang der Sieg in den Schädeln, Helmpickeln und Stahldegen juckte. Schlieffen-Kultus. Die geschlagenen Heerführer versammelten sich in dieser ominösen Schlieffen-Gesellschaft, ein Verprügelter an der Seite des andern, einer die Schuld auf den andern werfend, alle auf Schlieffen sich berufend — Mackensen, Ludendorff, Kluck, der Kronprinz und Hindenburg. Schlieffen, der Dompfaff, Feldherr und Landesverräter, ist die große Mode, wäre der Krieg gewonnen worden, so hätte man seiner wohl kaum mehr gedacht, vielleicht sich des „Landesverräters" besonnen, der durch seine Schriften den ganzen Dreck nur erschwert hat. Mit oder ohne Schlieffen, es ist besser, daß sie den Krieg nicht gewonnen haben. Man denke nur — — — Ludendorff.

Oder ist der ehemalige Chef des Generalstabes nach heutigen Begriffen etwa kein Landesverräter? Landesverräter ist heute — ich weiß es, weil man mich so nennt — ein Deutscher, der sich bemüßigt sieht, die Kriegsvorbereitungen dieser jüngern Schlieffens zu „enthüllen". Genau so, wie der alte General. Nur er tat es aus Eitelkeit, aus Sucht nach Krieg. Wir wollen den Krieg verhindern. Das ist der Unterschied.

Er wollte den Krieg und sprach darüber, er ist ein Held. Wir wollen den Krieg nicht und schreiben darüber, wir sind Landesverräter. Schlieffen und Seeckt und Seldte und Heye: Helden, nichts als Helden. Förster und Röttcher und andre und ich: Verräter, nichts als Verräter. Als ich noch Mitglied der nationalen Verbände war, als ich noch in der Kriegsvorbereitung mitmachte, da war ich einer von denen, die unsre Richter hochachteten. Als ich aber mich wiederfand, als ich wirklich ein Deutscher wurde, als ich mich ganz und gar in den Dienst des deutschen Volkes und des Friedens stellte, bemüht, meine Vergangenheit, die mich hätte zum Kriegsverbrecher, zum Kriegsschuldigen machen können, abzusühnen durch den Kampf für den Frieden durch Recht und Wahrheit, da fing die Hatz an.

Sie verfolgen, klagen an, sperren ein, bereiten den neuen Krieg „mit" Schlieffen vor und ahnen nicht und wissen nicht, daß die größten Verräter unter ihnen selbst sind. Verräter, die die Geheimnisse ihrer Kriegsrüstung ausplaudern, die den Krieg wollen, die der Sieg juckt. Ganz wie Schlieffen. Hätte auch Röttcher den Krieg gewollt und sich am Sturze der Republik, langsam „auf legalem Wege" vorbereitet, beteiligt, dann säße er heute nicht in einer Gefängniszelle. Dann stände sein Name auf der Wahlliste der Deutschnationalen, wie der Name Ehrhardts und Stephanis, je mehr er von seinem Kriege und der Kriegsvorbereitung reden würde, um so näher wäre sein Name den sichern Stellen. So aber ...

Landesverräter und Landesverräter ist ein Unterschied. Heute sind es die, die den Krieg nicht wollen, morgen sind es

die, die Krieg herbeisehnen: Alle diese Schlieffen, die der Sieg juckt. Man wird sich ihre Gesetze und ihre Auslegung der Paragraphen und ihre Namen merken müssen für bessere Zeiten.

Der Fall Röttcher von Ignaz Wrobel

In Wiesbaden ist der Redakteur der ‚Menschheit' unter dem Verdacht des Landesverrats verhaftet worden: am 29. Juli dieses Jahres hat sein Blatt Nachrichten von Verbindungen zwischen Reichswehr und Stahlhelm veröffentlicht, die der belgische Kriegsminister de Broqueville dazu benutzt hat, Rüstungsforderungen im belgischen Senat durchzudrücken.

Röttcher wurde, so berichten die Zeitungen, „auf den Wiesbadener Bahnhof gelockt." Das ist richtig — aber nötig war es nicht. Die deutsche Polizei hatte das formelle Recht, eine solche Verhaftung in Wiesbaden vorzunehmen, ohne die Besatzungsbehörden — in diesem Fall die Engländer — auch nur zu fragen; genau wie die später erfolgte Haussuchung ohne Einwilligung der Engländer vorgenommen werden konnte. Maßgebend ist da eine Abmachung der Londoner Konferenz vom 30. August 1924, in der es im Artikel 7 heißt:

> Um eine gegenseitige Befriedung herbeizuführen und soweit als möglich tabula rasa mit der Vergangenheit zu machen, sind die Alliierten Regierungen und die Deutsche Regierung über die nachstehenden Bestimmungen übereingekommen: ... Dabei besteht Übereinstimmung darüber, daß hinsichtlich etwaiger künftiger Geschehnisse die Gerichtsbarkeit und Gesetzgebung Deutschlands, namentlich in Ansehung der Staatssicherheit, sowie die Gerichtsbarkeit der Besatzungsbehörden, namentlich in Ansehung ihrer Sicherheit, gemäß dem Friedensvertrag von Versailles und dem Rheinland-Abkommen ihrer normalen Lauf nehmen werden.

Die Rechtslage ist so, daß der deutschen Gerichtsbarkei nur solche Strafverfahren entzogen sind, die sich gegen Mit glieder der Besatzungstruppen sowie deren Angehörige richten oder die solche Personen als Rechtsverletzte zum Objekt haben. Fritz Röttcher fällt nicht unter diese Rubrik — seine Verhaftung war formal in Ordnung. Daß die Verhaftung auf dem Bahnhof stattfand, hatte einen polizeilichen Grund: in der unmittelbaren Nachbarschaft Röttchers wohnen englische Beamte — ein höherer und ein mittlerer —, die von einem Widerstand Röttchers Skandal befürchteten, was ihnen nicht grade gelegen gekommen wäre. Auf dem Transport nach Berlin hat man dann sorgfältig das von Franzosen besetzte Gebiet vermieden.

Eine solche Verhaftung wird vorgenommen, wenn die Schwere des in Frage stehenden Delikts augenscheinlich ist und wenn Fluchtverdacht vorliegt. Röttcher hatte sich aber bisher immer auf alle Ladungen gestellt — das letzte Mal in Frankfurt; er ist von einer Pariser Reise nach Wiesbaden zurückgekehrt... es ist also nicht recht einzusehen, warum hier Fluchtverdacht oder gar Verdunkelungsgefahr angenommen wird, die bei der Charakterveranlagung des aufrechten und

mutigen Mannes ausfällt. Das Verfahren ist eine politische Quittung für das, was die ‚Menschheit' getan hat, geboren aus einer Angst-Neurose vor dem, was sie tun wird. Fritz Röttcher sitzt jetzt in Moabit und wartet auf Leipzig.

*

Rheinauf, rheinab gehen seit Jahren die „Enthüllungen". Jeder, der einmal bei der deutschen Abteilung III b oder in einem französischen „deuxième bureau" gearbeitet hat, weiß, wie glitschrig dieser Boden ist, auf dem sich die merkwürdigsten Existenzen bewegen: ehrenhafte Patrioten, Schufte, geheimnistuerische Dummköpfe, legalisierte Verbrecher und, in den allermeisten Fällen, Doppelspione, also solche, die von beiden Seiten bezahlt werden und für beide Seiten arbeiten.

Im Juni 1927 wurden dem belgischen Nachrichtendienst in Aachen „Dokumente" angeboten, die das angebliche Programm der „Reichswehr- und Stahlhelm-Politik" enthielten. Die kamen dem belgischen Kriegsminister in die Hände, und er tat damit, was jeder nationale Politiker an seiner Statt getan hätte: er machte mit ihnen im Senat Stimmung für die Bewilligung neuer Kriegsrüstungen, die sonst auf härtern Widerstand gestoßen wären, obgleich von den Belgiern noch nicht vergessen ist, was die Deutschen ihnen während der Besatzungszeit angetan haben. Der Kriegssozialist Vandervelde stand diesen Dokumenten übrigens skeptisch gegenüber. Die englischen Nachrichtenoffiziere, die französischen Nachrichtenoffiziere bissen gleichfalls nicht an — bis auf einen. Der betrieb die Veröffentlichung. Es ist nicht klar zu sehen, inwieweit diese Dokumente mit den in der ‚Menschheit' veröffentlichten übereinstimmen: die Hinterleute des Blattes haben heute noch sehr gute Beziehungen zu den illegalen deutschen Formationen, und die Leute der ‚Menschheit' verbürgen sich für die Echtheit ihrer Publikationen. Hier mag eingeschaltet werden, daß die Reinheit F. W. Foersters und Fritz Röttchers über allen Zweifel erhaben ist; ich glaube auch nicht, daß dies der Augenblick ist, zu sagen, was uns von diesen Männern und ihrer Taktik trennt. Wenn Leute in Seenot sind, fragt man nicht nach der Religion. Man hilft.

Die Enthüllungen in der ‚Menschheit' vom 29. Juli hatten ein ziemlich ernstes Gesicht. Für uns ist das nichts Neues: aber eine so dof-gerissene Ideenwelt, eine so ausführlich dokumentierte Darstellung der vorsichtigen Beziehungen der Reichswehr zu ihren gesinnungsmäßig gleichwertigen Schwesterverbänden war doch neu. Die Darstellung zeigte wieder, wo die energischen, schlauen, lebenstüchtigen Politiker des deutschen Volkes sitzen. Rechts.

Bestimmt echt ist sicherlich das Wort, das in diesen Besprechungen gefallen ist: das von der „nüchternen Loyalität" der Reichswehr der Republik gegenüber. Das kann man nicht erfinden. Man stelle sich das unter dem Kaiserreich vor: die Wehrmacht streicht dem Staat gutmütig über den Kopf, verspricht, ihn nicht sofort und bei lebendigem Leibe zu fressen und erklärt sich für „neutral". Nein, das kann man sich nicht vorstellen. Nicht neu und schon an andern Stellen veröffent-

licht ist ferner die Ablehnung von allgemeiner Wehrpflicht und Miliz durch die Reichswehr: die allgemeine Wehrpflicht führt zu viel sozialistische oder gar kommunistische Elemente in ihre Reihen, wofür sie Frankreich als warnendes Beispiel vor Augen hat, und die Miliz gibt ihnen nicht die tauglichen Soldaten, deren sie bedarf. Schön ist auch die völlige und verdiente Nichtachtung des Parlaments, das überhaupt nicht in Rechnung gestellt wird. Bekannt ist die Italienfreundlichkeit der deutschen Militärs: begründet in dem ihnen sympathischen Fascismus sowie in der französisch-italienischen Spannung. Zu denken gibt die Skrupellosigkeit, mit der die zweifellos vorhandenen pazifistischen Tendenzen Frankreichs ausgenutzt werden: schadenfroh wird das lediglich als Möglichkeit der Schwächung angesehen.

Wie hat nun das Ausland auf die Verhaftung Röttchers reagiert —?

*

Von England sehe ich ab. Seine Kontinentalrolle ist, wie fast immer in den letzten Jahren, außerordentlich zweideutig: seine Nachrichtenoffiziere haben jeder zwanzig Finger, wobei nicht einmal gesagt ist, daß das Foreign Office über jeden Schritt unterrichtet ist, wahrscheinlich wird auch hier viel Politik auf eigne Militärfaust gemacht. Erst Öl ins Feuer — und dann hinterher in Berlin bedauerndes Achselzucken: „Wenn wir irgend etwas für Sie und die Beruhigung mit Frankreich tun können ...?"

Die kleinern Grenzstaaten sind beunruhigt, glauben aber steif und fest an ihre etwas altmodisch erscheinende Bündnispolitik: Polen befindet sich in solcher Lage, die Tschechoslowakei desgleichen. Und Frankreich —?

Vor der Annahme eines Aufstandes der öffentlichen Meinung in Frankreich zugunsten Röttchers, zugunsten des deutschen Pazifismus muß gewarnt werden. Ein offizieller französischer Schritt kommt natürlich nicht in Frage: er würde Röttcher schaden, ergäbe das falsche Bild von seiner Beauftragung durch Frankreich und ist in Europa bei dem Heidenrespekt, den alle diese „souveränen" Staaten vor den „lediglich innenpolitischen" Fragen haben, überhaupt nicht denkbar. Zwischenstaatlich organisiert sind in Europa nur das Verbrechen und der Kapitalismus.

Die Lage in Frankreich beruht nicht nur auf den beiden historischen Fehlern, die nie wieder gut zu machen sind: auf der falschen Beendigung des Krieges und auf der pädagogisch durchaus verfehlten Behandlung, die Deutschland seit neun Jahren zuteil geworden ist: drohende Gesten, überspannte Forderungen, ein Friedensvertrag, der ein Kompromiß zwischen einem überalterten Willen und europafremden Intelligenzen gewesen ist — und auf der andern Seite Schlappe auf Schlappe, Nachgiebigkeit, Laschheit, diplomatischer Formalismus. Wie sehen Kinder aus, die man so behandelt? Wie Deutschland? Sie wollen nicht sehen.

In Frankreich dreht sich zur Zeit jeder politische Akt um die nächsten Wahlen. Zerstreut hört der Außenpolitiker auf

das, was draußen vor sich geht —: nur jetzt nichts ändern! nur jetzt nicht! Nach der Wahl wird man sehen, nach der Wahl. So ist die Gesamtstimmung diffus, ein wenig nervös, unsicher ... Die Wahlen werden einen Ruck nach links ergeben, ebenso wie wahrscheinlich die in Deutschland. Aber es bedeutet doch eine sinnlose Überschätzung dieses Linksrucks, wenn man nicht sagt, wie denn eine solche „Linke" eigentlich aussieht. Diese Sozialdemokratie ist ja — auf beiden Seiten — längst keine mehr; sie ist in Wahrheit, nach innen und nach außen, eine brave, arbeiterfreundliche Bürgerpartei, und oft nicht einmal mehr das. Es ist lächerlich, die neue Erde mit den alten Vokabeln bewältigen zu wollen.

Deutlich zu unterscheiden sind in Frankreich trotz der Verwaschenheit der Parteien zwei Lager. Die Rechten, wie in Deutschland, energisch, stramm, ziemlich einsichtig. Kein Wunder: sie sind in der Minorität; nichts ist so gut für den politischen Charakter wie Opposition. Diese Männer wissen natürlich, was in Deutschland vorgeht. Falls Herr Geßler einmal eine wichtige Kader-Aufstellung verliert, soll er sich getrost nach Paris wenden, da wird er sie sicher finden. Die Schlußfolgerungen aber, die die französischen Nationalisten aus ihren Kenntnissen ziehen, können wir nicht mitmachen. Ich wünsche nicht, diesen Artikel im ‚Temps' oder im ‚Echo de Paris' zu sehen — denn etwas Graueres als die dort gezogenen Konsequenzen aus pazifistisch gewonnenen Erkenntnissen ist nicht denkbar. Noch ein Kriegsschiff! Und noch ein Regiment! Und noch eine Kanone!

Der Wunsch, sich eines zahlenmäßig überlegenen Gegners, von der Gesinnung Deutschlands zu erwehren, ist begreiflich; die Mittel sind veraltet. So geht es eben nicht, und so wird es nie gehen.

Links stehen die mehr oder minder sozialistisch Angehauchten und die vor dieser Wahl maßlos überschätzten Kommunisten, die mit allen, auch den schmutzigsten Mitteln, bekämpft werden. (Wir wissen zwanzig Mal mehr von dem, was in Rußland wirklich vor sich geht als der Durchschnittsfranzose, den sie jetzt von klerikaler Seite her gegen den Kommunismus mit Hetzplakaten überschwemmen.) Aber was haben diese französischen Linksleute seit Jahren getan!

Das kommt mit deutschen Sozialisten zusammen und tänzelt aufeinander zu, hebt den Zeigefinger wie Figuren einer Chinoiserie, verbeugt sich und reibt die Nasen aneinander. Und jeder erzählt dem andern, wie mächtig seine eigne Partei sei, und wie einflußreich und wie im Wachsen begriffen, und wie herrlich es alles gehe mit dem fortschreitenden Sozialismus; und, zurückgekehrt, lügen sie sich und den Parteigenossen die Hucke voll, ehrfurchtsvoll umstaunt ob des internationalen Ansehens und der Kenntnis einer fremden Sprache. Eitel und müde und ironisch, ohne Veranlassung dazu, und faul; oder: geschäftig, immer dabei, immer besänftigend, alles besser wissend, die kleinen parlamentarischen Intrigen zu Weltgeschehnissen aufblasend —: ecce homo.

•

Jetzt sind die Franzosen der Linken ein klein wenig aufgewacht. Jetzt erkennt doch wenigstens schon einer oder der andre, — so auch Victor Basch, der Präsident der Französischen Liga für Menschenrechte —, was da in Deutschland vorgeht. Die Verhaftung Röttchers war ein Alarmschuß; hoffentlich schläft die Feldwache nicht wieder ein. Oder hält sie sich die Ohren zu —?

Zutiefst steckt im Deutschen die Sucht, seinen verständlichen Expansionsdrang ethisch zu untermauern und dem widrigsten und ruhestörenden Imperialismus, von dem er, ohne es zu wissen, besessen ist, eine sittliche „Idee" auf den Weg zu geben. Der Mann in der Mitte —? Aber er wäre selig, wenn Warschau deutsch wäre — ihn, der nichts dazu getan hat, als daß er die Landsknechte seines Reichs in tiefer Unkenntnis ihres Treibens oder unter stillschweigender Duldung hat gewähren lassen, ihn erfüllte es mit Stolz, wenn er „in einer Tour, denken Sie mal!" von Berlin nach Warschau fahren könnte. Von den Geschäften zu schweigen.

Man muß schon „Realpolitiker" sein, um die Diagnose nicht klar und scharf zu stellen. Natürlich ist Gustav Stresemann nicht einmal ein bösartiger Verschwörer; aber ich kann mir nichts dabei denken, wenn man mir erzählt, daß „das Auswärtige Amt geschlossen gegen die Reichswehrpolitik" stehe ... Aber sie wird doch gemacht!

Es gehört die ganze Weltfremdheit des Herrn Simons dazu, sich in seiner Eigenschaft als Reichsgerichtspräsident aufzubauen und davon zu sprechen, daß die Landesverratsprozesse überwunden seien.

Aber es hagelt doch Landesverratsprozesse, und es gehört die ganze Stirn Stresemanns dazu, sich in Wien hinzustellen, und bei einem imperialistischen Anschluß den Pazifisten zu markieren. Sehen unsre Leute das nicht? Sehen es die Franzosen nicht —? Sie sehen es zum Teil schon.

Nun machen allerdings Stresemann und Geßler keine Politik; sie wird mit ihnen gemacht.

Was hier in Paris an Locarno-Schnaps verschenkt wird, ist verschnittnes Zeug. Briand muß wissen, was in Deutschland vor sich geht, und er weiß es. Aber es paßt ihm nicht in den für mein Empfinden etwas dürftigen Ruhmeskranz, den er sich da um die Stirn windet, welch Europäertum! Wo schärfstes Mißtrauen am Platz ist, werden Reden gewechselt, denen nichts, auch nichts in der Innenpolitik der beiden Länder entspricht. Locarno bleibt Locarno.

Die Franzosen haben jetzt ihre Wahl im Kopf und nichts als das. Wer dieses Land aber liebt, der muß ihm sagen, wie sehr es in Gefahr. Nicht für heute und nicht für morgen. Aber nie wieder wird die Konstellation kommen, wo sich eine Welt für Frankreich gegen Deutschland zusammenfindet. Die Sympathien haben sich nicht geändert — wohl aber die wirtschaftlichen Interessen. Frankreich hat viele Freunde auf der Welt; wer ihm aber dann einmal helfen wird, steht dahin.

Was Fritz Röttcher enthüllt hat, ist vielleicht zu einem Teil Stammtischgeschwätz gewesen, Wichtigmacherei von pen-

sionierten Offizieren; Bramarbasieren politisierender Nichtstuer. Ich beschäftige mich nicht mit Bataillonszahlen, sondern mit Gesinnungen. Und das Deutschland, so, wie es da heute ist, hat sich in der Form gewandelt, nicht innerlich. Wenn der Autobesitzer vom Kurfürstendamm, den er für die Welt hält, im Auto durch die Provinz Brandenburg fährt, so stößt er manchmal auf Trupps junger Leute, die da einen kleinen Übungsmarsch machen ... Er kommt sich so überlegen vor; er macht so ironische Witzchen, aus dem Auto heraus, er weiß es alles besser und er lächelt, wenn ihm einer sagen wollte, daß das Wort „Republik" überhaupt noch nichts bedeutet: eine farbige Ideenlosigkeit, unter der sich jeder etwas anderes vorstellt. Aber so hat er im Juli 1914, vierzehn Tage vor der Katastrophe, auch gelächelt, und ich kann nicht finden, daß diese ältern politischen Führer, diese Journalisten, diese Kaufleute auch nur im kleinen Finger legitimiert wären, uns politische Lehren zu erteilen. Wer so versagt hat, hat zu schweigen.

Besuch bei Max Hölz von Erich Weinert

An einem kalten, nassen Oktobertage fuhren wir mit dem Auto nach Sonnenburg.

Einsam und neblig liegt die Chaussee bis Müncheberg. Da schlägt sie ein paar romantische Kurven durch den Hügelwald. Der ist schwanger von nassem Dunst. Dann ist wieder meilenweit nichts zu sehen als die starre Perspektive der Landstraße, die weit vorn im Nebel aufgeht.

Gegen Mittag schnurren wir durch einen langweiligen Vorort von Cüstrin. Hinter der Oder wird die Straße eng; wir fahren um die Festungswerke herum. Aus den stehenden, faulen Festungsgräben erheben sich die kantigen, schon halb herabgebröckelten Klumpatsche von Außenwerken und glotzen aus ihren Schießlöchern. Aus den Kasematten riecht es nach Feme. In der engen Stadt hinter diesen Blöcken muß eine Luft sein wie in einem Hause, das den Schwamm hat. Da stoßen die kleinen Winkelstraßen ineinander, wo die Charaktermajore mit der Erlaubnis zum Tragen der Uniform des zigsten Regiments Sonntags zum Kirchgang ihre Souvenirs spazieren führen. Sumpfluft.

Wir lassen die Kasematten rechts liegen und fahren durch eine Landhaussiedlung mit dem stolzen Namen „Bastion Kronprinzessin".

Aus einer Gartentür kommt eine gebügelte Windjacke mit Vereinsabzeichen. Ein miles gloriosus aus Buchruckers wilder verwegener Jagd. Kleine, schofle Abziehbilder von 1813! Das darf sein Exerzierreglementsgesicht frei herumzeigen, das darf in der Stadt seinen Kyffhäusergeruch verbreiten. Diesem Wach- und Schließverein des Vaterlands kann es ja nicht schlecht gehen. Ihr Putschmajorchen ist ja auch wieder amnestiert. Der sitzt vielleicht eben beim Frühschoppen im Kreise uniformierter Handlungsgehilfen und erzählt dicke Sachen aus

seiner Festungszeit. „Herr Wirt, noch ne Lage fürs Batalljon! — Antreten in Kompaniekolonne! — Also einjedenk ..."

Cüstrin liegt schon weit hinter uns im Nebel. Die Gegend wird unheimlich. Auf beiden Seiten der Chaussee meilenweit nichts als quatschnasse Warthebrüche. Die Kleinbahn schläfert mit leeren Wagen neben der Landstraße her. Eine Meile lang nichts, nichts! Zuchthauslandschaft!

Weit hinter uns, in Cüstrin und Landsberg, sitzen die amnestierten Spitzbäuche auf den Sofas in den guten Stuben und rauchen ihre dicken Zigarren. Weit vor uns, wo die Chaussee am Horizont auf einen dämmrigen Knoten zuläuft, das finstere Sonnenburg, wo seit über sechs Jahren ein unschuldiger Mensch zwischen seinen vier engen Wänden hockt, für den die repräsentativen Gehröcke der Republik keine Zeit und keine Liebe mehr übrig haben.

Wir sind da. Vor einem niedrigen Gasthof halten wir.

Drinnen sitzt etwas uniformiertes Subalternes in lemurenhaftem Schweigen. Es sind die verwunschenen Bedienten der Dame Justitia, die da in der Nebenstraße ein so großes Haus führt.

Über ihnen an der Wand hängen zwei gemalte Haussegen.

„Sup di voll un fret di dick, un holl dat Mul von Politik!"

„Wir sind nur Gast auf Erden, vergeßt das Leben nicht!"

Und darunter nun die grauen Blicke der Gerechtigkeitsfriedhofswärter! Vergeßt das Leben nicht! Fünf Minuten weiter ruhen achthundert vergessene Leben. Arme Gäste auf Erden, die ihre Rechnung einmal ohne den Wirt, beziehungsweise ohne die Wirtin, die noble Dame Justitia, gemacht haben. Oder sie haben dat Mul nich von Politik jehollen.

Am Rande des Ortes liegt das Zuchthaus. Man kann es von der Straße aus nicht sehen; Riesenkastanien überwachsen die Vorgebäude. Der einsame Vorhof schläft in der Herbstregenluft. Das Propyläum zum Tempel des ewigen Schweigens!

Der Diensthabende fragt kurz und streng durch den Fensterspalt. „Zu wem? — Zu Hölz? — Die Besuchserlaubnis bitte!" Das Fenster schließt sich wieder.

Zehn Minuten stehen wir vor der eisernen Tür. Kastanienfrüchte klacken auf das nasse Pflaster und lassen ihre glänzenden, goldbraunen Kugeln herausspringen.

Die schwere Tür geht auf. Da liegt das große kalte Gebäude mit seinen tausend schwarzen Augenlöchern. Ein Häftling im braunen Kittel, der auf dem Hofe Arbeit verrichtet, starrt uns unverwandt an. Ein Schatten aus der Unterwelt.

Wir werden ins Besuchszimmer geführt. Da eben kein Wärter frei ist, müssen wir uns längere Zeit gedulden. Vom Fenster kann man den innern Anstaltshof übersehen. Gefangene gehen zu zwei und zweien mit Eßgeschirren, hinter ihnen ein Mann mit einem Gummiknüppel am Koppel. Ein noch junger Gefangener kommt mit einem leeren Eimer über den Hof. Er wirft einen zufälligen Blick nach unserm Fenster. In diesem Augenblick zuckt er in allen Gliedern zusammen, so daß ihm der Eimer aus der Hand fällt. Dann läuft er eilig mit geducktem Kopf weiter, immer noch zum Fenster heraufschielend. Armer Schatten!

Aber auch die Wärter haben etwas von diesem Unterweltsblick. Ich habe den Eindruck, daß sie selbst Opfer dieser schweigenden Klausur geworden sind. Einige sind schon seit Jahrzehnten hier beschäftigt. Ungütige Gesichter unter ihnen sind mir nicht begegnet. Aber auf allen lag so etwas wie der „Ernst des Lebens", wie ihn alte Schulmeister haben, die an der Besserung der Welt arbeiten.

Es kommen Schritte den Gang herauf. Man hört eine Stimme draußen: „Hölz, Sie haben Besuch!"

Die Tür geht auf. Ein Oberwärter führt Max Hölz herein. Er lacht aus frischen Augen und drückt uns herzlich die Hände. Das erste lebende Wesen in diesem Schattenreich.

Wie unerschöpflich muß die Seelenenergie dieses prächtigen Menschen sein, der sechs Jahre und vier Monate, gleich sechsundsiebenzig Monaten, gleich zweitausenddreihundert Tagen, auf seinem Wandbänkchen sitzen muß und dennoch nicht eine Spur von jener bleiernen Resignation zeigt, die hier herumgespenstert.

Von seinen Händen, obwohl eiskalt vor Erregung, geht eine Wärme aus, die das eingefrorene Herz des Besuchers auftaut.

Er spricht lebhaft und impulsiv; seine Augen glänzen. Es hat sich nachträglich in den Akten über seinen Fall eine solche Fülle Entlastungsmaterial gefunden, daß nach seiner Meinung das Wiederaufnahmeverfahren gar nicht von der Verurteilung des Bergmanns Friehe abhängig gemacht zu werden braucht. Aber Gottes Gerechtigkeitsmühlen mahlen langsam, wenn es sich nicht um Putschmajore handelt.

Der Wärter sitzt schweigend in der Ecke des Zimmers. Er ist neutral. Für ihn ist das nicht der historisch gewordene Volkstribun Max Hölz, auf dessen Kommando sich einst Vogtland und Mitteldeutschland erhoben, für ihn ist das der Strafanstaltsinsasse Hölz, Einzelhaft, lebenslänglich. Aber trotz dieser sachlichen Strenge, die sein beamtliches Gesicht verhüllt, dämmert doch zuweilen hinter seiner Strafvollzugsmiene ein leises Bedauern auf, das aber von dem staatserhaltenden Gedanken „Ordnung muß eben sein" schnell wieder verscheucht wird.

Wer Max Hölz einmal gegenüber gesessen hat, wird sein Antlitz nie wieder aus dem Gedächtnis verlieren. Es ist weder etwas in diesen prachtvollen Zügen, das an tribunales Pathos, noch etwas, das an doktrinären Fanatismus erinnerte. Nur eine unbesiegliche schöpferische Menschlichkeit und Gütigkeit leuchtet aus diesen Augen. Ich kann es verstehen, daß, wenn er seine Faust hebt, hunderttausend Fäuste sich begeistert mitheben, daß hunderttausend erloschene Leben sich entzünden, wenn er mit seinem glühenden Leben unter sie tritt.

Er sprach sich seine Einsamkeit von der Seele. Wir sagten fast nichts. Ich glaube beinahe, er wollte keine Pausen eintreten lassen, damit bei uns keine mitleidige Stimmung aufkomme.

Zum Abschied küßte er uns. Als wir schon am Ende des Ganges waren, stand er noch in seinem braunen Kittelchen neben dem Wärter und lachte und winkte uns nach.

Als wir wieder im Regen an der eisernen Tür standen, war uns recht zum Heulen zumute. Nicht mehr so aus Mitleid, mit dem wir gekommen waren, sondern mehr aus einer Rührung, die der Freude nicht unähnlich ist. Einen Menschen zu wissen, den eine elende Gesellschaftsordnung unschuldig leiden läßt, und der dennoch so voll ist vom Lichte des Glaubens an eine freiere Zukunft!

Die Presse von S. J.

Aus dem „Fall Jacobsohn" (1913)

Bestraft wurde nicht, daß wenige fremde, sondern daß viel zu viel eigne Bestandteile in meinen Schriften waren. Gehetzt wurde nicht der Plagiator, sondern die Individualität. Sie müßte sich ändern, damit sich die Taktik derjenigen Zeitungen änderte, die stolz darauf sind, die öffentliche Meinung Berlins und dadurch Deutschlands zu machen. So wird sich nichts ändern. Denn „darüber täusche man sich nicht", hat Schopenhauer gemahnt, „ daß zu allen Zeiten und auf dem ganzen Erdenrunde und in allen Verhältnissen eine von der Natur selbst angezettelte Verschwörung aller mittelmäßigen, schlechten und dummen Köpfe gegen Geist und Verstand existiert. Gegen diese sind sie sämtlich getreue und zahlreiche Bundesgenossen. Stümper und nichts als Stümper soll es geben auf der Welt, damit sie auch etwas seien." Man kann nichts tun als immer wieder warnen. Verachtet diese Art von Presse. Horcht auf die Namen, die sie schmäht, und übersehtt, wen sie zu fördern trachtet. Umfaßt mit Euerm ganzen Anteil die Objekte ihres Hasses, damit sie nicht zugrunde gehen — denn kaum der Tausendste hat mein . . .

Millionen Drehungen der Rotationsmaschine, durch die des Zeilenschinders dumme Meinung früh und spät auf Städte und Provinzen niedergeht, sind nichts vor jenem Federstrich, mit dem der Freund der Kunst und Liebhaber des Wortes einmal wöchentlich die Wahrheit seines Hirns und seines Herzens kündet.

28. Januar (1905). Meeresstille und glückliche Fahrt und mein vierundzwanzigster Geburtstag. Weißt Du noch: voriges Jahr? Tempora . . . Vorhin las ich bei Goethe: „Unbedingte Tätigkeit, von welcher Art sie immer sei, macht zuletzt bankerott." Mich werden jetzt viele, die meisten, bankerott nennen. Ich bin es nur pekuniär. Mein Großvater — an den ich heute auch deshalb denke, weil ich mir zu meinem Geburtstag immer eine deutsche Reichsmark von ihm abholen durfte — war ein frommer Jude, der bei jedem Schicksalsschlag gottergeben ausrief: Gam se letauwo — alles zum Guten! Auch dies ist zum Guten. Ich glaube an die tiefe Gesetzmäßigkeit dieses Vorgangs. Ich glaube, daß alles im Leben seinen Preis hat. Und ich glaube, daß meine innere Entwicklung nicht billiger zu erkaufen war, als mit dem Opfer allzu schnell errungener Früchte. Ich geb' sie hin. Sie waren nicht taub, gewiß nicht. Aber sie hatten nicht das Fleisch, den Flaum, den Saft, den Duft der Früchte, denen ihre volle Zeit gelassen wurde. Ich Bäumchen war emporgeschossen, ohne zuverlässig feste Wurzeln gefaßt zu haben. Jetzt muß ich vorderhand geduldig in die Erde wachsen.

Zehn Minuten mit S. J. von Erwin R. Bergh

Der Verfasser ist ein dänischer Journalist

Ihm genügten zehn armselige Minuten, sich unvergeßlich zu machen. Konzentriert, expansiv und vollkommen natürlich, wie er war, mußte ihn der empfindende Mensch sofort begreifen und lieben. Sein Bild bleibt im Herzen eingegraben.

Das sparsame Licht eines grauen Novembernachmittages kämpft sich durch schmale, matte Fensterscheiben. Das Zimmer ist dunkel und klein. Zwischen Bergen von Büchern, Zeitschriften und Papieren, an dem riesigen Schreibtisch sitzend, von dringender Arbeit überhäuft, empfängt S. J. den ihm vollkommen unbekannten, ausländischen Besucher. Seiner ungeheuren Tätigkeit nach, mußte man annehmen, daß er bald merken lassen würde, man stehle ihm die Zeit, aber ohne jeden Zwang setzt man sich ihm gegenüber, denn er zeigt keine Zurückhaltung. Eine bezaubernde, erwärmende Liebenswürdigkeit strömt entgegen, man fühlt sich frei und glücklich. Mensch steht Mensch gegenüber. Es gibt hier keine Titel, keine Berühmtheitsgrade. Man merkt sofort, es wird nur verlangt, daß man sich so zeigt, wie man ist.

Nach wenigen Minuten liebe ich ihn, wie ich selten einen Menschen geliebt habe. Wahrscheinlich haben ihn andre eben so schnell gehaßt. Bei diesem Mann kommen nur Gefühlsextreme in Frage, denn er ist wahr. Die Wahrheit zieht an oder stößt ab. So auch die ‚Weltbühne'. Man haßt sie oder liebt sie, denn sie ist Siegfried Jacobsohns Seele und seine Wahrheit.

Daß dieser kleine Mann mir gegenüber der unerbittlichste, mutigste und gefährlichste aller Wahrheits- und Freiheitskämpfer sein kann, scheint mir aber unbegreiflich. Denn, bei ihm ist keine Härte zu spüren. Sein Wesen ist das eines überreifen Kindes — wohl kennt er die Welt, bleibt aber immer spontan, unmittelbar, impulsiv. Seine Güte ist rührend. Er hat eine Art, mich — den Fremden — über meine Verhältnisse auszufragen, die eine tiefe, unerschöpfliche Menschenliebe verrät. Sein Sprechen ist immer Sie, niemals ich. Seine Art ist nicht Abwarten, sondern Entgegenkommen. Er ist nicht der berühmte Mann, der mir behilflich sein will, er ist gleich der Freund.

„Was kann ich für Sie tun?" Es ist bei ihm nicht, wie bei den meisten einflußreichen Menschen, eine Phrase. Ich fühle in diesem Moment, daß mir Pforten geöffnet werden. Wenn ich was wert bin, wird dieser Mann die Wahrheiten, die in mir glühen, zu hellem Brand zünden. Er wird mir Glauben schenken, er wird mir Möglichkeiten geben. Seine schwarzen Augen sind auf mich gerichtet, forschend, liebend, humorvoll. Es umgibt ihn eine wundervolle, saubere Atmosphäre. Es sind hier keine verlogenen Ansichten, keine hinterlistigen Gedanken, keine versteckten Absichten. Der Mann will nichts von dir haben, er will nur geben, er meint es gut mit dir. (Wahrhaftig: der Mann meint es gut mit dir.)

Erst im letzten Moment, als ich im Begriff war, mich zu verabschieden, hörte ich zum ersten Mal sein Lachen. Da habe ich S. J. verstanden.

Diesen Explosionen von unzügelbarer Munterkeit, dieses leuchtende, schmetternde, trompetenhelle Lachen, diese ansteckende Heiterkeit, die zum Mitlachen zwingt, das sind seine Angriffswaffen. Mit diesen Waffen hat er die unwahrscheinliche, menschliche Dummheit angegriffen, hat er alle verlogenen Vorurteile befehdet, hat er für Recht und Freiheit gekämpft.

Und mit diesen Waffen hat er auch durch ein bewegtes Leben in schonungslosem Kampf seine eigne Persönlichkeit verteidigt. Ein Mensch, der so lachen kann, ist gegen alle Gemeinheit, alle Niederträchtigkeit der Welt geschützt. An ihn können weder Rachegefühl noch Bitterkeit heran. Er schwebt über den Wassern und bleibt ein freier Mann.

Ein spiritueller Mann, mitten in Berlin, von gallischem Geist und deutschem Zielbewußtsein. Ein Mann, der mutig und unbekümmert jahraus, jahrein für Gedanken kämpft, die größer sind, als es seine Gegenwart verstehen will. Ein Mann mit Herz und Hirn, der unermüdlich gegen die geschlossenen Türen der Zukunft klopft, weil er fühlt, daß sie einmal nachgeben werden.

Kurz und gut: Ein Mann.

An S. J. kann man nicht zurückdenken, ohne einen wärmenden Strom von Liebe und Dankbarkeit zu empfinden. An die Zukunft kann man nicht denken, ohne nach seinem Werkzeug zu greifen, um gegen die geschlossenen Türen weiterzuhämmern.

Konnersreuth in der Presse von Ernst Bloch

Dabei wollen wir ganz und gar beiseite sehen. Auf die Menschen, Zeitungen, wie sie jetzt schrieben. Nicht auf das kranke Mädchen, das dem Herrn so blutig nachfolgt.

Freundlich wurde sie geschildert, fast betroffen. Es war Vorsicht, nirgends Spott zu hören, man glaubt nicht gern an Betrug. Der liberale Reporter steht vor einem Bett, das ihm zu denken gibt, in dem eine stigmatisierte Jungfrau mit unbekannten Schmerzen ringt. Ihr Gang durch das Jerusalem vor zweitausend Jahren, die Einswerdung mit Jesus steht nicht unbedenklich, aber völlig honorabel in der großen Presse. Ziehen selbst die Reporter Folgen aus der Schaustellung, die ihnen nicht würdig scheint, so entwerten sie doch selber sogleich das Wort Hysterie. Es erklärt ihnen nichts, ja einige berichterstattende Ärzte wollen diesen Begriff in so hoher Gegend überhaupt nicht verwendet sehen. Er verdeckt ihnen nur das schlechte Gewissen derer, die nicht recht an ihre Ungläubigkeit glauben.

Hätte ein bürgerlicher Mann vor fünfzig Jahren auch so geschrieben? Er hätte keine drei Zeilen Ernst auf das Mädchen

von Konnersreuth verwendet, sondern das Übersinnliche war ihm Betrug von Anfang an. Vor fünfzig Jahren war die Zeit des Kulturkampfs, des heiligen Rocks von Trier, auch die Zeit eines unbesehenen Spotts über die Heilungen von Lourdes. Damals schrieb Heyse einen Künstlerroman, worin als tiefste Erniedrigung eines Bildhauers zu lesen stand, daß er gotische Heiligenfiguren zu renovieren hatte; sie wurden als Kleiderstöcke beschimpft, aber im Heiligtum der Werkstatt stand eine nackte Bacchantin, die Sonntagsarbeit nach dem Broterwerb. Schriften liefen um mit höchst wehrhaften Titeln: „Die Wahrheit über Klosterei und Volksverdummung", „Moses oder Darwin" — so einfach klar war hier die Antithese. Stand im Vollbesitz bürgerlicher Kraft und Weltanschauung. Alle starken Klassen haben so ihre Ideologie; das Bürgertum, als revolutionäre Klasse, hatte sie dazu noch in kämpferischer Weise, ja zwang Adel und Kirche, ihre Ideologie erst zu reflektieren, sich gegen die aufklärerische Oppositionswissenschaft des Bürgertums zu verteidigen. Grade die bürgerliche Ideologie war außerordentlich stark befestigt, bestand aus lauter harten, klaren, gut placierten Positionen, von denen man Burgen und Klöster vortrefflich belegen konnte. Da setzte sich der bürgerliche Mensch als schlechthin tätig, zum Unterschied vom vornehmen Nichtstuer und nutzlosen Mönch. Redlicher Erwerb heiligte das Eigentum und harmonierte in allen Interessen, so daß man keinen Staatseingriff brauchte. Analytische Vernunft sicherte endlich das Leben, zwang alles Überkommene sich vor ihr auszuweisen, trieb Stufungen wie Irrationales aus einem völlig quantifizierten Weltbild aus, ließ nichts als dingliche Atome und ihren Mechanismus übrig. Soweit überhaupt noch Raum zur „Erhebung" blieb, wurde er mit Kunst gefüllt, an die man ja nicht als an ein Wirkliches zu glauben brauchte; David Friedrich Strauß pries sie als Ersatz für Religion. Über Theologie wurde überhaupt kein ernsthaftes Wort mehr verloren, und die Philosophie, wo sie nicht „kritisch" war, wo man Kant nicht als einen Locke höherer Ordnung mißverstand, genoß man höchstens ironisch als Begriffsmärchen, so verworren und vorläufig wie Alchymie oder Astrologie. Also hätte diese formidable Aufklärung Konnersreuth nicht einmal widerlegt, sondern als pures Dokument des Unsinns in eine Art Greuelpropaganda gegen die Kirche eingesetzt.

Und nun dieses Weichen vor dem Feind, alle Spalten sind ihm geöffnet. Da wurde etwas zu Gallerte, überzieht den Spuk nicht mehr mit Krieg, sondern mit Neugier. Gogol hat einen Helden, der gehörte weder zu den Schuften noch zu den anständigen Menschen, noch zu denen, welche keines von beiden sind. Was dieser schwierig laxe Mann moralisch, ist das Bürgertum auch geistig geworden; es gehört nirgends mehr hin und nichts gehört ihm mehr deutlich zu oder nicht zu. Der Kapitalist der siebziger Jahre war auch praktisch mit seiner Theorie ausgeglichen, seine Arbeit stand im Dienst der öffentlichen „Wohlfahrt", trug also noch leicht ideale Züge; seine Ideale waren umgekehrt realistisch, hatten ihren Gustav Freytag in sich oder das Behagen des aufgeklärten Bildungsphilisters. Dagegen der neuere Kapitalist ist immer mehr von der

öffentlichen Wohlfahrt abgekommen, durch die Schärfe der Konkurrenz; er arbeitet für den eignen Profit und weiß nichts mehr von einer Harmonie der Interessen. Dazu hat er im Verlauf seines Siegs alle Ideologie seines revolutionären Anfangs abgelegt, nicht einmal den Materialismus gehalten außer in seiner baren, ökonomischen, weltbildlosen Art. Dazu ist ihm an Krisen, unbeherrschten Fakten aller Art immer mehr die Abstraktheit seines Kalküls, auch seines rein mechanischen Rationalismus zu Bewußtsein gekommen, so daß er schließlich nur noch Fiktionen einstellt, an der undurchdrungenen Materie alles für möglich hält. So ist das Bürgertum weltanschaulich lauter Skepsis geworden; an Stelle des Mechanismus, der eben erst alle Rätsel gelöst und Diesseits-Ideale bestimmt hatte, trat ein Relativismus mit voller skeptischer Toleranz. Dieser Einsturz öffnet aber zugleich einen Hohlraum, in dem nun überhaupt nichts mehr steht und zusammenhängt, am wenigsten die abstrakte Fassade des Mechanismus; der Hohlraum wird so der Ort jeder beliebigen geistigen Velleität. Das Bürgertum hat daran überhaupt keine Ideologie seines Ausdrucks mehr, sondern nur noch eine Ideologie der Zerstreuung, des Wegblickens vom „Materialismus" seines gebliebenen praktischen Bewußtseins. Und zwar einer Zerstreuung von zweierlei Art: entweder als Zerstreuung der Massen, damit sie sich ja nicht auf ihre Klassenlage besinnen, oder als Zerstreuung der herrschenden Klasse selbst, damit sie sich über ihre eigne Öde und Halbheit, Einsamkeit und ideologische Luftleere täusche. Die Massen werden durch Sport, Kino und andre Mittel von sich abgelenkt, im falschen Bewußtsein gehalten. Hier ist die Zerstreuung, was früher die Vertröstung war, und die Kommunen erhalten so ihre Stadions, wie man dem Volk früher die Religion erhalten wollte. Circulez messieurs! ist hier die Maxime; der alte Ruf gegen Zusammenrottung und Gefahr. Die Kapitalisten dagegen haben sich das „Interesse" an allem gewählt, was sie im exzentrischen Bewußtsein erhält, sei es Blumenkorso, Dionysos im Tanz, Negerplastik, Heiligenlegenden, Surrealismus oder der Gallimatthias der Theosophie, gleichviel. Höchstens bei kleinen Zynikern, anders im frischen Amerika besteht noch ein Zusammenhang zwischen Geschäft und Weltanschauung, ein einheitlicher Lebensstil sozusagen. Dort geht das Profitinteresse wenigstens noch in allerhand „pragmatistische" Gebilde über, in Christian science oder frohe Mystik im Taylorsystem; wobei die Weiber mehr einen medizinischen, die Männer mehr einen merkantilischen Gebrauch vom Christentum machen. Doch im ältern europäischen Bewußtsein ist dieser Zusammenhang schon wieder verschwunden; der Kapitalist fürchtet sich, seinem baren „Materialismus", also seiner Verdinglichung und abstrakten Unwirklichkeit zu begegnen. Dem Proletariat ist dieser Materialismus — als durchschauter Zustand der gegenwärtigen Gesellschaft — durchaus nicht tödlich; er ist ihm vielmehr das Mittel, sie an der Wurzel zu fassen, endlich die Erzeugung der bisherigen und den Übergang zur künftigen Geschichte zu finden. Doch der Bourgeoisie ist ihr begriffener Zustand kein Fegefeuer;

hat zuletzt etwas von der Ewigkeit der Höllenstrafen an sich, von der nur der Wegblick kurze Zeit dispensiert.

Also füllen sich die Zeitungen mit der Breite, auf die es nicht ankommt. Illustrierte Blätter bringen Bilder aus aller Welt, nachdem es keine mehr gibt. Die Magazine sind eine Meßter-Woche höherer Ordnung, geben der Langeweile, was sonst nur in den Hundstagen zu lesen war. Das ist nicht mehr die alte bürgerliche Lust, alles zu diskutieren, ein Parlament zu schaffen; denn die bürgerliche Vernunft hat keinen Richterstuhl mehr. Es ist erst recht nicht die Sensationslust des Barock, seine Freude am Wunderlichen und Kuriosen aller Art; denn die neue Interessantheit hat dort nur Zerfall, wo im Barock ihre Baukunst stand, Wunder noch als Architektur. Die spätbürgerliche Zerstreuungslust verbraucht statt dessen ihre Palliative, hat in noch nicht zwanzig Jahren Neuromantik mit Expressionismus und diesen wieder mit Objektivismus ausgewechselt, ohne selbst dem Stichwort des Tags Treue zu halten. Also kommen wir auch wieder auf die Stigmatisierte zurück, und man versteht jetzt besser ihre flüchtige Pracht. Ihre Rolle in der Langeweile ist klar, und ebenso ihre Freistatt in einer allgemeinen Katastrophe bekannter Zusammenhänge. Konnersreuth befriedigt in einzigartiger Weise sowohl die Sportlust der Massen wie die tote Glaubenslust des Unternehmers. Den Champions des Muskels und Rekords reiht sich scheinbar auch dieser Rekord an; übersetzt man Askese englisch, so heißt sie Training, ihre Heldin könnte also fast im Sportteil der Zeitungen stehen, wenn sie nicht schon im Magazinteil die Mystik zu vertreten hätte, eben die Mystik gegen die Ökonomie. So zusammenhangslos reihen sich diese wie andre Kontrastgebilde über dem praktischen Materialismus des Lebens, bilden Lückenbüßer daran, ohne weder die Praxis anzugreifen noch die Inhalte des Kontrasts. Nicht nur die Stigmatisierte, auch Gestaltlehre, Neovitalismus und andre Metaphysikfreuden der Universität leben vom billigen, dabei betrügerischen Bankerott der bürgerlichen Wissenschaft; ineinander stehen Virchow und Paracelsus zugleich, nachdem es der Relativität doch auf beide nicht mehr ankommt. So ist der bürgerliche Nullpunkt unfähig, ein genuines All zu gebären; er verschleiert vielmehr andern wie sich seine Praxis, damit sie nicht umschlage, liebt Autos im Blumenkorso und Kalkül mit Legenden. Das Bürgertum endet gegen sein Prinzip; Liberalismus und Kirche sind in den Träumen der Agonie versöhnt.

An sich selber führt hier kein Weg mehr heraus. Sucht man ihn, so muß man auf die geheimen Verräter hören, die es oft ungewollt sind. Hier mischen sich die Zeichen; das Bürgertum geht nicht nur unter, so leer und hoffnungslos wie denkbar, sondern in ihm lebt und handelt bereits eine andre Klasse. Sie wirft unter bürgerlichen Schatten ihr Licht voraus, Abend und Morgen rücken zuweilen zusammen wie im hohen Norden. Grade in diesem Untergang ist ein dialektisches Moment, eine Zeit der hellen Nächte. Nicht nur praktisch, sondern allem Anschein nach doch auch ideologisch; jeder Kopf ist ein Verräter am Bürgertum, der überhaupt

innerhalb seiner substanziell sucht, schafft, noch schaffen kann. Er wird gewiß gebraucht, auch die Jesuiten der Zerstreuung wissen noch von ihren Revolutionären Vorteil zu ziehen, aber dies Verhältnis ist ebenso umkehrbar. Das untergehende Bürgertum irrlichteriert nicht frei, sondern auch Neues und Ungleichzeitiges trägt sich darin zu und sprengt. Im falschen Raum geschehen seit langem die sonderbarsten Dinge, Keime einer ganz andren als der ersten, bürgerlichen Gestalt. So brachte das Kapital — mitten in Individualismus und Abstraktheit — die Maschine, den Proletarier, die technische Aufhebung der Naturschranke, jene positivistisch-materialistische Entzauberung des Entzauberbaren, also der Ideologie und Mythologie, von der die Psychoanalyse die letzte Tat war und der Marxismus die erste dialektische Frucht. Ebenso geht im späten Bürgertum neben den Lückenbüßern zuweilen ferne, ganz illegitime Produktivität auf, neue Malerei, Plastik, Architektur, treibt aus Technik und Nullpunkt nicht nur objets d'art heraus. Rußland hat den „Expressionismus" (in Europa eine bloße Mode oder aber exterritorial) bereits als seine jetzige Form bejaht; an diesem geht zugleich jener Kern des nicht Entzauberbaren auf, um dessentwillen die Revolution den bürgerlichen theoretischen Materialismus überhaupt durchläuft, und der nicht selber wieder „Materialismus" ist, wenigstens kein geschlossener und mechanischer, sondern getroffene „Existenz" schlechthin. Ja noch im relativistischen Zerfall des Materialismus mischen sich die Zeiten: der Hohlraum ist nicht nur ein Magazin des Beliebigen, interessanter Trümmer, sondern durch seine Spalten taucht Verdrängtes auf und hinter der springenden Mechanik ist ein Raum eigner Art. Der mechanische Materialismus war der Ausdruck bürgerlicher Verdinglichung und Mechanisierung, mitsamt der „Natur", die ihr entsprach. Jeder psychische, erst recht mystische Vorgang blieb notwendig aus dieser „Natur" ausgeschieden, nicht nur nach seiner Ideologie (mit Recht), die meistens eine feudal-theologische war, sondern auch in seinem Kern und Inhalt. So galten diese Vorgänge entweder als Schein mit unbekannter Herkunft oder aber, die „Seele" rebelliert gegen die „Empirie", gegen den wertfremden Kausalnexus der grade seienden Welt. Indem jedoch die Mechanik im jetzigen Hohlraum verschwindet, gewinnt auch die „Natur" eine neue Bestimmbarkeit ihres X; zunächst als Taumeln oder transzendentes Weltdunkel, in dem wieder alles möglich ist. Das Bürgertum hat an diesem Weltdunkel nur Relativismen oder Träume, die nichts daran lichten. Beschäftigt sich jedoch einmal der konkrete Marxismus mit der Stigmatisation und dem nachmechanischen Hohlraum, in dem sie geschieht, dann wird die „Welt" mehr als Wunder erleben: nämlich auch hier Freiheit, Ende des „Reichs der Notwendigkeit". Wie in der Geschichte, so in der Natur; es gilt nur den Faden des Subjekts nicht zu verlieren, das in der Natur nicht weniger existent werden will. Nur durch Revolution wird der Mensch in der Geschichte wirklich. Durch ebenso dialektische, wenngleich „tiefere" Kernbeziehung wird er es in der Natur.

S. J. und ‚Die Weltbühne' von Alfred Polgar

Er hatte zu seiner Zeitschrift eine Beziehung, die tiefer ging als die des Mannes zu seinem Werk, als die der Persönlichkeit zur Sache, an der sie sich beweisen und bestätigen kann, als die des Arbeiters zur Arbeit, die ihm Geld und Geltung schafft.

Er liebte „das Blättchen", wie man ein lebendes Wesen liebt ... und seine Liebe machte es dazu.

An seinem Schreibtisch, in dem engen Nest aus Büchern, Zeitungen, Manuskript- und Briefpapier — es machte den Eindruck, als wäre aus deren ursprünglich kompakter Masse etwas Raum für den kleinen Mann freigeschaufelt worden — saß er wie ein Alchymist in seiner Bude, glücklich-geheimnisvoll beschäftigt, eingeschaltet in den Stromkreis der Arbeit, der ihn glühen machte, hingegeben der schwarzen Kunst und Leidenschaft des Redigierens.

Da war er ganz daheim, wirklich chez lui. In seinem Element, wie Melusine in ihrem sekreten Badezimmer

Er gab dem Blatt mehr als sein Talent und seinen Fleiß. In jedem Bündel Seiten, das eine Nummer ‚Weltbühne' ausmachte, war ein Stückchen Herz von S. J. mitgeheftet.

Niemals wurde ihm die Arbeit automatisches Geschäft. Fünkchen der Freude, die er an ihr hatte, tanzten noch auf jeder nüchternsten Postkarte, die er an seine Mitarbeiter schrieb.

Aller Dienst, den er der Sache leistete, war: Liebesdienst. Und nicht einen Augenblick wurde ihm die Arbeit für sie: Pflicht, also etwas, das er sich abfordern mußte, immer blieb sie Wunsch-, fast Trieb-Erfüllung.

Er hegte, pflegte, verteidigte seine ‚Weltbühne' wie ein Geliebtes, von dessen Wohlbefinden das eigne durchaus abhängt. Das galt natürlich auch im materiellen Sinn, aber weit mehr noch im ideellen. Wenn das Heft „gut aussah", Geist in der Debatte, Kraft im Raufhandel erwies und sich den Aufgaben, an die es herangemußt, gewachsen zeigte, hatte S. J. seine ungemeßne Freude dran, auch wenn er selbst nur ein paar bescheidene Zeilen zum Ganzen beigetragen. Er war stolz auf solches Heft wie ein Vater auf das Heft mit guter Note, das ihm der Junge aus der Schule heimbringt.

Seine Zeitschrift war seine Welt. Mit nie erlahmender Schöpfer-Passion formte und besserte er sie. Zweiundzwanzig Jahre lang, Woche um Woche — sechs Tage arbeitete er, am siebenten aber, da arbeitete er auch — erstand unter seinen Händen diese kleine Welt, in der die große sich spiegelte. Anfangs nur indirekt, mit ihren Spiegelbildern, wie die Bühne sie auffängt, dann auch gradezu, ohne optischen Umweg über das Theater.

In seiner letzten Zeit trat der Schriftsteller S. J. gegen den Redakteur S. J., der Theaterkritiker gegen den Politiker immer mehr zurück. Er zog die Nutzanwendung aus der Erkenntnis, daß Geschriebenes nichts tauge, wenn es zu nichts anderm taugte, als gelesen zu werden. Er wollte Wirkung:



S. J.

Ein bisher unveröffentlichtes Bild aus dem Jahre 1918

das Gefallen kam erst in zweiter Linie. S. J. härtete und schärfte seine Zeitschrift zum Instrument gegen Dummheit und Grausamkeit, die auch noch post bellum Zeitregenten sind. In der „Weltbühne" traten jetzt Literatur und Kunst — (das Feld, auf dem S. J.'s Feder so schön und sicher ihre Kreise zu ziehen wußte) — zur Politik in das Verhältnis: Luxus zum Notwendigen.

Er war, auch wenn seine Schreibe-Potenz ungenützt blieb, doch immer, in des Wortes vollem Sinn: die Seele des Ganzen. Sie schlüpfte in den Körper, den er die andern bauen ließ, gab ihm die inzitierende „Lebendigkeit", die der böseste Feind dem Blättchen nicht absprechen konnte.

Das Erstaunlichste an der Beziehung S. J.'s zu seiner ‚Weltbühne' war, mir zumindest, der nie beirrte, nie schwankende Glaube an die eigne Arbeit, sozusagen: die Konstante der Wichtigkeit in der Einstellung zu ihr. Zweifel an der Sache, der er sich nun einmal ergeben hatte, waren ihm fremd. Niemals erschien ihm das Zeichen, unter dem er kämpfte, als Fragezeichen. Niemals sank der Lust-Ertrag, den ihm seine Tätigkeit brachte, unter Null. Er kannte die Minuten der Finsternis nicht, wenn der Schatten des großen Nonsens über die Seele fällt. Er gehörte zu den Glücklichen, die Boden finden im Bodenlosen.

Aber so hat es wohl zu sein, damit Menschengeist und Menschenhänden was Rechtes gedeihe. Wer ins Weite wirken will, muß fest und gut in seiner Enge sitzen.

Der Marquis von Keith von S. J.

Aus der ‚Welt am Montag' vom 14. Oktober 1901

Residenz-Theater. Frank Wedekind ist in Berlin durchgefallen. Die Premierenrotte, die gestern und vorgestern den elendesten Theaterhandwerkern dankerfüllt zugejauchzt hat, hat ihn ausgelacht, weil sie ihn buchstäblich nahm, weil sie für Unvermögen, für unfreiwillige Komik hielt, was feinstes Raffinement und hohnvoller Zynismus ist. Sie haben wirklich den Maßstab toter Schablone und dürrer Vernünftelei an ein Werk gelegt, das dem Haß gegen die unveränderte, niemals wechselnde Einförmigkeit der dramatischen Formen seine künstlerische Gestalt dankt und dem zersetzenden Geist eines Menschen entstammt, dem es innerstes Bedürfnis ist, mit grinsendem Humor das Weltspießertum zu verspotten. Die stets nur sich, ihre eigne ärmliche Existenz lebenswahr, naturgetreu, leibhaftig auf Brettern sehen wollen, die nicht die Welt bedeuten, stehen fassungslos und schnell zu rohem Spott geneigt vor dem neuen Bemühen eines Dichters, dramatische Karikaturen zu schaffen, Figuren, deren Umrisse durch Übertreibung und Unterstreichung der wesentlichen Züge verzerrt sind, deren Gesamteindruck der der Fratzenhaftigkeit sein soll. Bewußte Kunstübung ist es, eine burleske Farce zu gestalten im paradoxen Hinundherschnellen diabolischer Witze, prasselnder Bosheiten, närrisch-phantastischer Geistesblitze das Variété des Lebens wie in

einem Hohlspiegel aufzufangen, klaffende Widersprüche zwischen Worten und Taten ungelöst zu lassen, mit allen Gefühlen und Gedanken ein wirbelndes Gaukelspiel zu treiben. Und nur ein Ermatten des Könnens bedeutet es, wenn im „Marquis von Keith" der Plunder so viel Raum einnimmt wie die schillernden Arabesken, wenn die hohlen, leeren Strecken sich so dehnen, wie die prickelnd übermütigen, wenn die Bälle, mit denen Wedekind nach Belieben jongliert, ebenso häufig farblos wie glänzend sind. Aber der Stil ist gewahrt, der Stil der Groteske, und es ist kein Zeichen für die Verfeinerung unsres Geschmacks und kein Beweis von Unterscheidungsfähigkeit, wenn eine tolle abenteuerliche Eulenspiegelei wie die Höllenfahrt des verwegenen Überhochstaplers von Keith so verkannt werden kann. Mitschuldig ist freilich die Aufführung, die grade bei einem Autor zu verdoppelter Anstrengung verpflichtet gewesen wäre, der sich so wenig um die optique du théâtre sorgt wie Wedekind. Was beim Lesen unfehlbar einschlägt, das wirkt von der Bühne herab teils gar zu kraß, teils ganz zerfahren, weil die wichtigen Rollen von Herrschaften agiert wurden, die wohl in angepaßte Röcke zu schlüpfen vermögen, aber jeder eigenschöpferischen Gestaltungskraft bar sind. Einer hätte den Marquis von Keith verkörpern, einer hätte diese folie sensationiste in sprühendes Leben umsetzen können: Friedrich Mitterwurzer. Er, dessen sprunghafte, unberechenbare, fascinierende Genialität so viel Verwandtschaft mit der Wedekindschen Kunst hatte, er hätte all den genialischen Wirrwarr, dieses Gemengsel von Beaumarchais, Grabbe und Th. Th. Heine, in eine höhere Einheit zusammengefaßt. Im Residenz-Theater aber sahen wir nur die plumpen Spektakelkünste einer Provinzregie, und, in der Hauptsache, die Stümpereien ahnungsloser Mimen, die zum Teil das Memorieren überflüssig gefunden hatten — und Frank Wedekind mußte es büßen.

Der Kritiker S. J. von Harry Kahn

Kritik: das ist keine Tätigkeit, kein Beruf; das ist eine Veranlagung, eine Verhaltungsweise. Man ist kritisch, wie man musikalisch oder mathematisch ist. Es ist eine Einseitigkeit, eine Hypertrophie, fast eine Krankheit. Die Krankheit des zu den Erscheinungen Ja-und-Nein-Sagenmüssens: jubelndes Ja, vernichtendes Nein. (Man mag Den verdammen, der daraus ein bürgerliches Métier macht; dann muß man aber konsequent sein und auch den Konzertvirtuosen und den Astronomen verdonnern.) Nichts müßiger als der Streit, ob Kritik Kunst oder Wissenschaft sei. Wer dies oder jenes glaubt oder behauptet, der verwechselt — aus Torheit oder Eitelkeit — Substrat und Begriff, Apparat und Absicht. Kritik hat weder zu schaffen noch zu erkennen. Kritik hat — das sagt schon ihr Name — zu scheiden, zu sichten, zu sondern; kurz: zu werten. Der Trieb dazu ist bestimmten Individuen genau so eingeboren wie andern der Schöpfungs- oder Erkenntnistrieb.

Natürlich fühlen sich viel zu Viele berufen, und natürlich sind nur die Wenigsten auserwählt. Aber das ist wohl anderwärts nicht anders. Natürlich wird viel zu viel kritisiert. Aber es wird auch viel zu viel Kunst, viel zu viel Wissenschaft gemacht: Pseudokunst, Afterwissenschaft. Doch was beweist der Jahrmarkt der Eitelkeiten, der sich Salon oder Sezession oder juryfreie Ausstellung nennt, gegen das Schaffen eines van Gogh? Ist das öde Geplapper und Geklitter, aus dem neun Zehntel unsres Universitätsbetriebs besteht, ein Argument gegen die Existenz Einsteins?

Worin besteht nun — davon abgesehen, daß sie, wenn auch meist recht kümmerlich, den Kritiker ernährt — der Nutzen der Kritik, die Wirkung selbst einer wertenden Persönlichkeit größten Ausmaßes? Gewiß, ihr unmittelbarer Effekt ist, wenn auch in seltnen Fällen nachweisbar, so doch im Allgemeinen höchst fragwürdig. Allein nur müder Kleinmut oder schulmeisternder Hochmut kann ihren mittelbaren Erfolg leugnen; ebenso wie nur Stumpfheit oder Böswilligkeit aus der Ungreifbarkeit und Unmeßbarkeit ihrer Wirkung die Nutzlosigkeit einer künstlerischen oder wissenschaftlichen Leistung folgern kann. Jedes echte Kunstwerk macht die Welt schöner; jede wahrhafte Erkenntnis macht sie heller; jede genaue Wertung macht sie reinlicher. Wenn nicht heute, so morgen, wenn nicht morgen so übermorgen. „Daß man mit ihnen (seinen theaterkritischen „Stiebeln", für die allein er sich „verinteressierte") aus dumpfer Niederung in freie Höhe, aus Nacht in Licht, aus Herzensenge in Geistesweite gelange", daran, erklärte S. J. im Vorwort zum IX. Jahr der Bühne, sei, wie am ersten Tag, jeder Atemzug seiner Existenz gesetzt.

Auch S. J., dem, wenn irgend einem deutschen Menschen dieser Zeit, mit dem Trieb zur Wertung das Vermögen, diesen Trieb zu höchster Wirkungskraft zu entfalten, in die Wiege gelegt wurde, auch ihn hat manchmal der Zweifel beschlichen, ob er nicht seinen Atem, seine Existenz an einen unwürdigen Gegenstand vergeude, in einem Kampf gegen einen chimärischen ‚Großen Krummen', an dessen zähem Gallert das tapferste „Je me bats, je me bats, je me bats" eines kritischen Bayard zur Donquichoterie werden müsse.

„Grade der berliner Theaterkritiker", so beschließt er das Vorwort zum X. Band des Jahres der Bühne, „dem es immer nur um die Sache zu tun gewesen ist, hat ja weniger Anlaß, sich geschmeichelt zu gratulieren, als sich weinend zu kondolieren. Wer ... den Zustand von 1911 mit dem von 1921 vergleicht, wird mich spöttisch fragen, was denn mein unermüdlicher Kampf genützt habe, wenn solch ein Ergebnis nicht zu verhindern war. Aber, mögen alle Künste abseits vom Tage gedeihen können: das Theater ist der Ausdruck und Abdruck des Tages, und unserm Tage entspricht so ziemlich unser Theater. Daß es ihm noch nicht völlig entspricht, ist vielleicht doch das Verdienst des unermüdlich kämpfenden Kritikers, ist sein Trost und ist sein Ansporn, auch im fünften Jahrzehnt seines Daseins für das künstlerische Theater weiterzukämpfen."

Man sieht: er hat sich nicht unterkriegen lassen von jenem Zweifel. Oft noch in dem allzukargen Jahrfünft, das ihm noch zugemessen war, mag ihn der angefallen haben; aber immer wieder hat er ihn besiegt und hat getan, was seines Amtes und was seine Berufung war auf Erden bis zu seinem letzten Atemzug; das nämlich, woran er den ersten und jeden Atemzug seiner Existenz gesetzt hatte: die Welt reinlicher zu machen.

Denn niemals war ihm das Theater ein von allem andern Tun und Erleiden der Epoche losgelöstes, zeitlos im Irgendwo und Irgendwann schwebendes Phänomen. Immer blieb ihm bewußt, daß es „Ausdruck und Abdruck des Tages", d. h. aesthetische Spiegelung des ethischen Stands der Zeit sei; stets suchte er die Wechselbeziehungen und Wechselwirkungen zwischen Bühnenkunst und Lebenskultur zu ergründen, darzustellen, die eine an der andern zu messen, zu werten und durch das jubelnde Ja oder das vernichtende Nein, das er für den Befund hatte, zu beeinflussen. Man sehe sich die in diesem Heft abgedruckte Kritik des Zwanzigjährigen aus der Welt am Montag' an: zuallererst werden da einmal dem Publikum die Leviten gelesen, der „Premierenrotte", die Wedekind hat durchfallen lassen. Die härtesten Worte hat er immer für die, wenn man so sagen darf, sozial-ethischen Faktoren des Theaters, Zuschauer und Bühnenleiter gehabt, so wenig sanft er auch mit seinen individual-aesthetischen, Dichtern und Schauspielern, verfahren ist. Man hat ihm oft vorgeworfen, seine Kritik überschreite die Grenze, wo das sich dem öffentlichen Urteil darbietende Künstlertum eines Menschen aufhöre und dessen privates Dasein beginne; sie werde „zu persönlich". Er hat das nur dann getan, wenn ihm die Person eine so charakteristische Zeiterscheinung dünkte, daß er in ihr, durch sie die Zeit traf. (Wobei „treffen" im Sinn des Schützen und des Photographen zu verstehen ist.) Wenn er eine besondere in den ersten Nachkriegsjahren allgemein gefeierte Darstellerin, deren von keinem Herzenston beschwingte Simili-Dämonie, deren auf die dümmsten Instinkte kalt berechnete Kitsch-Raffiniertheit noch heute von einem Teil der Kritik und des Publikums ernstgenommen wird, als die „Schauspielerin für Kriegsgewinnler" bezeichnete, so sagen diese drei Worte zur Charakteristik der Verehrer mehr aus als zu der der Verehrten und damit mehr über den Geistes- und Geschmackszustand der Inflationszeit als drei Wälzer zünftiger Kulturhistoriker.

Der Theaterkritiker S. J. hat auf deutschem Sprachgebiet eigentlich nur einen Vorgänger: seinen über alles geliebten Fritz Mauthner (den er selbst neben Paul Schlenther auch stets als seinen Meister bezeichnete). Schärfer noch als der Lehrer aber hat der Schüler gezeigt, daß Theaterkritik Kulturkritik nicht nur sein kann, sondern daß sie es auch sein muß, will sie nicht tatsächlich in Nutz- und Wirkungslosigkeit versanden. Theaterkritik als Kulturkritik treiben aber vermag nur Der, dem in jeder Minute, die er vor den Brettern verbringt, bewußt bleibt, daß sie wirklich die Welt bedeuten, daß

die noch so lauten, noch so bunten Vorgänge auf ihnen bestenfalls belanglose Spielereien sind, wenn sie nicht von sich weg, über sich hinaus auf die Welt jenseits des Rundhorizonts deuten. Nur Der, mit einem Wort, dem sich, gleich S. J., die Schaubühne weitet zur Weltbühne.

Der Wendepunkt von S. J.

Vorwort zum ‚Jahr der Bühne', IX. Band, 1919/20

Von jeher hab ichs mit Hauptmanns Schuster Fielitz gehalten, der da, im ‚Roten Hahn', verkündet: „Ick verintressier mir for meine Stiebeln — for wat andret verintressier ick mir nich." Meine Stiebeln — das waren Jahre lang, ein Jahrzehnt, anderthalb Jahrzehnte lang die künstlerischen Angelegenheiten des deutschen Theaters. Ich war ganz in sie verkrochen. Ich nahm sie so wichtig, wie die Theaterleute selber sie nahmen, sie nehmen müssen (und wieder nehmen sollten, denn gegenwärtig ist ihnen ja der Film wichtiger). Ich gehörte sozusagen zum Bau. Mit mir konnte man ungenierter umgehn als sonst wohl mit Kritikern, denen ein Schauspieler oder Regisseur sich schön hüten wird, die Wahrheit zu sagen, auf daß er nicht die Spuren seiner unangebrachten Aufrichtigkeit in der nächsten Kritik entdecke. Meine Sachlichkeit, meine Freude an der Sache, meine Liebe zur Sache schloß jede Eitelkeit aus. Die Opfer meiner Kritik verstanden mich meistens: sie wußten, daß ich Erb- und Erzfeind im Grunde ihr bester Freund war. Die unbeteiligten Leser und die zünftigen meiner Kritik verstanden mich seltener: für die Mehrzahl von ihnen glich ich einer Panoptikumsfigur, einem Jäger etwa, der starr und unbeweglich seine Flinte auf ein unverrückbares Ziel gerichtet hat. Und sie bemühten sich, an mir herumzudoktern und eine Entwicklung zu erzwingen, die wertlos war, wenn sie nicht organisch war. Was lebt, will wachsen und wächst ohne Menschenhilfe.

Anno 1913 hob ich den Kopf aus meiner Schaubühne und fing langsam an, zu bemerken, daß sich über ihren Soffitten ein Himmel wölbt und jenseits von ihren Kulissen ein ziemlich großes Reich dehnte. Nachträglich ist das leicht zu sagen: aber wahrscheinlich hatte ich eben doch in den Nerven, daß sich Ereignisse vorbereiteten, die Keinem mehr erlauben würden, durch Scheuklappen seinen Blick auf ein Sonderfeld beschränken zu lassen. Es erschien mir wie eine Verfälschung des Weltbilds, jede Woche zweiunddreißig Seiten, und wären es die erfülltesten und durchblutetsten, an das Theater zu wenden; und es erschien mir wie eine Publizistenpflichtverletzung, in einem Volke, für das sein unpolitischer Sinn eine Lebensgefahr war, diese zu vergrößern, indem ich nicht jede Woche auf der Hälfte oder zwei Dritteln der zweiunddreißig Seiten die Erweiterung des Horizonts anstrebte. Ist das tadelnswert? Ach, darüber, daß ich dergleichen zu versuchen nach meinen Kräften begonnen habe, sind nun sieben Jahre vergangen, und da ich weder die Entstehung des Weltkrieges, noch Deutschlands Niederlage, noch die Versumpfung der Revolution verhindert habe, so bekomme ich zu hören, daß die Beschäftigung mit den untheatralischen Dingen des menschlichen Daseins meinen Horizont nicht erweitert, sondern

getrübt habe, und daß meine Theaterkritiken darunter litten, und daß ich löblich täte, die ‚Schaubühne' wiederherzustellen, damit sich die Schaubühne schneller erhole; und was solcher weiser Ratschläge mehr sind.

Leider ist mir weder zu raten noch zu helfen. Man lese unvoreingenommen die ‚Weltbühne' vom 9. Dezember 1920 nach der ‚Schaubühne' vom gleichen Datum des Jahres 1912 und das neunte ‚Jahr der Bühne' nach dem ersten. Keine Einzelkritik wird an Schärfe je meine Selbstkritik übertreffen. Aber wer die Gesamtfortschritte der Zeitschrift und ihres Herausgebers leugnet und sich der verhundertfachten Wirkung seiner redaktionellen und schriftstellerischen Tätigkeit verschließt, der mag ebenso glaubhaft behaupten, daß ein Streichholz denselben Umkreis erhelle wie eine Bogenlampe. Ick verintressier mir noch immer for nischt andret wie vor meine Stiebeln. Der Unterschied ist nur der, daß ich ein sehr viel reicheres Lager als früher führe, und daß ich mir jetzt auch dafor verintressiere, woraus Stiebel entstehen, welches der Weltmarktpreis des Leders ist, und was davon auf die Arbeiter fällt. Die Hauptsache freilich bleibt, ob man in meinen Stiebeln gehen kann. Daß man das könne, und daß man mit ihnen aus dumpfer Niederung auf freier Höhe, aus Nacht in Licht, aus Herzensenge in Geistesweite gelange: daran ist, heut wie am ersten Tage, jeder Atemzug meiner Existenz gesetzt.

Im Dezember 1920

Auf die Weltbühne von Theobald Tiger

Aus Nr. 14 Jahrgang XIV (4. April 1918), als aus der ‚Schaubühne' die ‚Weltbühne' wurde.

Mein gutes Blatt! Wie hast du dich verändert!
Den Musentempel schließt du beinah zu;
mit Politik, Kunst, Wirtschaft dicht bebändert,
so geht dein Vorhang auf: auch du, mein Kind, auch du?
Du willst dich gleichfalls in den Strudel stürzen?
Randstaaten? Westfront? Die Veränderungswahl?
Nur eines kann mir meinen Kummer würzen:
Es war einmal . . .

Es war einmal . . . da glaubten wir noch Beide
an Kunst und an Kultur, an Menschentum —
an deine ziegelrote Wand schrieb ich mit Kreide
die Namen meiner Lieben an zum Ruhm.
Wir dachten: essen und organisieren
sind Selbstverständlichkeiten, tief im Tal —
und auf den Bergen gehen wir spazieren . . .
Es war einmal . . .

Du lieber Gott, wie hat sich das gewandelt!
Wir schuften, bis dem Land die Schwarte knackt.
Und kein Professor, der nicht gerne handelt
mit weichem Klitschebrot, das er sich backt.
Es war einmal . . . Glück auf zur neuen Reise!
Eng wars einmal — heut bist du bunt und weit.
Doch kehr' noch manchmal dich zurück im Kreise
zur alten Zeit!

Schachtkrisis von Morus

Die Neuwahl des Reichsbankpräsidenten

Keine Bange: nicht um eine Krise des Reichsbankpräsidenten Hjalmar Schacht handelt es sich. Der bleibt uns erhalten, auch wenn im nächsten Jahr die Neuwahl des Bankpräsidenten fällig ist. Zwar braucht nach dem Bankgesetz Herr Schacht neun von den vierzehn Mitgliedern des Generalrats der Reichsbank zu seiner Wiederwahl, und von diesen neun Stimmen müssen sechs von den deutschen Generalratsmitgliedern stammen. Da Schacht selbst Mitglied des Generalrats ist und sich in dieser Eigenschaft seine Stimme gewiß nicht versagen wird, müßten also schon zwei der andern deutschen Generalratsmitglieder gegen ihn votieren — denn die Stimmen der Ausländer sind ihm sicher. Aber wer sind diese Herren?

Hier die Liste: der kölner Bankier Louis Hagen, der berliner Bankier Franz von Mendelsohn, der münchner Geheimrat Franz Renshard von der Bayrischen Hypotheken- und Wechselbank, der Direktor Franz Urbig von der Diskontogesellschaft, der hamburger Bankier Max M. Warburg und der Direktor der Deutschen Bank, Oskar Wassermann. Der Form nach werden die deutschen Generalratsmitglieder, wie die Aufsichtsräte einer beliebigen Aktiengesellschaft „von den die deutsche Reichsangehörigkeit besitzenden Anteilseignern der Reichsbank gewählt oder, soweit die Satzung ein Kooptationsrecht vorsieht, bestätigt". Tatsächlich ist es ein Ausschuß der deutschen Haute-finance, bestehend aus drei Großbankiers und drei Bankdirektoren. Herr Schacht müßte wohl schon etliche „Schwarze Freitage" ohne Voranmeldung veranstalten, bevor zwei von diesen sechs Wahlmännern es wagen würden, gegen seine Wiederwahl zu stimmen.

Der Reichsbankpräsident ist, wie man sieht, nicht der Vertrauensmann des deutschen Volkes und nicht einmal derjenigen Kreise, die man so gemeinhin „die Wirtschaft" nennt. Auch nicht die Bestätigung durch den Reichspräsidenten ist für seine Ernennung Vorbedingung. Er ist geduldet vom Ausland und im übrigen der Vertrauensmann des Finanzkapitals — weiter nichts. Um so ungeheuerlicher, daß Doktor Schacht sich als Vormund der gesamten öffentlichen Finanzen etabliert und eine Anleihepolitik macht, die zwangsläufig in eine Wirtschaftskrise hineintreibt. Seit der bochumer Rede besteht kein Zweifel mehr: was sich da unter seiner Aegide abspielt, ist der Kampf des Privatkapitals gegen die öffentliche Hand, der Profitwirtschaft gegen die Sozialwirtschaft, des Großkapitalismus gegen die Masse der Kleinen.

Wo aber mag wohl Herr Dr. Schacht seine unerschütterliche Meinung von der Überlegenheit der Privatwirtschaft gegenüber der öffentlichen Wirtschaft herhaben? In den letzten vier Jahren, seitdem er, ausgerüstet mit fünffachem Kanzlergehalt — wofür man sogar schon ein kleines Stadion bauen kann — die Reichsbank regiert, hat er sich ja meistens mit andern Problemen beschäftigen müssen. Vorher freilich hatte er ausgiebig Gelegenheit, Einblick in das Tun und Trei-

ben der deutschen Privatwirtschaft und ihrer „fähigen und moralisch hochstehenden Wirtschaftsführer" zu nehmen, denn auf seinen Schultern lasteten nicht weniger als 64 Aufsichtsratsposten. Bei der Ernennung zum Währungskommissar hat Schacht selbstverständlich alle diese Würden und Bürden niedergelegt, und manches der Schäflein, die er früher behütete, mag ihm inzwischen aus den Augen gekommen sein. Deshalb erscheint uns eine kleine Erinnerung an die Stätten seiner frühern Wirksamkeit am Platze:

Der Deutschen Evaporator A.G. des Herrn Litwin, früher ein Glanz- und Mittelstück Schachtscher Industriefinanzierung, ist inzwischen der Dampf ausgegangen; die Motoren-Werke Mannheim, vorm. Benz, haben im vorigen Geschäftsjahr einen Verlust von 3,4 Millionen Mark ausweisen müssen; die Frankonia A.G. hat zur selben Zeit 1½ Millionen Mark verloren; die Bing-Werke waren zu einer Sanierung und Zusammenlegung ihres Aktienkapitals im Verhältnis 4 : 1 gezwungen; die Gebrüder Schöndorf A.G. mußte sich einer Sanierung und Kapitalzusammenlegung im Verhältnis 3 : 1 unterziehen; die Firma Julius Sichel mußte sich unter Geschäftsaufsicht begeben; die Grünewald-Rintz-Werke haben ihr gesamtes Aktienkapital verloren; die Firma I. Mehlich schloß 1925 mit Verlust ab, und einen noch höhern Verlustsaldo wies die A.G. für Filmfabrikation auf.

Dies nur ein kleiner Auszug aus der Verlustliste der Gesellschaften, deren Verwaltung früher Herr Schacht angehörte — das Register ließe sich noch um ein ganzes Stück verlängern. Sind alle diese großen und kleinen Unglücksfälle dadurch entstanden, daß der Aufsichtsrat Schacht den Gesellschaften fehlt, oder sollten gar die städtischen Schwimmbäder und Grünanlagen daran schuld sein, die dem Reichsbankpräsidenten so viel Kummer bereiten? Wahrscheinlicher ist doch schon, daß auch in der Privatwirtschaft die Güter der Nation nicht immer tadellos aufgehoben sind. Was in den letzten Jahren vom Staat und von den Gemeinden unnötig vergeudet worden ist — in den meisten Fällen übrigens zugunsten bestimmter Privatinteressenten — ist immer nur ein verschwindender Bruchteil von den volkswirtschaftlichen Verlusten, die alljährlich durch Fehldispositionen, Unfähigkeit und Profitgier in der Privatwirtschaft entstehen.

Daß, wie Herr Schacht meint, die Privatwirtschaft „ihre eigne Haut zu Markte trägt, während die Verwalter der öffentlichen Hand die Haut ihrer wirtschaftenden Bevölkerung zu Markte tragen", ist im Grunde einerlei. Denn zum Schluß sind es doch immer dieselben Packesel, die sich für die Fehler der andern schinden lassen und die auch die Schachtkrise werden ausfressen müssen. Aber diese minderwertigen Existenzen sind, gottlob, im Generalrat der Reichsbank nicht vertreten.

Unterhändler Hermes

Was muß man sich in Deutschland leisten, um sich für ein öffentliches Amt endgültig unmöglich zu machen? Fragen Sie bei Republikanern nach. Aber fragen Sie nicht Herrn Andreas

Hermes. Der hat zwar als Finanzminister die größte Inflation der Weltgeschichte hervorgerufen, hat die gesamten Staatsausgaben mit der Notenpresse beglichen und hat sich gegen die Einführung von Goldsteuern noch gewehrt, als kein Schuster mehr in Papiermark rechnete. Aber diese historische Leistung, die Hermes unsterblich machen wird, hat seinem Ruf in deutschen Landen nichts geschadet. Denn Herr Hermes genießt unentwegt die Protektion des achtzigjährigen Herold und einiger jüngern Kirchenlichter des Zentrums; und wer von dieser Seite erleuchtet ist, auf den fällt kein Schatten der Vergangenheit.

So konnte dieser treffliche Finanzmann alsbald wieder ins Parlament einziehen, war der berufene Richter, um im Untersuchungsausschuß des Landtags adelige Finanzskandale aufzuklären und hatte — hoppla, wir leben — eins, zwei, drei ein Bündel erstklassiger Posten an der Hand. Es fiel schon gar nicht mehr auf, als die Reichsregierung ihn als Mitglied der deutschen Delegation zur Weltwirtschaftskonferenz nach Genf entsandte.

Da hättet Ihr ihn sehen müssen! Wie ein Wiesel agitierte er, arrangierte Pressekonferenzen, hielt Vorträge über die Weltproduktion an Weizen und war bald des Völkerbundes erster Sämann. Das Ziel dieser Agitation war die Errichtung eines großen Agrarinstituts in Genf, zu dessen Leitung selbstverständlich kein andrer als unser Andreas Hermes berufen schien. Die Fascisten, die das verkalkte Internationale Agrarinstitut in Rom nicht aufgeben wollen, waren dagegen, und so blieb Hermes dem deutschen Volk erhalten. Ruhmgekrönt kehrte er heim. Der Verdacht, er mache sich die Zollketzereien des Professors Sering zu eigen, war durch seine smarten genfer Reden glänzend widerlegt, selbst die Aufpasser vom Reichslandbund mußten ihm das beste Zeugnis ausstellen.

Nun stand der weitern Karriere kein Hindernis mehr im Weg. Wäre in Preußen ein kleiner Ruck nach rechts möglich gewesen, so hätte man Hermes gewiß schon wieder ins Kabinett geholt. Da sich dies leider noch nicht machen ließ, mußte er nach einen andern Posten Umschau halten. Kanns für einen Mann von solchen Qualitäten einen geeignetern geben als die Leitung der deutsch-polnischen Handelsvertragsverhandlungen in Warschau? Nach zwei Jahren Zollkrieg, die zuletzt Schacht fleißig dehnen half, hat Stresemann die politischen Kalamitäten beiseite geräumt. Die deutschen Industriellen sind, mit Ausnahme einiger Kohlenmagnaten, für den Handelsvertrag, sogar der Reichsverband der Deutschen Industrie setzt sich dafür ein. Nur die großen Herren der Landwirtschaft sind dagegen. Wen schickt man, folgerichtig, zu den Handelsvertragsverhandlungen? Wenns schon nicht der im Zollkrieg erprobte Turnvater Lewald sein kann, nun, einen Vertrauensmann jener Kreise, die den Handelsvertrag nicht wollen, einen ausgesprochenen Vertreter der Agrarinteressen, und da kann man gewiß keinen bessern finden, als den Dr. Hermes. Und wenn wir jetzt bis Weihnachten keinen Handelsvertrag bekommen, na, dann haben eben die verdammten Polen schuld.

Bemerkungen

Der Exober

Der Exoberreichsanwalt Ludwig Ebermayer, Republikaner angeblich, könnte, wenn er eine Persönlichkeit wäre, die Bewegungsfreiheit, die sein A.D.-tum ihm gewährt, benutzen, um die Aussichten gewisser fortschrittlicher Bestrebungen auf dem Gebiete des Strafrechts dadurch zu erhöhen, daß er seine bis weit rechts unbestrittene wissenschaftliche Autorität für sie in die Wagschale würfe. Ja, Törtchen.

„Persönlich stehe ich auf dem Boden des Entwurfs" (will sagen der skandalösen Strafgesetzvorlage, die ich unlängst hier abschilderte) — so lautet sein letztes Wort in der Besprechung, die er unserm Gegen-Entwurf kürzlich gewidmet hat. „Persönlich stehe ich auf dem Boden ...": eine Begründung ist dieser hochinteressanten Indiskretion nicht beigebogen. Unsre sachlichen Argumente zu entkräften wird mit keiner Silbe versucht. Sich in dialektische Unkosten stürzen — is nich. Wer ein Schulbeispiel für oberflächliches (ich möchte höfliche Psychologie machen), aus Hochmut ungeistiges, glattes, plattes, bequemes, billiges, journalistenhaftes Stellungnehmen zu einer geistigen Begebenheit kennen lernen möchte, der schlage Herrn Ebermayers Besprechung ‚Sittlichkeit und Strafrecht' in Nummer 43 der ‚Deutschen Medizinischen Wochenschrift' auf.

Wem zu diesem Vergnügen Zeit, Geld oder Gelegenheit fehlt, dem möcht ich wenigstens drei Rosinen aus dem Kuchen polken.

Unser Gegenentwurf gehe davon aus, „daß das Strafrecht lediglich die Interessen des Einzelnen und der Gesellschaft gegen Angriffe zu schützen habe und daß auf dem Gebiete des Geschlechtslebens nur die freie Selbstbestimmung des Menschen, seine Gesundheit und der Schutz des Geschlechtsunreifen in Frage kommen". In der Tat, davon gehn wir aus; das ist ganz richtig dargestellt. Aber, fährt Herr Ebermayer fort, „sollten wirklich nicht noch andere rechtsschutzwürdige Interessen vorhanden sein; sollten Gemeinwohl, Rechtsbewußtsein, sittliche Grundanschauungen, Reinheit des Volkslebens usw. nicht auch des Schutzes bedürftige Rechtsgüter bilden?"

Als ob unser Gegenentwurf diese Frage nicht präzis beantwortet hätte! Das „Gemeinwohl" (welches freilich meist so blöd vorgeschoben wird, daß einem gemein unwohl werden kann) ist allerdings, seiner Idee nach, ein rechtsschutzwürdiges Interesse; es ist nämlich nichts andres als jene auch von uns, wie Ebermayer fünf Zeilen vorher anerkennt, als rechtsschutzbedürftig anerkannten „Interessen der Gesellschaft".

„Rechtsbewußtsein" — das ist freilich kein Interesse; das Rechtsbewußtsein gewisser Schichten, selbst breiter Massen, kann irren. Der Erkennende hat es zu modeln; nicht sich ihm zu beugen; anders wäre Fortschreiten, wäre Mutation des Rechts überhaupt nicht möglich. Denn das Rechtsbewußtsein des undenkenden, des Durchschnittsmenschen bildet sich nicht durch ethische Ideen, sondern bildet sich durch die Normen, die im positiven Recht kristallisiert sind. Das positive Recht gestaltet den Inhalt des Rechtsbewußtseins der Vielen; das Rechtsbewußtsein der jeweils Wenigen, die vorgeschritten sind, hat die Aufgabe, das positive Recht immer wieder umzustalten. Wohin sollte es führen, wenn das „Rechtsbewußtsein" eines Kanauken aus der Oberpfalz oder aus Hinterpommern, der geistig ins siebzehnte Jahrhundert gehört, vom Staat als ein „Interesse" anerkannt würde, dessen Verletzung strafrechtlich zu schützen wäre? Ein schon nicht mehr demokratisches — ein idiotokratisches Prinzip!

„Sittliche Grundanschauungen": da verschiedene Kreise der Nation verschiedene haben, bleibts eine Anmaßung der einen, den andern die ihren aufzuzwingen. Den Asketen sperrt der Libertiner nicht ins Zuchthaus; den Libertiner, falls er weder ein Einzelwesen noch die Gesellschaft schädigt, ins Zuchthaus zu sperren, ist eine asketische Unverschämtheit. (Und es muß noch lange kein Libertiner sein, den diese Unverschämtheit ins Zuchthaus sperrt.)

„Reinheit des Volkslebens" — ich glaube, man erhärtet den erweichtesten aller käsig zersetzten Moralsätze: daß Sexualität als solche eine Schweinerei, nämlich „unrein" sei, nicht dadurch, daß man ihn wiederholt ... schlicht, begründungslos, als wüßte man gar nicht, daß er seit langem von den Tiefsten bestritten wird.

— Dies die eine Rosine.

Die andre: daß, was unser Gegenentwurf für die Abschaffung des Gebärzwangs vorbringt, „durchweg nicht neu" sei. Welch ein Argument! Einen Variété-Akt haben wir allerdings nicht veranstalten wollen. Schlimm genug, daß der regierende konservative Klüngel uns zwingt, immer von neuem Erkenntnisse auszusprechen, die längst Gemeingut aller Denkenden sind. Ein Sklave wird gepeitscht, grausam, grundlos, und er schreit, schreit, schreit. „Dieser Schrei ist nicht originell", äußert, als er ihn zum hundertsten Male hört, der Sklavenhalter ... und peitscht weiter.

Nun aber die dritte Rosine. Sie betrifft die Frage der Strafbarkeit des homosexuellen Verkehrs. Herr Ebermayer hat vor etlichen Jahren einmal Vernünftiges hierzu geäußert: in derselben ‚Deutschen Medizinischen Wochenschrift'! „Der lediglich in Betätigung einer tiefinnerlichen konstitutionellen Anlage Handelnde handelt nicht schuldhaft" ... „und strafbar ist nur, wer schuldhaft handelt."

Heute tritt Herr Ebermayer für Aufrechterhaltung des § 175 (§ 296 des Entwurfs) ein. Was tun? Wie sich aus der Schlinge dieses Widerspruchs ziehn? Sehr einfach. „In Fällen erwiesener konstitutioneller Anlage werden unter Umständen die Bestimmungen über Zurechnungsfähigkeit in Frage kommen können. Dazu bedarf es keiner besondern Bestimmung." Mithin (von der Matschigkeit des Begriffs „unter Umständen" zu schweigen): der Homosexuelle als Unzurechnungsfähiger.

Das wäre zur Not zu diskutieren, wenn in den Paragraphen über Zurechnungsfähigkeit, dem Vorschlage unsres Gegenentwurfs gemäß, der Passus eingesetzt würde: „oder durch krankhaft bedingten abnormen Zustand des Verstandes- oder des Gemüts- oder des Trieblebens"; aber gerade Herr Ebermayer ist es, der diese Erweiterung des Begriffs der Zurechnungsfähigkeit (über das Intellektuelle ins Emotionelle) ablehnt. Er will es bei „krankhafter Störung der Geistestätigkeit oder Geistesschwäche" bewenden lassen. Er behauptet also, der auf Grund seiner Konstitution gleichgeschlechtlich Liebende sei geistesgestört oder sei geistesschwach.

Oberreichsanwalt a. D. Ludwig Ebermayer hat einen Sohn; der heißt Erich und ist ein Dichter. Erich Ebermayer hat einen Novellenband ‚Doktor Angelo' veröffentlicht, der in packender, ja in erschütternder Weise Schicksale von Homosexuellen gestaltet. Dieses Buch ist nicht weinerlich noch weibisch, sondern voll von Schönheit, Frische und männlicher Tragik, und ganz bestimmt das Zeichen tiefer psychologischer Einsicht. Vater Ebermayer sollte einmal beim Sohn Ebermayer anfragen, ob der konstitutionelle Homoerotiker geistesgestört sei (oder geistesschwach); und ob, falls ers nicht ist, sich seine Einlochung empfehle. Mir scheint, der Sohn versteht von dieser Frage mehr als der Vater und könnte ihn zum Segen für Hunderttausende sinnlos Verfolgter wirksam belehren.

Kurt Hiller

Der andre

Für wen bin ich eigentlich unglücklich? Für wen verpasse ich alle Gelegenheiten, alle großen Lose, alle günstigen Zuganschlüsse? Für wen verpatze ich das alles? Wenn es eine Wahrscheinlichkeitsrechnung gibt, dann muß doch auch eine andre Seite sein; ich werfe die schwarzen Scheiben, gut, aber einer muß doch dann auch die weißen werfen? „Unter 2785 Würfen sind nur 2..." Gemacht. Ich bin unter den 2783, die helfe ich auffüllen, Komparse fremden Glücks, Hintergrund glatter Aktschlüsse des andern.

Muß der ein Glück haben —!

Wir sind, denke ich, miteinander verbunden wie die Figuren an den alten Wetterhäuschen: wir stehn auf einem gelenkigen Brettchen, und wenn ich ins Haus zurücktrete, tritt er hinaus... Immer ist er draußen, das Luder.

In den letzten Jahren, zum Beispiel, wohnt er immer auf der Sonnenseite, hat von morgens elf Uhr bis abends sechs Uhr Sonne in seinem Arbeitszimmer; er arbeitet in der äußersten Stille, manchmal macht er Krach, läßt den Grammophon laufen, liest sich laut etwas von Edschmied vor, spült sich dann den Mund aus... nur um etwas Leben in die Bude zu bringen. Wenn er einen Untergrundbahnhof betritt, zischt, kaum hat man sein Billett geknipst, der Zug herein, den er benötigt — keine Sekunde wartet er. Die Damen fliegen ihm zu und, worum ich ihn besonders beneide, sie fliegen auch wieder davon; wenn er sich Geld wünscht, bekommt er es nicht in drei Monaten, wo es ihm nichts mehr nützt, sondern er hat es zur Zeit; seine Verleger tun etwas für seine Bücher — daß dem Kerl nicht ganz unheimlich wird! So viel Glück hat er in den letzten Jahren.

Ich bin es, der es ihm gibt. Er hat es nur durch mich. Damit die göttliche Wahrscheinlichkeitsrechnung aufgehe, verpasse ich die Züge, die er erwischt; horche ich den Lärm auf, um den er herumwohnt; gewähren sich mir plappernde und bunte Frauen und versagen sich zur Unzeit, wie kann man so undelikat sein, dergleichen aufzuschreiben; für mich geht alles schief, damit es ihm grade gehe. Bedankt er sich —?

Weiß er überhaupt etwas von meiner Existenz; von meiner unendlichen Arbeit, mit dem ich ihm das Unglück abnehme und mir aufbuckle? Ahnt er denn, daß ich ihm Hilfsstellung leiste, daß ich die punktierte Linie bin, mit der man in der Quarta geometrische Sätze bewies, nachher wurde sie wieder wegradiert, und beschämt und bewiesen stand der Pythagoras da? Weiß er das?

Er geht herum, dieser Großkotz, und sagt: „Mein Instinkt, müssen Se wissen..." Du Affe. Du Prahlhans. Du Luftballon des Glücks. Ich trage dich, ich stütze dich, ich ermögliche dich — ohne mich wärst du nicht da, ohne mich wärst du eine Null, ein Krümel, hör doch! Meine Stimme dringt aus einem tiefen Brunnenschacht, tief unten, wo der vom Fremdenführer geworfene angezündete Fidibus verlöscht, hocke ich, rufe dumpf herauf, und der Hall dringt zu keinem Glücklichen.

Kaspar Hauser

Peter Pan

Im Kensington-Park haben die Erwachsenen ein Denkmal für den Kindergott Peter Pan aufgestellt, aber das ist ganz falsch, und die londoner Kinder wissen das auch ganz genau: Sie sehen sich den schlanken Jungen mit seiner Flöte gar nicht an. Der richtige Peter Pan ist ganz anders: Erstens spielt er nicht eine Flöte, wie man sie auf jedem Jahrmarkt kaufen kann, sondern er hat sie sich selber aus Schilfrohren zusammengebunden, und zweitens hat er gar keinen kleinen Kittel an, sondern er ist ein dickes nacktes Baby, das sein Hemdchen längst verbraucht hat, teils um sich ein Segel für sein Boot zu machen, teils um es den Vögeln für ihre Nester zu schenken. Peter Pan ist als ganz kleines Baby seiner Mutter davon-

geflogen, weil er gar nicht daran zweifelte, daß er fliegen könnte, und was man ganz fest glaubt, das kann man auch. Und dann ist er zu der Insel im Serpentinenteich zurückgeflogen, von wo alle kleinen Kinder in London kommen. Dort ist er seit vielen, vielen Jahren, er wird nicht älter, weil der Hyde-Park nicht älter wird. Hyde-Park und Kensington-Park bleiben wie sie immer waren: Das ist der breite Baby Walk, wo man nicht laufen kann, die Luftballonfrau am Hyde-Park Corner, die Promenade der vornehmen Kinder, von den normalen kurz die „Affen" genannt, weil sie sich benehmen wie die Erwachsenen, das „Findlinghaus", wo man dem Aufseher erzählen kann, daß man verloren sei, und der findet einen dann, und der Rundteich und der Spielplatz und all die Bäume und Tore, die bei den Kindern ihre eignen Namen haben.

Es gibt viele Versionen der Geschichte Peter Pans, zur Weihnachtszeit haben viele Theater irgend ein Peter-Pan-Stück auf dem Spielplan, aber der kanonische Text, an dem auch nicht ein Wort verändert werden darf, ist der von Barrie, und dazu gehören die wunderschönen Bilder von Rackham, von dem seitdem eine ganze Illustratorengeneration von Dulac bis Scheurich lebt. Barrie erzählt, wie Peter Pan wegflog, wie ihn der Rabe Salomo darüber aufklärt, daß er nun ein „Mitteldíng" sei, wie sich Peter ein Rotkehlchennest als Segelboot zurecht macht, wie er seine Mutter wieder besucht und findet, daß sie sich schon ein andres Baby besorgt hat, wie er den Elfen Tanzmusik macht, und schließlich, wie er sich mit der kleinen Tony, die sich im Park hat einschließen lassen, unterhält. Diese letzte Begebenheit ist vielleicht die entzückendste. Tony weiß von Peter und erkennt ihn sofort, als er dick und nackt vor ihr steht und zu ihr sagt: „Nicht weinen, kleiner Mensch!" Da weint sie gar nicht mehr, sondern läßt sich von Peter erzählen, wie er spiele. Peter hat ja nie mit Kindern gespielt und hat sich allerlei ausgedacht, aber da kommt er schön an. „Deine Art ist ganz falsch, kein ordentlicher Junge spielt so," sagt Tony zu ihm. Da wird er sehr traurig, denn es ist nicht schön, ein Mitteldíng zu sein. Aber Tony wird nun ganz mitleidig und will ihn trösten und sagt: „Komm, ich will dir einen Kuß schenken." Peter weiß nicht, was ein Kuß ist, und streckt seine Hand aus und sagt: „Thank you". Und da tut Tony etwas, was nur in einer englischen Kindergeschichte geschehen kann: Sie greift in die Tasche und schenkt ihm einen Fingerhut. Denn ein Fingerhut kann manchmal ebenso gut sein, wie ein Kuß. Aber nachher müssen sie sich trennen; Peter hat dabei so seine Bedenken. „Du kennst die Mütter nicht," sagt er grimmig. Tony hat noch einmal Glück gehabt, und sie braucht nie wieder abends nach Torschluß im Park zu bleiben. Peter aber sucht jeden Abend den Park nach vergessenen Kindern ab.

Diese Geschichte von Peter Pan hat nun noch tausend kleine Einzelheiten, die graziös und doch bedeutungsvoll so nebenbei gesagt werden. Einmal wird eine schnippische Finkin beschrieben und da wird so zur Entschuldigung gesagt, daß sie Käte hieß, „und alle Käten sind unverschämt". —

Das sind so die Erfahrungen eines Kindes und darum ist Peter Pan der Kindergott der londoner Kinder. Er ist nicht heroisch und nur bei Nacht einmal zufällig zu entdecken. Er ist leise und zärtlich, von jenem Charme, den die englischen Jazzband-Sänger haben, und von demselben leisen Humor. Eine solche Kindergeschichte vergißt man nicht, das bleibt. Welches Gegenstück könnten andre Länder dem kleinen Peter Pan an die Seite stellen? Ich weiß nur eins: Das ist der lächelnde Kindertotengott Jozi in Japan. Vielleicht würde man manchmal Parallelen zwischen fernstem Osten und fernstem Westen entdecken, wenn

man sich einmal von den schematischen Vorurteilen über England freimachen könnte. Aber das gehört nicht zu einer Kindergeschichte.

Wolf Zucker

Nackte Tatsachen

Die Geschichten aus einer jungen Republik, die Bruno Manuel unter dem Sammeltitel, der über diesen Zeilen steht, kürzlich im Sybillenverlag herausgebracht hat, stellen so ungefähr den ersten schüchternen Versuch dar, mit einer Sammlung politischer Anekdoten, frei von jenem Staub, der derlei Sammlungen sonst anhaftet, gleichsam den Querschnitt politischer Tagesereignisse, politischer Strömungen und politischer Zustände zu ziehen.

Leider hat Manuel den Altersstaub der üblichen politischen Anekdote durch die Patina eigner Verbalkunst ersetzt, statt den Persönlichkeiten, von denen und um die seine Geschichten handeln, allein das Wort zu lassen. Dieser Fehler ist sehr bedauerlich um der verminderten Wirkung willen. Was hätte sonst dieses Bändchen für ein leckeres Dessert gegenüber den trivialen Menus der bürgerlichen Küche abgegeben!

Bruno Manuel verteilt seine Gaben nach allen Seiten gleichmäßig; er gibt Anekdoten aus allen Sektoren des Parlaments, von allen Schattierungen politischer Gruppen, aus allen Ecken parlamentarischer Kneipen, und Dolbins Schwanneckegesichter ergänzen manches Bild ehrsamer Politiker. Die ganze Wilhelmstraße, au fond — eine einzige breite Anekdote von trister Gedankenlosigkeit, steht in dem Bande Spalier. Manuel zeigt die unterdurchschnittlichen neurepublikanischen Heroenfiguren ohne Sockel und ohne Reichsbanner-Ehrenpforten, die Helden des Kapp-Putsches stehen wieder auf, in Unterhosen freilich, und Walter Rathenau, Jesus im Frack, manifestiert sein Urchristentum. Ruth Fischers „nackte Tatsachen" haben dem Gerechten und seinem Werk zum Vorteil und zum Titel Akt stehen müssen, und Adolf Hoffmanns Witz, ohne den der Sammlung das Rückgrat fehlen würde, huscht über jede Seite.

Man hat Manuel zum Vorwurf gemacht, daß er das Gute da genommen hätte, wo es zu finden gewesen. Nun, an der Anekdote wie am Witz sollte es kein geistiges Eigentumsrecht geben. Beide sprühen aus der Atmosphäre drahtlos in die Zeit, und wo sich eine Empfangsstation in den Hirnen der Menschen findet, da fängt man die Blitze und die Wellen auf. Nicht für lange Zeit. Die Anekdote soll flattern, durch die Länder und durch die Zeiten; sie ist trotz solcher Kurzlebigkeit ein sehr langlebiges Wesen, und auch in Manuels Bändchen finden sich Erzählungen, die andern hundert Jahre schon abgeschiedenen Persönlichkeiten zugeschrieben werden müssen.

Der Versuch ist nicht voll geglückt, das soll doch gesagt werden. Immerhin — es gibt manche Geschichte, an der wir uns freuen dürfen.

Berthold Jacob

Der deutschen Republik Erznachtwächter

Es läßt sich nicht bestreiten, daß die bürgerlichen Regierungen in der deutschen Republik starke Tendenzen zeigen, sich in der Richtung zur Plutokratie zu entwickeln. Und wenn diese Ansätze nicht entwickelt wurden, so ist das einzig und allein das Verdienst der Sozialdemokratischen Partei.

Der Vorwärts

Liebe Weltbühne

Als König Milan von Serbien nach seiner Abdankung in Paris wohnte, geriet er eines Tages mit einem Polizisten in Streit. Endlich ergriff ihn dieser beim Arm und brachte ihn auf die Wache.

„Ich bin Milan, ehemaliger König von Serbien," rief der empörte Monarch aus.

„Wenn das wahr ist," erwiderte der Polizist seelenruhig, „hätten sich Majestät ein Abgangszeugnis geben lassen sollen".

Antworten

Neugieriger. Eine Angestellte der berliner Färberei Engelhardt hat einen Raubüberfall vorgetäuscht, um ein Manko in der Kasse ihrer Filiale zu erklären. Die Angestellte bezog ein Monatsgehalt von 65 (fünfundsechzig) Mark. Es wird ein Strafverfahren setzen: gegen die Verkäuferin. Nicht gegen die Firma. Denn ist es vielleicht strafbar, solche Löhne zu zahlen? Nein. Es ist „ökonomisch geboten".

Untersuchungsrichter. Im ‚Manchester Guardian', der nachweislich kein deutschfeindliches Blatt ist, stand am 14. November: „Welch einen Vaterlandsverrat Röttcher auch begangen haben mag: er kann nichts Schlimmeres gegen Deutschland verübt haben, als die Reden und Taten der deutschen Nationalisten."

Berliner Weltbühnenleser. Herwarth Walden spricht am Mittwoch, dem 30. November, um 8¼ Uhr: Reiseerlebnisse in Sowjetrußland. — In der Konditorei Oranieneck, Lindenstr. 38 (an der Jerusalemer Kirche).

Universität Göttingen. Du hast den Hans Grimm, den Verfasser von „Volk ohne Raum" zum Ehrendoktor der Philosophie ernannt, weil er „mit leidenschaftlichem Herzen für die Größe Deutschlands sein Schicksal mit der seherischen Gewalt des Dichters sichtbar gemacht" und ein Bild gezeichnet hat von der Zukunft eines „freien und adligen deutschen Lebens . . ." Nein, es hat sich seit den Tagen Heinrich Heines nicht viel bei dir geändert.

Max Hölz. Wir denken an Sie. Sie sollen nicht vergessen sein. Hätten Sie um Gnade gegen einen ungerechten Spruch gewinselt — Sie wären wahrscheinlich heute weiter. Sie aber haben Mut bewiesen, und das wird bestraft. Wo bleibt das Wiederaufnahmeverfahren?

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152 zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 11958.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 152
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Russischer Friede von Carl v. Ossietzky

Der Hohn, mit dem der russische Abrüstungsvorschlag in Genf überschüttet wird, trübt die Erinnerung daran, daß der Bolschewismus Rußland als erste Großmacht aus dem Weltkrieg gezogen hat. Während die Diplomaten vergebens Verbindungen zu knüpfen suchten, die Sozialdemokraten in Stockholm aller Welt ihre Ohnmacht offenbarten, brachen Lenin und Trotzki den Krieg einfach ab. Die erste Leistung des Bolschewismus war eine pazifistische, und erst in den Bürgerkriegen wurde sein Name so furchtbar. Die Bolschewiken, die jetzt vor zehn Jahren in Brest-Litowsk als Unterhändler erschienen, waren noch gläubig wie Kurt Eisner, als er an Clèmenceau appellierte.

Es ist allzu billig zu sagen, Moskau habe nur bluffen wollen, Litwinow habe das radikale Entwaffnungsprogramm nur entwickeln können, weil er vor einer ernsten Zustimmung, geschweige denn Annahme sicher war. Gut. Aber Pazifismus, verehrte Locarnisten, bedeutet doch Abrüstung. Die von Rußland proponierte gründliche Entwaffnung — Entwaffnung bis zur Schleifung von Festungswerken — das nennt man gemeinhin doch Pazifismus, also das, was ihr zu treiben vorgebt. Forderte nicht der brillante pariser Rhetor unter allgemeinem Jubel auf, die Geschützrohre zu zerschlagen?

Doch die genfer Tafelrunde hörte Litwinow halb belustigt, halb erbittert zu. Der englische Herr, Lord Robert Cecils Nachfolger, drohte sogar Zustände zu bekommen, und dieser hochkarätige Friedensengel selbst erklärte sofort in der Zeitung, die Russen hätten sich nur einen schlechten Witz erlaubt.

*

Der Marschall Pilsudski gehört zur Kategorie der Retter. Das erklärt seine phänomenale Beliebtheit, seine nicht zu werfende innenpolitische Position. Ein hochgewachsener Mann von bester Haltung; festes, knochiges Gesicht; buschig Schnurrbart und Brauen; der Blick verrät Willenskraft und Güte, aber auch sehr viel Trotz. Der richtige Abgott für eine Rasse, die leicht dem Zauber pittoresker Männlichkeit verfällt und selbst an ihren Retter dekorative Anforderungen stellt. Als grüner Gymnasiast hat er Eisenbahnen in die Luft gesprengt, dann ein paar Jahrzehnte als conspirierender Emigrant in den Hauptstädten Europas verbracht, sehnsüchtig der Stunde harrend, wo krachende Ekrasitpatronen wieder etwas Leben ins ewige Einerlei brächten, bis er 1914 seine historische Rolle als Freikorpsführer begann. Ein Kampfhahn, ein Haudegen, immer ein grader, aufrechter Kerl, aber wo er die Politik berührt, explodiert er in romantischem Ausbruch. Auch dies Mal ist die Explosion trefflich gelungen. Und eigentlich ist das gut, denn erst Pilsudskis Drohungen an Litauen, seine Drohungen, sich im Falle ungünstiger Entscheidung dem Völkerbund nicht zu fügen, haben die Gefahren des polnisch-litauischen Konfliktes recht deutlich gemacht. Daß er sich dabei zu der Behauptung verstieg, Herr Woldemaras, sein

Gegner, wäre geisteskrank, ist mehr als eine temperamentvolle Verirrung, ist auch bei diesem ungestümen Mann eine schwer verzeihliche Disziplinlosigkeit. Lassen wir Herrn Woldemaras aus dem Spiel, auch Pilsudski zeigt sich wenig vernünftig. Schließlich präsidiert er nicht mehr einer bunten Gruppe von Emigranten, sondern einem Staat, der eigentlich größere Sorgen haben sollte, als solche der territorialen Arrondierung. Vielleicht hält es Pilsudski, eingedenk seiner revolutionären Vergangenheit, auch für seine Pflicht, Litauen von seinem Tyrannen zu befreien und zu seiner demokratischen Konstitution zurückzuführen. Ein Mussolini schilt den andern Diktator.

Daß wegen des polnisch-litauischen Konfliktes alarmiert wurde, war richtig. Weniger, daß der Alarm grade von Berlin ausging und grade während der Anwesenheit Litwinows und grade so, als handle es sich hier gleichsam um ein gemeinsames Communiqué. Als dadurch verleitet Herr Woldemaras Berlin zustrebte, um den Kollegen Stresemann gleichfalls zu umarmen, sprang dieser schleunigst in den Zug nach Nürnberg.

*

Herr Seldte, der Stahlhelmchef, hat die Deutsche Volkspartei verlassen, und die Linkspresse widmet dem hoffnungsfrohe Betrachtungen. Dabei werden leider die frühern Beziehungen Seldtes zu Stresemann außer Acht gelassen. Denn Herr Seldte ist es gewesen, der Stresemann im Herbst 1923 zwei Mal die Diktatur angeboten hat, und mit Seldte hat Stresemann 1925 jenes denkwürdige Abkommen getroffen, das ihm gestattete, nach Locarno zu gehen, ohne von den nationalen Verbänden zerschmettert zu werden. Seldte verlangte als Gegenleistung allerdings ein innigeres Zusammenarbeiten zwischen Stahlhelm und Wehrmacht. So ist der in jeder Beziehung mitteldeutsche Likörfabrikant zum Paten des Friedenspaktes geworden; zugleich aber beschließt das Abkommen die schwarze Epoche der Reichswehr. Der offene Kampf um die Aufrüstung beginnt. Dabei wird eine scharfe Grenze gegen den Pazifismus gezogen, der die Stimmung für Locarno doch vorbereitet hat; eine neue Aera von Landesverratsprozessen setzt ein. Das Gesicht der deutschen Politik verschwimmt: in Genf Abrüstung, zu Haus Geßler. Herrn Seldtes Abmarsch, frohlocken Linksblätter, befreie Stresemann von unerwünschten Bindungen. Aber Seldtes Abmarsch befreit die Deutsche Volkspartei auch von vielen Wählerstimmen. Stresemann wird sich hüten, den Völkerbundgeist grade jetzt in vollen Schalen auszugießen. In der innern Politik dreht es sich nicht um den Geist von Genf, sondern um die Seele von Zwickau.

*

In die verfahrenen, verheuchelten Abrüstungsdebatten hat die russische Radikalforderung einen neuen Klang gebracht. Gewiß, es war nur ein diplomatischer Akt, gewiß waren die Russen von vornherein ohne Zweifel über den Effekt. Ihr Ziel war einfach, sich friedensgewillt zu zeigen, und wenn sie auch hier, wie vor zehn Jahren sich „An Alle" wandten, so war es doch im besondern eine ernste Ansprache an England.

Die lustige Laune der Herren Diplomaten über den „schlechten Witz" kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß

die englische Regierung bei ihrer elenden Lage dringend einen Erfolg braucht und den Konflikt mit Rußland gern liquidieren möchte, denn die City spürt heute nichts mehr von dem frohen Enthusiasmus des Tages, an dem Sir Austen Chamberlain Scottland Yard die Außenpolitik übertrug.

Kowno von Kurt Hiller

Die Schwalben jagen sich wie Fische über den nassen Birken, singt Dehmel; wie Schwalben über den nassen Birken jagen sich die Meldungen aus Litauen (und aus Moskau, Warschau, Wilna, Riga, Genf über Litauen). Die Abendzeitung straft die Alarmnachricht der Mittagszeitung Lügen, und durch die zweite Abendausgabe wird unwahr, was in der ersten stand. Zwischen Korrektur und Druck ändert sich, was zwischen Satz und Korrektur sich schon gewandelt hatte; ein gradezu hysterischer Heraklitismus bricht aus; und da eine Wochenschrift auf dynamische Berichterstattung notgedrungen verzichten muß, fragt sichs, ob eine statische hier überhaupt möglich ist.

Bei bescheidnen Ansprüchen ist sie's. Ich hielt mich nach Mitte November eine Woche lang in Kowno auf („Kaunas" sagen die Litauer), und obwohl ich während dieser Zeit Gelegenheit hatte, mit Führern fast aller politischen Gruppen ausführlich zu sprechen, maße ich mir natürlich nicht an, das Geheimnis dieses interessanten kleinen Landes nun bis auf die Knochen durchleuchten zu können. Was ich gewonnen zu haben glaube, ist: ein halbwegs klares Bild von den ungewöhnlich unklaren Zuständen, die dort herrschen.

Ich bin kein Reiseschriftsteller, und man erlasse mir daher die Verabreichung von Lokalkolorit. Obwohl allerlei den Autor Reizendes zu sagen wäre über den Eisgang auf dem Njemen (bis zur Kownovorstadt Aleksoto, auf dem linken Ufer, reichte 1795 bis 1807 Preußen!); über die schon um drei Uhr nachmittags wie ausgestorbenen, tief armen Dörfer der beschneiten Ebene; über die sehr anmutigen Frauen dieses Landes, einen durchaus naiven Typ, der, nicht wiederzuerkennen, in drolliger Filmdivapose, polanegroid, aus den zahllosen Photographenkästen der Stadt uns grüßt; im Alter freilich wirken sie oft wie Märchenbuch-Hexen (ich mußte mehrmals an die Weschkalnene aus Sudermanns ‚Heimat' denken; erinnert ihr euch?); über die hagere, herb-blonde Rasse der Männer, mit scharf konkav gemeißelten Gesichtern, slawische Skandinavier gleichsam; über die schöne, stereotyp-pompöse russische Kathedrale, in der zum orthodoxen, dann zu Kaiser Wilhelms Gott gebetet wurde, jetzt zum litauisch-katholischen; über die erstaunlich geschmackvollen Tapeten selbst in Wohnungen armer Leute, über die famos bemalten Plafonds kleiner Restaurants, kleiner Konditoreien; über die teuren Mieten und das billige, vorzüglich zubereitete Essen ...; wie gesagt, man erlasse mir das. Es genügt, festzustellen, daß die Fabeln über „Halbasien" nicht zutreffen; daß normale europäische Sauberkeit herrscht; daß dorfhafte Primitivität mit technischer Zivilisation in Kowno schon stark durchwachsen ist; daß aus

den Zeiten der ein- und zweistöckigen Holzhäuschen zwar erst wenige Großstadt-Steinhäuser ragen, aber neben der armseligen ‚Konke', dem tranig dahinzuckelnden Pferdebähnchen, doch heute schon durch die breite, helle Laisves Aleja (die „Freiheitsallee", vordem „Hindenburgallee", noch früher „Nikolajewski-Prospekt" genannt) Autos in einer Fülle sausen, wie sie bei einem Städtchen von 95 000 Seelen wunder nimmt. Man stelle sich vor: die Hauptstadt eines Staates, den ganz Europa diskutiert, dessen Schicksale vielleicht demnächst ganz Europa in Atem halten werden, hat weniger Einwohner als Plauen im Vogtland oder Oberhausen oder Ludwigshafen! Die zweitgrößte Stadt des Landes ist das Nest Memel, mit 33 000 Menschen; Schaulen hat 23 000; an sechster Stelle steht das „Zentrum der litauischen Intelligenz", Mariampol, eine Dorfstadt von 8000 Einwohnern! Ganz Litauen zählte am 1. Januar dieses Jahres 2 254 668 Einwohner, also gut halb soviel wie Berlin. 80½ Prozent der Bevölkerung ist katholisch (noch im 15. Jahrhundert waren sie alle Heiden); 79 Prozent treibt Ackerbau. Auch Kowno ist im Grunde ein großes Dorf; dieses Land ist ein Bauernland.

Und ein Pulverfaß; eine Kriegsgefahrquelle ersten Ranges. Nicht durch eigne Schuld. Durch die Schuld Polens. Mitten im Frieden, am 9. Oktober 1920, hat der polnische General Zeligowski durch Handstreich mit einer Truppenmacht, gegen die das kleine Litauen wehrlos war, einen von Südwesten nach Nordosten verlaufenden Streifen litauischen Landes längs der polnischen Grenze erobert; die Städte Suwalki, Grodno, Wilna liegen in diesem Gürtel. Wilna, wiewohl nur von einer Minderheit von Litauern bevölkert (die Mehrzahl sind Polen, Juden, Weißrussen), ist die alte historische Hauptstadt des Landes; es hat in den Zeiten der litauischen Selbständigkeit (bis 1795) immer zu Litauen gehört, grade auch während der Union mit Polen; und im litauisch-russischen Vertrag, am 12. Juli 1920 in Moskau unterzeichnet, am 9. September desselben Jahres in Kowno als Gesetz veröffentlicht, hat die Sowjetrepublik diese Stadt und diesen Streifen Litauen feierlich zugesprochen. Die polnische Regierung stellte den Handstreich Zeligowskis zunächst als Privataktion des Generals hin, um später den Raub ohne Skrupeln zu decken; der Völkerbund versagte, versteht sich.

Wilnas Zurückgewinnung, aus historisch-sentimentalen, aus rechtlichen und aus Prestige-Gründen, ist für jeden Litauer ein Axiom. Das erklären selbst die, die hinzufügen: „Wirtschaftlich würde Wilna eine schwere Belastung für uns bedeuten und nationalpolitisch keinen Gewinn." Es wäre denkbar, daß auf starken Druck der Großmächte das Axiom platzt und eine Verständigung mit Polen auf der Grundlage erzielt wird, daß der nordöstliche Streifen des okkupierten Gebietes, welcher überwiegend von Litauern bewohnt ist, an Litauen zurückfällt, während Wilna und der Weststreifen mit Suwalki und Grodno bei Polen bleibt. An Suwalki und Grodno, völlig unlitauischen Städten, hängt des Litauers Herz ohnehin nicht.

Wenn Woldemaras, der kleine Mussolini vom Njemen, dessen nationalistischer Putsch (17. Dezember 1926) von Lon-

don und Paris nur toleriert wurde — böse Zungen sagen: gefördert wurde — in der Voraussetzung, daß eine Verständigung mit Polen rasch zustande käme und Litauen sich in den Zernierungsring um Rußland einreihte, ... wenn Woldemaras bisher ein Kompromiß dieser Art strikt abgelehnt hat, so wohl deshalb, weil ein Verzicht auf Wilna nach menschlichem Ermessen einen Verzicht auf die Ministerpräsidentenschaft für ihn bedeuten würde.

Denn seine Diktatur balanciert auf den Spitzen der Bajonette; im Sejm hatte, als er sich zur Macht schwang, seine Partei (Tautininkai = Nationalisten) von 83 Sitzen grade 3 inne. Kein Wunder, daß er die Kammer kurzerhand auflöste! Seine Herrlichkeit lebt von der Gnade des Offizierkorps, der völkischen Studentenschaft und jener „Schaulu Saijunga" (Schützenvereinigung, die etwa unserm „Stahlhelm" entspricht) und ihren Daseinssinn einzig aus dem Wilnakonflikt zieht, also Selbstmord beginge, wenn sie die Preisgabe Wilnas gestattete. Im Offizierkorps sorgt ein Geheimbund für nationale Radikalität; die Minderheit ist eingeschüchtert und wagt nichts.

Ich habe den Eindruck, daß Woldemaras den Wilnakonflikt gern liquidieren möchte, schon um in London und Paris freundlichere Temperaturen zu erzeugen, daß er aber durch seine eignen Ultrarechten gehandicapt ist.

Die Parteien der Opposition legen zwar sämtlich Wert darauf, in der nationalen Frage ebenfalls intransigent zu erscheinen; aber nicht alle sind es auch. Zweifellos sind es die Liaudininkai (liberale Republikaner, die etwa unsern Demokraten entsprechen und im Sejm, vor dem Staatsstreich, 22 Mandate hatten); die Christlichen Demokraten, etwa unserm rechten Zentrum entsprechend (14, mit Hilfsvölkern 30 Mandate) sind es schon weniger; denn zwischen dem litauischen Klerus und dem polnischen Klerus spielt natürlich dies und das; und die Sozialdemokraten (15 Mandate) — das ist ein besonders interessantes Kapitel: jener Emigrant Pletschkaitis, der mit Pilsudski so penetrant techtelmechtelt, ist einer ihrer prominentesten Führer. Ist es ... oder ist es gewesen; denn als die Gerüchte von diesem Liebesspiel über die Demarkationslinie (eine „Grenze" zwischen Litauen und Polen gibt es nicht) herüberdrangen, hatte die Leitung der Sozialdemokratischen Partei nichts Eiligeres zu tun, als diesen Mann von seinen Ämtern, zum Beispiel seinem Sitz im Parteivorstand, zu suspendieren. Die Führer Kairys und Dr. Epstein schüttelten ihn im Gespräch mit mir so weitgehend ab, daß sie gradezu seine Prominenz, auch für die Vergangenheit, leugneten; er sei nie ein Führer, nie etwas andres als ein kleiner Spezialist in Agrarfragen gewesen. Die Sozialdemokratie lehne die Pläne und Taten unverantwortlicher Eingänger in der Emigration, mögen sie der Partei angehören oder nicht, auf das entschiedenste ab; sie sei ohne jeden Zusammenhang mit diesen Leuten. Trotzdem pfeifen gewisse Spatzen von gewissen Dächern Kownos, daß die litauische mit der polnischen Sozialdemokratie eng genug liiert sei, um, wenn Pilsudski-Pletschkaitis Ernst machen und in Kowno einrücken sollten, als erste Partei Litauens den

neuen Zustand anzuerkennen — schon aus Bruderhaß auf den Bolschewismus, gegen den diese Lösung nicht minder gerichtet wäre als gegen den Diktator Woldemaras.

Sie bestünde übrigens darin, daß der Wilnagürtel zu Litauen geschlagen, dafür aber ganz Litauen als „autonome Provinz" dem polnischen Reiche einverleibt, also sozusagen ein Groß-Wilna würde. Jeder Litauer, mit dem man spricht, lehnt diese Lösung als unmöglich ab. Es ist sicher, daß nur einige Gekaufte sie annehmen würden; aber der Konzern London-Paris-Warschau ist ja kaufkräftig; kauflustig zumindest Warschau. Ob wirs erleben werden, daß einige Divisionen polnischer Soldaten, in litauische Uniformen gesteckt, als „revolutionäre Emigranten" verkleidet, von Wilna gen Kowno ziehn? Die von der polnischen Propaganda immer wieder lancierte Lüge, daß litauisches Militär scharenweise in voller Uniform nach Polen desertiere, scheint darauf hinzudeuten, daß man dergleichen plant; sehr ernsthafte Politiker Litauens erklärten mir, nach dem Präzedenzfall Zeligowski sei polnischerseits das operettenhafteste denkbar.

Deutschlands Interesse würde durch den Übergang Litauens, einschließlich Memels, in polnische Souveränität schwer geschädigt sein; Ostpreußen wäre dann polnisch umklammert und die nächste Beute des weißen Adlers. Der Wirtschaftsweg nach Rußland, über Kowno und Riga, wäre gesperrt. Heute sträubt sich der litauische Unabhängigkeitsdrang noch gegen derlei Möglichkeiten; Deutschland muß zu verhindern verstehn, daß Litauen sich morgen Mächten in die Arme wirft, die jene Lösung wünschen. Dazu gehört, daß Deutschland sich nicht in Memel verbeißt. Memel ist eine Lappalie; die größten Schreier dort: deutschnationale Kanauken. Das ganze Gebiet umfaßt 150 000 Menschen; für Litauen bedeutet das etwas, für uns nichts; zumal wir andre Häfen haben; Litauen hat nur diesen. Der Verlust an Volkssubstanz wird für uns um so weniger bedeuten, je rückhaltloser Litauen den Memeldeutschen ihre kulturelle Autonomie lassen wird. Hierzu wird der kleine Staat mit seinen zahlreichen und verhältnismäßig starken nationalen Minderheiten um so eher bereit sein, je ehrlicher unser großer sich an jenem Gebietchen desinteressiert. Woldemaras hatte die Güte, mich im Ministerium des Äußern zu empfangen; er gewährte mir eine einstündige Audienz. Ein klitzekleines Männlein mit listigen Bauernjungenaugen ist dieser Diktator, mißtrauisch-liebenswürdig, von Hause aus Oberlehrer und wohl auch ein bißchen der Seele nach, sicher unerhört willenszäh, kaum blutrünstig, aber kalt, ein Tyrannulus aus Überkompensation seines Mangels körperlicher Größe und Wucht, unter dem er als Knabe, als Jüngling tief gelitten haben muß; noch nie bin ich einem Menschen begegnet, der seine Psychoanalyse so sichtbar auf den Leib geschrieben trug... „Wir sind keine Feinde der Autonomie", sagte mir Woldemaras, „wir wollen sie auch nicht einschränken; aber ein Gleichgewicht zwischen Rechten und Pflichten muß sein". Wer begriffe das nicht? Übrigens kämen die antilitauischen Inspirationen der Memel-

länder nicht aus Memel selbst, sondern aus nationalistischen Kreisen Ostpreußens.

Wie dem auch sei: Mit Polen und Litauen gleichzeitig Krach zu haben, das ist Dilettantismus bösester wilhelminischer Marke. Man muß optieren; da der „Korridor" — ich schweige von Oberschlesien — eine territoriale Perversität und ein unhaltbares Unikum auf dem Globus, der Verlust Memels erträglich ist (der Korridor zerschneidet, die Annexion Memels beschneidet das deutsche Gebiet), so fällt die Wahl nicht schwer. Woldemaras erzählte mir lächelnd, daß in einer Rundfrage des Blättchens ‚Memelland' Ludendorff und Löbe sich zum Memelproblem völlig übereinstimmend geäußert hätten. Das ist nicht unglaublich. Aber dient Deutschland mit dieser Politik seinem Interesse?

Ich wagte allerdings auch, dem Diktator ins Gesicht zu bezweifeln, ob Litauen mit der Innenpolitik, mit der Greuelpolitik, die es seit einem Jahre treibe, seinem Interesse diene; und dies ist ein trübes und bedeutsames Kapitel, das in einem besondern Artikel behandelt sein will.

Das Recht des Exkaisers von Walter Rode

In Berlin streiten sie darüber, ob Wilhelm II. es sich gefallen lassen muß, auf die Bühne gebracht zu werden. Das Landgericht Berlin verbietet in dem Stück „Rasputin" die Figur des Exkaisers. In dem Gerichtsbeschluß heißt es: Piscator — der Unternehmer — habe es sich zum Ziel gesetzt, auf der Bühne wertvolle Vorarbeiten dafür zu leisten, daß die Weltrevolution siege, um gerechte Beziehungen zwischen den Menschen herbeizuführen. Diese Propaganda sei sein gutes Recht in einem auf den Grundsätzen der Freiheit aufgebauten Staat. Aber dieses Recht müsse Halt machen vor den berechtigten Interessen der einzelnen Persönlichkeit.

Also: Propaganda für die Weltrevolution — ja; Propaganda gegen Wilhelm II. — nein. Die Propaganda hat Halt zu machen vor dem berechtigten Interesse Wilhelms II., auf der Bühne keine schlechte Rolle zu spielen.

Ich will nicht davon reden, daß die deutschen Gerichte monarchistisch in ihren Gefühlen sind. Aber ich kann nicht umhin, den Gedanken, die ehemaligen Fürsten hätten mindestens soviel Recht wie jeder andre Bürger, sie seien ausgestattet mit den berechtigten Interessen des Einzelmenschen, über alle Maßen unverständig und bar jeglicher Idee von der geschichtlichen Bedeutung eines weltgerichtlichen Urteils zu finden. Diese gradezu groteske Vorstellung von den unverlierbaren Bürgerrechten der einzelnen Dynasten hat die Diskussion bei der Fürstenabfindung beherrscht und sie kehrt überall wieder, wo im Reich der Versuch unternommen wird, in Film oder Drama den Ergebnissen der Geschichte satyrische Nachbehandlung zu geben.

Ist kein Unterschied in der Rechtsstellung zwischen einem gewöhnlichen Deutschen, der niemals eine Krone trug und

einem ehemaligen Kaiser, der sein Reich verloren hat? Behält der Verlierer im hohen Spiel um die Krone seine Bürgerrechte, weil der Verlust der Krone zufällig sein Leben unberührt ließ? Hat, wer dreißig und mehr Jahre Kaiser spielen durfte, keinen höhern Einsatz für dieses Privilegium geleistet als ein Tabakhändler, der in Konkurs geraten ist? Sagen Sie, meine Herren, ist Wilhelm II. endgültig davongejagt oder ist er nur mit Wartegebühr beurlaubt? Nur leicht diszipliniert wegen des bißchen verlorenen Krieges?

Fürwahr, es wäre leicht, Kaiser zu sein, wenn man hierbei nur die Krone riskieren kann und sonst nichts. Ich glaube, wer seine Krone verspielt hat, hat alles verspielt. Cäsar steht nicht über der Grammatik; der Landgerichtsrat nicht über der Physik. Wer von dem Thron eines Kaisers von Preußen-Deutschland herabstürzt, versinkt in tiefste Tiefe. Man kann seinen Fall nicht mit pardonierenden Falltüchern auf dem Niveau der bürgerlichen Gerechtsame bremsen. Der verlierende König fällt auf dem Schlachtfeld oder stürzt sich, von allen verlassen, in das eigne Schwert. Der verlierende König ist nicht mehr, auch wenn er dem Schicksal zu unbedeutend schien, um ihm sein von Herrschaft und Majestät entblößtes Leben zu nehmen, auch wenn er weder auf dem Schlachtfelde noch von eigner Hand gefallen ist. Der verlierende König aber hat vor allem nicht mehr zu sein. Er hat sich nicht aus seiner Versunkenheit zu erheben, um als Kläger in einem Ehrenbeleidigungsprozeß aufzutauchen, nachdem er den Prozeß um sein Kaisertum verloren hat. Man hat nicht das Bezirksgericht anzurufen, wenn man beim Weltgericht sachfällig geworden ist. Der entthronte Kaiser ist rechtskräftig gestorben. Nur ein Jurist kann finden, daß es ihm dennoch unbenommen bleibt, trotz alledem und alledem noch den Bürger Hohenzollern zu spielen. Es ist eine Taktlosigkeit von ihm, zu leben und eine posthume Überheblichkeit, ein Scherz von jenseits des Grabes, Rechtspersönlichkeit in Anspruch zu nehmen.

Die Frage, ob man einen Exkaiser spielen darf, wird umfaßt von der Frage, ob man einen Exkaiser aufhängen darf. Hierüber nun hat der junge Saint Just in den Debatten über die Prozessierung Ludwig XVI. definitiv gesagt, was die Deutschen, Anfänger in Sachen der Republik, sich für immer gesagt sein lassen sollen: „Was, Ihr sucht nach Formen, um den ehemaligen König zu richten? Ihr gebt Euch alle Mühe, einen Bürger aus ihm zu machen, ihn zu diesem Range zu erheben, um Gesetze aufzufinden, die auf ihn anwendbar sein könnten. Ich dagegen behaupte, der König ist kein Bürger, er muß als Feind gerichtet werden. Seine Rechtsstellung ist nicht in den bürgerlichen Gesetzen, sie ist im Völkerrecht zu finden."

Die abgehausten Aristokraten Deutschlands und der alten österreichisch-ungarischen Monarchie nennen die Tschechoslowakei und Österreich Diebesrepubliken, weil man in diesen beiden Staaten die bürgerlichen Rechte der Mitglieder des ehemaligen Kaiserhauses nach den von mir entwickelten Grundsätzen für nichts geachtet hat. In Deutschland hält man noch bei der Republik mit einem Großherzog an der Spitze.

Rußland und die englischen Gewerkschaften

von Gerhard Donath

I.

Der Beschluß des englischen Gewerkschaftskongresses, das anglo-russische Komitee aufzulösen, ist nicht unerwartet gekommen, denn praktisch hatte es bereits aufgehört zu existieren. Das anglo-russische Komitee ist Zeit seines Bestehens ein etwas merkwürdiges Gebilde gewesen. Gegründet wurde es nach einer Rußlandreise englischer Gewerkschaftsführer im Jahre 1924, in einer Zeit, in der die deutsche Sozialdemokratie, die Führer der deutschen freien Gewerkschaften, keinen Anlaß vorbeigehen ließen, um gegen Sowjetrußland und seine politischen Leiter zu hetzen. In dieser Zeit veröffentlichten prominente englische Gewerkschaftsführer einen Bericht über Rußland, in dem sie — bei gleichzeitiger Verneinung der Übertragung bolschewistischer Methoden auf England — das Positive im Aufbau Rußlands absolut anerkannten. Das anglo-russische Komitee sollte zunächst lediglich der Vertiefung der Beziehungen zwischen den englischen und russischen Gewerkschaften dienen. Aber sein Aufgabenkreis erweiterte sich sehr bald. Die Russen benützten es, um auch von dort ihre Attacken gegen die Amsterdamer Gewerkschaftsinternationale zu reiten. Die Engländer machten eine Zeit lang mit, sie unterstützten das Vorgehen der Russen für die Gewerkschaftseinheit, für eine Gewerkschaftsinternationale, die die gesamten sozialistischen Gewerkschaften umfassen sollte. Sie unterstützten die Russen, obwohl sich innerhalb des anglorussischen Komitees natürlich bald starke Gegensätze zu den Russen herausbildeten. Wir dürfen nicht vergessen, daß die Geschichte der englischen Gewerkschaftsbewegung in sehr eigenartigen Bahnen verlaufen und mit der russischen in keiner Weise zu vergleichen ist. Im Rußland der Vorkriegszeit war die Einheit der politischen und gewerkschaftlichen Führung der Arbeiterschaft eine Selbstverständlichkeit; in England war die Gewerkschaftsbewegung als rein ökonomische Kategorie, als Organisation der Arbeiterschaft zur Erzielung besserer Arbeitsbedingungen bereits ein gewichtiger Faktor, als die Arbeiterschaft politisch kaum organisiert war, als sie noch ein Anhängsel der beiden großen Parteien, der Konservativen und der Liberalen bildete. Das ist später anders geworden; aber noch heute ist die Geschichte der Entwicklung deutlich spürbar in häufig sehr divergenten Beschlüssen des Generalrates der Gewerkschaften auf der einen, der Arbeiterpartei auf der andern Seite. Diese Divergenz zeigte sich vor allem im Verhältnis zu Rußland. In einer Zeit, in der die politische Vertretung der englischen Arbeiterschaft, die Labour Party, sich bereits sehr reserviert gegenüber Sowjetrußland verhielt, in dieser Zeit blieb das anglo-russische Komitee noch bestehen und leistete verhältnismäßig fruchtbare Arbeit. Den ersten großen Knacks erhielt es anläßlich des englischen Generalstreiks und des darauffolgenden Bergarbeiterstreiks; erhielt es also in einer Epoche, in der die Historie den

englischen Arbeitern sehr deutlich demonstrierte, daß im Hochkapitalismus alle großen gewerkschaftlichen Konflikte ins Politische umschlagen müssen. Der englische Generalstreik löste in Sowjetrußland großen Jubel aus. Generalstreik in England — das bedeutete, daß die Arbeiterschaft, die einmal die reaktionärste war, zum Klassenkampf erwachte. Generalstreik in England — das bedeutete die schwerste Gefahr für die herrschende Klasse des Landes, das für absehbare Zeit der Todfeind der Sowjetunion ist, sein muß. In ganz Sowjetrußland wurden auf die Nachricht vom Ausbruch des englischen Generalstreiks Sammlungen für die streikenden Arbeiter eröffnet; die russischen Gewerkschaften sandten die Summen den englischen; aber diese schickten sie zurück. Der Generalstreik wurde nach wenigen Tagen abgebrochen. Die Führer der englischen Gewerkschaften bekamen Angst vor der eignen Courage, sie wußten bereits, als sie die finanzielle Unterstützung der russischen Gewerkschaften ablehnten, daß sie den Weg, den sie mit der Eröffnung des Generalstreiks begonnen hatten, nicht fortsetzen würden, sie wußten, daß der Generalstreik politische Konsequenzen haben müsse. Daher haben sie ihn abgebrochen, daher haben sie sich grade bei dieser Aktion von den Russen nach Möglichkeit distanziert. Sie hatten nicht vergessen, daß den Konservativen der letzte Wahlfeldzug auf der Grundlage des gefälschten Sinojewbriefs geglückt war, sie wollten ihnen nicht für die nächste Wahl die gute Bürgerschreckformel: „Bolschewismus in England" geben. Das anglo-russische Komitee wurde in seinem Bestand aufs stärkste durch diese Absage an die russischen Gewerkschaften belastet. Danach aber ergab sich folgendes: Die Diskussion über den verlorenen Generalstreik beschränkte sich natürlich nicht auf England, sie wurde in Rußland selbst mit besonderer Leidenschaft geführt, besonders auch darum, weil nach Ansicht der Russen die englischen Führer, die den Generalstreik zu früh abgebrochen hatten, die Aktion zur Unterstützung der weiterstreikenden Bergarbeiter nicht mit der genügenden Intensität führten. Das anglo-russische Komitee kam so in eine sehr eigenartige Situation: Engländer wie Russen waren gegenüber den kontinentalen Gewerkschaften in dem Punkt einig, daß eine allgemeine Gewerkschaftsinternationale anzustreben sei, die Russen aber versuchten, soweit sie konnten, weiterhin innerhalb der englischen Gewerkschaften selbst, an einer Stärkung des radikalen linken Flügels zu arbeiten; dem gegenüber erklärten die Engländer ständig, die höchste Instanz in England sei der Generalrat der Gewerkschaften, es ginge nicht an, daß die Russen ihn mit den schärfsten Ausdrücken wie Verräter usw. kritisierten, die englischen Gewerkschaften seien Herren in ihrem eigenen Hause, sie wüßten, was sie zu tun hätten und brauchten zur Regelung ihrer Angelegenheiten die Russen nicht. Formell nun haben die Russen auf ihr Recht der Kritik nicht verzichtet, praktisch aber haben sie ihre Tonart etwas gemäßigt, weil sie grade wegen ihres Gegensatzes zu den kontinentalen Gewerkschaften die engere Verbindung mit den englischen nicht aufgeben wollten. Diese engere Verbindung war darum möglich, da es in England selbst keine kommu-

nistische Partei in größerm Umfange gibt, da, wie der frühere Gildensozialist Cole einmal schreibt, die Engländer selbst bisher weder eine Revolution noch einen Kapp-Putsch und seine Folgen erlebt hätten.

Das anglo-russische Komitee ist praktisch durch den Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen England und Rußland aufgelöst worden. Nach der Arcos-Affäre verlangten die Russen natürlich die Einberufung des anglo-russischen Komitees. Die Engländer zögerten sie unter allen möglichen technischen Vorwänden hin. Der tiefere Grund war, daß die Radikalisierung der Arbeiterschaft noch nicht soweit vorgeschritten war, daß sie in einem Augenblick außenpolitischer Hochspannung offen revolutionäre Front gegen die Außenpolitik der konservativen Regierung machen wollten. Sie begnügten sich mit einem Brief an den Premierminister, indem sie gegen seine Politik protestierten und sie für falsch erklärten. Sie waren Baldwins getreueste Opposition. Das aber schlug dem Faß den Boden aus. Denn wenn die Russen, um das Weiterbestehen des anglo-russischen Komitees zu ermöglichen, oft zu Kompromissen genötigt waren, so wie sie es in ihrer Politik in Asien genötigt sind, so sagten sie sich doch: Wenn das anglo-russische Komitee in einer Zeit, in der die englische Bourgeoisie die diplomatischen Beziehungen zu Sowjetrußland abbricht, nicht die geringste Aktion unternimmt, dann ist es eine Farce, und zwar eine Farce, die negativ wirkt, da man sich, solange es besteht, von ihm etwas verspricht. Die Kritik an den Engländern, die nunmehr durch keine taktischen Rücksichten mehr gedämpft zu werden brauchte, nahm die schärfsten Formen an. Wenn man von dem Ton der Reden Tomskis, des Führers der russischen Gewerkschaften, in der damaligen Zeit eine Vorstellung haben will, so lese man, was die „Rote Fahne" über den „Vorwärts" schreibt. Die Russen gaben damit den Engländern den erwünschten Vorwand. In der langen Anklageschrift, die die englischen Gewerkschaften den russischen zugehen ließen, ist als Hauptpunkt immer wieder die Rede davon, daß das anglo-russische Komitee dazu gegründet wurde, gegenseitige Erfahrungen auszutauschen und nicht dazu, daß die Russen sich zu Herren der englischen Gewerkschaften machten, sie kritisierten und ihnen vorschrieben, was sie zu tun hätten; wogegen die Russen — von ihrem Standpunkt aus mit Recht — ausführten, daß es im Zeitalter des Imperialismus und der drohenden neuen imperialistischen Kriege unmöglich sei, die Kritik der Arbeiterschaft eines Landes an dem Handeln der eines andern Landes einzuschnüren, verhindern zu wollen, denn das sei ja grade der Sinn jeder proletarischen Internationale. So stand die Situation bereits, als der letzte Gewerkschaftskongreß einberufen wurde. Die Auflösung des anglo-russischen Komitees war also schon vorher gewiß. Das Überraschende aber war, daß der Beschluß gegen eine sehr bedeutende Minorität bei einer großen Zahl von Stimmenthaltungen gefaßt wurde. Es ist für die gesamte politische Situation außerordentlich bedeutsam, daß der Beschluß des englischen Gewerkschaftskongresses, das anglo-russische Komitee aufzulösen, gegen die Stimmung der Eisenbahner ge-

faßt wurde, obwohl ihr Vorsitzender zu den größten Reaktionären gehört. Es ist weiter wesentlich, daß sich die Bergarbeiter der Stimme enthielten. Es ist hier kürzlich bei einer Analyse des Verhaltens der englischen Gewerkschaftsdelegierten auf dem Kongreß der Amsterdamer Gewerkschaftsinternationale gesagt worden, daß man die Radikalisierungstendenzen innerhalb der englischen Arbeiterschaft nicht überschätzen dürfe; angesichts des letzten Beschlusses des englischen Gewerkschaftskongresses muß auf der andern Seite gesagt werden, daß man auch ihre reaktionären Tendenzen nicht überschätzen soll.

Ein zweiter Artikel folgt

Massenkino von S. M. Eisenstein

Ich bin Zivilingenieur und Mathematiker von Beruf. Ich gehe an die Herstellung eines Films in der gleichen Weise wie an die Einrichtung einer Geflügelfarm oder die Installation einer Wasserleitung. Mein Standpunkt ist ein durchaus utilitaristischer, rationeller, materialistischer.

Wenn das kleine Kollektiv, das ich leite, eine Sache anfängt, so setzen wir uns nicht etwa in einem Bureau zusammen und entwerfen Pläne. Auch gehe ich nicht so für mich hin und warte unter einer Eiche auf die poetische Inspiration. Unser Schlagwort ist „Nieder mit der intuitiven Schöpfung!" Anstatt zu träumen, wälzen wir uns in Leben. Gegenstand unsrer letzten Produktion „Generalnaja Linja" („Die Hauptlinie") ist das Dorf; wir vergraben uns also in die Archive des Ackerbaukommissariats. Tausende Beschwerden der Bauern werden geprüft. Wir besuchen Sowjets-Meetings auf dem Lande und befassen uns mit dem Dorftratsch. Der Film, der am 1. Januar fertig sein wird, zeigt die Gewalt des Bodens über den Menschen und will dem Städter Zuneigung und Verständnis für unsern Bauern lehren. Wir nahmen die Schauspieler aus Nachtasylen; wir lasen sie auf der Straße auf. Die „Heldin" muß pflügen und eine Kuh melken.

Unsre Filme handeln niemals von einem Einzelnen oder einem Dreieck. Wir wollen die Masse zeigen, nicht den Schauspieler. Dies ist eine Auswirkung des kollektivistischen Geistes, der überall im Lande herrscht. Auch wollen wir niemals Teilnahme für das Leben der handelnden Personen im Drama erwecken. Es wäre dies ein Zugeständnis an das Gefühl. Das Kino kann eine viel größere Leistung, einen weit stärkern Eindruck erzielen, wenn es Dinge und Körper projiziert und nicht Gefühle. Wir photographieren ein Echo und das Ratata des Maschinengewehres. Die Impression ist physiologisch. Unsre psychologische Methode ist einerseits der Lehre des großen russischen Gelehrten Pawloff entnommen, der das Prinzip des Reflektorischen praktisch ausgewertet hat, und andrerseits den Lehren Freuds.

Man nehme beispielsweise die Szene im „Potemkin", in der die Kosaken langsam, bedächtig die Hafentreppe von Odessa heruntersteigen, in die Massen feuernd. Durch be-

wußte Komposition der Elemente Beine, Treppe, Blut, Volk rufen wir eine Impression hervor — von welcher Art? Der Zuschauer fühlt sich zuerst nicht auf die Odessa-Werften des Jahres 1905 versetzt. Aber wenn die Soldatenstiefel unerbittlich abwärts schreiten, weicht er unwillkürlich mit zurück. Er will aus dem Kugelbereich herauskommen. Und sieht er den Kinderwagen der wahnsinnig gewordenen Mutter auf den Molo hinunterrollen, so hält er sich krampfhaft an seinem Kinosessel fest. Er will nicht ins Meer stürzen.

Unsre Methode der Detailphotographie ist eine weitere Hilfe im Erzielen solcher Effekte. Einige Länder, in denen die Filmindustrie hochentwickelt ist, verwenden die Detailphotographie überhaupt nicht oder nur selten. Ein Schlitten fährt beispielsweise einen beschneiten Toboggan hinunter und man sieht ihn polternd abwärts sausen und unten ankommen. Wir photographieren nun die Stöße des Schlittens und der Kinobesucher spürt sie und hört sie sogar, ebenso wie er seinerzeit das Stampfen der Maschinen gefühlt hatte, als der Panzerkreuzer Potemkin in die Schlacht fuhr. Aus diesem Grunde vielleicht ist die Bewegung der Dinge und Maschinen in unsern Filmen nicht etwas Nebensächliches, das vorüberhuscht, sondern ein Vorgang von gravierender Bedeutung. Detailtechnik — der Wechsel von Objekt- und Großaufnahme, Seitenansicht, Bilddurchdringung — bildet das Wichtigste unsrer Arbeit. Solche Methoden können vom Theater nicht übernommen werden. Ich kam beim Proletkult zum Theater, ging aber bald zum Film über. Das Theater ist, glaube ich, eine sterbende Institution. Es ist (für mich) der Boden für den unbedeutenden Kunsthandwerker. Das Kino projiziert schwere, hochorganisierte Industrie.

Der szenische Effekt wird bei uns immer scharf durchdacht; ebenso der ideelle Effekt. Wir beginnen niemals einen Film ohne zu wissen, warum. „Potemkin" war eine Episode aus dem revolutionären Heldenkampf, in der Absicht gedreht, die Massen zu elektrisieren. „Generalnaja Linja" soll das Band zwischen Stadt und Dorf inniger knüpfen — eine der künftigen politischen Aufgaben des Bolschewismus. „Oktober", ein Film, der bald überall zu sehen sein wird, schildert die zehn Tage im Herbst 1917, die die Welt erschütterten. Er zeigt ein Stück Weltgeschichte, gemacht von dem Mann auf der Straße, von dem Arbeiter aus der Fabrik, von dem verlausten Soldaten aus dem Schützengraben. Er identifiziert den Mann aus der Masse mit der Weltgeschichte.

Gewisse Voraussetzungen machen unsre Arbeit allerdings leicht. Nacht für Nacht arbeiteten wir mit vier bis fünftausend Leningrader Arbeitern, die sich zur Erstürmung des Winterpalais für „Oktober" freiwillig zur Verfügung gestellt hatten. Die Regierung stellte Waffen und Uniformen, ebenso die Armee. Zur Ergänzung der Arbeiter und Soldaten brauchten wir eine Volksmenge. Das Gerücht verbreitete sich rasch und ein paar Stunden später hatte die Miliz alle Hände voll zu tun, um den Andrang der Zehntausende zu regulieren.

Für „Potemkin" wurde uns die Schwarzmeerflotte zur Verfügung gestellt. Am 7. November 1917 schloß sich das Flag-

genschiff „Aurora" des baltischen Geschwaders den Kommunisten an und fuhr die Newa aufwärts, um das Winterpalais zu bombardieren. Der Staat lieh uns das Schiff zur Verfilmung dieser Szene für „Oktober".

Ebenso wie wir die Stoffe aus dem Leben nehmen, nehmen wir auch die Szenerie aus der Wirklichkeit. Wir bauen niemals Straßen, Städte oder Dörfer. Die vorhandenen sind wahrer. Die Aufnahmeerlaubnis ist leicht erwirkt. Kein Privateigentümer kann gegen das Photographieren von Grundstücken protestieren oder Geld dafür verlangen. Diese Dinge verbilligen selbstverständlich die Produktion sehr.

„Potemkin" war eine Station. „Generalnaja Linja" und „Oktober" sind besser. Sie sind dem Leben näher. Wir lernen ständig. Wir wissen, daß unsre Methode die einzig richtige ist und daß ihre Möglichkeiten unbegrenzt sind.

Berechtigte Übersetzung von Otto Basil

Auf dem Nachttisch von Peter Panter

Brom, Bromural, Pantopon, Bromopon, Pantoral .... es geht nichts über ein gutes Buch. Einschlafen —

Die Räderchen laufen noch, bei gehemmtem Antrieb, es grübelt, selbst der Pyjama ist noch wach und will gar nicht still liegen. „Eine schreckliche Angewohnheit!" sagte meine gute Großmama. „Im Bett zu lesen! Ein junger Mann legt sich ins Bett und schläft!" Die gute Großmama; sie übertrieb so gern. Gibt es etwas Schöneres, als im Bett zu lesen? Auf der Kurve heult eine verspätete Elektrische; Stimmen tönen herauf; ein Auto pustet; einer geht auf der Treppe — und du liegst in der Kajüte deines Betts, niemand kann dir etwas tun, und du blätterst und liest, Bücher rutschen über die schräge Decke auf den Boden, du hörst es nicht, du legst dich von einer Seite auf die andre Seite, schade, daß man nicht mit den Füßen lesen kann, es wäre eine große Erleichterung .... Lesen. Lesen.

*

Obenauf liegen zwei bunt gekleidete Bücher. Von Rudolf Kircher: „Fair Play" und „Engländer" (beide bei der Frankfurter Societätsdruckerei in Frankfurt am Main erschienen).

Es ist sehr merkwürdig: England ist für die deutsche Presse noch nicht entdeckt. Ob die sinnlose Überschätzung von Paris darin ihren Beweggrund hat, daß die maßgebende Generation der maßgebenden Redakteure auf der Schule englisch nur als Fakultativfach gehabt hat oder woran immer es sonst liegen mag: England gibt es kaum. In Paris braucht sich nur die Spinelly ihren Oberschenkelschmuck stehlen zu lassen, und Prenzlau, Königsberg und Darmstadt sind auf das ungenauste informiert. Es blitzt nur so von Pariser Informationen. London? C'est là-bas ... wie sie hier in Paris sagen. Davon spricht man in feinern Zeitungen nur im politischen Teil. Es soll sich aber auch dort eine Art Leben abspielen, hörte ich ... Hier bei Kircher, dem ausgezeichneten Korrespondenten der Frankfurter Zeitung, kann mans kennenlernen.

Das Buch „Engländer" ist instruktiver: es gibt da Porträts großer Briten, und, soweit das jemand beurteilen kann, der nicht in London gelebt hat, sind sie gut und überzeugend. (Ganz besonders anzumerken: die hervorragenden Photographien.) Wir lernen, was es

mit der englischen Aristokratie auf sich hat; wie das konservative Element drüben aussieht und das liberale und das sozialistische, und wie das konservative sie alle drei durchdringt ... wir sehen Reinhold Schünzel, als Churchill verkleidet, und den Deutschenfresser Northcliffe, den die Deutschnationalen jetzt bei uns, das ist die große Mode, mit einem Radauantisemiten vergleichen, was die Rolle der Deutschen unter den Nationen gut beleuchtet; wir lernen etwas von den englischen Geschäftsleuten kennen und zum Glück gar nichts von G.B.S. Ganz außerordentlich fesselnd das Kapitel über den Pfarrer von St. Pauls — dazu eine Photographie ! Das es so etwas gibt! Herrlich. In „Fair Play" wird die Untersuchung Englands fortgesetzt; Kircher versucht, mit vollem Recht, den englischen Nationalcharakter aus dem Sport zu erklären. Wie schön, daß er es nicht mit den „Sportlichen Hochschulen für Leibesübungen" hat — das soll mal einer ins englische übersetzen —, sondern daß er sagt: „Der Sinn der englischen Sportfeste ist nicht, sich und andre zu ärgern, sondern fröhlich das Leben zu genießen, wie es sich bietet." Wo kämen wir denn da hin —! Kurz: diese beiden Bücher, besonders das erste, das dicke, soll man lesen. Man wird viel Gewinn davon haben.

*

Was ist das? Mann mit Monokel auf Umschlag? Franz Molnar „Die Dampfsäule" (im Verlag Paul Zsolnay, Berlin). Sehr amüsant. Schmeckt, wie fast immer bei Molnar, nach ... ja: Paprika ist es nicht. Die Butter, mit der er kocht, ist gut, kein Zweifel — aber irgend etwas ist billig, schmeckt ein wenig, ein klein wenig nach Speisehalle — es ist, wie wenn unter den vier Küchenchefs eines großen Hotels einer ist, der aus einem billigen Laden kommt, und jeweils ein Gericht im Diner ... Immerhin: die Erfindungskraft dieses Ungarn ist stark, das quillt nur so von Einfällen. Und hat „Spiel im Schloß" geschrieben und sei gesegnet.

*

Über Rußland ... Ich weiß: ihr habts beinah satt, ich auch. Aber nun kristallisiert sich aus dem Wust dafür und dagegen, aus diesen dummen Flüchen und den noch dümmern Kriegsberichten langsam etwas Vernünftiges heraus. Hier zum Beispiel: „Moskau" von Karl Anton Prinz Rohan (bei G. Braun in Karlsruhe). Ich habe dem Mann manches abzubitten. Mir ist seine europäische Revue, die er einmal herausgegeben hat, in der Seele zuwider gewesen — das Blatt war genau so wie die Anekdote, in der jemand den Prinzen auf das snobistische Getue der reichen Leute um den Völkerbund aufmerksam macht und tadelt, wie albern das alles sei .... „Was hams gegen die Elite —?" sagte er. Aber dieses Buch ist anständig, fleißig, sehr lehrreich und vernünftig. Es ist etwas reichlich rosig — auch kann sich der Verfasser nicht abgewöhnen, „Konferenzen" abzuhalten und seine Unterhaltungen mit den russischen Staatsmännern in einem Tone zu schildern, als habe die Welt derweil den Atem angehalten — und doch ist es ein lesenswertes Buch. Freilich, lange nicht so gut wie das Beste, das ich in der letzten Zeit über Rußland gelesen habe:

E. J. Gumbel „Vom Rußland der Gegenwart" (E. Laubsche Verlagsbuchhandlung in Berlin). Hundert Seiten — aber das hats in sich.

Das Beste scheint mir diese Stelle, wo Gumbel von den tintenschwarzen und den brustzuckerrosa Schilderungen spricht, die wir so über Rußland zu lesen bekommen. „Wesentlich ist ..., daß Rußland ... weder mit dem ersten noch mit dem zweiten Bild über-

einstimmt, erst recht aber nicht in der Mitte liegt, sondern auf einer ganz andern Ebene." Das ist es. Und auf diesen Ton ist das Buch gestimmt. Nicht in der Mitte — auf einer andern Ebene.

Man muß, sagt Gumbel, Rußland mit sich selbst vergleichen: das Land vor dem Kriege und das Land nach dem Kriege — dann kommt man vielleicht zu einem Resultat. Er zeigt, wie der „Bolschewismus", der niemals Kommunismus gewesen ist, damit begonnen hat, daß er den Landhunger der rückkehrenden Soldaten aufzufangen verstand — „zu dieser schon vorhandenen Bewegung schufen sie die notwendige Theorie. Dieser Akt staatsmännischer Klugheit, eine vorhandene starke volkstümliche Bewegung auszunutzen, auch wenn sie der Parteidoktrin widerspricht, kennzeichnet die ganze Politik der Kommunisten." (Man vergleiche damit die nichtsnutzige Haltung der deutschen Sozialdemokratie im Jahre 1918.) Gumbel erzählt, wie Lenin dann die große historische Umkehr vollzog — mit welchem Mut er umkehrte, und wie trotz alledem der „Privatbesitz" in Rußland, „um den der Spießer bangt, wenn er von Sozialismus hört" besteht, und wie das mit der Staatswirtschaft gar nichts zu tun hat. (Auch das Erbrecht ist geblieben!) Ganz besonders erquickend die Stelle, wo von der Staatstheorie und der Rechtstheorie der Sowjets die Rede ist. Es gibt keine Demokratie — das ist eine Fiktion. „Von allen andern Staaten unterscheidet sich nun der russische dadurch, daß er diese Fiktion aufgibt und seine klassenmäßige Struktur offen zugibt. Das gilt auch für seine Rechtsprechung." Und da es eine Gesellschaftsstruktur ist, die wir bejahen, so bejahen wir auch den Mut, mit der die Folgerungen gezogen sind.

Aber Gumbel ist durchaus nicht so begeistert, wie die übereifrigen Reisenden, deren Hallo stets ein bißchen kindlich anmutet: die guten Russen! und alles so schön und sauber! und so gerecht! Die haben Sonne im Herzen ... Gumbel hat Verstand. „Das wahre Symbol dieses Staates ist nicht Sichel und Hammer, die man verschwenderisch, womöglich vergoldet, überall sehen kann, sondern das Kugelrechenbrett, das neben jedem Beamten liegt. Denn die Kenntnis des großen Einmaleins ist nur schwach verbreitet." Wobei allerdings zu sagen ist, daß das im gebildeten Kurland genau so gewesen ist: eine Sitte, keine Schwäche. Scharfe Schilderungen aus dem Leben der Strafgefangenen; scharfe Kritik an der russischen Presse: „Das Bild, das die russischen Zeitungen vom kapitalistischen Europa entwerfen, ist genau so grotesk verzerrt, wie das Bild, das die meisten europäischen Zeitungen von Rußland bieten." Was sich leider an den Weisungen kontrollieren läßt, die die deutschen und französischen Kommunisten von Moskau empfangen. Daß sie Weisungen, Führer und Geld „vom Ausland" beziehen, ist rechtens; daß Führer und Befehle nicht besser sind, beklagenswert. Und von der Wohnungsnot ist die Rede, die nur in Moskau herrscht — und: „Kein Priester darf eine Schule betreten" — ach, ist das weit von Berlin bis nach Moskau! So weit! Und es ist lehrreich, zu sehen, in wie winzige Nichtigkeiten die modernen Staaten zusammensinken, wenn man ihr Tun und Treiben gewissermaßen medizinisch betrachtet: also marxistisch — dann ist es auf einmal aus mit der Würde und den Fahnen und den Senatoren und dem Reichsrat — dann kommt die Wahrheit heraus, und die sieht elender aus als das, was der tapfere und wahrheitsliebende Gumbel in diesem vorzüglichen Buch über Rußland zu berichten weiß.

*

Friedrich Ebert „Kämpfe und Ziele". Das wollen wir uns nicht antun. Einseitige Kritik ist feige, der Mann kann sich nicht wehren, und auf die kindlichen Bewunderer Eberts, die diesen Mann, von dem in zwanzig Jahren kein Mensch mehr sprechen wird, zum „Staatsmann" aufplustern, wird an andrer Stelle geschossen. Es war keiner da, um die Revolution zu machen? Der war immer da. Und weil er immer da war, drängelte er sich zum Reichspräsidenten hinauf, ein mittlerer Bürger, die schlimmste Mischung, die denkbar ist: persönlich rein und sachlich schmutzig. Der hat viele Arbeiterjahre Zuchthaus auf dem Gewissen... Die Sammlung seiner Aufsätze ist trostlos; dagegen kann man nicht polemisieren. Ich weiß, daß man die Tagesarbeit von Gewerkschaften nicht mit Hallo und Pathos machen kann — aber jede Arbeit hat doch ihren Klang, ihren ganz bestimmten Ton... diese ist pappen, dumpf klein, schlau und dumm. Vorn wird in Vater-Sentimentalität gemacht, ich kann mich nicht besinnen, daß dieser Mann jemals solche Gefühle für seine Klassengenossen aufgebracht hätte, die er den Militärs und den Richtern überliefert hat; hinten erzählt — wie unvorsichtig! — ein Vollbart eine „Anekdote". Ein Photograph habe Ebert gebeten, etwas mehr nach rechts zu rücken, und der Erzähler habe dazu gesagt: „Noch mehr nach rechts kann er ja gar nicht!" Der so sprach, war der württembergische Gesandte in Berlin, Herr Hildenbrandt; für seine Staatstreue, für seinen realpolitischen Blick, für seine „staatspolitische Mitarbeit" hat er denn auch von Herrn Bazille einen Tritt bekommen und ist geflogen. Auch Noske ist in dem Buch vertreten. Niemand schämt sich. Nur wenige sagen dieser Gesellschaft Bescheid... Um etwas ernsthaft Politisches anläßlich Eberts anzuschneiden: was ist das für eine neue Verlegerunsitte, die Bücher mit Prospekten vollzustopfen, die man vor der Lektüre erst alle herausschütteln muß? Einer fängts an, und alle machen es nach. Das lacht mich nicht an.

Nein, wenn man schon lachen will: dann über Hans Reimanns „Sächsische Miniaturen" (bei Carl Reißner in Dresden). Die Geschichten des „Geenijs", der trotz aller humorlosen einstweiligen Verfügungen als solcher ins Elysium eingehen wird (halt dich bereit, Biograph!), — die bezaubernd formulierten kleinen Geschichten... einmal, bei der Sache mit den Elefantenfladen, ist Reimann dem, was Humor ist, so nahe gekommen wie noch nie. Die Geschichte hat überhaupt keine Pointe — sie löst sich völlig in ein behagliches, wortloses Schmunzeln auf. Es ist der echte, dem Volk abgehörte Humor — man lese „Estremadura" und bleibe ernst, wenn man kann. Die schöne Geschichte von der klemmenden Himmelstür, die ich ihm erzählt habe, ist auch drin. Ih! 'ch werd se doch nich nochemal uffschreihm — nu, das wäre gelachd! Darin bin 'ch säcksch.

Ziemlich schauerlich, wenn nachts im Bett einer allein lacht! War da jema — —? Nein. Plötzlich werde ich ganz ernst und sehe an mir herunter. Da rinnen die Bücher über das ganze Bett, halb aufgeschlagen liegt der Kircher, verbogen Moskau und unten, unter dem Bett, da wo er sonst zu stehen pflegt; die „Tägliche Rundschau". Halb drei —! Und morgen kommt um acht der Postfritze mit den Fahnen, und die ganze Post liegt unerledigt da, hungrig sperren die Umschläge die Mäuler auf, welche Familie! Brom, Bromural, Pantopon, Pantoral, Bromopon — — Allerherzlichst gute Nacht.

Fossil von Arthur Eloesser

Sternheims Fossil im Renaissancetheater verkalkt über drei Akte, die nicht breit sind, aber lang scheinen. Wir haben drei Mal gelacht. Die beiden andern Male habe ich vergessen, das eine Mal war es während einer Kinderszene. Enkel und Enkelin des Generals a. D. von Beeskow, Sohn und Tochter des Generaldirektors von Beeskow sprechen recht unbefangen über ihre Mischpoche, die mit Nebbich bewertet wird. Das waren Naturtöne, das brauchte nicht aus dem Sternheimschen ins Deutsche übersetzt zu werden. Die Mutter der Rangen ist eine geborene Maske. Sollte das berühmte Geschlecht, das auch literarisch schon zu degenerieren drohte, noch eine Entwicklung vor sich haben? Und mit ihm sein Vater Sternheim? Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt! Blut ist dicker als Wasser und allemal auch dicker als Tinte.

Es ist so eine Sache mit dem Mann von fünfzig Jahren, nicht nur drohendes Klimakterium und Übergang aus flüssigem in den fossilen Zustand, sondern, wenn man es übersteht, auch schönes Zurückbesinnen und Wiederanfangen, ein mildes Patriarchentum und zugleich reifere, mitunter auch wärmere Jugend. Ein französischer Dichter schrieb: die Kunst, Großvater zu sein. Nicht der, den sich unser Sternheim zum Vorbild gewählt hatte; denn er wollte der deutsche Molière sein, wollte uns die geistige Gelenkigkeit, die grammatische Richtigkeit, die abstrakte Logik der romanischen Komödie zurückbringen. Von dem Dichter des Biberpelzes dachte er zweifellos: von Staub bist du, zu Staub wirst du! Und über Goethe mokierte er sich auch und über den Teller Erde, den sich der verkrochne, alte Maulwurf vor seinem Sterben reichen ließ. Sternheim — ein Klassiker unter naturalistischen Barbaren, ein Europäer im germanischen Hinterwald, ein Pyjama unter Bärenfellen.

Ehre, wem Ehre gebührt! Aus der Springkraft der ersten Sternheimlaune stammen die „Hose" und der „Schippel" und dann noch einiges, was schon mehr Methode als die erste Springlebigkeit hatte. Aber der Mechanismus des Patents Sternheim blieb noch blank geputzt, und unsre Schauspieler haben ihm mindestens für die Skelette zu einigen ergiebigen Rollen dankbar zu sein. Diesen Klassiker Sternheim habe ich geschätzt, erst wegen, dann trotz seiner dramatischen Kurzschrift, die immerhin als Greiforgan zu seiner ersten Schlankheit und Fixigkeit paßte. Den Mann von fünfzig Jahren, auch wenn die berühmte Handschrift hieroglyphisch wurde, habe ich gar zu lieben angefangen, als er die „Schule von Uznach", ein Stück aus lauter Kinderszenen, gründete unter der Devise: Modern ist nicht modern. Auch Sternheim nicht. — Er dachte Kinder und Enkel, schüttelte das Haupt und begann sich selbst zu parodieren als ein Patriarch, der, übrigens nicht zum ersten Male, sein Herz entdeckte, als ein weich gewordener Sternheim: Ecce, ich bin auch nur ein Mensch!

Nach dem Fossil, ach, scheint mir, daß diese zweite Blüte der Weisheit auch wieder vorbei ist, daß nur noch dünner,

staubgrauer Epheu sich um den Marmor oder Kalkstein von Sternheims Monument windet, der wie alle Klassiker auch Erzieher und Gesetzgeber sein wollte. Auf der strengen dorischen Säule steht ganz bescheiden: Carolus temerarius — Karl der Kühne! Aber mit diesem alten Römer, denke ich manchmal, sollte man nur Latein sprechen. Auf sein Deutsch, auf sein verstümmeltes, gerupftes, entseeltes Deutsch verstehen wir uns jedenfalls nicht mehr. Wenn sein Selbstbewußtsein, auch gegen die Muttersprache, einwenden sollte: nicht der Mörder, der Ermordete ist schuldig. — Was habe ich an seinem Fossil verstanden? Mit Sicherheit das Schaukelpferd links vorn, auf dem der General und Schlachtenlenker a. D. mit geschwungenem Säbel galoppiert, begeistert vom Avanciermarsch aus dem Grammophon. Der Leutnant Ekdal des von ihm sicher verachteten Ibsen zur Exzellenz befördert! Ago, der Neffe des Fossils, versucht die Tochter mit Bolschewismus zu verführen, sie entreißt ihm, um es zu verbrennen, das gefährliche Manuskript, und er ihr dafür die Jungfernschaft. Das geschieht auf einem Divan hinter dem dritten Akt — Sternheims Bühne war immer löblich unsinnlich — oder das wäre im Augenblick geschehen, wenn das alte Fossil nicht geschossen hätte. Was die jungen Leute vorher sprachen, über Adel, Bürgertum, Proletariat, Zukunft Europas, schien mir zweimal geheim gehalten, einmal unter den sieben Siegeln oder Chiffern des Sternheimschen Telegrammstils, einmal unter der Diskretion einer Regie, die einen von Natur schwer hörbaren Dialog bis zur Lautlosigkeit eindämpfte. Man hätte nicht grade die Premiere für Taubstumme spielen sollen. Wenn nicht das Stück, sondern der Dichter Sternheim noch irgend ein Geheimnis preisgibt, so wäre es, daß der Kritiker des Bürgertums und des Proletariats vor den Fossilien dieses Adels, den er übrigens weder kennt noch trifft, doch innerlich stramm steht. Aber das ist keine Enthüllung mehr, sondern eine Bestätigung, unser Sternheim war immer ein verfluchter Aristo, das Herz Karls des Kessen schlug mit den kessen Leuten. Diese sind seine Sublimes ridicules, lächerlich, aber erhaben. Und noch so verkalkt und vom Schaukelpferd abgesessen — schießen kann die Bande. Und somit hätte, wenn man dem wahren Sternheim dienen wollte, die Rolle nicht von dem sonst erquicklichen Gülstorff gegeben werden dürfen. Der Komiker paßt aufs Schaukelpferd, aber er darf nicht auf seine Kinder schießen und gar noch treffen.

*

Hans Brausewetter ist Mittelgewichtsboxer und Max Adalbert sein Trainer. Beide kommen, bevor Hans die Weltmeisterschaft gewinnt, irgendwie als Diener in ein hochherrschaftliches Haus zu New York. Demnach mußte ich sehen, wie Adalbert den Brausewetter trainiert, wie er ihm den vernichtenden Uppercut und den entscheidenden Kinnhaken vormacht — ein Organisator des Sieges. Über diese Szene lachte ich im voraus, sie war überwältigend, allein eine Garantie für zweihundert Vorstellungen, und sie hatte nur den einen Fehler, daß sie fehlte. Dabei versichert Arthur Rundt, daß er das

Stück nicht nur übersetzt, sondern sogar übertragen habe. Auf Adalbert gewiß nicht, dem nichts übrig blieb, als einen echten Freund, einen wahrhaft guten Menschen und noch einen zarten Liebhaber zu spielen. Das schönste an diesem großen Komiker bleibt sein ungeheurer Ernst; es ist nicht umsonst, daß er Moltke, dem alten, dem Schweiger, immer ähnlicher wird. Seitdem ich Knockout im Berliner Theater sah, glaube ich wieder an selbstlose Freundschaft, an wahre Menschlichkeit und auch an zarte Bräutigamsgefühle. Und daß allemal die Tugend siegt. Das Stück hat mich gebessert. Knockout ist also ein Volksstück, wenigstens für Amerika.

Chaplin, Jannings, Murnau von Harry Kahn

Tripstrill heißt auf amerikanisch Villarocas, und das liegt in jenem Landstrich, wo sich, als wir jung waren, die Koyoten Karl Mays gute Nacht sagten. In Villarocas braucht man einen neuen Pfarrer. Ganz Villarocas ist auf den Beinen an dem Nachmittag, da er eintreffen soll. Männiglich findet sich an dem kleinen Bretterverschlag, sprich: stehschen, ein: der Herr Sheriff an der Spitze und gleich hinter ihm die beiden Herren Kirchenvorsteher: der eine dick und mürrisch und der andere winzig, aber dafür mit einem überlebenslangen Fußsack und dito besserer Hälfte behaftet. Und siehe da, nachdem er noch erst eine Schachtel Kakes, hoch wie ein Schornstein, aufgefuttert hat, nicht ohne seinem Nachbar beträchtliche Teile ins Gesicht gespuckt zu haben, entsteigt der Herr Pfarrer dem Pullman. Die Villaroceser oder -rocoten merken es nicht gleich, aber wir Großstädter sehen sofort: das ist ein sonderbarer Heiliger. Zwar, er hat keinen abgewetzten Cut an, sondern einen hochgeschlossenen Priestergehrock; er hat auch keine fettkrempige Melone auf, sondern einen saubergebürsteten Puritanerkalabreser, aber: die Schuhe! Die Schuhe müssen wir doch schon mal wo gesehen haben? Wurden sie nicht, ganz droben im Norden des amerikanischen Kontinents mit Salz und Pfeffer verspeist und ihre Schnürsenkel à l'italienne? Und nun sind sie ganz in den Süden gewandert, unsterblich wie sie schon einmal sind, Attribute mehr denn Vehikel jenes unermüdlichen Pilgers auf dem Boden von „gods own country", Charlie Chaplin...

Natürlich ist er gar kein Pfarrer; er hat nur Rock und Hut eines badenden Gottesmanns geklaut. Aber warum muß er gleich ein Schwerverbrecher — aus Sing-Sing ausgebrochen — sein? Diese Seele von Mensch mit den altklug trauernden Kinderaugen, was kann sie Schweres verbrochen haben? Halten wir uns nicht mit psychologischer Kasuistik auf, sondern sehen wir ihm zu, wie er sich, gewiß, ein bißchen zu intensiv, für die beiden Opferkasten interessiert, und lachen wir uns zu Tränen darüber, wie er, von dem immer mürrischer werdenden Kirchenvorsteher aufgefordert, seine Antrittspredigt zu halten, die Geschichte von Goliath und David erzählt; und wie er dabei, selbst nichts als ein windiger, aber mit Harfe und Schleuder bewehrter Knirps, den dämlichen Riesen Babbitt verulkt: Goliath ist gleich so hoch wie ein Wolkenkratzer, the most

gigantic giant of the world, und David ist soooo klein, ein Däumling, ein Dreikäsehoch, ein Mückendreck, aaaber tüchtig, clever, most clever; und er war sportlich well fit, und außerdem war Gott mit ihm, und so kam es, daß das Federgewicht das Schwergewicht knockout boxte. Und Babbitt sitzt stumpfen Angesichts da, jeder Zoll ein Philisterhäuptling, und weiß nicht, soll er gerührt sein oder dem Pfarrer einen uppercut herunterlangen, und bloß ein kleiner Junge klatscht begeistert Beifall über das Yankee-Märchen, das Reverend Charlie aus der jüdischen Bibel destilliert hat. Reverend Charlie aber nimmt den Applaus wie eine Primadonna entgegen, hüpft wieder und wieder aus der Sakristei an die Gebetsrampe und wirft Kußhändchen...

*

Allein um dieser Szene willen, in der sich körperlicher Humor und kulturelle Satire zu einer aristophanischen Clownerie vereinigen, müßte der in halb Europa seit Monaten abgespielte Film „The Pilgrim" längst in Berlin gelaufen sein. Meines Wissens ist er zwischen „The Kid" und „Goldrush" entstanden. Diese beiden Meisterwerke erreicht er im Einzelnen oft, im Ganzen allerdings nicht: er ist ein bißchen undicht; die Einfälle stocken zuweilen, werden manchmal reiner Requisitenulk. Viel, viel sehenswerter als die ziemlich mittelmäßigen Buster Keaton- und Harold Lloyd-Streifen, die uns in der letzten Zeit brühwarm vorgesetzt wurden, ist er jedoch allemal. Aber die Wege des deutschen Verleihs sind ja so wunderbar. Viel wunderbarer jedenfalls als der „Weg allen Fleisches", der, mit dem jetzt üblichen Premierenklamauk, auch der berliner Projektionsfläche anvertraut werden mußte, ehe noch die Spule kalt war. Der ist nicht Fleisch und nicht Fisch; nicht Hollywood und nicht Babelsberg, sondern ein zuckrig-schmalziges Mischprodukt aus beiden: amerikanischer Candy und deutsche Margarine rinnen zu einem zähen Brei zusammen, in dem selbst der breite Humor von Emil Jannings rettungslos wegsackt.

Ebensowenig bedeutet Murnaus erster „drüben" gedrehter Film den „Sonnenaufgang" einer neuen Ära. Eher das Gegenteil: dieser malerisch begabteste unter den deutschen Regisseuren scheint in Gefahr, sich in eine Sackgasse zu verrennen. Er inszeniert fast überhaupt nur noch auf „Bildstimmung". Die Personen und ihr seelischer Ausdruck werden darüber vernachlässigt. Gesichter und Körper sind ihm nur noch Lichtträger oder Schattenmassen. Daher begnügt er sich mit Darstellern, die seinen Absichten auch dann wohl kaum zu folgen vermöchten, wenn er mit ihnen so intensiv arbeitete wie mit Kameramann und Beleuchter. Carl Mayers Untertitel wirkt wie ein Witz; „Lied von zwei Menschen"? Kaum je in einem von einem Deutschen inszenierten Großfilm ist gerade das Menschliche so zu kurz gekommen wie hier. Und man schämt sich danach fast, dies allzu abgegriffen erscheinende Wort auf die herrliche Schlußszene von Chaplins „Pilgrim" anzuwenden, die, zwar etwas abrupt angeflickt, eine Hamsunnovelle ist an Einfachheit der Erfindung und Zartheit der Empfindung.

*

Der falsche Pfarrer ist nämlich schließlich doch entlarvt und verhaftet worden. Der Sheriff bindet den Verbrecher an sein Pferd und reitet mit ihm davon. Und Charlie watschelt resigniert neben dem Gaul drein; er sieht sich schon wieder hinter den schwedischen Gardinen. Über Stock und Stein geht es durch die Prärie. Mitten in der Einöde aber steht ein Pfahl, der hat zwei Arme; auf dem einen Arm steht: United States, und auf dem andern: Mexiko. Die Grenze. Der gutmütige Sheriff, auch erweicht von einer guten Tat, die der Ex-Reverend kurz vor seiner Verhaftung noch getan hat, macht sich was zu schaffen, um Charlie Gelegenheit zur Flucht zu geben. Aber Charlie in seiner Melancholie hat gar nicht drauf geachtet, was das für ein Pfahl ist; er benutzt ihn bloß dazu, um seinen müden Rücken dran zu lehnen. Da weist der Sheriff über den Pfahl hinaus ins Gelände: Charlie solle ihm da drüben die Blumen pflücken. Charlie watschelt hinüber, indes der Sheriff aufsitzt und rasch davonreitet. Charlie kommt zurückgewatschelt, ein Riesenbukett in der Hand. Findet den Sheriff nicht mehr. Er ruft, er schreit. Der Andere reitet weiter. Da läuft Charlie dem Reiter nach, wieder ins Amerikanische hinein, ins Singsingsche. Er rennt, daß er Puste und Latschen verliert. Endlich hat er den Sheriff eingeholt. Stolz und verschämt wie ein Schuljunge, der eine Fleißaufgabe gemacht hat, reicht er dem Andern den Strauß hinauf. Der ist wütend über so viel törichte Unschuld einer Verbrecherseele, packt ihn, der glaubt, sein letztes Stündlein habe geschlagen, aber nicht weiß warum, und bugsiert ihn im Galopp wieder an den Grenzpfahl. Dann steigt der Sheriff ab, und — mit einem mächtigen Tritt in die rückwärtige Partie befördert er Charlie ins Mexikanische, in die Freiheit. Da endlich begreift Charlie, und über sein Gesicht zieht erst ein verklärtes Leuchten, dann lacht er und weint er in Einem und ruft und schreit und kann es nicht fassen und hopst und wirft dem erbost Davonsprengenden Kußhändchen und Winke-Winke nach und kann sich kaum entschließen, gen Süden zu stapfen, in die Freiheit, die Freiheit...

Martin Eden Von Manfred Georg

Das Geheimnis des literarischen Erfolges, heute wie gestern, ist in der göttlichen Gnade des Blindseins verborgen. Wer sich sehenden Auges, ein Flämmchen oder eine Flamme im Herzen dem Steilhang nähert, der auf den Gipfel des Erfolgplateaus hinaufführt, wo in Klubsesseln die Stargötter der Literatur thronen, der bemerkt näherkommend ein entsetzliches Gewimmel. Das steigt und krabbelt, das windet und klimmt, das schleimt und schleicht sich empor in dicht verfilzten Cliquenschwaden, mit Beißern und Hauern versehen die robustern Gestalten, die schwächlichern mit einer Giftdrüse in der Gesäßgegend, die periodisch die Ätzsäure kleinlicher Polemiken, Denunziationen und schwefliger Hintertriebenheiten absondert. Es stinkt und qualmt und schwelt das schlüpfrige Berggelände von Neid- und Haßwolken. Das einzige, was man

deutlicher unterscheiden kann, ist die Tatsache, daß sie alle, die sich da, oft aus vielen Wunden blutend, hinaufschieben, auf jeden Fall dem Untermann auf den Kopf treten. Wer einigermaßen heil entrinnt, indem er rechtzeitig abspringt, rettet sich zwar das Leben, aber das Brot der Resignation bleibt bitter, wenn er es auch mit dem Gärhonig des Hohns bestreicht. Hier kann nur durch und drüber hinweg, wer blind ist, das heißt, wer die Augen geschlossen hält, um sich haut und tritt, gleichgültig, ob er einen Halbverfeindeten oder einen Halbbefreundeten trifft und der erst oben aufschaut. Es wird freilich ein Zufall sein, wenn er so weit kommt. Und in dem Augenblick, wo er das merkt, wird ihn selbst der gültigste Erfolg nicht mehr sehr freuen. Es kann Menschen geben, und es werden die reinsten und saubersten unter den Menschen sein, die in solchen Augenblicken der Erkenntnis finden, daß das Wasser des Ozeans, selbst wenn es einen auf den Grund drückt und durch den Mund hereingurgelnd die Trommelfelle zersprengt, erlösender ist als süßer Champagner, der aus dem Glas eines hochangesehenen Festredners überschwappt.

Dies ist das Ende, das Martin Eden wählt, der Held in Jack Londons gleichnamigem Roman (Universitas Deutsche Verlags-Akt.-Ges., Berlin), der den dokumentarischen Wert einer Autobiographie hat. Wie London kommt Eden von der See her, wird ins bürgerliche Land hineingeweht, die sture Sehnsucht zum Schaffen im Herzen. Das Wunderbare, das ihn treibt, vollbringt Wunderbares. Der Matrose lernt die Orthographie, bezwingt die Burgen der philosophischen Systeme, setzt sich in Leid und Erfahrung Stück für Stück der Welt zusammen, bis er sie ganz übersieht. Dann aber kommt Käsgesicht.

Einmal in seiner Jugend war Eden als Führer einer „Bande" auf den Führer einer andern Jungenschar gestoßen, bei dessem Anblick er sofort gewußt hatte, hier gäbe es nur Siegen oder Besiegtwerden. Der Andre war stärker, größer, geschmeidiger. Aber er hatte den schwächern Willen. Wenn sie zusammenstießen, hämmerten sie aufeinander los. Besinnungslos, aus letzten Kräften, wie Urfeinde es zu tun pflegen, weil sie es tun müssen. Käsgesicht nannte Eden seinen Gegner nach dem verschwimmenden, verschwommenen, gedunsenen, häßlich überlegenen, mißfarbenen und bösen Gesicht. Er schlug noch weiter hinein, als ihm der Armknochen schon gebrochen war, und er feuerte seine Manuskripte später in die Welt, ins Käsgesicht der Welt, als diese aus tausend hämischen Mündern grinsend, mit tausend Infamien ihn bespuckend, mit tausend Gelächtern geißelnd ihn umstellte und auf ihn einschlug, daß ihm Herz und Sinne tödlich blutend aufbrachen. Käsgesicht, das ist der Schwager, der sich wegen eines Liebesgedichts auf die erheiratete Schwester Edens schämt. Käsgesicht ist der Stiefvater, der ihn als Plagiator denunziert. Käsgesicht ist der Reporter, der den ihn Belächelnden aus Rache zum kannibalischen Anarchisten stempelt. Käsgesicht ist der Zeitschriftenverleger, der ihn druckt und ihn um das Honorar bestiehlt. Käsgesicht ist schließlich die Galerie Daumierscher Fratzen, die ihn beißen, wenn er nur einen Schritt tut.

Mit geschlossenen Augen und gestriemtem Rücken kommt Martin Eden über alles hinweg. Und plötzlich mit einem Zauberschlag, in einer Schilderung, die atemraubend wirkt, ist der Erfolg da. Schlußbild der großen Revue dieses Lebens: als schließlich alles für ihn keinen Sinn mehr hat — die Frauen, das Essen, der Ruhm, — liegt ein armer Mensch von Goldsäcken erdrückt auf der Bühne, während im Hintergrunde Interviewer, Verleger, Bürgermeister zur Erfolgsparade antreten. Jack London hat sie zehn Jahre lang noch abgenommen. Dann starb er schnell und geheimnisvoll auf einer Südseereise. In „Martin Eden" hat er den Tod schneller gegen Käsgesicht ausgespielt. Eden flieht nach Tahiti. Aber auf dem Schiff ist plötzlich das Ende da: die große Leere. Käsgesicht ist bezwungen, es hat sich verkrochen. Aber wenn man ihm einmal den Rücken zudreht, wird es sicher wieder seinen Besieger anspringen. Eden hat andre fallen sehen im Kampf gegen Käsgesicht, die besser waren als er, die aber mit offenem Visier fochten und aus Ekel vor Käsgesicht umkamen. Und langsam, während der Dampfer weiterschießt, taucht eine Gestalt aus dem Kajütfenster in den Abgrund des Meeres hinunter. In den Abgrund, der immer nur Martin Eden und nie das Käsgesicht verschlingen wird.

All people on bord! von Theobald Tiger

Das ist nämlich so in Berlin:

Einer ist plötzlich für Biographien.
Und aus einem Grunde, grad oder krumm,
gefällt diese Sache dem Publikum.
Das Publikum mag das Neue gern kaufen...

Nun kommen sie aber alle gelaufen!

Jetzt schießen, mit und ohne Komfort,
die Biographien aus dem Boden hervor:

Kaiser Gustav der Heizbare; Fürstenberg;
der Herzbesitzer von Heidelberg;
Frau Neppach, Einstein und Lindberghs Sohn
und vom Landgericht III der Justizrat Cohn —
sie alle bekommen ihre Biographie
(mit Bild auf dem Umschlag) — jetzt oder nie!
Heute so dick wie ein Lexikon,
und morgen spricht kein Aas mehr davon.

Denn morgen ist da ein neues Glück:
das englische Grusel- und Geisterstück.

Da kommen aber in hellen Haufen
die Theaterdirektoren gelaufen!
„Die Gräfin auf der Kirchhofswand",
„Sherlock Piel zwischen Lipp und Kelchesrand",
„Das Bidet im Urwald" — oder wie das so heißt,
und plötzlich hat jedes Theater 'nen Geist.
„Das kenn' Se nich? Das haben Sie noch nicht gesehn —?
Da müssen Sie unbedingt hingehn —!"

Und auf einen, ders nicht gesehn hat, spucken...
Morgen sind die Achseln ganz müde vom Zucken:
„Wenn ich schon Geisterstücke seh —!"
„Passé —!"

Mal Punktroller und mal Negerplatten;
mal Freud und mal Kreuzworträtsel-Debatten;
mal Tiergeschichten und mal Autorennen;
mal muß man den ganzen Brockhaus kennen —
(„Frag mich was!" — Sie mir auch.)
Und so haben nun
die Berliner immer was zu tun.

Denn so ist das in diesem Falle:

Was einer macht, das machen sie alle.
Macht einer Film mit Neckarstrand,
dann nehmen das tausend in die Hand.
Schreibt einer ein Buch vom Dauerlauf,
dann greifen das hundert Verleger auf.
Sie begehren immer, die guten Knaben,
des Nächsten Vieh —
„Müssen wir auch mal haben!"
Sie möchten niemals die eigenen Sachen.
„Das? — das müssen wir auch mal machen —!"

Lasset uns dieserhalb nicht weinen.
Wo nichts ist, da borg ich mir einen.
Nur ist da eines — o völkische Schmach! —
komisch:
uns macht keiner nach.

Rüstungsfabriken von Morus

Informationsbüros

Seitdem die Rechte regiert, ist man vom „Kabinett der Wirtschaft" abgekommen. Zwar beschwert sich gelegentlich selbst ein Zentrums- und I. G.-Mann, wie Herr Lammers, darüber, daß der Reichswirtschaftsminister nicht eng genug „mit den leitenden Männern der Wirtschaft" zusammenarbeitet. Aber das ist doch mehr eine interne Beschwerde, wie sie in jedem Konzern einmal vorkommt. Denn mehr, als im Wege legaler Politik zu regieren, kann schließlich auch die Wirtschaft nicht verlangen.

Aber seitdem ein kleiner Ruck nach links in den Bereich des Möglichen zu kommen droht, treffen die leitenden Männer der Wirtschaft ihre Vorbereitungen, um für alle Fälle gerüstet zu sein. Wenn nicht unsre Politik, dann überhaupt keine. Dann muß eben wieder die Wirtschaft als solche regieren.

Deshalb gründet man jetzt, neben der zwölf-Nationalen-Männer-Organisation Hugenbergs und der Staatspolitischen Vereinigung Duisbergs, „Informationsbureaus", die streng sachlich, vasteht sich, dem deutschen Volk und dem Ausland sagen sollen, wies gemacht werden muß. Und wenn eine künftige Regierung es etwa anders machen sollte, na, dann versteht sie eben nichts von der Sache, dann ist sie ein Kabinett von Dilettanten, von Wirtschaftsutopisten, von nationalen Schäd-

lingen und allem, was dazu gehört. Wenn etwa ein von Doktor Luther geleitetes Informationsbureau erklärt, die niedrigen Kohlenpreise sind für den Ruhrbergbau untragbar, wird kein Wirtschaftsminister wagen können, andrer Meinung zu sein, ohne sich dem Zorn der Gutgesinnten auszusetzen. Um solcher hehren Ziele willen lohnen sich schon einige Betriebskosten.

Vickers, Armstrong und die Kriegslasten

Muß da nicht das härteste Herz eines Ruhrindustriellen vor Harm zerbrechen, wenn er hört, was in andern Ländern die Rüstungsindustrie allein verlieren kann? Der Krach bei Vickers, der großen englischen Kriegswerft und Waffenfabrik, hat eine Viertel Milliarde Mark gekostet, und kaum hatte man diese Säule der britischen Weltmacht einigermaßen geflickt, da fing die andre Säule, die Waffen- und Munitionsfabrik Armstrong, zu bröckeln an, bis nichts andres übrig blieb, als Armstrong und Vickers anzulehnen. Bei der Fusion der beiden Gesellschaften, die in der vorigen Woche vollzogen worden ist, hat Armstrong ebenfalls einen Verlust von annähernd einer Viertel Milliarde ausgewiesen. Ein paar unzufriedene Aktionäre haben allerdings gemeint, die Abschreibung sei etwas zu reichlich geraten, aber die Verwaltung belehrte sie eines bessern und bewies ihnen klipp und klar, daß allenthalben die Rüstungsindustrie darniederliege. Zum Glück sind, nach allem, was man aus Genf hört, diese Befürchtungen doch wohl leicht übertrieben. Auch bei Vickers rauchen die Schornsteine schon wieder, und wenn es auch noch keine Dividende gegeben hat, so sind doch bereits zehn Millionen Mark im letzten Jahr erübrigt worden. Friedensliebende Kapitalisten werden also auch in Zukunft ihr Geld in Rüstungsaktien anlegen können. Jedenfalls besteht kein ernstlicher Anlaß, sich durch den englischen Halbmilliardenverlust abschrecken zu lassen. Liest man solche männlichen Ziffern, so erkennt man erst, was für einen herben Schlag die deutsche Produktivität durch den Schandvertrag von Versailles erlitten hat. Gewiß, man tut, was man kann, aber man kann eben nicht viel. Zum Glück tuts für die deutschen Industriellen der Staat. Zur „Gewährung einmaliger Beihilfen an die für die Anfertigung von Waffen, Munition und Kriegsgerät für Heer und Marine zugelassenen Fabriken, zu den Kosten der Umstellung der Betriebe usw." sind für das Jahr 1926 11 Millionen Mark bewilligt und auf Konto 1927 bereits außeretatsmäßig 2¾ Millionen verbraucht worden. Wieviel dazu noch in diesem Jahre aus Steuermitteln verbuttert worden ist, wird erst sehr viel später bekanntgegeben werden, und auch dann werden wenige Neugierige die Mitteilungen darüber finden. Denn sie stehen nicht, wies dem Sinn entspräche, im Reichswehretat, sondern sind unter jenem Kapitel des Haushaltsplans verbucht, bei dessen Namensnennung schon jedem wahren Patrioten die Träne quillt: unter den „Kriegslasten", zwischen den Entschädigungszahlungen für Liquidationsgeschädigte, für vertriebene Beamte und deren Hinterbliebene, zwischen Liebesgaben für

das Saargebiet und — den Aufwendungen für „Entwaffnung und Entfestigung. Das ist ein schöner Platz hinterm Ofen, den auch die besten Etatkenner des Reichstags nicht so leicht aufstöbern. Das wird nun alles anders werden, da bekanntlich Herr Köhler bei der Aufstellung des neuen Etats „größten Wert auf Klarheit und Durchsichtigkeit, sowie auf die Möglichkeit der Vergleichung gelegt" hat. Bei so viel Eifer wird es ihm gewiß nicht schwer fallen, dem Etatentwurf schnell noch ein Verzeichnis derjenigen Firmen hinzuzufügen, denen diese „Kriegslasten" zugute gekommen sind. Denn es ist für die Steuerzahler beruhigend, zu wissen, wem der Staat Privatfabriken baut.

Ufa-Emelka

Der ebenso unwiderstehliche Zug zum Einheitsstaat macht unaufhaltsam Fortschritte. Zwar ist sich der Reichskanzler Marx noch nicht so ganz über das Tempo einig, aber um so rüstiger schreitet Hugenberg auf dem Wege zum Einheitsreich vor. Und nun,. nachdem er die Ufa in sein Reich einbezogen, will er Nord und Süd vereinen. Keine Main-Linie soll mehr deutsche Glashäuser trennen: Ufa und Emelka — mit ihrem bürgerlichen Namen ‚Münchner Lichtspielkunst A.-G.' — müssen miteinander verschmelzen.

Gewiß, bei der Durchführung dieses Planes wird es noch allerlei Schwierigkeiten geben. Wird zum Beispiel der Bayrische Staat die kleinen Liebenswürdigkeiten, die er der Emelka erwiesen hat, um eine bodenständische bayrische Filmkultur zu entwickeln, auch dem preußischen Geheimrat Hugenberg zuteil werden lassen? Aber solche Hemmnisse müssen überwunden werden. Denn Ufa und Emelka sind längst schon eines Geistes: sie gehören zusammen. Lest selbst, was die Emelka über sich und ihren Generaldirektor Rosenthal kürzlich in einem Reklamesprospekt schrieb:

> Justizrat Dr. Wilhelm Rosenthal, der Vorsitzende des Vorstandes, leitet die Münchener Lichtspielkunst A.-G. seit ihren Anfängen. Seiner hohen Bildung ist es zu verdanken, daß die Produktion der Gesellschaft immer, auch in den trübsten Zeiten, das Niveau hielt, zu dem der Name Lichtspiel„kunst" verpflichtete ... er legte von Anfang an das größte Gewicht auf echte deutsche, zunächst und hauptsächlich auf deutsches Publikum berechnete Filme. Er hielt die Produktion ferne von der vielfach beliebten Ausländerei und falschen „Internationalität", und der Erfolg gab ihm recht. Die typisch deutschen Filme, wie zum Beispiel „Ich hab mein Herz in Heidelberg verloren" und „Unsere Emden" haben beim deutschen Publikum begeisterte Aufnahme gefunden und sich als die größten Geschäftsfilme der Saison erwiesen.

Die Emelka bringt also, wenn man so sagen darf, ihren Konsul Marx gleich mit, und wenn man dazu noch ihre freundschaftlichen Beziehungen zur Reichswehr-Marine und ihre sechsundvierzig Kinotheater mit in Rechnung stellt, darf man mit ihrem Propagandachef auch für die Zukunft auf eine günstige Entwicklung hoffen, „zum Segen der deutschen Filmindustrie und damit auch des deutschen Volkes und des deutschen Ansehens in der Welt."

Bemerkungen

Immer wieder Schlageter

Der Kriegsleutnant Albert Leo Schlageter macht den Raubkrieg im Baltikum mit, wird dann litauischer Soldat, beteiligt sich am Kapp-Putsch, wird Freischärler in Oberschlesien beim Sturmbataillon Heinz. Wegen Bandenbildung wird noch 1921 ein Steckbrief gegen ihn erlassen. Vorher hat er in Danzig einmal für die Polen, einmal auch für die andre Seite spioniert. Der Lokal-Anzeiger-Redakteur Rolf Brandt stellt in seinem Erinnerungsband (Hanseatische Verlagsanstalt A.-G., Hamburg-Berlin) zwar fest, daß der junge Held nur fallenhalber in polnische Dienste getreten sei. Das glaube ihm aber, wer mag.

Später hat sich Schlageter mit Waffenschiebungen beschäftigt. Und wenn Alle ihn zum Helden stempeln, das kann Keiner von ihm abwaschen, was das Schlageter gegenüber gewiß unverdächtige berliner Landgericht III in einer Urteilsbegründung gegen Heubeck und Weiß über Schlageter festgestellt hat. Um ja keine Unklarheiten aufkommen zu lassen, sei hier dieser Prozeß und die Begründung seines Urteils nach dem Organ des Jungdeutschen Ordens zitiert, des gleichen Ordens, der heute noch Schlageter voller Stolz als seinen Bruder reklamiert. Im Januar 1923 boten zwei Hochstapler, ein angeblicher Major von Foerster, alias Heubeck, und ein gewisser Otto Weiß dem Schlageter veruntreutes Heeresgut an. Der lieh sich von einer Bank fünf Millionen (zirka 1000 Goldmark) für die Anzahlung. Mit ihr verschwanden die Schwindler. Schlageter geriet dadurch in finanzielle Schwierigkeiten, die für ihn zum Anlaß wurden, den gefährlichen, aber gut bezahlten Posten im Ruhrabwehrkampf anzunehmen..." Aus diesem Grund sind die beiden Hochstapler noch besonders schwer bestraft worden. (Der Jungdeutsche: 30. Juli 1924.)

Im Ruhrkrieg hat Schlageter dann unter Heinz, alias Hauenstein, das Kommando einer Gruppe von Terroristen und Saboteuren übernommen. In den ersten Märztagen 1923 sprengte er mit Dynamit eine Überführung auf der Strecke Düsseldorf-Calkum. Bald darauf unterbrach er, ebenfalls mit einer Sprengung, die Strecke Essen-Werden. Daraufhin wurden eine Anzahl Kaiserswerther Bürger als Geiseln ins Kaschott gesteckt und der Bevölkerung Kontribution auferlegt.

Schlageter ist dann von den beiden Roßbachleuten Otto Schneider und Alfred Goetze verraten worden, die in französischem Solde standen, wie bei dem kürzlich hier verhandelten Prozeß gerichtsnotorisch wurde. Der Verrat Schlageters durch seine Gesinnungsgenossen ist schon viel früher bekannt gewesen. Es haben eine Reihe von Prozessen über den Tatbestand bereits im Jahre 1924 geschwebt. In einem ist beeidet worden, daß der Verrat auf Befehl Roßbachs verübt worden sei. Diese Aussage wurde später widerrufen. (Frankfurter Zeitung, 2. Juli 1924.)

Der preußische Innenminister Severing hat auf deutschnationale Angriffe im Landtag, die ihn bezichtigten, sein Ressort habe dem Verrat an Schlageter Vorschub geleistet, ebenfalls schon im Jahre 1924 vor dem Plenum Goetze und Schneider als die Verräter benannt.

So zeichnet sich nun also das Bild des neudeutschen Nationalhelden Schlageter, des Ehrenbruders der Jungdos, und so zeichnet sich uns das Bild seiner Gesinnungsgenossen und zugleich seiner Verräter, der Goetze und Schneider, die aus Roßbachs Lager kamen und von der ‚Deutschen Zeitung' nun als „Verräter aus dem Lager der Gegner" gebrandmarkt werden. Denn so muß es wohl verstanden werden, wenn sie schreibt:

. . . . daß der „Vorwärts" Schlageters Einsatz gegen polnisches Spionagewesen in Danzig, das ihn schon damals fast dem Feinde in die Hände lieferte, in Landesverrat zugunsten Polens umzufälschen wagte, und daß die deutschgeschriebene Presse der organisierten Fahnenflucht aus sicherem Winkel heraus mit innerster Befriedigung vom Kampfe „der Völkischen unter sich" berichten durfte, weil Verräter aus ihrem Lager sich in die Reihen des Freikorps Roßbach schleichen konnten . . . .

Die Andern sind des Einen wert. Für Geld, gleich woher und von wem käuflich, Schlagetots und Buschklepper in Einem, heute in Danzig vom polnischen Zloty, morgen in Essen vom französischen Franken lebend, versinnbildlichen sie die Zersetzung im nationalen Lager. Heute sind sie zu Nationalhelden geworden und morgen wird sich herausstellen, wer sie sonst bezahlt hat. What price glory?

Berthold Jacob

Wo bleiben deine Steuern —?

Ein Konfektionsschneider ist vor einiger Zeit ins Reichswehrministerium gegangen und hat sich dem General Heye mit zwei Briefen vorgestellt: einer vom deutschen Botschafter in Paris unterzeichnet, der andre vom Reichspräsidenten Hindenburg. In den Briefen wurde das Reichswehrministerium angewiesen, dem Überbringer, Freiherrn von Schenk, 75 000 (fünfundsiebzigtausend) Mark „für diplomatische Dienste" zu überweisen; die etatsmäßige Regelung würde später erfolgen. Die Briefe waren gefälscht. Der Betrüger gab als seine Wohnung ein Berliner Hotel an; und er hätte diese fünfundsiebzigtausend Mark auch bar bekommen, wenn er nicht, von plötzlicher Nervosität erfaßt, das Hotel fluchtartig verlassen hätte. Zehn Minuten zu früh. Der Bote des Reichswehrministeriums war mit dem Geld schon unterwegs.

Ob eine Fahrlässigkeit des Generals Heye vorgelegen hat, steht dahin. Hat sie aber nicht vorgelegen:

Wie wird eigentlich im Reichswehrministerium mit den Geldern der deutschen Angestellten, die mit ihrem Steuerabzug den weitaus größten Teil der direkten Steuern aufbringen, gewirtschaftet —? Angenommen, die Papiere seien echt gewesen, was doch der Chef der Heeresleitung vermutet hat: da kann also irgend ein „Diplomat" kommen und eine Summe einkassieren, für die ein Bergarbeiter sein ganzes Leben unter der Erde zubringt?

Wenn das Reichswehrministerium diese Summe ausbezahlen wollte, so hat es im Glauben an eine höhere Weisung gehandelt. Haben wir keinen ordentlichen Dienstweg? Was hat sich der General Heye gedacht, als er auszahlen lassen wollte?

Es kann sich bei den „diplomatischen Diensten", von denen in den Briefen die Rede gewesen ist, nur um Spionage gehandelt haben. Nun wird aber bekanntlich die übliche Nachrichtenübermittlung durch Spione, die jeder Staat streng bestraft und selbst beschäftigt, außerordentlich mäßig bezahlt. Wenn an einen einzigen Mann fünfundsiebzigtausend Mark ausgezahlt werden, dann muß es sich um eine ganz große Aktion handeln, und davon müßte das Reichswehrministerium wissen; das Auswärtige Amt läßt ja wohl im allgemeinen seine eignen Vertrauensleute nicht durch die Bendlerstraße auszahlen. Also hat das Reichswehrministerium entweder Vertrauensleute durch die Welt laufen, die seiner Meinung nach solche Summen wert wären — oder der General Heye hat überhaupt nicht nachgedacht und einfach eine Weisung befolgt, die er füglich und ordnungsmäßig hätte anzweifeln, also durch Nachfrage hätte prüfen lassen müssen. Nichts davon hat er getan. „Diplomatische Dienste" . . . Hindenburgs Unterschrift . . ., Freiherr von Schenk . . . her mit dem Zaster.

Ist die Reichswehr absolut? Unterliegt nicht auch sie der Kontrolle durch Finanzministerium, Oberrechnungshof, unterliegt nicht auch sie der Verfassung —?

Eine große Presse, die ihr jeden Gefallen tut und in haupt-

sächlichen Fragen schweigt und in nebensächlichen Fragen schandenhalber ungefährlich dahermurmelt; eine Sozialdemokratie, die ihr jeden Etat bewilligt, jeden — ein Volk, das nicht weiß, was mit ihm getrieben wird. Schindluder.

Die Reichswehr ist absolut.

Ignaz Wrobel

Tragische Trivialität

Deutschland, das schon in so vielen Dingen das amerikanische Ideal der Massenproduktion und der Standardierung enthusiastisch übernommen hat, ist trotzdem noch lange nicht auf allen Gebieten auf der Höhe. So ist zum Beispiel unsre Literatur (und ihr Vertrieb) altmodisch, rückständig, individualistisch. Wie man es machen sollte, kann man aus einem Prospekt des „Bell Syndicate", New York lernen, dem die hier folgenden Stilblüten entnommen sind, die, trotzdem sie durch Übersetzung von ihrem Reize einbüßen, dennoch viel vom wahren Wesen der Reklamekunst verraten. Es handelt sich um die Werke der Dame Mabel Herbert Urner, um die Serienfabrikation des „Ehelebens von Helen und Warren". — Ich zitiere: „Jede Woche erscheint eine 1500-Wort-Geschichte. Jede eine abgeschlossene Episode. Komödien des Alltäglichen. Tragödien des Trivialen. Erscheinen seit 16 Jahren. In allen Städten der U.S.A. reproduziert. In Buchform veröffentlicht. Monatlich verfilmt. Sie zeichnen sich aus durch: Spannende Handlung. Unerbittlichen Realismus. Flotten Dialog. Keine überflüssigen Worte. Infolge einer unnachahmlichen Technik der Wort-Ökonomie enthält jede 1500-Wortgeschichte die ganze Atmosphäre, Handlung, Intrige einer doppelt so langen Erzählung". — Wie geht das zu? Der Prospekt verrät es. „Ich schreibe jede Geschichte 6 bis 8 Mal (jede Woche!), reduziere jeden Satz auf den ökonomischsten Ausdruck. Damit der Dialog frisch und natürlich bleibe, liest ihn meine Stenographin immer wieder laut vor. Ich schreibe nie „sagte er" oder „fragte er", sondern gebrauche malerische und suggestive Worte wie: höhnte er, wich sie aus, murrte Warren, empörte sich Helen." — Über 900 „Helen und Warren"-Geschichten ohne ein „sagte er", verkündet der Prospekt groß gedruckt. Aufs äußerste kondensiert (fährt er fort), und fragt dann: Ist Helen zu anspruchsvoll? Ist Warren teilnahmlos? Diese und andre Fragen erörtern Millionen Leser.

Es ist kein leerer Wahn: die Millionen verfolgen! Man sieht es aus der Liste von 60 Zeitungen (und andern mehr), die allwöchentlich Helen und Warren drucken. Und die Inschriften! Der Poughkeepsie Courier zum Beispiel schreibt: „Als eine Woche kein ‚H. u. W.' erschien, bemerkte der größte Industrielle von Pougkeepsie zu mir: Ich hoffe, daß das nie wieder vorkommen wird!" Rassig! Realistic! In jeder Zeile Atmosphäre atmend! (wörtlich) schrieb der Prospekt. — Jedes Jahr reist Mabel Urner nach Europa und schildert dann ihre entzückenden Erlebnisse (Europareisenden wird die komplette Sammlung dieser Reiseerlebnisse zur Mitnahme empfohlen). Eine Episode wird im Prospekt abgedruckt (daneben Bild der Verfasserin, mit Reisetasche). Wir sind in Italien. Im Zuge. „Armut, Schmalz, aber ringsum die Inspiration wolkenverhüllter Höhen" (sehen wir aus dem Fenster). Dies die „atmende Atmosphäre". Helen aber wird in Bologna von einem Carabiniere verhaftet, weil er eine in Zeitungspapier gewickelte Selterwasserflasche für eine Bombe hält. Dies die „Episode". Man begreift, daß nur unerhörter Technik das Kunststück gelingen kann, sie in 1500 Worten ohne ein: sagte er wiederzugeben. Nicht minder charmant aber ist eine, ebenfalls abgedruckte (ja: es ist ein reichhaltiger Prospekt) amerikanische Episode. Hier (in New York) haben wir Atmosphäre durch: „Die duftende honigge-

füllte Luft, den mondbeschienenen Eingang, den erregenden Zauber des Ganzen". Eine Reliquie: Washingtons Haarlocke, ist verloren gegangen, man verfertigt eine neue aus den Haaren des Katers Pussy Purr-Mew (niedlicher Name). Das ist offenbar eine „Tragödie des Trivialen". Falls es nicht „Unerbittlicher Realismus" sein sollte.

Alles in allem handelt es sich, glaube ich, um Tragödie des Trivialen. „Viele Zeitungen führen eine Rubrik: Was halten Sie von Helen und Warren? — Warrens forscher Dialog, dynamischer (!) Slang, kaustischer Humor und viriler Standpunkt haben eine zahlreiche männliche Leserschar angezogen. Fast so viele Briefe von Männern wie von Frauen laufen ein!

So macht man einen Dichter populär: Organisation, Serienfabrikation, Reklame, Ökonomie. Das schlechteste Produkt der breiten Masse. Produktion erzeugt Nachfrage. Seit 16 Jahren. Jede Woche. In 60 Zeitungen (und mehr), im Buch, im Film, für Europareisende. Geistige Nahrung der Millionen „the greatest in the world". Nur in „god's own country" möglich. Aber dem untergehenden Abendlande mindestens zu bescheidener Nachahmung empfohlen.

Paul Cohen-Portheim

Edgar Wallace

Die „Thrillings", die Kriminal- und Sensationsstücke, beherrschen die Londoner Bühnen. Im Osten sind sie unter dem Beifall eines sachverständigen Publikums eine Art praktischer Anschauungsunterricht, wo man die neuesten Jiu-Jitsu-Griffe und geräusch- und rauchlose Schußwaffen kennenlernen kann; im Westen arbeitet man raffinierter mit Chloroform, Hypnose und asiatischen Marterwerkzeugen. Der meistgespielte Autor heißt im Osten wie im Westen Edgar Wallace. Dieser Autor, mit einem Gesicht wie ein Buchmacher beim Hunderennen, hat nun aber auch einen ganzen Bücherschrank voll Romane geschrieben, die, wenn sie nicht in Afrika spielen, die genialen Fähigkeiten der Geheimdetektive vom Scotland Yard preisen. Gegen das Sujet ist nichts zu sagen; aber...

Von diesen Romanen sind über zwanzig zu je 300 Seiten ins Deutsche übersetzt worden, und der Reklameetat der Verleger scheint so unbegrenzt zu sein, daß die guten Kritiken nicht allzulange auf sich warten lassen werden, — soweit sie nicht schon erschienen sind. In Ermangelung eines Bessern ziert die Umschläge der Bände neben der Verlagsanzeige, daß „Wallace-Romane nur echt mit rotem Namenszug" seien, eine Stimme aus dem Leserkreis von Bialla. „Die Bücher von Edgar Wallace stellen alles bisher Dagewesene in den Schatten..." meint ein Dr. H., der als Bahnarzt seinem Gewerbe in Bialla nachgeht. Und da laßt uns einmal zusehen. Edgar Wallace scheint über eine beneidenswerte Kenntnis aller alten Detektivromane zu verfügen, und es gibt wohl keinen Verbrechertrick, keine Verkleidung eines Detektivs, keinen Verbrecherschlupfwinkel mit Falltüren, geheimen Kellern, elektrischen Sicherungen, der in seinen Büchern nicht wiederkehrte. Daß Wallace sich dabei sogar manchmal etwas bedenkliche Aneignungen aus den unerreichten Chesterton-Novellen gestattet, sei nur nebenbei bemerkt. Und so ist denn seine Requisitensammlung so dürftig altmodisch wie nur möglich. Da blitzt denn also teuflischer Haß aus den Augen des gestellten Verbrechers, während der junge Detektiv unter einem falschen Kavallerie-Schnurrbart ruhig lächelt, da verfügt jeder Scheckschwindler über ein Heer von geheimen Helfern, Autos, Landhäusern, Motorbooten, Mills-Bomben und Betäubungsspritzen. Jede angebliche Lady ist die uneheliche Tochter einer „hochgestellten" Persönlichkeit und führt stets ein kleines Giftchen in einem Ring bei sich. Aber der phlegmatische Detektiv mit seiner Shag-Pfeife

kommt doch hinter alle Verkleidungen, ohne daß man jemals erfährt, warum und wodurch. Und jeder neue Roman stellt nur eine neue Permutationsmöglichkeit dieser Apparate dar, auf denen eine dicke Staubschicht zu liegen scheint. Aber um die kümmert sich der Verfasser viel weniger als der Detektiv um die auf den Schuhen seiner Besucher. Ebenso abgebraucht sind die Menschentypen, die aus irgend einem unerfindlichen Grunde als originell bezeichnet werden. Selbstverständlich steht der Autor stets auf der Seite des unerschrocknen Detektivs, der auch selten einen andern Schaden nimmt, als daß er beim unvermeidlichen happy end mit dem unschuldigen oder unschuldig verfolgten Mädchen verheiratet wird.

Widerlich aber und nicht mehr bloß langweilig wird Wallace in seinen Afrikabüchern. Aus der Zeit seiner Kriegsberichterstattung, durch die man zweifellos ein schönes Bild erhalten konnte, wie Eingeborene mit der neunschwänzigen Katze geprügelt werden konnten, wie ein Haussastamm die Gefangenen eines andern Stammes pfählte, aus dieser Zeit hat sich Wallace eine erstaunliche Zufriedenheit mit allen Kolonialoffizieren und ihren Methoden erhalten. Und er findet manch kräftiges Wörtlein gegen jene „Humanitätsduselei", die da gegen die heute noch gesetzlich geschützte Sklaverei in Sierra Leone oder an der Goldküste protestiert. Von Afrika, dem unbekannten Erdteil, weiß Edgar Wallace so wenig, wie es sich für einen Kriegsberichterstatter gehört. Und mit Joseph Conrad ist er überhaupt nicht in einem Aufsatz zusammen zu nennen.

Da protzt also ein Durchschnittsjournalist mit den schwachen Kenntnissen aus Sphären, die heute wirklich nicht mehr so ganz unbekannt sind. Über Hochstapler, Hypnotiseure, kindliche Eingeborene berichtet jedes Magazin zur Genüge, was soll da noch Edgar Wallace? Einzig in Bialla mag er alles bisher Dagewesene in den Schatten stellen.

Wolf Zucker

Wege zum Einheitsstaat

Bei dem Festessen in der preußischen Gesandtschaft in München, zu dem anläßlich der Einweihung der neu hergerichteten Räume sämtliche bayerischen Minister erschienen waren, führte Ministerpräsident Braun aus:

In der Frage der Beibehaltung der innerdeutschen Gesandtschaften stehe ich grundsätzlich auf dem Standpunkt ihrer Entbehrlichkeit.

Darauf antwortete der bayerische Ministerpräsident Held, die bayerische Regierung sehe in dem Bestand der preußischen Gesandtschaft nicht nur das Unterpfand des Bestrebens, freundnachbarliche Beziehungen zwischen den beiden Ländern aufrechtzuerhalten, sondern auch den äußern Ausdruck des föderativen Reichsgedankens, den Bayern aus tiefster Überzeugung stets gepflegt und betont habe, weil auch das innerdeutsche Problem aufgefaßt und gelöst werden solle. Auch Bayern wolle dem Reich dienen und erachte als das sicherste Mittel hierzu die Wahrung seiner eignen verfassungsmäßigen Rechte.

Zeitungsmeldung

Liebe Weltbühne!

Zum alten Streit Shakespeare—Bacon hat Mark Twain etwas gesagt, worüber man vierundzwanzig Stunden ohne Erfolg nachdenken kann. Nämlich:

„Die Werke Shakespeares sind gar nicht von Shakespeare. Sie sind von einem andern Autor gleichen Namens."

Dieser Nummer liegt eine Zahlkarte für die Abonnenten bei, auf der wir bitten,

6 Mark für das I. Vierteljahr 1928

bis zum 31. Dezember einzuzahlen, da am 5. Januar die Einziehung durch Nachnahme beginnt und unnötige Kosten verursacht.

Antworten

Dr. Viktor K., Wien. Sie schreiben an Peter Panter: „In Nummer 47 der ‚Weltbühne' schreiben Sie in Ihrer interessanten Kritik über ‚Ulysses': ‚Ich erinnere noch die Hungersnot' ist einfach ein grammatischer Fehler..." Damit tun Sie, glaube ich, Herrn Goyert, dem Übersetzer, Unrecht. Wenn Sie in Freuds ‚Psychopathologie des Alltagslebens', die hauptsächlich vom ‚Erinnern und Vergessen' handelt, nachsehen, werden Sie ausnahmslos ‚erinnern' transitiv mit dem Akkusativobjekt gebraucht finden (nicht rückbezüglich mit dem Genitiv oder der Präposition ‚an'). Mir fiel dies bei der Lektüre des Buches, wie Ihnen bei Goyert, sofort auf. Zuerst vermutete auch ich einen stilistischen Verstoß. Als ich aber die Wendung konsequent, vielleicht fünfzig Mal, in dem Buche gebraucht fand und nicht annehmen wollte, daß ein so glänzender Stilist wie Freud grade jene psychische Funktion nicht konjugieren könne, deren Erforschung ein gut Teil seiner Lebensarbeit gewidmet war, ging ich der Sache nach. Ich fand, daß die von Freud gebrauchte Wendung nicht nur richtig, sondern in einer spezifischen Bedeutung allein richtig ist. Nämlich immer dann, wenn ‚erinnern' ein ‚Absichtlich-Sich-ins-Gedächtnis-Rufen' bedeutet. Sanders zitiert z. B. Niebuhr: ‚Unter den Gemälden, die ich bestimmt erinnere'. Dieser Sprachgebrauch ist ungemein prägnant und plastisch. Er geht auf die ursprüngliche Bedeutung der untrennbaren und nicht betonten Vorsilbe ‚er-' zurück, die ‚aus' war. Erinnern ist soviel wie ausinnern und etwas ausinnern heißt eben es aus dem Innern hervorholen, ins Gedächtnis rufen. Ulysses ist nun vielfach von Freudschen Ideen erfüllt. Es wäre also leicht möglich, daß Herr Goyert bewußt den Freudschen Sprachgebrauch, der aber auch ein guter deutscher Sprachgebrauch ist, in der zitierten Phrase anwendet. Jedenfalls ist die Anwendung dieses Verbs in der erwähnten Konstruktion nicht ohne weiteres ein Fehler. Außerordentlich interessant vom psychoanalytischen Standpunkt ist aber ein Verschreiben, das Ihnen im selben Satze passierte. Nach Freud gibt es kein zufälliges Verschreiben, sondern nur ein bewußtes oder unbewußtes. Auch Ihr Verschreiben war sicherlich vom Unterbewußtsein diktiert. Sie schrieben ‚grammatischer Fehler' und wollten natürlich ‚grammatikalischer Fehler' schreiben. Denn grammatisch heißt ja sprachrichtig (grammatikalisch: zur Sprache gehörig). Aber im Unterbewußtsein müssen Sie doch sprachrichtig gemeint haben. Die ungewöhnliche Wendung schien Ihnen ein Fehler, aber ein sprachrichtiger zu sein. So schrieben Sie ‚grammatisch' nieder." Dazu sagt Peter Panter: „Die Stelle im Sanders war mir bekannt, denn ich habe vorher nachgeschlagen. Aber ich halte die Unterscheidung für papieren, denn im täglichen Leben und in der deutschen Schriftsprache wird dieser Unterschied zwischen den beiden Konstruktionen tatsächlich nicht gemacht. Ob die französische Bildung ‚se (dativ) rappeler quelque chose' oder ein Provinzialismus vorliegt, wie ich angenommen habe, kann zweifelhaft erscheinen."

Student. Der Herr Reichsminister des Innern hat an ein Meeting Ihrer völkisch-antisemitischen Commilitonen ein Telegramm geschickt, in dem er die mannhafte Versicherung ausdrückt, im Geiste zugegen zu sein. Lassen wir den Geist ganz aus dem Spiel, damit sind beide Teile hier nicht reich gesegnet — dies Telegramm mit einer unverklausulierten Aufforderung zum Ungehorsam bedeutet eine grobe Ungezogenheit des Herrn Reichsministers gegen die Kollegen in Preußen, die sich jetzt endlich, endlich aufraffen, die Herren Studenten etwas Autorität spüren zu lassen. Es wird Zeit. Die Zustände an den Universitäten sind skandalös. Der sonst überall jämmerlich bankrotte völkische Klamauk hat in den Hochschulen

sein letztes wohlgesichertes Refugium gefunden. Studentische Selbstverwaltung? Die Herren haben nirgends den Beweis erbracht, daß sie auch nur eine Portokasse sachgemäß verwalten können. Von dem berühmten Friedrich Wilhelm Biertimpel an, der 1920 Berlin erschütterte, bis heute war es so: wenn Einer das Maul ganz besonders weit aufriß, konnte man sicher sein, daß hier eine Kasse nicht stimmte oder eine Buchführung Interpolationen aufwies, die, bei einem Arbeiterverein konstatiert, den verantwortlichen Vorstand vor den Strafrichter gebracht hätte. Doch die jungen Edelinge maßen sich an, die Führung des Volkes zu übernehmen. Hat das studentische Privileg heute noch einen Sinn? Der Herr Akademiker repräsentiert schon lange nicht mehr Wissen und Erkenntnisdrang, wohl aber oft eine volksfeindliche, zeitfremde Anmaßung. Der preußische Kultusminister hat jetzt durch die studentische Autonomie, die praktisch eine Superiorität war, einen Strich gemacht. Nun wird allerdings der Budenzauber auf den Universitäten erst recht beginnen. Man sollte sie ruhig für ein paar Jahre schließen. Der Schaden wäre nicht groß. Die meisten Fakultäten produzieren mehr Moder als Gedanken. Der deutsche Geist braucht dringend Ventilation.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152 zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 11958.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 152
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Großwardein von Carl v. Ossietzky

Über Clausenburg, über Großwardein und andern Städten Neurumäniens wehte wieder einmal die gelbe Pogromfahne. Zuerst schwindelten die amtlichen Bulletins etwas von einer Kundgebung für den König und die Regentschaft. Das war zu komisch, um auch nur für Minuten Glauben zu finden. Dann gestanden sie einzelne „Ausschreitungen" zu, und jetzt sind sogar ein paar Verhaftungen vorgenommen worden. Die oppositionellen Blätter aber beginnen auszupacken, daß die von den vaterländischen Studenten heimgesuchten Städte einem Schlachtfeld glichen und der angerichtete Sachschaden sich auf eine Million Lei belaufe. So haben die jungen walachisch-völkischen Scholaren gewütet, deren Bestimmung ist, für das nächste Menschenalter rumänischer Geschichte die Richter und Advokaten, die Administratoren und Politiker, die Professoren und wissenschaftlichen Forscher, die Spezialärzte und Schöngeister zu stellen. Wieviel Menschen abgeschlachtet, wieviele verstümmelt und geschändet wurden, wird wohl niemals bekannt werden.

Im bukarester Parlament und in einigen wagemutigen Zeitungen ist mit großer Offenheit herausgesagt worden, daß die Metzelei in Großwardein von Mitgliedern der gegenwärtigen Regierung angestiftet worden sei, um der bösen innenpolitischen Hochspannung eine dem Kabinett ungefährliche Auslösung zu verschaffen. Denn Rumänien ist kostbarer alter Pogromboden, und der Regierung des zweiten Bratianu, eingeklemmt zwischen den Anhängern des verjagten Kronprinzen und der mächtig aufstrebenden Bauernpartei, geht es in der Tat herzlich schlecht. Wir möchten zur Ehre der Menschheit annehmen, daß diese Behauptung nicht stimmt, sondern daß die Minister Bratianus des Zweiten selbst nur die Opfer der während der langen Tyrannis Bratianus des Ersten geschaffenen amtlichen Apparatur sind, die in Bestialität und Betrug jeder Art allerdings ein System ausgebildet hat, das jede europäische Konkurrenz schlägt.

Mit Korruption und Schrecken hat der ältere Bratianu regiert; sein Werkzeug war die Siguranza, die gefürchtete politische Polizei. Es gab schließlich keine sozialistische oder kommunistische Partei mehr, es gab keine Opposition mehr, kein öffentliches Leben — es gab nur die Siguranza und das Standgericht. In diesem Land hat seit 1918 der Ausnahmezustand niemals wirklich aufgehört, und er lastet vor allem auf den nationalen Minoritäten.

Aus den Nationalitätenkämpfen hat sich der Fall des Doktors Boris Stepanow entwickelt, der schon wiederholt die westeuropäische Presse beschäftigt hat. Boris Stepanow ist Bulgare, er stammt aus jenem Stück Land an der Donau, das am Ende des Balkankrieges Bulgarien entrissen wurde. Dieser Zwangsrumäne ist in Wort und Schrift für die Autonomie der eroberten Gebiete im Rahmen des großrumänischen Staates

eingetreten. Er zählt zur kommunistischen Partei, was nicht allzu viel besagt, da er aus einem Ackerbaudistrikt stammt und ein Vertreter jenes primitiven Agrarsozialismus ist, der in allen Balkanländern zu Haus ist und wohl auch als ihr eigenster politischer Willensausdruck gelten kann. Er wurde des Hochverrats, der verbrecherischen Verbindung mit Moskau bezichtigt und verhaftet; man wollte, da er Abgeordneter ist, sein Mandat kassieren, und da das nicht gelang, löste man endlich seine Partei auf. Jetzt erträgt er seit anderthalb Jahren rumänische Inquisition, oft schrecklichen Folterungen ausgesetzt. In einem an die Außenwelt gelangten Bericht hat er die Methoden der Siguranza geschildert. Man hat ihm die Handgelenke mit Eisenklammern zusammengeschraubt und dann mit Gummiknüppeln auf ihn eingeschlagen, bis er in Ohnmacht fiel. Der Gefängnisarzt, anstatt die mißhandelten Hände zu verbinden, ließ sie mit dicken Stricken fesseln, die tief ins Fleisch schnitten. So vorbereitet, wartet der Angeklagte Stepanow auf seine Richter. Siebenmal war die Verhandlung vor dem Kriegsgericht schon angesetzt und immer verschoben worden. In den nächsten Tagen soll sie endgültig beginnen.

Wird man die Verurteilung wagen? Die Affäre Stepanow hat in Westeuropa Sensation gemacht; namentlich die pariser Linksblätter haben ihr ergreifende Schilderungen und erregte Proteste gewidmet. So ist es immer: es müssen viele, viele grausam sterben, ehe ein verruchtes System erkannt wird. Wer fragt nach den 15 000 hingeschlachteten Bessarabiern? Aller Widerstand klammert sich schließlich an einen Namen. Boris Stepanow ist kein Hochverräter, seine Arbeit war immer legal. Er ist kein Aufrührer, seine Propaganda galt den nationalen Minoritäten, für deren politische und kulturelle Gleichstellung hat er gekämpft. Seine Verurteilung nach fast zwei Jahren namenloser Torturen würde eine spontane Empörung des Rechtsgefühls hervorrufen und Rumänien mit einer Zone von Abscheu und kalter Verachtung umgeben. Der alte Bratianu in der Fülle seiner Macht konnte dergleichen wagen. Daß selbst er es endlich nicht mehr wagen konnte, beweist seine erste und letzte große Niederlage acht Tage vor seinem plötzlichen Tode: der Freispruch von Manoilescu, Carols Vertrautem. Selbst ein Bratianu konnte seine Kreaturen im Kriegsgericht nicht mehr lenken.

Die rumänische Diktatur krachte in allen Fugen. Ihre einzige Leistung war die Verschleierung der wirklichen Zustände. Seit dem jüngsten Pogrom ist auch der letzte Zweifel gelöst, wie es um Rumänien steht, wie es seit Jahren dort ausgesehen hat. Die Mauer von Lüge und diplomatischer Höflichkeit, die Rumänien dem kritischen Blick verborgen hat, ist nicht mehr. Die Trümmer von Großwardein machen die Aussicht frei über ein gräßliches Leichenfeld. Alles was von jetzt an dort geschieht, steht unter schärfster Observation. Der Prozeß Boris Stepanow wird die erste Probe sein, ob Bratianus Erben, erschreckt durch das Echo der Pogrome, den Rückweg zur Gesetzlichkeit suchen werden, oder ob sie den alten Blutpfad weitergehen wollen, bis plötzlich ein riesiger schwarzer Schlund sich auftun wird...

Vom Bolschewismus von Herwarth Walden

Lieber Regierungsrat,

endlich komme ich zu dem versprochenen Brief aus USSR. Sie nennen das Land noch immer hartnäckig Rußland. Sie sind sicher schon in großer Sorge um mich. Aber ich lebe noch, bin nicht gefangen und befinde mich persönlich in dem Zustand, wie Sie sich zwischen Swinemünde und Berlin befinden. Sie schätzen mich als objektiven Menschen und sind begierig, von mir die „Wahrheit" über USSR zu hören. Zunächst kann ich Ihnen versichern, daß die verbreiteten Wahrheiten die Qualität der ehemaligen „Wahrheiten" über den Weltkrieg haben. Man schreibt und spricht von der Gesinnung aus, die man durch den Zufall seiner Existenz sich aneignet. Richtiger: die einem fast willenlos angeeignet wird. Eigentum erhält den Familiensinn, ist Ihr Wahrspruch. Ihr Sohn muß den Schreibtisch und Ihre Tochter das Büffet erben. Sonst pfeifen sie auf Elternliebe. Der goldne Ring vom Urgroßvater soll noch die Hand des Urenkels schmücken und ihn an die rastlose Arbeit des Vorfahren erinnern, der diesen Besitz sich vom Magen abgespart hat. Auch wünschen Sie in Ihrem persönlichen Bett zu sterben. Ich kann Sie insoweit über den Bolschewismus beruhigen, als alle Leute in dem Besitz des Schreibtisches, des Büffets, des Ringes und des Bettes geblieben sind. Selbst das kleine Landhäuschen in Thüringen hätten Sie behalten dürfen, wenn Sie es schon hätten und Thüringen im Gebiet der USSR liegen würde. Aber die deutsche Republik sorgt nicht genügend für die Beamten, wenigstens nicht so gut, daß man sich das Landhäuschen absparen kann. Hingegen habe ich eine furchtbare Entdeckung gemacht: die Bolschewisten haben die Beamten abgeschafft und infolgedessen auch die Pension der Beamten. Man kennt nur Staatsangestellte, die wie alle Angestellten behandelt werden. Sie bekommen nämlich alle Pension, wenn sie arbeitsunfähig sind. Man kann allerdings nicht davon träumen, daß man sich ohne Arbeit, aber doch mit Fähigkeit nach dem vollendeten 65. Lebensjahr mit geringen Sorgen in das Landhäuschen zurückziehen wird, das man nicht besitzt. Das Leben kostet eben vor der Pensionsfähigkeit zuviel Geld. Natürlich, die Hochfinanz muß erhalten werden. Wovon soll sie sonst leben. Da müssen wir eben alle Opfer bringen. Und ohne freien Handel geht es nicht. Ihre verehrte Frau Gemahlin muß das Recht haben, von der Wohnung im standesgemäßen Westen einige Stunden weit nach dem Osten zu fahren, um dort Mehl und Gesellschaftstoiletten billiger einzukaufen als bei der Konkurrenz. Die Bolschewisten sind offenbar gegen die weiten Wege der Hausfrauen und haben die ganze Konkurrenz abgeschafft, um billige Preise zu erzielen. Sie haben sozialisiert. Hier beginnt das Verbrechen. Wir beide sind ja nicht Händler, haben also das Recht auf Objektivität, da wir beim Handeln nur verlieren. Der Privathandel ist eigentlich auch nicht abgeschafft. Jeder kann handeln und

Preise machen, wie er will. Er wird nur lebhaft besteuert. Nur die Gegenstände des täglichen Bedarfs haben die berühmten Höchstpreise, interessieren daher auch den Handel nicht. Wenn eine Frau Gemahlin, hier nennt man so etwas wegen Ersparung der Lungenkraft Genossin, vergessen hat, den Hering zum Abendbrot einzukaufen, rennt sie natürlich nicht in die Konsumgenossenschaft, bei uns Warenhaus genannt. Sie läßt den Privathandel den Höchstpreis verdienen. Diese Konsumgenossenschaften kennen wir ja auch in Deutschland. Namentlich Beamtenorganisationen haben sie errichtet. Das ist aber die selbe unsittliche Konkurrenz gegen den freien Handel, die dem Bolschewismus vorgeworfen wird. Mit jeder Konsumgenossenschaft wird der freie Händler geschädigt und in seinem Gewinn gefährdet. Die Sozialisten sind gemeine Menschen mit egoistischen Instinkten: sie kontrollieren und lassen sich keinen blauen Dunst oberhalb der nicht zu erwerbenden Landhäuschen vormachen. Sie wollen nichts an der Wand, lieber zehn Rubel in der Hand. Den Großgrundbesitzern, den Großindustriellen, den Bankdirektoren ist tatsächlich ihr „Eigentum" genommen worden. Sie, mein lieber Herr Regierungsrat, irren sich aber darin, daß es den „Diktatoren" übergeben worden ist, damit sie davon bon leben. Auch die bolschewistische Partei hat es nicht bekommen, zu der etwa der einhundertundvierzigste Teil der Bevölkerung gehört. Das nationalisierte Eigentum wird zu gunsten der gesamten Bevölkerung vom Staat verwaltet und produktiv verwandt. Die Bevölkerung hat schließlich ein gewisses moralisches Recht an dem Eigentum, das durch ihren Hunger und ihre Steuern entstanden ist. Das Eigentum wird aber nicht „verteilt", wie Sie das glauben, so daß jeder ein paar Rubelchen bekommen hat. Von der Erde leben Millionen Bauern, allerdings können die frühern Herren nicht mehr die Bank von Monte Carlo finanzieren. Wenn wir hier lebten, lieber Herr Regierungsrat, brauchten wir nicht die schrecklichen Mietssorgen zu haben, weil wir Miete entsprechend unserem Einkommen zu zahlen hätten. Allerdings müssen die Hausbesitzer jetzt auch nur von ihrer Arbeit statt von unsrer leben. Ähnlich ergeht es den Großindustriellen und den Bankdirektoren. Daß Arbeit nicht schändet, haben alle diese interessanten Berufsleute selbst stets den Andern gesagt. Aber, wenden Sie ein, ohne die Privatinitiative kann ein Großbetrieb nicht existieren. Der Reiz zur produktiven Arbeit beginnt erst mit hundert Prozent Gewinn. Und die Vielen, die mit hundert Prozent Verlust an Gesundheit und Lebensfreude arbeiten, arbeiten zweifellos ohne Reiz. Aber werden Sie etwa glauben oder zugeben, daß Sie unproduktiv arbeiten. Oder arbeiten Sie deshalb produktiv, damit der Arbeitgeber den Reiz der Privatinitiative bekommt. Also hundert Prozent Gewinn. Ja, sagen Sie, dafür gibt er das Kapital. Wir wollen in unsrer Privatkorrespondenz nicht untersuchen, woher das Kapital stammt. Aber der Gewinn, die Privatinitiative, kommt bestimmt von der Arbeit und nicht vom Kapital. Ich hoffe, daß es Ihnen recht gut geht. Schade, daß Sie nicht mit mir in Moskau sind. Sie würden wirklich nichts

vermissen. Es gibt hier gute Restaurants, für die Sie schwärmen, aber in die Sie auch in Berlin nicht gehen. Sie haben von dem Verbot des Tanzes durch die Bolschewiki gehört. Das stimmt auch nicht. Sie könnten jede Nacht hier Foxtrott tanzen, wenn Sie auch in Berlin nicht tanzen. Es hat Sie nur in Ihrem Freiheitsgefühl gestört, daß man Ihnen in der USSR etwa verbieten will, was Sie gar nicht tun wollen. Das Pflaster in Moskau ist allerdings scheußlich. Die konservativen Gemüter haben wenigstens die Freude, diese Erbschaft des Zarismus vorläufig noch erhalten zu sehen. In den Papierkörben ist uns Moskau über. Wir haben vorläufig nur vier auf dem Potsdamer Platz. In Moskau befindet sich vor jedem Haus einer. Das Fortwerfen von Papier und ähnlichen Dingen kostet drei Rubel Strafe. Selbst diese Freiheit ist einem genommen. Man muß das Zeug durchaus in die Papierkörbe werfen. Natürlich tut das jetzt jeder, um die Einnahmen der Bolschewisten zu schmälern. Daher erhalten die Volkskommissare auch monatlich nur zweihundertundvierzig Rubel. Das ist die hiesige Bezeichnung für Minister. Nun will ich Sie noch über das Schicksal der Bilder beruhigen. Sie gehen zwar seit Ihrer Studentenzeit in kein Museum mehr, haben aber von Augenzeugen gehört, daß die Bolschewisten Nägel durch die Rembrandts geschlagen haben, um ihre Jakobinermützen aufzuhängen. Ich habe den Eindruck, mindestens tausend Rembrandts in Moskau gesehen zu haben. Alle leider ohne Löcher. Die Nägel müssen also sehr kunstvoll entfernt sein. Auch die Schlösser und Villen sind nicht verödet, sondern bevölkert. In der Villa einer alten Dame zum Beispiel wohnen und schlafen jetzt hundertundfünfzig Arbeiter und Arbeiterinnen. Und doch so bequem, daß noch Räume für gemeinsame Mahlzeiten, für Musik, Schach, Theater und Vorlesungen übrig sind. Die alte Dame soll sich übrigens in ihrem Haus sehr geängstigt und ihre Einsamkeit beklagt haben. Auch Theater gibt es. Und Kinos. Und Zeitungskioske mit berliner Zeitungen. Und Autos. Und Wodka. Und Kaviar. Man darf alles, was man will. Und je mehr und je besser man arbeitet, desto mehr darf man. Also auch hier können Sie beruhigt sein. Wenn Ihre Arbeit, verehrter Regierungsrat, der Gesamtheit mehr nützt, als die Arbeit des Kohlenträgers, werden Sie höher bezahlt. Sie können sogar tausend Rubel monatlich verdienen. Falls Sie übersiedeln wollen, gebe ich Ihnen nur einen Tip: treten Sie nicht der bolschewistischen Partei bei. Ihre Mitglieder dürfen in Moskau unter keinen Umständen mehr als zweihundertundvierzig Rubel monatlich verdienen. Das ist Parteigrundsatz. Als Parteiloser schätze ich Ihre Qualität aber auf mindestens sechshundert Rubel monatlich ein, die Sie dann auch tatsächlich als Parteiloser bekommen. Sie dürfen das schon Ihrer Frau Gemahlin nicht antun, unter diesen Umständen Bolschewist zu werden. Denn für die dreihundertundsechzig Rubel mehr ohne Bolschewismus darf man und kann man in Moskau alles. Mit herzlichen Grüßen...

Der Marineetat von Lothar Persius

Die Reichsmarine kostete uns 1924 = 104,26; 1925 = 155,1; 1926 = 198,17 und 1927 = 223,39 Millionen Mark. Die erhebliche Steigerung der Aufwendungen für das an Zahl gleich bleibende Personal und Material, zu der der Reichstag „Ja und Amen" sagte, beweist, daß bei uns der Marinismus auch in der durch den Friedensvertrag eingeengten Form kräftig wie einst in der Monarchie gedeiht. Wie lange wird diese Lawine der Ausgabensteigerung ungestört ihren Lauf nehmen?

Noch vor Weihnachten soll der Etat für 1928 im Reichstag in erster Lesung erledigt werden. Es verlautet, daß die Sozialdemokraten Anträge auf erhebliche Abstriche beim Heeres- und Marineetat stellen würden, um so die Mittel für die Beamtenbesoldung freizubekommen. Man soll nicht sanguinisch sein. Immerhin in Hinsicht auf die Wähler wird wohl nicht nur die sozialdemokratische, auch die demokratische Partei und, wer weiß, vielleicht sogar das Zentrum aus „sozialen Rücksichten" gegenüber Herrn Doktor Geßler eine Lippe riskieren. Auch der drohend erhobene Finger des Mr. Parker Gilbert, — in Anbetracht der Steigerung des Reichswehretats um rund eine Viertelmilliarde in den verstrichenen drei Jahren, — wird bei den Debatten über den Reichswehretat eine Rolle spielen. Ob die aus wahltaktischen und andern Gründen geforderten, ja unter günstigen Umständen in die Wirklichkeit übersetzten Abstriche von wesentlichem Belang sein werden, ist solange unwahrscheinlich, als die bis jetzt beliebte Manier der Behandlung des Reichswehretats im Ausschuß die alte bleibt. Die Parteien der Linken verfügen nicht über die wünschenswerten Berichterstatter. Einem Brüninghaus von der Volkspartei mit seiner Berliner Suada, einem Treviranus von den Deutschnationalen mit seinem treuherzigen Augenaufschlag haben sie — nomina sunt odiosa — sagen wir: keinen konkurrenzfähigen Herrn gegenüberzustellen. Nicht etwa, daß jene Seeoffiziere (Brüninghaus — Konteradmiral, Treviranus — Kapitänleutnant) den Etat viel sachgemäßer beherrschten, überhaupt Kenntnisse besäßen, die zu ihrem Amt als Berichterstatter gehören, dazu sind sie durch zahllose Aufsichtsratsposten anderweitig zu stark in Anspruch genommen. Aber die Volksvertreter sind nun mal als brave Deutsche gewöhnt, sich ihrem Autoritätsfetisch hinzugeben, und da gilt bei ihnen das Urteil eines Admirals weit mehr, als das eines simplen Reservefeldwebels oder gar eines ehemaligen Marineheizers.

Das empfehlenswerteste Objekt für die Offensive gegen den gesamten Reichswehretat bildet die Flotte. Kann bei ihr Bresche geschlagen werden, wird bewiesen, daß die Ausgaben für sie vielfach völlig zweckwidrig sind, daß sie zum mindesten ohne irgendwie die Landesverteidigung zu schädigen, sich stark herabschrauben lassen, dann mag auch das schwierigere Gebiet des Heeres betreten werden. Zahllose Angriffsmethoden gibts beim Marineetat. Die Erfahrung lehrt, daß eine allgemein gehaltene Kritik, z. B. der als „übertragbar" beantragten Mittel, eine Bemängelung der enorm wachsenden Indiensthaltungs-

kosten der Flotte — 1924 = 12,8, 1925 = 16, 1926 = 20 und 1927 = 24 Millionen Mark u. a. nicht überzeugend genug auf die Volksvertreter wirken, weil Herr Doktor Geßler, nicht gezwungen ins Detail zu gehen, die Einwände mit einigen spöttischen Redensarten, mit dem Hinweis auf die stetige Verteuerung des Unterhalts von Personal und Material beiseite schiebt. Als klägliches Resultat der letzten Reichswehrdebatten wurden rund 7 Millionen Mark aus dem Etat gestrichen (hiervon für das Heer 1,7 Millionen fortlaufende, 2,6 einmalige Ausgaben). Die Militärs und Mariniers hatten wieder an allen Fronten gesiegt. Wodurch kann ihnen in Zukunft der Sieg erschwert werden? Wohl ists zu begrüßen, wenn zum Beispiel die Demokratische Partei durch den Mund des Herrn Rönneburg erklären ließ: „die technische Entwicklung macht eine völlige Modernisierung unsrer Flotte notwendig, sobald wir in unsern Entschließungen frei sein werden. Nicht Hochseeflotte, sondern U-Boote, und die Luftwaffe müssen ausgebaut werden. Aber angesichts des geringen Kampfwertes unserer Marine und im Hinblick auf die dafür erforderlichen enorm hohen und immer noch wachsenden Kosten muß man sich die Frage vorlegen, ob die bisherige Flottenpolitik richtig ist. Von Sparsamkeit ist bei der Marine noch weniger zu merken als beim Heer." Leider lehnte die Partei nicht in folgerichtiger Konsequenz dieser Äußerung den Etat ab, in erster Linie den Bau von Kreuzern, das heißt Einheiten der Hochseeflotte.

Redensarten über nicht ausgeübte Sparsamkeit, Vorschläge zum Bau von U-Booten, falls wir sie wieder bauen dürfen, sind zwecklos. Mehr Erfolg versprechen wenige an Geßler gerichtete, prägnant gestellte Fragen, denen er nicht ausweichen kann, und die den Nachweis für die Sinnwidrigkeit des heutigen Marineetats, für die Sinnwidrigkeit unsrer Flottenpolitik überhaupt zutage fördern, und so auch den Militaristen den Wind aus den Segeln nehmen. Der Chef der Marineleitung, Admiral Zenker, hat im Ausschuß erklärt, die Marine muß imstande sein, unsre Küsten zu verteidigen. Man ersuche Herrn Geßler zu erläutern, wie diese Verteidigung ohne Flugzeuge und Unterseeboote gedacht ist? In dem in diesen Fragen nicht ganz unbewanderten England haben fachmännische Autoritäten geäußert, daß man sich herzhaft von der alten Tradition der großen Schiffe, ja aller über Wasser operierenden Kriegsschiffe freimachen müsse. Lediglich die Luftwaffen und die U-Boote würden im Krieg der Zukunft eine Rolle spielen. Gesetzt den Fall, Doktor Geßler antwortet: „Ebensowenig wie die Engländer ihre ganze Überwasserflotte abschaffen, können auch wir auf sie verzichten," sollte er gefragt werden, wie er sich den Kampf unsrer Schiffe mit britischen, französischen, amerikanischen usw. vorstellt? Entsprechend dem Friedensvertrag ists uns nur gestattet, Linienschiffe von höchstens 10 000 Tonnen Deplacement, Kreuzer von 6000 To. zu besitzen. Das heutige moderne Geschütz hat ein Kaliber von 40,6 Zentimetern. Die englischen Vertreter der „Nelson"-Klasse u. a. führen neun Stück dieser Kanonen an Bord, die amerikanischen der „Westvirginia"-Klasse acht. Erstere haben ein Deplacement von 40 000, letztere von 35 000 Tonnen. Fremde Kreuzer verdrängen 10 000 Ton-

nen und mehr, und sind mit 20,3 cm-Geschützen bestückt. Will Herr Geßler das Kunststück fertigbringen, auf ein 10 000 Tonnenschiff 40,6 cm, und auf einen 6000 Tonnen großen Kreuzer 20,3 cm-Kanonen zu installieren? Das ist unmöglich, und infolgedessen ist der Bau von 10 000-Tonnen-Linienschiffen und 6000-Tonnen-Kreuzern nicht zu rechtfertigen. Schon Tirpitz beging den Fehler, zu schwach armierte Schiffe zu konstruieren.

Herrn Geßler lege man die Frage vor: „Wollen Sie die Fehler des Herrn Tirpitz wiederholen, wollen auch Sie unsern Marinemannschaften zumuten, mit zu schwach bestückten Schiffen zu fechten, wollen Sie sie auf schwimmenden Särgen in den Kampf hinausschicken?" Wenn er solches Ansinnen zurückweist, bleibt ihm als einzig logische Antwort nur übrig, zu sagen: „Solange der Vertrag von Versailles uns nicht erlaubt, neuzeitliches Material zu bauen, unterbleibt jedes Aufstapellegen von Kriegsschiffen, denn das Geld für wertlose Kriegsinstrumente fortzuwerfen, verbietet mir neben dem Verstand das Interesse des Volkes." Die republikanischen Parteien sollten dann sogleich die Ausmerzung der ersten Raten für Kriegsschiffneubauten aus dem Etat und die Herabsetzung der zweiten und dritten Raten für die bereits begonnenen Bauten von Kreuzern und Torpedobooten verlangen.

Wenn Herr Geßler behaupten sollte: „Obgleich unsre Flotte infolge ihres minderwertigen Materials zurzeit auch nicht imstande ist, im Ernstfall zu fechten, so ist es dennoch nötig, Offiziere und Mannschaften auszubilden, damit sie auf vollwertigen Schiffen verwendet werden können, die uns doch unsre ehemaligen Feinde einmal erlauben werden zu bauen", dann wird man ihm erwidern: „Wollen Sie uns glauben machen, daß jemand auf einem Kreuzer den Dienst auf U-Booten und in den Flugzeugen erlernen kann? Sie wissen doch jedenfalls selbst, daß schon die Funktionen von Offizieren, Matrosen und Heizern auf einem kleinen, schwach armierten und langsamen Schiff wesentlich andre sind, als auf einem neuzeitlichen großen. Die Bedienung der Geschütze, der Torpedoausstoßrohre, der Maschinen erfordert auf letzterm ganz andre Qualitäten, als auf den alten Schiffen. Sie wissen, daß ein Pferdedroschkenkutscher nicht ein Auto zu lenken imstande ist, daß an den heutigen Kriegsschiffsseemann ganz andre Anforderungen gestellt werden, als an den vor 20 Jahren. Strategische und taktische Manöver unseres Flottchens, wie sie noch im letzten Sommer abgehalten wurden, sind in den jetzigen Zeitläuften sinnwidrige Vergeudung von personeller und materieller Kraft. Nie wird von ihnen Nutzen gezogen werden können. Aller Voraussicht nach wird ein Zusammenstoß wie der vor dem Skagerrak der letzte gewesen sein, in dem sich in offener Seeschlacht Verbände großer gepanzerter Schiffe gegenüberstanden". — Sollte Doktor Geßler vielleicht überlegen auf die verschiedenen Einwände antworten: „Alles, was hier vorgebracht wurde, ist mir selbstverständlich längst bekannt. Ich weiß, daß unsre Flotte unfähig zu jeder kriegerischen Operation ist. An eine solche denke ich ja auch gar nicht. Ich stimme doch mit meinem Kollegen Stresemann überein, der nicht mehr an

einen Krieg glaubt." Worauf zu sagen wäre: „Für ein Spielzeug, für ein Institut, das hauptsächlich als Versorgung und zu Vergnügungsfahrten der Offiziere dient, haben wir in der Republik zurzeit kein Geld."

Vor Herrn Geßler einige unübersteigbare Hürden aufzurichten, wird also nicht schwer fallen. Er gleicht einer Balletteuse, die auf dem Zirkuspferd durch Reifen hüpft. Wenn diese Reifen, gehalten von den Berichterstattern, nicht immer liebenswürdig, geschmeidig der durchspringenden Dame über den Körper gezogen würden, dann würden sich die heitern Sprünge nicht so glatt vollziehen. Die Fabulierkunst Geßlers bietet viele Möglichkeiten, ihn zu Fall zu bringen. Er ist mit seiner regen Phantasie — allerdings nur in dieser Eigenschaft — nicht unähnlich dem Grafen Cavour, von dem der Ausspruch herrührt: „Wenn ich nur den hundertsten Teil desjenigen, was ich als Minister tat, als Privatmann begangen hätte, ich würde es nicht mehr wagen, einem anständigen Menschen die Hand zu geben."

Rußland und die englischen Gewerkschaften

von Gerhard Donath

II.

In welcher politischen Situation ist der Beschluß des Abbruchs des anglo-russischen Komitees gefaßt worden? Außenpolitisch in der Zeit einer gewissen politischen Entspannung zwischen Sowjetrußland und England. Wenn auch Nachrichten, daß Engländer und Russen über Mittelspersonen bereits Fühlung wegen Aufnahme der diplomatischen Beziehungen genommen hätten, falsch sind, so ist es doch gewiß, daß kein Mensch in England und Rußland einen Krieg in nächster Zeit für wahrscheinlich hält. In nächster Zeit, das heißt aber in der Zeit, in der das konservative Regime noch am Ruder ist, denn man rechnet bereits für 1928 mit Neuwahlen. Macdonald und seine Freunde stellen ihre gesamte Politik unter das Koordinatensystem des nächsten Wahlfeldzuges. Sie waren stets Gegner des anglo-russischen Komitees, und sie haben diesmal die Mitte innerhalb der Arbeiterbewegung für sich gewonnen, mit einer sehr einfachen Argumentation: Nützen werde das anglo-russische Komitee kaum etwas, denn zurzeit könne sein Aufgabenkreis nur ein sehr beschränkter sein, schaden aber könne es ganz gewaltig, denn sein Bestand könne die beste Reklame für die Konservativen bilden und ihnen aufs Neue zur Majorität verhelfen. Die Dinge werden klar, wenn wir uns die spezifische englische Struktur seiner Klassenschichtung vergegenwärtigen. Vor dem Kriege war England in seinem Klassenaufbau von den kapitalistischen Staaten des Kontinents nur insoweit verschieden, als seine Bourgeoisie noch reicher war, als weiterhin seine landwirtschaftlich tätige Bevölkerung noch stärker zusammengeschmolzen war. Heute ist aber ein weiterer Faktor hinzugetreten, der für die politische Haltung der Arbeiterschaft von sehr wesentlicher Bedeutung ist. Im Gegensatz zum

Kontinent, im Gegensatz vor allem zu Deutschland, aber auch zu Frankreich und Italien, hat England keine Inflation in nennenswertem Umfange erlebt; das Pfund hat in seinen schlechtesten Zeiten nur etwa 10 Prozent unter pari gestanden; die Industrie hat in England wie überall nach der Inflation verlangt; das reine Geldkapital aber, das bei einer Entwertung des Pfundes seine Stellung auf dem Weltmarkt bedroht sah, hat im Bunde mit den Mittelschichten sich politisch als so starke Macht erwiesen, daß es eine bedeutende Entwertung des Pfundes zu verhindern wußte. Das aber hat soziologisch zur Folge gehabt, daß sich die Mittelschichten im wesentlichen erhalten haben, daß ihre Expropriierung nur minimale Dimensionen hatte, nicht im entferntesten ähnlich wie in Frankreich, von Deutschland ganz zu schweigen. Es hat sich in England sowohl der reine Rentnerstand erhalten wie — und das ist für unsere Zusammenhänge noch wichtiger — das Zuschußeinkommen sämtlicher Mittelklassen aus den Zinsen der Staats- und Auslandspapiere. Es handelt sich um für unsre Begriffe ganz riesenhafte Summen. Die englische innere Schuld beläuft sich auf ca. 150 Milliarden Mark. Zur Verzinsung und Amortisation sind im englischen Budget jährlich 7 Milliarden angesetzt. Die Kapitalien, die England im Auslande angelegt hat und die im Gegensatz zu Deutschland und Frankreich noch zum größten Teil in seinem Besitz sind, belaufen sich auf ca. 80 Milliarden Mark, die Zinsen, die jährlich nach England strömen, auf ca. 4 Milliarden Mark. Allein aus Staats- und Auslandsanleihen beziehen die englische Oberschicht und die Mittelschichten ein Einkommen von ca. 11 Milliarden Mark, das ist eine Summe, die ungefähr einem Fünftel des gesamten deutschen Einkommens entspricht. Die Folge ist, daß zwischen der Bourgeoisie und der Arbeiterschaft grade in England zahlenmäßig äußerst starke Mittelschichten stehen, und die Größe dieser klassenmäßig nicht völlig fixierten Schichten wird noch dadurch verstärkt, daß in England relativ fast die doppelte Anzahl der Bevölkerung im Handel tätig ist als in Deutschland, der Handel aber gerade das ökonomische Gebiet ist, in dem sich die mittelständischen Existenzen am besten halten konnten und heute noch halten. Das ist die soziologische Situation, in die sich die Arbeiterschaft gestellt sieht, in dieser will sie die nächste Wahlkampagne gewinnen. Rein schematisch gedacht, scheint es in England nicht allzu schwer zu sein, denn da die landwirtschaftliche Bevölkerung minimal ist, ist es das einzige europäische Land, in dem das städtische Proletariat die absolute Majorität hat. Die Arbeiterschaft wählt zu einem immer größern Prozentsatz Vertreter der Labour Party, aber eben nur zu einem Prozentsatz. Ein sehr großer Teil der Arbeiterschaft wählt noch konservativ oder liberal. Es sind einmal die Arbeiter, die noch am stärksten in kirchlichen Vorstellungen befangen sind, es sind weiterhin die, in denen die Traditionen der Zeit, in der es noch keine eigne Arbeiterpartei gab, nicht völlig zerstört sind. An ihrer Zerstörung arbeitet allerdings die Historie selbst durch die chronische Arbeitslosigkeit. Aber das dauert Zeit, und Macdonald weiß, daß er nur mit Arbeiterstimmen bei den

nächsten Wahlen keine Majorität erzielen wird. Seine Politik geht also darauf hinaus, auch einen Teil der Mittelschichten zur Stimmenabgabe für die Labour Party zu gewinnen. Dann darf er natürlich keine rote Politik, ja kaum eine rosagefärbte, machen, dann darf er vor allem nichts tun, was ihn in den Geruch bringen könnte, mit Sowjetrußland zu liebäugeln. Denn für einen großen Teil der Mittelschichten bedeutet natürlich Sowjetrußland nichts andres als die eigne Expropriierung. Macdonald rechnet damit, daß ein großer Teil der Mittelschichten, die mit der Politik der konservativen Regierung unzufrieden ist, bei den nächsten Wahlen Vertreter der Labour Party wählen wird, — wenn er bis dahin sehr vorsichtig laviert. Tut er das nicht, so verliert vielleicht Baldwin die Stimmen, aber Gewinner ist nicht er, sondern Lloyd George. Um der zukünftigen Majorität willen ist die Politik Macdonalds heute kaum mehr von der der Liberalen verschieden, um dieser Majorität willen haben die Rechten bei dem letzten Gewerkschaftskongreß die schwankenden Elemente der Mitte innerhalb der Arbeiterbewegung für sich gewinnen können, haben sie gegen sich nur den Widerstand der bewußten Linken gehabt.

Lange wird die Mitte wohl kaum zu halten sein, grade dann nicht, wenn die Labour Party die Majorität bei den nächsten Wahlen erzielen sollte. Man weiß, daß Macdonald bei seinem letzten Regime die Arbeiterwähler ganz außerordentlich enttäuscht hat; selbst von den Kreisen, die sich ihm politisch nahe fühlten, wurde ihm vorgeworfen, daß in seiner Regierungszeit das Prinzip der „Kontinuität" zu sehr gewahrt geblieben sei. Damals hatte er die Entschuldigung, daß die Vertreter der Arbeiterschaft ja nur eine Minorität im Parlament bildeten und daher bei wesentlichen Maßnahmen stets von der Majorität aus Konservativen und Liberalen überstimmt werden konnten. Wenn einmal die Vertreter der Labour Party im Parlament die Majorität hätten, dann würde dies alles anders sein.

Es wird nicht anders sein.

Auch wenn eine Majorität der Labour Party im Parlament sitzen wird, wird sich an den Grundlagen der englischen Politik selbst nichts ändern — solange die Partei den Kapitalismus selbst nicht zu stürzen sucht.

Das wird sie nicht versuchen, wird sie doch geführt von ethischen Sozialisten mit dem festen Glauben an eine weitere evolutionäre, friedliche, reformistische Entwicklung. Läßt man aber den englischen Kapitalismus ungeschoren, dann muß man auch den englischen Imperialismus ungeschoren lassen, der seine notwendige Konsequenz ist. Läßt man den Kapitalismus ungeschoren, dann kann sich an der gesamten weltwirtschaftlichen Situation Englands nichts mehr ändern. Dann aber arbeitet die Historie weiter an der Radikalisierung der englischen Arbeiterschaft. Denn England ist nicht mehr das Land des aufsteigenden, es ist das Land des absteigenden Kapitalismus. Eine Arbeitslosigkeit von mehr als einer Million ist seit einem Jahrfünft konstant. Die erste Macdonald-Regierung hat sich nicht zu beseitigen vermocht, die Baldwin-Regie-

rung hat sie nicht zu beseitigen vermocht, die neue Macdonald-Regierung wird sie nicht zu beseitigen vermögen. So ist es die Historie selber, die der englischen Arbeiterschaft einhämmert, daß sie im Rahmen der kapitalistischen Wirtschaftsordnung nicht weiter kommen kann. So ist es die Historie selber, die die Verschärfung der Klassenkämpfe erzwingen wird. In Paris standen die Führer der englischen Gewerkschaftsbewegung in ihren Ausführungen über Sowjetrußland im Gegensatz zu den kontinentalen Gewerkschaften. Hier hatten die Linken innerhalb der englischen Gewerkschaften die Oberhand, hier hatten sie die Mitte für sich. Beim englischen Gewerkschaftskongreß hatte die Rechte die Mitte für sich. Die Auflösung des anglo-russischen Komitees wurde beschlossen; aber der Widerspruch in der Haltung der Engländer auf beiden Tagungen ist nicht allzu groß. Noch konnte die Rechte die Mitte innerhalb der englischen Arbeiterbewegung für sich gewinnen, es wird voraussichtlich das letzte Mal sein. Die Mitte ist bereits darüber beunruhigt, daß der Beschluß des Gewerkschaftskongresses über die Auflösung des anglo-russischen Komitees die einmütige Zustimmung der konservativen Presse gefunden hat, sie wird in dem Augenblick wieder zur Linken stoßen, in dem ihr die Geschichte durch eine neue Macdonald-Regierung praktisch demonstriert, daß im Kapitalismus auch eine Arbeiterregierung nichts hilft. Der Niedergang des englischen Kapitalismus ist die Voraussetzung für eine Neubegründung des anglo-russischen Komitees, sie wird so gewiß kommen, so gewiß die Klassenkämpfe in England in nächster Zeit nicht schwächer, sondern schärfer werden.

Der Streit um den Sergeanten Grischa

von Peter Panter

Wenn die Operettenautoren Haskel und Jablononski einen Schmarren „Anneliese von Dessau" zusammenschustern und ein fetter Tenor, ein bieriger Baß und zwei kreischende Sopran-Nutten unter Zuhilfenahme von etwas Statisterie, bengalischem Licht und einem Eßlöffel voll „Deutschland, Deutschland über alles!" dergleichen in einem Theatersaal hinter der Rampe aufbauen —: dann gehen vierunzwanzig Männer hin und machen Theaterkritik.

Ich weiß, daß das Theater ein Massenerlebnis ist, eine lebendige Sache (mit leichtem Schlaganfall) — aber ich vermag nicht einzusehen, warum es gar so wichtig sein soll, wenn Holländer, denken Sie mal, wieder die Neher verrissen hat, er hat was gegen die Neher, überhaupt das Achtuhrabendblatt . . . „Es wird alles," spricht der Weise, „maßlos überschätzt." Läßt Kerr die Schreibmaschine aufklappen, so reicht das weit über alles Theater hinaus, über den windigen Zank der Leute vom Bau, diese Talmiaufregungen, die schon erkaltet sind, wenn sie noch heiß serviert werden; weit über Nervenkrisen, Telephonattacken, wild gewordene Telegrammformulare . . . Kunst ist schon kein Selbstzweck — wie sollte Theaterkritik einer sein —!

Dies voraufgeschickt, mag von Zeit zu Zeit versucht werden, bedeutende Bücher mit derselben Sorgfalt und derselben Liebe zu betrachten, mit der sie geschrieben worden sind. Denn es ist nicht einzusehen, warum Werke, denen ein begabter und intelligenter Mensch Jahre seines Lebens gewidmet hat, in der Zeitung nur deshalb mit vierzehn Zeilen „Buchbesprechung" wegkommen, weil sie keine Theaterstücke sind. Das Buch, von dem hier die Rede sein soll, kann sich nicht beklagen; es hat auch in der großen Presse die Beachtung gefunden, die es verdient.

Arnold Zweig, Producer, beehrt sich vorzuführen: „Der Streit um den Sergeanten Grischa" (bei Gustav Kiepenheuer, in Potsdam, o Ironie des Schicksals!) Ein Kriegsbuch? Ein Friedensbuch.

*

Dem russischen Kriegsgefangenen Grischa Iljitsch Paprotkin glückt ein Fluchtversuch aus dem Lager, er irrt in den weiten Bezirken der Etappe Ober-Ost umher, stößt auf ein Häuflein von Marodeuren und Deserteuren; eine Frau gibt ihm Uniform und Erkennungsmarke eines russischen Soldaten, der in diesem Bezirk beheimatet gewesen ist; wenn Grischa gefaßt wird, soll er angeben, er sei durch die Front gekommen, um seine Eltern wiederzusehen ... Er wird gefaßt. Es ist ein Befehl da, wonach sich alle Russen, die durch die Front kommen, binnen drei Tagen bei einer deutschen Etappenbehörde melden müssen. Grischa hat das nicht getan. Er wird, getreu nach dem Befehl von einem Divisionsgericht, zum Tode verurteilt. Da erst erkennt er seine Lage, schreit, wehrt sich, sagt die Wahrheit: er sei er selbst, er sei Grischa, nicht der andre — er sei gar nicht von vorn gekommen, sondern aus einem Gefangenenlager entwischt ... Die Akten gehen an den Oberbefehlshaber.

Der Sergeant Grischa wird, obgleich er doch gar nicht unter jenen Befehl fällt, erschossen, weil Division und Oberkommando sich nicht riechen können, weil die beiden maßgebenden Offiziere sich im Aktengang anstänkern, weil Ressortkämpfe aufflackern, erlöschen, wieder aufbrennen ... Grischa steht am grasigen Abhang und wird, du deutsches Gemüt, er wird „umgelegt". Da liegt er. Und es ist gar nichts. Ein Russe, du lieber Gott ...

Daraus hat Arnold Zweig einen Roman gemacht. Wie er in der Nachbemerkung angibt, ist die zugrunde liegende Geschichte wahr. Das wundert keinen, der die Preußen kennt. Was hat nun Zweig aus dieser Sache herausgeholt?

Es ist ein gut Stück Kriegswahrheit in dem Buch, ein Teil des Soldatenlebens der Deutschen im Osten: ihr aufgeplusterter Bureaubetrieb, ihre leer laufende Geschäftigkeit, ihr emsiges Nichtstun, ihre faule Betriebsamkeit; ihre Sauberkeit und Fürsorge für sich selbst, und, wenn was abfiel, auch für die Bevölkerung, „Panjes" geheißen; und das Leben der Ostjuden, deren unendliche Überlegenheit über die kriegführenden Parteien, ihre äonenweite Weisheit und ihre tiefe Philosophie. Einzelheiten sind in diesem Roman mit einem gradezu bienenhaften Fleiß zusammengetragen, ein gehobener Natura-

lismus, die schärfste realistische Beobachtung, sauber stilisiert — man merkt oft, wie der Autor warm geworden ist, nirgends riecht es nach Schweiß.

Über die Gesinnung des tapfern Friedenssoldaten Arnold Zweig ist nicht zu reden. Das Buch könnte, bei stärkster pazifistischer Wirkung, schwach sein — es ist sehr stark. Es wird wahrscheinlich mehr Menschen zum Nachdenken über das Wesen des Krieges bringen als alle Propagandaaufsätze der letzten Jahre — es bohrt sehr tief und wendet sich an ganz einfache Empfindungen; es sagt gewissermaßen: „Wir beide wollen uns doch nichts vormachen, wie —?" Endlich einmal wird der Krieg gar nicht diskutiert, sondern mit einer solchen Selbstverständlichkeit abgelehnt, wie er und seine Schlächter das verdienen. Erst heute —?

Es ist merkwürdig genug: nach neun Jahren stößt den Deutschen der Krieg sauer auf. In Frankreich ist das längst vorüber: „Les Croix de Bois" von Roland Dorgelès und „Gaspard" von René Benjamin liegen weit zurück; hier haben sie nur noch die aus Amerika importierte Mode der Kriegsfilme; die Literatur beschäftigt sich kaum noch mit dem Krieg. Bei den Deutschen hatten, bitte nach Ihnen, die Generäle den Vortritt: die Pension der Republik gab ihnen die Muße, auf ihren Gütern und in den hohen Zimmern alter Wohnungen ihre Lügengeschichten zu erzählen: trockner Aktenkram, am Schluß mit blechernem Pathos, vertrauliche Briefe oder gestohlene Akten, die ganze Leere dieser Hirne fürchterlich erweisend. Es ist ungemein bezeichnend, daß unter dieser Memoirenliteratur auch nicht ein einziges lesbares Buch ist — sie sind alle gleich schlecht geschrieben, und wenn einer, der sich die Finger nicht am Füllfederhalter schmutzig machen wollte, einen Literaten engagierte, dann ließ er bei der Auswahl seinen Geschmack sprechen, und was herauskam, hieß Karl Rosner. Da haben wir Glück gehabt.

Und nun, nachdem das alles vorbei ist und selbst das Geschmier der von der Reichsbahnverwaltung vorzugsweise beförderten Hermine von niemand mehr ausgelacht wird —: nun kommen die Soldaten, die den Krieg am eignen Leibe erlebt haben, und wagen sich hervor und sagen die Wahrheit. Es war die höchste Zeit.

Nach neun Jahren... Aber was heute die Reichswehr treibt; was in den kleinen Garnisonen, wo sie unter sich sind, vor sich geht; was da „auf Stube" gemacht wird und bei den Sportsleuten; was die Werbeoffiziere für Leute sind und die Wehrkreiskommandeure; wie die Leute auf Urlaub gehen und wie sie sich beschweren, und worüber sie sich freuen und worunter sie leiden —: davon hören wir kein Wort. Die Reichswehr fühlt sich sehr wohl unter diesem Schweigen; sie hat es nötig. Und wir werden wohl erst in vierzig Jahren, wenn lebendige Wirklichkeit „Geschichte" geworden ist, einen Roman zu lesen bekommen: „Der Streit um den Sergeanten Noske" oder „Die 11. Traditions-Kompagnie". Wir sind gründliche Leute. Wir sind ungefährliche Leute.

Warum wird der Roman von Zweig überall gekauft? Weil er ein anständiges Stück Ware ist. Weil er gut gearbeitet ist.

Weil das Publikum einen fast untrüglichen Instinkt für sorgsame Mühe hat (die ein Künstler sich gibt) — weil keine Seite, kein Satz hingeschwindelt ist. Ich gehe nicht so weit, wie der vortreffliche Lion Feuchtwanger, zu sagen, daß dergleichen nun die Zukunft der deutschen Literatur sei — im Kielschwert des Zweigschen und des Feuchtwangerschen Detailfleißes liegt die dichterische Kraft; fehlte die, kippte das Fahrzeug im leichtesten Wind. Wie groß der Kunstwille bei Autoren dieser Gattung ist, steht dahin — ihre handwerkliche Anständigkeit ist unbestreitbar. Aber lockert die Schleusen nicht! Ströme von Schweiß ergössen sich durch das Land, denn fleißig sind sie bei uns. Beschütze uns, heilige Staatsbibliothek, vor den Neumännern, die die Geschichte romanisieren! Also so geht das nicht. Die Modeschluderer lassen es allerdings doppelt schätzen, wenn einer arbeitet. Der Dichter Zweig hat gearbeitet. (Daher auch die Vorliebe der angelsächsischen Länder für solche Bücher, bei denen sich der Käufer nicht betrogen fühlt.)

Wir hier wissen das, was Zweig uns aus dem Krieg erzählt. Wie viele Männer haben ihn erlebt und gar nicht erlebt; wie viele Frauen ahnen bis auf den heutigen Tag überhaupt noch nicht, was der Krieg gewesen ist. Es sind herrliche, ganz und gar echte Züge in diesem Buch.

Der Feldwebel Matz geht auf Zehenspitzen zum Generalmajor Schieffenzahn hinein, um ihm ein Telephonat zu überbringen. Schieffenzahn ist am Schreibtisch vor Müdigkeit eingeschlummert. Matz, auf Zehenspitzen, will ihn nicht wecken. Nun so:

„Der siegt für uns, der plagt sich für uns, nu laß ihn man schlafen, Matz. Die Welt wird ja nicht einstürzen und Deutschland nicht ins Wasser fallen, bloß wenn er das 'ne Stunde später erfährt." Absatz. „Damit entnahm er der Zigarrenkiste zwei der großen Brasil, um sich für seine Rücksicht zu belohnen und kopfschüttelnd, voll aufrichtiger Bewunderung, nach einem letzten Blick auf den Ruhenden, zog er ganz leise die Tür hinter sich zu." Neid ist immer ein gutes Kriterium: Diese Sätze möchte ich geschrieben haben.

Ganz echt der Abschied der Arresthauswache von Grischa, als der zum Umlegen geführt wird. Sie haben den Russen lange Monate bei sich gehabt, er hat ihnen die Öfen geheizt, die Zigaretten mit ihnen geteilt, jeder hat den Russen gern gehabt. „Die Deutschen bringen keinen Laut heraus, nur ein junger, blaß und mit aufgerissenen Augen, erwidert ihm" — ... was? Etwas völlig Blödsinniges, denn er weiß ja, wohin es mit jenem geht — aber etwas ganz und gar Echtes. Er sagt:

„Machs gut, Kamerad, leb wohl!"

Es wimmelt von sprachlichen Feinheiten, jede der letzte Extrakt saüberster Arbeit, quellender Einfälle. Bei der Erschießung: „Der Priester murmelt und priestert". Einmal, als Grischa in seiner Zelle verzweifelt liegt: „Der Russe sprach mit sich selbst; halblaut und ununterbrochen raunte er in seiner Sprache Worte." Und sofort die Reaktion des pathoslosen Soldaten daneben: „Er sabbert, dachte Sacht, es läuft ihm vom Munde weg wie Spucke ..." Einmal das ganze deutsche

Militär in einem Satz: „Macht der Angeklagte einen guten Eindruck — steht er militärisch stramm und sauber da, geweckt, aber nicht zu intelligent..." In Ordnung.

Ein Dichter ist ein Mensch, der seine Gefühle aufbewahren kann. Welch ein sorgfältiger Arbeiter dieser Zweig ist, zeigt die Stelle, in der beschrieben wird, wie der zum Tode verurteilte Russe sein eignes Grab graben muß. Der Keim zu diesem Thema liegt schon in einer Novelle Zweigs, die hier in der ‚Weltbühne' im Jahre 1914 erschienen ist („Die Bestie"), und derentwegen unser Blatt damals vom Oberkommando in den Marken beschlagnahmt worden ist. Da ist es ein belgischer Bauer, der sich sein Grab vor der Erschießung gräbt, und beide Mal ist der schöne dichterische Gedanke ausgeführt, wie den Grabenden die Erde freut: die fette, fruchtbare, saubere Bauern-Erde.

Wenn es manchmal mit dem Stil der gesprochnen Sprache für mein Empfinden nicht so recht klappt, so hängt das mit einer sehr, sehr schwer zu entwirrenden Sache zusammen. Ich will nicht von den kleinen Spritzern reden; merkwürdig, wie ein musikalischer Autor so etwas stehen lassen kann: Ein Militär-Lokomotivführer unterhält sich vorn auf der Lokomotive mit seinem Heizer. „Weißt du noch, wie du immer Wild zu sehen glaubtest...?" Nun gibt es im Volk wenig erzählende Imperfekta; da steht fast allemal das Perfektum, und natürlich hat der Mann gesagt: „Weißt du noch, wie du immer gedacht hast, da wär Wild..." Und daß das Wort „Triumph" mit einem f geschrieben ist und das Wort „Atmosphäre" auch: das hat mich einen Löffel Fruchtsalz gekostet. Ich weiß, daß die Sprache fortschreitet und sich wandelt: dies ist kein schöner Wandel, wenn auch ein diskutierbarer.

Aber das ist es nicht; es ist nicht nur dieser Satz und jener — es ist etwas andres, schwereres.

Es gibt einen Realismus, der mit der photographischen Abbildung der Wirklichkeit eine Freude am Abbilden vereint; einen Naturalismus der Tuchfühlung, des leichten Puffs mit dem Ellenbogen: „Du weißt doch, wie ichs meine?" Hauptmann hat das im großen Stil; der Vorgang ist so unerklärlich wie jeder biochemische; das, was herauskommt, lebt einfach, ist ein warmer Organismus, der zuckt. Die Gefahr für schwache Autoren ist zu große Nähe des Objekts. Bei Zweig liegt die exakteste Beobachtungsgabe zugrunde: sie ist aber häufig in eine Sphäre heraufgehoben, die mir zu „edel" erscheint. Das Buch fängt so an:

„Es steht ein Mann im dicken Schnee, unten am Fuße eines schwarz angekohlten Baumes, der spitzwinklig in gute Höhe ragt mitten im verbrannten Walde, schwarz auf vielfach zertretener Weiße. Der Mensch, gekleidet in viele Hüllen, versenkt die Hände in die Taschen — —" Nein, so fängt es leider nicht an. Sondern so:

„Die Erde, Tellus, ein kleiner Planet, strudelt emsig durch den kohlschwarzen, atemlos eisigen Raum, der durchspült wird von Hunderten von Wellen, Schwingungen, Bewegungen eines Unbekannten, des Aethers, und die, wenn sie Festes treffen und Widerstand sie aufflammen läßt, Licht werden..." O du

mein Deutschland! Aber könnt ihr denn nicht begreifen, daß der liebe Gott benebst anhängendem Kosmos im Zwiebelmuster einer Kaffeekanne zu finden ist und nicht in dem, was ihr als „Relativität" ausgebt? Wozu das? Entehrt Naturalismus? Erscheint er euch zu niedrig, wenn ihr ihn nicht durch pathetische Beziehungen zum „All" adelt? Ein neuer Adel. Taugt nicht viel.

Und hier ist das Manko des Buches.

Die Sache geht noch an, wenn es sich um die Juden handelt; die versteht der Vollblutjude Zweig sehr gut. Schon bei den Soldaten wird die Sache zweifelhafter. Es stimmt alles: er ist der erste Autor, der den Mut hat, zu sagen, daß das Telephongespräch zwischen einer Krankenschwester und einem Schreiber durch einen Mann im Keller vermittelt wird, der da stumpfsinnig stöpselt, er hat einen Brief von seiner Frau bekommen: zu Hause klappt es nicht mit der Kriegsunterstützung ... Es stimmt vieles: wie sie geschlafen haben und gegessen; sehr oft, auch wie sie reden; wie die Formationsbureaukratie viel wichtiger war als der ganze Krieg ... Alles, was da gegen den dreimal verfluchten deutschen Militarismus steht, stimmt. Aber wenn Zweig von den Offizieren spricht, dann stimmt etwas nicht. Shakespeare ist auch Hamlet. Zweig betrachtet — sehr gehirnlich, sehr überlegen — seine Figuren. Aus weiter Nähe.

Natürlich ist er viel zu klug, nun das umgekehrte Militär-Buch zu schreiben: der pechrabenschwarze General und der gute Muschkot; das wäre ja kindisch. Diese Rangordnung hat man nicht umzukehren, sondern zu ignorieren. Das tut er. Er zieht seinen Leuten Zivil an. Aber diese Offiziere sind, Zweig, seien Sie mir nicht böse, sie sind von unten gesehen. Auch Exzellenz von Lychow, geb. Fontane. Sie sind mit den feinsten Mitteln psychologisch erklärt. So waren sie auch — so waren sie nicht.

Der Generalmajor Schieffenzahn wird sondiert; er schlummert, wie dargetan, am Schreibtisch ein, nachdem er sich seiner Kadettenjugend erinnert hat, er wird biologisch expliziert, es ist alles in schönster Ordnung. Aber es fehlt das Einfach-Kräftige, das diese Burschen bei aller Schlauheit hatten — Schieffenzahn ist jüdisch gesehen, er ist ganz durchtränkt mit Judentum, und er trägt Schläfenlocken, sozusagen Gardepeies.

Es ist zunächst das jüdische Element, das sich hier hindernd einschiebt. Ich spreche gar nicht von der Zuneigung Zweigs zu seiner Figur Posnanski, dem ironischen und Gutes wirkenden Kriegsgerichtsrat und von meiner Abneigung gegen solche Männer: ja, sie waren so witzig und haben es alles durchschaut und die stumpfsinnige Brutalität der Preußen gemildert, wo sie nur konnten, und sie hatten die herrlichsten Talmudworte für alles und waren schnell in der Auffasung und blendend. Und haben mitgemacht.

Das Heer aber war in seinen Grundtönen deutsch: bayrisch das Fluchen und niederdeutsch der Furz; plattdeutsch das Schmalzpaket und säcksch das Kaffeegelabber. Eine pommersche Gänsebrust rituell gekocht? Ja, aber es ist nicht „das".

Arnold Zweig hat das beste deutsche Kriegsbuch geschrieben — immer neben Vogels „Es lebe der Krieg!" Das deutsche Kriegsbuch ist noch nicht geschrieben.

*

Die Küche der Befehlsempfänger, wo die Ordonnanzen und die Reiter und die Chauffeure auf den Bänken lümmeln und dem Stabskoch von weitem ehrfurchtsvoll in die vorgesetzte Suppe sehen; die dicke Luft in der Schreibstube, wo geduckte Schreiber sich das Wohlwollen der niedern Götter durch fingiertes Nichtvorhandensein erkauften, ihnen gegenüber war der fremde, eben eintretende Soldat ein Freier; der Kriegsschauplatz, der stets aufgeräumt sein mußte, ein Hund spielt mit einem Knochen, an einem Ende der Hund, am andern der Gefreite Fulte, und der Unteroffizier König steht dabei und grinst — da kommt der Hauptmann aus dem Unterstand. Hund und Fulte ab wie der Blitz. „Uoffzieh Kööönch!" — „Hahaumann!" „Was ist das für ein Knochen?" — „Eh ... Da hat wohl der Hund vom Herrn Leutnant mit gespielt!" — „Der Hund? Na, das kennt man schon —!" Aus. Keine Spur von Pointe — es ist der vollendete Stumpfsinn aller dreihundertundfünfundsechzig Tage aller vier Jahre. „Wie wars auf Urlaub, Mensch?" — „Zu kurz! Aber vielleicht hier . . .!" (ausgestreckter Arm, geballte Faust, Einknicken des Unterarms: Soldatengeste für einen stattgehabten Beischlaf); die sinnlosen Brocken, die in den schläfrigen Gehirnen hängen blieben — irgend etwas, eine aufgeschnappte Redensart, die tausendmal wiederkam, Fetzen aus einer bekanntgegebenen Feldherrntirade ... „Empfangen haben wir drei Büchsen Schmalzersatz, Dörrgemüse, Marmelade, achtzehn Brote — Sie wollen Deutschland niederringen, es wird ihnen nicht gelingen. Nu wer'ck mal jehn, Löhnung empfangen!" Dixit. Das Soldatengespräch, dessen Charakteristikum war, daß immer einer sprach und drei nicht zuhörten, niemand hörte zu, sondern jeder redete seins, der eine hier lang, der andre da lang ... In welchem Buch steht das —?

Das Wesen der Offiziere: die Aktiven, mit denen man umgehen konnte, weil sie das Befehlen gewohnt waren und es ihnen kaum noch Spaß machte, so selbstverständlich war es ihnen geworden; die Kasinogespräche, die sich um Gehaltsfragen drehten, unermüdlich, wie eine Töpferscheibe: um Reglementsauffassungen, um Stunk und um Gehaltsfragen, zwitschernd unterbrochen von säuischen Witzen ältester Observanz; dazwischen die sehr klugen schmalen Köpfe des guten Adels und des I a (während der von III b schmutziger war als gerissen; du hast nicht überall gute Schüler gehabt, o Nicolai!); die Reservebolzen, die alle militärischen Vögel der Welt in ihren Köpfen hatten, wo sie sie flattern ließen; die maßlose Wichtigkeit, die sie sich beimaßen, auf den Wogen des Lebens getragen von der Uniform und einem Zuchthausreglement ... warum schreibt das keiner?

Alle haben es erlebt, viele haben es gesehen, manche könnten es schreiben. Man muß sie erzählen hören; wie das vor Echtheit tönt, wie es uns warm und kalt den Buckel her-

unterläuft; diese Freude, wenn zwei zusammenkommen und in drei Worten, einer kopierten Geste, sich als solche legitimieren, die das Typische erkannt haben — also nicht: „Da hatten wir einen Feldwebel, der ..." sondern, merkwürdig ruhig, unterirdisch, noch nicht grollend: „Machen Sie mal den Knopf zu!" — warum schreibt das keiner?

Weil die Deutschen alles, alles sehen, nur eins nicht. Nur das Einfache nicht.

Arnold Zweig unsern Gruß! Sein Buch ist voll wärmster Güte und voller Mitgefühl, voller Skeptizismus und voller Anständigkeit, voller Verständnis und oft voller Humor. Sanft hat er das getan, was im November durch die Schuld und das Unverständnis der Arbeiterführer versäumt worden ist: er hat einem seelenlosen Götzen die Achselstücke und die Knöpfe abgetrennt, nein, sie fallen von selbst ab, so gleichgültig sind sie ihm, und nackt und dumm steht das Ding da und glotzt mit blinden Augen in die Welt. Keine Sorge, die „Tradition" wird es schon wieder mit rauschendem Leben anfüllen und mit Blut. Mit dem Blut der andern.

Dieser „Streit um den Sergeanten Grischa" ist ein schönes Buch und ein Meilenstein auf dem Wege zum Frieden.

Der Fall Guyot von Rudolf Leonhard

Guyot, Sohn eines Landbürgermeisters, reich, verschuldet, zu Ausschweifungen geneigt, Spekulant, Lebemann, elegant, mittleren Alters, Vater einer heranwachsenden Tochter, stand wegen Mordes vor den Geschworenen von Melun und ist zum Tode verurteilt worden. Verurteilt, und gar zum Tode, trotz gar nicht klarer Lage des Falls wohl hauptsächlich deshalb, weil nach zahlreichen Freisprüchen bei Tötungen im Affekt — die zu ganzen Serien von Witzen über das Faktum, daß es bei einem handgreiflichen Zank ein entsetzliches Unglück ist, die Geliebte zu verwunden und nicht zu töten, weil man nur im Falle der Tötung freigesprochen würde, geführt haben — weil nach allzuvielen Freisprüchen ein Exempel statuiert werden sollte. Guyot war beschuldigt, seine Geliebte Marie-Luise, genannt Malou, im Prozeß nie anders als die arme Malou, bei einer Automobilfahrt erwürgt und ihre Leiche in einem Heuschober verbrannt zu haben. Das Faktum bestritt er keineswegs, der Tat war er, bereitwilligst, geständig. Nur die Umstände und die ihm unterschobenen Motive bestritt er und bestreitet er noch. Die Anklage behauptet, es handle sich um einen lange vorbereiteten Mord. Guyot habe durch ihn seine Geliebte aus dem Wege räumen wollen, um seine Schwägerin, die Schwester der zweiten ihm gestorbenen Frau, zu heiraten, und dies habe er tun wollen, um sich, nach Spekulationsverlusten, wieder einmal zu rangieren.

Guyot behauptet, er habe mit der armen Malou schon lange in Unfrieden gelebt. Sie sei zänkisch, unordentlich, oft betrunken, und dann eben und vor allem: zänkisch, zänkisch, zänkisch gewesen. Das Leben mit ihr, das Lieben mit ihr, mit

der er regelmäßig seine Tage verbrachte, sei eine bürgerliche Hölle gewesen. Auch auf diesem Automobilausflug, den er auf ihr Drängen gegen seinen Willen um des lieben Friedens — eines Friedens, der mit einem Totschlag endet, eines echten Friedens — willen unternommen habe, sei sie unverträglich gewesen, sei sie unerträglich gewesen, habe ihn halb oder dreiviertel oder ganz verrückt gemacht und ihn, der doch am Lenkrade saß, so behelligt, daß er habe zupacken müssen.

Da bei diesem Morde, wie bei den meisten, niemand dabei war, steht hier, wie bei den meisten, Anklage gegen Verteidigung, Behauptung gegen Behauptung. Wie bei den meisten, beweisen die Indizien nichts — oder, noch schlimmer, beide Behauptungen. Guyots ökonomische Lage ist, nach den Zeugen, die normale eines von Hause aus reichen, nicht sehr vorsichtigen Geschäftsmannes in einem wirtschaftlich unsichern Lande. Die Leumundszeugen sagen über beide, den Mörder und das Opfer, ungünstig aus; in der Tat scheinen beide nicht sehr sympathisch zu sein und gewesen zu sein, die arme Malou nicht, die vielleicht wirklich ein bißchen trank, unordentlich und nicht sehr freundlich war, wenigstens sagt das ihr Portier, und der muß es wissen; und ihr Liebhaber nicht, der sich übrigens, während seiner überhaupt sehr ungeschickten Verteidigung — sie ist so ungeschickt, daß raffinierte Psychologen ihm zu glauben beginnen — dadurch enorm schadet, daß er stur und eigensinnig dabei bleibt, die arme Malou sei eine Schlampe und alles andre als liebenswürdig gewesen; denn in den „Leidenschaftsprozessen" Frankreichs wird man freigesprochen, wenn man eine entzückende Geliebte erschossen hat und während der Verhandlung unter Tränenströmen versichert, wie sehr man sie geliebt habe und noch liebe und immer lieben werde, aber verurteilt, wenn man eine unverträgliche, unerträgliche Frau ermordet und nachher sogar diese Unerträglichkeit als Grund des Mordes angibt, also „das Opfer beschimpft". Hätte Guyot der armen Malou im Gerichtssaal eine posthume Liebeserklärung gemacht, er wäre vielleicht, er wäre wahrscheinlich freigesprochen worden.

Für seine Verteidigungsthese spricht, daß er sich nach der Tat nicht verborgen hat; daß es, wenn er Malou los sein wollte, einer doch auch für ihn so gefährlichen Handlung gar nicht bedurft hätte, daß er sie natürlich, da er mit ihr nicht verheiratet war und nicht einmal ganz mit ihr zusammenlebte, mehr oder weniger leicht hätte sitzen lassen, hätte abfinden können, statt durch einen vorsätzlichen Mord sich, ihren offiziellen Liebhaber und Begleiter auf solchen Autotouren, in sichern Verdacht zu bringen.

Für die Auffassung des Staatsanwaltes spricht der sonderbare Umstand, daß Guyots beide legitimen Frauen mit einer Kugel im Kopf in ihrem Bett gefunden wurden, beide also durch — unaufgeklärte — Selbstmorde zu enden schienen (freilich ist gegen Guyot niemals dieser beiden Fälle wegen eine Anklage erhoben worden; allerdings kann man sagen, daß er dieser beiden Selbstmorde wegen jetzt wird sterben müssen —); spricht, daß Guyot das Opfer beschimpft, daß er überhaupt so unsympathisch ist —

Ja, das ist es, was diesen Fall, an dem weder der Täter, der kein Held und kein Getriebner ist, noch die Tote, die keine Märtyrerin ist, noch irgend welche Umstände interessant sind, was dieses Musterexemplar von Durchschnittsfall wichtig macht: die Argumentation des Staatsanwalts, die vom Gericht bestätigt und von der gesamten öffentlichen Meinung gebilligt wird.

Was spricht gegen Guyot? Er war ein „coureur", er hat vor, in und nach seinen Ehen, er hat auch während der Beziehung zu der von ihm ausgehaltnen unverträglichen Malou andre Frauen gehabt, vielleicht sogar wirklich viele; er hat sogar die Bonne gelegentlich ins Bett genommen; er hat Karten gespielt, spekuliert, manchmal getrunken —

Mit einem Wort: er hat gelebt wie jeder andre, er hat gelebt wie ein französischer Bourgeois, wie ein europäischer Durchschnittsmann, wie alle Babbitts dieses Erdballs.

Er hat spekuliert: wer, im Lande der Inflation, hat es nicht getan? Wer tut es nicht, der irgend Geld hat, muß es nicht tun, um für seine Person dem Fluch der Geldentwertung zu entgehn? Ist nicht im Inflationslande, in Inflationszeiten jeder zwangsläufig und ohne seinen Willen Spekulant, und wenn er à la baisse der eignen Währung, in der er doch bezahlt wird, spekuliert?

Er hat Karten gespielt. Sie, Herr Staatsanwalt, tun es nie? Und keiner Ihrer Kollegen tut es? Er hat manchmal getrunken: und der abendliche Stammtisch der Richter, die in Guyots Trinken, in unsicherer Sache, ein Argument annehmen?

Er hat Frauen gehabt. Die andern im Saale haben wohl alle keusch gelebt, in der Ehe und vor der Ehe? Die Bonne, die Sache damals mit der Bonne — ach: keiner der ländlichen Geschwornen hat je nach der seinen gegriffen?

Das sind die Argumente ad personam des Staatsanwalts. Mag es seine unangenehme Pflicht sein, sie vorzubringen, da er, ohne persönliche Meinung, eine Aufgabe durchzuführen hatte — aber die Geschwornen billigten sie, die öffentliche Meinung nahm sie auf, nicht einmal der Angeklagte widersprach, und sein Verteidiger suchte sie zu widerlegen oder zu entkräften, statt sie abzulehnen.

Konservativ wie alles Leben, das der Natur entrückt außer dem Geiste steht, ändert sich die Rechtspraxis gar nicht so sehr. Nur wäre heute, in einer Zeit, da von der Wissenschaft der Schuldbegriff völlig aufgelöst wird und das Strafrecht vielleicht nahe davor steht, zwischen Zivilprozeß und Verwaltungspraxis aufgeteilt zu werden, jeder bereit, nicht nur einen Stein, sondern den ersten Stein zu werfen; gern, durchaus und eilig bereit. Sollte uns ein Zufall unter falschem Verdacht auf die Anklagebank bringen — gnade uns Gott, was würde alles „gegen uns sprechen", gegen uns alle! Wir sind schon gerichtet.

Guyot hat etwas Merkwürdiges gesagt. Als man ihn im Verhör um das Motiv der Tat drängte, antwortete er mürrisch, ohne direkten Zusammenhang: „Mit Frauen hat man nur Scherereien!"

Wiener Theater von Alfred Polgar

„Die Schule von Uznach"

hat was Aristophanisches. Von fernher erinnert das freche Stück an die „Lysistrata".

Vorgeführt wird: das entfesselte junge Mädchen von heute, körperlich und seelisch nackt bis auf das Existenzminimum, zu einer Freiheit dressiert, mit der es nichts anzufangen weiß als sie zu betonen, ohne Neugier und Geheimnis, behaftet mit Natürlichkeit (wie Turn- und Tanzfabriken sie herstellen), gewaschen in allen Terminologien letzter Geist-Mode, und humorlos bis zur neuen Sachlichkeit.

Einzuschränken wäre: es handelt sich um das Mädchen „aus guter Familie". Die Welt dieser Komödie steht unter dem Glassturz ökonomischer Geborgenheit.

Das Geschlechtliche gilt Sternheims jungen Damen profan. Es versteht sich von selbst. Sie machen kein Wesen aus der freundlichen Übung, die u. a. dazu dient, Wesen zu machen. In der Schule von Uznach entfaltet sich der lieblichste Mädchendeflor.

Beklagenswerte Geschöpfe, der Rhythmus der Zeit hat sie geholt! Bürgerinnen einer entzauberten Welt sind sie, das Leben als Fertigware in der Tasche. An neuen Ufern kein neues Land, sondern vollkommene Öde. Man muß sie bemitleiden... obschon sie sehr reizvoll sind in ihrer Sicherheit und Kühle, mit ihrer frechen Anmut, mit ihrer von Zwang, Fett und Konvention nicht beschwerten Flinkheit Körpers und Geistes. Der Wedekind des Mine-Haha, des „fließenden Wassers", hätte seine Freude gehabt an den Uznach-Mädchen, die eine Art von neuen Wilden sind, Kultur-Wilde, ähnlich ihren Schwestern am Anfang der Zivilisation, nur etwas komplizierter primitiv als jene.

Jedenfalls: der Typus, hier in skurriler Überspitzung erscheinend, lebt. Und ist eine Komödie wert.

Sternheim hat ein verkehrtes deutsches Lustspiel geschrieben. Mädchen rücken den Jünglingen auf die Bude, Tugend ist wertlos, der Fall kommt vor dem Hochmut. Aber aus der Asche der männlichen Ideale erhebt sich, im schneeweißen Gefieder, triumphierend: die Gans.

Zum Schluß wird allseits geheiratet. Hymen siegt (obgleich anatomisch mißachtet).

Es ist, als ob der Autor sagen wollte: Was die Weiber anlangt, bleibt alles Neue beim Alten. Oder: Naturam expellas furca usw. Oder: Mit dem alten Brauch wird nicht gebrochen, hier können Familien Kaffee kochen.

Besäße Sternheim nicht seine kubistische Sprache: für Uznach hätte man sie erfinden müssen. Sie ist in ihrer präzisen Satzgliederverrenkung und exakten Geschwollenheit das rechte Sprachäquivalent für den Stoff wie für den Geist dieser Turn-Komödie.

Die, unverschämt und scharf, viel lustiger ist, als sie (an der wiener Reinhardt-Bühne) in der zaghaften Inszenierung Emil Geyers erschien. Er schliff ab und trudelte das Spiel ins

Liebenswürdige hinüber. Dies freilich aus berechtigter Angst vor dem wiener „Geschmack", der, wie ja auch zu lesen war, der Komödie ihren Mangel an Gemüts-Einbrenn verargte.

Schon um der Frau Maria Bard willen ist sie sehenswert. Eine bezaubernde Uznach-Schülerin, voll Schelmerei in der Frechheit, graziös und witzig, ihrer Aufgabe wirklich: tadellos gewachsen.

New York und Chicago von Harry Kahn

Amerika beginnt es vor seiner Gottähnlichkeit bange zu werden. Immer ausgeprägter wird seit Kriegsende die gesellschaftskritische Einstellung seiner Essayistik und seiner Epik. Ein Sieg, wie ihn Amerika über Europa davongetragen hat, will nicht bloß errungen, er will auch verdaut sein. Die Frage nach seiner sittlichen Berechtigung und Bedeutung erhebt sich und erheischt Antwort. Nach jeder wirklich wichtigen Verlagerung der internationalen Kräftemassen wird deren Hauptnutznießer der Fragwürdigkeit seines neuen Primats inne. Geistige Rebellen stehen aus seinen Reihen auf, denen der Sieg schwer im Magen und die Schaffung eines ethischen Unterbaus für ihn — ex post und e negativo — heiß am Herzen liegt. Auf Marlborough folgte Swift, auf Moltke Nietzsche. An einer Figur dieses Formats fehlt es den Yankees heute noch weit. Die Mencken und Lewisohn, Upton Sinclair und Sinclair Lewis verhalten sich zu den Schöpfern Gullivers und Zarathustras wie der General Pershing zu den Strategen von Blenheim und Sedan. Und gar die schwachen Ansätze zu gesellschaftskritischer Dramatik gehen einstweilen erst von Außenseitern aus, die dabei noch ihre sichersten Wirkungen aus der Verengung ihrer Stoffe ins Lokale ziehen.

Geistige Rebellion: das ist noch weniger Ossip Dymows Sache als die der Miß Watkins. Die hat wenigstens den Mut zur Karrikatur. Gynäkokratie, Justizjobbertum, Sensationsmanie kriegen bei ihr grobe, aber somit auch sinnfällige Konturen. Mit dem Maurerpinsel wird eine Menschheit an die Wand gemalt, der Combination, Kodak und Revolver gleich locker sitzen. Alles an ihr ist Lüge: Weibertränen und Männerurteile. Liebe, Schönheit, Recht: alles ist Business für „Chicago". „Eine Frau ist keine Frau und ein Freund ist kein Freund", wenns ums Moneymaking geht, und um nichts andres gehts in dieser Welt, lehrt gleicherweise Jankel seinen Freund Chaskel im Wagen des „Bronx-Expreß".

Dessen Verfasser ist weit entfernt von dem forschen Draufgängertum des Harvard-Girls. Dafür ist ihm Mitleid mit den Mühseligen und Beladenen gegeben, mit den Seufzenden unter dem Druck der Liebe, des Alters, der Armut. Solange er Milieu und Jargon der jüdischen Proletarier der Downtown wiedergibt, ist er der Dichter, den wir von „Nju" und „Die letzte Geliebte" kennen und ehren. Aber wenn er gegen den Knopfarbeiter und die Seinen als geträumte Vertreter der Upper Town und Upper Ten die Reklamefiguren der Untergrund aufmarschieren läßt, so bleiben die, was sie von vornherein waren: Plakat und Papier. Weder ist seine Phantasie

groß genug noch sein Zorn wild genug, um aus dem Sketch-einfall eine Satire großen Stils zu machen, ein dramatisches Pamphlet wider den skrupel- und pausenlosen Auftrieb, den ehrfurcht- und feierlosen Betrieb in der Hölle des Hochkapitalismus von Manhattan. Nur einen Augenblick lang sieht es so aus, als sollte ein leidenschaftlicher Ruf ergehen: Aufruf zum Aufruhr Derer, die drunten sterben müssen, wo die schweren Räder der Subway donnern, gegen Die, denen die Liegestühle gerichtet sind bei den Sybariten von Riverside und den Mode-Königinnen von Palm Beach. Aber gleichwieder wird die Rebellion abgeblasen, die Sozialkritik abgebogen in die opportunistische Volksstückweisheit vom goldwerten heimischen Herd, auf dem „gefullte Fisch" und „gesulzte Füß" schmoren. Bei so gutem Essen kann man leicht Hungerstolz heißen und haben.

Diese beiden „Komödien" sollen in Amerika, vor allem natürlich in den Städten, denen sie entstammen, hunderte von Malen über die Bretter gegangen sein. Die Freude am Lokalkolorit dürfte dabei als Surrogat für die mangelnde dramatische Substanz in beiden Stücken gewirkt haben. Uns dafür halbwegs Ersatz durch eine ungewöhnliche Aufführung zu schaffen, war man weder in den Kammerspielen noch im Künstlertheater imstande. Hilpert rückte uns die Traumsphäre Dymows viel zu real auf den Leib und Mittler fand keinen adäquat verkürzenden Stil für die robuste Karrikatur der Watkins. Steinrück, ein zu bedeutender Könner, um selbst in einer ihm so blutfernen Rolle zu versagen, blieb dem Hungerstolz doch die ahasverische Atmosphäre schuldig, die um ihn wittert. Carola Neher, in ihrer körperlichen und intellektuellen Agilität zu reizvoll, um nicht dem Auge immer wieder zu gefallen, gefiel sich selbst zu sehr in allerhand akustischen und mimischen Grellheiten, die mit ihrem eigenen Charme den, den sie dem Chicagoer Flittchen hätte vorschießen sollen, entzauberten.

Zehn Stunden Hochofen von Morus

Wer also gedacht hat, man könnte mit ein paar Paragraphen Wirtschafts- und Klassenkämpfe aus der Welt schaffen, hat sich geirrt. Paragraphen sind eben nicht nur das Ergebnis, sondern sind auch ein Mittel des wirtschaftlichen Machtkampfes. Um die Arbeitszeitverordnung vom 16. Juli 1927, die der Reichsarbeitsminister Brauns erlassen hat, zu sabotieren, wendet die Schwerindustrie die Verordnung vom 8. November 1920 an, die die Unterschrift desselben Dr. Brauns trägt. Oh, man ist korrekt. Man setzt sich — wozu hat man schließlich seine juristischen Büros und seine Syndici? — nicht den Formfehlern aus, deretwegen die niedere Bevölkerung in die Gefängnisse wandert. Man hält selbst Bestimmungen aus der rosarötesten Demobilmachungszeit ein, wenns sein muß. Und es muß sein, denn es geht um das Palladium des Zehnstundentages.

Die Regierung der Herren Marx, Keudell und Schiele hat, um sich bei den Funktionären der christlichen Arbeiter- und Angestelltengewerkschaften populär zu machen, eine Verkür-

zung der Arbeitszeit in einem Teil der schwerindustriellen Betriebe angekündigt. Es war das sozialpolitische Glanzstück und Aushängeschild, mit dem das Rechtskabinett schon in seiner Regierungserklärung Parade machte. Hindenburg, Urheber dieses Kabinetts, hatte eigenhändig einen Brief geschrieben, die Regierung möge es als ihre besondere Pflicht ansehen, „die berechtigten Interessen der breiten Arbeitermassen zu wahren". Und dann wahrte die Regierung. Am 3. Februar 1927 verlas Herr Marx im Reichstag seine Thronrede:

> Der nächste Schritt wird die Schaffung einer umfassenden Arbeitsschutzgesetzgebung unter besonderer Berücksichtigung der Bergarbeit sein ... Noch vor dem Inkrafttreten der neuen Arbeitszeitsregelung sollen weitere Erleichterungen durch Kürzung der Arbeitszeit für die Arbeiter besonders gesundheitsschädlicher Industrien auf Grund der geltenden Arbeitszeitverordnung geschaffen und auch im übrigen durch Übergangs- und Notmaßnahmen Mißstände auf dem Gebiete der Arbeitszeit beseitigt werden.

Ein halbes Jahr verging, bis der Arbeitsminister Brauns wenigstens einen Teil dieser Zusagen wahrmachte. Was den Arbeitern konzediert wurde, war nicht eben üppig. In den Schwitzhöllen der Schwerindustrie — die modernen technischen Anlagen sind auf diesem Gebiet für den Arbeiter eher noch böser, als die alten — sollte, Dank dem alten Herrn, der über uns wohnt, der Allerwelts-Achtstundentag eingeführt werden. Nicht etwa für sämtliche Arbeiter, sondern nur für die, die unmittelbar an den Hochöfen, in den Gießereien, an den Schmelztiegeln, Schmieden und Pressen beschäftigt werden. Kein Unbefugter, keiner aus der Abteilung Fegefeuer, sollte der Gnade des Achtstundentages teilhaftig werden. Ausdrücklich hieß es in der Verordnung, daß die kürzere Arbeitszeit für Handwerker und Hilfsarbeiter nur gilt, „wenn sie überwiegend mit Arbeiten beschäftigt sind, die unter der unmittelbaren Einwirkung von Hitze, Staub oder giftigen Gasen vorgenommen werden". Und dazu sollte die neue Arbeitszeit abermals erst ein halbes Jahr später eingeführt werden.

Aber selbst dagegen bäumten sich die Herren der Schwerindustrie auf. Daß ihr Hindenburg und ihre deutschnationale Regierung die Verordnung erlassen hatten, rührte sie herzlich wenig. Wenns drüben einem nicht paßt, was die eigne Regierung grade verordnet, so fragt man nicht nach Flaggenfarbe und Parteiabzeichen. Eher wird die gesamte Verwaltung der Vereinigten Stahlwerke demokratisch, als daß sie für ihre Arbeiterschaft den Achtstundentag akzeptiert.

Um diese gesunden Grundsätze durchzuführen, errichteten die Eisenindustriellen gleich, nachdem die Verordnung erlassen war, einen Kampffonds. Fünf Mark pro Arbeitsmann und Monat: das liefert schon etwas. Fünf Millionen waren wohl schon eingekommen, bevor der Befehl zur Mobilmachung gegeben und die Stillegung sämtlicher Werke zum Schutz des Zehnstundentages offiziell angekündigt wurde — immerhin soviel, wie große Werke heute an Dividende ausschütten. Aber diese Kriegskasse war gewissermaßen nur der Goldschatz, den unser guter Friedenskaiser für alle Fälle im Julius-Turm deponiert hat. Die richtige Rüstung beginnt jetzt erst. Gleich-

zeitig mit dem Stillegungsbeschluß ist eine neue Umlage veranstaltet worden. Größern Unternehmern ist eine einmalige Zahlung von einer Viertelmillion auferlegt, und den ganz großen Konzernen entsprechend mehr. Dazu sind die dauernden Abgaben verstärkt worden, denn der große Generalstab der Schwerindustrie hat die Parole ausgegeben: wenns hart auf hart ginge, müßten siebzig Millionen Mark bereitgestellt werden, um den Zehnstundentag gegen die Faulpelze, die nur acht Stunden am Hochofen stehen wollen, zu verteidigen. Sollten die verfügbaren Ersparnisse für diesen edlen Zweck nicht reichen und Auslandskredite notwendig werden, so wären das selbstverständlich produktive Anleihen im Sinne Schachts.

Gewiß wirft die Schwerindustrie ihr Geld nicht umsonst heraus. Kann man, ohne den Kampffonds anzurühren, das Ziel erreichen — um so besser. Zum Glück läßt die Arbeitszeitverordnung des Herrn Brauns ein Hintertürchen offen. Sollte, so heißts in der Verordnung, die wirtschaftliche Lage die Einführung des Achtstundentages zum 1. Januar 1928 „ohne schwere Gefährdung der Industrie oder des Betriebs infolge besonderer Umstände" nicht gestatten, so kann der Reichsarbeitsminister den Termin hinausschieben. Nach allem, was man von der Wetterwarte der zuständigen Ressorts hört, werden sich die besondern Umstände im rechten Augenblick einfinden. Die Regierung wird sehr sorgsam prüfen und ganz genau kontrollieren, ob sich das zur Einführung des Achtstundentages notwendige Dreischichtensystem technisch und wirtschaftlich „ohne schwere Gefährdung der Industrie" bewerkstelligen läßt — und wenn es sich nicht machen läßt, tja, dann lassen sich eben „die berechtigten Interessen der breiten Arbeitermassen" im Moment nicht wahren.

Ob dann freilich schon die Stillegung unterbleibt, ist eine andre Frage. Denn die Aussperrung hängt, wie in allen Wirtschaftskämpfen, auch diesmal nicht nur von Forderungen und Gegenforderungen ab, sondern auch von der Konjunktur. Die Inlandskonjunktur sieht zwar für die Schwerindustrie zurzeit noch recht günstig aus, aber der Auslandsmarkt zeigt sich recht störrisch. Die Belgier machen eine fatale Schleuderkonkurrenz, der Export stockt seit einigen Wochen, und wenn man in den Sitzungen der Internationalen Rohstahlgemeinschaft in Brüssel auch noch das übliche Theater um die Erhöhung der Quote aufführt, so ist das doch nur ein Scheingefecht. Tatsächlich kann man schon jetzt die Quote, die man das letzte Mal ausgehandelt hat, kaum mehr voll ausnutzen. Aber warum sollen die Belgier nicht auch einmal, wie im vorigen Jahr die Deutschen, ihre Quote überschreiten und dafür Strafgeld in die Kartellkasse zahlen. Unter solchen Umständen könnte es der deutschen Schwerindustrie gar nicht so unangenehm sein, wenn sie unter einem ehrenvollen Vorwand, wie es die Erhaltung des Zehnstundentages ist, vorübergehend den Laden zumacht, im Anschluß daran sozialpolitisch siebt, einen kleinen Abbau vornimmt und sich auf die veränderte Lage am europäischen Markt umstellt. So kann es passieren, daß das Kabinett Marx, trotz aller Bereitschaft, nicht in die Verlegenheit kommt, den Gang nach Canossa anzutreten.

Bemerkungen

Freut Euch des Todes!

Wir können die Todesstrafe nicht entbehren!", sagen die Freunde der Hinrichtung. Sie tragen die Methoden des Krieges in das Strafgesetz. Sie berufen sich auf die Abschreckung.

Weder Lebewesen noch Naturelemente kehren sich an abschreckende Exekutionen. Es half nichts, daß Xerxes das Meer geißeln ließ, weil es sich erlaubt hatte, sein Militärunternehmen durch Sturm zu hindern. Es machte den afrikanischen Raubtieren keinen Eindruck, daß die Karthager die Löwen kreuzigen ließen. Gar die vordem so beliebten Hinrichtungs-Paraden, als Festvorstellungen kirchlicher und dynastischer Machtbesitzer arrangiert, deckten nur den gesellschaftlichen Bedarf an Gerechtigkeitstheater. Die Wirkung auf Weltverbesserer und Ketzer, Arme und Elende blieb vollständig aus. Und die krank geborenen Günstlinge des Unglücks, die Verbrecher, wandten sich weiterhin gegen die bestehende Ordnung.

Zeitweilig wurden auch die Träger von ansteckenden Krankheiten wie Verbrecher behandelt, was weniger mühevoll war, als die Ursachen der Epidemien zu beseitigen. Die Hinrichtung der Bazillen wurde trotzdem noch nicht in Vorschlag gebracht. Von sorgfältigen Prozessen mit Todesurteilen gegen andre wirkliche Tiere weiß allerdings die Rechtsgeschichte, die nebenbei auch eine Chronik der Dummheit ist, mancherlei zu berichten.

Gerne gesehen ist heute nach dem Eisenbahnunglück immer noch die Verhaftung des Lokomotivführers. Sie ist billiger als die gründliche Verbesserung der Sicherheitsmittel.

Es geht um eine grundsätzliche menschliche Umgangsfrage. Die Liebhaber der Hinrichtung sollten sagen: „Wir wollen den Terror nicht entbehren! Wir glauben an die Verbesserung der Umgangsformen durch Gewaltmittel!" — Sie sind gegen den Pazifismus in der Rechtsprechung. Sie sind für das radikale Aus-der-Welt-Schaffen. Sie verkünden den Justiztod; es sind viele dabei, die auch den Heldentod gepredigt haben; und sich selber als Prediger für ungefährdet und dispensiert hielten.

Sie sollten außerdem sprechen: „Wir bejahen die Rache!" Denn Todesstrafe ist Blutrache. Aber Totschlag, der in Friedenszeiten auf Grund amtlicher Vorschrift geregelt ist, kann nicht einmal auf den mildernden Umstand der Leidenschaft oder der Notwehr oder des Kriegszustandes Anspruch erheben.

Totschlag kann nie eine Strafe sein. Durch den Justiztod wird der angeblich Bestrafte aus dem Lebenszusammenhang ausgeschlossen. Kühl und sachlich wird er ins Jenseits hinaus getötet, also auch jenseits von Recht, Schuld und Strafe gestellt, von Begriffen, die nur von lebendigen Menschen erlitten werden.

Den Militaristen der Gerechtigkeit müßte vor Augen geführt werden, daß jedes Bekenntnis zum Terror gefährlich ist. Man hat schon erlebt, daß Terroristen mit ihren eignen Waffen geschlagen worden sind.

Der menschliche Selbsterhaltungstrieb wehrt sich dagegen, daß ohne zwingenden Grund der Terror durch das Gesetz in Permanenz erklärt wird. Er ist mit dem Beispiel, das der Staat durch amtliches Töten gibt, nicht zu vereinen. Er wird immer wieder aufstehen, bis das staatliche Vorbild der Lebenszerstörung radikal aus der Welt geschafft ist. Er fordert die menschenmögliche Verbesserung der Institutionen, nicht die unmenschliche Vernichtung des Daseins. Er bedeutet, daß sich Recht und Strafe im Diesseits vollziehen, innerhalb der Lebensbahn. Der Selbsterhaltungstrieb bejaht die menschlichen Umgangsformen im Sinne

der Lebensförderung. Er wird auslöschen das Wort: „Freut Euch des Todes!"

Hermann Kesser

. . . zu wohltätigen Zwecken

Pfarrer Johann Julius Braun aus Marbach bei Fulda hielt kürzlich in Washington in Gegenwart des Bischofs Schreiber und des Dr. Klee vom deutschen Generalkonsulat einen Vortrag über seine Erfindung eines neuen Explosivkörpers, für die er nun auch in Washington um ein Patent nachzusuchen gedenkt, nachdem er das deutsche Patent bereits erwirkt hat.

Schon fünf Jahre vor dem Kriege hatte der Chemiker im Priesterrock sich mit der Sache beschäftigt, aber erst kurz vor dem Waffenstillstand trat seine Erfindung in das Stadium der Laboratoriumsexperimente. Zweimal wurden seine Arbeiten durch Explosionen unterbrochen.

Pfarrer Braun hat noch ein Patent auf einen physikalisch-chemischen „Fallschirmersatz" erwirkt. Statt in dem altmodischen Fallschirm schwebt der Ballon- oder Flugzeugpassagier, der sich Brauns Erfindung nutzbar macht, gegebenenfalls mit ausgebreiteten Armen in seinen von Gas ausgeblähten Kleidern zur Erde nieder.

Pfarrer Braun, der den Ertrag seiner Erfindungen der katholischen Charitas zugute kommen läßt, dürfte in Kürze wieder nach Deutschland zurückkehren.

„Wendelstein",
Rosenheim (Oberbayern)

Die Heinrich und der Zivilist

Neulich hat ein Reichswehrsoldat, der in Altdamm bei Stettin Posten schob, einen Arbeiter erschossen, den er in der Dunkelheit für einen Einbrecher gehalten hat. Die Waffen gehen immer noch reichlich schnell los in Deutschland — die niederträchtigen Schießerlasse aus den Jahren schlimmster Verkommenheit der Sozialdemokratie sind noch nicht alle beseitigt, und ein Menschenleben ist noch genau so billig zu haben wie im Kriege. Während im Reichstag beschämend niveaulose Debatten über die Todesstrafe geführt werden, kann diese Todesstrafe leicht und gefahrlos von einem Kriminalbeamten, von einem Schutzpolizisten, von einem Reichswehrsoldaten verhängt werden, unter Umständen, die seine vorgesetzte Behörde prüft, was sehr objektiv vor sich geht. Also: jener Posten, der da Traindepots bewachte, mußte schießen. Auf wen —? Der Bericht sagts.

Auf einen „Zivilisten".

Diese geistesschwache Terminologie stammt noch aus der Zeit Wilhelms des Einstweiligen (so genannt nach seinen Verfügungen gegen Piscator); ein „Zivilist" ist einer, der merkwürdigerweise keine Uniform trägt, was es nicht alles gibt auf der Welt! Diese Vokabel geht von der richtigen Vorstellung aus, daß der Mensch zunächst einmal eine Uniform zu tragen hat — und erst, wenn er diese primäre Voraussetzung nicht erfüllt, dann ist er ein „Zivilist". Wobei zu bemerken ist, daß auf diesem Gebiet Übergänge vorkommen: so ist zum Beispiel der Kriegsminister Geßler ein militärischer Zivilist. Der Fall ist äußerst selten.

In dieselbe Kategorie dieser Kasernen-Welt gehört die ständige Beflegelung von Zeugen und Angeklagten durch die deutschen Richter. Bei diesen Juristen gibt es das Prädikat „Herr" und „Frau" nicht. Beispiel:

Ein Hypnotiseur wird verurteilt, weil er sich an einem Stubenmädchen vergangen haben soll. Der Prozeß wird von der Staatsanwaltschaft geführt, um das Rechtsgut einer Verletzten zu schützen — also für die Hauptzeugin. Was aber die gesamte Besatzung nicht hindert, diese zu schützende Zeugin dauernd „die Heinrich" zu nennen.

„Gegen einen vollendeten Beischlaf spricht die vorhandne Intaktheit der Heinrich."

Nun sagt man wohl „die" Justitia, und das mit Recht — aber man muß sich doch fragen, ob denn keine Aufsichtsbehörde da ist, die diesen Richtern, diesen Staatsanwälten und Untersuchungsrichtern die einfachsten Formen des Anstands beibringt. Für den Herrn Landgerichtsdirektor ist die Zeugin allemal Fräulein Heinrich — und weiter nichts. Kein Talar berechtigt zu Umgangsformen, die einfach eine Ungezogenheit sind und eine Nichtachtung derer, die durch ihren Lohnabzug zum Gehalt der beamteten Juristen beitragen.

Ignaz Wrobel

Ein neues Jugendbuch

„Jugend und Welt" heißt es und ist im Verlag Williams & Co. in Berlin-Grunewald erschienen, wo auch die Dolittle-Bücher herausgekommen sind. Etwas darüber zu schreiben, erhielt auch ich den ehrenvollen Auftrag. Er war mir aber zu ehrenvoll. Schreiben ist ja nicht so furchtbar schwer. Aber für Kinder schreiben, das ist sehr schwer. Der ideale Jugendschriftsteller müßte selbst ein Kind sein, so unschuldig, so leicht gläubig, so kritisch, so phantasievoll, so sachlich, so leicht be- und gerührt, so selbständig, so unlogisch, so gerecht und so ungerecht und vor allen Dingen so begabt, wie ein Kind. Und dazu dann noch ein Ge- und Erwachsener, ein Wissender und ein Könner. Wir Großen brauchen unsre Begabung gern, um uns gegenseitig was vorzumachen. Kindern soll und kann man nichts vormachen. Es nützt nichts, so zu tun, als ob, sich künstlich klein und niedlich zu machen. Kinder sind gar nicht „klein und niedlich". „Ei, ei, wer tommt denn da!" so reden nur Erwachsne. Kinder sprechen ganz anders. Zu sprechen wie sie und so, daß sie's verstehen, das ist die schwerste Aufgabe, die es für einen Schriftsteller gibt. Und die ehrenvollste. Denn welches Buch wäre wichtiger als ein Buch für Kinder?

Wieviele Kinder-Bücher gibt es? Und wieviele davon sind gut? Die Dolittle-Bücher haben eine Lücke ausgefüllt. Auch dies neue Jugend-Jahr-Buch will eine Lücke ausfüllen. — Wir lasen als Jungens den ‚Guten Kameraden' und ‚Herzblättchens Zeitvertreib'. — Wieso? Als Junge lasen Sie ein Märchenbuch, wie das ‚Herzblättchen'? — Selbstverständlich! Kinder machen keine Geschlechtsunterschiede. Und meine, inzwischen als Pädagogin hochberühmt gewordene Schwester, schwärmte ihrerseits für unsern Winnetou. Viel geschadet haben uns diese Bücher damals nicht. Aber viel genützt haben sie uns auch nicht. Wir blieben eben ein paar Jahre länger dumm. Das heißt: das wahre, böse Gesicht des wirklichen Lebens blieb uns etwas länger verborgen. Weil diese Bücher uns was vorlogen.

Dies neue Jugend-Jahr-Buch will nicht lügen. Es versucht, schon die Kinder auf das wirkliche Leben hinzulenken und ihnen die Wahrheit darüber zu sagen. Das unterscheidet es von andern Jugend-Büchern. Es sagt die Wahrheit. Von Kitsch und „guter Form", von chinesischem Kinderleben, von politischem und wirtschaftlichem Werden und Wesen Amerikas, von gegenseitiger Hilfe in der Tierwelt, ja sogar von der Zeitung ist da die Rede. Durchaus interessant, durchaus dem Kind verständlich und durchaus ohne Schwindel. Wegweiser in die Wirklichkeit, das ist, wenn ich es recht verstehe, der sehr ernste Sinn, dieses scheinbar sehr heitern und märchenhaften Buches. Ohne mahnend erhobenen Zeigefinger wird hier dem Kinde Einiges gesagt und erzählt, was es wird brauchen können, einiges von dem, was seiner wartet, wenn es aufhört, Kind zu sein. — Allein die beiden Arbeiten über „Amerika" (von Alfons Goldschmidt) und „Die Zeitung" (von Wolf Zucker) heben dieses Buch

turmhoch über die verlogene, oberflächliche Niedlichmacherei ähnlicher Jugendbücher. Und dann ist da noch eine interessante Geschichte: Robinson in der Großstadt von Michael Osten. Das ist aber nicht bloß einfach so eine Geschichte, sondern (wie der Original- und Ur-Robinson es war) eine richtige kleine Einführung in Aufbau und Betrieb des sozialen Lebens von heute. Sehr einfach, klar und ganz leicht verständlich.

Für die eigentliche Kritik sind die Leser, die Kinder selber zuständig. Nur ihre Kritik wird richtig und wichtig sein. Ich will das Buch schnell meinem kleinen Neffen schenken. Mal hören, was der sagt!

Hans Siemsen

Fossil

In der ‚Kölnischen Zeitung' vom 1. Dezember schreibt in einem Bericht über die berliner Aufführung von Sternheims „Fossil", der Kritiker Oscar Mysing, der laut Nachschlagebüchern an einer der Literaturrevolutionen des vorigen Jahrhunderts teilgenommen hat, das Folgende:

„Ihm (Sternheim) kam es nur darauf an, einige pietätlose Witze zu machen und die Gestalt des alten Generals karikaturistisch darzustellen. Ob es von Takt zeugt, in dessen Person eine ganze Kaste anzugreifen, die einmal eine große Rolle gespielt hat — darüber mit Herrn Sternheim zu streiten, ist wohl zwecklos. Schließlich hat auch Herr Sternheim es der militärischen Tüchtigkeit dieser Kaste zu danken gehabt, daß er jahrzehntelang in Sicherheit leben und seine Lustspiele schreiben konnte."

Der Töchter Wohl

Ich bin der Mann von gutem Ruf,
der Töchter Wohl ist mein [Beruf,
fünfundachtzig 97
Steinplatz ist mein Fernruf.

Ich komme unverbindlich hin.
Ich schaffe Mut und frohen Sinn,
Der Vater sieht den Reingewinn,
Der Mutter Sorgen sind dahin.

Von Neugeburt bis zwölfeinhalb
Versorg' ich Töchter allenthalb,
Die Mitgift stets zur Hand bereit,
Sobald das Werk Amors soweit!

Und zwar

wird das vorgesehene Kapital sofort bei Verheiratung des Mädchens ausgezahlt, ganz gleichgültig, wie lange oder wie kurze Zeit die Prämien gezahlt worden sind.

Im Todesfalle des Versorgers hören die Prämienzahlungen gänzlich auf, während das Kapital in voller Höhe ausgezahlt wird.

Weitere Aufschlüsse durch die Generalagentur J. Prilutzky.

Sonnabends kein Anruf.

Jüdisches Gemeindeblatt

Liebe Weltbühne!

Georg Brandes erzählte einmal folgende Geschichte aus seiner Jugend.

„Ich hatte eine Freundin — es ist aber schon lange her! — eine kleine Freundin, die ich über die Maßen liebte, — ich war noch sehr jung. Sie aber machte sich nicht viel aus mir und eines Tages erklärte sie mir, sie wolle mich verlassen. Ich war verzweifelt. ‚Geh nicht von mir fort!' bat ich unter Tränen.

‚Ich gehe morgen.'

Nun hatte sie sich seit langem schon einen kleinen Pelz gewünscht, einen Pelz, den sie bei einem Kürschner in der Auslage gesehn. ‚Wenn Du nicht fortgehst, so werde ich Dir morgen den Pelz kaufen.'

Sie wurde heiter, küßte mich und sagte: ‚Gut, wenn Du mir den Pelz kaufst, so bleibe ich.'

Ich war im siebenten Himmel. Ich überschüttete sie mit Zärtlichkeit. ‚Ich besitze so viel wie nichts, — sieh, mein Portemonnaie ist leer — aber trotzdem: morgen werde ich Geld auftreiben und alles für Dich hingeben! Du Liebste, Du Böse! Aber Du versprichst mir — Ehrenwort! — daß Du morgen nicht fortgehst!'

‚Ehrenwort!' sagte sie und reichte mir die Hand. ‚Ich gehe dann erst gegen Ende der Woche . . .'

Antworten

Neugieriger. Sie fragen, warum in der ‚Weltbühne' nichts über Gerhart Hauptmanns „Till Eulenspiegel" gestanden habe . . . Wir glaubten, mit gutem Grund zu schweigen, und erst Ihre Frage, die wohl die zwanzigste gleicher Art ist, zwingt uns, eine Zurückhaltung aufzugeben, die uns der Chorus der freiwilligen Weihrauchschwinger ohnehin herzlich schwer gemacht hat. Gerhart Hauptmanns Leistung steht fest, er ist ein zu großer Dichter, als daß man sein neues Werk einer sogenannten objektiven Würdigung unterwerfen könnte. Gerhart Hauptmann hat ein Recht auf Ja oder Nein. Und hier stehe deutlich Nein! Es ist bemerkenswert, aber nicht ausschlaggebend, daß Hauptmann für sein angebliches Zeitepos das zeitferne, von vornherein exklusivierende Maß des Hexameters gewählt hat. Auch eine scheinbar vergangene Form kann belebt werden, und hier ist die Belebung nicht gelungen. Endlos und gleichgültig plätschern die Verse dahin, und wo sich die Sprache einmal sammelt, geschieht es nur zu einer kleinen Gespreiztheit, um sofort wieder in gemächlich gleitende Indifferenz zurückzufallen. Der Hauptmann der „Weber" und des „Florian Geyer", der Hungerrevolten und Aufstieg und Absturz einer sozialen Rebellion ahnte, war ein moderner Dichter, ist es noch. Der Hauptmann, der seine Gefühle über Krieg, Revolution und Inflation in einem gedehnten Lyrismus verströmen läßt, ist ein verspäteter Nachzügler jener versefrohen Poeterei, die er selbst gestürzt hat. Läßt sich der Held des alten Volksbuches, der Meister knotiger Fuhrmannspäße, überhaupt in unsre Zeit verpflanzen? Der Ur-Eulenspiegel ist nicht sentimental, und von dem Leid selbst seines Jahrhunderts weiß er nichts. Was soll er in unserm? De Coster ist die Zitation geglückt. Sein Eulenspiegel lebt, von dem Augenblick, wo er zu Damme in Flandern geboren wird, „als der Mai dem Hagedorn die Blüte öffnete." Bei Hauptmann gibt es keinen Mai und keine Vegetation, keine Menschen, sondern nur eine von Allegorien wimmelnde Zeitlosigkeit, in die unmotiviert Dinge getragen werden, die uns sonst bewegen, hier aber an Luftmangel vergehen. Dieser Eulenspiegel ist kein rotwangiger Plebejer, sondern ein abgedankter Fliegeroffizier mit ästhetischen Neigungen und wahrhaft alexandrinischer Belesenheit, der hamletisch, timonisch, schopenhauerisch, lenauisch, byronisch grollt und lamentiert, der das ganze pessimistische Repertoire der Weltliteratur beherrscht und reproduziert. Sein Humor ist erschöpft, wenn er „Beim Hund!" ruft und ein paar Luftsprünge macht. Nie und nirgends war er zu Hause, seine Sprache stammt nicht aus Kasino und Kommiß, sondern aus Diedrichs Gnostikern — wir glauben ihm nicht einmal Portepee und Fliegerkappe, wir glauben nicht, daß seine Bomben getroffen und gezündet haben. Denn er ist eine dünne Abstraktion, und eine Abstraktion kann nicht Gericht halten über eine lebende Welt. Aber wäre selbst Portepee und Fliegerkappe glaubhafter, niemals könnte dieser überflüssig gewordene Fliegeroffizier eine wirkungsvolle Anklagegeste finden, niemals könnte er der Repräsentant der deutschen Tragödie von Heute sein. Denn Dieser ist ein hochmütiger Monologist, ohne Beziehung zu Volk und Wirklichkeit, also ohne Hintergrund. Seine Klagen bleiben hohl, weil Abertausende das alles viel leibhaftiger, viel brennender erlebt haben. Und deshalb flüchtet er auch ganz folgerichtig aus der Sprache der Zeit in eine schwere, klassische, von aller Gegenwart isolierende Form. Von der entsetzlichen Eloquenz dieses Pseudo-Eulenspiegels führt kein Pfad mehr an das Armenbett, wo Hannele Mattern im letzten Delirium stammelt. Der Hauptmann von 1890 war ein Entdecker der Wirklichkeit und ein wunderbarer Seher des Kommenden, ein aufgewühlter Mensch. Der fünfundsechzigjährige Hauptmann ist ein pompöser Kultgegenstand,

seine eigne Prachtausgabe in Pergament. Inmitten von zymbelschlagenden Hierophanten ein toter Pharao in goldener Maske. Gehn wir weiter, dort unten liegt Deutschland!

Weltbühnenleser Köln treffen sich am 19. Dezember 1927, 9. Januar 1928, sowie am 23. Januar Glockengasse, Fcke Hämmergasse, 20½ Uhr (Restaurant).

Dr. Kurt Hiller. Sie haben auf der Generalversammlung des Deutschen Bundes für Mutterschutz in Frankfurt a. M. am 3. Dezember die folgende Entschließung eingebracht, die einstimmig angenommen wurde: „Die Generalversammlung des Deutschen Bundes für Mutterschutz und Sexualreform erhebt Einspruch gegen die vielfach rückständigen, sozialwissenschaftlich und sozialethisch unhaltbaren Bestimmungen der Strafgesetzvorlage, soweit sie das Geschlechtsleben betreffen, und sie spricht einem, wie die letzten Landes- und Kommunalwahlen zeigen, durchaus überalterten Reichstag das Recht ab, diese Vorlage zu verabschieden. Das gilt insbesondere für den vom Reichstage eingesetzten Strafrechtsausschuß, dessen, wie es scheint, geplantes Weiterwirken noch nach der zu erwartenden Auflösung des Reichstags ein Verstoß gegen die Reichsverfassung (Art. 27 und 35) wäre."

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 112, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 11958.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank. Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 152
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Die Republik der kleinen Leute

von Carl v. Ossietzky

> Doch behielt die Republik noch Parteigänger und Schützer. Wenn sie an die Treue ihrer Beamten nicht glauben durfte, konnte sie auf die Ergebenheit der Handarbeiter zählen, deren Elend sie nicht gehindert hatte, und die, um sie in den Tagen der Gefahr zu verteidigen, in Massen aus Steinbrüchen und Arbeitshäusern kamen und in langer Reihe, abgezehrt, schwarz, finster, vorüberzogen. Sie alle wären für die Republik gestorben; sie hatte sie hoffen lassen.
>
> *Anatole France, „Die Insel der Pinguine"*

Ich las neulich im Antwortenteil einer jungen rechtsradikalen Zeitschrift: „Nein, wir sind nicht von Hugenberg gekauft; Ihre Anfrage hat uns eine heitere Viertelstunde bereitet." Ich glaube nicht an diese heitere Viertelstunde. Die jungen Leute wollen imponieren, und führen deshalb den Namen des Herrn Hugenberg unnütz im Munde. Denn floriert das Unternehmen, so werden die braven Jungen nicht mehr lange unbeaufsichtigt ihren Gesinnungsbrei kochen, und Hugenberg kauft sie eben mit Mann und Roß auf, und sie werden eingehen in das große Reich von Film und Zeitung, über das der Gewaltige gebietet, wo Jud und Christ einträchtiglich nebeneinander arbeitet, jeder nach seiner Façon selig, unter der Bedingung, daß alle nach einer Façon schreiben.

Hugenbergs Macht ist größer als die der pariser und londoner Zeitungskönige. Denn Die haben nur ein Sensations-, ein Unterhaltungsbedürfnis zu versorgen, der deutsche Patriot aber stellt an sein Blatt metaphysische Ansprüche, ohne deshalb auf Klamauk und Kitzel verzichten zu wollen. Wenn man liest, wie Herr Hussong über der Zeiten Schande jammert und den Geist der deutschen Klassik gegen moderne Verflachung zu Hilfe ruft, glaubt man nicht, daß der Lokalanzeiger einen Filmteil haben kann oder einen Bericht über ein Sechstagerennen oder, ein paar Seiten weiter, eine sympathische Betrachtung über die ungebundene Sinnenfreude des berliner Nachtlebens. Aber es ist trotzdem so. Seit Hugenberg beginnt, seine Hausflagge auch auf den Kinos aufzupflanzen, ist man links nervös geworden. Wenn nicht alles trügt, wird der Kampf gegen Hugenberg die hauptsächliche Parole des nächsten Wahlkampfes werden. Denn da die Linke selbst nicht recht weiß, was sie will, kann sie nur gegen etwas und nicht für etwas kämpfen. Es ist möglich, daß die Deutschnationalen dabei etliche Mandate verlieren werden, aber größer als ihr Verlust wird Hugenbergs Gewinn an Abonnenten sein. Und damit hätte sich ja gar nichts verändert. Der Einfluß der Zentrale aller deutschen Reaktion bleibt.

Und dieser Einfluß reicht bis in die letzte Kätnerhütte, denn eine glänzend funktionierende Organisation beliefert die kleinste Winkelpresse mit Stoff. Von der großen Giftküche in der Zimmerstraße erhält die Pogromstimmung gegen alles

Republikanische im Land ihr Kraftfutter. Die republikanischen Parteien blasen Victoria, wenn sie in Berlin Hunderttausende auf die Beine bringen oder wenn ein Industriedespot eine knappe Verbeugung vor dem Geist von Locarno macht, aber ein paar Wegstunden von der Hauptstadt beginnt unerforschtes Land, dessen Art niemand kennt. Wir sind heute besser unterrichtet über den Geist der Auslandsdeutschen in Sao Paolo oder Mexiko City als über die Ansichten der Inlandsdeutschen rund um die Warthe. Weil Hitler jetzt den beredten Mund hält, Roßbach Tanzstunden gibt, Ehrhardt mit dem ewigen „Rin in den Staat! — Raus aus dem Staat!" das nationale Lager in einige Konfusion bringt, hält man es schon für aufgehoben. Gewiß ist mancher der früher üppig wuchernden Bünde verfallen oder gar nicht mehr da, jedoch die Saat ist herrlich aufgegangen. Der Prozeß um die Ahrensdorfer Bluttaten hebt nur ein Zipfelchen von der deutschen Vendée, aber selbst das Wenige, was da zur Erscheinung kommt, reicht hin, um das Bild einer Wirklichkeit zu geben, deren Kanten nicht durch den selbstverständlichen Liberalismus großstädtischen Lebens abgeschliffen werden. Das eine durch den Ort fahrende Reichsbannerauto genügte, um ein Rudel Dorfleute in Hörnertollheit zu versetzen. Sie fallen wie böse Tiere über einen Radfahrer her, bald wälzt sich alles in allgemeiner Prügelei. Ein ältlicher Mann schreit seinem Sohn zu: „Aujust, schieß mitten mang!" Der Junge, ein geistig zurückgebliebener Bursche, hat schnell ein Jagdgewehr aus dem Schrank geholt. Und Aujust sieht rot und schießt mitten mang, und ein paar Menschen liegen blutend auf der Landstraße. Delirium, nicht einmal für den Bruchteil einer Sekunde, von dem Hirnblitz erhellt, es könnte strafrechtliche Folgen haben, die Ladung Rehposten in einen Menschenhaufen wie zwischen Holzpflöcke zu senden. Vater Schmelzer fürchtet keine Obrigkeit. Denn soweit sein Horizont reicht, ist der Staat der benachbarte Herr Udo v. Alvensleben, der über Stahlhelm und Wehrwolf als Janitscharentruppe verfügt. Dieser Herr hat nun geruht, höchstdieselbst an Gerichtsstelle zu erscheinen, und wir sahen einen hagern, spitznasigen Junker, der an eine gut gelungene Maske von Ralph Arthur Roberts erinnert. Herr v. Alvensleben trat mit der ruhigen Festigkeit eines Mannes auf, dem die Grenzen weltlicher Gewalt bewußt sind; er beschränkte sich selbst in seinen Provokationen auf das zur Wahrung seiner Gottähnlichkeit unbedingt erforderliche Maß. Denn er weiß, was vielen Klügern nicht bekannt ist, daß dieser Staatsanwalt aus Berlin mit besondern Instruktionen der preußischen Regierung, daß diese rötlich schimmernde Woge von hauptstädtischen Journalisten morgen wieder fort ist. Ja, morgen ist das Gastspiel der Republik wieder beendet, morgen sitzt dieser nur im eignen Salon angeschwärmte Star wieder im Schnellzug — aber er, Udo v. Alvensleben, bleibt. Neben dem ausgezeichneten Strafverteidiger Bloch, der immer geholt wird, wenn Holland in Not ist, und der als zuverlässig gilt, weil er am väterlichen Gebetsriemen so martialisch den Ehrenrevolver der schwarzen Feme trägt — neben diesem erprobten juristischen Nothelfer sitzt ein junger Mann, der ein Steno-

gramm der Verhandlung anfertigt. Das wird dann Herrn v. Alvensleben überreicht werden, der daraus ersehen wird, wer von seinen Untertanen in der Stunde der Gefahr das Vaterland im Stich gelassen hat. Was ahnen die Dorfleute von solchen Teufelskünsten? Der Schmied, die Pferdeknechte und Stallschweizer bilden sich ein, man müßte vor Gericht die Wahrheit sagen. Und sie stammeln in rührender Unbeholfenheit von dem ungeheuern Druck, unter dem sie leben, von der Leibeigenschaft, in der sie gehalten werden und was passiert, wenn Einer Herrn v. Alvensleben und seinen dienstbaren Wehrwölfen nicht pariert.

Arme Leute, tapfere Leute. Ihr Geschick hat sie zur Stummheit verurteilt. Weil die Rede nicht fließen will, vermögen sie nicht zu sagen, wie ihnen ums Herz ist. Aber wem Gott diese schöne Gabe gegeben hat, wie dem Herrn Reichskanzler Marx, der kann es. Der hat sich soeben dahin ausgelassen, daß er weder Monarchist noch Republikaner sei, sondern einfach verfassungstreu. Er ist also verfassungstreu aus Prinzip, er ist jeder zufällig bestehenden Verfassung treu. Überflüssig zu erinnern, daß bei einer Wahlschlacht für Herrn Marx ein junger Republikaner auf dem berliner Pflaster sein Blut verspritzte. Passé, passé. Der vorjährige Marx war schon eine harte Prüfung. Damals trat er mit Herrn Külz auf, und wir dachten, es ginge nicht weiter. Jahrgang 1927 brachte einen von Herrn v. Keudell akkompagnierten Marx, und wir fragen neugierig, was erst das nächste Jahr bescheren wird. Wenn der stattliche Alcalde von Zittau bei aller malmenden Talentlosigkeit doch über eine natürliche sächsische Suada verfügte, so wirkt Herr v. Keudell in seiner tristen, verknurrten Schweigsamkeit, die nur gelegentlich von ein paar nationalen Gutturallauten unterbrochen wird, seit seinem Eid auf die republikanische Verfassung vollends wie ein kupierter Fenriswolf. Aber vielleicht würde Herr v. Keudell als preußischer Innenminister viel gesprächiger werden, auch weniger kopfhängerisch scheinen.

Da Herr Marx jetzt bekannt hat, weder Monarchist noch Republikaner zu sein, hat er damit förmlich die jahrealte Stegerwaldsche These von der „Sonntagsangelegenheit" aufgenommen, über die wir alle einmal furchtbar gelacht haben. Man sollte es sich in der deutschen Politik abgewöhnen zu lachen, wenn Einer eine Dummheit dumm formuliert. Denn die abgestandensten Sottisen von gestern sind immer die Konkordienformeln von morgen. Die Bayern strömen wieder zum Zentrum. Das ist wichtiger als das bißchen Republik, das einem Marx einmal den höchsten Platz angeboten hat. Im preußischen Landtag hat der rheinische Katholik Doktor Heß plötzlich einen überraschenden Vorstoß gegen den Ministerpräsidenten gemacht, weil er für den Einheitsstaat redet, und gegen den demokratischen Finanzminister, weil er für die Katholiken zu wenig Herz hat. Merkwürdige Geschichte. Hat der Herr Heß sein persönliches Steckenpferd geritten oder hat ihm die Fraktion ein Streitroß gesattelt? Will das Zentrum auch in Preußen die alte Koalition sprengen und beginnt es jetzt, die nötigen Vorwände für den spätern Krach zu sammeln? Die

republikanischen Parteien, wie gesagt, machen etwas Campagne gegen Hugenberg und spitzen sich im übrigen auf die Große Koalition. Das soll also das Ziel eines mit so lautem Tamtam eingeleiteten Wahlkampfes sein? Neue Allianz mit dem Zentrum, dessen Marx sich soeben in den Lebensfragen der Republik neutral erklärt hat, und der sich vielleicht grade den Kopf zerbricht, wie die Deutschnationalen am schnellsten auch in Preußen einzulassen sind! Die Zeugen von Ahrensdorf, der Schmied, die Pferdeknechte, die Landarbeiter, kleine Leute nur, und den profunden taktischen Erkenntnissen ihrer Parlamentsvertreter weder verwandt noch verschwägert; aber sie stehen für ihre Republik grade, und sie werden wohl noch viel dafür dulden müssen. Doch die Republik ist wieder abgereist, wie sie sich immer schnell auf die Strümpfe macht, wenn es um die kleinen Leute geht, die sich für sie schlagen. Arme Leute, ihr habt eine bessere Republik verdient!

Claus Zorn von Bulach und René Cesar Ley

von Hetta Gräfin Treuberg

Die deutsche und französische Presse beschäftigt sich mit der Person des Freiherrn Claus Zorn von Bulach. Ein junger hemmungsloser Mensch, der als Sohn des Unterstaatssekretärs für Elsaß-Lothringen und Träger eines alten elsässischen Namens schon zur deutschen Zeit oft unliebsames Aufsehen erregte, wird ernst genommen, die Angelegenheit aufgebauscht, und es fehlt nicht viel, so wird dieser leichtsinnige Sproß einer Adelsfamilie, Großneffe eines Bischofs, zum Märtyrer der Politik und einer nie besessenen Überzeugung.

Claus Zorn von Bulach ritt früher ganz nett Rennen und wettete mit mehr oder minder Glück auf dem grünen Rasen, auch war er einer der seltenen Kenner, welche bei Valentin in Straßburg sich nie beim Bestellen und Zusammensetzen eines Diners und der dazu gehörigen Weine irrten. Warum bei all diesen Vorzügen der doch inzwischen dem Alter, wo selbst Schwaben klug werden, sich Nähernde es in der Politik versucht, ist mehr oder minder schleierhaft... Eine ganz andre Persönlichkeit ist René Cesar Ley, der Autonomist. Es war gegen Ende des Krieges. Ich war unter dem Verdachte, Briefe, die den Fürsten Bülow belasteten und Italien schaden konnten, beiseite gebracht zu haben, auf Denunziation der Gräfin Lottka Hohenau hin, in Zwangsaufenthalt, „Schutzhaft", nach Woldenberg verschleppt worden. Korrespondenz, die nicht zur Erhaltung der Familie diente, war mir strengstens untersagt, ein Brief an den Staatssekretär von Jagow, persönlichen Inhalts, sogar mit strengem Vermerk zurückgegeben worden, da das Oberkommando des II. Armeekorps persönliche Briefe nicht duldete. Wer beschreibt nun meine Überraschung, als ich plötzlich einen langen Brief von einem Unbekannten erhalte, der ebenfalls unter Zwangsverhältnissen vegetiert. Der Brief begann mit einem Zitat aus Goethe, streifte Kant und gelangte trotzdem in meine Hände! Ich durfte ein paar Worte des

Dankes antworten, konnte über etwas andres nachdenken als das Rätsel: ist es strafbar, sein Vaterland zu lieben und Italien als zweite Heimat zu betrachten? Der Unbekannte wurde mir zum Mythus; ein Mensch, der aus der Schutzhaft an einen andern Häftling schreibt, da mit dessen Friedenssehnsucht sich die Weltpresse beschäftigt. Später lernte ich René Ley kennen, sah ihn 1918 ein paarmal flüchtig in Berlin. Er glaubte an Frankreich und hing am Traume einer Selbstverwaltung des Elsaß, an einer Selbstverwaltung Lothringens; daß er durch diesen Wunsch die Errungenschaften der französischen Revolution gefährdete, daß Frankreich, das sich organisch zum Einheitsstaat entwickelt hatte, mit Avignon, Bretagne, Normandie, Marseille, Savoyen, Nizza nicht zu einem fremden und für Frankreich unorganischen Föderalismus schreiten konnte, begriff er nicht. Seine Freunde blieben mir unbekannt, und er selbst, der fanatische Sonderling, wurde nur immer verschwommener; bald waren auch die letzten Fäden zwischen uns zerrissen. Nur durch die Zeitung erhielt ich noch von René Cesar Ley Kunde. Heute wird er, der während des Krieges als Franzose galt, angeklagt, im deutschen Solde zu stehen. Ein Mann, der es während des mörderischen Ringens so leicht gehabt hatte, als Elsässer der deutschen Propaganda zu dienen, der damit viel Geld hätte verdienen können, — läuft einem Phantom nach und leidet in Schutzhaft und unter Militäraufsicht Qualen — dieser selbe Mann soll jetzt ein käufliches Subjekt sein, das den Frieden für Geld an Deutschland oder deutsche Auftraggeber verkauft? Die deutschen Zeitungen im Elsaß, die nicht im Dienste der französischen Propaganda stehen, sind verboten worden, wohl nur diejenigen, welche auf einen Umsturz hinarbeiten, Föderalismus statt Einheitsstaat predigen. Denn zurück zu Deutschland wollen auch die Autonomisten nicht. Herr Rosse, der Direktor einer solchen Zeitung ist eingesperrt worden.

Bis jetzt war der Sinn für Akustik und Optik in Frankreich eigentlich immer recht scharf, schärfer als in den Nachbarstaaten. Bis jetzt stand Frankreich als Land der Gerechtigkeit und Freiheit da. Ist diese Freiheit verloren gegangen oder existieren Beweise, daß die Not René Cesar Ley zwang, die Träumerei aufzugeben und sich in den Dienst der übelsten Genossen zu stellen, nämlich jener deutschen Kreise, die überall Unfrieden stiften und Unruhe schaffen, durch Spitzel und Aufrührer, die sie sonst nur als Exportware schätzen, den Ruf Deutschlands schädigen?

Die Havasnachrichten über den Fall Claus Zorn von Bulach sind klar und deutlich, vielleicht zu ausführlich für die unbedeutend harmlose Persönlichkeit, an der nur der alte Name interessieren kann; über René Cesar Ley sind sie recht spärlich. Der Außenstehende kann nicht erkennen: ist Ley ein Märtyrer seiner Überzeugung und ein Opfer, oder ist er ein Werkzeug schlechter Mächte?

Frankreich als Heimat der Freiheit, der Rechtsgleichheit und der Brüderlichkeit, Frankreich, das noch heute im Glanze der Ideen der großen Revolution kämpft, muß auf diese Fragen eine Antwort geben.

Despotie am Njemen von Kurt Hiller

Gestört wird unser Beschreiten der Linie Berlin—Kowno—Moskau durch die derzeitigen litauischen Regierungsmethoden. Als Woldemaras vor einem Jahre das Koalitionskabinett Slezevicius (Liaudininkai, Sozialdemokraten, nationale Minderheiten: 50 Mandate von 85*) durch Putsch stürzte, hatte seine Partei (Tautininkai) drei Sitze im Sejm inne. Sie wird sich inzwischen kaum populärer gemacht haben. An der Macht hielt sie sich durch ein in diesem Ausmaß fast unvergleichliches Wüten gegen ihre politischen Gegner. Mussolini ist dagegen liberal. Die Angaben über die Zahl der Hingerichteten und der Gefangengesetzten schwanken. Die höchsten Zahlen geben nicht die Kommunisten (deren Partei übrigens seit Gründung dieses Staates verboten ist, also illegal wirkt), sondern interessanterweise die Liaudininkai an, die Partei des freisinnigen Kleinbauerntums und der freisinnigen Stadt-Intelligenz. Danach betrüge die Zahl der Erschießungen seit dem Staatsstreich etwa vierzig, einschließlich der gesetzwidrigen, heimlichen („auf der Flucht"), und die Gesamtzahl der Verhaftungen etwa tausend; darunter sollen sich einige vierhundert Liaudininkai, einige dreihundert Sozialdemokraten, einige zweihundert Kommunisten oder des Kommunismus Verdächtige befinden und sogar ein (mindestens ein!) christlicher Demokrat. Die Sozialdemokraten geben die Zahl der Hingerichteten mit zwanzig an, bei siebzig Todesurteilen (also fünfzig Begnadigungen, meist zu lebenslänglichem Zuchthaus); mein kommunistischer Gewährsmann sprach von „nur" elf legalen Hinrichtungen, und zwar seien zehn Kommunisten und ein Sozialdemokrat erschossen worden. Die Hälfte vor, die Hälfte nach dem Tauroggener Putsch — der vermutlich das Werk von Lockspitzeln war. Die Ziffer der politischen Gefangenen bemaß mein Illegaler auf rund vierhundert, wovon die etwas größere Hälfte Kommunisten und Sympathisierende seien.

Nehmen wir selbst die niedrigste dieser Zahlen an und transponieren wir sie auf Deutschland, mit seiner rund dreißigmal größern Bevölkerungsziffer: so ergäbe sich, daß, nach einem erfolgreichen Rechtsputsch bei uns, die Machthaber 330 politische Gegner hingerichtet und 12 000 politische Gegner in Zuchthäuser, Gefängnisse, Festungen geworfen oder in Konzentrationslager gesperrt hätten. Diese Zahlen, will mir scheinen, haben es in sich.

Die Prozesse erfolgen meist vor den Feldgerichten; Zuziehung eines Verteidigers: verboten. Auch kein Offizialverteidiger wird gestellt. Nichtmal ein Staatsanwalt fungiert; die Offiziere des Gerichts sind Ankläger und Richter zugleich. Man vermag sich vorzustellen, wie Das wütet! Ein Zwanzigjähriger wurde zum Tode verurteilt, bloß weil man einige kommunistische Proklamationen bei ihm gefunden hatte; Wunders genug, daß er zu lebenslänglichem Zuchthaus „begnadigt"

*) 85, nicht 83, wie ein Irrtum des Setzers in Nummer 49 angab.

wurde. Drei Reichsdeutsche (Schwindt, Sakautzky, Pöhls), weil sie aus Tilsit, mit amtlichem Übertrittsschein, kommunistische Wahlflugblätter ins autonome Memelgebiet brachten, wo die ‚linke Arbeiterpartei' legal im Wahlkampf stand, wurden zu 3 bis 6 Jahren Zuchthaus verurteilt und sitzen im Kerker zu Kowno. Als ich Herrn Woldemaras diesen Fall vortrug und einen Gnadenakt anregte, erklärte er, er wisse von nichts (‚Woldemaras' heißt, scheints, auf deutsch ‚Hase'), und der deutschen Gesandtschaft stehe frei, sich an ihn zu wenden. Was, wie ich sehr bestimmt hoffe, sehr bald geschehn wird. (Man gab mir in der Gesandtschaft die angenehm berührende Auskunft, daß man sich um deutsche Reichsangehörige kümmern werde, einerlei, in welcher politischen Richtung sie arbeiteten.) .

Gegen wen auch kein leisester Tatverdacht einer hochverräterischen Handlung vorliegt, sondern nur der Verdacht einer mißliebigen Gesinnung, der wird nicht vors Gericht gestellt, sondern der kommt in das entlegene Konzentrationslager von Worny. Auf Zeit; Maximum: drei Monate. Aber die Entlassenen werden oft nach einigen Tagen neu eingefangen; so umgeht man das Gesetz. Das Essen ist schlecht; die Leute frieren. Schicken Angehörige Pakete mit Lebensmitteln, Wäsche, Kleidungsgegenständen über das allerbescheidenste Maß hinaus, so heißt es: „Das schickt Moskau!", und der Empfänger wird noch übler kujoniert als zuvor. Man schlägt die Gefangnen. Man mißhandelt sie in der fürchterlichsten Weise. Die Soldateska tobt sich aus. Auf eine Beschwerde hin sandte die Regierung einen sozialdemokratischen Staatsanwalt nach Worny; als er das Protokoll aufnehmen wollte, erklärten die Beschwerdeführer, die Mißhandelten, ihnen sei nichts geschehen, von Mißhandlungen sei keine Rede; so eingeschüchtert waren sie. Hätten sie Klage erhoben — man hätte sie halbtot geschlagen. Der Staatsanwalt mußte unverrichteter Sache wieder abziehn. Diese Geschichte hörte ich übereinstimmend zweimal: aus Kreisen der Opposition... und aus Woldemaras' eignem Munde. „Was soll die Regierung da machen?" fügte er achselzuckend hinzu. „Das Konzentrationslager auflösen!" empfahl ich. Er versprach mir, von den 180 Gefangenen, die zurzeit dort seien, 80 demnächst zu entlassen. Das Lager bereite der Regierung sowieso keine Freude; es sei ein Herd kommunistischer Agitation; die Bolschewisten steckten die Andern sämtlich an. (Gegenseitige Besuche sind dort zulässig; wenn auch keine systematischen Diskussionen und Schulungszusammenkünfte; auch dürfen nur parteilose Zeitungen gelesen werden!)

An sich ist für den Kommunismus in diesem Bauernland kaum ein Boden; es gibt ja fast keine Industriearbeiterschaft; aber unter der Diktatur verbreitet er sich mit Sturmesschritt. Sie züchtet ihn; gerade ein Demokrat bestätigte mir das.

Die Gewerkschaften sind teils aufgelöst (die linkeren), teils auf dem Papier noch gestattet. Tatsächlich haben auch die gemäßigteren ihr Wirken einstellen müssen. Die Büros

liegen verödet; Jeder, der sich dort sehen ließe, müßte befürchten, verhaftet zu werden.

Die Zeitungen erscheinen unter Vorzensur; das heißt, die Opposition muß schweigen. (Unter dem Vorwand, zu reden.)

Die Straßen müssen nachts um ein Uhr geräumt sein. Wer nach eins angetroffen wird, wird verhaftet; er könnte Proklamationen haben ankleben wollen!

Das Tollste aber ist der Betrieb in den Untersuchungsgefängnissen. Da werden Geständnisse, da werden Bezichtigungen Dritter erpreßt — nicht nur durch Schläge, sondern auch durch Drücken der Fingerknochen, zwischen die Bleistifte geklemmt sind (ein irrsinniger Schmerz, sagt man), und: durch den elektrischen Strom. Die grauenvolle Kunde vom elektrischen Stuhl, welchen zu inquisitorischen Zwecken die christlich-demokratische Regierung vor Jahren eingeführt habe, der von der linken Koalitionsregierung dann abgeschafft worden sei und von den Sbirren der Tautininkai jetzt wieder angewandt werde, flattert wie eine Fledermaus durch die Gassen. Niemand wagt, mir, dem Fremden, auf meine Frage, ob es das wirklich gebe, mit vorbehaltlosem Ja zu antworten; keiner möchte — unter den Drohungen dieser Diktatur! — behaupten, was er nicht beweisen kann; aber die ernsthaftesten, moderiertesten Oppositionspolitiker haben mir erklärt: die Möglichkeit, ja, Wahrscheinlichkeit dieses Verfahrens zur Erpressung von Aussagen, die man wünscht, könnten sie ehrlicherweise nicht in Abrede stellen. Die Sache stimmt also. Boston, nicht ganz letal.

Auch sind die Gefängnisse natürlich sämtlich überfüllt. Das von Kowno faßt normal sechshundert Gefangene. Während der letzten Monate war es mit tausend bis vierzehnhundert belegt. Welche Folgen für die Hygiene! Die Tuberkulose greift um sich. Das sind Torturen, kaum weniger gräßlich als die, denen man die Untersuchungsgefangenen aussetzt.

Und alles aus Angst vor dem Bolschewismus; aus Besitzangst. Angst vor dem Bolschewismus war der Grund des Staatsstreichs der Tautininkai — der Grund oder, wie die Opposition einmütig versichert, der Vorwand. Als Motiv der Machtergreifung bliebe dann nur die nackte Machtlüsternheit übrig — eine etwas schwache Erklärung. Wahr ist freilich, daß auch das demokratische Kabinett Slezevicius nicht daran gedacht hatte, die Kommunistische Partei zu legalisieren; daß andrerseits selbst Woldemaras den litauisch-russischen Vertrag nicht annulliert hat. Er sucht sich außenpolitisch auf eine Macht zu stützen, die er innenpolitisch furibund verfolgt —: nirgends wird die Unklarheit seiner Politik so klar wie an dieser Stelle. Die nächsten Monate, vielleicht die nächsten Wochen schon werden zeigen, ob Litauen sich nicht zwischen den warschauer und den moskauer Stuhl gesetzt hat. Genf entschied in Wahrheit nichts.

Gelegentliche Meldungen der polnischen Propaganda, wonach die Woldemarasdiktatur im Begriff stehe, pogromistische Formen anzunehmen, sind Lüge. Von antisemitischer Bewegung ist in Litauen nichts zu merken. Und dies, obwohl 7¼ Prozent der Gesamtbevölkerung, in den Städten zum Teil

über 50 Prozent, Juden (jargonsprechende) sind. Fast durchweg Proletarier; also der Neid, die Hauptwurzel des Hakenkreuzes, hat keine Nahrung. Die große Zahl erklärt sich daraus, daß im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts der zugleich sehr kriegerische und sehr freisinnige Großfürst Witold (Vytautas) die in West- und Mitteleuropa schwer bedrängten und verfolgten Juden nach Litauen einlud. Litauen reichte damals bis Smolensk und Kiew; es war durch die ständigen Kriege gegen Russen, Tataren und Deutschritter offenbar sehr menschenarm geworden. Das ist es noch.

Als Deutscher judäischen Geblüts muß ich der Wahrheit die Ehre geben und bekennen, daß Juden in Litauen mich auf das schändlichste und roheste begaunert haben, während alle Litauer, mit denen ich in geschäftliche Berührung kam, sich korrekt benahmen. Ich will nur den Fall Chaimke erwähnen. Chaimke, Besitzer eines Autobusses, teilte mir mit: Fahrt von Kowno nach Mariampol und zurück fünf Lits pro Person und Strecke; Fahrtdauer je anderthalb Stunden; um 2 Uhr von Kowno ab, um 6 Uhr ab Mariampol zurück. Ich bezahlte ihm in Kowno die Hinfahrt voraus: zehn Lits für mich und meinen Begleiter. Schon unterwegs ermeckerte Chaimke, ein schwerer Schlächtertyp, Trinkgeld; er bekam einen Lit, in Mariampol ein Weinglas voll Wodka, ein zweites für seinen angeblichen Bruder, der dort plötzlich aufgetaucht war und sich anhing. Um 6 Uhr, als wir den Bus wieder besteigen wollten, forderte Chaimke statt der vereinbarten zehn Lits dreißig Lits; „für zehn Lits soll ich Sie fahren nachts von Mariampol nach Kowno?!" Alles Verhandeln nutzte nichts; wie uns, so suchte er auch eine litauische Dame, einen Soldaten, einen jungen Offizier zu erpressen. Da wir alle ablehnten, den phantastischen Preis zu entrichten, befahl er dem Lenker, den Wagen statt nach Kowno in die Garage von Mariampol zu fahren. Da standen wir nun abends in eisiger Kälte auf dem Marktplatz des fremden Städtchens, ohne Übernachtungszeug, Seife und Zahnbürste; eine Autodroschke nach Kowno wäre unerschwinglich gewesen; Züge verkehrten nicht mehr; ein litauischer Bursche gab uns den Rat, den um 7 Uhr abfahrenden Autobus nach Wilkowischki zu benutzen; entgegengesetzte Richtung, ungeheurer Umweg; aber dort würden wir grade noch den Berlin-Riga-Expreß erreichen und um Mitternacht in Kowno sein. So geschahs; es kostete nicht ganz soviel, wie Chaimke gefordert hatte; dafür erlebten wir in Wilkowischki einen neuen Chaimke, der den alten schlug: einen jüdischen Kutscher, der uns, als wirs eilig hatten, im Kreise herumfuhr und fünf Mal hielt, nur um einen höhern Preis zu erpressen als den vereinbarten; in finsterer, finsterer Nacht.

Zweierlei weiß ich:

Erstens: Wenn übermorgen in Litauen doch ein Pogrom ausbricht, wird Chaimke daran schuld sein. Gebrandschatzt, erschlagen werden natürlich Unschuldige.

Zweitens: Nichts ist so blödsinnig wie der panjüdische Nationalismus. Ich leugne jede völkische Gemeinschaft oder Verwandtschaft zwischen diesem ludenhaften Feldwebel-Jobber

Chaimke und mir. Mein Begleiter — ein arischer Deutscher — und ich: wir waren ein Herz, eine Seele, eine Wut und eine Rasse gegen diesen Mistfinken, dessen ich mich nicht einmal schämte — so blutfremd war er mir. Er war dem korruptesten, rohesten russischen Juchtentyp aus der Zarenzeit assimiliert — wenn er auch jiddisch sprach; feine Synthese. Die verschiednen Splitter der Judenheit sind seit fünfzig und mehr Generationen durch Welten getrennt und haben miteinander unendlich viel weniger gemein (trotz Erblehre) als jeder von ihnen mit dem Volk, Stamm oder Typ, mit dem er in Symbiose lebt. Ich übertreibe nicht, wenn ich sage: Gegenüber den Litauern in Litauen habe ich mich als Kon-Europäer, gegenüber den Juden in Litauen als Deutscher gefühlt. Und dies war ein Erlebnis; und die Erhärtung einer schon ältern Erkenntnis. Sie läßt sich, meine Herren Zionisten, nicht erweichen.

Schwarze Reichswehr in Polen von Berthold Jacob

Seit kurzer Zeit steht auch die polnische Republik unter Abrüstungsdiktat. Es fußt auf dem amerikanisch-polnischen Protokoll vom 14. Oktober 1927 über die Anleihe, die Polen von einer amerikanischen Bankengruppe gewährt wurde, die sie jedoch von der Erfüllung von Forderungen abhängig gemacht hat, deren eine die Herabsetzung der Zahl der polnischen Armeekorps von zurzeit zehn auf acht vorsieht.

Am 5. November hat nun in Warschau eine Sitzung des obersten Konsiliums für Fragen der Landesverteidigung stattgefunden. Dieser Rat, dem französischen Obersten Kriegsrat nachgebildet, pflegt unter dem Vorsitz des Marschalls Pilsudski oder eines von ihm benannten Stellvertreters zu tagen. In ihm haben außer den militärischen Sachverständigen, Offizieren des Generalstabs und dem Kriegsminister auch Vertreter des Ministerpräsidenten und des Außenministers Sitz und Stimme. In der Sitzung nun, von der hier berichtet wird, hielt der aktive General Konarzewski das Referat. Er war der bei Generalen nicht seltenen Meinung, die Bewaffnung Polens müsse unbedingt erheblich verstärkt werden. Da seien aber neuerdings so gewisse Schwierigkeiten ... Der polnisch-amerikanische Vertrag. Deutschland weise einen ausgesprochenen Geburtenrückgang auf. In Polen dagegen steige die Geburtenziffer an. Bis 1928 werde eine Bevölkerungszahl von 33 Millionen Menschen erreicht sein. Bis 1930 könne man mit 38 Millionen Einwohnern rechnen; bis 1935 werde diese Zahl noch um etwa acht Millionen gestiegen sein.

Dem Sejm werde nun gleich nach seiner Neuwahl 1928 ein Gesetz vorgelegt werden, das eine scharfe Besteuerung kinderloser Familien vorsähe. Das polnische Kriegsministerium rechne jedenfalls zuversichtlich mit einem Rekrutenkontingent von etwa 20 Prozent der Bevölkerung.

Was nun die Ausgleichung der durch den polnisch-amerikanischen Vertrag bedingten Heeresverminderung betreffe, so könne Polen naturgemäß öffentlich und offiziell keinerlei Ein-

wendungen gegen das Abkommen erheben. Die beiden Korps müßten tatsächlich im Laufe von zwei Jahren dergestalt aufgelöst werden, daß pro Jahr 30 000 Mann zur Entlassung kämen. Die sukzessive entlassenen aktiven Soldaten würden nun zunächst in die Militärverbände überführt werden. In Polen gibt es bekanntlich ein ebenso weitgespanntes Netz militärischer und halbmilitärischer Organisationen wie in Deutschland. Als Spitzenorganisation aller regierungsseitig anerkannten Verbände wäre der „Weiße Adler" zu betrachten. Daneben bestehen die Sokols (Sportvereine) und die Organisationen der Generale Haller und Dowbor-Musnicki, wie auch die der ehemaligen Legionäre. Im „Weißen Adler" verbirgt sich auch das Hauptquartier der „Defensive", der Spionageabwehr.

Außer dieser Maßnahme wird aber noch die Gründung von zwei Grenzschutz-Korps geplant, die offiziell aus Zollbeamten und -soldaten bestehen und in einer Stärke von je 40 000 Mann gebildet werden sollen. Das Wichtigste, die budgetäre Frage, sei bereits erledigt. Das Finanzministerium, dem die neu zu bildenden Verbände unterstehen würden, habe von sich aus die Regelung getroffen. Die beiden Korps würden jedoch derart organisiert werden, daß sie im mobilen Fall ohne weiteres zum Feldheer würden stoßen können. Ein Unterschied zwischen ihnen und der regulären Truppe würde nicht entstehen. Sie seien auch im Kampfwert als gleichartig zu betrachten.

Er führte dann noch aus, daß sich nach dieser Reorganisation etwa das folgende Bild ergeben würde: Offiziell bestehen acht aktive Korps. Alle militärischen Verbände und Vereine werden in Korpskommando-Bezirke zusammengefaßt, deren drei territorial je einem der aktiven Korps-Bezirke entsprechen und die auch jeweils diesem aktiven Korps unterstellt würden. So würden im mobilen Fall im Bezirk jedes Korpskommandos statt 30 000 Mann 120 000 bereitstehen. Ohne ausgesprochenen Mobilmachungsbefehl würde so das gesamte Heer 960 000 Mann zählen.

Die beiden Grenzschutz-Korps à 40 000 Mann könnten ebenfalls über eine heimliche Reserve von gleicher Stärke verfügen, so daß zu den bereits genannten 960 000 Mann noch 160 000 Mann hinzuträten, und so das stets schlagbereite polnische Heer auf eine Höhe von 1 120 000 Mann brächten.

Der Vortrag des Generals Konarzewski wurde in allen Teilen gebilligt. Die praktische Durchführung der einzelnen Vorschläge wurde mit sofortiger Wirkung beschlossen.

Das richtige Himmelblau von Siegfried Bernfeld

Was tut ein richtiger Schulmeister gegen richtige Flöhe? Er knaxt sie. Natürlich. Was tut ein echter Schulmeister gegen richtige Flöhe? Er verbietet sie. Erraten! Was aber tut ein echter Schulmeister gegen erdichtete Flöhe? Das kann man nicht erraten. Das muß einem gesagt werden. Nun, er verbietet sie! Das vermag er, falls besagte Flöhe in einem

schönen Märchenbuch (Bela Balasz: „Das richtige Himmelblau", Dreimaskenverlag München) auf einem Märchenhund gar neben den Ohren hüpfen, wo die winzig verzauberten Kinder nach tausend herrlichen Wunderfahrten müde schlafen. (Die richtigen Kinder haben es atemlos und weinend, verzaubert gelesen.) „Manchmal wachen sie erschrocken auf, wenn ein großer Floh im Dunkeln an ihnen vorbeihüpft. Doch die Flöhe taten ihnen nichts." Hingegen dem echten Schulmeister. Dem verdarben sie das Konzept der Jugendschriftenpädagogik. Flöhe sind Ungeziefer. Solches ist Unsauberkeitsanzeichen. Also unästhetisch. Märchen sind Kunst. Kunst ist ästhetisch. Flöhe in selbiger also verboten. Auch ist das Kindergemüt rein von Natur, das Reinste was man heute hat. Wir echten Schulmeister wachen, lieb Vaterland magst ruhig sein, daß in diesem Naturschutzpark kein böser Bela Balasz dem oder jenem Kinderpflänzchen dies oder jenes Flöhchen in Ohr und Herzchen setze. Die deutsche Schulmeisterei hat zu diesem Zweck ihre eigne Bewachungs-Überorganisation, genannt Jugendschriftenausschüsse. Ehedem, als Teil der Kind- und Kunstbestrebungen, zur Bekämpfung des künstlerischen Elends der Jugendschriftenliteratur begründet, helfen sie heute wacker mit, die Kinder- und Jugendbücher im politischen Elend zu erhalten. Die Gutwilligen unter diesen Zensoren glauben wirklich noch an die „Kunst" im Leben des Kindes und möchten ihm Stube und Buch mit den Abfällen eines vergangenen Jahrhunderts schmücken. Es ließe sich gegen ihren Begriff von Kunst allerhand sagen. Aber genügt nicht, daß der Staatsanwalt erklärt, ein Kunstwerk — wenn schon! — zu hochverräterischen Zwecken verwendet, sei Schmutzliteratur, um zu erweisen, daß jene Gutwilligen die Jahre verschlafen haben, in denen Lichtwarks und Wolgasts Erben zu Gründern jenes Zensurgesetzes gegen Schmutz und Schund geworden sind, das klipp und klar alle Kunst der Politik unterstellt hat? Nun tun sie noch immer so, als käme es darauf an, den Kindern „Schönheit" zu geben — indes alles darauf ankommt, die Kinder von der kleinbürgerlichen Schöntuerei über Gott, Kaiser, Republik, Bravheit, Krieg und Welt zu schützen, die Orgien feiert in der Jugendliteratur, ob Kitsch ob Kunst. Und von der nicht eine Spur in Balasz' Buch zu finden ist. Aber dies wirds ja wohl sein. Die Gutwilligen irren — aber die Böswilligen — wie überall wohl auch unter den Lehrern die Majorität — lügen, es gehe um Ästhetik, Kunst, Kultur. Ich glaube nicht, daß irgend jemand die Kunst in Balaszens Buch vor lauter Flöhen nicht sah. Ich glaube, es hat den edlen Schulmeistern nicht gefallen, daß die Märchenbuben den Lehrer verulken, daß sie die Pfarrer und Heiligen ein wenig verspotten. Und überhaupt beginnt schon das ganze Buch so schrecklich unästhetisch: „Es war einmal ein Junge, der hieß Franzl Kramer. Der Franzl Kramer war kein guter Schüler, denn (!) seine Mutter war Witwe und eine arme Wäscherin. Franzl mußte die Wäsche für seine arme Mutter austragen . . . Darum (!!) konnte er seine Aufgaben für den nächsten Tag nie richtig lernen. Der Herr Lehrer Nowak setzte ihn zur Strafe in die letzte Bank, links beim Ofen. Dort war

die Eselsbank." Aha, denkt der ästhetische Sozialist: Kitsch in rot, und, behauptend, solches werde den Kindern nicht gefallen, erwägt er die Koalition mit Külz. Weit gefehlt. Richtige Kinder haben das Buch weinend und lachend gelesen. Und noch einmal gelesen. Denn in ihm lebt richtige Kinderphantasie. Und außerdem ist es frei von Klassengift. Solche Bücher sollte man vorläufig, bis Kunst und Ästhetik wieder lügenfreie Begriffe werden, Kunst für Kinder nennen. Nach ihnen sollte man Ausschau halten, besonders in den Weihnachtswochen.

Aber eben dieses ist durch die Jugendschriftenausschüsse sehr beträchtlich erschwert. Was sie nicht empfehlen, meidet der Buchhandel. Private Lesevereine, — diktieren sie dennoch dem Sortiment. Schon gibt es Eltern in Deutschland, die ahnen, wie ungesund für ihre Kinder die Schulluft ist, wie sie erfüllt ist von Reaktionsmikroben — — aber sie wissen noch kaum, daß Schulgeist durch Jugendschriftberatung — und sonst auch — sich in die Ferien und Träume der Kinder schleicht. Meiden Sie mit Ihren Kindern Lokale voll „echter" Märchenluft!

Hingegen zum Beispiel von keinem Schulmeister empfohlener höchst gesunder Kinderkurort: Kinderrevue, Hans im Glück (aber nur Sonntags, wenn vier bunte Synco-Peterlein (Weintraub-Straßer) beweisen, daß Kind und Jazz besser als Kind und Kunst zusammengehören). Marcellus Schiffer hat diese Welt von aller Feenpracht herrlich gereinigt, dafür ist die schwarze Köchin aus dem Volkslied wirklich negerschwarz, und Hänsel und Gretl verstehen was von Knusperhäuschens: „Ei, ei, die Türe schmeckt wie neu, o, o, das Fenster schmeckt mir so". Die dumme Liese, „dümmer als die Polizei erlaubt", kriegt von den Kindern und von reifern Erwachsenen Extra-Applaus, denn sie hat den ganz verbotenen, richtigen heutigen Märchenton (Elisabeth Neumann), die Kinder schauern, lächeln, lachen und wissen nicht, daß sie erfahren haben: Königinnen, Prinzessinnen, Fischersfrauen, Päpste — es war einmal. Vorbei, Märchen.

Weil aber weder Balaszs' Buch, noch Schiffers Kinderrevue für die ganz Kleinen ist, sei ihnen entschieden das Wunderhaus geschenkt. (Das Wunderhaus, ein Bilderbuch zum Drehen, Bewegen und Verwandeln von Tom Seidmann-Freud, Stuffer-Verlag, Berlin.) Sie haben nichts fürs Leben davon, aber es wird sie sehr amüsieren, und da es glücklicherweise sehr leicht zerreißbar ist, bleibt ihnen Langeweile erspart.

Die Mutter schließlich zufrieden, einen Tag lang ihre Kinder gegen echte Schulmeisterei und echten Märchenton immunisiert zu haben, liest am Abend (sich selbst vor Rückfällen zu schützen) „Sisyphos" (Siegfried Bernfeld: „Sisyphos" oder die Grenzen der Erziehung. Psycho-analytischer Verlag) oder ein andres gutes Buch gegen Pädagogik und Eltern und beschließt zu Weihnachten: Ostern gehen die Kinder in eine richtige Schule, zum Beispiel zu Jenssen nach Neukölln (ist sie zu weit, so wird man sie näher gründen), mit richtiger Schulluft und richtigem Himmelblau.

Der Traum — ein Leben

Szenen aus einer Revue von Alfred Polgar und Theobald Tiger

1. Vor dem Schalter

Der Schalterraum eines Postamts. Querschnitt: man sieht zugleich vor und hinter den Schalter. Hinter dem Schalter ein Postbeamter in einer Jacke, die vorn etwas offen steht. Der Beamte ist unhöflich, barsch, kalt, ja nicht übertrieben. Eher gemessen unfreundlich und ungefällig. Vor dem Schalter ein kleines Mädchen, das sich auf die Zehenspitzen stellt, um heraufzulangen, danach ein Mann, danach Pallenberg, der ungeduldig von einem Fuß auf den andern tritt, hinter ihm eine Frau.

Das kleine Mädchen (weinerlich und monoton): Zwei Zehnpfennig- zu fünf —

Der Beamte: Was heißt denn das?

Das kl. Mädchen: Zwei Zehnpfennigmarken zu fünf —

Der Beamte: Das gibts nicht!

Kl. Mädchen: Aber Mama hat gesagt — —

Der Mann: Vielleicht hast du dich verhört?

Kl. Mädchen: Nein. Zwei Zehnpfennigmarken zu fünf.

Pallenberg: Geht das da vorn endlich weiter! Darf ich den Herrschaften vielleicht einen Stuhl anbieten! Ich habe später noch zu telegraphieren, das Telegramm ist eilig!

Die Frau: Mein Gott!

Der Beamte: Der nächste.

Der Mann: Na, warten Sie doch mal! Das kleine Mädchen — —

Der Beamte: Das geht Sie gar nichts an! Was wünschen Sie — und fertig!

Das kl. Mädchen: Zwei Zehnpfennigmarken zu fünf!

Pallenberg: Ich habe Eile, weil ich ein eiliger Geschäftsmann bin! Wir Geschäftsleute in Berlin sind eilig. Erst warten wir drei Monate, und am letzten Tag schicken wir ein Telegramm! Wird das da vorn! — —

Der Mann: Sie könnten aber wenigstens die kleinen Kinder hier höflich behandeln! Dieses kleine Mädchen — —

Kl. Mädchen: Zwei Zehnpfennigmarken zu — —

Pallenberg: Natürlich! Bravo! Man kann doch hier wenigstens die kleinen Kinder! Kleine Kinder gehören nicht auf eine Post! Der Mann hat ganz recht. Worum handelt es sich? (Zur Frau hinter ihm): Treten Sie mir nicht immer auf die Hacken.

Die Frau: Ich trete Sie nicht.

(Jetzt alle zusammen:)

Der Beamte: Sie habe ich nicht gefragt — und fertig!

Das kl. Mädchen: Zwei Zehnpfennigmarken — —

Der Mann: Man sollte doch wenigstens die kleinen Kinder —!

Pallenberg: Bravo! Ich bin eilig! Wird das da vorn! Treten Sie mir nicht auf die Hacken!

Die Frau: Mein Gott!

(Kleines Mädchen weinend ab. Es stellt sich hinten noch ein stattlicher Mann auf.)

Der Mann (am Schalter, wird abgefertigt —): Stille.

Pallenberg: Vergeht er sich wieder an kleinen Kindern? Ich werde ihm das beibringen! (ran an den Schalter): Zwei Fünfpfennigmarken zu zehn!

Der Beamte: Was ... ah ... dra ...

Pallenberg: Und eine Postanweisung, drei Telegrammformulare und das Beschwerdebuch!

Beamter: Also erst mal die Marken. Also was für Marken?

Pallenberg: Zwei zu fünf und fünf zu zwei und dreiunddreißig zu dreiunddreißig!
Beamter: Dreißig — 65, , , 75 . . . und fertig. Noch?
Pallenberg: Zunächst mal diese, Postanweisung.
Beamter: Wollen Sie das Bestellgeld bezahlen?
Pallenberg: Wenn ich nicht muß, nein.
Beamter: Müssen nicht. Können.
Pallenberg: Können. Dann will ich. Ja, ich bezahle.
Beamter: Also dann fehlt: Bestellgeld bezahlt.
Pallenberg: Ja, also wenns fehlt; da schreiben Sies doch rauf.
Beamter: Das ist nicht meine Sache.
Pallenberg: Natürlich — ist das Ihre Sache!
Beamter: Das ist nicht meine Sache. Sie haben die aufzuliefernden Postsachen auflieferungsfertig abzuliefern.
Pallenberg: Natürlich müssen Sie das raufschreiben!
Der Beamte: Nein.
Pallenberg (tobend): Nein? Nein? Ist das Publikum vielleicht in Ihren Augen ein Reiskörnchen? Ich werde Ihnen schon zeigen, wegen Reiskörnchen! Ich stehe hier als Publikum, und wenn ich hier als Publikum stehe — dann haben Sie —
Beamter: Gar nichts — und fertig.
Pallenberg: Aber, lieber Herr, Sie können das doch grade so gut drauf schreiben wie ich! Ich bin eilig, — aber es ist ein Prinzip. Es handelt sich um mein Prinzip!
Der Stattliche: Unerhört! Mal los da vorn!
Pallenberg: Was haben Sie denn dareinzureden! Sie stänkern, wenn Sie dran sind! Eher nicht!
Der Stattliche: Halten Sie Ihren Schnabel!
Pallenberg: Selber! Herr! Selber!
Der Stattliche: Lümmel!
Pallenberg: Ochse!
Stattlicher: Wahrscheinlich auch so eine Art Bolschewist!
Pallenberg: Man müßte diesen Brüdern mal geben — (in den Schalter): Nun schreiben Sie das doch rauf, ich bin eilig! (Zu dem Stattlichen): Wo waren Sie denn überhaupt im Kriege, Herr?
Stattlicher: Wahrscheinlich tiefer in Feindesland, als Sie, Herr! Frechheit!
Pallenberg: Ausverschämtheit!
Die Frau (von vorn und hinten bedrängt): Mein Gott!
Pallenberg: Also nun schreiben Sie mir das rauf — Bestellgeld — mit nem großen B — Lieber Freund, sind Sie doch vernünftig — da hinten ist kein Federhalter. Und der da ist, der schreibt nicht. Und ich habe Gicht in den Füßen — ich kann überhaupt nicht schreiben!
Der Beamte: Ich bin nicht zu derartigen Schreibarbeiten verpflichtet. Und fertig.
Pallenberg: Das ist doch — um einem andern in die Haut zu fahren (dreht sich zu der Frau um): Sie meine ich nicht!
Die Frau: Mein Gott!
Pallenberg: Mein Gott! Mein Gott! (In den Schalter): Sie schreiben das nicht herauf? (Nach hinten): mein Gott! Wer ist hier mein Gott! Wir sind hier auf der Post! (In den Schalter): Sie schreiben das also nicht drauf?
Beamter: Nein. Und fertig.
Pallenberg: Und wenn ich soll bis zum Kaiser gehn! Und wenn ich soll bis zu Kaisers Stellvertreter gehn — treten Sie mir doch nicht immer auf die Hacken! — wie sich das Publikum hier gebärdigt! Das werden wir ja sehen, ob Sie hier das heraufschreiben — es ist doch nur eine Gefälligkeit — ich als Geschäftsmann —

Der Stattliche: Ich als Mitglied des Allgemeinen deutschen Reichsbundes zur (er bekommt einen Hustenanfall) muß dagegen protestieren!

Die Frau: Ich als Mutter — meine Kinder warten allein zu Haus!

Pallenberg: Ich als Geschäftsmann — als eiliger Geschäftsmann! (In den Schalter): Soviel ich weiß, ist da ein Erlaß herausgelassen worden, wegen der Höflichkeit der Beamten — Gottverdammtnichtnochmal!

Beamter: Das geht Sie gar nichts an! — und fertig.

Pallenberg: Das geht mich gar nichts an? Das geht mich gar nichts an? Wie sitzen Sie überhaupt da? Vorn ist Ihre Jacke auf? So halbnackt kommen Sie zum Dienst? Und ich sage Ihnen — (Schalter zu) Ahaa! Jetzt frühstückt er! Hören Sie ihn frühstücken? Es ist unerhört! Er schmatzt. Mir hat der Arzt jede Aufregung ärztlicherseits verboten! Ich bin Krankenkassenempfänger! Ich verklage die Postverwaltung, sie kann mich ... (Schalter auf).

Beamter: Nun?

Pallenberg: Nicht davon überzeugen, daß es so weitergehen muß. (Schalter zu.) Es muß nicht. (Schalter auf.) Schreiben Sie das hinauf, herauf? hinauf?

Beamter: Ich bin nicht dazu verpflichtet. Und wozu ich nicht verpflichtet bin, dazu bin ich nicht verpflichtet. Ich bin hier im Dienst.

Pallenberg: Dann schreiben Sie es nicht herauf! Dann schreib ichs selber! Aber das werden Sie sehen! Ich inseriere in die Zeitung! Mitten hinein! Ich kenn Viktor Hahn persönlich! Sie werden sich wiederfinden, so dick und so fett und auf der ersten Seite! Das sag ich Ihnen — Gehm Se her — die Postanweisung — Sie!

Der Stattliche: Skandal!

Der Beamte: Hier — und fertig.

Die Frau (wird am Schalter abgefertigt).

Pallenberg (sinkt total erschöpft auf eine Bank, wischt sich den Schweiß von der Stirn): Uff! Das ist ja kaum glaublich! Diese Nervensubstanz, die dabei draufgeht! Damit kann man zwei Familien gründen! (Zu dem Stattlichen, giftig): Na, sind Sie nun zufrieden —?

Der Stattliche (antwortet gar nicht).

Pallenberg: Da sieht mans. Das Publikum auf der Post — ist die Post eigentlich der Post wegen oder das Publikum des Publikums wegen da? Das frage ich mich. Ich bin so müde — dieses lange Stehen — und der weite Weg in der Hitze — das Publikum sollte anständig und mit Milde behandelt werden — höflich, weltmännisch wie in andern Ländern, zum Beispiel in Postugal — wenn ich Beamter wäre — wenn ich Postbeamter wäre — — (er schläft ein).

(Dunkel. Sanfte Musik.)

Dann:

2. Hinter dem Schalter

Hinter dem Schalter Pallenberg als Postbeamter; die Jacke nur übergehängt, vorn steht das Hemd auf, ein Mützchen tief im Nacken, der Schalter ist heruntergelassen; von innen ist noch eine Fußbank dagegen gelehnt. Vor sich hat Pallenberg Teller und Kaffeekanne und Tassen und Obstschale. Frißt. Vor dem Schalter dieselben Leute wie vorher, darunter jetzt der Postbeamte, in Zivil. Schalter auf.

Pallenberg: Hm?

Kl. Mädchen: Zwei Zehnpfennigmarken zu fünf — (Rrums, Schalter zu. Schalter wieder auf.) — Zwei Zehnpfennigmarken zu fünf.

Pallenberg: Schämst Du Dich nicht? Ja, schämst Du Dich denn nicht? Wie alt bist Du?

Kl. Mädchen: Neun Jahre.

Pallenberg: Und da schwätzest Du hier einen solchen Unfug? In einer Behörde? Marsch nach Hause und störe hier nicht den Dienst! Unerhört! (Schalter zu. Kl. Mädchen ab.)

Der Mann: Z! z! z! Man könnte doch wenigstens die kleinen Kinder hier anständig behandeln — — (Schalter auf).

Pallenberg: Was geht das Sie an? Das geht Sie garnichts an! Ich bin hier im Dienst! und fertig! Wenn ich im Dienst bin, bin ich ein Viech, und ich bin immer im Dienst! Was wollen Sie?

Der Mann: Vor allen Dingen: sprechen Sie mit mir mal anständig!

Pallenberg: Ich spreche anständig mit Ihnen, Herr! Ich spreche sogar viel zu anständig! Viel zu anständig für so eine große Post! Da sollten Sie mal meine Kollegen hören — und fertig.

Der Mann: Also — zwei Nachversicherungsstempelabführungsdienstlösemarkenwertzeichen! (Bleibt, abgefertigt, noch am Schreibpult stehen und schreibt.)

Der Postmensch (nunmehr in Zivil): Hier — diese Postanweisung!

Pallenberg: (Gibt sie lautlos zurück.)

Postmensch: Was soll das heißen?

Pallenberg: Fehlt.

Post: Fehlt? Wer?

Pallenberg: Fehlt was.

Post: Ja, was fehlt denn zum Donnerwetter'

Pallenberg: Herr! Fluchen Sie hier nicht!

Postmensch: Also, was fehlt?

Pallenberg: Da fehlt: Bestellgeld bezahlt!

Postmensch: Ja, also wenn's fehlt, da schreiben Sie's doch bitte rauf!

Pallenberg: Was? Ich? Ich soll das raufschreiben! Für was halten Sie mich? Bin ich ein Briefsteller? Bin ich ein Schriftsteller? Ich bin Beamter, Herr! Ich bin im Dienst! Dienstlicher Beamter! Merken Sie sich das! (Schalter zu.)

Postmensch (zu den anderen): Ist Ihnen schon sowas mal vorgekommen?

Die Frau: Unerhört!

Der Stattliche: Der Beamte ist völlig in seinem Recht! Ordnung muß sein.

Der Mann: Nein! Der Herr hat durchaus recht — die Beamten sind heutzutage derart unhöflich...

Der Stattliche: Diese Indisziplin der Novembertage hört nun auf.

Pallenberg (fressend, hinter dem Schalter): Bravo!

Der Mann: Kein Wunder — heutzutage, wo die Reaktionäre wieder am Ruder sind — man müßte da mal —

Der Stattliche: Was müßte man! Was müßte man! Verteidigen Sie etwa die Haltung der Kommunisten beim letzten Etat? Natürlich — aber wenns nachher an die Pflichten gegenüber dem Staat geht — Sie sind wahrscheinlich auch so einer —!

Der Mann: Das wird mal eines Tages noch ganz anders kommen! Da werdt Ihr ja sehen (Pallenberg frühstückt derweilen, liest die Zeitung, zieht sich den Schnurrbart), Ihr wert ja sehen — aber sie wern euch schon kriegen ...

Der Stattliche: Der Damm der Ordnung muß eben wieder aufgerichtet werden —

Der Postmensch (der ja immerhin die Hauptperson ist, hilflos): Aber, meine Herren — —

Die beiden andern (fortissimo): Halten Sie Ihren Mund! (Zugleich): Der gute alte Preußengeist — der Mut der Massen — unser ehrliches deutsches Kaiserreich — Umsturz der ausgebeuteten Proletarier —
Der Stattliche: Jeder muß heutzutage Opfer bringen! (Schalter auf.)
Der Postmensch: Bitte, ich habe keinen Federhalter — könnten Sie nicht, es sind doch nur diese zwei Worte —
Pallenberg: (Schalter zu. Frißt weiter.)
Der Postmensch: Da solln sie sich aber nicht wundern, wenn hier mal Rußland Ordnung reinbringt. Ich bin gewiß kaisertreu —
Der Stattliche: Unerhört! (Schalter auf.)
Der Mann: Bravo!
Der Stattliche: Skandal!
Der Mann: So kommt ihr nicht hoch! So nicht!
Der Stattliche: Hoch!
Der Mann: Nieder! (Schalter zu.)
Pallenberg (Schalter auf): Hm?
Postmensch: Ach, machen Sie mir doch keine Geschichten — Schwierigkeiten ...
Pallenberg: Geschichten? Schwierigkeiten? Ich wer Ihnen mal was sagen, wer ich Ihnen mal was. Ist die Post vielleicht Ihretwegen oder unsertwegen da, oder sind wir der Post wegen da oder sind Sie des Publikums wegen da? Aha! Dies ist hier eine Dienstbehörde — verstehen Sie mich — wenn Sie Gefälligkeiten haben wollen, da gehn Sie zur Deutschen Demokratischen Partei, die ist aller Welt gefällig — vielleicht —
Der Postmensch: Ich werde mich beschweren!
Pallenberg: Ha! Haa! Er wird sich beschweren. Ich sitze hier auf meiner Pensionsberechtigung — und worauf Sie sitzen, Herr, das ist noch gar nicht raus! Haben Sie sich schon mal über einen preußischen Beamten beschwert? Das tun Sie man! Da werden zwei befördert: erst der Beamte und dann Sie die Treppe runter!
Der Postmensch: Ich werde mich mit der Presse in Verbindung setzen!
Pallenberg: Lieber Herr, was in der Zeitung drin steht, das is ja so egal! Was nicht drin steht — das ist der Witz! (Schalter zu.) Das Publikum ist nicht reif für den Verkehr mit den Behörden ...
Der Postmensch: Überhaupt sollte man diese Schalter abschaffen! Davon kommt der ganze Betrieb!
Der Stattliche: Lächerlich!
Der Mann: Bravo!
Die Frau: Meine Kinder brennen an!
Pallenberg: Was hören meine dienstlichen Ohren? Schalter abschaffen? Ja, weiß denn dieser Zivilist nicht, was ein Schalter ist? (Streichelt den Schalter.) Der Schalter ist die Grenze zwischen Behörde und Publikum. Wir schaltern wie wir wollen —. Das könnte dem Publikum so passen, daß es hier hintergucken könnte, in alle Dienstgeheimnisse (eine Tasse fällt um). Wer das Pech hat, als Publikum auf die Welt zu kommen — dem ist nicht zu helfen.
Die Frau: Ja, ich kann hier nicht länger warten! (ab).
Pallenberg: Ein ehrlicher Deutscher ist Beamter und nicht Mensch — Mensch ist jeder. Vor einem Schalter stehen: das ist das deutsche Schicksal. Hinter dem Schalter sitzen: das ist das deutsche Ideal. Dafür ist der Schalter da! Dieser Ärger — dieser aufreibende Dienst — die Verantwortung — (er schläft ein).

Dunkel. Sanfte Musik. Dieselbe Szene wie anfangs.
Pallenberg schlummernd auf der Bank im Schaltervorraum. Leute vor dem Schalter; darunter das kleine Mädchen.

3. Vor dem Schalter.

Pallenberg (aufschreckend): Wa ... was ... wo bin ich? Ah — ich habe hier die Bank entlanggeschlafen — (sein Taschentuch fällt herunter).

Das kleine Mädchen (hebts ihm auf): Bitte. Was hast du denn, Onkel? Du machst ja so ein dummes Gesicht? Was war das —?

Pallenberg: Das war ein deutscher Traum.

Ein Franzose entdeckt Rußland

von Henri Guilbeaux

Wie man auch über die russische Revolution denken mag, wie groß auch die Irrtümer und Unvollkommenheiten der literarischen Bewegung des zeitgenössischen Rußlands sind, eines muß jeder, der aufmerksam beobachtet, zugeben: die Wichtigkeit der neuen russischen Literatur. Neue Ausdrucksmittel, die neuen Themen entsprechen.

Von allen kapitalistischen Staaten zeigt nur Amerika ein künstlerisches Wunder von ähnlich positiver Bedeutung. So ist seine spezifische Literatur kaum etwas andres als die Übertragung eines sozialen Zustandes, der sich auf der Basis der vollkommensten Ungerechtigkeiten, wie sie dem kapitalistischen Regime eigen sind, aufbaut. Der tägliche und ungeheure Fortschritt der Technik, aber auch die lastende Diktatur der Trusts, die Herrschaft des Dollars und der elektrische Stuhl, der überlebte Rechtsbegriffe stützen muß und das bis zum äußersten angespannte Proletariat bedroht, das ist es, was man im amerikanisch beeinflußten Roman wiederfindet.

Ein zahlenmäßig schwaches Proletariat, eine sehr eigenartige Bauernschaft, die lange unterdrückt wurde und während Jahrhunderten zur Unwissenheit, zum Analphabetentum, zum Alkoholismus, zu mangelnder Hygiene verdammt war, ist plötzlich Herr im Staat geworden und schafft nach und nach neue soziale Zustände, eine neue Ethik, eine selbständige Industrie. Ein Volk, das ohne Übergang vom unwahrscheinlichsten Mittelalter zum ausgesprochensten Modernismus übergeht. Ein Land, das mit einem Schlag die primitivsten Praktiken gegen die neuesten wissenschaftlichsten Methoden austauscht und das entfernteste und kleinste Dorf an die Elektrifizierung anschließt. Diese ganze unaufhörliche und erschütternde Umwandlung bildet den Boden für die bolschewistische Literatur und Kunst.

Mit andern Worten, das literarische Leben der beiden Staaten U.S.A. und U.S.S.R., in denen am klarsten die beiden verschiedenen Arten des Klassenkampfes zum Ausdruck kommen, spiegelt besser als in andern Staaten die erbitterten täglichen Kämpfe. Hier der kapitalistische Kollektivismus mit seiner eisernen Unterdrückung, dort der soziale Kollektivismus mit seinem fruchtbaren Befreiungskampf. Die Kunst in andern Ländern erscheint uns dagegen stagnierend, wenn nicht rückschrittlich, und manchmal krankhaft zerfließend.

*

An den Grenzen eines blutarmen Europas mit einer rhachitischen Kunst hat Rußland mit einer Literatur begonnen, mit einer Kunst und einem Theater, die, wenn sie auch nicht endgültig sind, doch einen kraftvollen und erfreulichen Vorstoß in die Zukunft bedeuten. Man verstehe recht: es handelt sich hier nicht um eine proletarische Literatur und Kunst. Die Bewegung des „Proletkult", die überall naive Anhänger gefunden hatte, ist ein totgeborenes Kind. Die russische Erfahrung hat es unwiderruflich gezeigt. Romantiker und

Dichter, die sich darauf beschränken, das Vokabularium zu ändern und sich einem ultrakonservativen Akademismus ergeben, sind der Kunst fremd. Wer das ABC des Kommunismus in brave Reime bringt, ist auch imstande, den Katechismus, die zehn Gebote oder die vierzehn Punkte Wilsons in Verse zu bringen!

Aber die Etappen des Bürgerkrieges, der Triumph der Sowjetregierung, die Intervention der imperialistischen Mächte, die Blockade und der Stacheldraht, die rote Front, die Elektrifizierung und Industrialisierung Rußlands, die keimende neue Gesellschaft haben mächtige Sänger wie Majakowsky, Erzähler und Chronisten von verschiedenartigem aber immer fruchtbarem Talent gefunden wie Pilniak, Babel, Iwanoff, Gladkoff etcetera.

Das Gebiet der Sowjetliteratur hat sich unendlich ausgedehnt. Es ist nicht nur auf das Gebiet von U.S.S.R. beschränkt geblieben. Schon zeigt sich der Einfluß der russischen Revolution nicht nur in lyrischem Beiwerk, oder in banalen Reimen, nicht nur in mehr oder weniger sensationellen und tendenziösen Reportagen, die so schnell vermodern, wie das Papier, auf das die Zeitung gedruckt ist, sondern in soliden, inhaltsvollen und dauerhaften Werken.

Es ist eine schwere Aufgabe für Männer von Talent, in Europa und der kapitalistischen Welt, die voller Orgien, Korruption, Pessimismus und Fäulnis ist, ein Thema zu wählen. So wird Rußland mehr und mehr Romantiker und Poeten anziehn — wenigstens diejenigen, die keine Monologe führen und nicht nur in ihr eignes Ich leuchten wollen, sich auch nicht mit phantasievollen Schilderungen von Tanzlokalen begnügen, sondern die breiten Strömungen auffangen wollen, die aus den Gewässern der Wolga kommen und sich zwischen Nischni Nowgorod und Astrachan Bahn brechen.

*

Als Beispiel diene ein Roman von besondern Eigenschaften: er ist einfach, gesund und großzügig: Die Mühle an der Oprana (Die falsch Verheirateten. Paris, Edition Rieder). Die Chronik einer Sowjetepoche. Das Bild des russischen Landes in der Zeit der Oktoberrevolution. Das große Verdienst des Verfassers, Maurice Parijanine, ist, daß er auf alle billigen Propagandamittel verzichtet hat, und daß seine Personen ganz aus dem Volke gegriffen sind. Mit ihren Vorzügen, sowie mit ihren Fehlern und Makeln. Seine Bauern sind nicht in der Art einer gewissen russischen Schule verzerrt, aber auch keineswegs idealisiert.

Eine Reihe von Schilderungen, die in ihrer Gesamtheit das russische Land widerspiegeln, wie es zur Zeit der ungeheuren historischen Ereignisse war, denen der große Lenin seinen entscheidenden Stempel aufdrückte. Die Kunst Parijanines läßt an Mussorgsky denken, besonders an die Chowantschina, mit ihren religiösen und sozialen Kämpfen. Aber während bei Mussorgsky die Raskolniki, die alten Gläubigen, die Antimodernen, die Helden darstellen, sind bei Parijanine die Bolschewiki die Neuerer, die Helden.

Keine Schablonen, sondern lebende Wesen, eine Gesamtheit in Bewegung, die grade mit großer Mühe dem Analphabeten, dem Schmutz, der Leibeigenschaft entronnen ist und der Klarheit, der Reinheit, der Sonne und der Freiheit entgegengeht. Die russische Bauernmasse ist in ihren bekanntesten Typen dargestellt: als Muschik, Landarbeiter, Müller, Pope, Soldat.

Das Bewundernswerte dieses Buches ist, daß es Parijanine gelungen ist, dem unorientiertesten Leser einen Begriff von russischen Dingen und vom wahren Rhythmus der Revolution zu geben. Erst lange nach den Oktoberereignissen hat der zerstörende und ausgleichende Strom, von den großen Städten kommend, das flache Land erreicht. Eine Menge verwickelter Bilder. Eine Reihenfolge von Begebenheiten, die zusammen — wie verschiedene Farben sich auf der

Netzhaut zu einem Gesamtbild vermischen — vor dem Auge des Lesers die Vision der Oktoberrevolution erscheinen lassen.

*

Die Oprana ist ein kleiner Fluß in der Provinz Tula im Bezirk Kaschira. Eine Mühle am Wegrand, einsam im Land verloren. Die Familie des Müllers Efim Prokopitsch, die Frau Agafia Trofimowna, der Sohn Wassili, geistesschwach und auf dem rechten Auge schielend; die verwöhnte Tochter Nastja, die immer mit Kuchen überfüttert wird. Wassilis Freund Nikifor, Sohn eines Alkoholikers, der sich während des Kriegs in der Kaserne die Tuberkulose geholt hat. Ein Haufen „stinkender Schreihälse", der in schmutzigen Stiefeln und gelben Kitteln zur Mühle kommt.

Wassili und Nikifor sind in Nastja verliebt; sie werden aus Eifersucht zu Feinden. Gegen den Willen der Eltern betrachtet sich Nastja als Nikifors Braut; die einfache und heimliche Hochzeit findet im Sowjet statt, aber die Jungvermählten werden aus dem Hinterhalt überfallen, und Nastja, in einem Keller gefangen gehalten, wird von ihrem eignen Bruder vergewaltigt. Die Mühle wird in Brand gesteckt und Nikifor, der Wassili ermorden will, tötet Nastja. Nikifor wird verhaftet und in ein Sanatorium in der Krim gebracht, wo er sich erholen und schreiben und lesen lernen soll. Die Mühle des Prokopitsch wird enteignet, und er erhält einen Posten bei der Lebensmittelverteilung von Kaschira. Er stirbt bald am Typhus. Wassili aber arbeitet, nach vielen Abenteuern in den Heeren der Konterrevolution, „hart und schwer in den Tiefen stummer Verbannung auf einsamem Land."

Das ist der „Roman". Das Wichtigste ist aber nicht diese Tragödie, sondern die Tatsache, daß sie sich während der revolutionären Periode entwickelt, und daß neben den Hauptpersonen eine Reihe von ländlichen Typen auftritt: Gutsbesitzer, reiche Bauern, Kulaks, arme Bauern, Landarbeiter, Popen, einfache Lehrer und Lehrerinnen. Besonders aber verfolgen wir den langsamen und schwierigen Aufbau des Sowjetapparats in der russischen Provinz, die Einrichtung und das Wirken eines Dorfsowjets.

*

Lauter Bilder von vorbildlicher Einfachheit und Beobachtungsgabe, mit reinen Farben gemalt, mit lebhafter und verschiedenartiger Begleitmusik versehen, die sich trotzdem in gewollt düstern Tönen hält. Zu den charakteristischsten Szenen gehört die Aufstellung eines Grammophons in der Mühle und das Staunen der ungebildeten Bauern, als sie diese Sprechmaschine zum ersten Mal hören, die doch nur blödsinnige Refrains und Nationalhymnen spielt. Die Szene voller Bewegung ist eines Borodin und Mussorgsky würdig und zeigt in der in Lärm und Licht getauchten Mühle „verkleidete Burschen, die mit einer Ziehharmonika an der Spitze ihren Einzug halten. Das Instrument spielt ein großer Bursche mit einer viel zu kleinen österreichischen Militärmütze, die Form und Farbe im Dreck des Schützengrabens verloren hat; der ausgefranste Mantel reicht ihm kaum bis zum Knie. Unordentlich frisiert, mit verkrüppelten Ohren und unverschämt großen Nasenlöchern, strengt er sich mit aller Macht an, das schwere Instrument mit den Fäusten auseinanderzuziehen und zu spielen." Dann das Kapitel, in dem uns Sachar Petrowitsch vorgestellt wird, der als Kommissar von der Zentrale geschickt wurde, um Analphabeten zu unterrichten, und der die Sowjetverfassung in einem Lokal unter den Bildern von Karl Marx und Lenin erklärt.

Parijanine hat nichts idealisiert, weder das Land noch den Bauern, noch das wirtschaftliche Regime, das durch Bürgerkrieg, Gegenkomplotte und imperialistische Intervention bedingt wurde. „Er zerkaute langsam eine dünne Scheibe aus klebrigem Teig, die nach Erde und Asche schmeckte, und die man damals ‚Brot' nannte."

So die Nahrung. Und so über die Verkehrsmittel: „Zu jener Zeit lagen die Menschen flach auf den Dächern der Eisenbahnwagen, ausgemergelte Körper saßen auf den Trittbrettern, zusammengeschrumpft und verkrampft hingen sie an den Puffern."

Aber am schwerdrückenden Himmel zeigt sich doch hier und da ein schwacher Schein, zuerst fast unsichtbar, dann nach und nach deutlicher. Das neue Leben baut sich langsam und sicher auf einer rationellen Produktionsregelung auf, von jedem frühern Joch befreit.

*

Zum Unterschied von so vielen andern Schriftstellern, die mit Fünfundzwanzig ihre gesammelten Werke herausgeben könnten, hat Maurice Parijanine zunächst einmal gelebt, ehe er geschrieben hat. Er hat beobachtet, gesehen, analysiert. Bei einem langjährigen Aufenthalt in Rußland hat er das Glück gehabt, die ganze vorrevolutionäre und revolutionäre Periode in Moskau und in der Provinz Tula zu verleben. Zunächst fühlte er sich von der bolschewistischen Revolution abgestoßen, um sich ihr später zu nähern. Er hat bei verschiedenen Sowjeteinrichtungen gearbeitet, besonders bei der Theaterabteilung des Unterrichtskommissariats. Er hat ein paar Dramen der französischen Revolution übersetzt und bearbeitet.

Nach Paris zurückgekehrt, hat Parijanine eine Reihe sehr verschiedener russischer Werke ins Französische übersetzt: Bunin und Mereschkowsky, die zur Konterrevolution übergegangen sind, Lenin und Trotzki, die Theoretiker und Praktiker der Revolution. Er war der erste, der Boris Pilniak in Frankreich bekannt gemacht hat.

Als geborener Pariser — sein literarisches Pseudonym lügt nicht — stammt er aus dem Volk. Er hat deshalb den russischen Arbeiter und Bauern verstanden. Als er „Die Mühle an der Oprana" schrieb, hat Parijanine mehr als ein literarisches Werk vollbracht: er hat in die vertrocknete und blutarme französische Literatur russische Art eingeführt, die so weit, so reich, so vielfältig und so herrlich ist.

Uebersetzung von Milly Zirker

Hörspiele von Rudolf Arnheim

Damals, als wir Jungens mit spitzbübischer Aufmerksamkeit den Schüleraufführungen klassischer Stücke zusahen, damals, als Maria Stuart mit der Schleppe im Portal einhakte und Melchthal sich ergriffen vom Totenbette Attinghausens abwandte, um im Verborgenen die Augenbrauen mit Speichel anzufeuchten, damals spielte die jugendlichen Helden und Liebhaber Herr Alfred Braun. Kritisch, wie Jungens sind, verhöhnten wir Herrn Brauns Kunst und imitierten sein Pathos in der Frühstückspause. Inzwischen hat sich ein Blättchen der Weltgeschichte gewendet: heute amüsiert sich Alfred Braun, und wir werden darüber sachte pathetisch.

Die Radioleute begnügen sich nicht mit der mechanischen Übertragung von Musik und Vorträgen. Die Vorstellung, daß sie nur einen noch so plumpen Stein ins Wasser zu werfen brauchen, damit sich die Kenntnis von ihrer Tat in konzentrischen Wellenringen über die ganze riesige Wasserfläche verbreitet, ist ihnen zu Kopf gestiegen. Sie fühlen sich als Herrscher über Raum und Zeit, und dies kosmische Weltgefühl auf postalischer Grundlage schlägt sich in „Hörspielen" nieder. Darin wird der Himmelstürmer Faust um mehrere Wellenlängen geschlagen, da reimt sich Biscaya auf Himalaja, da wird ohne Ziel und ohne Preise um die Wette gerannt, bloß des

Tempos wegen. Herr Braun kalkuliert, daß zwei Stunden genügen, um in bedächtiger Schnelle einen Querschnitt durch die Welt hinzulegen, aber der Hörer hat mehr den Eindruck, als ob die Expedition schon kurz nach dem Start wegen mangelnden Betriebsstoffes eine Notlandung in Kottbus vornehmen mußte und nun für den Rest der Veranstaltung mit dem Schwanz in der dampfenden, unbeackerten Heimaterde steckengeblieben ist. Über dem Planetarium schwebt zwei Stunden lang der Poststempel: „Jeder einmal in Berlin!", einheimische Griffe werden gekloppt, und dies keineswegs erstklassig.

Da gab es ein Hörspiel „Ich schalte um ..." Ich ist Herr Braun. Er schaltet die Stationen der Welt ein, und nun kann man die Sphärenmusik aller Meridiane hören, aber in Wirklichkeit schaltet er garnicht, sondern es ist alles im Hause gebacken, und drinnen schaltet der züchtige Braun, er leeret die Köpfe und wehret den Knaben, die sich seinerzeit über ihn lustig gemacht haben und jetzt fein stille sein müssen; denn der Lautsprecher redet zwar, aber er hört nicht, und wenn man hineinpfeift, so klatscht es wieder heraus. Das Beklatschen der eignen Leistung ist nämlich ein wichtiger Bestandteil der Braunschen Geräuschmusik.

Das Hörspiel ist durchflochten von Gedichten, deren Verfasser ich einmal photographiert sehen möchte. Es sind die Abkömmlinge jener kraß realistischen Tempolyrik, die Walter Mehring erfunden hat und die jetzt an billigen Volkstagen verschleudert wird, weil die Feder aufgeleiert ist. So ohne Scheu vor den Häßlichkeiten des Alltags, wissen Sie, mit berlinischen Fachausdrücken, und das alles in Form von hilflosester Toastpoesie: „Mensch, ist das ne Riesenstadt, die man zur Verfügung hat." Die Themen sind entsprechend; eins handelt wahrhaftig vom „Rhythmus der Polizei", eins vom jüdischen Friedhof in Weißensee, und einmal heißt es „Sachliche Liebe, die du mit ohne Seele liebst!" — sowas fällt dem Weltenbummler als Lokalkolorit auf. Auch der Sprechchor für proletarische Feierstunden ist mit von der Partie, und während der beliebte Takt der Maschinen durch ein Knacken dargestellt wird, das sich so anhört, als ob der Teilnehmer einer Telephonverbindung den Korridor entlangkommt, murmeln sie einen monotonen Refrain: „Und das Werk, das große ist getan." Wir bemerken bis jetzt nur, daß ein Trupp Proletarier seine revolutionäre Empörung für Rundfunkamüsements ausleiht, aber man darf wohl nicht ungeduldig sein. „Warum? Warum?" tönt das rhythmische Gemurmel — ja, das ist eben die soziale Frage! Auch eine politische Rede, offenbar von einem demokratischen Parteitag übertragen, wird geboten: der neue Staat sei doch noch nicht so richtig populär, „das Reich muß hinabsteigen zu den Wurzeln der deutschen Landschaft und der deutschen Musik". Immerhin ein gebildeter Abstieg.

Aber von Geschmacksdingen ganz abgesehen, man fühlt sich keinen Augenblick dem Aufnahmeraum entrückt. Man hört eine Serie minderwertiger Darbietungen ohne Zusammenhang und ohne Bedeutung. Tierstimmenimitationen zum Mili-

tärmarsch von Schubert, dann das Hoch und Nieder eines Demonstrationszuges, dann ein gemischter Chor: „Guter Mond, du gehst so stille ...", dann, sehr unerwartet, Beifall, dann eine Revellerplatte — das ist nicht Inland und nicht Ausland, das ist ein Salat aus dem totgehetzten Repertoire der Mikrophonstammgäste. Wir möchten unser Fahrgeld zurückhaben.

Pünktlich zwei Stunden nach Beginn von Käses Rundfahrt durch den Kosmos singt eine unsichtbare Herrenstimme von oben das Schlußwort, aber nicht: „Sie ist gerichtet!", was im Hinblick auf diese „Revue fürs Ohr" ein nicht unpassendes Resumé wäre, sondern: „Wir schalten aus." Da wäre ja nun allerhand auszuschalten. An uns mindestens soll es nicht liegen, wir schalten uns künftig gerne aus.

Alfred Kerr von Theobald Tiger

Nu schicken alle Bäcker Kuchen
nach Ihrem Haus in'n Jrunewald.
Schohspieler kommen Sie besuchen
von wegen hmzig Jahre alt.
Ich schieb mir leise mit se ran,
mit Orska und Herrn Sudermann,
und ruf aus der pariser Ferne:
„Ick kann mir nich helfen — ick hab Ihnen jerne —!"

Sie haben, als wir angefangen,
uns doch das Laufen beigebracht.
Ick bin nich imma mitjejangen —
zum Beispiel: bei die Russenschlacht ...
Doch einen, der die Sprache packt,
und nie Bolljong — und stets Extrakt —
des such dir man mit die Lanterne:
Ick kann mir nich helfen — ich hab Ihnen jerne.

Musik! Musik vor allen Dingen!
Sie heben eine schmale Hand
und lassen Aetherwellen klingen
und spielen den Dichter an die Wand.
Sie zogen manchem stramm die Hosen
bei uns und in den U.S.A.,
und trugen ein Florett in Rosen;
es pfeift Ihr Nein, es ehrt Ihr Ja.
Sie haben unsere Tränen geweint,
Ihr Lachen hat uns alle vereint.
Sie sehen die Erde
und die Sterne —:
Ick kann mir nich helfen — ick hab Ihnen jerne.

Gulbransson von Harry Kahn

Fünfundzwanzig Jahre ist es jetzt her, daß dieser Norweger, von Albert Langen gerufen, zu uns gekommen ist. Noch immer wird ihm die deutsche Sprache ein bißchen sauer; aber das deutsche Land und den deutschen Menschen kennen Wenige so wie er. Bei Bruno Cassirer, viel zu versteckt in ein paar Hinterzimmern, ist jetzt ein knappes Hundert seiner Handzeichnungen, meist Originale von Arbeiten für den Simplicissimus, zu sehen: da ist ein Vierteljahrhundert deutscher Geschichte auf die knappste, schlagendste, packendste Visualformel gebracht. Auf einem Blatt sieht man, wie Er, dreißigjährig, funkelnden Auges und wallenden Mantels, Höchstseiner Tante Victoria Ratschläge erteilt zur Vernichtung der bösen Buren, die Er grade zum Losschlagen gegen diese Tante ermutigt hat; auf einem andern, wie der deutsche Aar den an siebzigjährigen Säugling, noch immer die hehre Hoffnung Derer, die nicht alle werden, aus dem holländischen Kleinkinderteich holt, um Ihn den Getreuen als Botschaft neuen deutschen Lenzes in die Wiege zu legen. Zwischen diesen beiden Blättern, zwischen Wilhelm dem Schnurr- und Wilhelm dem Spitzbärtigen, spannt sich das Schicksal des von Bismarck hinterlassenen Reichs.

Und wie ist das nun gezeichnet! Gulbransson ist der jüngste der drei großen Karikaturisten, die aus einem oft entzückend impertinenten, aber auch nicht selten opportunistisch verflachenden Witzblatt — das übrigens grade in den letzten Jahren, seit es von Hermann Sinsheimer geleitet wird, wieder viel aggressiver und damit lesbarer geworden ist — ein den Tag weit überdauerndes graphisches Kompendium der Zeitgeschichte gemacht haben. Gulbransson ist das reinste und stärkste zeichnerische Ingenium dieser Trinität. Rudolf Wilke, spitzwegisch fast in die rührend-skurrile Außenseite der Dinge und Menschen verliebt, war der Meister des haarfeinen Strichs, den er mit gewaltiger Könnerschaft zu malerischen Wirkungen zu steigern wußte; Thomas Theodor Heine, nur von seinem messerscharfen Intellekt verhindert, ins Kunstgewerbliche abzugleiten, ist der Fanatiker des Ornaments, der mit unerhörtem Raffinement die Erscheinung auf ihre letzten, fast mathematischen Formelemente zurückführt. Aber Olaf Gulbransson ist der Magier der reinen Linie. Wie sein Auge die Kontur einer Gestalt faßt, wie seine Hand, scheinbar mit einem einzigen Schwung, die Linie hinwirft, nein, auswirft, gleich einem Lasso, um die Form einzufangen, unausweichlich, unlösbar, unsprengbar, — das ist immer wieder staunenswert.

Man hat bei Gulbransson eigentlich nie den Eindruck des Karikaturistischen; daß da etwas verzerrt, verkürzt, verbogen ist. Vor seinen Blättern sagt man sich: ja, die Realität ist so komisch; so närrisch bewegen sich Mensch und Getier, so täppisch stapft, so töricht sitzt das in der Welt herum; so sieht das Getriebe von oben aus: kleiner, komischer, aber drum auch verzeihlicher. In Gulbransson ist ja kein Funke Ressentiment; kein Gran Bosheit. Nur gutes, männliches Lachen. Und, in seinen herrlichsten Blättern: scheue, lächelnde Lyrik. Das

wohl schönste Stück in dieser Ausstellung heißt „Bauern". Da sitzen zwei morsche, müdgeschaffte Schollenmenschen mit dicken Fingern und plumpen Gliedern nebeneinander auf einer Bank in der Sonne: er, in stumpfer Wohligkeit vor sich hinbrütend, entspannt die Lauheit der Luft und die ungewohnte Reglosigkeit der Muskeln genießend; sie, den Kopf ein bißchen schief nach oben gedreht, die alten Augen ungewiß, fast ungläubig, ins Lichte emporblinzelnd. Sind es Isaak und Inger? Ist es eine Illustration zu Hamsuns „Segen der Erde"? Jedenfalls: Olaf Gulbransson ist nicht bloß dem Paß nach ein Landsmann des großen Dichters von Larvik.

Wiener Theater von Alfred Polgar

„Die beständige Gattin."

Im Theater in der Josefstadt wird ein Stück gespielt, das, obschon die Spur der heitern, leichten Komödie nie verlassend, ein wahrhaft revolutionäres Gesicht zeigt. Das Stück ist von Somerset Maugham, heißt „the constant wife" und hat, kurz erzählt, diesen Inhalt: Die brave Frau des braven Arztes kommt nach fünfzehnjähriger Ehe darauf, daß ihr Mann sie betrügt. Sie ist ihm deshalb nicht böse, macht keine Vorwürfe, hat ihn weiter lieb (wie er schließlich auch sie) und entschuldigt sein Verhalten mit der weisen Argumentation: „wir sind eben nicht mehr verliebt in einander; ihm gibt die fremde Frau etwas, was er bei mir nicht mehr findet. Darum keine Szenen und keine Feindschaft." Aber dann tut sie folgendes: sie fährt mit einem Herrn, dessen Traum und Wunsch sie sich weiß, für ein paar Wochen nach Italien. Warum? Um sich, — wie sag ichs meinen reinen Lesern? — um sichs einmal auch wieder erotisch gutgehen zu lassen. Das ist die erste Kühnheit der Komödie: sie traut sich auszusprechen, daß neben der Seele und dem Magen auch noch was andres Rechte hat, die mit ihm geboren sind. Die zweite Kühnheit ist, daß die Frau dem Mann ihren Entschluß so offen wie entschieden mitteilt. Die dritte und größte: daß sie nach den paar Wochen zu Mann und Kind wieder heimkehrt und die Ehe ihren guten Fortgang nimmt.

Ida Roland spielt diese tapfere Gattin. Mit einer bewundernswerten Kunst des ganz freien, leichten, von vielen Lichtern umflimmerten Gesprächs, mit einer Behutsamkeit und Zartheit, die dem Vorgang alles Gewagte nimmt, und ihm gibt, was ihn vor Gott und den Menschen legitimiert. Meisterlich.

Jüdisches Theater

In einem tristen, schäbigen Saal der wiener Leopoldstadt gibt es „jüdische Künstlerspiele", veranstaltet von einer amerikanischen Wandertruppe. Dort tritt der Komiker, Tänzer, Sänger, Charakter- und Gemütspieler Zellniker auf, ein naturgewachsenes Talent volkstümlichen Theaters. Es ist sehenswert, mit wie sichern, ruhigen Mitteln er Humor produziert, wie leicht er auch den groben Spaß hinsetzt, wie inhaltsreich er schweigen und blicken kann, wie diskret er in der Lustigkeit einen Grundton von Schwermut durchschimmern läßt, der

dann, im Gesang, dominierende Farbe wird. Mustergültig behandeln die Leopoldstädter Künstlerspieler den Dialog: die Worte greifen und schneiden einander wie die Glieder einer Kette, keines hängt hilflos in der Luft.

Der Jargon ist es, der die Eigenart dieser jüdischen Theater behütet. Sie sind in ihn gewickelt wie in eine Fettschicht, die schützt, aber leider auch isoliert.

„Erdgeist"

von Wedekind, in einer Aufführung, zu der beide sprechen könnten: Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir.

Aber da sie nicht auf die Provinztournée des „Deutschen Volkstheaters" mitgenommen wird, die Sache also unter uns bleibt, und so was auch in den besten Theatern einmal vorkommen kann, und Weihnachten schon mit leisen Sohlen vor der Türe scharrt, und Direktor Beer wirklich ein reizender Mensch ist, dem Theater leidvoll und freudvoll und mit einer manchmal fast zynischen Lust ergeben ... also lassen wir den unglücklichen Vorfall. Hol ihn die Statistik (wie Nietzsche sagt).

Doch ist es schade, wenn ein so feines, apartes, glitzerndes Talent wie Fräulein Köppke sich an Aufgaben vergibt, die ihr nicht taugen. Ihre Lulu steht im Luftleeren. Daß dort Leidenschaften rasen und Tragödie sich entzündet, kann auch der Willigste nicht glauben. Die Clownerien des Fräulein Köppke sind reizend, ihre Stellungen und Glieder-Arabesken beschämen an bizarrer Anmut die pritzelste Pritzelpuppe. Zum Erdgeist fehlt ihr nicht der Geist, aber die Erde, die Kraft, von der zu sprechen wäre: das Ewig-Weibliche zieht uns hinab.

Schloß Wetterstein von Arthur Eloesser

In dem Trunkenen Lied, das durch diese drei Stücke stöhnt, bis sich im letzten die Worte zusammenfinden, wird der Liebesakt gefeiert, der bei hellem Tage stattfindet, der die gemeinen Einreden der Scham in Stärke und Schönheit überwindet. Diese Freiheit haben die Tiere, aber die seligen Götter haben sie auch, die selbst die Lust nicht leiden und weinen machte. Obgleich auch das nicht ganz stimmt. In Ovids Metamorphosen, ich weiß nicht mehr in welcher, obgleich ich in der Schulstunde besonders aufpaßte, gehen zwei Götter auf Liebesabenteuer mit sterblichen Weibchen oder mit Nymphen aus. Der eine fängt gleich an und ist schnell fertig, der andre aber „verschob sein Gelüste bis auf die Nacht". Das Thema, wer von beiden richtiger gehandelt, wurde uns nicht aufgegeben. Der Lehrer ging schnell weiter. Also, auch die seligen Götter waren sich über die Frage Tag und Nacht nicht einig.

Die Belange der Erotik sind aus der Nachtseite des Lebens und allen Dämmerungen in die Tageshelle hinauf befördert worden. Die jungen Mädchen von heute sprechen darüber so unbefangen wie über eine Wissenschaft und lassen es an Belehrung ihrer Eltern nicht fehlen. Unser Lehrer, wollte sagen, unser Dichter Wedekind, hat sich als sicherer Prophet bewiesen und, wie die Dichter immer vorangehen müssen, dem

großen Aufräumer Siegmund Freud schwere Arbeit vorweg genommen. Das erste Stück „In allen Sätteln gerecht", läßt die Witwe Leonore von Gystrow durch ihre Tochter Effie wacker analysieren, die sogenannte Frau, die Gefährtin des Mannes, durch das Weib, das noch Kind ist, das aber schon seine Souveränität fühlt. Wedekind gibt ruckweise Zeitgeschichte. Es ist durchweg richtig von Barnowsky, daß er das Schwarzseidene der korrekten Witwe bis zur Erde fallen läßt, und Agnes Straub handelt stark und sicher, wenn das neue Furioso des Lebens ihr erst das Korsett zersprengen und um die Schleppe Wind machen muß. Inzwischen ist das Leben auf der einen Seite so kühn geworden, wie Wedekind es sich in seinen Wunschträumen ausdachte. Aus den Belangen der Erotik wurden soviel Hemmungen ausgeschaltet, daß die junge Generation, wie mir berichtet wird, sich schon nach einigen Wiedereinführungen zurücksehnt. Nun war Wedekind auch ein hemmungsloser Theatermensch und keiner hat so unbesorgt gegen die Verpflichtung zur indirekten Charakteristik gesündigt. Die Frauen sagen: Meine Seelenstärke, meine Seelenglut, meine Seelengröße, meine Sinnlichkeit, meine Unersättlichkeit. Aber solange sie reden, glaubt man ihnen, denen die Erotik ganz ins Gehirn geschossen ist. Barnowsky erhielt die Hochspannung des fanatisch überzeugten Dialogs. Darauf kommt es an. Nicht auf ironische Verbiegung, nicht auf Jazzbegleitung, nicht auf Dekorationen, die atmosphärisch vermitteln und viel mitreden wollen.

Wedekind bleibt naiv, obgleich er wenigstens seit Frühlings Erwachen keine naiven Figuren mehr geschaffen hat. — Ihr wißt gar nicht, wie raffiniert so ein Primitiver sein kann, sagte ein Kenner der Südsee-Inseln. Diese Schwärmerei lasse ich dahingestellt. Aber wir wissen, wie primitiv so ein Raffinierter sein kann. Es war sogar etwas von Karl May in ihm, das sich gern in Spitzenmenschen verschwärmte, in den größten Verbrecher und in die größte Hure. Solche Sehnsucht nistet nur in einem Gemüt, das auch seine bürgerlichen Verstecke hat, das aus niedriger Unordnung nach einer neuen hohen Ordnung, also wieder nach Moral verlangt. In späterer Betrachtung wird Wedekind einmal mit Hebbel näher zusammenrücken. Das Holofernische, das sich nach Widerlegung sehnt bis zum Zerplatzen, war nie offenbarer als in diesen drei Stücken mit den Kolportagetiteln: In allen Sätteln gerecht. — Mit allen Hunden gehetzt. — Mit allen Wassern gewaschen.

Der vernichtend witzige Nestroy hat auch auf Wedekind gespottet: Ich möchte doch sehen, wer stärker ist, ich oder ich. Aber Barnowsky hatte das Recht, diesen Wedekind ohne Ironie zu spielen; er hat die ehrwürdige Gläubigkeit seiner dramatischen Dialektik noch einmal erneuert. Diesen Abend glaubten wir wieder an Wedekinds Glauben. Der neue Holofernes wächst durch diese drei Stücke bis zum Gipfel, er wird in drei Figuren versucht, bis Mr. Tschamper gelingt, der kunstvolle Lustmörder, der allerdings auch das meiste Geld hat. Der erste der Holofernesse Paul Bildt ist, glaube ich, nicht ganz richtig verstanden worden. In seiner epigrammatischen Großsprecherei schwang ein kleinerer Ton mit, der nicht stählern,

sondern blechern klang. Da redete mit Recht noch die Mutter des Barons Wetterstein, eine geborene Goldstaub aus Budapest, die auch in der Erscheinung dieses feinen wandelbaren Künstlers untergebracht war. Mit dem zweiten Holofernes, dem Bierbrauersohn, der wenigstens Millionär ist, hat sich Fritz Kampers, auch nach seinem Ajax, noch um eine Stufe herauf gespielt. Der Philosoph des Biceps erliegt der neuen Judith, der Mutter Gystrow. Die ganze Trilogie, zu der Hebbel das Vorspiel machen mußte, dient als Steigerung zu der letzten Szene des Giftbechers, da Mr. Tschamper die Tochter Effie bis zum Selbstmord analysiert. Auf diesen dritten Holofernes fielen schließlich alle Lorbeeren. Fritz Kortner machte das Manische, das Unerbittliche des erfahrenen Lustmörders mit großgefaßter Ruhe und Sachlichkeit und auch mit der Selbstverständlichkeit einer lieben, guten Gewohnheit. Um so imposanter, als der milliardärische Lustmörder auf das Imponieren verzichtete. Wenn das Unmögliche möglich, wenn Wedekinds Überredungskunst zu einem tragischen Vernichtungskampf der Geschlechter würde, so müssen wir Pamela Wedekind mit Hoffnungen begrüßen, die sie bisher kaum erweckt hat. Bisher trug sie die Nase des Vaters und seine Laute. Jetzt bewährt sie sein Herz, seine Überzeugung, seine Kühnheit. Dieser merkwürdige Fall oder Rückfall von Gläubigkeit hat ihr Weibsein aufgerichtet. Oder um in der Theatersprache zu reden, es ist ihr ein Knopf aufgegangen, wozu auch allemal eine feinfühlige Regiehand gehört. Pamela kam aus dem richtigen väterlichen Höllenfeuer; sie sprühte auch Launen und Humore. Also ganz erwachsen. Die Weiber haben es gut, sie können wie jene königliche Blume in einer Nacht und mit einem Knall aufgehen. Mir scheint, daß nicht nur die Tochter des Vaters, sondern daß auch eine Schauspielerin für uns entdeckt worden ist.

Los vom Dawes-Plan von Morus

Es war nicht nett von Parker Gilbert, daß er die Ausrede des Reichsfinanzministers Köhler und des Staatssekretärs Popitz einfach ignorierte und seinen Jahresbericht damit einleitet, er habe das böse Oktober-Memorandum an die deutsche Regierung schreiben müssen, weil es notwendig geworden war. Da hatten sich nun die Zentrumsdioskuren am Wilhelmplatz so eine fromme Legende zurechtgemacht: der große Beschwerdebrief des Reparationsagenten sei auf Bestellung gekommen, weil man im Finanzministerium doch allzu neugierig war und im voraus gern wissen wollte, was im Jahresbericht zu erwarten sei. Bußfertiger noch, als es die Bibel verlangt, hatte Herr Köhler die eine Wange hingehalten, weil der Klaps auf die andre doch nicht zu vermeiden war. Und nun erklärt dieser gemütlose Amerikaner Gilbert, daß er die Schläge aus eignem Antriebe erteilt hat, weil die Klasse Deutschland zu laut gewesen ist und sich auch sonst schlecht benommen hat. Bestellt und nicht abgeholt, gehört zu den frühen Mißlichkeiten des Lebens. Aber abzuholen, was nicht bestellt war, ist auch nicht immer eine reine Freude.

Das Memorandum des Reparationsagenten hat aus dem braven badischen Steuersekretär Köhler, der gewiß kein Gigant, aber auch längst nicht so gemeingefährlich und dumm ist, wie es die Hansabündler und die Steuerscheuen aller Parteien erzählen, für vierzehn Tage eine historische Figur gemacht. Nach dem neuen Bericht Parker Gilberts an die Reparationskommission wird Herr Köhler mitsamt Zubehör und allen zuständigen Problemen bis auf weiteres wieder in die Versenkung verschwinden. Was Parker Gilbert nun aufrührt, ist von andrer Tragweite. Eigentlich müßten neunundneunzig Prozent aller Deutschen, die offenen und die heimlichen Revisionisten des Dawes-Planes, vor Vergnügen einen Luftsprung machen, denn was der Reparationsagent, wenn auch nicht für heute, so doch für morgen, anregt, ist nicht nur die Revision, sondern gleich die Aufhebung des Dawes-Planes.

Der Dawes-Plan, deduziert Mister Gilbert, war ein Provisorium, das dem Schuldner Schutz gewährte und den Gläubigern Hemmungen auferlegte. Deutschland weiß nicht, woran es ist, da die Schuldsumme nicht feststeht, und deshalb wirtschaftet es drauf los. Die Reparationsgläubiger wissen nicht, woran sie sind, und müssen für ein Volk, das wirtschaftlich längst wieder großjährig geworden ist, den Vormund spielen; sie müssen sich im Transfer Reserven auferlegen, um die deutsche Währung nicht zu gefährden. Da wirds wohl an der Zeit, daß man mit der Vormundschaft Schluß macht, daß man endgültig die Reparationen festsetzt und ohne Vorsicht und Rücksicht ein reguläres Schuldverhältnis schafft.

Der Gedankengang Parker Gilberts ist so plausibel und wird dazu wirtschaftlich so adrett serviert, daß er seine Wirkung im Ausland wahrscheinlich nicht verfehlen wird (vorausgesetzt, daß er sich in Wahlparolen umarbeiten läßt). Aber auch in Deutschland wird man ihn gewiß mit Freuden aufgreifen; denn wenns auch nicht die Dawes-Revision ist, die die Meisten erträumt haben, so kanns doch eine werden.

Aber grade darin liegt die große Gefahr. Man wird sich, ehe das allgemeine Feldgeschrei für die endgültige Regelung der Reparationen ausbricht, sehr gründlich die Fiktionen klarmachen müssen, auf denen der Dawes-Plan aufgebaut ist. Der Plan der Dawes-Kommission hält nämlich nicht nur der Form nach an dem Versailler Vertrag fest, so sehr er auch seinem Wesen entgegengesetzt ist: er hat auch offiziell nicht den ersten Londoner Zahlungsplan vom April 1921 annulliert, in dem die Gesamtschuld Deutschlands von der Reparationskommission auf 132 Milliarden Mark festgesetzt war. Er hat lediglich auf unbestimmte Zeit die Zahlungsmodalitäten geändert, was sich mit dem Buchstaben des Versailler Vertrages und wohl auch des Londoner Zahlungsplans in Einklang bringen ließ. So absurd die Ziffern von 1921 heute anmuten: man wird damit rechnen müssen, daß sie, namentlich in Frankreich, wo man aus dem eignen Etat an sehr hohe Schuldsummen gewöhnt ist, durchaus nicht nur als astronomische Größen aufgefaßt werden; und man wird sich vor allem hüten müssen, das altbeliebte Simons- und Cuno-System phantastischer Gegenrechnungen für geleistete Reparationen wieder aufzufrischen.

Notwendiger wird es sein, sich in das Studium der interalliierten Schulden zu vertiefen und sich von vornherein auf die Methoden einzustellen, wie sie sich auf der Gegenseite bei der Regelung der Kriegsschulden herausgebildet haben. Auch dort wird mit verhältnismäßig sehr hohen Gesamtziffern gearbeitet. Die Amerikaner verlangten von den Franzosen anfangs etliche dreißig Milliarden Goldmark und sind später nur auf siebenundzwanzig Milliarden heruntergegangen. Die Italiener, die bei den Schuldenverhandlungen in New York wie in London besonders gut abgeschnitten haben, bleiben immerhin den Amerikanern mit einer Gesamtsumme von zehn Milliarden, den Engländern mit über fünf Milliarden Goldmark verpflichtet. Auch die kleineren Staaten unter den Alliierten haben erhebliche Gesamtzahlungen übernehmen müssen. Denn die Amerikaner hielten, ohne Rücksicht darauf, wieviel sie an ihren Kriegslieferungen verdient hatten, mit dem fanatischen Eifer des ehrbaren Gläubiger an der Gesamthöhe der Schuldtitel fest. Was konzediert wurde, waren Moratorien, ungewöhnlich niedrige Verzinsung und, als Wichtigstes: Streckung der Abzahlungen über zwei Menschenalter.

Das angelsächsische System der Schuldentilgung in zweiundsechzig Jahren wird auch für Deutschland wahrscheinlich nicht zu umgehen sein. Kürzere Tilgungsfristen — der erste Londoner Zahlungsplan sah nur dreißig Jahre vor — werden unweigerlich mit sehr hohen Jahresleistungen verbunden sein. Die Sprenger der Dawes-Ketten werden sich schon einen langen Atem angewöhnen müssen, wenn sie mit ihren Forderungen nicht auf der Gegenseite Explosionen auslösen wollen.

Aber auch eine andere Richtung deutscher Reparationspolitiker wird ein ganz klein wenig umlernen müssen, nämlich die gelernten Businessmänner, die ihr pazifistisches Herz nur bei festlichen Gelegenheiten mit einer Schnalle von Kriegsorden verdecken. Diese guten Geschäftsleute wollen die Reparationsfrage nur zusammen mit einem großen interalliierten Schulden-Clearing lösen. Ihr Ziel ist, mit den Franzosen und womöglich auch mit den Engländern nichts zu tun zu haben und das, was wir zahlen sollen, direkt mit den Amerikanern zu vereinbaren, denn die allein sind ebenbürtige Geschäftsleute, mit denen man schon fertig werden wird. Diese Clearing-Partei, die die Welt vom Bankkontor aus sieht und einen immerhin ansehnlichen Weltkrieg nach den gesunden Grundsätzen des Börsen-Termingeschäfts liquidieren will, kennt sich in der Londoner City und in Wallstreet ganz gut aus. Aber von Paris kennt sie gewöhnlich nur den Montmartre und deshalb übersieht sie, daß jede Schuldenregelung psychologisch abwegig ist, die nicht den Franzosen größere Jahresraten zur — wenigstens scheinbar — freien Verfügung zuführt.

Eine einseitige deutsch-amerikanische Schuldenallianz würde Deutschland in Europa wirtschaftlich und damit auch politisch isolieren. Davon abgesehen, sollte man allmählich erkannt haben, daß auch die Amerikaner als Gläubiger keine allzu angenehmen Herrschaften sind. Per Saldo scheint es doch gar nicht so ein großes Glück zu sein, vom Dawes-Plan erlöst zu werden.

Bemerkungen

„Mit 5 PS"

So heißt der Titel eines Auswahlbandes dessen, was hier seit fünfzehn Jahren von mir geschrieben worden ist: vom 9. Januar 1913 bis auf den heutigen Tag. Wenn einer sein eignes Buch anzeigt, zieht er gern die Augenbrauen hoch und spricht von den „Intentionen", die er dabei gehabt hat. Ich muß erst von den Korrekturen sprechen.

Ich habe mir im Sommer in Dänemark zusammengeklebt, was unter der Obhut S. J.'s im Laufe der Zeit zustandegekommen ist — und als der Stoß Blätter vor mir lag, da sah es aus wie das glatteste Manuskript der Welt. Die Setzer würden es leicht haben . . . Aber dann fing ich an, der Schriftsteller-Krankheit zu erliegen, jener Besessenheit, die nichts aus der Hand geben kann, weil man es noch besser, noch sauberer, noch kürzer sagen kann — und die aufgeklebten Weltbühnen-Seiten ersoffen in Tinte. Dann wurde es — bei Ernst Rowohlt in Berlin — gesetzt.

Die Fahnen kamen an, und die Korrekturen-Masern brachen herein. Die Revision flog von Berlin nach Paris — und hier liegt nun der gewiß seltene Fall vor, daß sich ein Autor bei seinem Verleger einmal für die Geduld bedanken muß, mit der es jener ertrug, daß auf seine Kosten aus einem Semikolon ein Komma und wieder ein Semikolon und aus einem Ausrufungszeichen ein Punkt gemacht wurden. Wenn man seine Arbeit in der Korrektur liest, dann vibriert das ganze innere Literatursystem in leisem Zittern: was in aller Welt könnte man nun noch ändern —! Rowohlt hat während der ganzen Inkubationszeit kein Wort der Ungeduld laut werden lassen, und dafür möchte ich ihm die Hand drükken.

Denn daran kann ja kein Zweifel sein: „Sie schütteln doch Ihre Arbeiten aus dem Ärmel —!" Ja, im Ärmel . . .

So gewiß dieser Satz das schönste Kompliment für unsereinen ist, so gewiß hat es noch keinen Autor der leichten Form in Deutschland gegeben, der es nicht nötig gehabt hätte, sich zu entschuldigen, daß er auf der Welt ist. Polgar hat das gefühlt und Kerr, Roda und Reimann, Klabund und Walter Mehring —: keiner, der nicht an einer Stelle einmal gesagt hätte, daß leicht nicht immer leicht ist. Die Kommilitonen von der Wälzer-Fakultät haben es viel leichter, weil sie es schwerer haben; der Deutsche liebt es, wenn sein Autor schwitzt und man es nachträglich gewahr wird. Mir ist die Stelle aus der Biographie Wilhelm Buschs erinnerlich, wo der einem Leser seiner Werke auf eben jene Ärmel-Frage in etwas lauterem Tonfall als sonst erklärt: „Erlauben Sie, nur zwei Zeilen wie: ‚Das Gute, dieser Satz steht fest, ist stets das Böse, das man läßt', haben mich sogar sehr viel Mühe gekostet" — und sein Leser hats ihm gewiß nicht geglaubt. Denn allgemein verbreitet ist das Mißverständnis, daß, was sich leicht lesen ließe, auch leicht hingeschrieben sei.

So ein Buch hats nicht einfach: die Leute, die politisch nicht einverstanden sind, lassen den Autor den Besitz ihres Parteibuchs gern mit ästhetischen Einwürfen entgelten, und kaum einer hat den Mut, dabei die eigne Farbe zu bekennen. So ist, wer den Typus Hellpach satirisch vornimmt, veraltet oder schwach in der Form oder nur feuilletonistisch, oder was man so sagt, wenn eben Literaturkritik versetzte Politik ist. Was nach Wahrheit schmeckt, nennt man oft geschmacklos, und den Feind muß man bagatellisieren. Dichter der Gegenseite sind keine.

Von Herrn Wendriner zum siebenten Arrondissement; von Rheinsberg zu zwei Leuten, die

auf den Wolken ihre Beine baumeln lassen; von Liebesgedichten zum pariser Bordellbesitzer ist es ein weiter Bogen, der zu schlagen war. Möglich, daß ein Druckfehler stehen geblieben ist. Aber eines ist nicht darin:

Falsche Rücksichtnahme. Ich habe die Dinge bis zu dem Punkt zu Ende gesagt, bis zu dem meine Erkenntnis reicht, und ich habe, wo ich nur konnte, verschärft. Vieles, was etwa im Jahre 1914 entstanden ist, würde ich heute anders formulieren, aber nicht anders denken.

Geh, Buch, und sage dem Leser, ich ließe ihn grüßen. Was sich an Freundschaft, an Gesinnungsgleichheit, an sachlicher Hilfe dargeboten hat, das hat daran mitgewirkt, und oft habe ich nur ausgesprochen, was andre besser und schärfer gefühlt haben. Wenn ihnen das Herz voll war, ging mir der Mund über, weil wir uns in einem trafen: in dem Gefühl für Wehrlose, Niedergeknüppelte, Leidende, Stumme. Denen gilt dieses Buch.

Kurt Tucholsky

Es lebe der Durchschnitt, es lebe der Rückschritt!

„Ich gehe an die Herstellung eines Films in der gleichen Weise wie an die Einrichtung einer Geflügelfarm oder die Installation einer Wasserleitung. Mein Standpunkt ist ein durchaus utilitarischer, rationeller, materialistischer", dies Bekenntnis hat hier vor zwei Wochen S. M. Eisenstein abgelegt. Darauf antwortet ihm Valeska Gert:

Glaubt Herr Eisenstein wirklich, daß er seinen wunderbaren Potemkinfilm ohne Intuition gemacht hat? Glaubt er wirklich, daß Verstand und beste Informationen das Rezept sind, aus dem man große Kunstwerke macht, wie der Potemkin eines ist?

Glaubt Eisenstein, daß selbst die großen Wissenschaftler und Techniker ohne Intuition auch nur einen entscheidenden Schritt vorwärts gemacht hätten? Der Zufall und die Intuition sind die großen Helfer der Menschen. Sie setzen da ein, wo die klügsten Berechnungen aufhören.

Vielleicht aber ist Eisenstein nur ein ungenauer Propagandist seiner Absichten. Und vielleicht wollte er nur sagen: ich will keine ästhetische und keine romantische Kunst machen. Ich will ein straffes und genaues Abbild dieser Zeit geben, das genau so brutal und nüchtern ist wie diese Zeit selbst. Ohne Intuition aber würde die letzte Einheit und die geistige Schlagkraft fallen.

Eisenstein macht große Kunst, selbst wenn er sich noch so sehr dagegen wehrt.

Valeska Gert

Abreißkalender

Es gibt keine Äußerlichkeiten. Von jedem Außenposten führt ein Kanälchen ins Innere, jeder Orden entspricht einer Seelenzelle und jeder Einrichtungsgegenstand hat seinen Ursprung nicht nur in der Brieftasche, die der Mensch auf dem Herzen trägt, sondern auch tiefer und innen. Also soll man sich keine dummen Kalender aufhängen, in denen „vaterländische Geschichte" fälschend dargetan ist, sondern etwas, das unsrer Gesinnung entspricht. Nicht ganz leicht zu finden.

Was sich in Deutschland als unpolitisch, als parteilos gibt, ist allemal national — daran ist kein Zweifel. Der unrichtige Satz: „Die bildende Kunst hat mit der Politik nichts zu tun", ist eine Ausrede, und eine Feigheit. Und man braucht sich gar nicht eine brüllende Propaganda an die Wand zu knallen, es geht auch leise. Zum Beispiel im Abreißkalender „Neues Deutschland", der durch den Verlag Friede durch Recht in Wiesbaden (Gartenstraße 18) zu beziehen ist. Das ist eine hübsche Sache.

Kollwitz und Willibald Krain; schöne Verse und lehrreiche spritzige Stellen aus Essais und Proklamationen, Gedanken und Erinnerungen. Ein sauberes Druckbild, und sehr teuer ist er auch nicht. Ich kann mir denken, daß man vor dem Schlafengehen ein Blatt abreißt (oder tust du das morgens?), es langsam und

bedächtig liest und sich manches bedenkt...

Spielerisch blättere ich ihn durch. Ich frage mich, was wohl an diesem Tage geschehen wird und an jenem — an welchem Tage und zu wie viel Jahren Zuchthaus der Niedner einen Leser des Kalenders verurteilen wird; wie gewissermaßen die Blätter dieses neuen Jahres noch weiß sind, bis sie vollgelebt werden. Ihr werdet hübsche Blätter in diesem Kalender finden; ich darf raten, ihn sich aufzuhängen.

Peter Panter

Doktor Dolittles Zirkus

Bücher, die für Kinder geschrieben sind, können gar nicht zärtlich genug sein. Und weil man in England nicht dauernd Zärtlichkeit mit Weichlichkeit verwechselt, und weil es drüben so wenig Unteroffiziere gibt, kommen die schönsten Kinderbücher aus England. Vielleicht liegt das auch an der englischen Sprache, jener warmen Aneinanderreihung gebrochener Vokale und gedämpfter Konsonanten. Ein noch so sachlicher Befehl wird doch stets mit einem „oh" oder einem sanft verbindlichen „do" eingeleitet, und auf solchen Imperativen gründet sich die Erziehung. Der Verlag Williams & Co., Berlin-Grunewald, hat nun als dritten Band der Dolittle-Serie des Hugh Lofting den Zirkus des kleinen Doktor Dolittle herausgebracht, und man möchte diesem Band fast eine noch weitere Verbreitung wünschen als den beiden ersten. Doktor Dolittle, der, weil er die Tiere liebt, mit ihnen sprechen kann, ist von seiner großen Reise zurückgekehrt. Und weil er nun gar keinen Pfennig Geld mehr in der Sparbüchse hat, wie ihm seine Haushälterin, die Ente Dab Dab immer wieder vorrechnet, muß er sich nach einem Verdienst umsehen. Er tut es gar nicht gern, aber es bleibt ihm nichts andres übrig, als sich mit seinem seltsam scheuen doppelköpfigen Tier, das er aus Afrika mitgebracht hat, in einem Zirkus zu zeigen. Das bringt ihm auch einiges Geld ein, aber der Zirkus mit all seinen Quälereien der Tiere gefällt ihm gar nicht. Besonders die Seehündin Sophie klagt ihm ihr Leid; und da kann er nun nicht anders, als sie befreien. Heimlich stiehlt er sie aus ihrem Bassin und bringt sie unter vielen Gefahren ans Meer, damit sie von dort nach Alaska zurückschwimmen kann. Und nun versucht er den Zirkus von Grund auf zu reformieren. Er kämpft dafür, daß die dicke Schlangenbändigerin, die ihre Tiere vor der Vorstellung mit Chloroform betäubt, entlassen wird. Jedem Tier verschafft er einen gesunden Stall, der dazu noch in der Lieblingsfarbe jedes Tieres angestrichen wird. Und als schließlich der Zirkusdirektor mit der gesamten Kasse durchbrennt, da übernimmt der kleine Doc selber die Leitung. Mit seinen Lieblingstieren studiert er eine Pantomime ein. Die alte Haushälterin Dab Dab tanzt als Kolombine über die Bühne und ihre Schlußpose ist die des sterbenden Schwans. Göb Göb, das eitle Schwein, spielt den Pantalon und der gute Jip macht den Pierrot. Und mit dieser Pantomime verdient nun Doktor Dolittle viel Geld, aber Dab Dab traut ihm nicht zu, daß er es wird zusammenhalten können. Jetzt will er das Opossum nach Amerika zurückschicken, weil es sich so nach dem Mondschein in Virginia sehnt. Dab Dab klagt: „Ich hab ihm gesagt, der englische Mond sei ebenso gut wie der virginische, aber nein, er ist ihm nicht grün genug." Und so muß sie immer mit dem Doktor zanken. Er will nicht früh zu Bett gehen, weil er Angewohnheiten haßt. Dab Dab aber liebt sie. „Wirklich, Dab Dab?" antwortet der Doktor. „Darum bist du auch solch eine ausgezeichnete Haushälterin. Es gibt zwei Arten von Leuten: die Einen lieben Angewohnheiten, und die Andern können sie nicht ausstehn und beide haben ihre guten Seiten." Doktor Dolittle ist eben tolerant und er möchte gern je-

dem Tier und jedem Menschen zu seinem Recht verhelfen. Das hat mit Tierschutzvereinen so wenig zu tun. Die Menschen behandeln die Tiere nur falsch; im Zirkus lassen sie sie ganz sinnwidrige Kunststücke aufführen, anstatt jedes Tier seinen eignen Humor zeigen zu lassen. Das ist das Geheimnis des Doktor Dolittle, und fast sieht es so aus, als ob hier gar nicht mehr vom Zirkus die Rede ist, und das ist wieder das Geheimnis des Hugh Lofting.

Wolf Zucker

Driesch und Döblin

I.

Das Buch eines bekannten, sechzigjährigen Philosophen: Hans Driesch: Die sittliche Tat. Ein moralphilosophischer Versuch. Leipzig, E. Reinicke 1927. „Es ist äußerlich ein Zufall, innerlich vielleicht keiner, daß dieses Buch in China begonnen und in Amerika abgeschlossen ist." Nein, es ist keiner: „Wenig Gesetzgebung ist hier (im Sozialen) besser als zuviel davon, und erwünschter als „Staatssozialismus" wäre überhaupt ein Sozialismus auf freier sittlich gegründeter Vereinbarung, wie er heute aber nur in den Vereinigten Staaten, zum Teil durch die „Konkurrenz" der verschiedenen Privatbetriebe gefördert, einigermaßen verwirklicht ist." (S. 101.) Und da man nun nach Myers, Sinclair, Lewis, Mencken allmählich doch gelernt hat, daß in Amerika nicht alles zum Besten bestellt ist und daß die verschiedenen „sozialen" Versuche von Ford bis Filehne wenn nicht kühler Bluff, so doch nicht das sind, was sie zu sein vorgeben (weil man eben wie schon Chesterton sagt, das Eigentum abschaffen müßte, um den Sozialismus wirksam zu bekämpfen) — so möchte man mit solchem Pseudosozialismus am liebsten radikal Schluß machen. Freilich war man vorher mit manchem einverstanden, vor allem mit den schlichten moralischen Formulierungen, mit dem energischen Frontmachen gegen „Gewohnheitsgefühle" vor allem in der Politik: und es ist gut, daß man weiterliest.

Denn schon wenige Seiten darauf folgt das Kapitel über Krieg, Kriegsschuld, Zwangsdienst (Dienstpflicht), Patriotismus und Verwandtes, das ausführlichste des ganzen Buches: die strengste und vernünftigste, einfachste und geschlossenste Ablehnung des Krieges und des Nationalismus als des schlechthin Bösen: wir wollen es hier nicht zitieren (es steht nichts darin, was hier noch nicht gestanden hat oder gestanden haben könnte), sondern wünschen, daß es im Lager junger bürgerlicher Philosophen und Politiker möglichst viele Leser finde. „Habe den Entschluß zur Vernunft" (so schließt das Buch): der Autor, Hans Driesch, hat diesen Entschluß gehabt und ein Buch geschrieben, in dem der schwarze Stempel des kritischen Zensors — im Gegensatz zum deutschen, der viel zu tun hätte, da „Landesverrat" und Kriegsdienstverweigerung verteidigt und gefordert werden, Patriotismus aber als Schwachsinn gebrandmarkt wird — verhältnismäßig wenige Stellen, wie die oben zitierten, überdecken möchte.

Gewiß ist auch dieser Pazifismus bürgerlicher Herkunft, das heißt, kein Anfang, sondern ein Ende, Liquidation einer Weltanschauung, nicht Voraussetzung und integrierender Bestandteil einer neuen — und außerstande, die notwendigen Konsequenzen in politischer Hinsicht zu ziehen: aber es ist nicht mehr der reine „pacifisme au service de l'imperialisme", gegen den Trotzki in seinem berühmten Kriegsaufsatz des „demain" 1917 schrieb. Dieses bürgerliche Denken kann heute keine Lösungen mehr geben: höchstens Rezepte. Es werden nicht solche sein, die gegen das Grundübel angehen, sondern nur gegen Symptome. Im Lesebuch einer kommenden Generation werden sie nur in Auszügen geboten werden können: SS. 115 bis 138 dieses Buches seien den Herstellern solcher Lesebücher wärmstens empfohlen.

II.

Nun wird auch allmählich erkannt, daß der Philosoph, wie jeder berufsmäßige Hüter geistiger Disziplinen, heute nur noch wenig zu sagen hat: wenn nicht das, daß er eben nichts mehr sagen kann. Der Philosoph ist mit seiner Kunst zu Ende. Am Anfang der Philosophie stand, neben dem Physiker, der Dichter: hier ist von einem Dichter und Arzt zu reden, der der Philosophie auf den Grund geht. (Alfred Döblin: Das Ich über der Natur. S. Fischer.)

Es ist ein sehr merkwürdiges und schwer zu verstehendes Buch, das Alfred Döblin uns diesmal beschert. Wir begreifen bald: es steht in engstem Zusammenhang mit seinem dichterischen Werk, ist entstanden mit und aus seinen großen Romanen: im Wanglun, im Wallenstein, im utopischen Roman, im Manas sind Stellen, die — vielleicht nicht in diesem Buch stehen könnten, aber verwandtschaftliche Beziehungen zu diesem Buch haben. Der Dichter gibt sich Rechenschaft: da die Welt seiner Romane nicht im System unsrer heutigen Welt sich bezieht, sondern den Entwurf einer andern Welt darstellt, zusammengesetzt aus historischen, utopischen, erotischen, mythologischen Bestandteilen, hat dieses Buch, ein Werk des Dichters, die Aufgabe, die natürlichen Grundlagen des Ganzen zu geben. Ein solches Buch kann nicht leicht verstanden werden. So einfach die Dinge scheinen und so einfach die Dinge vorgetragen werden, ist das eine der verschlossensten Schriften, die jemals das Tageslicht erblickt haben. Es ist dem Mißverständnis ausgesetzt wie das Werk des Paracelsus, das auch eine Grenze darstellte; genau wie damals handelt es sich heute für den Dichter, der eine neue Welt schaffen will, darum, die verschütteten Grundtatsachen der Welt wieder aufzudecken. Es geschieht mit dem Verzicht auf alles erlernte Handwerk, auf alle Kunstfertigkeit des zünftigen Physikers und Philosophen: wir haben als Kinder alle ähnliches erlebt, noch die ersten Stunden in der Physik und Chemie waren voll davon; alles ist wunderbar. Aber dieses System ist von den Urelementen her, dem Wasser und dem Feuer, dem Festen, Flüssigen und Gasförmigen aufgebaut und durchgeformt bis zum Letzten, ohne seine Einfachheit und die Distanz zu den Wundern der Welt aufzugeben: und hierin liegt grade eine Schwierigkeit. Es ist klar, daß nicht nur der Dichter von sich, sondern auch vom Leser eine Entscheidung verlangt. Der Entschluß, lesen zu lernen ist schwerer zu fassen, als das Gelesene breitzutreten und zu beschwatzen. Vielleicht will dieses Buch garnicht so wichtig genommen werden, wie die Tatsache, daß es überhaupt geschrieben werden konnte. Als solche ist es revolutionär und erschütternd. Es stellt den Menschen in die Dinge, als wäre nichts vor ihm gewesen: so daß die Dinge wie der Mensch neues Gesicht und neue Bedeutung bekommen. Eine Fibel für solche, die das Lesen an den Büchern verlernt haben.

J. M. Lange

Esperanto

Auf dem Boulevard Raspail gab es vor nicht langer Zeit ein Tanzlokal „Les Quatre Femmes", in dem es ziemlich munter herging. Ich ging hin. Vor der Tür stand ein Hüne von Portier. Und musterte mich und sprach mich nach kurzer Überlegung an:

— „Jo estét kivanok!"

„Nem tudok magyarul!" sagte ich ihm.

Er setzt neu an.

— „Doby jučer, gospodine!" Ich sagte ihm auf serbisch, daß ich nicht serbisch spräche. Er gabs nicht auf.

— „Pekne vitám, pane!" Auch auf tschechisch wollte ichs nicht wissen.

Da aber ergoß sich ein Grinsen über das Gesicht des Torwächters, und er öffnete die Tür und sprach:

„Nu — aber eppes jiddisch wern Se doch kennen —!"

Und weil ich zwanzig Jahre bei der Presse bin, sagte ich nicht Nein.

Franz Pick

Des deutschen Jungen Weihnachtswunsch

Ich fragte meinen Jungen,
Der eben laufen kann:
„Nun, Hänschen, was soll bringen
Dir denn der Weihnachtsmann?"

„Ein Pferdchen will ich haben
Und auch ein Schießgewehr!"
„Na schön, und was noch weiter,
Willst du denn sonst nichts [mehr?"

„Doch! Trommel und Trompete
Und Helm und Säbel auch,
Kanonen und Soldaten
Und eine Burg ich brauch'!"

Da kam ich aus dem Staunen
Bald gar nicht mehr heraus:
„Der deutsche Militarismus
Stirbt eben niemals aus!"

U. M.

Greifswalder Zeitung

Lindbergh in Paris

Lindbergh landet in Paris. Der Apparat, nun auf der Erde, zittert noch. Und dann erscheint Lindbergh selbst, lachend und schüchtern. Die ungeheure Menge begrüßt, brüllend wie das stürmische Meer, den Helden.

Der Erste, der Lindbergh entgegenkommt, der ihm beim Aussteigen hilft, das ist Pierre Weiß, französischer Flug-Kommandant und nicht unbekannt auch als Dichter.

„Ich bin Lindbergh," sagt der junge Aviatiker in aller Bescheidenheit.

Der Kommandant Weiß zeigt mit einer großen Geste auf das weite Flugfeld voll von Menschen und stellt seinerseits vor: „Paris".

Liebe Weltbühne!

Ernest Renan kam eines Abends müde und verstimmt nach Hause. Dann beginnt er: „Ich habe einen gewissen Jemand getroffen. Wir haben unsre Ideen ausgetauscht . . ."

Er macht eine kleine Pause und fährt dann fort: „Es ist merkwürdig, wie leer mein Kopf ist . . ."

Antworten

Toter Soldat. Wie der Staat die Angehörigen, die Sie unversorgt zurückgelassen haben, versorgt? Indem er 3 (in Worten: drei) Ehrenmäler errichtet, damit auch alle Patrioten, Gastwirte und Reichswehroffiziere der Umgebung ihre Freude haben: in Thüringen, am Rhein und in der noch zu verschandelnden Schinkelschen Wache Unter den Linden in Berlin. Ein Zahncreme geht nicht ohne Reklame; ein Krieg geht nicht ohne Reklame. Zahnpflege muß sein. Das erfordert die Volksgesundheit. Krieg muß sein. Das erfordert das Interesse einer Industrie und der uniformierten Beamtenschaft.

Frommer Katholik. Wenn Du deinen Lieben eine nette Weihnachtsüberraschung bescheren willst, kaufe die letzte ‚A.J.Z.' mit den schönen Aufnahmen von dem kürzlich in der münchner Michaelkirche entdeckten heimlichen Waffenlager. Beinahe 300 Maschinengewehre mit allem Drum und Dran und andres mehr. Die königlich bayrische Religiosität war immer streitbar und mißtrauisch. Der Glaube, so ähnlich sagte Lichtenberg, macht die Blitzableiter auf den Kirchen nicht überflüssig. So denken auch die Bayern.

Kultusminister. Kusch. Halten Sie keine kulturgeschwollenen Reden, sondern fragen Sie Ihre Amtsgenossen in der Kabinettssitzung, wo das Wiederaufnahmeverfahren in Sachen Max Hölz bleibt. Da liegen die wahren Kulturaufgaben eines Staates: Gerechtigkeit zu üben.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 11958.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg. Kantstr. 152
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

„Ich dachte über den Koloß nach, ja, ich dachte sehr viel darüber nach. Ich glaube, es wäre nicht gut, ihn außerhalb der Medicigärten aufzustellen, weil er in der Straße zu viel Raum einnähme. Dort, wo der Barbierladen ist, wäre der beste Platz; dort wäre er nicht so im Weg. Was die Entschädigungskosten des Barbiers anbetrifft, so könnten wir sie dadurch vermindern, daß wir die Figur sitzend darstellen, innen hohl lassen und den Laden in ihr unterbringen; dadurch ginge der Mietzins nicht verloren. Es erscheint mir als guter Gedanke, dem Koloß ein Füllhorn in die Hand zu geben; auch dieses könnte hohl sein und als Schornstein dienen. Man könnte auch den Kopf verwerten; mein guter Freund, der auf dem Platz wohnt, sagte mir im Geheimen, daß der Kopf einen guten Taubenschlag abgeben würde. Ich habe auch noch eine andere und weit bessere Idee, — in diesem Fall jedoch müßte die Statue noch viel größer werden, was nicht unmöglich ist, werden doch Türme aus Stein hergestellt, — nämlich, daß der Kopf als Glockenturm für St. Lorenzo dienen solle, der augenblicklich keinen hat. Brächte man die Glocken derart an, daß der Ton aus dem Munde käme, so würde es den Eindruck erwecken, als flehte der Riese um Gnade, besonders an Feiertagen, wenn die großen Glocken geläutet werden."

Der Femeprozeß von Carl v. Ossietzky

Mein Freund und Kollege Berthold Jacob und ich sind von dem erweiterten Schöffengericht Charlottenburg zu einer Gefängnisstrafe von 2 Monaten respektive 1 Monat verurteilt worden. Das Delikt wird erblickt in einem Artikel Jacobs „Plaidoyer für Schulz", hier erschienen am 22. März dieses Jahres und von mir verantwortet. Strafantrag hatte gestellt der Herr Reichwehrminister für die Herren Oberst von Schleicher, Oberst von Bock und Hauptmann Keiner. Der Staatsanwalt, ein höflicher und zurückhaltender Herr, hatte nur die Verhängung finanzieller Sanktionen beantragt, jedoch die charlottenburger Emmingerkammer, aus einem Landgerichtsdirektor, einem gelehrten Richter und zwei ungelehrten Volksrichtern bestehend, entschied sich für Prison. Also Prison. Wir sind nicht pathetisch genug veranlagt, das zum Anlaß zu nehmen, die Hände zum Himmel zu recken, wo unveräußerlich die ewigen Rechte wohnen; wir haben Freunde und Sekundanten, wir sind nicht wehrlos, und, vor allem, wir sind illusionslos. Dennoch mußten wir einen kleinen Ärger überwinden, als wir das Urteil vernahmen, das uns für ein paar Wochen aus dem geselligen Treiben der Reichshauptstadt verbannt, wenn die Berufungsinstanz es bestätigen sollte. In der Urteilsbegründung wird nämlich als straferschwerend betrachtet, daß wir beide erst in diesem Jahre wegen Beleidigung durch die Presse zu Geldstrafen verdonnert worden wären. Was Jacob ausgefressen hat, weiß ich nicht, aber mein eigner Fall steigt noch leuchtend in der Erinnerung auf. Von meiner frühern Tätigkeit her, als verantwortlicher Redakteur des ‚Montag Morgen', schwebte gegen mich (und Erich Weinert) noch ein vom Reichsmarineamt beantragtes Verfahren; wir waren zu 500 Mark Geldstrafe verurteilt worden, und vor der Berufungskammer kam es zu einem erregten Auftritt zwischen dem Vorsitzenden und dem Verteidiger. Daraufhin zog Paul Levi die Berufung demonstrativ zurück, und so bin ich vorbestraft. Man soll, wenn man mit der Justiz zu tun hat, ein für allemal großartige Gesten vermeiden.

Dennoch war auch dieser Gang nach Moabit lohnend, weil er uns die Bekanntschaft mit der Richterpersönlichkeit des Herrn Doktor Crohne vermittelte. Es ist hier und anderswo im Lauf der Jahre manches Bittere über die Richter geschrieben worden, manches was von Galle durchtränkt war und bei einem spätern Nachlesen oft karikaturistisch verbogen schien. Es bleibt das Verdienst des Herrn Doktor Crohne, unsre gelegentlichen innern Zweifel an dem Richterbild der deutschen Linkspresse behoben zu haben. Sein Auftreten wirkt wie eine ungewollte und deshalb umso stichhaltigere Bestätigung für alles, was von Bewersdorff bis Niedner über die Richter geschrieben worden ist. Dieser Richter, dessen Tatendrang nicht Objektivität, geschweige denn Konzilianz hemmt, verfügt über eine unermüdliche Eloquenz; er redet, redet, redet. Bald autoritativ

und herunterputzend, bald mit der striemenden Ironie eines durch sein Amt vor ähnlichen Waffen Gesicherten; sofort nach Eröffnung pfeift er uns, die Angeklagten, an, wie es ein Richter von Herz und Takt nicht bei ein paar verstockt leugnenden Langfingern tun würde; er macht durch sein Dazwischenreden unsre Vernehmung unmöglich, er handhabt die richterliche Superiorität wie einen Gummiknüppel, der ständig dem, der außer ihm noch zu reden wagt, übern Mund fährt. Wir sind unsern Verteidigern Alfred Apfel und Georg Löwenthal, die eigentlich immer mit der Hand an der Mappe, zum Exodus bereit, dastehen, zu höchstem Dank verpflichtet, daß sie ungeachtet dieser hyperboreischen Verhandlungsformen bis zum überraschungslosen Ende ausharren. Dieser Vorsitzende herrscht den Zeugen Schulz an, der erregt am Zeugentisch steht und als zum Tode Verurteilter einiges Recht zur Erregung hat, und ein Mal nervös mit zwei Fingern untern Cut fährt: „Nehmen Sie die Hand aus der Tasche!" Ein Mann auf der Zuhörerbank, ein Mann mit der gelben, schwarzpunktierten Binde um den Arm, ein Kriegsblinder, der sich zu einem Zwischenruf bekennt, wird mit einem kurzen „Raus damit!" aus dem Saal verwiesen. Die Aphoristik dieser zwei abgehackten Worte aus einem sonst so zur Ausdrucksfülle neigenden Munde, der für die Herren vom R.W.M. sogar die umständliche Anrede in der dritten Person findet, ist unüberbietbar.

Apotheose zweier langer Verhandlungstage bleibt die Begründung des Urteils. Sie soll hier nicht in ihren Einzelstücken gewogen werden. Denn sie ist improvisiert, auf Grund von Skizzen zum Teil frei vorgetragen, und es bleibt abzuwarten, ob die Schlußfassung gewisse Ausdrücke und Partien enthalten wird, die schon bei der Verlesung ungläubiges Staunen und nachher in der Presse scharfe kritische Glossierung gefunden haben. Es bleibt abzuwarten, ob die Schlußfassung für die Würdigung der wichtigsten Zeugenaussagen die legere Wendung „Olle Kamellen" beibehalten wird, ob die auffallenden persönlichen Ausfälle gegen die Verteidiger nicht doch noch umgemodelt werden. Aber außer Frage steht, daß ein paar Ungeheuerlichkeiten bleiben werden, die weder entfernt noch umgeformt werden können, weil sie die Tragbalken des ingeniösen Spruches darstellen. Sogar unsre Beweisanträge werden als straferschwerend angesehen; ein juristisches Novum. Ein politischer Epilog führt in die hohe Politik. Der Richter hat den politischen Charakter des Prozesses bestritten, doch er selbst breitet in seinem Schlußwort eine Übersichtskarte seiner politischen Meinungen aus. Da wird zur Rechtfertigung der Gründer schwarzer Kaders unter anderm gesagt, daß diese unsre Ostgrenze gegen einen polnischen Einfall zu schützen hatten, da es, wie Oberschlesien, Posen und Wilna gezeigt hätten, die polnische Methode sei, durch vorgeschickte Horden ein fait accompli zu schaffen. Das mag als Meinung eines Politikers oder einer politischen Korporation gelten, aber es ist nicht Sache eines Gerichtes, einen Staat, mit dem grade wichtige Handelsvertragsverhandlungen gepflogen werden, also zu regalieren. Die Begründung wirft uns „gemeine Angriffe" gegen die drei Offiziere vor, sie hält eine Geldstrafe für unge-

nügend, da diese keine Gewähr biete, uns von weitern Angriffen auf die Ehre andrer abzuhalten. Hier hört das Humoristikum auf und das Interesse der ganzen deutschen Pressegilde beginnt. Denn damit werden zwei Publizisten, die sich seit Jahren in einem politischen Kampf befinden, rund und nett als Ehrabschneider gebrandmarkt und gleich für die Zukunft verwarnt. Herr Crohne mag den inkriminierten Artikel beurteilen, wie er will, dagegen gibt es Rechtsmittel und im äußersten Fall sitzt man die Strafe ab in dem Bewußtsein, daß eine in solcher Form auferlegte und mit solcher Argumentation servierte Pönitenz nicht die Haut ritzt. Jeder Publizist, der mit ganzem Herzen für eine Sache eintritt, wird mit Empörung eine Drohung auf die Zukunft ablehnen. Man mag uns verurteilen heute, morgen, übermorgen, wir werden es hinnehmen, aber unser Stolz wird sein, nicht „gebessert", sondern nur energischer, schärfer, dichter und zäher zu werden. Dafür sind wir Publizisten und stehen wir im Dienst der Öffentlichkeit. Unser Beruf hat in diesem Land der schneckentempofahrenden Instanzenzüge und der wabbeligen Parlamente ein unsichtbares Volkstribunat inne, wir verwalten ein unsichtbares Anklägertum, Richtertum und Verteidigertum. Es ist ein Unterschied zwischen Beleidigung und Beleidigung. Es ist ein Unterschied zwischen einem feilen Sudler, der mit Behagen in der Geschlechtssphäre wühlt und grinsend den Phallus des Gegners dem verehrten Publikum präsentiert, und Schriftstellern, die für Ideen kämpfen, selbst wenn sie fanatisiert etwa die Gebote der Höflichkeit verletzen. Das Gericht hat sich keinen Augenblick bei der Tatsache aufgehalten, daß der beanstandete Artikel ein Plaidoyer für jenen Oberleutnant Schulz darstellte, den die ‚Weltbühne' zuerst aufgestöbert hat, zu dessen Überführung der Verfasser des beanstandeten Artikels nicht wenig Material beigetragen hat. Ist das ein „gemeiner Angriff", für den Mann einzutreten, den man selbst hat stellen helfen? Ist das ein gemeiner Angriff, laut zu erklären, auch Dieser war nur ein Opfer, ein Getriebener, nicht Letztverantwortlicher, sondern nur Teilchen jenes mörderischen Mechanismus? So soll Verleumdung und Ehrabschneiderei aussehen?

Inkriminiert war in dem Artikel folgendes: „Schulz hat Anspruch auf den ordentlichen Richter. Aber Der soll nicht außer Acht lassen, daß der Oberleutnant nur erteilte Befehle ausgeführt hat und daß man neben ihn auf die Anklagebank mindestens den Hauptmann Keiner und den Oberst Bock, wahrscheinlich aber auch den Oberst von Schleicher und den General von Seeckt setzen müßte." Unbeanstandet gelassen war dagegen der Passus von dem „unwahrscheinlichen Eid" des Herrn Oberstleutnants Held, jenes Offiziers, der Major Buchrucker in Küstrin von seiner bevorstehenden Verhaftung telephonisch unterrichtet haben soll. Die Verhandlungsführung legte uns die wörtliche Interpretation des beanstandeten Satzes und damit auch einen unmöglichen Beweis auf. Nach dieser Auffassung müßte sich ein Fememord also abgespielt haben: Herr Geßler, nachdem er einen Bericht aus Küstrin geschluckt hat, mit herodischer Gebärde zu seinem Adjutanten: Man töte diesen Wilms! Der mit dem Befehl weiter zu Herrn von Schleicher und dann über alle

Zuständigen weiter bis zu den Klapproths. So primitive Vorstellungen hat kein verständiger Mensch von dem Hergang gehabt, und so etwas war weder hier noch anderswo behauptet worden. So etwas aber sollten wir beweisen, und unsre klar zutage tretende Unfähigkeit, das zu beweisen, verschaffte Herrn Crohne seine dialektischen Triumphe. Was dieser Prozeß trotzdem zur Evidenz gezeigt hat, das war die namenlose Gemütlichkeit, mit der das R.W.M. den schwarzen Komplex behandelt hat. Alle Herren verschanzten sich hinter ihrer Unzuständigkeit. Niemanden ging die schwarze Geschichte etwas an. Dabei war diese sekrete Wehrmacht rund um Berlin stationiert. Wilde Formationen, die in Oberschlesien im Morden und Stehlen geübt waren, lagen rund um Berlin, geführt von republikfeindlichen Offizieren mit privaten Putschabsichten. Das Urteil meint überschlau, was wir wohl für Gesichter gemacht hätten, wenn die Polen wirklich gekommen wären und Herr Geßler nur das schwache legale Heer zur Verfügung gehabt hätte. O die Polen! Aber was geschehen wäre, wenn diese Landsknechtsbanden schließlich aus den Forts und Zitadellen geschwärmt wären auf Berlin zu, darüber schweigt das Urteil. Nicht die Fememorde, die der Zeuge Buchrucker mit mysteriösem Lächeln als „sachlichen Fehler" bezeichnet, sind die Grundsuppe des Übels, sie sind in aller ihrer Scheußlichkeit trotzdem nur Symptom. Der politische Aberwitz, dem diese Bluttaten entsprangen, war das Bestehen einer illegalen und durch und durch unzuverlässigen Truppe, für die niemand zuständig war, die im Dunkeln vegetierte, von der niemand amtlich Kenntnis haben durfte, die dank mangelnder Kontrolle den „sachlichen Fehler" beging, Leute, die sie für Verräter und Spitzel hielt, durch Selbstjustiz auszusortieren. Die bizarre Symbolik des Zufalls will, daß jener Offizier, dessen dienstliche Berührung mit den „Arbeitskommandos", diesen Niemandskindern, diesen Bankerten der mit unbedingter Vertragstreue gesalbten Seecktschen Militärpolitik, am wenigsten geleugnet werden kann, den Namen Keiner führt.

Die Femekampagne war für uns niemals eine Hetzjagd hinter irgendwelchen armen Teufeln, die heute vielleicht in einem friedlichen bürgerlichen Beruf stecken und an ihre küstriner Zeit wie an einen wirren Traum zurückdenken. Unser Ziel war nicht die juristische Sühne für jedes einzelne heute schwer erkundbare Verbrechen, sondern die Feststellung der letzten politischen Verantwortlichkeit dafür. Der Reichswehrminister hat mit dieser schwarzen Schöpfung eine grauenvolle Gefahr über das Land gebracht. Dafür müßte er Rechenschaft ablegen, selbst wenn er nicht Geßler hieße. Die Siegertkammer, vor der der Wilmsprozeß geführt wurde und die Schulz zum Tode verurteilt hat, ist gefährlich nah an die Frage jener tiefern Verantwortung herangekommen: „Wenn man die Geheimhaltung erzwingen wollte, so mußte mit der brutalsten Gewalt gekämpft werden... Die Feme, das war die Einrichtung, die sich notwendig ergeben mußte, wenn die Geheimhaltung über alles ging." Kein Wunder, daß Herr Geßler das nicht als letzten Spruch gelten lassen wollte, und eine günstigere Lesart suchte. Sein Vertrauen, daß kein zwei-

tes Tribunal das Verdikt der Siegertkammer übernehmen würde, hat ihn nicht getäuscht. Künftig kann er auf den neuen Schein pochen: „Die moralische Mitschuld der Reichswehr, die Schulz mit angeführt hat, fällt damit ins Wasser. Von allem ist nichts übrig geblieben als lediglich schon die in frühern Schwurgerichtsurteilen ausgesprochene sogenannte moralische Verantwortlichkeit des Reichswehrministeriums. Das Gericht läßt es dahingestellt sein, ob überhaupt eine moralische Verantwortlichkeit des Reichswehrministers angenommen werden kann." Du hast gesiegt, Galiläer. Der böse Geist ist erfolgreich abgeschlagen. Otto Geßler hat sich ums Vaterland verdient gemacht, und seine Offiziere stehen hier, in der dritten Person angeredet, vom mindern Volk unterschieden, und zucken mit einer in mehreren Prozessen erworbenen Routine die Achseln.

Es sind noch zwei Außenseiter da, zwei Ausgefallene, zwei in Zivil: — Buchrucker und Schulz. Der Putschführer von Küstrin spricht mit der leisen Stimme und dem feinen ironischen Lächeln des Erfahrenen. Der hat genug bis an sein Lebensende. Unendlich überlegt und behutsam spricht er, meisterlich besteht er die schwere Situation, alte Beziehungen, die er nicht mehr liebt, weder preiszugeben noch reinzuwaschen. Hier, wo so viele beamtete Personen Verantwortlichkeit abstreiten und zuständig für die Schwarze Reichswehr am Ende nur noch unser Vater im Himmel bleibt, der sich auch um die Lilien auf dem Felde kümmert, leuchtet der abgeurteilte Rebell als Intellekt und Charakter. Paul Schulz hat jetzt die graue Gefängnisfarbe, er gestikuliert nervös und fahrig, aber seine Aussage ist zusammenhängend und konzentriert. Er weiß jetzt seine Vereinsamung, weiß, daß es um den Kopf, und, wenn der gerettet, um die Freiheit geht. Auch er gibt niemanden preis, aber betont immer wieder den „Druck der Verhältnisse" damals, ohne sich über den Druck und die Verhältnisse näher auszulassen. Zögernd gesteht er zu, daß anno diaboli 1923 auch die Behörden ungesetzliche Maßnahmen getroffen hätten. Und warum haben die Behörden die geheimen Morde nicht verfolgt, warum ließen sie die Akten liegen? Schulz fragt das immer wieder. Die Urteilsbegründung attestiert Schulz, Großes für den Staat geleistet zu haben. Nein, er hat nichts Großes geleistet, aber er hat ohne Zweifel beträchtliche Gaben, und sein krankhafter Ehrgeiz hat ihn in eine höllisch faule Sache verwickelt. Jetzt ist der Firnis der Wichtigtuerei abgeblättert. Jetzt steht da ein Abgehärmter und Verlassener, der am Ende des ersten Verhandlungstages mit verlorenen Augen in das Gewimmel von Leuten sieht, die nach Hause gehen. Jetzt steht nur ein großer Schuljunge da, der nachsitzen muß. Mit verschwimmenden Blicken sieht er die wehenden Schals und wie die Mäntel angezogen werden. Die Offiziere entfernen sich sporenklirrend. Alle gehen nach Haus. Auch der mürrische Schließer hinter ihm geht einmal nach Haus. Einer bleibt. Der Letzte, bei dem die Kette der Verantwortung für die grausig-tragische Kategorie der Fememorde endet. Der Letzte, den nach dem braven alten Wort die Hunde beißen.

Europa und die Angelsachsen von Otto Corbach

In der Zeitschrift ‚Paneuropa' machte Dr. Gerolf Coudenhove-Kalergi (nicht zu verwechseln mit dem Herausgeber Graf N. R. Coudenhove-Kalergi selbst) kürzlich den Anhängern der paneuropäischen Bewegung den Vorschlag, sich um die Freundschaft der ostasiatischen Mächte zu bemühen. Dazu aber müsse man sich in ostasiatischen Fragen „aus dem Schlepptau der Angelsachsen befreien". Aufgabe weitschauender europäischer Politik müsse es sein, den goldenen Mittelweg zwischen Asien, England, Amerika und Rußland zu finden: „Paneuropa muß vor allem danach streben, im großen Ringen zwischen englischer und russischer Herrschaft neutral zu bleiben und seine Selbständigkeit zu bewahren. In dieser Hinsicht ist seine Stellung der Ostasiens analog; beide, zwischen Rußland und der angelsächsischen Welt gelegen, könnten in einem künftigen Kriege das Schlachtfeld der Welt werden oder als Neutrale die Entspannung vermitteln. Wenn aber Europa in den ostasiatischen Fragen zum Schildhalter der Angelsachsen wird, treibt es notgedrungen den ganzen Osten in die Arme Rußlands... Paneuropa darf Asien die Rechte nicht verweigern, die es für sich selbst in Anspruch nimmt; es muß Chinas Freiheit und Japans Gleichheit in vollem Maße anerkennen..."

Das klingt nicht so übel; nur muß man befürchten, daß ostasiatischen Freiheitskämpfern mit solchen Äußerungen platonischer Liebe aus paneuropäischem Munde nicht im mindesten gedient ist. Ein Paneuropa im Sinne des Grafen Coudenhove-Kalergi, das im heutigen „Panamerika" kein Instrument des Yankee-Imperialismus, sondern ein nachahmenswertes Ideal sieht, das das britische Imperium als einen „politischen Kontinent" anerkennt und damit alle Unfreiheiten in ihm als Kräutchen Rührmichnichtan, das schließlich auch ganz Sowjetrußland aus seinem Wirkungsbereiche ausschaltet, ein solches „Paneuropa" kann für die Freiheit ostasiatischer Völker keine Hand rühren und wird vergebens von ihnen Gegenliebe für seine ohnmächtigen Zuneigungen heischen.

Der Amerikaner J. B. Powell, ein weißer Rabe unter den in Ostasien lebenden abendländischen Publizisten, versichert in seiner Zeitschrift ‚The China Weekly Review', daß man überall, wo man im Fernen Osten hinkomme, auf Engländer stoße, die einem erzählen, daß nichts in der Richtung einer Verbesserung der internationalen Stellung Chinas getan werden könne, „infolge der möglichen Komplikationen, die sich daraus für England in Indien ergeben würden". Mit demselben Argument lehnten britische Imperialisten die Selbstbestimmungsrechte der Philippinos ab. Als kürzlich ein Mitglied des Senats der Union in Manila weilte, erklärte ihm ein Engländer, mit dem er sich über die Frage der Unabhängigkeit der Philippinen unterhielt: „Wenn die Union die Philippinen aufgibt, wird England sich gezwungen sehen, sie zu übernehmen; denn wir können es nicht zugeben, daß die Philippinos frei werden, weil das auf unsre Stellung in Indien eine üble Wirkung ausüben würde." Und sogar in den Beziehungen der

Vereinigten Staaten zu Sowjetrußland spielt dasselbe Argument eine große Rolle. In dem Organ des ‚American Council on Foreign Affairs", der Zeitschrift ‚Foreign Affairs', lehnt ein anonymer Verfasser in einem Artikel über „Our Much Abused State Departement" die Anerkennung Sowjetrußlands ab, weil „die amerikanische Anerkennung der Sowjets ein direkter Schlag gegen Großbritannien wäre, da der Prestigezuwachs amerikanischer Anerkennung und noch mehr die Anleihen, die auf dem amerikanischen Markt gesichert werden möchten, einen Ansporn zu weiterer Propaganda bieten würden..."

Man ersieht aus alledem, daß die Freiheit der Chinesen von der Freiheit der Inder, der Philippinos und natürlich ebensogut aller Völker, die die angelsächsischen Imperialisten unter ihrer Fuchtel haben, abhängt, nicht minder von der Aufhebung des von den Angelsachsen über Sowjetrußland, das die Unabhängigkeitsbestrebungen unterdrückter Völker aktiv zu unterstützen wagt, verhängten Bannfluches. Wenn also „Paneuropa" die Freiheit der Chinesen fördern will, so hilft kein Mundspitzen, es muß gepfiffen werden: Der Feldzug für die Einheit Europas muß zu einem Feldzug gegen angelsächsischen und allen sonstigen Imperialismus werden. Ein solcher Feldzug wäre nichts weniger als aussichtslos. Ein gesunder paneuropäischer Machtwille wird ebensowenig darauf verzichten, mit Asien um die Seele des russischen Menschen zu ringen, wie er zugeben wird, daß sich die britischen Inseln der Mitverantwortlichkeit für das Gesamtschicksal unsres Erdteils entziehen und z. B. die überseeischen britischen Dominien gegen kontinentaleuropäische Einwanderung und kontinentaleuropäische Warenausfuhr zu sperren suchen. Einem entschieden antiimperialistischen Paneuropa gegenüber, das sich mit allen unterdrückten Völkern verbände, könnte weder der britische noch der amerikanische Imperialismus in ihren Herrschaftsgebieten die „Farbenschranke" mehr lange aufrecht erhalten. Das allein würde für die angelsächsischen Mächte den Zwang mit sich bringen, alle Völker Europas an einer beschleunigten Erschließung der natürlichen Reichtümer noch wenig entwickelter Gegenden innerhalb ihres unbestrittenen Herrschaftsbereiches neidlos zu beteiligen.

Kinderarbeit von Lilly Paul

Gesolei! Reichsgesundheitswoche! Große Berliner Wochenendausstellung! Das Junge Deutschland! — Ausstellung des Reichsausschusses für Jugendpflege! Klingt es nicht vortrefflich? Demgegenüber ist es notwendig, einen Blick hinter die Kulissen zu tun und Dinge zu erzählen, die die Besucher solcher Ausstellungen nicht zu sehen bekommen.

Wenn trotz offiziellen Beruhigungsziffern über das Sinken der Arbeitslosigkeit Tausende von qualifizierten Arbeitern auf der Straße liegen, während Mütter verzweifeln, weil sie nicht wissen, wie sie ihre Familien nähren und kleiden sollen, blüht, nur in halber Verborgenheit und von den ver-

schlafenen Augen des Gesetzes wohlwollend übersehen, die Kinderarbeit, die erbarmungslose Ausbeutung der schwachen kindlichen Arbeitskraft, die so billig ist und so geduldig, so lautlos ertragen wird. Wer macht sich eine Vorstellung über das in allen Großstädten vorhandene Heer der blassen, unterernährten Jungens, die an den Bahnhöfen herumlungern, die die Reisenden bitten, ihre Koffer schleppen zu dürfen, die frühgealterten, wissenden Mädchen, die Streichhölzer oder Blumen verkaufen, über die Kinder, die treppauf, treppab Zeitungen und Brötchen austragen, über Schulmädchen, die schon aus ihrem Körper „Kapital" zu schlagen wissen...

Der Umfang der Kinderarbeit in Deutschland wird amtlich verschwiegen. Die Jahresberichte der Gewerbeaufsichtsbeamten sind sehr vorsichtig abgefaßt, sprechen die Wahrheit mehr zwischen als in den Zeilen aus. Dennoch sind die von ihnen enthüllten Tatsachen derart, daß jedem Menschen das Blut zu Kopfe steigt, wenn er sich über diese Kinderhöllen der Gegenwart ein Bild macht.

Der letzte Jahresbericht der sächsischen Gewerbe-Aufsichtsbeamten gibt zu, daß allein im Bezirk Erzgebirge-Vogtland 40 000 Kinder regelmäßig erwerbstätig sind. Über die Löhne, die diese Kinder erhalten, wird kein Wort verloren, sie mögen danach sein... Trotzdem betont der Bericht, daß diese Kinderarbeit „fast stets für die Eltern eine wirtschaftliche Notwendigkeit bedeutet". Wie alt die erwerbstätigen Kinder sind, wird verschwiegen. Da das Gesetz über Kinderarbeit vom Jahre 1903 die Beschäftigung der eignen Kinder vom zehnten Lebensjahr an, die Ausbeutung fremder Kinder vom zwölften Jahr an gestattet, wären Altersangaben sehr wichtig, aber sie sickern nur selten durch. Die amtlichen Tabellen sagen nur, daß im Freistaat Sachsen von 510 219 Schulkindern unter vierzehn Jahren 93 936 oder 18,4 Prozent erwerbstätig sind; im Gewerbe-Aufsichtsbezirk Annaberg sind es die Hälfte aller Kinder! Daß eine große Anzahl Kinder unter zehn Jahren darunter sind, beweist ein Passus auf Seite 99 des Berichtes: „Kinder vom achten Lebensjahr an sind in den Betrieben angetroffen worden." Von den in den beiden Kreishauptmannschaften Chemnitz und Zwickau in Handel und Gewerbe beschäftigten Kindern waren 25 Prozent verbotswidrig beschäftigt, in Zwickau 50 Prozent, in Aue 40 Prozent, in Chemnitz und Glauchau je 37 Prozent der bei Fremden tätigen Kinder. Obwohl tausende derartiger Fälle bekannt wurden, sind nur ganze siebzig bestraft worden, und zwar mit den gewaltigen Geldstrafen von zehn bis sechzig Mark! Der Bericht selbst erklärt, daß die Schutzaltersgrenze „ziemlich häufig überschritten wurde, ebenso die zulässige Arbeitsdauer und Pausenvorschrift". Weiter heißt es: „In einzelnen Betrieben haben sich Beschäftigungszeiten bis zu elf Stunden ergeben". Und: „Die täglich achtstündige Beschäftigung von Schulkindern in einer Kartonnagenfabrik wurde bestraft".

Aber nicht nur in Sachsen hat man die profitable Quelle der Kinderarbeit entdeckt. Soweit Zahlen erreichbar sind —

überall enthüllen sie die gleiche grausame Ausnutzung kindlicher Arbeitskraft. In einem einzigen thüringer Ort (Schlotheim) sind von 219 Kindern 105 erwerbstätig. In Nürnberg-Fürth wurden durch die Lehrerschaft 600 gewerblich tätige Schulkinder festgestellt, davon 419, die gesetzwidrig beschäftigt wurden. Aus einem Schwarzwalddorf wird berichtet, daß mehr als 80 Prozent aller Kinder Heimarbeiter sind. Der Deutsche Holzarbeiterverband teilt mit, daß in der klingenthaler Musikinstrumentenindustrie drei Viertel aller Schulpflichtigen Heimarbeit verrichten. Vier- bis sechsjährige Kinder arbeiten täglich fünf bis sechs Stunden! Ebenso steht es in der westdeutschen Metallheimindustrie. In der württembergischen Industrie arbeiten nach amtlichen Statistiken 2000 Kinder unter vierzehn Jahren. In Steinach (Württemberg) wurde festgestellt, daß drei Kinder zwischen zehn und zwölf Jahren während ihrer Ferien Steine klopfen mußten. Die Kinder erzählten, daß es für den Festmeter acht Mark gibt und sie dazu mindestens vierzehn Tage bei angestrengtester Arbeit brauchen. Auf der Tagung des deutschen Verbandes für Schulkinderpflege wurde mitgeteilt, daß in Berlin allein 1946 Kinder Zeitungen austragen, von denen 72 Prozent ihre Arbeit vor Schulbeginn leisten. In einer ostheimer Konservenfabrik wurden zwölf Schulkinder festgestellt, die täglich während der Ferien zehn Stunden beim Gemüsereinigen tätig waren.

Die schlimmste Kinderausbeutung ist auf dem Lande zu finden. Ein Bericht aus Zabenstedt (Halle) spricht für viele. Dort heißt es: „Kinder werden zum Rübenziehen und in der Ernte beschäftigt. Sie arbeiten von früh 6 Uhr bis abends 6 Uhr, früh und abends haben sie je eine halbe Stunde Wegfahrt. Sie arbeiten also 10 Stunden und erhalten dafür 1,40 M. pro Tag ... Wenn die Kinder zur Schule gehen — die Schulzeit dauert von 7 bis 12 Uhr — so arbeiten die Kinder von 1 bis 6 Uhr, mit einer halben Stunde Vesperzeit." Der Bericht der württembergischen Gewerbeaufsichtsbeamten sagt, daß die immer häufigere Verwendung von fremden, noch nicht zehnjährigen Kindern auffält. Aber da der obenerwähnte ostheimer Konservenfabrikant ganze fünfzehn Mark Strafe zu zahlen hatte, wird er die lukrative Kinderausbeutung ebensowenig einzustellen gezwungen sein, wie seine übrigen Gesinnungsfreunde, beispielsweise der Herr Mineralwasserfabrikant, der zwanzig Mark Strafe zudiktiert bekam, weil er drei kleine Kinder von acht Uhr abends bis vier Uhr morgens mit Flaschenspülen beschäftigte.

Eine Perle gesetzgeberischer Menschlichkeit in den Ausführungsbestimmungen des Preußischen Staatsrates zu dem Kinderarbeitsgesetz von 1903 und 1925 ist das Kapitel über die Beschäftigung von Kindern — — unter drei Jahren bei öffentlichen theatralischen Vorführungen, Film etcetera. Wenn hier auch eine Reihe heuchlerischer Fürsorgemaßnahmen, wie die Hinzuziehung von Säuglingspflegerinnen, Verbot der Aufnahme bei künstlichem Licht usw. getroffen ist, so bleibt doch die Tatsache bestehen, daß diese Kinder in einem Alter „berufstätig" sind, wo ihrer körperlichen und seelischen Entwick-

lung der größte Schaden zugefügt werden muß. Ohne soziale Bemäntelung und mit offener Brutalität verkünden die Bestimmungen über die Beschäftigung der Kinder in Gast- und Schankwirtschaften: „Die untern Verwaltungsbehörden sind hinsichtlich der Altersgrenze, bis zu der herab sie Ausnahmen in der Beschäftigung der eignen Kinder zulassen wollen, durch das Gesetz nicht beschränkt, doch wird grundsätzlich nicht unter das Alter von zehn Jahren herabzugehen sein." Kann man noch mehr für den Schutz der Kinder und Jugendlichen tun?

Angesichts der stummen Qual von Millionen zertretener Kinder gilt, was Rosa Luxemburg einmal schrieb: „Wenn einmal die Akten über die Geschichte der kapitalistischen Gesellschaftsordnung geschlossen, alle ihre Verbrechen aber offen vor aller Augen liegen und des endgültigen Urteils einer spätern Menschheit harren werden, wir glauben, am schwersten wird unter diesen Verbrechen vor dem Antlitz der Urteilsfinderin Geschichte die Mißhandlung der proletarischen Kinder wiegen!"

Ulysses: Sub specie aeternitatis von Iwan Goll

Wer von uns fände Gefallen an der „Aeneis" oder der „Ilias", wenn er nicht in der Tertia jene Hexameter Tag für Tag gepaukt, seziert, skandiert und übersetzt hätte und gleichzeitig mit allen Göttern und Tanten der griechischen Mythologie einmal auf Du gestanden wäre?

Zum Genuß aller schweren Werke der Weltliteratur gehört ein Vorstudium.

Der „Ulysses" von James Joyce ist kein Roman, sondern eine Dichtung, in Prosa geschrieben. Dieselbe wäre im Altertum in Hexametern, im 13. Jahrhundert in Terzinen, 1800 in Ottaverimen geschrieben worden. (Indessen heute ein Epos in Hexametern schreiben, ist ärmliches Epigonentum.)

Über die Qualität, den Feingehalt, den Rhythmus dieser Prosa später. Zuerst muß der befremdende Titel erklärt werden. Warum Ulysses? Joyce hat eine moderne, hat „unsre Odyssee" schreiben wollen, und zwar die Irrfahrt eines Menschen wie ich und du durch den Alltag, namens Leopold Bloom, dubliner Bürger, jüdischen Glaubens, Annonceneintreiber bei einer großen Zeitung, von mittlerer Bildung, sinnlich, faul, ohne besonderes Talent!

Diese bürgerliche Odyssee dauert nur 18 Stunden eines europäischen Tages — genauer: spielt am 16. Juni 1904, — und der Dichter braucht 1585 Seiten, um alle äußern und innern Vorkommnisse dieses dubliner Tages zu schildern.

Ja, warum denn: „Ulysses"? Weil James Joyce 16 Jahre auf einer Jesuitenschule studiert hat und sein Gehirn unerhört formal gedrillt worden ist. Er wollte eine moderne Odyssee schaffen: nichts lag näher, als den Grundriß der ewigen Dichtung zur Basis zu nehmen. Und deshalb ist Joyces „Ulysses" ebenfalls in drei große Abschnitte geteilt: Einleitende Telemachie, die eigentliche Irrfahrt und die Heimkehr.

Das Epos besteht aus 18 Gesängen, oder vielmehr, 18 Kapiteln. Jedes dieser Kapitel ist in sich geschlossen und steht in Einklang mit dem entsprechenden Gesang der Odyssee. Jedes Kapitel ist in einem andern Rhythmus, in einer andern Sprachform gehalten. Jedes steht unter dem Zeichen eines besondern Symbols, einer eignen Prosaform, entspricht einem andern Organ im Menschen, einer verschiedenen Kunstgattung, hat eine besondere Farbe (wie in der katholischen Liturgie) und bedeutet eine weitere Stunde des Tages.

James Joyce hat für seinen eignen Gebrauch eine Tafel aufgestellt, die weit verwickelter erscheint als die Tabellen medizinischer Handbücher.

Ein Beispiel wird seine Methode belichten: Das 4. Kapitel des Hauptteils steht unter dem Zeichen des Äolus und spielt mittags um 12 Uhr auf einer großen Zeitungsredaktion, die mit dem Schlauch der Winde verglichen wird. Immer schlagen die Türen, immer sind die Fenster offen. Die symbolische Figur ist der Chefredakteur, der dem Wehen der Gedanken-Winde Richtung weist. Das entsprechende Organ im menschlichen Körper ist die Lunge. Die gewählte Kunstform ist die Rhetorik. Und da hat der Autor (im Originaltext) 120 Redefiguren angewandt und zusammengestellt, wie sie noch kein wissenschaftlich-grammatikalisches Werk besser vereinigt hat. Der Journalismus wird als der Inzest gekennzeichnet — und man erinnert sich, daß Äolus 6 Söhne und 6 Töchter hatte, die untereinander heirateten...

Um die volle und restlose Durchführung dieses Vorhabens zu ermöglichen, hat James Joyce in achtjähriger, ununterbrochener Arbeit mehr als Tausende von philosophischen, astrologischen, medizinischen, religiösen und grammatikalischen Büchern gelesen, deren Extrakt oft in einem Satz niedergelegt ist. Dazu mußte Joyce über ein phänomenales Gedächtnis verfügen. Auch sind seine Sprachenkenntnisse verblüffend. Er, der zu Anfang seiner Karriere Medizin studiert hat, dann wegen seiner unvergleichlichen Stimme Opernsänger werden wollte und schließlich zehn Jahre lang in Triest Sprachenlehrer gewesen ist, beherrscht Latein, Hebräisch, Griechisch, Französisch, Italienisch, Deutsch, Spanisch, Gaelisch und sämtliche Plattsprachen Englands seit dem 12. Jahrhundert. Und in einem einzigen Kapitel findet man, in kürzester Form zusammengepreßt, sämtliche Stufen und Plattvariationen des heutigen lebenden Englisch: schottisches, irländisches, chinesisches, indisches und Neger-Englisch.

Aber zu alledem hat sich der Dichter eine eigne Sprache — die Joyce-Sprache geschaffen. Daher kommt es, daß der „Ulysses" für einen Durchschnittsengländer sehr schwer zu lesen, an manchen Stellen unverständlich ist. Wieviel besser hat es da der deutsche Leser, dem in der Übersetzung alles gleich mundgerecht gemacht worden ist. In englischer Sprache gibt es aber schon mehrere Kommentare und Schlüssel-Werke zum bessern Verständnis des Ulysses. Ich nenne nur die Joyce-Biographie von Herbert Gorman (James Joyce, Benn,

London 1925) und „A key to the Ulysses" von Paul Jordan Smith (Pascal Covici, Verlag, Chicago 1927).

Und nun höre ich allerseitigen Protest: Das ist doch alles kein Beweis dafür, daß es sich um ein geniales Werk handelt?

Gewiß nicht! Alles oben Angeführte ist nur die theoretische Erläuterung des Werks und der Arbeit, die es gekostet hat. Nun aber muß man es lesen, um die Seele herauszuholen.

Der „Ulysses" ist mit keinem existierenden Buch der Weltliteratur vergleichbar: es ist einzig und ganz neu. Solche Prosa ist die Sprache und der Rhythmus der kommenden Dichtung. Eine logische und geometrische Architektur. Ihre Schwingungen entspringen nicht dem äußerlichen Rhythmus eines Versmaßes, sondern dem innersten Mark der Wörter, der Grammatik. Die Seele schwebt nicht in genialischen Wolken, sondern glüht aus geschlagenem Stein. Ein Bau, mit Methode geplant und mit glühender Phantasie geschrieben, mit den Quadern der Logik errichtet, aber von der Sonne der Poesie belichtet.

Und was da zu überlebensgroßer Vision verdichtet wurde, ist keine phantastische Geschichte, keine Historie, kein Märchen: sondern die heutige Realität, die meine und die deine.

Wie Gott aus Adams Hüfte Eva schuf, so hat der Dichter aus dem reellen, irdischen Sein des Menschen Begleiterin, die Poesie, zu bilden. Nicht mehr in Wolken und Höllen, sondern in Friseurläden und Kanalanlagen wohnt Madame Phantasie. Ja, da sind wir weit entfernt von Edda und Wagner, weit vom überlieferten Gott, der in genialischer Unordnung und Hexametern stolziert.

Ich habe einmal eine halbe Stunde lang mit Walther Rathenau gesprochen, und dieser Mann, der in allen Gebieten des geistigen Reiches zuhause war, hatte für die zukünftige Dichtung ein prophetisches Wort: „Die Dichtung wird in fünfzig Jahren exakt und wissenschaftlich, konstruktiv und bewußt sein müssen, parallel allen andern Produktionen." Hatte er nicht recht? Der letzte Ausdruck moderner Ästhetik ist in einer rapiden Mercedes geformt. Manches Hochhaus ist ein Kunstwerk. War der Erbauer der Pyramide ein Genie?

„Auch Fleiß ist Genie." Sagte es nicht Goethe?

Kürzlich las Joyce vor wenigen Vertrauten in Paris ein Kapitel aus seinem neuesten Werk, das noch viel, viel fortgeschrittener ist als der Ulysses. Es war der Dialog zweier Wäscherinnen an einem Fluß, von einem Ufer zum andern. Unerhörte, metaphysische Betrachtungen, dazwischen die Namen von fünfhundert Flüssen eingeflochten. Am Schluß wurde eine Wäscherin zu einem Felsen, die andre zu einem Baum. — Als Joyce das Kapitel in 25 Minuten gelesen hatte, erklärte er uns, daß er daran 1200 Stunden geschrieben hatte!

⁂

Bevor man mit Peter Panter, der das Buch an dieser Stelle so scharf angegriffen hat, streitet, müßte man sicher sein, daß ihm die Kommentare zu einem so verzweigten

Werk bekannt waren. Sie waren ihm nicht bekannt. Also kann man ihm nichts andres vorwerfen, als daß er dies Epos, das weit über uns alle hinausragt, wie irgendeinen der vielen „Romane" behandelt hat, die den Weihnachtstisch belagerten.

Allein der Übersetzer muß in Schutz genommen werden, dessen Leistung unschätzbar ist und gegen den Panter allzu ungerecht war. Drei Sächelchen strich er ihm mit dem Rotstift an, von denen er eins („Ich erinnere noch die Hungersnot") nachträglich selbst hat gelten lassen. In den 1585 Seiten fiel ihm auf, daß Goyert „Der Siebte" gesagt hat; er fordert „Der Siebente", er, Panter, der selbst mit der Sprache jongliert, wie nur ein Fratellinikünstler!

*

In Peking (um nicht 20 amerikanische Städte zu nennen) haben chinesische Studenten einen Ulysses-Klub gegründet, um gemeinsam das Buch auszulegen. Das Werk braucht Exegesen wie die Kabbala: und es ist doch ergötzlich frei wie Rabelais, hermetisch stark wie ein Jesuitentraktat.

In zwanzig Jahren werden in der ganzen Welt mehr gelehrte Arbeiten darüber geschrieben werden als je über Goethe. Das tröstet uns darüber, daß die heutigen Weihnachtsleser und -Kritiker sich einer leichtern Literatur zuwenden.

Illustrierte Welt von Theobald Tiger

Gehören Sie vielleicht zur Zeitgeschichte —?
Wenn ich Sie im Profil veröffentlichte,
gehört mir Ihr Gesicht.
Sind Sie dagegen nur ein ganz Privater,
ein armer, pensionierter Landesvater:
dann darf ich sowas nicht.
Die Prinzen, die ich niemals knipsen kann,
gehören nicht der Zeitgeschichte an.

Doch wer gehört nun so zur Zeitgeschichte?
Herr Rosner, der die Heldenliedgedichte
von einem Reisenden in Waffen schrieb?
Der selige Sternheim, Asthma deutscher Szenen?
Die Karin Michaelis, Schmockbild aller Dänen?
ein Pfreudenmädchen? ein Millionendieb?
Auch diese da — ich zweifle kaum daran —
gehören nicht der Zeitgeschichte an.

Jedoch die Richter, schwarz-rot-gold vernickelt,
die wie die Photos vielfach unentwickelt,
mitunter nicht so recht belichtet sind;
die Richter, die den letzten Prinzen schützen
und jeden Wunsch aus Holland unterstützen,
für neun Jahr Zeitaufnahme gänzlich blind —:

Ja, diese Richter — das sieht jedermann —
gehören —
wie sie gebacken und gebraten sind —
Im Namen des Volkes!
gehören unsrer Zeitgeschichte an.

Start von Kurt Tucholsky

Dies ist die Vorrede zu dem Sammelband Kurt Tucholskys: „Mit 5 PS", erschienen bei Ernst Rowohlt in Berlin.

Wir sind fünf Finger an einer Hand.

Der auf dem Titelblatt und:

Ignaz Wrobel. Peter Panter. Theobald Tiger. Kaspar Hauser.

Aus dem Dunkel sind diese Pseudonyme aufgetaucht, als Spiel gedacht, als Spiel erfunden — das war damals, als meine ersten Arbeiten in der ‚Weltbühne' standen. Eine kleine Wochenschrift mag nicht viermal denselben Mann in einer Nummer haben, und so erstanden, zum Spaß, diese homunculi. Sie sahen sich gedruckt, noch purzelten sie alle durcheinander; schon setzten sie sich zurecht, wurden sicherer, sehr sicher, kühn — da führten sie ihr eigenes Dasein. Pseudonyme sind wie kleine Menschen; es ist gefährlich, Namen zu erfinden, sich für jemand anders auszugeben, Namen anzulegen — ein Name lebt. Und was als Spielerei begonnen, endete als heitere Schizophrenie.

Ich mag uns gern. Es war schön, sich hinter den Namen zu verkriechen und dann von Siegfried Jacobsohn solche Briefe gezeigt zu bekommen:

„Sehr geehrter Herr! Ich muß Ihnen mitteilen, daß ich Ihr geschätztes Blatt nur wegen der Arbeiten Ignaz Wrobels lese. Das ist ein Mann nach meinem Herzen. Dagegen haben Sie da in Ihrem Redaktionsstab einen offenbar alten Herrn, Peter Panter, der wohl das Gnadenbrot von Ihnen bekommt. Den würde ich an Ihrer Stelle ..."

Und es war auch nützlich, fünfmal vorhanden zu sein — denn wer glaubt in Deutschland einem politischen Schriftsteller Humor? dem Satiriker Ernst? dem Verspielten Kenntnis des Strafgesetzbuches, dem Städteschilderer lustige Verse? Humor diskreditiert.

Wir wollten uns nicht diskreditieren lassen und taten jeder seins. Ich sah mit ihren Augen, und ich sah sie alle fünf: Wrobel, einen essigsauern, bebrillten, blaurasierten Kerl, in der Nähe eines Buckels und roter Haare; Panter, einen beweglichen, kugelrunden, kleinen Mann; Tiger sang nur Verse, waren keine da, schlief er — und nach dem Kriege schlug noch Kaspar Hauser die Augen auf, sah in die Welt und verstand sie nicht. Eine Fehde zwischen ihnen wäre durchaus möglich. Sie dauert schon siebenunddreißig Jahre.

Woher die Namen stammen —?

Die alliterierenden Geschwister sind Kinder eines juristischen Repetitors aus Berlin. Der amtierte stets vor gesteckt vollen Tischen, und wenn der pinselblonde Mann mit den kurzsichtig blinzelnden Augen und dem schweren Birnenbauch dozierte, dann erfand er für die Kasperlebühne seiner „Fälle" Namen der Paradigmata.

Die Personen, an denen er das Bürgerliche Gesetzbuch und die Pfändungsbeschlüsse und die Strafprozeßordnung demonstrierte, hießen nicht A und B, nicht: Erbe und Erblasser.

Sie hießen Benno Büffel und Theobald Tiger; Peter Panter und Isidor Iltis und Leopold Löwe und so durchs ganze Alphabet. Seine Alliterationstiere mordeten und stahlen; sie leisteten Bürgschaft und wurden gepfändet; begingen öffentliche Ruhestörung in Idealkonkurrenz mit Abtreibung und benahmen sich überhaupt recht ungebührlich. Zwei dieser Vorbestraften nahm ich mit nach Hause — und, statt Amtsrichter zu werden, zog ich sie auf.

Wrobel — so hieß unser Rechenbuch; und weil mir der Name Ignaz besonders häßlich erschien, kratzbürstig und ganz und gar abscheulich, beging ich diesen kleinen Akt der Selbstzerstörung und taufte so einen Bezirk meines Wesens.

Kaspar Hauser braucht nicht vorgestellt zu werden.

Das sind sie alle fünf.

Und diese fünf haben nun im Lauf der Jahre in der ‚Weltbühne' gewohnt und anderswo auch. Es mögen etwa tausend Arbeiten gewesen sein, die ich durchgesehen habe, um diese daraus auszuwählen — und alles ist noch einmal vorbeigezogen... Vor allem der Vater dieser Arbeit: Siegfried Jacobsohn.

*

Fruchtbar kann nur sein, wer befruchtet wird. Liebe trägt Früchte, Frauen befruchten, Reisen, Bücher... in diesem Fall tat es ein kleiner Mann, den ich im Januar 1913 in seinem runden Bücherkäfig aufgesucht habe und der mich seitdem nicht mehr losgelassen hat, bis zu seinem Tode nicht. Vor mir liegen die Mappen seiner Briefe, diese Postkarten, eng bekritzelt vom obern bis zum untern Rand, mit einer winzigen, fetten Schrift, die aussah wie ein persisches Teppichmuster. Ich höre das „Ja —?", mit dem er sich am Telephon zu melden pflegte; mir ist, als klänge die Muschel noch an meinem Ohr... Was war es —?

Es war der fast einzig dastehende Fall, daß dem Gebenden ein Nehmender gegenüberstand, nicht nur ein Druckender. Wir senden unsere Wellen aus — was ankommt, wissen wir nicht, nur selten. Hier kam alles an. Der feinste Aufnahmeapparat, den dieser Mann darstellte, feuerte zu höchster Leistung an — vormachen konnte man ihm nichts. Er merkte alles. Tadelte unerbittlich, aber man lernte etwas dabei. Ganze Sprachlehren wiegt mir das auf, was er „ins Deutsche übersetzen" nannte. Einmal fand er eine Stelle, die er nicht verstand. „Was heißt das? Das ist wolkig!" sagte er. Ich begehrte auf und wußte es viel besser. „Ich wollte sagen..." erwiderte ich — und nun setzte ich ihm genau auseinander, wie es gemeint war. „Das wollte ich sagen", schloß ich. Und er: „Dann sags." Daran habe ich mich seitdem gehalten. Die fast automatisch arbeitende Kontrolluhr seines Stilgefühls ließ nichts durchgehen — kein zu starkes Interpunktionszeichen, keine wilde Stilistik, kein Gedankenstrich nach einem Punkt (Todsünde!) — er war immer wach.

Und so waren unsere Beiträge eigentlich alle nur Briefe an ihn, für ihn geschrieben, im Hinblick auf ihn: auf sein Lachen, auf seine Billigung — ihm zur Freude. Er war der Empfänger, für den wir funkten.

Ein Lehrer, kein Vorgesetzter; ein Freund, kein Verlagsangestellter; ein freier Mann, kein Publikumshase. „Sie haben nur ein Recht", pflegte er zu sagen, „mein Blatt nicht zu lesen." Und so stand er zu uns, so hat er uns geholfen, zu uns selbst verholfen, und wir haben ihn alle lieb gehabt.

Wir beide nannten uns, nach einem revolutionären Stadtkommandanten Berlins, gegenseitig: Kalwunde.

„Kalwunde!" sagtest du, wenn du dreiunddreißig Artikel in der Schublade hattest, „Kalwunde, warum arbeitest du gar nicht mehr —?" Und dann fing ich wieder von vorne an. Und wenn das dicke Couvert mit einem satten Plumps in den Briefkasten fiel, dann hatte der Tag einen Sinn gehabt, und ich stellte mir, in Berlin und in Paris, gleichmäßig stark vor, was du wohl für ein Gesicht machen würdest, wenn die Sendung da wäre. Siehst du, nun habe ich das alles gesammelt... Und du kannst es nicht mehr lesen... „Mensch!" hättest du gesagt, „ick wer' doch det nich lesen! Ich habe es ja alles ins Deutsche übersetzt —!"

Das hast du.

Und so will ich mich denn mit einem Gruß an dich auf den Weg machen.

Starter, die Fahne —! Ab mit 5 PS.

Friedells „Kulturgeschichte" von Alfred Döblin

Etwa gleichzeitig las ich zwei Bücher: Theodor Lessings „Geschichte als Sinngebung des Sinnlosen oder die Geburt der Geschichte aus dem Mythus" (ein ebenso langwieriger wie präziser Titel) und die „Kulturgeschichte der Neuzeit" von Egon Friedell. Lessings Buch kennt man schon; dies ist die vierte völlig umgearbeitete Auflage. Hans Driesch sagt in einem Vorwort, daß er durch dieses Buch stark beeinflußt sei und zu einer Revision früher von ihm gelehrter Dinge veranlaßt sei. Wenn man Lessings Buch gelesen hat, so fragt man sich: ja, wer hat nun noch Lust, Geschichte zu schreiben? Wer wagt es, sein Opus als „Geschichte" zu servieren, — nach Lessings einhämmerndem Satz: „Geschichte ist kein Wissen wie Naturwissenschaft. Geschichte ist nur scheinbar Wissenschaft", und dem: „Es gibt keine geschichtliche Wirklichkeit außerhalb ihres Erlebens —"? — Und es ist noch in andrer Hinsicht gefährlich, nach Lessings erkenntnis-kritischer Analyse, sich als Geschichte zu präsentieren. Lessing zeigt nämlich drei Formen des Historismus auf, die naturwissenschaftliche Form oder Maske, die geschichtswissenschaftliche, die wirtschaftswissenschaftliche. Das sind die Namen Darwin, Hegel, Marx. Und in ihrem Gefolge gehen Spengler, Sprenger, Ziegler, Scheler usw. — aber sie sind samt und sonders eine „hochmütige, selbstgerechte" Menschenart, die sich überlebt hat, weil sie arm an „stiller Naturseele" ist —.

Da tritt einer, der in diesem Bezirke gänzlich unbekannte Egon Friedell, auf, schreibt eine massiv angelegte Kulturgeschichte, — der erste Band liegt vor, Verlag Beck —, erklärt bizarr und munter, die „heutige Legende von der Neuzeit" zu

schreiben, und preist, die Hände in den Hosentaschen, den oben erwähnten Spengler als den „stärksten und farbigsten Denker, der seit Nietzsche auf deutschem Boden erschienen ist." Ich werde weiterhin viel Angenehmes und Erfreuliches über Friedell sagen, was keine bloße Legende ist, aber ich möchte nicht unterdrücken: ich habe in seinem Namenverzeichnis hinten den Namen Lessing gesucht; den ältern „Nathan" Lessing habe ich sechs bis acht Mal gefunden, aber wo diskutiert er mit „Theodor" Lessing, t wie traumhaft, h wie halt, e wie eigentümlich, erstaunlich? In seiner herausfordernden und amüsanten Art erklärt Friedell, insofern Spengler über zu sein, als Spengler nur Nietzsche, Lamprecht, Breysig abgeschrieben habe, er aber, jener Friedell, noch in der beneidenswerten Lage sei, Spengler mit abschreiben zu können. Aber warum so enthaltsam, Herr Friedell, warum das heftige Gewürz Theodor Lessing nicht in die Suppe getan? Vielleicht zu scharf? Vielleicht unbekannt? Ich bin ebenso bockig und eigenwillig wie Sie und erkläre, keinen weitern Band von Ihnen zu lesen, bevor ich nicht hinten auf der großen Visitenkarte des Registers auch den Namen Lessings gefunden habe, Theodors, t nunmehr wie taumelfrei, h wie hochachtungsvoll, e wie ergebenst, ehrerbietig. Spaß beiseite: Sie haben sich auseinanderzusetzen mit Th. Lessings These, daß die Leute, die Sie so schätzen, erledigtes europäisch-amerikanisches Gewächs seien, daß die Erde an einem Übermaß dieses Geistes zugrunde gehe, und nur ein Weg ist da, die erwähnte, etwas lyrisch klingende „stille Naturseele". Wir lesen gerne Legenden von der Neuzeit, besonders wenn sie spricht wie Ihre, aber bitte, ergötzen Sie, hetzen Sie uns mit ein paar Bemerkungen zu den strengen, scharfen, ja schauerlich ernsten Sätzen Ihres Zeitgenossen Lessing, der schon so viel in sich hat als die p. p. zitierten Professores. Tun Sie es, wenn Sie es gut mit sich meinen.

*

Egon Friedells Kulturgeschichte sucht ihresgleichen. Ich weiß nicht, ob man sowas in Frankreich findet, das mir noch am ehesten darauf verdächtig ist. Also zunächst: es ist eine lesbare Kulturgeschichte. Man wird zusammenzucken, man wird staunend erschrocken die beiden Worte zusammenhalten: „Kulturgeschichte" und „lesbar". Ja, es ist ein starkes Stück, aber ich muß es aussprechen und bitte es zunächst einmal hinzunehmen; es sind 400 Seiten Kulturgeschichte, von der schwarzen Pest 1348 bis zum 30jährigen Krieg 1618, und man kann sie fließend, glatt lesen! In Deutschland herrscht noch heute die schwarze Pest — der tiefen Gedanken, der realbar schweren Wissenschaft; der Denksport ist erst spät zu uns gekommen, wer liest zum Beispiel Ferdinand Lions brillante „Große Politik"; sie können bei uns noch schlecht Gedanken stemmen oder gar mit ihnen jonglieren. Messieurs, das will gekannt sein! Die Seuche wird uns auf der Schule eingepflanzt; nur gegen Pocken impft man die Kinder, die meisten Menschen hierzuland werden zu ihren Vätern versammelt, ehe sie begriffen haben, daß man die finstere arrogante Wissenschaft mit einem Quarantänegürtel zu umgeben hat und sich selbst über-

lassen muß. „Fröhliche Wissenschaft": unter diesem höchst vernünftigen und männlichen Zeichen marschiert Friedells Buch. Das will ich demonstrieren, weil es erfreulich für die Leser ist und zur Erbauung vieler Schriftsteller dienen wird.

Da ist die Frage: wer darf Geschichte schreiben? Friedell erklärt: „nur der Dilettant!" Nur beim Dilettanten decken sich Beruf und Mensch; allen Dingen, die berufsmäßig betrieben werden, haftet eine Einseitigkeit an, ein enger Gesichtswinkel; kurz der Berufmäßige ist eigentlich der — schlechte Dilettant. Auch hat, nach Friedells Überzeugung, nur der Dilettant den Mut, über Dinge zu reden, die er nicht vollständig kennt; aber dieser Mut ist ja die Voraussetzung aller Produktivität, jeder philosophischen und künstlerischen! Warum, lächelt dieser Faun, soll man nicht „Dinge sagen, von denen sich höchstens beweisen läßt, daß sie falsch sind"? Man lese diesen Satz dreimal; es ist ein goldenes Wort; Friedell in Reinkultur. Es gibt nicht wahr und falsch; es gibt nur die „Legende und ihre legendäre Wahrheit." Man sieht, Nietzsche steht nicht nur im Bücherschrank; er wuchert und wuchert und Friedell ist eine Ranke.

(Apropos: ich sage meine Meinung nicht dazu. Ich stelle ein höchst interessantes Buch vor und wie ein Epiker verstecke ich mich hinter meinem Sujet; ich zeige es, drehe es. Das Buch ist bei der ersten Begegnung viel zu witzig, saftig, duftig und immer wieder höllisch klug, als daß man — bei der ersten Begegnung — Laune bekäme, etwas zu sagen. Er besorgt ja das Sagen so ausgezeichnet. Vielleicht — beim zweiten Hiebe — stech ich.)

Weiter. Friedell findet die ganze Geistesgeschichte eine „Geschichte von Diebstählen". Im Mittelalter trat eine Stagnation ein: nur die Kirchenväter und Aristoteles bestehlen, das war eben zu wenig. Man muß nicht pathologisch originell sein; das ist wie das Kalb mit zwei Köpfen oder das Riesenfettkind. Einmal führt er aus: „es gibt kein gesundes Genie", gleich danach: „es gibt kein krankes Genie". Was das heißt? Man soll ein bißchen erinnert werden; die Dinge haben mehrere Seiten, die Begriffe sind vieldeutig, man kann so sehen und so sehen, Friedell wirkt als geistiger Punktroller; ich empfehle ihn für beginnende wie vorgeschrittene geistige Verfettung. — Sie aber, strenger Herr, sagen: das ist bloß Feuilleton? Einverstanden; wer hat was gegen Feuilletons, wenn sie gut sind.

*

Es stellt sich, wenn man die Schellenklappern der Einleitung hinter sich hat, heraus, daß Friedell eine Einstellung, These, Meinung hat. (In seiner Sprache wäre zu sagen: es hat eben jeder einen blinden Fleck im Auge.) Er meint, er denkt, er stellt sich vor (es läßt sich schwer sagen, wie es ist), er vermutet, — vielleicht behauptet er es bloß und im Beginn des zweiten Bandes behauptet er das Gegenteil, — nein so ist es: seine scheinbare Legende nimmt ihren Ausgang und es gehört zu ihrer Grundkonzeption diese Ansicht, nämlich die Ansicht, daß die Neuzeit mit der schwarzen Pest 1348 beginnt. Damen und Herren, hier wird es voll ernst, und was Friedell da von

sich gibt, ist faktisch fabelhaft, es ist gut und richtig. Ich sage: richtig; ich muß wohl sagen: es ist komplett überzeugend. Der Dilettant, der gute, erweist hier seinen Beruf. Friedell findet: den Anfang macht immer in der Welt ein großer Chok, — dorische Wanderung, 30jähriger Krieg, der Weltkrieg, — ihm folgt die traumatische Neurose, die Brutstätte des Neuen, in der alles umgeworfen, zerrüttet wird —, alsdann sind die Dinge in Fluß, später kommt der Oberbau des Geistigen. Im Anfang war der Stoß Katastrophentheorie plus Neurosentheorie in der Geschichte! Nun, das ist ein regelrechter Gedanke. Friedell sitzt in Wien, er zitiert nicht ohne Liebe Alfred Adler.

Und dann wird entwickelt, erzählt: das Mittelalter zeigt sein Erlöschen an mit der Entthronung der „Universalien", das heißt der Lehre: „Das Reale sind die Universalien". Da war nämlich früher nicht das Individiuum wirklich, sondern der Stand, — nicht der Priester, sondern die Kirche. Das Individuum wird nun geboren — mit dem Nominalismus, dem die Universalien nur „Namen" sind. Es folgen die höchst eindringlichen, plastischen Bilder von der eintretenden allgemeinen Desorientierung, von der Verwirrung, von der „Erkrankung des metaphysischen Organs", von dem Nihilismus. Dann macht eine tragische Kultur Platz einer bürgerlichen. „Die Welt ist nicht mehr ein gottgewolltes Mysterium, sondern eine menschengeschaffene Rationalität."

*

Zahlreiche Dinge daneben sind schön in diesem weiträumigen, gar nicht verstopften, sondern bequem gruppierten Buch. Es ist geschrieben für die Menschen des heutigen Alltags. Da steht das Bild des ersten Habsburgers: er ist der „Börsianer auf dem Thron". Seine vielgerühmte Schlichtheit hatte ihre Wurzel in schlauer Berechnung, in Geiz, Kleinlichkeit, in einem völligen Mangel an Temperament. Dazu besaß er „die typische Börsianersexualität, jene grobe Form von Geilheit und Potenz"; er heiratete mit 66 Jahren — ein vierzehnjähriges Mädchen, hielt sich daneben noch mehrere Maitressen „auf Anraten der Ärzte —". Die Grundkonzeption erweist sich rechts und links fruchtbar, daneben werden originelle Statuen demonstriert, Friedrich II., der Nihilist auf dem Thron, oder Luther, Don Juan und Don Quichote, Philipp der Zwote. — Ich notiere mit Vergnügen Friedells Bemerkungen zu einer „allbekannten Theorie", wonach die materiellen Produktionsverhältnisse den gesamten sozialen, politischen und geistigen Lebensprozeß bestimmen. Lest es nach, liebe Jungs, und ärgert euch daran eure rote Tünche ab. Von den Religionen zu behaupten, daß sie den jeweiligen durch die Produktionsverhältnisse bedingten sozialen Zustand widerspiegeln, ist eine Albernheit, die lächerlich wäre, wenn sie nicht so gemein wäre". Ich plädiere nicht mit Entrüstung, ich argumentiere aus dem bekannten Paragraphen, wonach Dummheit als unveräußerliches Gut und Recht der Menschennatur zu achten und zu schützen ist. Ich reiche daher allen Beklagten die Schlummerrolle und Filzpantoffeln.

*

Ich habe nicht vor, ein Compendium von Friedells sehr farbigem Buch zu geben. Man wird erst nach dem Abschluß, nach der Durchführung der Konzeption, dem temporären Ende die Legende, besser: diese Transplantation von Neurosen- und Katastrophenlehre auf die Geschichte und ihre Kraft abtaxieren können. Es wird nun, entsprechend der Chok- und Stoßthese, der zweite Band beginnen mit dem 30jährigen Krieg; der dritte Band endet mit dem Weltkrieg (falls es bis da nicht noch einen gibt). Wir stehen nach Friedell, das hat er nicht vom Spengler, in einer Morgendämmerung.

Theater

Szenen aus einer Revue von Alfred Polgar und Theobald Tiger

Die Bühne stellt die Stube eines kleinen Mannes dar, in der aus Stühlen, Bänken, Kisten und anderen Sitzgelegenheiten eine Art Zuschauerraum gebaut wurde. Hinten ein Fenster, mit Vorhang abgeschlossen, der wie ein Theatervorhang bemalt ist. Davor Lichter, in der Art von Rampenlichtern. Die ganze Familie ist als Theaterpersonal beschäftigt. Der Vater als Sitzanweiser, die Mutter sitzt an der Kasse, die Tochter verkauft Programme, der Sohn Schokolade und Eis, ein anderer Sohn sitzt am Klavier.

Mutter: Wir haben nur noch ein paar Sitze in der dritten Reihe, Papa.

Vater: Die Freikarten für die Presse schneiden uns ins Fleisch.

Tochter: Kommt Ihering?

Sohn: Die Redaktion hat angefragt, ob die Vorführungen neue, dynamische Ausdrucksmöglichkeiten haben und die Polarität des Zeitgeschehens sich in ihnen anständig emaniert.

Vater: Was hast du geantwortet?

Sohn: Ich habe geantwortet: Nein.

Tochter (traurig): Dann kommt er nicht.

(Es erscheinen die ersten Gäste, werden vom Vater plaziert.)

Der Sohn (durch die Reihen): Limonade, Eskimo-Eis, belegte Brötchen!

Die Tochter (ebenso): Programme, Zettel!

Ein Herr von der Presse kommt.

Direktor: Oh, Herr Doktor — —

Der Herr von der Presse: Warum schicken Sie keinen Ecksitz? Ein Kritiker muß einen Ecksitz haben, damit er jeden Augenblick weggehen kann. Versprechen Sie sich viel von dem neuen Stück?

Vater (lachend): Ich kenne es ja selbst noch nicht, Herr Doktor. Ja, natürlich.

Kritiker: Aber es ist doch heute bestimmt Première?

Vater: Bestimmt, wie jeden Samstag. Jeden Samstag wechselt die Dame vis à vis die Liebhaber. Nach den Vorbereitungen in der Wohnung drüben zu schließen, wird es eine sehr interessante Vorstellung. Das Kanapee ist frisch überzogen worden, und die Mutterrolle ist neu besetzt.

2. Kritiker (kommt): Guten Abend, Herr Kollege **(Begrüßung).**

1. Kritiker: Nicht bei der Première im Deutschen Theater heute?

2. Kritiker: Nein, Theater der Fiktionen ödet mich an. Hier ist die wahre, neue Sachlichkeit. Hier ist der Durchbruch des Theaters in die Realität

1. Kritiker: Ein geschickter Mann, der Direktor!

2. Kritiker: Blendender Einfall, den Umstand, daß man von der Wohnung hier in das Zimmer der Kokotte vis à vis hinübersieht, theatergeschäftlich auszuwerten. Gar keine Regie. Die Familie macht allein den ganzen Betrieb, und die Darsteller kosten gar nichts. Sind Schauspieler, ohne es zu wissen.

1. Kritiker: Wie wir Alle... Bitte, mein Gedanke. Werde ich in meinem Referat tiefer ausführen **(er macht sich Notizen).**

Ein Amerikaner (kommt): Please, the Festspiele sein here?

Tochter: Yes, Sir!

Amerikaner: At what o'clock do you begin?

Vater: Das überlassen wir ganz den Schauspielern, wann sie wollen. Auch die Dauer der Vorstellung.

Amerikaner: Oh, you are really a pleasant manager!

Liebespaar im Zuschauerraum.

Der Mann (liest vom Theaterzettel): Heute: „Die Liebhaber der Dame von vis à vis. Eine Studie nach dem Leben". Das kann fein werden!

Die Frau: Wird das sehr unsittlich sein?

Der Mann: Hoffentlich.

Die Frau: Aber die Kunst soll doch den Menschen reinigen und ihn stärken für den Alltag, sagt Lessing.

Der Mann: Wenn ich das will, geh' ich ins Dampfbad.

Der Sohn: Limonade, Eskimo-Eis, belegte Brötchen!

(Ehepaar kommt.)

Sie: Gott sei Dank, es hat noch nicht angefangen.

Er: Ein Wunder, daß ich einmal einen ersten Akt seh!

Vater: Orchester, zweite Reihe... hier, bitte.

Der 1. Kritiker: Jawohl, hier ist Theater, projiziert auf das Leben.

Der zweite: Und umgekehrt.

Der erste: Wieso umgekehrt? **(Sie sprechen weiter.)**

Der Besucher (den der Fremdenführer hergeschickt hat): Man soll hier prachtvolle Schweinereien zu sehen kriegen.

Vater: Das kommt ganz auf Sie an, wie Sie's auffassen.

Der Besucher: Dann ist schon gut.

Der Polizeimensch kommt. Begrüßung: „Oh, Herr Polizeikommissar!" Der Sohn mit den Bäckereien gibt ihm auf einen Wink des Vaters ein paar belegte Brötchen. Da der Kommissar Miene macht, zu zahlen:

Vater (ablehnend): O bitte, Zensur-Exemplar!

Der 1. Kritiker (im Gespräch mit dem zweiten): Glänzender Einfall.

Der 2. Kritiker: Das hätte uns einfallen müssen.

Der 1. Kritiker: Es wird uns schon noch einfallen.

Der 2. Kritiker: Man sagt ohnehin, daß die Idee von Ihnen ist.

Der 1. Kritiker: Noch nicht.

Der Vater: Die Damen werden gebeten, die Hüte abzunehmen!

(Ein Klingelzeichen. Rufe: Pst! Ruhe! Setzen! Es wird dunkel.)

Stimme des Vaters aus dem Dunkel...: Meine Damen und Herren! Wenn der Vorhang hochgeht, sehen Sie in die gegenüberliegende Wohnung, in dieser Wohnung wohnt eine Dame, die jeden Abend um diese Stunde ihre Liebhaber empfängt. Ich habe die Sache in drei Akte eingeteilt, wenn der Vorhang hochgeht, sieht man grade in das Boudoir der Dame...

(Wieder Klingelzeichen. Das Klavier beginnt.)

Der Vorhang am Fenster geht auf, der Vorhang des Theaters schließt sich.

Der Abdruck erfolgt mit freundlicher Genehmigung der Direktion des Deutschen Theaters, dem die Aufführungsrechte gehören

Carina geht zur Kunst von Hermann Kesser

Das gastfreie Haus des Kunstwollefabrikanten hatte nach dem strammen Vortrag von Intendant Franz — über die Kulturmission des Theaters — den geistvollen Sprecher mit einer aufgeräumten Schar von Kennern und Bewunderern zu sich genommen.

Um zwei Uhr morgens schlug die Musik im großen Gesellschaftszimmer, seit Minuten wie eine girrende Mondflöte, plötzlich um. Aus dem schwarzen Horn des Lautsprechers tobte aufreizend ein Saxophon-Solo: Ein Sprungteufel schien mit herausgestreckter Zunge ein höhnendes Lied zu blöken. In betrunkenem Zickzack stürzte der Tanz dem Finale entgegen.

Carina, eine Tochter der kunstfreundlichen Villa, fiel melancholisch und matt aus dem Schritt. Sie war, angestrengt durch pausenloses Tanzen mit unklaren Herren, ein müder Pendel geworden. Ihre Füße sehnten sich nach einer stillen Ebene. Ihr letzter Partner, glühender junger Sportsmann, folgte ihr sofort mit Schwung ans Büfett.

Sie faßten Bowlengläser, tranken sich rasch zu wie Statisten. Der Tanzherr lenkte in eine schlecht beleuchtete Ecke. In seinen Augen brannte ein Ziel.

Die Beiden stellten sich in Hörweite vor mir auf.

Carina, hoch und schlank auf goldnen Seidenbeinen, spielte ausatmend mit der glitzernden Achselkette. Sie ließ das Kettchen herabgleiten, und über dem gedrängten Körper verschoben sich die schwarzen Spitzen. Willenlos bot sich eine Welle der Brust. Sie rückte das Kleid wieder hoch, und zeigte dabei ihr vollaufwachsendes Knie. So stand sie im Licht wie ein überall blühendes Bäumchen, dunkel und festlich zugleich in düsteren Spitzen und blinkenden Strümpfen.

Der Tänzer blickte sie stumm, zärtlich und fragend an. Sie legte experimentierend den glatten Pagenkopf zurück und musterte ihn zerstreut wie durch einen Vorhang.

Er verwandelte sich in ein leidenschaftliches Füllhorn und ließ sehr leise sehr rasende Funkenworte auf sie niederfallen.

Carina legte Energie um den Mund und sagte rauh und laut: „Nein!" Beschließend fügte sie hinzu: „Morgen reise ich nämlich ab. — Intendant Franz nimmt mich an sein Theater in der Provinz mit. Kleine Rollen und Tänze. Und das ist mein Anfang." Sie blickte um sich.

Mit blankem und zufriedenem Fleischgesicht ragte Intendant Franz ungestört ausruhend aus der Mitte des Saales. Gesund und rot leuchtete seine Glatzenlaterne und war Vertrauen und Vergnügen für alle.

Alle umtanzten ihn. Sein dicker Arm lag besitzergreifend über dem Hals einer quellenden Opernfrau in hellgrünem Samt und vielen Perlen.

Carina sah es. Auf ihrem Gesichtchen erschien eine Spirale von Gedanken. Sie lächelte ergebungsvoll: „Einmal muß man beginnen. — Zwar bin ich allein. Aber meine zwei

Hunde werden bei mir sein. Die Hunde hören mir immer verständnisvoll zu, wenn ich mich aussprechen will." —

Sie schaute kurz zu Boden und richtete sich mutig empor.

Geschlagen starrte der junge Mensch.

Sie blies die Brust auf und steuerte allein in den Drehkreis zurück.

Der Lautsprecher wiederholte das Finale mit dem heulenden Sprungteufel. Die Paare kamen in aufgemunterte Bewegung.

Theaterdirektor Franz hatte sich inzwischen mit zwei Herren von der Gesellschaft abgesondert.

Arm in Arm, mit zusammengesteckten Köpfen, kamen die Drei, ein Trio harmonischer Psychologie, ohne mich zu sehen, in meine Nähe.

Der Intendant erzählte und erklärte. Er nickte in bester Geberlaune nach rechts und links zu den Begleitern, ihnen offenbar eine Geschichte von heißer Temperatur einspritzend.

Ich erkannte an seinem Negerkopf mit den rostroten Borsten den beliebten Lustspieldichter Gustav und an den breiten Himbeerlippen Herzheinrich, den vielgelesenen Kunsthistoriker. Einmal hielten die Drei, klatschten kurz und stürmisch die Schenkel, horchten wieder entzückt hin mit offenem Mund und stießen sich schließlich, von Lachanfällen gebogen, in die Saalecke.

Ich hörte, von Heiterkeit betäubt, die geübte Stimme des Theaterdirektors: „Es sind nur die nackten Tatsachen, meine Herren!"

Darauf der Lustspieldichter, betonend und lispelnd: „Ja, solche Tatsachen sind immer — nackt".

Wieder der Direktor, den Dichter an der Schulter nach der Gesellschaft wendend: „Aber beim Tanzen tragen die Tatsachen grünen Samt und Perlenschnüre".

Der Dichter, geschickt den Ton auffangend, wie bei einer Sprechprobe: „Und schwarze Spitzen und goldene Strümpfe!"

Der Direktor, in brausender Lust: „Hoch das natürliche Spiel der nackten Tatsachen!"

Der Dichter, witzberauscht: „Sie machen Ihr eignes Theater überflüssig!"

Der Direktor, überbietend: „Ich bin nur der praktische Philosoph Ihrer Stücke".

Der Dichter: „Und betreiben die Künste der unverhüllten Wahrheit — wie ich!"

Der Kunsthistoriker einstimmend: „Ach was! Auch am gotischen Dom gibt es — unsichtbar und heimlich — kleine splitternackte höchst menschliche Figürchen der echten Menschlichkeit. Und das Theater ...

Der Dichter fortsetzend: „Ist heute als Musentempel — ganz sichtbar und öffentlich ..."

Der Direktor schallend: „Ein umgekehrter gotischer Dom!" —

Zum dritten Male wurde das Finale gespielt. Blökend stürzte der Saxophon-Teufel auf die Beine der Tänzer.

Sie folgten ihm alle. Auch Carina tanzte wieder tapfer mit.

Werbekunst

oder:

Der Text unsrer Anzeigen von Peter Panter

„Sags ihr mit Schmus!"
Henry Ford

Die hängenden Gärten der Semiramis waren ein Weltwunder. Auch heute noch läßt die Dame von Welt ihren Büstenhalter nur ungern auf dem zierlich gedeckten Frühstückstisch liegen. Sie sollte in der Tat nie versäumen, ihn anzulegen; unsachgemäße Behandlung der überaus empfindlichen Haut verstärkt einen Mangel, an dem schon manches Herzensbündnis jäh zerschellt ist. Welch ein Staunen, wenn ein Geschenk auf dem Gabentisch liegt, das mit vornehmem Takt einen geheimen Wunsch errät! Schenken Sie ‚Tetons Büstenformer', Marke „Eierbecher"!

*

Die blaue Stunde des Harems naht heran. Vom nahen Minarett ertönt der Gesang des bärtigen Moslems, der dort Allah ehrt, und die zarten Wölkchen der Zigaretten kräuseln sich um die entschleierten Angesichter der schwarzäuigen Türkinnen. Der Fachmann atmet ihren Duft ein und spürt sofort am blauen Dunst: „Die gute Haberland-Zigarette!" Unsre besonders bewährten Fachleute eilen im fernen Osten von Tabakfeld zu Tabakfeld und graben selbst die zarten Tabakpflänzchen ein, ordnen die Blätter in alphabetischer Reihenfolge und überwachen ihre sachgemäße Mischung mit den guten heimischen Kräutern der Uckermark. Es ist uns gelungen, den Herstellungspreis unsrer Qualitätszigarette auf 2 Pfennig herunterzudrücken. Versuchen Sie also unsre 15-Pfennig-Zigarette „Hypothek", und Sie werden eine Zigarette finden, die, edel, schnittig und rassig im Format, ein vornehmes Geschenk darstellt. Keine Qualität, nur Ausstattung!

*

„Was kann es nur sein?" denkt sich jener Tänzer, um den sich früher die reizvollsten Erscheinungen der großen Salons geschart haben, während er heute allein und verlassen in der Ecke sitzt. Ist es der Tabaksgeruch, den er ausströmt? Oder gar andre Charakterfehler? Nein. Der junge elegante Mann hat leider vergessen, einen Hosenknopf zu schließen, und indigniert und beschämt sehen die Damen von Geschmack beiseite, weil ein inkonsequenter Charakter auf Frauen keinen Eindruck hervorzuzaubern versteht. Gebrauchen Sie „Automatos", den selbstätigen Reißverschluß, und ihre Haut wird niemals spröde und rissig werden.

*

Ein problematisches Symbol ist für so viele die sitzende Lebensführung bei ernster Berufsarbeit im Amt und Bureau. Unsre Zeit ist eine Übergangszeit, und trutzig ragt manches deutsche Standbild in die deutsche Geschichte, Erinnerung und Wahrzeichen an harte Kriegsläufte und stolze Kämpfe um städtische Freiheit. Daher sollten auch Sie nicht versäumen, „Lissauers Stuhlzäpfchen" zu gebrauchen, die, rassig, edel und einfach in vornehmer Linienführung, dem Geist unsrer Zeit entsprechen.

*

Die Flaschen unseres Jahreskonsums aufeinandergestellt, ergeben die Höhe der Kölner Synagogenspitze. Nur eine Sektmarke international anerkannter Qualität, schnittig, edel und rassig im Geschmack, vermag sich solche Anerkennung zu erringen. Ein zarter Fichtennadelgeschmack ermöglicht es, unsern in Deutschland auf Flaschen gefüllten Sekt auch als Badezusatz zu verwenden.

*

Gehört diese Geste noch in unsre Zeit? So fragen wir uns, wenn wir den deutschen Ritter Götz von Berlichingen am Burgfenster stehen sehen. Der Hauptmann, dem er seinen Gruß hinausruft, wird seiner Aufforderung wohl nicht nachkommen; sicher ist, daß kein starres Gesetz ihm dies vorschreibt. Jedem ist dieser Ausdruck der Verehrung nach eignem Gefühl überlassen. Wenn aber das Mittelalter schon unser „Altes Lavendel" gekannt hätte, wird dieses Gefühl zum Gesetz. Verlangen Sie die kreuzweise Packung.

*

Im Banne der Liebe ermüdet man leicht. Die Nerven sind aufs höchste angespannt; die Luft im Raum ist heiß, drückend und schwül mit ü. In solchen Augenblicken erfrischt nichts besser als eine Tasse klarer Nudelbouillon, die Sie aus „Lubarschs Suppenwürfel" gewinnen können. Ein Täßchen heißer Brühe bringt Ruhe und Sicherheit, vielleicht das Glück!

*

Wenn Baby die Tintenflasche ausgetrunken hat, geben Sie ihm einen Bogen von Hermann Burtes Löschpapier zu essen. Dieses Mittel wird von den Kleinchen erfahrungsgemäß gern genommen, und auch durchnäßte Erwachsene profitieren häufig davon. Gepflegte Kinder in gutbürgerlichen Haushalten sollten von Zeit zu Zeit diese Kur machen — der kleine Steppke, den Sie hier im Bilde sehen, weiß seit seiner Geburt nicht, was Feuchtigkeit ist. Kein Volk ohne Löschpapier! Hermann Burte & Hans Grimm, Löschpapier en gros.

*

Temperamentvolle Frauen halten sich bedeutend länger, wenn man sie nachts auf den Frigidaire legt; sie bleiben auf diese Weise schmackhaft und bekömmlich in jeder Jahreszeit. Die andauernd gleiche und trockne Atmosphäre konserviert jede Dame von Welt; unser Kühlapparat ist an gesundheitlicher Wirkung von keiner Ehe übertroffen.

*

Mehr als ein Souvenir — ein Zaubermittel wie vom Hexenmeister Cagliostro ist Rosens Toilettepapier. Edel, rassig und schnittig in der Linie, hat es sich rasch in die Aristokratie der Eleganz eingeschmeichelt. Vergessen Sie nicht, bevor Sie das zierlich gebundene Paketchen verschenken, die Ecken der einzelnen Blätter umzubiegen: sie geben dadurch Ihrem Geschenk eine persönliche Note.

*

„Ach, wers ihr doch sagen könnte!" — so jung, so schön und schon so gemieden! Menschen mit unreinem Hauch, selbst wenn er dem Munde entströmt, sind einsam. Unter anderm sträubt sich meine Feder, mehr zu sagen: das junge Mädchen hat nicht „Eukal" verwendet, und daher wagt niemand, ihr mit Anträgen zu nahen, denen doch grade ein sportgeübtes Girl unsrer Zeit gefaßt entgegensehen könnte. Schicken Sie uns Ihre Zähne ein — Sie erhalten sie postwendend gereinigt zurück, blitzend und blendend weiß.

*

Wenn Sie im Kranz Ihrer Geschäftsfreunde und schöner Frauen bei wohlgepflegtem schäumenden Sekt sitzen, während ihr behaglicher, vornehmer und taktvoller Haushalt Sie umgibt, dann vergessen Sie nicht, unsern Luxus-Präparat „Kokmès" bei der Hand zu haben. Die faszinierende Wirkung Ihrer festlichen Geselligkeit wird dadurch noch erhöht; keine elegante und anspruchsvolle Frau von Welt ist ohne dasselbe denkbar. „Kokmès" ist ohne jede schädliche Nebenwirkung, weil es überhaupt keine hat. Wir fabrizieren es nur, um die hohen Anzeigenpreise wieder hereinzubringen, und wir inserieren, um fabrizieren zu können.

Und so symbolisieren wir, was uns am meisten am Herzen liegt: die deutsche Wirtschaft —!

Rußlands Oelpolitik von Frederick Kuh

Um einen Blick hinter die Kulissen der zwischen dem Präsidenten der Royal Dutch-Shell, Sir Henry Deterding und der russischen Petroleum-Industrie entbrannten Kontroverse zu werfen, entschloß ich mich zu einem Besuch der reichen Ölfelder von Grosny und Baku, um an Ort und Stelle das Streitobjekt zu studieren.

Ich konnte bald feststellen, daß die Beherrscher der russischen Petroleumquellen ein Spiel auf lange Sicht treiben, in der Hoffnung, große Ölreserven zu behalten, noch Jahrzehnte, nachdem andre ölproduzierende Länder ihre eignen Schätze verbraucht haben. Ein Erfolg dieser Taktik würde der Sowjetregierung einen der wertvollsten Trümpfe in zukünftigen wirtschaftlichen und politischen Kämpfen in die Hand geben. Ich konnte sowohl in Baku wie in Grosny die Anwendung dieser Taktik beobachten. In beiden Distrikten wird die Naphthaproduktion planmäßig niedrig gehalten. Der Direktor des grusinischen Öltrusts, Alexei Paigatscheff, erklärte mir, daß die Ergiebigkeit der Petroleumquellen und Fontänen sofort verdoppelt werden könnte, würde man sie voll ausnützen. Ich beobachtete, wie die Arbeiter in den Ölfeldern von Grosny die Verschlußhähne an allen 23 Fontänen immer nur zur Hälfte öffnen. Außerdem gebrauchen sie eine ganze Reihe andrer technischer Hilfsmittel, um ihre Vorräte zu schonen und Verschwendung im Produktionsgang aufs äußerste herabzumindern.

Es berührte mich eigentümlich, die Russen abfällig über unrationelle amerikanische Produktionsmethoden sprechen zu hören. Wenn man in Rußland sagt „sofort", meint man in einer Stunde; hier im Kaukasus bedeutet sofort „vielleicht morgen". Auch dem Sowjetbürger kommen Pünktlichkeit und Schnelligkeit etwas verrückt vor: Geduld ist für ihn die höchste Tugend. Auf wie vielen russischen Eisenbahnstationen habe ich fünf Mann damit beschäftigt gesehen, einen Koffer in den Packwagen zu heben, wobei vier wenig mehr taten als dem Fünften ihre moralische Unterstützung zu leihen. Es war in diesem selben Lande, an den Pumpen der reichen Petroleumquellen von Grosny und Baku, daß russische Ingenieure mir gegenüber amerikanische Methoden in der Naphthaproduktion als „eine Vergeudung nationalen Reichtums" brandmarkten.

Konstantin Rumiantseff, Direktor des (Baku) Azerbeidjan Petroleumtrust, früher ein einfacher Arbeiter im Petroleumgebiet von Baku, erklärte mir, daß nur fünf Prozent der Naphthaquellen Bakus erschöpft seien, gegen fünfzig Prozent in den Vereinigten Staaten.

„Rußland", sagte Rumiantseff, behandelt seine Petroleumschätze, als wären sie edles Metall, während die amerikanischen Ölmagnaten die Hilfsquellen des Landes in einem wilden Wettrennen nach schnellen, großen Profiten, verschwenden.

„Unsre Geologen in Baku haben festgestellt, daß unsre bekannten Ölreserven 35 Milliarden Pud überschreiten. Wir haben allen Grund anzunehmen, daß sich diese Zahl durch die noch nicht erforschten Ölvorkommen auf 65 Milliarden Pud erhöhen wird."

Während die russischen Petroleumingenieure diese enormen Bodenschätze konservieren, lassen sie doch ihre Pumpen nicht stillstehen. Seit der Eroberung der Grosnyquellen im Jahre 1920 hat sich die Produktion des Grosny-Gebiets verdreifacht und wird sich bis 1932 verfünffacht haben. Die unterirdischen Reserven von Grosny werden auf anderthalb Milliarden Pud geschätzt.

Durch die gesteigerte Erzeugung und Ausfuhr, und durch das Unterbieten der Standard Oil und Royal Dutch auf wichtigen europäischen Märkten, ist im Ausland der Eindruck hervorgerufen worden, daß die Sowjets ihre Ölvorräte verschwenden und sogar mit Verlust verkaufen. Dazu erklärten mir Beamte der Verwaltung von Grosny, daß die Felder von Grosny allein in diesem Jahre einen Reingewinn von 27 Millionen Rubeln abwarfen, obgleich die Quellen nur zur Hälfte ihrer Kapazität ausgenutzt wurden und Lohnerhöhungen von 6 bis 7 Prozent während dieser Zeit gewährt worden sind.

Inzwischen sind 450 Sowjetingenieure und 17 000 Arbeiter damit beschäftigt, die halbverkohlten Ruinen, die ihnen ihre Feinde 1920 hinterließen, durch neue Bauten und Bohrtürme zu ersetzen. Als die rote Armee in Grosny einzog, standen die Ölfelder in Flammen. Drei der wertvollsten Fontänen brannten noch anderthalb Jahre. Nur siebzig Quellen konnten ausgebeutet werden. Bürgerkrieg und Entbehrung hatte die Arbeiterschaft demoralisiert.

Als ich Grosny sieben Jahre nach diesem Chaos besuchte, arbeiteten die Pumpen an 470 Naphthaquellen. Die Ausbeute, die sich vor dem Kriege auf 70 Millionen Pud belief, erreichte in diesem Jahre 191 Millionen Pud. Die Gesamtlänge der in diesem Jahre gemachten Bohrungen betrug 92 450 Meter, gegen nur 64 000 im Jahre 1913.

Wenn die Arbeit programmäßig verläuft, wird Grosny 1932 eine Ausbeute von 365 Millionen Pud ergeben. Schwierige Transportverhältnisse verhindern, daß bereits im nächsten Jahre eine beträchtliche Erhöhung der Produktion einsetzt. Aber bereits im Oktober 1928 wird die von den Sowjets begonnene 670 Kilometer lange Röhrenleitung von Grosny nach Tuapse am Schwarzen Meer fertiggestellt sein. Sie wurde mit einem Kostenaufwand von 27 Millionen Rubel erbaut. Dazu kommen noch weitere 27 Millionen für die Errichtung von Petroleumraffinerien in Tuapse. Diese Röhrenleitung kann 60 Millionen Pud Petroleum jährlich befördern, eine Menge, die durch die Errichtung von weitern fünf Pumpstationen an ver-

schiedenen Punkten der Leitung auf 104 Millionen erhöht werden kann. Der größte Teil der für die Errichtung der Röhrenleitung und der Raffinerien erforderlichen Summe wird vom Finanzkommissariat zur Verfügung gestellt. Jedoch wird diese Subvention nur einen Teil der während der letzten Jahre von Grosny der Regierung gezahlten Steuern und Tantiemen ausmachen.

Eine ähnliche Röhrenleitung zwischen Baku und Batum, die Ende 1929 fertiggestellt sein soll, wird 150 Millionen Pud Rohöl jährlich befördern, gegen nur 50 Millionen, die von der gegenwärtigen Röhrenleitung Baku-Batum bewältigt werden. Außerdem hat der Azerbeidjan-Öltrust soeben einer londoner Firma einen Auftrag über 10 Millionen Rubel zur Errichtung einer neuen Raffinerie in Batum erteilt. Ein amerikanisches Unternehmen bewirbt sich um den Auftrag zum Bau einer weitern Raffinerie; das Objekt beträgt ebenfalls 10 Millionen.

Neben diesen Investitionen hat die Verwaltung der Ölfelder von Grosny 11 578 000 Rubel zur Errichtung von Arbeiterwohnungen verausgabt. Ich bin in vielen dieser Häuser, sowohl in Baku wie in Grosny, gewesen. Auf den Veranden und Rasenplätzen spielten Kinder; die Fenster waren mit Blumen geschmückt; die Hausfrauen scheuerten emsig ihre kleinen Häuschen, wie ich sie sauberer in Rußland nicht gesehen habe. Der Plan der Sowjets, jeder Familie ein solches Musterhaus zu geben, ist noch nicht verwirklicht worden. Ich sah oft drei, vier und selbst fünf Personen in einem Wohnraum. Einer der Direktoren erklärte mir, daß beabsichtigt sei, nachdem die technischen Verbesserungen im Werk ausgeführt sind, alle verfügbaren Gelder zur Verbesserung der Lebensbedingungen der Arbeiter und Angestellten zu verwenden.

Ich hatte mich oft gefragt, wie die Ingenieure, von denen die meisten früher bei den privaten Unternehmungen in Baku und Grosny angestellt waren, mit den kommunistischen Direktoren der Petroleumfelder auskommen. Es ist begreiflich, daß die Ingenieure ihre kommunistischen Chefs als Dilettanten ansehen, und es ist zweifellos gelegentlich zu Reibereien über technische Fragen gekommen. Jedoch scheint es, daß man eine Basis für weitgehendes Zusammenarbeiten gefunden hat.

In Moskau, Baku und Grosny herrscht die Meinung, daß das Sowjetpetroleum berufen ist, einen entscheidenden Einfluß in dem Wettrennen der riesigen amerikanischen und britischen Ölkonzerne um die Vorherrschaft auf dem Weltmarkt auszuüben. Man wird sich erinnern, daß die Standard Oil vor kurzem versucht hat, wichtige Ölmärkte in Kleinasien, den Mittelmeerländern und im fernen Osten seinen gefährlichsten Konkurrenten, der Royal Dutch, dadurch zu entreißen, daß sie das ausschließliche Recht zum Ankauf, Transport und Verkauf von russischem Öl in der Levante und im Orient erwarb.

Als die Standard Oil Co., New York, und die Vacuum Oil Co. im Herbst dieses Abkommen mit dem Sowjet-Naphtha-Syndikat abschlossen, haben sie nur öffentlich bestätigt, daß sie mit der von den Engländern abhängigen Royal Dutch nicht konkurrieren können, wenn sie gezwungen sind, Texas-, Colorado- und kalifornisches Öl nach der Türkei, Ägypten und Indien zu befördern. Mit dem Abschluß des Vertrags, der es ihnen ermöglicht, russisches Petroleum in Batum zu kaufen, von wo es in zwei oder drei Tagen nach Konstantinopel transportiert werden kann, haben die Amerikaner einen großen Vorteil über die Royal Dutch gewonnen.

Sir Henry Deterding eröffnete seinen intensiven Feldzug gegen das „gestohlene Sowjetpetroleum" unverzüglich, nachdem seine amerikanischen Konkurrenten ihren Vertrag mit dem russischen Petroleumtrust in der Tasche hatten. Sir Henry sieht die Möglichkeit weiterer solcher Kombinationen zwischen Moskau und seinem Hauptrivalen überm großen Teich. Nach mir gemachten Angaben des russischen Naphthasyndikats haben die Russen in den sechs Jahren, in denen sie Petroleum ausführen, 15 bis 20 Prozent der europäischen Petroleummärkte gewonnen — darunter 16 Prozent des deutschen, 49 des italienischen, 21 des französischen, 4,4 des englischen, 15 des belgischen und 60 des türkischen Marktes. Nach amtlichen britischen Angaben ist der Verkaufspreis für russisches Benzin in London um drei bis vier Pence per Gallone niedriger als der von Sir Henrys Royal Dutch.

Führer der Sowjet-Petroleumindustrie in Baku und Grosny sagten mir, daß Deterding und die französische Rechtspresse ihre besten Reklamechefs seien, da sie in ihren Angriffen auf das russische Petroleum immer wieder auf dessen niedrigen Preis im Auslande hinweisen. Die Russen sind davon überzeugt, daß sich ihr Petroleumexport weiter steigern wird. Mit den Abschlüssen, die augenblicklich schweben, glauben die Sowjets ihre Petroleumausfuhr von 2 Millionen Tonnen in diesem Jahre auf 3 Millionen im nächsten zu erhöhen. Dieser Optimismus stützt sich auf ihre Bereitwilligkeit, dem Auslande Petroleum mit einem geringern Verdienst zu verkaufen, als ihre Konkurrenten, und auf die Verringerung ihrer Produktionskosten in Baku und Grosny, die sie mit drei bis vier Prozent unter den Vorkriegskosten angeben.

Die Sowjets sind von ihren Errungenschaften so überzeugt, daß mir Rumiantseff erklärte, er würde der Erste sein, Sir Henry Deterding zum Besuch seiner frühern Felder in Baku einzuladen.

„Ich werde gern auf die Sowjetregierung einwirken", sagte er, „Sir Henry ein Einreisevisum zu bewilligen. Ich bin sicher, er würde seine ehemaligen Besitzungen nicht wiederkennen, so groß sind die von uns gemachten Verbesserungen."

Bemerkungen

Schriftsteller Stresemann

> Ich gehöre grade nicht zu den Menschen, die sich auf ihren Verstand viel einbilden . . . Kommt mir aber ein Minister und sagt, er sei klüger als ich, so lache ich ihn aus.
>
> *Ludwig Börne*

„Nord und Süd" („Monatsschrift für internationale Zusammenarbeit") bringt in Heft 5 als Leitaufsatz eine — man sagt in solchem Fall: fesselnde — Arbeit: „Goethe und die Freiheitskriege. Von Dr. Gustav Stresemann, Reichsminister des Auswärtigen." Die Arbeit hat beinah so viele Seiten wie der Charakter ihres Verfassers: zirka 13. Daß man Gedanken bloß auf den zirka 5 Seiten antrifft, die aus Goethe-Zitaten bestehen, ist kein besondres Unglück: man kann von einem Außenminister kein Innenleben und von seinen Essays keinen Inhalt verlangen, zumal geistige Belange ja außerhalb des Auswärtigen liegen. Das Fesselnde an Stresemanns Essay ist seine Form, sein Stil, sein Deutsch — welches zwar kein Deutsch ist, aber eine glückliche Mischung aus Verstößen gegen Syntax, Grammatik und sprachliche Anmut. Schon wenn der Meister, auf der ersten Seite, zu „der landläufigen Darstellung der Stellung Goethes" Stellung nimmt, bekommt man eine Vorstellung von seiner gar nicht landläufigen Einstellung zur Wortstellung. Noch epochaler als diese ist seine Erkenntnis, „daß Preußens Mittel zu schwach" gewesen seien, „um als bündnisfähiger Staat gegenüber Frankreich zu erscheinen", woraus erhellt, daß nicht Preußen, sondern Preußens Mittel den Wunsch gehabt haben, als bündnisfähiger Staat zu erscheinen — eine Entdeckung, mit der Herr Stresemann wahrlich Staat machen kann, bereichert sie doch neben unserm historischen unser stilistisches Wissen. Dieses wie jenes wird auch durch Stresemanns Mitteilung bereichert, daß Napoleon der Erste „sich bemühte, als der Bringer innerer Freiheit zu erscheinen, und damit diejenige psychologische Politik in Deutschland begann, die bekanntlich Bismarck so oft in seinen Dienst gestellt hatte...", denn das Prädikat „gestellt hatte" zeigt uns nicht bloß, wie man am kräftigsten auf die consecutio temporum hustet, sondern verrät uns auch, daß Bismarck vor Napoleon dem Ersten gelebt hat. Was nun Napoleon betrifft, so „kann", nach Stresemann, seine „Einwirkung auf Goethe" „gar nicht stark genug angesehen werden"; wer also, sinds die Augen, nicht zu Ruhnke geht, wird vom Ansehen der Einwirkung Napoleons absehen müssen und das „tiefste Empfinden über jene Zeit" nicht aufbringen können, falls nicht doch noch Napoleons Persönlichkeit „in anziehendem Maße" auf ihn „wirkt". Freilich: wenn schon die Vorstellung, daß etwas „auf anziehende Weise" oder „in anziehender Art" wirkt, wenig Anziehendes hat, dann muß vollends die Vorstellung, daß etwas „in anziehendem Maße" wirkt, in maßlos abstoßendem Maße auf selbst maßvolle Sprachfreunde wirken, maßen sie über die Maßen grotesk wirkt.

... Herr Stresemann hat es bis zum Doktor gebracht, auf Grund einer tiefschürfenden Arbeit über den Flaschenbierhandel. Nimmt man nun an, daß der Herausgeber von „Nord und Süd", Herr Ludwig Stein, der es sogar bis zum Professor gebracht hat und als solcher doch wohl der Grammatik und der Syntax mächtiger ist denn ein Flaschenbierhandelsforscher, die kostbarsten grammatikalisch-syntaktischen Schnitzer aus Stresemanns Goethe-Arbeit herauskorrigiert hat, dann kann man sich erst richtig ausmalen, von welcher geistigen Beschaffenheit sie und ihr Autor ist. Es wird Zeit, daß die Welt diesen Genius ordentlich ehrt. Den Friedens-Nobelpreis hat er vor einem Jahr glücklich gekriegt; — wann kriegt er den Literatur-Nobelpreis?

Franz Leschnitzer

Monarchie und Kinderheim

In dieser Republik kann man sich eigentlich über nichts mehr wundern. Trotzdem: man wird immer wieder aufs Neue überrascht. Hier so eine Kleinigkeit. Nichts Aufregendes, nichts Politisches. Nur eine kleine Kindervergiftung. Ich gebe die Tatsachen wieder, enthalte mich jeder dichterischen Ausschmükkung:

Im Ostseebad Ahlbeck gibt es ein „Kaiser-Wilhelm-Kinderheim", in dem jährlich Hunderte mittelloser, erholungsbedürftiger Stadtkinder einige Wochen verpflegt werden. Natürlich nicht umsonst: die Gemeinden müssen pro Tag und Kind 4 Mark zahlen. Immerhin ein menschenfreundliches Unternehmen, wenn nicht ... Wenn nicht mit der guten Milch und Butter auch noch andre schöne Sachen den armen Kindern täglich eingetrichtert würden. So müssen die Kleinen jeden Morgen ein Lied singen, das mit folgenden sinnigen Versen beginnt:

Es war einmal ein Kaiser,
Der liebte Kinder sehr,
Er baute viele Häuser,
Ein Kinderheim am Meer!

Dann werden die Kinder gefragt: „Wem verdankt ihr dies schöne Heim?"

Antwort: „Dem lieben Gott!"

Frage: „Richtig. Und wem noch?"

Antwort: „Jesus Christus!"

Frage: „Christus? Ja, das auch. Aber wem noch?"

Antwort: „Dem Kaiser!"

Frage: „Richtig, dem Kaiser! Wollt ihr nicht einmal dem lieben Kaiser einen Brief schreiben und ihm für das Kinderheim danken?"

Eine Stimme aus der Kinderschar: „Quatsch!"

Aber die Kaiser-Wilhelm-Schwester läßt nicht nach. Sie verspricht jedem Kind, das einen Brief an den Kaiser schreibt, eine Tafel Schokolade! Und dieser Lockung können die Kleinen nicht widerstehen. Die Oberin, die übrigens alljährlich nach Doorn wallfahrtet, leitet stolz den Brief an die hohen Herrschaften weiter, und jedes Kind wird mit einer Ansichtskarte von Kaiser Weißbart und Hermine beglückt!

Kindereien, Albernheiten? Gewiß. Aber vielleicht doch nicht so harmlos, wie sie aussehn: man besticht Kinder, daß sie Gefühle vorlügen sollen, die sie gar nicht haben, man erzieht sie dazu, um eines Vorteils willen unwahr zu sein. Was hier die Schokolade ist, wird später ein gut bezahlter Posten: beides bestimmt die Gesinnung.

Noch viel schlimmer aber, als diese Kaiser-Wilhelm-Propaganda ist das chauvinistische Gift, das den Kindern während ihrer Ferien-Wochen täglich eingeträufelt wird. Bei jeder Gelegenheit wird ihnen eingeschärft, daß die Franzosen unsre „Erbfeinde" sind, alle Geschichten des Alten Testamentes dienen nur als Beispiele für die Niedertracht der ganzen außerdeutschen Welt: Goliath, das ist die Entente, David — Deutschland, das Resultat des Weltkrieges nur ein zufälliges Versehen zugunsten Goliaths!

Und wie die Pädagogik in den Dienst der Politik, so wird der Weltkrieg wieder in den Dienst der Erziehung gestellt, damit die Kinder jeden Morgen Grütze essen: „Die Engländer sind so stark und gesund, weil sie jeden Morgen Grütze essen. Darum müßt auch ihr jeden Morgen Grütze essen, damit ihr das nächste Mal die Engländer besiegt!"

Vielleicht interessieren sich einmal die republikanischen Gemeinden, die doch das Geld hergeben, für die monarchistische und chauvinistische Propaganda, die in diesem schönen Kinderheim auf Kosten der Republik betrieben wird. Und vielleicht schaut auch der Herr Minister des Innern gelegentlich in Ahlbeck nach dem Rechten. Oder hat er schon, — natürlich nur als Privatmann, — an die Oberin telegraphiert, daß er mit ihren Erziehungsmethoden völlig übereinstimme?

K. Murre

Frank Harris contra Mary Fitton

Frank Harris, der glänzende Publizist, der sich in einem langen Leben mit so vielen Männern gezankt und mit noch mehr Frauen vertragen hat — Frank Harris, der alte Kampfhahn, hat nun ein mit allen Salzen durchtriebener Pamphlestik gewürztes Anklageverfahren gegen Jemand eröffnet, der weder in der Presse noch sonstwie antworten. kann: — gegen Mary Fitton, weiland Hofdame der englischen Elisabeth. Und die Anschuldigung lautet: William Shakespeare, Englands größten Dichter, ruiniert zu haben. Denn Mary Fitton, so übernimmt Harris von ältern Forschern, ist die geheimnisvolle schwarze Dame der Sonette, zu der William zwölf Jahre zarte und unzarte Beziehungen unterhielt. Sie hat sein Leben verpfuscht, ihm Blut und Hirn vergiftet, sie hat seinen hochfliegenden Geist ihrem seidenweichen, goldbraunen Fleisch versklavt, sie, Mary Fitton, das Modell der stolzen Buhlerin Cleopatra. Zwölf Jahre war er an die trügerischen Launen der eleganten Dame gebunden — sie gibt seinen Lustspielfrauen die Serenität ihres Witzes, von ihr haben die Portien, Rosalinden, Beatricen die grazienreich spitze Zunge, ihr gelten die Flüche Timons, die Raserei Othellos, der schrecklich hilflose Ausbruch des Knaben Troilus: „Man glaub' es nicht, der Weiblichkeit zu Ehren! Wir hatten Mütter, denkt ..." Sie hintergeht ihn mit seinem vornehmen jungen Freund und Mäzen William Herbert, Lord Pembroke; schließlich verheiratet sie sich und geht von London fort. Bald darauf zieht auch er, verlassen, erledigt, aus der Capitale, um sich nach ein paar tristen Kleinstadtjahren zum Sterben zu strecken.

Das stellt Frank Harris in einem außerordentlichen Buch dar, fortreißend und mit vielen Spannungen geladen — der Fluch aller Anglisten ist ihm sicher. (Shakespeare der Mensch und seine tragische Lebensgeschichte. Deutsch von Antonina Vallentin, S. Fischer Verlag). Er entdeckt die dramatischen Elemente im Leben des dramatischsten Dichters aller Zeiten. Wie die Theorie fundiert ist? By Jove, ich glaube, ziemlich windig. Er hält sich auch nicht groß mit Urkunden und Quellen auf. In „Love's labours lost" sagt Biron von Rosaline: „Ein bläßlich Ding mit samtnen Augenbrauen — mit zwei Pechkugeln im Gesicht statt Augen —" Dann die schwarze Dame der Sonette, dunkel ist Cleopatra ... Daß ein bestimmter brünetter Frauentyp in einer Reihe von Stücken wiederkehrt, Beiweis genug für Shakespeares Vernarrtheit in die schwarze Mary Fitton. Das ist gewiß eine etwas magere Argumentation, aber Harris trägt seine Meinung mit so viel Temperament und Überschuß an Geist vor, daß sie überredender wirkt als die Spekulationen der gelehrten Literatoren, die vergessen, daß hinter dem philologisch sezierten Text einmal ein Herz geschlagen hat. Dieser Shakespeare war mangels eines intakt hinterlassenen Lebenslaufes ohnehin so unpersönlich geworden, daß man ihn schließlich selbst für ein Fabelwesen erklärt und seine Werke unter Herren aufgeteilt hat, die bei der Gelehrtenwelt bessere Legitimationen deponiert haben. Aber Harris stürzt das traditionelle Bild von dem ernsten, gemessenen Dichter, er nimmt ihn einfach körperlich und erklärt ihn aus einem Punkt. Sein Shakespeare ist ein willenloser Erotomane, der Alwa Schön einer adligen Lulu, ihr Besessener, ihr Helot, ein armer Tagelöhner der Liebe, der mit wenig Hoffnung auf das Vielleicht der Nacht harrt und oft vor verschlossener Tür. Drinnen tuschelt es; eine Männerstimme knurrt, ein kleines Lachen: „O, es ist nur William, der arme Kerl ..." Dann zieht er fröstelnd den Mantel enger, und hält, an die graue Gartenmauer gelehnt, einen jener Monologe, die später seine leidenden Männer so glaubhaft machen. Armer Klassiker ...

Wahrheit oder Fiktion, der gerupfte Dichterfürst überzeugt besser als der in geschlechtloser Integrität. Ach, wenn sich Harris auf dies Bild beschränken würde! Aber leider verführt ihn sein polemischer Furor zu grimmigen Ausfällen gegen Mary Fitton, die den Mann kaputt gemacht und schließlich ausgepumpt nach Stratford zurückgeschickt hat. Eine furchtbare Kanonade dröhnt auf Mary Fittons dreihundert Jahre altes Grab herab. Wahrscheinlich war bei der armen Mary der Sinn für Beständigkeit zu kurz gekommen, und dann teilt sie überhaupt das Los aller Frauen, die sich mit Künstlern eingelassen haben und schließlich nicht wissen können, daß ihr Liebhaber einmal unsterblich werden wird, was man ihnen nicht übel nehmen kann, weil es die zeitgenössischen Rezensenten gewöhnlich auch nicht wissen. Hätte zum Beispiel Armande Béjard, Molieres leichtfertige junge Frau, auch nur im Traum geahnt, daß ihr Lebenswandel später einige Tausend hungriger Biographenaugen auf sich ziehen würde, sie wäre gewiß viel besser auf der Hut gewesen, sie hätte kaum, wie ein deutscher Forscher schaudernd festgestellt hat, ihren ersten Seitensprung noch dazu im Freien begangen, sondern sich zu diesem Zweck wenigstens um ein anständiges Dach bemüht. Mary Fitton war eine kluge, eine kunstliebende Frau. Umschmeichelte Hofdame, selbständig in einer Zeit, wo die Weiber kaum Piep sagen durften, fühlte sie sich auch frei und ungebunden in der Liebeswahl. Viele Aristokraten haben sie gehabt ... Der Herr Shakespeare aber war nur „the king's servant", sozial auf einer Stufe mit einem Hoflakei, ein Komödiant von snobistischen Allüren, der auch Sonette schrieb im Stil der feinen Herren. Sich mit ihm einzulassen, dazu gehörte mehr, als wenn sich heute eine Dame von Welt mit einem Boxer abgibt. Vielleicht hätte sie lieber mit ihm über seine Dramen geplaudert, anstatt in seinem Lebensdrama mitzuspielen. Er war nicht mehr jung, er neigte ein wenig zur Korpulenz, und — alas poor Yorick, alas! — sein Haar lichtete sich schon, wenngleich sie gewiß später an dem Haarausfall beteiligt war. Vielleicht hat sie ihn nur genommen, weil er immer so traurige Augen machte, weil er bitter sagte: „Warum bin ich nicht ein Cecil oder Rutland, sondern nur Sohn eines falliten Handwerksmeisters aus Stratford ..." Da mag sie wohl nachgegeben haben, weil sich ihr Stolz empörte, denn die Freundin der Künste kannte kein Vorurteil ...

Dreihundert Jahre nachher verdammt sie ein glänzender Pamphletist zum ewigen Höllenfeuer, weil sie einen Dichter gequält hat, der außerhalb seiner Manuskripte nicht mit Frauen fertig werden konnte. Dreihundert Jahre nachher eröffnet ein blendender Psycholog einen Prozeß gegen die Launen eines weiblichen Sexus. Auch ohne die Verjährung kein schöner Rechtsfall. Und wäre Mary Fitton die Ärgste ihres Geschlechtes gewesen, auch über ihrem Grab steht unsichtbar der simple Spruch, den William Shakespeare sich selbst geschrieben hat, den sich gewiß auch Frank Harris wünscht, wie wir uns alle ihn wünschen: „In Jesu Namen, Freund, laß' Du — den hier verschlossnen Staub in Ruh. — Gesegnet sei, wer schont den Stein, — verwünscht, wer störet mein Gebein!"

Lucius Schierling

Doppelgeschichten

„Rom, den 18. Dezember. Mussolini hat von einem kleinen italienischen Knaben einen Weihnachtsbrief erhalten, in dem es heißt: ‚Und wenn du mir etwas schenken willst, vergiß nicht, daß ich mir keinen Kuchen und kein Bilderbuch wünsche, sondern ich möchte so eine Geige haben, wie du.' Mussolini hat dem Knaben die Geige geschickt. (Agence Fournier.)"

Rom, den 19. Dezember. Mussolini hat von einem kleinen italienischen Knaben einen Weih-

nachtsbrief erhalten, in dem es heißt: ‚Und wenn du mir etwas schenken willst, vergiß nicht, daß ich mir keinen Kuchen und kein Bilderbuch wünsche, sondern ich möchte so ein Mundwerk haben wie du. Mussolini hat dem Knaben das Mundwerk nicht geschickt. (Agence Weltbühne.)

*

Zur Sache selbst trugen die Anwälte der Piscatorbühne vor: Von einer Kränkung des frühern Kaisers durch die Darstellung könne überhaupt keine Rede sein. Dafür, daß von einer kränkenden Darstellung nicht die Rede sein könne, berief sich der Beklagte auf ein Gutachten des Präsidenten der Bühnengenossenschaft, Karl Wallauer, auf den Schriftsteller Emil Ludwig und auf die Kritiken von Monty Jacobs, Herbert Ihering und Alfred Kerr.

Zum Schluß der Verhandlung wurde der Schauspieler Kriwatt vernommen, der die Rolle des Exkaisers zu spielen hatte. Er erklärte, daß er die Rolle nicht übernommen hätte, wenn in seinem Spiel eine Kränkung des Exkaisers hätte erblickt werden können. Am 21. Januar 1793 wurde zu Paris, auf dem Platz de la Concorde, der König Ludwig XVI. von seinen ehemaligen Untertanen gekränkt.

Das Ochsenfurter Männerquartett

Der deutsche Roman ist in einer üblen Situation. Wir sind wirklich dahin gekommen, daß jeder kaufmännische Angestellte, der sich erinnert, einmal in der Schule einen guten Aufsatz geschrieben zu haben, sich berechtigt fühlt, uninteressante Endlosigkeiten herunterzuschmieren und der deutschen Öffentlichkeit als Roman anzubieten. Mit der komischen Naivität, die einen Stich ins Kriminelle hat und dazu beitrug, der Alliance der Weltkriegsfeinde das Bild des Boche zu schaffen, glaubt der Durchschnittstyp der deutschen Dichterei, daß man auf einem Fundament von Gefühlsschwäche und Gerissenheit dem Roman ein „Immer feste druff" als Paroli bieten könne.

Für den Roman ist der Dichter fast weniger wichtig als die Gesellschaft, die ihn liest, er braucht mehr als irgend eine andre Kunstform ein Milieu, eine Atmosphäre von Gleichgesinnten, Aufnahmewilligen. Der Roman ist eine Sache der gesellschaftlichen, künstlerischen Bereitschaft.

Gibt es das in Deutschland? Im Gegenteil. Es gibt nur Spekulanten. Es gibt auf der einen Seite große Verlage, die wöchentlich ein Buch herausbringen und den deutschen Büchermarkt mit einem Greuel von ausländischen Mittelmäßigkeiten überschütten und es gibt auf der andern Seite ein wildes Chaos von Lesern, die durch keinerlei gesellschaftliche Bindung gehemmt, nach sensationellen Themen schnüffeln, sei es, daß sie politisch, erotisch oder sonstwie gekitzelt zu werden wünschen.

In einer solchen Umgebung haben es Leute wie Leonhard Frank sehr schwer, weil ihr Grundzug eine solide, etwas schwerfällige Anständigkeit ist. Menschen wie Frank geben keine Themen, die man spekulativ umschnüffeln könnte, sondern sie geben sich selbst, ihre Dichtung kommt aus ihnen selbst, aber auch nicht so sehr aus ihnen selbst als aus der lebendigen Form, die ihnen Geburt, Tradition und anständige Gesinnung mitgaben.

Der internationale Literaturjobber, der mit Paris, New York und Moskau interessant jongliert und seine händlerische Unsicherheit der Menschheit als Liebe zur Freiheit aufschwatzen will, ist natürlich über das Wort Tradition lange hinaus. Für einen Mann wie Frank ist die Tradition der Sinn des Lebens und des künstlerischen Schaffens. Wir erleben das Wunder: Je mehr er sich entwickelt, desto mehr kehrt er zu seinen Anfängen zurück.

Karl und Anna, diese einfachste, tiefste und genialste Novelle, die die moderne deutsche Literatur hervorgebracht hat, deutete schon an, wo Frank hinauswollte. Es war ein Abwenden von der Sensation, ein Heimfinden

zu der primitiven menschlichen Erschütterung, den Anfängen aller Kunst, die den Anfängen des Menschlichen verschwistert sind. Das Ochsenfurter Männerquartett geht bewußt auf die Atmosphäre zurück, aus der Frank seinen Anfangsroman, die Räuberbande, schuf: auf das Würzburger Kleinbürgertum.

Der Roman schildert das Schicksal von vier Kleinbürgern, die, um dem Hunger zu entgehen, ein Quartett bilden und mit ihm auf die Dörfer ziehen. Bis das Quartett zustande kommt, gibt es eine Fülle von Retardierungen, wie sie nur in einer Kleinstadt entstehen können. Einer von den harmlosen Singsangbrüdern kommt sogar in den Verdacht eines Mordes. Am Ende aber lösen sich alle Spannungen, das Geschwätz, das aus den verbauten Hinterhäusern kam und drohend zu werden schien, mündet in das sanfte Geplätscher einer jahrhundertealten Melodie. Die Melodie der kleinen Stadt, deren spitze Türme selbstbewußt, etwas lächerlich, aber doch vertraut und geliebt über die Ebene der menschlichen Begebenheiten hinwegsehen.

Es sind nicht so sehr die Menschen als die Landschaft, die in diesem Buch geschildert wird. Es ist ein Stimmungsbuch. Die Idee liegt nicht in dem Schicksal dieses oder jenes Menschen, sondern in der Stimmung der verschollenen Stadt, die unübertrefflich in skurrilen und heroischen Einzelheiten gemalt wird.

Wer Wert darauf legt, daß die deutsche Literatur nicht vollkommen unter die Räder kommt, wer den Begriff der Qualität der sensationellen Aufmachung vorzieht, soll den neuen Roman von Leonhard Frank nicht vergessen.

Richard Huelsenbeck

Der münchner Film

Es gab eine Zeit, kurz nach dem Krieg, in der München auf die krampfhaften Versuche verfiel, das deutsche Hollywood zu markieren. Filmgesellschaften und Filmateliers schossen pilzartig aus dem Boden, Männer, deren ehrsam bürgerliche Berufe mit der Kunst in keinerlei Beziehung standen, griffen beherzt zur Regisseurpfeife und verzauberten damit ihre bisherigen Gschpusi's zu Filmstars, um sie herum aber scharten sich beschäftigungslose Leutchen mit den Resten ihrer sonsthin versetzten Garderobe zur „Edelkomparserie" zusammen. Unter dem Feldgeschrei: „Den damischen Berlinern woll'n wir's zoag'n!" ging man daran, die mühsam erhobenen Kriegsgewinne einiger, in der Filmbranche noch unbewanderter Großkopfeter für die Belange der münchner Filmindustrie flüssig zu machen. Allwo du im Isartal hinsahst, brausten verwegene Cowboys, denen das treubiedre „Oans — zwoa — drei — g'suffa!" aus den Augen glänzte, und die weniger durch Pferd und Reitkunst als das Maskenverleihgeschäft Diringer glaubhaft gemacht wurden, durch die Büsche, an den Gestaden des Wörth-Seechens entwickelten sich trojanische Seeschlachten zu gaudihaftem Volksfest, und unter den Jupiterlampen der Ateliers wurden zwischen zwei Weißwurstpausen Laster begangen, wie sie nur eine mitternächtlich schwüle Köchinnenphantasie ersinnen kann.

Zu ihrem äußersten Befremden mußten jedoch die Geldgeber bald bemerken, daß ihr Kapital noch flüssiger wurde, als es in ihrer Absicht gelegen hatte, es schwamm ihnen nämlich davon, ohne eine erkennbare Spur auf der Habenseite zu hinterlassen. Die Filme wurden zwar gedreht, aber als sie der Öffentlichkeit überantwortet werden sollten, da weigerten sich selbst die letzten Hinterwäldler unter Bezugnahme auf ihren Kulturstand, den in München-Hollywood entstandenen Schauerg'schichteln Aufnahme zu gewähren. Auf diese Weise starb eine Reihe von Filmgesellschaften automatisch ab, und als schließlich eine um ihr Vermögen und den Wert eines falschen Gebisses geprellte Geldgeberin auf dem Bahnhof Schliersee ihren Bergstock am Haupt eines Film-

unternehmers entzwei schlug, wirkte dieses energische Verhalten der Dame auf die Anwärter weiterer Filmschwindeleien etwas abschreckend. Als Restbestand blieben nur wenige Filmgesellschaften zurück, die sich, dem Zuge der Vertrustung folgend, im „Emelka"-Konzern zusammenschlossen. Eine von ihnen, die „Ewe", konnte allerdings auch dieser Anschluß nicht mehr vor der Pleite retten, gegen die sie, seit Jahren schwer verschuldet, anzukämpfen hatte. Ihr Direktor Erich Wagowski hat sich bei Eintritt der Katastrophe entleibt, und wenn auch der Grund des Selbstmordes von der münchner Presse verschwiegen wurde, so konnte die Öffentlichkeit doch nicht darüber getäuscht werden. Dieser Wagowski war zum mindesten ein tüchtiger Geschäftsmann, und der Ruin seiner „Ewe" ist nur daraus zu erklären, daß es München nicht vermocht hat, neben der „Emelka" noch andern Schund produzierenden Gesellschaften genügend Raum zu gewähren. Denn wie sich die Gesellschaften auch nannten und nennen, ihre Erzeugnisse haben sich niemals über die Mittelmäßigkeit erhoben, zum großen Teil waren sie, gelinde gesagt, schlecht. Die Tatsache, daß sich der münchner Film keinen Namen zu machen wußte, der über die Zone bayrischer Provinzialstädtchen hinausgereicht hätte, mag um so verwunderlicher erscheinen, als München durch die Naturschönheiten seiner Umgebung, die Nähe der Alpen, Italiens und der Schweiz als „Filmstadt" besonders begünstigt erscheinen könnte. Die ihr von der Natur reichlich gebotenen Vorteile wußte jedoch die münchner Produktion nicht besser auszuwerten als zu einer belanglosen Staffage für eine alberne „Handlung". Denn mit dem Manuskript beginnt bereits die Minderwertigkeit des münchner Films. Es muß seltsam berühren, daß in einer Stadt, der noch immer der Ruf künstlerischer und geistiger Qualitäten traditionsgemäß anhaftet, „Filmautoren" zu Ansehen (und Geld) gelangen, deren literarisches Empfinden von jedem Südseeinsulaner beschämt würde, und deren geistige Tätigkeit darin besteht, den Kompost der gesamten Weltschundliteratur nach den Körnern filmverwertbarer „Ideen" zu durchpicken. Für den Tiefstand der münchner Produktion zeugen am anschaulichsten die von der „Emelka" produzierten „Studentenfilme". Es genügt uns vollkommen, die saufenden, randalierenden und mit ihren zerschundenen Schädeln paradierenden Käppchenmänner gelegentlich in natura beobachten zu müssen, und es würde sich für die „Emelka" erübrigen, diese von Bierdunst umwitterten Gestalten einem p. p. Publikum öffentlich vorzustellen.

Angesichts der „Ufa"-Krise mag sich die „Emelka" ins Fäustchen gelacht haben, denn ihre finanziellen Fundamente scheinen gesichert. Besäße sie nur das bescheidenste Maß von Selbsterkenntnis, so müßte sie gestehen, daß sie selbst längst dazu reif wäre, von Hugenberg mit ihrer gesamten Ramschware verschluckt zu werden.

Philo

Liebe Weltbühne!

Das war an der nordafrikanischen Küste, da schlugen sich die Soldaten Mussolinis mit den Eingeborenen herum, die die Unverschämtheit hatten, ihr Vaterland zu verteidigen. Im Schützengraben vor dem Sturmangriff. Die Truppe zögert . . .

Da rückt ein junger Offizier den Sturmhelm fester, klettert die kleine Holzleiter empor und stürzt, mit geschwungenem Säbel, auf den Feind. „Avanti —!"

Er läuft etwa hundert Meter, dann dreht er sich um. Er ist ganz allein. Seine Kompagnie ist im Schützengraben verblieben, Köpfe werden sichtbar . . . Und er hört ein hundertfaches Händeklatschen:

„Bravo, Capitano, bravo, bravo —!"

Antworten

Museumsdiener. Eine Ihrer ausgestopften Puppen regt sich. Dem Geräusch nach zu urteilen, muß der Deserteur von Doorn irgend ein Buch geschrieben haben, das nicht so gut geht, wie der Verleger das erwartet hat. Weil wir vor Weihnachten sind, wo der Partriotismus zu höchsten Rabattsätzen besonders hoch aufloht, läßt dieser Verleger, ein Herr Köhler aus Leipzig, einen Prospekt zirkulieren, in dem das Buch des republikanischen Pensionärs angepriesen wird. Soweit ist das eine Sache, die keinen vernünftigen Menschen angeht. Der Prospekt enthält aber neben den erschütternden Zeugnissen des Pastors Otto Kleine aus Philadelphia und lobenden Urteilen der „Freien Presse für Texas" wüste Beschimpfungen Emil Ludwigs sowie unanständige Verdächtigungen des Verlages Rowohlt. „Als Antwort auf die von interessierter Seite billig in Massen verbreitete Ausgabe von Emil Ludwig, eigentlich Ludwig Cohn, „Wilhelm der Zweite" . . ." Es ist schade, daß die gute Volksausgabe des Ludwigschen Buches nicht noch billiger ist; ihr Erfolg wäre noch größer, als er es jetzt schon ist, und wir empfehlen das Buch auch heute noch als gutes Geschenkwerk. Eine „interessierte Seite", die das Buch in Massen verbreitet hätte, gibt es leider nicht; dieser Satz hat Herrn Köhler rechtens eine Klage wegen unlautern Wettbewerbs eingetragen. Die Verbreitung seines Prospektes ist ihm durch einstweilige Verfügung untersagt. Was nun das Argument zur Rettung der Monarchie angeht, daß Emil Ludwig eigentlich Cohn heiße, was nicht wahr ist, so ist nur zu bedauern, daß er nicht Mandel Taubengewitter heißt. Denn der emsige Leipziger Verleger, der da dem kaiserlichen Geschreibe einen Absatz verschaffen will, den es nicht haben wird, verkennt, daß nicht der Schriftsteller Emil Ludwig zur Debatte gestanden hat, sondern ein Ausreißer, der aus dem von ihm ruinierten Unternehmen den letzten Groschen herauspreßt, und der allen Anlaß hat, aus der öffentlichen Debatte zu verschwinden und das zu tun, was Millionen seiner Kriegsopfer unter der Erde tun, auf der er, ungeadelt von seinem Schicksal, weiterleben darf: zu schweigen.

T. F. Das ‚Deutsche Adelsblatt' widmet einer frühern Fürstin Lippe diese schwungvollen Sätze: „Besondere Aufmerksamkeit widmete Fürstin Elisabeth dem Landeskrankenhaus, das sie fast täglich besuchte. Hier offenbarte sich am unverhülltesten ihr warmes Herz. Manch armen Leidenden hat sie dort nicht nur über schmerzensreiche Stunden hinweggeholfen, sondern durch tatkräftige Hilfe auch den Mut zum Weiterleben gegeben. Die ärmliche Ausstattung des Krankenhauses heben, war eine der Hauptbestrebungen Elisabeths. In ihrem Wohnzimmer im Palais am Reichenberg stand neben dem Spinnrad eine Nähmaschine. Unzählige Bettbezüge sind dort entstanden und an das Krankenhaus geliefert worden. Der Fürstin fleißige Hände ruhten eigentlich nur, wenn sie schlief. Auf Reisen, während der Eisenbahnfahrt, ja selbst im Theater, im Schutz der Logenbrüstung, strickte sie Strümpfe, Mützen, Seelenwärmer oder häkelte blaue Börsen und Beutel." Der christliche Adel teutscher Nation ist nicht immer so fromm beschäftigt gewesen.

Frau Studienrätin S. D., Kolberg. Sie schreiben an Peter Panter: „Mit größtem Interesse habe ich Ihre Besprechung des „Ulysses" in der ‚Weltbühne' gelesen. Noch kurz vor seinem Tode habe ich meinem Freunde, H. G. Scheffauer, eine ausführliche Besprechung des sonderbaren Buches geschickt, worauf er aber nicht mehr eingegangen ist. Unlängst, auf einer Reise, sah mich Ihr Satz: „Ich habe noch keinen Mann gesehen, der den englischen Text von Ulysses ge-

lesen und verstanden hat", so herausfordernd an, daß ich Ihnen mitzuteilen beschloß, es gäbe mindestens eine Frau, die diese Arbeit bewältigt hat, und zwar in einer Woche. Ich habe mir das Buch über Paris besorgt, nachdem ich diesen Sommer in London in einem amerikanischen Buchladen mit frommem Augenaufschlag abgefertigt worden war: „Das dürfen wir nicht einführen". Es sind sicher weniger Obszönitäten, vor denen die Puritaner Angst haben, als die staatsfeindlichen Züge, Intimitäten aus der Königlichen Familie, zum Beispiel jene wunderbar feinen, begeisterten Partien über Irland, die der Ire James Joyce predigt oder singt wie ein Barde der Vorzeit. Ich halte es für unmöglich, diesem Buch durch eine noch so kunstvolle Übersetzung gerecht zu werden. Übrigens wurden von der 3. Auflage 500 Stück in New York verbrannt, von der 4. von 500 Stück 499 in New York beschlagnahmt und die 1. und 4.—8. Auflage wurden in Paris gemacht. Warum der Verfasser es „Ulysses" nennt, wird sich hoffentlich bei der zweiten Lektüre klären. Will er aus einem einzigen Dubliner Tag eine Odyssee machen? Will er nach dem Vorbilde des großen Wanderers, des verliebten Abenteurers, auch jemand auf der Wanderfahrt zeigen, das menschliche Tier, den wandernden Juden, den heimatlosen, entwurzelten Iren? — —" Eben daß man nichts weiß, hält Peter Panter für ein Manko des Buches.

Pastor. Sparen Sie sich die stimmungstriefenden Festbetrachtungen, lassen Sie die frohen Botschaften. Noch ist Max Hölz nicht frei. Noch sind die politischen Gefangenen nicht frei. Ein lang erwarteter achtzigster Geburtstag ist lange vorbei . . . Oder gibt es die nächste Generalamnestie am 27. Januar 1929 . . . ?

Hamburger Weltbühnenleser treffen sich jeden Montag Abend, 8¼ Uhr, in der Detaillistenkammer, Neue Rabenstraße 27/28. Nächste Zusammenkunft: Montag, den 2. Januar 1928.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 11958.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 152
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.
